Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

FOUNDED
Hackley Public Library,
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1878.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

N. Campus
AP
30
.S17
19
v.2

Los Angeles Public Library

15405-4

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Schwager Ernst. Novelle von *Theodor von der Ammer* . . .	769
Aus fernen Tagen. Lieder von *Georg Freiherr von Dyherrn* . .	792
Pius IX. Von *H. Schwerdt*	794
Jubellied eines Amerikaners. Von *Bayard Taylor*	803
Leo XIII. Von *H.*	804
Die Memoiren des Quirinal. Von *F. Arndt*	807
Nemesis. Novelle von *Ida Barber*	817
Bilder aus Reinekes Leben. Von *O. von Krieger*	855
Im Karst. Novelle von *E. Vely*	897
Aus dem alten Reich. Gedichte von *Albert Moeser*	932
Eine seltsame Gemeinde. Culturbild von *F. Meister* . . .	934
Conversazione. Von *Alfred Friedmann*	948
Der pädagogische Werth der Entwickelungslehre. Von Dr. *Otto Zacharias*	949
Der Wolf im Schafspelz. Novelle von *Gottfried Böhm* . . .	952
Theorie und Praxis. Von *Ernst Eckstein*	967
Moderne Lyrik. Von *Otto Hammann*	969
Aus der Welt der Farben. Von *Gustav Heyer*	977
Die Berliner Künstlerinnen und ihr Salon. Von *G. F.* . . .	982
Eine Ballscene aus dem Berliner high life. Von *Arthur von Loy*	985
Die Perle. Von *A. von Lüttwitz*	987
Neue Lieder von Robert Franz	988
Die Frau zweier Männer. Novelle von *F. von Stengel* . . .	1025
Das Schillerkränzchen. Von *Ernst Eckstein*	1053
Die Glockenblume. Von *Alfred Friedmann*	1061
Reisebriefe aus dem Elsass. Von einem norddeutschen Officier 1062. 1186.	1345
Wohin? Von *Murad Efendi*	1075
Hygiäa. Historische Novelle von *Karl Nissel* . 1076. 1223.	1360
Meine Freundin. Von *Franz Hirsch*	1101
Der Heros des Aufklärungszeitalters. Von *J. Dungern* . . .	1102
Dresdens Theaterschattenseiten. Von *Justus Ehrlich*	1115
Botanische Studien. Von *F. H.*	1117
Zur Naturgeschichte des Weibes. Von Dr. *Otto Zacharias* . .	1118
Im Joch der Schönheit Novelle von *Emil Marriot* . . .	1153

Seite

Der Evangelist der Natur. Von *J. Dungern* 1175
Wiedergewonnen. Lustspiel in einem Akt von *Otto Franz Gensichen* 1201
Unvergesslich. Von *Georg Böttticher* 1237
Die Pilgerfahrt der Katze. Nach dem Englischen von *R. Schmalz* 1238
Bei Victor Hugo. Von *Paul d'Abrest* 1249
Spätfrühling. Novelle von *Karl Herold* 1281
Ein deutscher Bauernsohn. Erinnerungsblatt von *Louise von François* 1290
Napoleon I. als Schriftsteller. Von *Hermann Pilz* 1302
Die Schule der Liebe. Novelle von *D. Dunker* 1312
Sommernachtstraum Von *Emil Heinicke* 1342
Der Erbprätendent der Pharaonen Von *L.* 1343
Die Wiener in Berlin Kaffeehausphotographien von *P. von Spielberg* 1375
Beauté de diable. Novelle von *E. Vely* 1409
Richard Wagner's musikalischer Stil. Von *Ludwig Nohl* . . 1445
Joseph Lewinsky. Eine Federzeichnung von *Julius Hart* . . 1458
Die Todtenwacht 1463
Das Bild Tizian's. Novelle von *Alfred Friedmann* 1465
Bilder aus dem französischen Landleben. Von *Gustav Droz* . 1484
An das Publikum 1492
Des Königs Tänzerin. Historisches Genrebild von *Fr. von Hohenhausen* 1493
Frauenfüsse 1497
Der Mann der Gegenwart. Zeitgemässe Skizze von *Edwin Bormann* 1501
Aus der Gesellschaft . . 860. 991. 1125. 1252. 1381. 1506
Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen . 874. 1001. 1130. 1256. 1388. 1514
Neueste Salonlectüre 879. 1006. 1136. 1262
Salonpost 880. 1007. 1135. 1268. 1392. 1520
Neueste Moden . . . 881. 1009. 1137. 1265. 1393. 1521

Kunstblätter.

Reineke auf der Entenjagd.
Reineke auf der Rebhuhnjagd.
Papst Leo XIII.
Ungebetene Frühstücksgäste.
Mama's Geburtstag.
Heimkehr von der Alp.
Jean Baptiste Faure.
Schwarzwild zum Wasser gehend.
Botanische Studien.
Liebe Gäste.
Voltaire.
Lützelstein.
Im Grünen.
Jean Jacques Rousseau.
Ein Nachtlager auf der Alm.
Auf der Alpenweide.
Beim Frühstück.
Halim Pascha.
Sonnenaufgang auf dem Rigi.
Im Café Bauer in Berlin.
Gut getroffen!
Wilderers Ende.
Joseph Lewinsky.
Wildbachspartie bei Interlaken.

DER SALON

für

Literatur, Kunst und Gesellschaft.

INHALT.

		Seite
I.	Schwager Ernst. Novelle von *Theodor von der Ammer*	769
II.	Aus fernen Tagen. Lieder von *Georg Freiherr von Dyherrn*	792
III.	Pius IX. Von *H. Schwerdt*	794
IV.	Jubellied eines Amerikaners. Von *Bayard Taylor*	803
V.	Leo XIII. Von *H.*	804
VI	Die Memoiren des Quirinal. Von *F. Arndt*	807
VII.	Nemesis. Novelle von *Ida Barber*	817
VIII.	Bilder aus Reinekes Leben. Von *O. von Krieger*	855
IX.	Aus der Gesellschaft Berlin. Wien. Von *Figaro*	860
X.	Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen	874
XI.	Neueste Salonlectüre	879
XII.	Salonpost	880
XIII.	Neueste Moden	881

Verlag von A. H. Payne in Leipzig.

APPROVED

Reiche auf der Entenjagd.

Nach dem Gemälde von W. v. Watter auf Holz gezeichnet von W. Perche

Der Salon.

Schwager Ernst.

Novelle von **Theodor von der Ammer.**

I.

Still war es im Schlosse Tegernheim geworden. Die Gäste, welche sechs Wagen von der Eisenbahnstation am Nachmittage herübergebracht hatten, waren nach einem kurzen, schweigsamen Abendmahle in die ihnen angewiesenen Zimmer des geräumigen Gebäudes gegangen. Der prächtige Park lag, im Mondlichte gebadet, schweigend am Abhange des steilen Hügels, auf dessen Gipfel das Schloß weit in die Gegend ragte, in seiner ganzen Bauart sich als ehemaliges Kloster kennzeichnend. Nur die Birken und Ulmen flüsterten leise, und aus dem Schallloche des kleinen, schwerfälligen Thurmes flatterte gespenstisch eine schwarze Fahne, vom Nachtwind bald als glatter Streifen in die blaugrüne Luft gejagt, bald wellenförmig hin und her geschüttelt. Still wars in der weiten, hochgewölbten Vorhalle, von deren Wänden schwarze Draperien faltig herabwallten. Still, todtenstill war es in der kleinen Schloßcapelle. Auch hier hingen über die Wände herab schwere, schwarze Tücher mit dem gräflich Tegernheim'schen Wappen in der Mitte. Narkotischer Blumenduft erfüllte den Raum, vermengt mit dem Geruche brennender Wachskerzen. Ein leiser Windhauch, der sich hier und da durch eine Spalte der verhüllten Fenster schlich, ließ die Flammen wie feurige Zungen unruhig tanzen, und sie warfen ihre Schatten auf das bleiche Todtenantlitz Dessen, der hier schlief, um nicht wieder zu erwachen. Außer weiß behandschuhten Händen, die ein Kreuz hielten, umsäumt von rothen, goldgestickten Aermelaufschlägen und hier und da einem blitzenden goldenen Knopf sah man nichts von dem mit Blumen und Kränzen vollkommen bedeckten Körper bis zu den Schultern, die mit schweren, goldenen Epaulettes aus diesem bunten, duftenden Garten hervorragten.

Auf einem weißen, gestickten Kissen lag ein von vollen, schwarzen Haaren umsäumtes Haupt mit feinen Gesichtszügen, denen der Tod den Hauch des Vornehmen nicht genommen hatte. Unter der schmalen, leicht gebogenen Nase schmückte ein schwarzer Henri quatre den kleinen Mund, dessen volle Lippen schön gewesen sein mußten, als noch die Farbe des Lebens in ihnen wohnte. Keine häßliche Verzerrung malte sich in dem länglichen Gesicht, nur die Wangen waren ein wenig eingefallen und schwarze Schatten lagen darauf; die Nasenöffnungen waren von der Anstrengung des letzten Athemzuges noch weit geöffnet. In einem finsteren Winkel der Kirche, wohin das Kerzenlicht nicht drang, kauerte ein altes Weiblein; es war die Seelennonne*) des Dorfes. Sie sah mit starren Augen nach dem in einem Lichtmeer ruhenden Körper, und ihre Lippen bewegten sich mechanisch, während ihre dürren, runzligen Hände die Perlen eines Rosenkranzes drehten.

Da lag er in der Blüthe seiner Jahre, der reiche Graf Tegernheim,

*) Leichenwärterin.

reich an Gütern, reich an Orden, die auf dem Sammetkissen zu seinen Füßen glänzten, der gefeiertste Cavalier der Residenz, der Abgott der jungen Damenwelt, der Sieger über so viele Frauenherzen, der ohne Lüge hatte sagen können, daß er nie eine Schlacht verloren. Als in diesem Körper noch ein Geist lebte, war es ein feuriger, witzsprudelnder, Alles mit sich fortreißender Geist, und als diese bleichen Lippen noch korallenroth unter dem schwarzen Haar des Bartes hervorglänzten, war ihr halb fröhliches, halb spöttisches Lächeln eine glänzende Waffe gegen manchen mit eiserner Sprödigkeit gepanzerten Gegner. Wenn diese Waffe nicht siegte, dann waren es die jetzt lebensmüde geschlossenen Augen, die schwarz, so schwarz, daß die sie umgebende Weiße einen bläulichen Schimmer bekam, durchdringend und in ihrem blendenden Leuchten die heißen Flammen in der Brust des Mannes verrathend, das stolzeste, unnahbarste Weib magnetisch fesselten, wie der Blick des Löwen das Gethier der Wüste starr, bewegungslos an die Stelle bannt und ihm das Blut gerinnen macht. So, mit diesen Lippen, mit diesen Augen hatte er Viele, sehr Viele an seine Brust gezaubert. So kam es, daß, wenn er hoch aufgerichtet, strahlenden Blickes, mit sardonischem Lächeln, das Bild des modernen Don Juan, in eine Versammlung schöner Frauen trat, bald schüchtern, bald kühn verheißend die schönsten Augen sich auf ihn richteten. Dann war der Tag gekommen, wo er alle diese Blicke, die er sonst so freundlich beantwortete, nicht mehr zu bemerken schien, wo Niemand mehr sich mit der Hoffnung schmeicheln durfte, zu erfahren, welch' einen Zauber dieser Mann in seinem Inneren verschloß. Er wurde nicht mehr in der Residenz gesehen. Die Perle einer Provinzstadt war es, auf die er hastig zuschritt, wenn er sie nahen sah, auf die sein feurigster Blick sich flehend, begehrend richtete. Sie war die Erste, die ihm länger als einen Abend kalt in die dämonischen Augen sehen konnte. An ihr lernte er aber das ganze Rüstzeug seiner Kraft selbst erst kennen, und niemals hatte er einen solchen verschwenderischen Aufwand mit den besten seiner Gaben gemacht, wie damals. Dennoch widerstand sie ihm, machte ihn zum Rasenden, der, nachdem er sein Bestes umsonst ausgegeben hatte, nicht durch die Waffen seiner eigenen Kraft Sieger wurde, und die Besiegte an den Traualtar führte.

Auf der Höhe, gerade dem Antlitz des Todten gegenüber, befand sich eine kleine Loge, die, wie die ganze Kirche, schwarz drapirt, vorn an der Brüstung das gräflich Tegernheim'sche Wappen trug. Leise klirrte die Glasthüre, die vom Schlosse in die Loge führte; ein stärkerer Luftzug drohte die Wachskerzen auszulöschen. Das alte Weib in seiner Ecke starrte mit aufgerissenem Munde in die Höhe. Dann kehrten ihre Blicke beruhigt nach der alten Richtung zurück und ihre Lippen bewegten sich wie zuvor, ihre Finger drehten wieder den Rosenkranz. Oben in der Loge stand ein schwarz gekleideter Mann. Die von dem Lichtmeere röthlich bestrahlte Gestalt war groß, kraftvoll; man hätte ohne zu große Uebertreibung sie colossal nennen können. Der von einem langen, schwarzen Vollbart umrahmte Kopf zeigte auch in dem schwankenden Lichte der Kerzen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen des Todten. Nur war in dem Kopfe des Lebendigen nicht jene Feinheit der Zeichnung, jene vornehme, fast zarte Bildung der einzelnen Theile zu finden. Die breite, hohe Stirne war nicht so glatt, sondern zeigte Vertiefungen, die kreuzweis laufend durch entsprechende Erhöhungen dieselbe in vier Theile zu theilen schienen. Unter starken, von buschigen Brauen bedeckten Augenknochen lagen tief in ihren Höhlen zwei funkelnde Kohlen in starrer

Bewegungslosigkeit. Es war nicht der leuchtende, Glück und Triumph strahlende, sanft eindringende, begehrende Blick, den Graf Hugo von Tegernheim besessen hatte. Trotz, finstere Leidenschaft oder ungestüme Energie sprachen aus diesen starren Blitzen, die unwillkürlich an das Auge eines Stieres erinnerten, der mit gesenktem Nacken auf den Gegner losstürzt. Diese Aehnlichkeit bot auch die Haltung seines Kopfes, der sich mit dem Kinne auf die Brust stützte, während die Arme sich, noch berührt von den Spitzen des langen Bartes, am unteren Theile der Brust kreuzten.

Lange stand Graf Ernst von Tegernheim, der Bruder des Todten und jetzige Besitzer sämmtlicher Majoratsgüter, so, die Leiche nicht betrachtend, sondern durchbohrend, als wollte er sie versengen; vielleicht auch, als wollte er etwas mit Gewalt aus ihr herauspressen, als sollte dieser furchtbare Blick sie noch einmal zum Reden bewegen.

Er hörte ein leises Knistern hinter sich und wendete sich um. Im weißen, reich mit Spitzen besetzten Nachtgewande stand ein bleiches, wunderbar schönes Weib vor ihm. Die blasse Farbe des classischen Gesichtes hob die helle Röthe der feuchten Lippen. Das dunkle, große Auge, an den Rändern röthlich gefärbt, hatte einen wehmüthigen Glanz. Dicht floß das schwarze Haar über die Schultern und verhüllte auch vorne den weiten Ausschnitt des Nachtgewandes. Nur zuweilen schimmerte es zwischen den Haarsträhnen wie Schnee hindurch. Die kurzen Spitzenärmel, die nur bis zum Ellenbogen reichten, ließen den schönen Arm und die feingeformte Hand frei. Faltig, in einer langen Schleppe endend, umwallte das lichte Kleid den schlanken und doch formenreichen Körper, dessen Contouren sich unter dem dünnen Gewebe in leisen Schatten und Falten kundgaben.

„Sie hier?“ hauchte die Dame und trat einen Schritt zurück, während ihre Augen sich wie unter dem Eindrucke des Schreckens erweiterten und die junonische Brust sich dehnte, daß das darüber hinwegfallende Haar sich wie schwarze Fluth hob und senkte.

„Ja, ich bin hier!“ sagte der Graf leise, und das Auge jetzt ebenso durchdringend, wie vorher auf die Leiche, auf sie werfend, fuhr er fort: „Ich wollte Zwiesprache halten mit dem Todten; ich wollte ihn mit Gewalt zum Reden zwingen; aber es war vergebens. Er kann mir nicht mehr sagen, was ich wissen will. Können Sie es vielleicht, Frau Schwägerin?“ Er hatte dabei die zarte Haut ihres Armes berührt. Rasch zog sie ihn zurück und sagte: „Was wollen Sie?“

„Das können Sie fragen, Louise? Was ich will? Hören will ich, ob der Todte da ein gewissenloser Dieb war, oder —“

„Was oder?“ frug die Dame sich aufrichtend und maß den Sprecher mit einem vernichtenden Blicke.

„Oder ob ihm freiwillig gegeben worden ist, was mir gehört. Das wollte ich wissen, Louise.“

„Nun wohl, Herr Schwager, Sie haben Ihre Rechte verloren, weil Sie nicht würdig waren, dieselben zu behaupten.“

„Wer wagt das zu sagen?“

„Ich sage es Ihnen, ich, die Sie getäuscht, die Sie betrogen haben. Damit Sie noch mehr wissen, ich lernte Hugo lieben, nachdem ich Sie verachten gelernt hatte. Jetzt lassen Sie mich allein mit ihm.“

„Gut, Louise, bleiben Sie allein mit ihm, mit dem geliebten Manne. Er hat Sie belogen, ich ahne es, und durch Lüge hat er mir Ihr Herz ge-

stohlen, und Sie, Sie haben sich gern belügen lassen, um einen Vorwand zu haben, meineidig zu werden. Der Todte spricht nicht mehr, und mit einem Todten ist nicht mehr zu rechten. Aber, Louise, mit Ihnen will ich rechten. Nicht umsonst bin ich in der Welt herumgezogen mit meinem Schmerze, um jetzt das Erbe meines Bruders anzutreten. Mein Erbe zu holen bin ich da, und Sie sind der werthvollste Theil davon. Ich verzeihe Ihnen, was Sie mir gethan haben, denn ich liebe Sie, liebe Sie noch mehr, seit man Sie mir gestohlen hat. Er soll aufstehen und soll es mir verwehren, daß ich sage, nicht als Erbe, nur als zurückgegebenes Gut, das mir widerrechtlich vorenthalten war, nehme ich Sie in Anspruch. Mit dem Gedanken bin ich hierher gekommen, und den Gedanken halte ich fest. Du bist mein, Louise, und nur der Lebende hat Recht, der Todte ist nichts."

Mit diesen Worten hatte er sie umschlungen und ehe sie sich wehren konnte, einen heißen Kuß auf ihre Lippen gedrückt.

„Elender!" sagte sie, ihn von sich stoßend. „Nicht einmal die Stätte des Todes ist Ihnen heilig. Ich hasse Sie, wie ich alles Verächtliche hasse!"

„Du wirst mich lieben lernen, Louise, wie Du mich einst geliebt hast, ehe man Dich ruchlos von mir riß!" antwortete Graf Ernst, und die Glasthür fiel klirrend hinter ihm zu.

In gedämpften, zuweilen heiser klingenden Tönen war die seltsame Zwiesprache geführt worden. Die Alte unten hatte nichts davon gehört, nur jetzt, bei dem Geräusch der Glasthür sah sie auf und bemerkte, daß die Gräfin auf dem schwarz verhängten Betstuhle kniete, das Gesicht mit beiden Händen verhüllt.

Das prunkvolle Begräbniß war zu Ende. Graf Hugo von Tegernheim ruhte in einem tiefen Grabe mit Steinen ausgemauert an der Kirchenwand neben seinen längst geschiedenen Eltern. Nach einem der ernsten Feier angemessenen luxuriösen, aber still genossenen Diner fuhren die vornehmen Trauergäste wieder nach der Bahnstation. Die Wagen kamen am Wirthshause vorüber, aus dem lautes Stimmengewirr, wüster Lärm drang. Einzelne Gestalten unter der Thüre, die den vorbeirollenden Equipagen nachsahen, verriethen in ihren Gesichtern, in der Haltung und der Art, wie ihre runden Filzhüte auf dem Kopfe saßen, daß hier die Todtenfeier auf eigenthümliche Weise abgehalten wurde. Aber nicht nur die Bauern, die zahlreich aus der Umgegend herbeigekommen und auf Kosten des neuen Gutsherrn mit Speise und Trank regalirt wurden, bezeugten dem Todten durch eine so energische Betonung des Lebens ihre Ehrfurcht, sondern auch die geistlichen Herren und die Lehrer, welche in der Herrenstube für ihre rituellen und musikalischen Dienstleistungen die Gastfreundschaft desselben genossen. Batterien geleerter Weinflaschen waren deutliche Zeugen, daß sich mit der Trauer um den Geschiedenen die Ausnützung der Gastfreundschaft des Lebenden recht wohl vereinen ließ. Ein fast undurchdringlicher Qualm erfüllte die Herrenstube. Er stammte von den feinen Cigarren, die in einem Kistchen vom Schloß herübergeschickt waren, um ebenso gedankenlos in die Luft gepafft zu werden wie das alltäglich gewohnte Pfälzer Kraut. Der Lärm hier war nicht viel geringer, als bei den Bauern drüben und eine neue Sendung von Weinflaschen, welche die Wirthstochter entkorkte, wurde sogar mit lautem Bravorufen begrüßt. Auf dem Lande giebt es eben wenig Gelegenheit zu festlichen Zusammenkünften. Außer der Kirchweih müssen Hochzeits- und Leichenfeste die Anlässe bieten, der Kehle und dem Magen ein besonderes Er-

götzen zu bereiten. Wenn dies noch dazu in schrankenloser Fülle auf fremde Rechnung geschieht, wer wird hier sentimental sein und um eines Todten willen, der nicht mehr lebendig zu machen ist, den Naturtrieb, bei Speis' und Trank von guter Beschaffenheit sich behaglich zu fühlen, ersticken? Auch Pfarrer und Lehrer sind auf dem Lande nicht aus so feinem Stoffe gemacht, um in einer starken Luft die grobsinnlichen Elemente des Daseins geschickt genug unter der Maske salonfähiger Heuchelei zu verbergen. Sie heuchelten schon genug, als sie dem Grafen Ernst, der auf einen Augenblick seine Gäste zu begrüßen kam, ihr Beileid bezeugen mußten, und die Lippe, die eben noch heiter gelacht hatte, sich in grämliche Falten zwang. Er zog sich bald zurück, und als er auf die Straße gekommen war, sagte er, vor sich hinlächelnd:

„Wozu sollen sie heucheln, wie wir Vornehmen? Es wäre ihnen kein Schmerz, wenn ich selbst ihnen nach acht Tagen dieselbe Festgelegenheit bieten würde. Natürlich! Es ist schön, wenn ein Reicher stirbt und soviel hinterläßt, daß bei einem Festschmause die Trauerversammlung zeigen kann, daß der Todte Nichts ist, und der Lebende allein ein Recht hat. Man kann es nicht geschmackvoll nennen, wie sie das Recht des Lebenden geltend machen, aber es bleibt doch wahr und ich bin ein Lebender."

Als er ins Schloß kam, ließ er sich durch einen Bedienten bei der Witwe des Verstorbenen anmelden. Sie stand mitten im Salon. Das lange, schwarze Trauerkleid hob die Vornehmheit ihrer Erscheinung, die jetzt etwas Düsteres hatte, da sie den Eintretenden mit den Worten begrüßte: „Was wünschen Sie von mir, Schwager Ernst?"

Sie waren nicht freundlich gesprochen diese Worte, sie klangen unwillig und die finstern Falten über der feinen, länglichen Nase waren keine Zeichen der Trauer um den Geschiedenen, sondern galten unzweifelhaft den vor ihr stehenden Lebendigen.

„Sie entschuldigen, Frau Schwägerin", sagte dieser, ein Actenstück in grauem Deckel mit kalligraphischer Aufschrift auf den Tisch legend, „ich muß morgen in Geschäften zu Gericht und möchte vorher wissen, ob ich zugleich nöthig habe, mich nach einer Wirthschafterin umzusehen."

„Darum fragen Sie mich?" sagte die Gräfin.

„Allerdings, weil diese Last, und als das betrachte ich es, vermieden werden kann, wenn Sie Ihre bisherige Stellung als Führerin des Hauses beibehalten wollen."

„Das werde ich nicht, Schwager. Nach dem Familienvertrage hat die Witwe eines Fideicommißbesitzes ihre Wohnung drüben im sogenannten Neubau, welcher für die selbstständige Menage derselben eingerichtet ist."

„Ich weiß das, allein ich dachte . . ."

„Was Sie dachten ist aus mehrfachen Gründen undenkbar. Ich würde meine Rechte ohnehin verzichten; allein das mir zukommende Witwengeld von zweitausend Gulden ist mit der Nothwendigkeit verbunden, hier einen Wohnsitz zu behalten. Sie kennen meine Verhältnisse, ich habe kein genes Vermögen, bin also gezwungen mich dieses Rechtes zu bedienen. Ich will aber nicht mehr als gerade dieses und besitze auch den Muth jeden Mißbrauch der darin enthaltenen Consequenzen abzuweisen. So viel ich weiß, ist die Wohnung vollständig hergerichtet und ich werde sie sogleich beziehen."

„Thun Sie das, Frau Schwägerin, und entschuldigen Sie, daß ich so ungeschickt war, nach Ihrer Ansicht Undenkbares zu denken. Vielleicht finde

ich im Städtchen gleich eine passende Person als Wirthschafterin, um nicht genöthigt zu sein, wenigstens in der ersten Zeit mit Ihnen gemeinsam menagiren zu müssen."

„Sie würden mich dadurch sehr verbinden."

„Ich will mein Möglichstes thun, Sie nicht zu belästigen."

„Wünschen Sie sonst noch etwas, Herr Schwager, mit mir zu besprechen?"

„Vorläufig nichts, als daß ich um Vergebung bitte, gestern, eben erst angekommen, im Anblicke des Todten thörichte Hoffnung gehegt, wahnwitzige Erinnerungen aufgefrischt und Sie geküßt zu haben. Es war eine Tollheit, die Sie mit momentaner Aufregung entschuldigen wollen. Sie verachten mich, ich bin zu stolz mich zu vertheidigen, und so werden wir wohl am Besten begraben sein lassen, was begraben ist, den Todten nicht nur, sondern auch, was mit ihm zusammenhängt. Nochmals vergeben Sie. Ich werde Ihnen in keiner Weise lästig fallen."

„Es ist gut, Schwager Ernst! Ich würde mich auch gegen eine Wiederholung solcher Beleidigungen zu schützen wissen."

Schweigend verneigte sich Graf Ernst. Seine Schwägerin antwortete mit einer Neigung des Kopfes gegen die Brust.

„Sei still mein Herz!" sagte er, die Hand an seine Brust legend, als er in seinem Zimmer am Fenster stand. „Thöricht genug, daß ich nicht anders kann, als sie lieben; aber, ob ich das Geheimniß erfahre oder nicht, eher will ich verschmachten vor Sehnsucht, als ihr noch einmal sagen, daß ich sie liebe, wahnsinnig liebe, ehe sie nicht zu meinen Füßen um Vergebung fleht. Sie wird lange dazu brauchen, denn ich kenne sie, aber das ist die einzige Rache für so viel Schmerz, daß ich ihr nicht helfe. Freilich ist es eine Rache, die vorerst ihre Spitze gegen mich selbst kehrt!"

II.

Graf Tegernheim trat eben aus dem Landgericht heraus, als er hinter sich eine helle Stimme hörte: „Das ist Graf Ernst!" Er wendete sich um und sah eine alte, einfach gekleidete Frau an der Seite eines hochgewachsenen hübschen Mädchens von etwa siebzehn Jahren. „Sehe ich recht, Frau Fichtner, das kleine Mariechen!" rief er und schritt auf die Beiden zu. Diese grüßten respectvoll. Dann sagte das als Mariechen angerufene Mädchen heiter; „Ich habe Sie doch erkannt, Herr Graf, obwohl Sie sich einen langen Bart angeschafft haben."

„Ja, ich habe mich verändert. Sie sind auch anders geworden. Statt des kleinen Kobolds, den ich auf den Knieen schaukelte, steht ein hübsches, junges Fräulein vor mir."

„Sagen Sie so etwas nicht, Herr Graf! Das Dingelchen ist ohnehin so eitel. Aber vergeben Sie vielmals, wir haben Ihnen noch gar nicht unser unterthänigstes Beileid ausgedrückt."

„Ich danke Ihnen. Es kam ziemlich unerwartet. Die Nachricht hat mich in Schottland getroffen, daß mein Bruder gefährlich krank sei, und als ich kam, war er schon todt. Doch ich wußte gar nicht, daß Sie hier leben! Was macht denn mein alter Freund Fichtner?"

„Ihm geht es gut", ich danke", antwortete die Frau. „Es ist mit der Gicht besser, seit er nicht mehr bei jedem Wetter in den Forst hinaus muß.

Aber gräfliche Gnaden haben doch gewußt, daß wir schon seit zwei Jahren pensionirt sind? Es würde meinen Mann freuen, wenn ihm Herr Graf die Ehre eines Besuches schenken würden", sagte Frau Fichtner schüchtern.

„Gewiß werde ich das. Ich habe ohnehin jetzt nichts mehr zu thun, als auf der Post einen Imbiß einzunehmen."

„Ah, da müssen der Herr Graf bei uns essen," fiel Marie ein. „Ich habe heute Leberknödel gemacht. Sie müssen schon gahr sein, bis wir heimkommen. Hoffentlich hat mir die Käthe nichts verdorben, während wir den kleinen Gang gemacht haben".

„Aber Kind, was fällt Dir ein", sagte Frau Fichtner ganz verlegen. „Der Herr Graf hat sich längst auf der Post ein Diner bestellt und wird nicht mit unserem kleinen Mittagsmahl vorlieb nehmen."

„Da irren Sie sich, liebe Frau! Fürs Erste ist die Post dieses ehrsamen Städtchens kein Hotel ersten Ranges, in dem ich besondere Leckerbissen erwarte, und fürs Zweite wissen Sie ja, wie oft ich bei Ihnen im Forsthause Wildpret in schwarzer Sauce und derartige Meisterstücke Ihrer Künstlerhand mit Heißhunger verzehrt habe. Wenn Sie daher keine anderen Gründe haben, die Einladung des Töchterchens nicht mit der mütterlichen Autorität zu unterstützen, so werde ich mit Freuden mich überzeugen, ob Fräulein Marie eine würdige Schülerin ihrer Mutter geworden ist."

„Gewiß, es wäre uns eine große Ehre", sagte Frau Fichtner, „aber —"

„Nun dann braucht es kein weiteres Aber!" versetzte der Graf. „Ich begleite Sie. Wohnen Sie hier in der Nähe?"

„Gleich da drüben in dem weißen Häuschen mit den grünen Läden", sagte Marie vergnügt die Gasse hinaufweisend.

Als sie in die ebenerdige, mit Rehgeweihen, ausgestopften Vögeln und Bildern aus dem Jagdleben ausgestattete Wohnstube traten, eilte Graf Ernst auf den pensionirten Förster zu und schüttelte ihm die Hand mit den Worten: „Mein lieber, alter Freund, wie geht es Ihnen? Es freut mich von Herzen den Mann zu sehen, der für meine physische Entwickelung Besseres geleistet hat, als mein Hofmeister für die geistige."

„Sehr viel Ehre, Herr Graf", sagte der Förster mit einer tiefen Verbeugung, „sehr viel Ehre."

Er war der Typus eines Jägers wie man ihn auf allen guten und schlechten Bildern gezeichnet und gemalt findet, mit kurz geschornem, weißen Scheitel, einem martialischen Schnurrbart im röthlichen Gesicht und einer kräftigen mittelgroßen Gestalt. Während des Mittagsmahles, das nun sogleich von Marie aufgetragen wurde, zeigte sich der Graf sehr redselig, lobte die Kochkunst des erröthenden, hübschen Mädchens, vergnügte sich an Erinnerungen der Knabenzeit und endlich sagte er: „Wissen Sie was, Fichtner, die Witwe meines Bruders will getrennt von mir wirthschaften. Ich brauche also Jemanden, der mir die Menage führt. Alte Weiber liebe ich nicht. Es ist nichts für einen Junggesellen so eine Alte um sich zu haben, bei der man schließlich nicht mehr weiß ob man noch Herr im Hause ist. Da dächte ich, es wäre nicht ganz ungeschickt, wenn ich Fräulein Marie zu mir nehmen würde. Sie hat in ihrer Mutter eine gute Lehrmeisterin gehabt, und das Bischen, was ich brauche, das kann sie gewiß."

„O gewiß! Man soll sein eigen Fleisch und Blut nicht loben, aber kochen kann unsere Marie, besser als wir es brauchen; von der Wäsche versteht sie so viel, wie die erste Kammerzofe, und Courage hat sie auch, so

jung sie ist, das Dienstvolk im Zaum zu halten. Das hat sie von mir gelernt. Denn eine Hausfrau ohne Courage, das ist schlechter noch, als wenn es dem Manne daran fehlt."

Der Graf lachte und sagte: „Nun wären wir ja am Ziele, wenn Fräulein Marie Lust hat."

„O gewiß", sagte diese glückstrahlend, in der Aussicht eine so wichtige Rolle wie die Haushälterin eines Schloßbesitzers spielen zu können.

Der Förster klemmte die langen Haare seines Schnurrbartes zwischen die Zähne und seine Augen irrten unruhig im Zimmer umher. Endlich sagte er mit sonderbarer Hast zu den Frauenzimmern:

„Geht in die Schlafstube! Ich möchte mit dem Herrn Grafen allein sprechen."

Als so geschehen war, sagte er mit stockender Stimme: „Herr Graf, was Sie mit unserem Mädel vorhaben, wäre sehr schön, sehr dankenswerth, aber es ist mein Kind . . ."

„Machen Sie kein tolles Zeug!" unterbrach ihn der Graf, „Sie dürfen mir Ihr Kind ruhig überlassen. Ich bin nicht mehr der stürmische Brausekopf von ehedem, lieber Alter! Mich hat so Manches gereift."

„So Manches!" wiederholte der Förster und ließ die Hand dröhnend auf den Tisch fallen.

„Was haben Sie denn, Fichtner?" frug der Graf erstaunt.

„Herr Graf, ich wollte Ihnen das Kind gern überlassen. Aber es geht nicht! Es wäre ein Glück für das Mädchen. Aber Sie können mein Fleisch und Blut nicht glücklich machen. Ich darf es nicht dulden!"

„Ja, aber Fichtner, sind Sie verrückt geworden? Keinen lieber als gerade Ihnen mache ich eine Freude!"

„O Gott!" seufzte dieser auf, die Hand an die Stirn pressend. „Sie wissen es aber nicht, daß ich ein Verbrechen, ein schmähliches Verbrechen an Ihnen begangen habe. Ich wäre zur Leiche gekommen, wenn ich es gewagt hätte, Ihnen unter die Augen zu treten. Aber es ist ein Wink der Vorsehung, daß Sie zu mir ins Haus gekommen sind! Vielleicht kann mein Geständniß jetzt etwas verbessern. Sie werden mich dann verachten als Ihrer Gnade unwürdig, aber ich will es gerne tragen, wenn es zum Guten führt."

„Was ist das? Sie hätten ein Verbrechen an mir begangen?"

„So hören Sie, Herr Graf. Als Sie im Felde standen, haben Sie Ihrem verstorbenen Herrn Bruder geschrieben, Sie hätten beim Abmarsch die Tochter Ihres Generals als Ihre Braut zurückgelassen. Graf Hugo kam durch Ihre entzückte Schilderung von der Dame auf den Gedanken sie kennen lernen zu wollen. Er begab sich in jene Garnisonsstadt, blieb dort einige Zeit und als er zurückkehrte, ließ er mich rufen. „Fichtner", sagte er zu mir, „Sie sind der Vertraute meines Bruders gewesen. Ihnen hat er alle seine dummen Streiche erzählt. Es muß sich einer darunter finden, den ich brauchen kann. Er hat das schönste, herrlichste Weib, das ich je gesehen habe, als Braut zurückgelassen, Fräulein von Langsdorf. Diese Dame muß meine Frau werden! Ich kann ohne sie nicht leben! Sie aber liebt meinen Bruder und darum ist sie kalt gegen mich, wie noch keine Dame war. Hier sind zweitausend Gulden, die sollen Sie haben, wenn Sie irgend etwas wissen, was meinen Bruder bei der Dame compromittiren würde." So sagte er und ich, ich Unglückseliger dachte an meine Marie, dachte an die schöne Aussteuer, die ich ihr einmal geben könnte und konnte nicht schlafen,

bis ich eines Tages zum Grafen ging und sagte: „Herr Graf, in der Residenz lebt ein junges Mädchen, mit dem Graf Ernst einmal eine kleine Liebschaft hatte. Ich weiß, wie das Mädchen heißt und will mit ihm reden. Es ist zwar schon mehrere Jahre her und Graf Ernst hat sich nicht mehr um die Kleine bekümmert, aber vielleicht läßt sie sich zu einer Intrigue herbei." Der Graf gab mir nochmals tausend Gulden, die sollte ich dem Mädchen bringen und die Sache arrangiren. Es war jene Julie Feiertag, die Sie einmal während des Urlaubs in der Nähe von Tegernheim bei verschwiegenen Bauersleuten wohnen ließen. Ich habe damals jeden Tag Ihre Briefchen besorgt. In der Hauptstadt angekommen, erkundigte ich mich auf der Polizei nach des Fräuleins Wohnung. Ich wurde in die äußerste Vorstadt gewiesen. Dort fand ich sie mit ihrer Mutter in höchst ärmlichen Verhältnissen. Sie hatte keinen Cavalier mehr als splendiden Galan, und war geworden, was solche Mädchen am Ende meistens werden. Ich trug mein Anliegen vor und meinte, ob sich nichts finden ließe, daß das Fräulein der vornehmen Braut gegenüber mit Ansprüchen oder Aussagen auftreten könnte. Das gesunkene Geschöpf hatte noch Ehrlichkeit genug mit Entrüstung zu erklären, zu einem solchen Handel gäbe es sich nicht her. Sie seien gut mit ihr gewesen, und nur ihre Schuld habe den Bruch des Verhältnisses herbeigeführt. Sie wolle Ihnen keinen Schaden thun. Aber wenn der Teufel ein Mädchen ganz vernichten will, so sorgt er für eine schlechte Mutter. Die alte Hexe, die von der Schande ihrer Tochter lebte, gab tausend Gulden nicht so zimperlich auf. Es war eine Scene zwischen den Beiden, vor der mir schauderte und endlich gab die Tochter unter Thränen nach. Ihre Briefe wurden hervorgeholt; sie hatte sie noch aufgehoben. In einem derselben fand ich eine brauchbare Stelle. Ich weiß nicht aus welchem Grunde Sie einmal dazu gekommen sind, den Satz zu schreiben: „Sei ruhig, mein Kind, die Aenderung meiner Verhältnisse stört unsere Liebe nicht im mindesten. Ich werde für Dich ein Plätzchen ausfindig machen, wo ich Dich immer sehen kann, und Du darfst mir gewiß glauben, daß ich nicht um zufälliger Rücksichten willen auf das Glück mit Dir verzichte." Der ganze Brief war im Uebrigen so gehalten, daß man nur das Datum um einige Jahre vorzurücken brauchte. Das that ich eigenhändig und brachte den so geänderten Brief dem Grafen Hugo. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn durch dritte Hand dem Fräulein von Längsdorf zuzuspielen. Die Dame war erschüttert, aber sie zweifelte noch. Da ließ Graf Hugo eine neue Mine springen. Es wurde der jungen Dame angedeutet, jenes Verhältniß habe Folgen gehabt, die noch am Leben seien. Die Dame that das Unerwartete und erklärte sie wolle sich selbst davon überzeugen. Jetzt wurde ich wieder zu jenem Mädchen geschickt und mit einem um ein paar Gulden von armen Arbeitern geliehenen Kinde wurde der Dame, die nach der Hauptstadt reiste und selbst die Wohnung der Verlornen betrat, eine Comödie vorgegaukelt. Man zeigte ihr das Kind als Ihr Kind. Von den Drohblicken der Mutter eingeschüchtert wagte Julie nicht anders als zu behaupten, Sie hätten Ihr eigen Fleisch und Blut allmälig im Stiche gelassen, und selbst Bitten um eine kleine Hülfe seien unbeantwortet geblieben. Was nun geschah, wissen Sie selbst. Hier ist mein Geständniß, Herr Graf! Ich darf nicht um Verzeihung bitten! Thun Sie mit mir, was Sie wollen."

Graf Ernst hatte den Erzähler ohne Unterbrechung angehört; aber in dem bleichen Gesichte, in den weit geöffneten Augen, den verzerrten Lippen

gab sich seine gewaltige Erregung kund. Als Fichtner geendigt hatte, sagte er: „Das, das konnten Sie mir thun, Sie, den ich von Kindheit an geliebt habe! Sie ahnen nicht, welche Qualen Sie mir damit verursacht haben! Die Heimat haben Sie mir verleidet; mich, für den im Kriege keine Kugel gegossen war, vom Schlachtfelde weg, statt in die Arme der Geliebten, in die Ferne getrieben, wo alle Herrlichkeiten, die ich sah, alle Genüsse, die sich mir boten, das Weh nicht zu tilgen vermochten, das unauslöschlich in meiner Brust wohnte! Jetzt haßt sie mich wie ihren Feind und ich muß erst kämpfen um das, was ich schon gewonnen hatte. Selbst wenn ich siege, ist der Lohn nicht mehr eine jungfräuliche Blüthe, sondern das Weib, das in den Armen eines Anderen schmachtete. Ich kann Ihnen nicht verzeihen, Fichtner. Hätten Sie mir mein ganzes Vermögen genommen, ich könnte es eher. Aber wenn es Ihnen ernst ist mit Ihrer Reue, Eines könnten Sie, Eines müssen Sie thun. Sie gehen zur Gräfin und erzählen ihr dasselbe, was Sie eben mir gestanden haben. Ihre Tochter aber soll gerade jetzt zu mir kommen. Vielleicht kann eben sie als das eigene Fleisch und Blut des Verräthers behülflich sein, das Verbrechen zu sühnen."

„Ich thue Alles, wie Sie befehlen, Herr Graf!" sagte der Förster zitternd und mit ängstlichen Augen auf diesen sehend, der die kleine Stube mit dröhnenden Schritten durchmaß. „Aber, Herr Graf, mein Kind, thun Sie meinem Kinde nichts zu Leide."

„Glauben Sie, ich bin ein wilder Cannibale, der an der Unschuldigen die Folter vergilt, mit der Ihr mich gefoltert habt? Es geschieht ihr nichts, seien Sie ohne Sorgen. Aber sie kann mir nützen."

„So wollten Sie dem Kinde die Schmach des Vaters offenbaren?"

„Noch nicht. Wenn es nothwendig wäre, damit auf die Tochter einen Druck auszuüben, würde ich es thun. Aber es wird nicht nothwendig sein: ihre Anwesenheit wird genügen. Es sind Träume, Phantasien, die mir vorschweben; doch es giebt oft Ahnungen, und eine solche macht es, daß ich Ihre Tochter haben will. Noch Etwas! Wenn Sie der Gräfin erzählen, sagen Sie ihr nichts, daß auch ich das Geheimniß kenne."

„Es soll geschehen wie Sie befehlen, Herr Graf", antwortete der Förster.

Eine Pause entstand, während welcher man nichts hörte, als die Tritte des Grafen und zuweilen einen tiefen Seufzer aus der Brust des Alten. Dann blieb Ersterer vor diesem stehen und frug: „Glauben Sie, daß Louise mit meinem Bruder glücklich war?"

„Das weiß ich nicht", antwortete dieser. „Unglücklich sah die junge Frau nie aus. Ob sie eigentlich glücklich war, möchte ich fast bezweifeln, wenn ich bedenke, daß Graf Hugo zu dem, was man eine schöne Ehe nennt, wenig Anlage besaß. Er hatte doch mehr glänzenden Geist und feuriges Temperament als tiefes Gefühl."

Der Graf antwortete nichts. Erst nach einer Weile sagte er: „Lassen Sie jetzt die Ihrigen kommen."

Die beiden Frauen, auf einen Ruf des Försters eintretend, sahen verwundert auf die Erregung, die sich in den Gesichtern der Beiden ausprägte. Der Graf ließ ihnen keine Zeit darüber nachzudenken. Er raffte sich zu einer freundlichen Miene auf und reichte Marie die Hand mit den Worten: „Ich bin einig mit Ihrem Vater, Fräulein. Wenn Sie und die Mutter sich indessen nicht anders besonnen haben, so wird er Sie morgen nach Tegern-

heim bringen. Sie haben dort eine vollkommen unabhängige Stellung; ich räume Ihnen plein pouvoir in der Hauswirthschaft ein, und was das Gehalt betrifft, so sollen Sie monatlich zwanzig Thaler haben. Ich sehe darauf, daß Sie immer als Dame gekleidet erscheinen und werde daher auch die Sorge für Ihre Toilette auf mein Conto nehmen."

Die beiden Frauen dankten in kurzen aber warmen Worten und sahen verwundert auf den Vater, der schweigend in der Nähe stand.

III.

„Aber Vater, Du bist so blaß", sagte Marie, als sie dem Förster unter dem Parkthore von Tegernheim die Hand zum Abschiede reichte.

„Findest Du das?" sagte dieser. „Das macht nichts. Lebewohl, mein Kind, und bleibe brav. Der Himmel möge Dich schützen!"

„Grüß mir die Mutter schön!" sagte Marie, ihrem Vater herzlich die Hand schüttelnd.

Während dieser in seinem kleinen Gefährte davonfuhr, lief sie vergnügt über den Kiesweg nach dem Schlosse zu. Sie war glücklich in dem Gedanken hier in dem prächtigen Schlosse schalten und walten zu können, stets so schöne Kleider zu haben, wie das Kleidchen, das sie heute an hatte und das ihr allerliebst stand. Zu Hause hatte sie es nur an Festtagen tragen dürfen. Vor dem Schloßthore trat ihr der Graf entgegen. Ein Lächeln glitt über seine Lippen als er das nicht gerade auffallend schöne, aber jugendlich anmuthige, hübsch gewachsene Mädchen im lichten, knapp anliegenden Kleide ohne Hut herbei laufen sah, daß der schwere, blonde Zopf auf dem Nacken schaukelte.

„Sie sind guter Laune, Marie", sagte er. „Das liebe ich. Ich sehe daraus, daß Sie sich hier gefallen, und es soll hoffentlich so bleiben. Aber jetzt, mein Kind, werden Sie mit mir gehen und sich der Frau Gräfin vorstellen."

An der Seite ihres Gebieters betrat sie den Salon der verwitweten Gräfin.

„Frau Schwägerin", sagte der Graf, „ich stelle Ihnen hier Marie Fichtner als meine Wirthschafterin vor. Sie kennen ja das Mädchen von früher her, als der Vater desselben noch in meines Bruders Diensten war."

Die Gräfin beantwortete die tiefe Verbeugung Mariens mit einem kühlen Kopfnicken. Graf Ernst betrachtete sie mit forschenden Blicken und bemerkte eine erhöhte Bläße ihres Gesichtes. Ihr Auge wich ihm aus und ihre Brust bewegte sich stärker als dies bei einem normalen Athmen zu geschehen pflegte.

„Einen Augenblick, Schwager Ernst", sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, nur die feine Hand empor hebend. „Auf Wiedersehen, liebe Fichtner!" wendete sie sich dann an das Mädchen, das mit einer tiefen Verbeugung sich zurückzog.

„Sie haben mir etwas zu sagen?" frug der Graf, als sie allein waren, in lebhaftem Tone und die Augen erwartungsvoll auf seine Schwägerin gerichtet.

Diese beschäftigte ihre schönen Hände mit den ihr zunächst auf dem Tische liegenden Nippgegenständen und sagte dann kaum verständlich: „Warum wählen Sie gerade die Tochter des Försters Fichtner?"

„Es war sehr naheliegend. Ich habe den guten Alten gestern im Städt-

chen aufgesucht und da kam mir der Gedanke, so gut wie mit einer fremden Person kann ich es mit seiner Tochter versuchen. Ich erweise damit dem Manne, den ich hochschätze, einen Gefallen."

„Sie haben also den alten Fichtner sehr gern?" sagte die Gräfin ein kleines Döschen von chinesischem Porzellan zwischen den Fingern fast zerdrückend.

„An dem Alten hängen meine schönsten Erinnerungen aus der Knabenzeit. Er war mein Lehrer in der Kunst eine Büchse gut zu führen und Meister Reineke mit überlegener Schlauheit auf seinen Raubzügen zu ertappen. Dabei ist er eine grundehrliche Haut."

„Ich wollte Ihnen nur sagen", begann die Gräfin mit lauterer Stimme, „daß Sie sich — —" Das Porzellandöschen entglitt ihren Fingern und fiel zu Boden.

„Schade um das reizende Dingelchen", sagte der Graf und bückte sich gleichzeitig mit ihr, die Scherben vom Boden aufzuheben. Als sie sich niederbeugte, war der Gräfin das Blut zu Kopfe gestiegen und die dadurch entstandene Röthe wich auch nicht als ihr Schwager jetzt frug: „Was wollten Sie eben sagen, Frau Schwägerin?"

„Ich wollte sagen — —" erwiederte sie, das Dessin einer Scherbe aufmerksam betrachtend. „Ich wollte sagen, daß . . . daß Sie sich wohl das Eigenthümliche nicht vorgestellt haben, welches darin liegt, wenn eine so junge Person die Wirthschafterin eines Garçons ist."

Graf Ernst that einen tiefen Athemzug und machte eine Kopfverbeugung, welche mimisch auszudrücken schien: „Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Verehrte Frau Schwägerin", sprach er dann lächelnd, „ich bin einmal leider Gottes genöthigt, mir eine Wirthschafterin zu nehmen und habe eine grundsetzliche Antipathie gegen alte Weiber. Im Uebrigen gilt hier der Spruch ganz besonders: Honny soit qui mal y pense. Steht Ihnen sonst noch etwas zu Diensten?"

„Nein!" klang es schroff von den Lippen der jungen Witwe.

„Dann habe ich die Ehre mich zu empfehlen!" sagte Graf Ernst und verschwand nach einer förmlichen Verbeugung aus dem Salon.

„So schnell ergiebt sich eine Festung nicht", sagte er, über den Corridor schreitend, „und die stärkste Festung ist ein Weib, das nicht capituliren kann ohne sich zu demüthigen. Sie wird sich sträuben, bis die Hungersnoth sie zwingt. Aber leider", setzte er seufzend bei, „ist jetzt schon der Hunger beim Belagerer stärker als in der Festung und ich befürchte, mein Proviant an Selbstbeherrschung und Entsagungskraft ist lange vor der Zeit zu Ende."

* * *

Obwohl Graf Ernst als ehemaliger Officier keine Vorstudien für seinen jetzigen Beruf als Leiter eines großen Grundbesitzes gemacht hatte, war ihm von der Natur doch so viel praktischer Sinn verliehen worden, daß er manche Mängel entdeckte. Vor Allem aber hatte er die glückliche Eigenschaft sich selbst bescheiden zu gestehen, daß ein Mensch nicht Alles verstehen könne und über Nacht aus einem tapferen Officier und vielgereisten Manne von allgemeiner Bildung kein routinirter Gutsbesitzer werde. Während die erstere Eigenschaft, der praktische Blick, ihm schon in den ersten Tagen kund gab, daß der gegenwärtige Rentmeister, ein verheiratheter, in Tegernheim ergrauter Mann, mit seinen ehrwürdigen, grauen Haaren und seiner biedern Physiognomie bisher einen schlauen, heuchlerischen Sinn verdeckt hatte, der mittels

fictiver Daten in den Büchern weniger der Gutsherrschaft als sich selbst nützlich war. Die erste Veränderung, die er daher vornahm, war die Entlassung des unehrlichen Rentmeisters. Seine zweite Eigenschaft, die bescheidene Selbsterkenntniß seiner Unwissenheit in den nothwendigen Kenntnissen eines Gutsbesitzers, ließ ihn einen jungen, gut empfohlenen Mann auffinden, welchem er um so beruhigter die Führung des Ganzen überlassen konnte, als derselbe abgesehen von gediegenem Wissen und praktischer Erfahrung unverheirathet und im Besitz eines kleinen Vermögens war, das im Vereine mit seinem Gehalte die Bedürfnisse eines jungen Mannes reichlich deckte.

War unter der Leitung des Herrn Freimann bald ein neues, energisches Leben im Betriebe des ausgedehnten Gutes im besten Gange, so hatten sich auch die internen Verhältnisse im Schlosse Tegernheim ebensobald entsprechend geordnet. Gräfin Louise war in den Neubau übergesiedelt, einem vom Schlosse völlig getrennten kleinen Gebäude, das den Mittelpunct der Stallungen, Oekonomiegebäude und der Bierbrauerei bildete, welche dem mächtigen Schloßbau gegenüber in einem nach dem letzteren zu offenen Gevierte unter einander verbunden waren. In der Mitte des durch diese Gebäude umschlossenen freien Platzes erhob sich eine künstliche Felsengruppe. Auf der Höhe derselben stieg ein dicker Wasserstrahl in die Höhe, der das Gestein nach allen Seiten überrieselte. Ein sternförmiges Blumenparterre umgab diesen Brunnen, so daß die Aussicht, welche die Gräfin Louise von den hohen Fenstern der ersten Etage hatte, trotz des Getriebes der ab- und zufahrenden Oekonomie- oder Bierwagen und der auf dem Platze sich bewegenden Arbeitsleute keine häßliche war. Sie saß auch täglich am Fenster, wenigstens bemerkte der Graf ihren schönen Kopf immer zwischen den weißen, gestickten Vorhängen, wenn er nach dem Frühstücke das wenige Schritte vom Neubaue im Hofe bereit stehende Pferd bestieg, und er machte dieselbe Wahrnehmung, wenn er zwei Stunden darauf zurückkehrend im Galopp um die Hälfte des Blumenparterres ritt und dann vor dem Pferdestall sein schönes Thier mit einem kräftigen Ruck still stehen hieß. Er konnte aber nie unterscheiden, ob sie auf ihn den Blick wende, denn bei schlechtem Wetter ritt er nicht aus und an guten Tagen fiel gerade das Sonnenlicht blendend auf die Fensterscheiben. Einmal war das Fenster geöffnet gewesen. Vor dem Stalle stand Marie im Gespräche mit dem Rentmeister, da kam dem Grafen der Einfall, das junge Mädchen aufs Pferd zu setzen, und während der Rentmeister die eine Hand der ängstlich auf dem Sattel Hin- und Herschwankenden hielt, führte er selbst das Pferd am Zügel ein paarmal um den Hof herum. Da hörte man die Scheiben klirren, das Fenster schloß sich geräuschvoll und seitdem sah es der Graf nicht wieder geöffnet. Zu sprechen bekam er seine Schwägerin nur höchst selten, bei einer zufälligen Begegnung im Parke oder wenn ihn besondere Anlässe in ihre Wohnung führten. Er vermied die letzteren so viel als möglich und wenn er der Gräfin etwas mitzutheilen hatte, schickte er meist Marie zu ihr.

Diese fand sich mit außerordentlichem Geschick in ihre Stellung. Trotz ihrer Jugend wußte sie sich bei der Dienerschaft die nöthige Autorität zu verschaffen. Sie verstand die Dinge, die ihr oblagen, gründlich und dies ist bekanntlich das beste Mittel, um Untergebene gefügig zu machen. Sie entwickelte dabei eine maßvolle aber bestimmte Energie, wie sie überhaupt Talente verrieth, die bei ihr, die in kleinbürgerlicher Beschränktheit aufgewachsen war, überraschend erschienen. Mit dem Grafen theilte sie alle Mahlzeiten;

beim Nachmittagskaffee liebte er es, sich von ihr die Zeitung vorlesen zu lassen, und es freute ihn, wie scharf sie nach kurzer Zeit ohne jeden weiteren Wink zu unterscheiden wußte, was ihn von dem Inhalte der Journale interessirte und was ihm überflüssig zu wissen war. Des Abends nach dem Souper pflegte er, eine Holländerpfeife rauchend und aus einem steinernen Humpen das selbstgebraute Bier trinkend, mit ihr zu plaudern bis zehn Uhr, um welche Zeit sie sich zurückzog.

Mehrmals in der Woche leistete den Beiden der Rentmeister Gesellschaft. In diesem Falle sprachen die Herren meist von Geschäften oder von Politik. Sonst aber machte es dem Grafen ein Vergnügen die aufmerksame Art zu beobachten, mit der Marie seine Schilderungen von fremden Ländern und der Erzählung mannigfacher Erlebnisse lauschte. Zuweilen unterbrach sie ihn durch wißbegierige Fragen, die er freundlich beantwortete. Ihr Benehmen gegen ihn war heiter, jugendlich unbefangen und zeigte eine Art kindlichen Vertrauens, die sich manches Wort gestattete, aber niemals die Schranke vergaß, welche sie von dem Grafen trennte. So wenig er dergleichen that ihr dienendes Verhältniß zu betonen, so zartsinnig wußte sie es bei aller Unbefangenheit ihres Redens und Thuns als bewußte Grenze anzudeuten. Man pflegte diese Abende nicht im Speisesaale zuzubringen, der in seiner Größe und würdevollen Eleganz mehr für festliche Gelegenheiten bestimmt schien. Man weilte in einem kleinen Wohnzimmer neben der Arbeitsstube des Grafen. Der länglich schmale Raum war mehr mit Rücksicht auf Behaglichkeit als auf die Ansprüche der Mode eingerichtet. Auf dem Sopha, das den Mittelpunct der geschlossenen Hauptwand einnahm, saß der Graf. Auf dem runden Tische, in dessen Mitte die große Petroleumlampe stand, hatte er seine Rauchutensilien vor sich ausgebreitet, den großen, gestickten Tabaksbeutel, das Feuerzeug, den Pfeifenstopfer, den Aschenbecher, endlich ein Porzellangefäß mit Cigarren gefüllt, die er mit der Pfeife abwechselnd rauchte. Das Alles war jeden Tag in einer bestimmten Ordnung um den steinernen Bierhumpen gerichtet. Zu seiner Rechten saß Marie auf einem Polsterstuhle mit breiter Lehne, zu seiner Linken nahm dann der Rentmeister Platz. Wenn Marie sich um zehn Uhr zurückgezogen hatte und auch der Rentmeister nicht anwesend war, legte der Graf Pfeife oder Cigarre auf den Tisch und verließ das Zimmer. Er schritt durch den schwach erleuchteten Corridor nach der entgegengesetzten Seite des Schlosses und trat in ein jetzt völlig unbewohntes Zimmer. In dem tiefen Dunkel, das darin herrschte, setzte er sich auf einen Stuhl ans Fenster und zog aus seiner Brusttasche ein kleines Opernglas. Dieses richtete er gegen das einzige Fenster, das, über den finstern Platz helle Streifen werfend, vom Neubau beleuchtet herüberglänzte. Die Gräfin pflegte lange außer Bett zu bleiben. Da sie wußte, daß die ganze ihr zugewendete Seite des Schlosses unbewohnte Räume enthielt, fand sie es nicht für nöthig sich vor unberufenen Blicken hinter geschlossenen Vorhängen zu verschanzen. Graf Ernst aber weidete sich daran aus seinem dunklen Lauscherposten in ihrem Wohnzimmer alle Gegenstände deutlich durch das Opernglas zu sehen, vor Allem sie selbst, wie sie im weißen Spitzenneglige auf dem Sopha saß, bald in einem Buche lesend, ein anderes mal mit über dem Busen verschränkten Armen in die Ecke gelehnt vor sich hinträumend. Er wurde nicht müde hinüber zuschauen, bis die Schwägerin sich erhob und die Lampe in der Hand das Zimmer verließ. Dann tauchte das Licht in dem letzten Fenster des kleinen Gebäudes auf, aber da waren doch die Vorhänge geschlossen und der

Beobachter sah nichts als einen röthlichen Schein und einige Minuten lang einen innerhalb dieses Scheines sich bewegenden Schatten. Aber er harrte aus und fand sogar daran ein Interesse, bis das ganze Gebäude drüben im Dunkel lag. Dann erst erhob er sich und kehrte zu Pfeife und Humpen zurück, sich das Bild ausmalend, wie schön es wäre, wenn Schwägerin Louise die traulichen Abende theilte, das Haupt des kleinen Kreises bildend.

Eines Abends war er eben im Begriffe sich von seinem Posten an jenem Fenster zu erheben, als der bereits verschwundene Lichtschein noch einmal auftauchte und sich rasch an den Fenstern fortpflanzte. Jetzt kam er auch in das Wohnzimmer und die Hand des Grafen, die das Opernglas hielt, zitterte erregt.

Ein silberner Leuchter glänzte in der Hand eines weißgekleideten Pagen, der mit zierlichen Tritten das Gemach durchschritt und dann vom Tische einen Gegenstand nahm. Aber nein, es war kein Page! Denn langes Haar fiel über den Rücken hinab und an die Hand, die den Leuchter hielt, schloß sich ein von dem weißen Costüm rosig abstechender, entblößter Arm. Als die Gestalt sich zufällig mit dem ganzen Gesicht gegen das Fenster wendete, zeigte das Opernglas noch dazu einen unverhüllten reizenden Hals. Es war kein Page, bei dessen Anblick dem Grafen das Blut ins Gesicht stieg. Nicht eine Minute war es gewesen und dunkel wurde es wieder ringsum. Ein schwerer Seufzer rang sich von seiner Brust und als er in sein Wohnzimmer zurückgekehrt war, schritt er unruhig zwischen Thür und Fenster hin und her.

IV.

Des andern Tages saß Gräfin Louise wie gewöhnlich halb versteckt hinter den weißen Gardinen, als Graf Ernst in den Hof hereinsprengte. Er saß wie angegossen auf dem starksehnigen Fuchse, dessen blonde Mähne lustig flatterte, während der dicke Schweif fast den Boden berührte. Der breite Oberkörper des Reiters schaukelte leise, wenn das Thier die starken Sprunggelenke der Vorderfüße dröhnend auf den Boden stieß, die starken Beine aber blieben wie eiserne Klammern bewegungslos an den Seiten des Pferdes. Unter der knapp anliegenden Reithose sah man das Zucken der starken Muskeln. Stolz saß der Kopf von einem kleinen Hute bedeckt auf dem breiten Halse und der wallende Bart flatterte über die Schultern. Jetzt ein starker Ruck mit der Hand, die Beine des Thieres zitterten einen Augenblick und dann stand es angewurzelt auf dem Boden. Mit einem elastischen Schwunge hob sich der Reiter aus dem Sattel. Das Pferd bog den blondmähnigen Hals graziös auf die Seite und der dicke Schweif schlug freudig die Flanken, während die Hand des Gebieters sanft den Kopf des Thieres zwischen den Ohren kraute und ihm ein Stück Zucker in die Zähne schob. Graf Ernst war das Bild nicht gerade eines schönen, aber eines echten Mannes. Kraft, Muth, Willensstärke, stolze Ritterlichkeit, das Alles zeigte sich in dem muskulösen Gliederbau, dem breitspurigen, schweren Gange, der stolzen Haltung des Kopfes und dem durchdringenden festen Blicke der Augen. Eben dies hatte vor einigen Jahren das Fräulein von Langsdorf an ihm so bezaubert, das Bild der Männlichkeit, der furchtlos sich selbst vertrauenden Kraft. Er sah seinem Bruder ähnlich und doch war dieser von ganz anderer Art gewesen. Was hier Kraft war, war bei Hugo geschmeidige Grazie gewesen. An die Stelle der ritterlichen Energie trat weltmännische Eleganz und das Bewußtsein des

eigenen Werthes machte sich statt durch stolzen Trotz durch lächelnde Siegermiene geltend. Graf Ernst bot den edlen achtunggebietenden Eindruck eines Mannes, den man sich unwillkürlich hoch zu Roß, eisengepanzert mit Schild und Speer oder mit der wuchtigen Streitaxt im Arme dachte. Graf Hugo war bezwingend schön gewesen als er bei einer Maskerade den Venetianerhut mit der weißen Reiherfeder auf dem Kopfe, in buntseidenem Wamms und spanischen Hosen, die ebenmäßigen Beine in weiße Tricots gehüllt und den Galanteriedegen an der Seite wie einer jener Edlen erschien, die in den Lorbeerhainen von Pisa oder Florenz die Laute in der Hand schönen Damen heißglühende Liebeslieder sang. Er gab seiner jungen Frau das süßeste Zuckerwerk der Liebe, aber es war Alles; sein ganzes Denken und Fühlen war ein leichtes Spiel, der Schaum eines Champagnerglases, und er hatte nichts an sich, was zu Vertrauen, zu demüthiger Hingebung an etwas Höheres, Stärkeres einlud. Schwager Ernst aber wäre wohl — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier brachen die Betrachtungen, welche Gräfin Louise an das tägliche Ereigniß des von seinem Spazierritte zurückkommenden Schwagers knüpfte, plötzlich ab. An ihre Stelle trat eine mit Aufregung verbundene Bewunderung, als sie sah, daß ihr Schwager seine Schritte nach einer kurzen Unterredung mit dem Pferdewärter direct auf den Neubau lenkte. Wahrscheinlich hatte er ihr etwas mitzutheilen oder eine Anfrage an sie zu stellen, wie dies zuweilen, freilich sehr selten, der Fall war.

Aber daß er gerade jetzt, nach diesen sonderbaren, ihr unfreiwillig im Gehirn entstandenen Gedanken kam, regte sie auf. Sie wechselte die Farbe als er grüßend eintrat in einem raschen Uebergange von Röthe und Bläße. Nur wie ein Hauch kam es von ihren Lippen: „Was wünschen Sie, Schwager Ernst?“

„Liebe Schwägerin“, sagte dieser, „ich komme auf Gefahr Ihres Zornes mit einer Bitte.“ Seine Stimme klang unsicher und er schlug eben so rasch wie die Gräfin die Augen nieder, als ihre Blicke sich eine halbe Secunde lange gekreuzt hatten.

„Ich höre, Schwager“, flüsterte die Letztere.

Es schien als schöpfe er Athem, ehe er fortfuhr: „Liebe Schwägerin, ich habe Anfangs geglaubt unser sonderbares Verhältniß ließe sich leichter durchführen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Sie können mir gewiß den Vorwurf nicht machen, daß ich Ihnen lästig gefallen wäre, daß ich Ihren Wünschen mich zudringlich entgegengestellt hätte. Wir leben jetzt auf dem Standpuncte des gegenseitigen Ignorirens drei volle Monate. Ich muß Ihnen nun gestehen, es widerstrebt mir dieses unnatürliche Verhältniß nachgerade zu sehr. Wenn Sie gerecht sind, Louise, können Sie mir nicht mehr mit Verachtung antworten auf eine Behauptung, das Vergangene sei für uns Beide ein schlimmes Verhängniß gewesen. Ich sage nicht mehr, und es sei von meiner Seite das letzte Wort, das ich über einmal Geschehenes spreche. Ich will auch nicht, daß Sie jetzt aus Ihrer angenommenen Stellung vollkommen heraustreten, daß Sie mich, den Sie bisher gehaßt haben, lieben sollen. Ich mache Ihnen, das sage ich ausdrücklich, keine Liebeserklärung! Ich bitte Sie nur um das Eine, den Schein eines natürlich verwandtschaftlichen Verhältnisses anzunehmen. Sie können das auf eine Weise, die Ihnen gewiß nicht schwer fällt, wenn Sie den guten Willen haben. Bleiben Sie getrennt von mir, menagiren Sie hier herüben nach Ihrer eigenen Laune,

aber isoliren Sie sich nicht ganz von mir. Sagen Sie zu, daß Sie mit mir zum Beispiel den Nachmittagskaffee im Garten nehmen, oder daß ich einen und den anderen Abend mit Ihnen theile. Wir sprechen nicht von Vergangenheit und nicht von der Zukunft. Wir reden von den gleichgültigsten Dingen, ich verspreche es Ihnen auf mein Wort. Wir wollen nichts, als den Schein der Verwandtschaft wahren. Bis jetzt konnte man die Lage auf Ihre Trauer um den Gatten schieben, man konnte sagen, ich als der unmittelbare Nachfolger sei durch das Zartgefühl veranlaßt, mich Ihnen nicht aufzudrängen, Ihre Empfindungen zu schonen. Aber nach drei Monaten würde man sich ins Gerede der Leute bringen und darum angesehen werden, wenn wir uns noch länger gegenüberstehen, als seien Sie nichts anderes als eine fremde Mietherin."

Der Graf schwieg. Gräfin Louise hatte die Lippen auf einander gebissen und mit wogender Brust stand sie eine Weile wortlos da, bis sie endlich sagte: „Ich bleibe auf dem einfachen Standpuncte des Rechtes stehen wie bisher. Mich kümmern die Leute nicht und ich finde die Situation nicht unerträglich. Betrachten Sie mich als Fremde, wie eine Mietherin."

Sie sagte dies tonlos, langsam und ohne eine Muskel ihres Gesichtes zu bewegen.

„Ist das Ihr letztes Wort?" stieß Graf Ernst hervor.

„Mein letztes Wort", entgegnete die Dame.

„Es ist gut, Gräfin Louise!" sagte er jetzt nachdrucksvoll. „Mögen Sie es nie bereuen, die Hand, die sich Ihnen zur Versöhnung bot, herzlos zurückgestoßen zu haben. Wahrhaftig, Sie hatten keinen Grund, das zu thun."

Die Gräfin wendete mit einer raschen Bewegung den Kopf gegen ihn, aber er war schon aus der Thür.

Ein ächzender Ton rang sich aus der Brust, auf welche die Gräfin ihre beiden Hände preßte, während sie gebrochen auf einen Stuhl sank.

Donnernd flog die Thüre, die in das Arbeitszimmer des Grafen führte, zu, und die Gegenstände auf dem Schreibtische zitterten unter der Wucht der Tritte, mit welchen er das Zimmer durchmaß. Seltsame Töne kamen aus seinem Munde, während er auf- und abging. Endlich warf er sich auf den Fauteuil vor dem Schreibtisch und seine Hand faßte nach dem nächsten Gegenstande. Es war ein zierliches, geschnitztes Falzbein. Eine Weile spielte er krampfhaft damit, dann brach es knatternd in der Mitte auseinander. Er warf die Trümmer auf den Boden und sprang auf. Bald darauf erschien er hastigen Schrittes im Hofe und sprach mit dem Pferdewärter einige Worte. Derselbe schien ihm zu widersprechen, bis er endlich eilig in den Stall verschwand, nachdem der Graf hastig auf den Boden gestampft hatte. Er führte einen gesattelten Rappen heraus, der die Nüstern aufblähte und knirschend in die Stange biß.

Der Wärter hatte Mühe, das Thier, das immer in die Höhe steigen wollte, festzuhalten. Es war ein junges Pferd der edelsten Race, das erst vor wenigen Tagen angekommen war, und hatte noch niemals einen Reiter getragen, noch nie einen Wagen gezogen. Es kannte nichts Anderes, als die Freiheit in der weit umspannten Pferche eines fürstlichen Gestütes. Die Absicht des Grafen war es gewesen, das Thier an die Führung einer menschlichen Hand langsam zu gewöhnen. Jetzt kam ihm der launenhafte Einfall, den Sohn der Freiheit gesattelt und gezäumt zu besteigen. Als das Thier ungeduldig an allen Muskeln zuckend, wild den Schweif um sich wer-

send und den Boden mit dem Hufe stampfend dastand, hatte sich rasch ein Häuflein neugieriger Diener und Arbeiter gesammelt, von denen ein großer Theil mit der Neugierde Besorgniß verband. Auch Gräfin Louise hatte, durch das Geräusch des stampfenden und wiehernden Pferdes aufmerksam gemacht, sich ans Fenster begeben. Der Graf faßte mit der einen Hand die Mähne, mit der anderen berührte er den glatten Rücken des Pferdes, und wie ein Ball sich in die Höhe schwingend, saß er eine Secunde darauf kunstgerecht in Sattel und Bügel.

Es entwickelte sich nun ein unheimlich schönes Schauspiel. Das junge, feurige Thier kämpfte mit aller Kraft gegen die ungewohnte Last auf seinem Rücken. Es streckte die Nüstern hoch in die Luft und zeigte das starke Gebiß, ungeduldig mit den Beinen zuckend; dann stieg es kerzengerade in die Höhe und kaum berührten die Vorderfüße wieder den Boden, als es rückwärts mit einem wuchtigen Schlage in die Luft ausfuhr. Es senkte den Kopf, streckte die Beine zu steifen Säulen, bog die Lenden wie eine Schlange, drehte sich in kurzen Kreisen; aber was es auch versuchte, die Zügel ruhten in eiserner Hand, die Seiten wurden von wuchtigen Schenkeln gedrückt, von spitzen Stacheln blutig gestochen, und vergebens schien alle Gegenwehr.. Da streckte es sich zu einem tollen Sprunge, und rasend von Schmerz und Wuth jagte es, den Staub hoch aufwirbelnd, hinaus ins Freie. Der Reiter schien es nicht zu zügeln; den Kopf fest an die Mähne gelegt, schoß er auf dem wilden Thiere dahin und war bald den Blicken der ängstlichen Zuschauer entrückt, die während des langen Ringens oft Schreckensrufe ausgestoßen hatten, jetzt aber kopfschüttelnd und besorgt auseinander gingen.

Bleich, an allen Gliedern zitternd, stand Gräfin Louise noch am Fenster, als er längst verschwunden war. Dann sank sie halb sinnlos vor einem Stuhle auf die Kniee nieder und mit ringenden Händen richtete sie die Augen schmerzlich nach Oben.

Noch lag sie so, das Gesicht in das Polster des Stuhles gesenkt, knieend da, als laut tönender Hufschlag an ihr Ohr kam. Sie sprang in die Höhe, aber ein Schwindel, der sie erfaßte, hemmte ihren Fuß, und als sie eine Minute später mit brennenden Augen und hastiger Geberde ans Fenster trat, sah sie nichts mehr. Ihr Blut tobte an den Schläfen, es litt sie nicht im Zimmer, sie rannte die Treppe hinunter, in den Hof und mit athemloser Stimme frug sie den aus dem Stalle tretenden Pferdewärter: „Was ist geschehen? Ist der Graf gekommen?“ Ehe dieser, der sie verwundert ansah, antworten konnte, erschien der, nach dem sie fragte, staubbedeckt, mit gerötheten Antlitz und sich die Stirn mit dem Taschentuche trocknend.

„Wünschen Sie etwas, Frau Schwägerin?“ frug er stehen bleibend und sah sie kalt an. Sie erblaßte, und stotternd sagte sie: „Ich wollte nur fragen — weil das Pferd —“

„Sie wollten fragen, ob ich mir nicht das Genick gebrochen habe? Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, aber das wildeste Pferd wird zahm, wenn man ihm warm macht; wenn ihm der Athem ausgeht, sieht es ein, daß es klüger ist, auf gute Worte zu hören. Nochmals meinen Dank.“

Er grüßte sie nach diesen Worten höflich und ging an ihr vorbei. Starren Auges, mit stockendem Athem und zitternden Füßen sah sie ihm nach. Dann schritt sie langsam, gesenkten Hauptes in ihre Wohnung zurück.

„Das war Unrecht!“ sagte der Graf zu sich selbst, ungeduldig mit der Reitgerte auf seine hohen Stiefel schlagend. „Ich war schroff gegen sie, ich

habe vergessen, daß sie eine Frau ist. Es thut mir leid. Sie begann ihr Unrecht einzusehen und ich habe ihr durch eine Rohheit den Weg versperrt. Aber hingehen? mich entschuldigen? um Verzeihung bitten? Nein, das kann ich nicht! Sie hat mich viel mehr beleidigt. Es ist nur ein leiser Kitzel gegen den Schlag, den sie mir gab, und sie hat mich ohne Recht, ohne Grund beleidigt, obwohl sie wußte, daß sie die Schuldige ist."

„Herr Graf!" tönte es jetzt hell klingend von der Treppe her, „sind Sie endlich hier! Was haben Sie uns für Sorge gemacht! Wer wird so leichtsinnig sein Leben aufs Spiel setzen!" Im selben Augenblick trat oder lief vielmehr Marie in die Vorhalle.

Graf Ernst lächelte, und ihr die Hand reichend sagte er: „Wer sind denn diese „wir"?"

„Ja, ich und der Rentmeister", antwortete das Mädchen.

„Nun, der Rentmeister", fuhr der Graf, noch immer ihre Hand haltend, fort, „könnte wissen, daß ich mit einem Pferde fertig werde. Aber Sie, Sie waren wirklich in Sorge um mich?"

„Und in welcher Sorge! Das dürfen Sie nicht mehr thun, Herr Graf!"

„Sieh da!" sagte dieser heiter, und berührte mit dem Finger ganz leise ihr Kinn. „Die kleine Wirthschafterin fängt schon an, den Pantoffel zu schwingen."

Am selben Abende glaubte er zu bemerken, daß Marie, als sie zu Bett ging, ihre Hand länger in der des anwesenden Rentmeisters ruhen ließ, als in der seinen. Der Rentmeister zog sich bald zurück, denn er fand seinen Gebieter zerstreut und wortkarg.

V.

Es war an einem jener schönen Herbstabende, an denen die sommerlich warme Sonne, Abschied von uns nehmend, ihre letzte Liebenswürdigkeit in warmen Strahlen über die Landschaft ausgießt und dem mannigfaltigen Farbenspiele der Bäume und Fluren vom hellen Grün bis zum tiefen Braun, von der dunklen Farbe der Tannen bis zum grellen Gelb der Pappeln und Birken ein rothgoldenes Colorit zugesellt. Langsam, den Kopf sinnend auf den mit abgefallenen Blättern bedeckten Kiesweg gerichtet, schritt Gräfin Louise durch den Park. Sie achtete nicht auf das schöne Bild der in der Abendgluth sich badenden Herbstlandschaft, sondern schritt, in ihre Gedanken vertieft, immer weiter durch die sich kreuzenden Pfade. Unter dem zarten Tritte ihrer Füße raschelte es jetzt laut und die Schleppe des schwarzen Kleides zog das den Boden dicht bedeckende Laubwerk mit sich, das mit dunkelbraunen Früchten untermischt von den mächtigen Kastanien herabgefallen war, die sich über eine sprudelnde Quelle und eine Ruhebank breitästig wölbten. Das Geräusch des dürren Laubes war ihr zuwider. Sie nahm das Kleid an sich und, als sie sah, daß weniger ihre Schleppe, als ihre weiterschreitenden Füße das Geräusch verursachten, entschloß sie sich, sich auf die Ruhebank zu setzen, um hier ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können. Wie sie an die Bank hintrat, bemerkte sie darauf ein Stückchen beschriebenen Papieres mit einem kleinen Steine beschwert, um es vor der Entführung durch einen Windstoß zu schützen. Sie griff danach und las folgende mit Bleistift geschriebenen Worte: „Warte bis sechs Uhr. Ich kann nicht eher, weil ich mit dem Plätten früher nicht fertig werde."

Sie ſtarrte lange auf den Zettel, dann zerknitterte ſie ihn in der kleinen Fauſt und ihre Lippen zeigten ein bewegtes Mienenſpiel. Sie zog ihre Uhr aus der Bruſtſpalte des Kleides. Dieſelbe wies auf halb ſechs Uhr. Dann ließ ſie ſich auf die Bank nieder. In ihren Zügen malte ſich eine gewaltige Erregung und oft fuhr ſie ſich mit der Handfläche über Stirn und Augen. Bei dem geringſten Geräuſch eines abfallenden Aeſtchens oder eines im nächſten Gebüſch flatternden Vogels richtete ſie ſich auf und blickte nach allen Seiten. Endlich hörte ſie das Rauſchen der dürren Kaſtanienblätter in ihrer nächſten Nähe. Sie zuckte zuſammen und athmete tief auf. Im ſelben Moment ſtand Marie vor ihr. Das junge Mädchen trat überraſcht einen Schritt zurück und dunkle Röthe deckte deſſen Antlitz.

Die Gräfin ſah ſie mit einem finſtern Blicke an und verzog den Mund zu einem höhniſchen Lächeln. „Sie ſind unangenehm überraſcht, Fräulein Fichtner“, ſagte ſie, „mich hier zu finden? Es iſt unklug von Ihnen, an einem Platze, wo noch andere Leute verkehren als Sie und Ihr Galan, Billets doux jedem Auge zugänglich herzulegen. Sie können ihm ja Das, was Sie geſchrieben haben, mündlich ebenſo gut ſagen, und ich begreife nicht, warum Ihr Beide, ſtatt ungeſtört im Schloſſe zu bleiben, Euch hier wie ein romantiſches Liebespaar zuſammenfindet, das ſich ſonſt nicht treffen kann. Oder wollt Ihr dadurch der höchſt proſaiſchen Sache ein poetiſches Mäntelchen umhängen?“

„Frau Gräfin!“ ſagte das Mädchen erſchrocken und dem Weinen nahe, „ich verſtehe Sie nicht; es iſt wahr, wir lieben uns — aber da iſt doch kein Unrecht dabei, und Frau Gräfin können doch kein Intereſſe —“

„Kein Intereſſe!“ lachte die Gräfin wild auf, und ſich von ihrem Sitze erhebend, faßte ſie das rathloſe Mädchen ungeſtüm am Arme. „Ich habe ein Intereſſe dabei, mein Fräulein“, knirſchte ſie zwiſchen den Zähnen. „Es iſt wahr, ich habe Ihnen nichts zu verbieten, denn Sie ſind nicht in meinen Dienſten. Aber nicht die Gräfin ſteht Ihnen, der Wirthſchafterin, gegenüber, ſondern das Weib dem Weibe. Ich dulde es nicht, ich will es nicht dulden, daß ſie ihn lieben, weil ich ihn liebe.“

Jetzt hörte man neuerdings das Laub unter Tritten rauſchen. „Kommt er ſchon?“ ſagte die Gräfin, „ich will ihn erwarten.“

„Frau Gräfin!“ bat das Mädchen. Doch ſie hörte nicht darauf, ſondern ſtürzte nach der Gegend, von wo die Tritte kamen. Sie ſtieß einen Schreckensruf aus und blieb wie angewurzelt ſtehen, als ſie das Geſicht des Rentmeiſters ſah, der ſich etwas verlegen vor ihr verneigte.

„Was iſt das? Was thun Sie hier?“ frug ſie ihn haſtig. Dieſer ſah ſie erſt verblüfft an, dann ſagte er verlegen mit ſeinem Hute ſpielend: „Ich — ich will einen kleinen Spaziergang machen.“

„Um Himmelswillen!“ rief die Gräfin dagegen, „verhehlen Sie mir nichts. Sind Sie es, den Fräulein Fichtner hierher beſtellt hat?“

Der Rentmeiſter ſtarrte ſie erſt ſprachlos an und dann ſagte er in zweifelndem Tone: „Ja, allerdings. Ich will es nicht mehr leugnen, ich treffe hier mit Fräulein Marie zuſammen.“

„Allmächtiger Gott!“ rief die Gräfin. „Was habe ich gethan! Kommen Sie, kommen Sie, ich will es gut machen! Es war ein Mißverſtändniß.“ Sie faßte die Hand des Rentmeiſters und zog ihn mit ſich. Er folgte ihr willenlos. Als ſie an die Bank kamen, fanden ſie dort Marie in Thränen aufgelöſt und heftig ſchluchzend. Die Gräfin legte ihre Hand auf die Schul-

tern des Mädchens und sagte: „Beruhigen Sie sich, mein liebes Kind, ich bitte Sie um Verzeihung. Es war ein Mißverständniß, das ich von ganzem Herzen bedauere."

Sie hatte dies mit zitternder Stimme gesprochen. Marie fuhr auf und sagte: „So lieben Sie Eduard nicht?"

„Gott bewahre!" sagte die Gräfin, außer sich vor Scham. „Hier ist Ihr Eduard! Seid glücklich mit einander!"

Das Mädchen flog auf den zur Seite stehenden Rentmeister zu und sagte: „Ach, Eduard, so habe ich Dich wieder!"

Dieser, dem die ganze Scene unverständlich war, warf einen fragenden Blick auf die Gräfin.

„Frau Gräfin", sagte er dann, „ich sehe, es walten hier Geheimnisse ob, in die wir nicht dringen dürfen. Aber Sie könnten unser Glück krönen, Frau Gräfin, durch etwas, was Sie vermögen. Marie sowohl wie ich erfreuen uns der vollsten Gunst und Liebe des Herrn Grafen. Wenn Sie als unsere Fürsprecherin zu ihm gehen würden, ihn zu bitten, daß er unsere Verheirathung erlaubt, dann würde er Sie gewiß freundlich willkommen heißen und Ihre Bitte erfüllen."

„Glauben Sie das wirklich?" sagte die Gräfin, seine Hand schüttelnd. „O, dann will ich jetzt gleich zu ihm eilen und für Euch bitten."

„Wie schön wäre das von Ihnen, Frau Gräfin!" sagte jetzt Marie.

„Jetzt gleich will ich zum Grafen gehen, und für Euch bitten."

Der Graf saß in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch. Als auf sein: „Herein!" Gräfin Louise unter der Thür erschien, sprang er mit unwillkürlicher Hast auf. Es war das erste Mal seit ihrer Umsiedlung, daß sie seine Wohnung betrat.

Er sagte nichts. Sie verwundert ansehend, vergaß er sogar, sie wenigstens mit einer Verneigung zu grüßen. Auch die Gräfin war befangen und fand nicht gleich das Wort, so daß sie Beide erst eine Weile sich stumm mit den Blicken maßen, ehe die Dame begann: „Es wundert Sie wohl, Schwager Ernst, mich hier zu sehen? Ich komme als Bittende, nicht für mich — beruhigen Sie sich! — sondern für Jemand anderen. Sie sollen mir helfen, zwei Menschen glücklich zu machen, die sich lieben."

Der Graf sah sie mit weit geöffneten Augen an und bewegte die Lippen zum Sprechen, sie aber fuhr fort: „Marie Fichtner, Ihre Wirthschafterin, hat mir soeben das Geheimniß ihres Herzens anvertraut."

„Marie?" unterbrach sie der Graf.

„Sie haben wohl noch nichts bemerkt davon, ich glaube es, aber sie liebt den Rentmeister und läßt Sie durch mich bitten, die Erlaubniß zur Heirath zu geben." Eine Wolke flog über die Stirn des Grafen.

„Sie will den Rentmeister heirathen?" frug er.

„Warum nicht? Es sind treffliche junge Leute. Sie selbst halten ja ›ße Stücke auf den Rentmeister!" sagte die Gräfin, ihr Auge scharf auf ı Grafen heftend.

„Ein trefflicher Mann, in der That!" entgegnete der Graf zu Boden ickend und mit der Jaspiskugel an seiner Uhrkette spielend. „Sie haben :ht, Frau Schwägerin!" fuhr er dann fort, den Kopf rasch in die Höhe rfend, „aber verzeihen Sie mir, wie kommen Sie zu dieser diplomatischen endung?"

„Beide haben mich darum gebeten", erwiederte die Gräfin und senkte dabei die langwimperigen Augenlider.

„Und es ist Ihnen nicht schwer gefallen, diese Bitte zu erfüllen?" frug der Graf weiter, einen Knopf seines Rockes so fest in den Fingern drehend, als wollte er ihn abreißen.

„Sie gewähren meine Bitte?" frug die Gräfin und ihre Stimme bebte hörbar.

„Ja!" sagte der Graf, das kurze Wort besonders scharf betonend, als hätte es sich mit Gewalt der Brust entrungen.

„Ich danke Ihnen!" antwortete die Gräfin genau in demselben die Worte gewaltsam ausstoßenden Tone.

Eine Pause entstand. Der Graf sah fragend auf seine Schwägerin, auf deren Lippen er eine Bewegung bemerkte.

„Schwager Ernst!" flüsterte die Gräfin und machte einen Schritt gegen ihn.

Er schwieg und blickte sie tiefsinnig an.

„Verzeihen Sie mir, Ernst!" rief sie laut, wankte gegen ihn, faßte mit beiden Händen seinen Arm und sank schluchzend auf die Knie.

„Was thun Sie?" sagte dieser zurückweichend. „Was thun Sie?" wiederholte er lauter, das Auge fiebernd auf sie gerichtet.

„Ernst! Ernst!" stammelte diese, mit thränenden Augen zu ihm aufblickend, „kannst Du mir verzeihen, was ich Dir gethan habe? Ich bin betrogen worden, aber es ist meine Schuld, daß ich mich betrügen ließ. Ich weiß es, daß man Dich elend verleumdet hat, weiß es längst, und thörichter Stolz, falsche, sündhafte Scham haben mich Dich wiederholt aufs Neue beleidigen lassen. Ich bin zu Ende mit meinem Stolze. Ich bin, jetzt will ich es nur gestehen, nicht allein für jene Zwei gekommen. Ich habe dies nur als Vorwand benützt, um eine Form zu finden, mich Dir zu nähern. Ich bitte Dich, vergieb mir!"

Wild wogte die Brust des Grafen, der Athem drang hörbar aus seinem Munde, und alle Muskeln des Gesichtes bewegten sich in lebhaftem Spiele. Erst allmälig fand er soviel Sammlung, um die auf ihn einstürmenden Gedanken in Worte zu fassen.

„Du liebst mich, Louise!" schrie er auf und zog mit Ungestüm die Knieende in die Höhe. „Du liebst mich?" wiederholte er dann sanfter, die schöne Gestalt an sich drückend.

„Ernst! Ernst!" kam es zitternd von ihren Lippen. Dann barg sie schluchzend ihr Gesicht im dunklen Haar des über die Brust wallenden Bartes.

„Louise, so lange haben wir gebraucht, uns zu finden, und jetzt ist es in einer Minute geschehen. Warum hast Du mich so lange warten lassen, so gequält, und wußtest doch, wie mein Herz nach Dir brannte?" sprach Graf Ernst glücklich lächelnd.

„Ich sagte es ja!" stammelte sie unter Thränen, „mein thörichter Stolz war es. Du glaubst nicht, was ich gelitten, wie viel ich geweint habe, seit mir der Förster Fichtner gestand, wie er zu dem elenden Betruge half. Von da an fühlte ich etwas wie Haß gegen den todten Hugo, und ich fand, daß Das, was mir in der Ehe gefehlt, eigentlich immer Du, Dein Wesen war. Er hat mich verblendet, und darum war ich nicht argwöhnisch genug gegen ihn."

„Du hast genug gethan, mein Kind, aber er hat es gut angefangen, Dich zu täuschen."

„So weißt Du Alles?"

„Ich war es ja, dem es der Förster zuerst gestand, und ich habe ihn gezwungen, zu Dir zu gehen."

„Und warum, Du Grausamer, bist Du nicht gleich zu mir gekommen und hast gesagt: „Hier bin ich, ich habe das Trugspiel entlarvt!?"

„Wäre das männlich gewesen, Louise? Konnte ich noch um Deine Liebe betteln? Sieh, auch ich habe mich durch Stolz gequält. Wir waren im Grunde Beide Thoren."

„Hättest Du mir gestern eine Liebeserklärung gemacht, ich hätte Dir nicht mehr widerstehen können. Aber da Du nur vom Scheine der Verwandtschaft sprachst, kam wieder die falsche Scham über mich!"

„Und dann, als ich vom Ritte nach Hause kam und Dich die Liebe besorgt gemacht hatte, war ich der Thor, der Dich von sich stieß."

„Es hat mir sehr weh gethan."

„Vergieb mir, Louise!"

„Ich habe Dir nichts zu vergeben. Ich habe noch mehr gefehlt gegen Dich. Ich war eifersüchtig auf Marie", sagte die Gräfin und erzählte in kurzen Worten die Scene im Parke.

Der Graf sagte darauf: „Wahrhaftig, liebes Kind, ein gnädiges Geschick hat Alles so gemacht, denn ich war nahe daran, nur aus dépit amoureux mich in Marie zu verlieben, weil ich an Deiner Liebe verzweifelte."

„Mein Gott, und jetzt?"

„Ach jetzt, Geliebte, bin ich ja glücklich und danke Gott, daß er zur rechten Stunde uns den Zufall jenes Zettelchens sandte, der Alles so gerichtet hat. Es war doch ein guter Gedanke, daß ich Marie zu mir nahm. Ich ahnte damals dunkel, nicht ich allein brächte es zu Stande und jetzt danken wir unser Glück vor Allem ihr und dem Rentmeister. Laß uns die Beiden suchen. Und dann wirst Du mir wohl in Zukunft Deine Abende schenken?"

„Alles, Alles schenke ich Dir; Alles gehört Dir! Denn der Todte, um den ich trauere, er hat kein Recht mehr auf mich, auf dieses Herz."

„Laß ihn ruhen. Wir sind jetzt glücklich und können vergeben und vergessen und glücklich sein. Jetzt laß uns unsere glücklichen Beglücker aufsuchen. Doch erst einen Kuß von Dir, einen recht liebevollen Kuß!"

Er schloß sie in die Arme. Sie lächelte, und dann ruhte Mund auf Mund lange, sehr lange, und der Graf drückte die wiedergefundene Geliebte an seine Brust, als wolle er sie nie mehr aus seinen Armen lassen.

Aus fernen Tagen.

Lieder von **Georg Freiherr von Dyherrn.**

I. Um die Seele.

O, wer hat nicht gerungen
In wilden Meeres Mitten!
O, wer hat nicht gelitten,
Von Weh's Gewalt bezwungen!
In öden Tempelhallen
Stand nur die Todtenbahre,
Wenn von dem Hochaltare
Das heil'ge Bild gefallen.

Doch wenn die Welt dich ächtet:
Noch ziehn dich treue Arme
An's Herz, das liebewarme,
Das zweifelt nicht, noch rechtet.
Als Blume iſt's geblieben
Für dich auf dürrer Haide,
Als Stern im nächt'gen Kleide
Dies Herz mit ſeinem Lieben.

Ein Eden giebt's für Keinen,
Wo rauſchen ew'ge Bronnen
Und nach den höchſten Wonnen
Harrt bitterliches Weinen.
Den Weg bezeichnen Fehle
Und in dem Herzen wohnen
Die Engel und Dämonen,
Die ſtreiten um die Seele.

II. Liebe.

Was wahr du liebſt, das mußt du ewig lieben,
Für Liebe giebt es heute nicht, noch morgen!
Die Sonne braucht ſich keinen Glanz zu borgen;
So iſt im Leid die Liebe hell geblieben:
Das Paradies, aus dem du nie vertrieben.

Die Liebe gleicht dem kämpfenden Titanen,
Der junge Kraft und frisches Leben spürte,
Sobald die Mutter Erde er berührte:
Ihr Erdreich ist das Herz und heilig Ahnen
Führt sie zum Sieg durch Noth und Kampf die Bahnen.

Sie hat nicht Zweifel, nicht der Fragen viele,
Kein Zagen mitten in des Schicksals Schauern.
Sie weiß, das Göttliche muß ewig dauern.
Sie spricht: „ich will" und durch die bunten Spiele
Des Lebens sieht sie sicher nach dem Ziele.

III. Einst — Noch.

Sei noch so grau die Flur und trostlos fahl,
Versengt, verdorrt vom heißen Sonnenstrahl,
Es kommt die Stunde, wo verklärt sie liegt,
Wenn Abendröthe purpurn drüber fliegt.

Und sei das Leben rauh und kahl und kalt
Und sei entflohn jedwede Lichtgestalt:
Es lauert feurig auf die Sehnsucht doch
Und spricht die Zauberworte: „Einst und Noch".

So lange Gram noch deine Seele nagt,
So lange bleibt dir Freude nicht versagt,
Erst wenn du theilnahmlos in Weh versteint,
Dann kommt die Nacht, in der kein Stern mehr scheint.

Pius IX.

Von H. Schwerdt.

Papſt Pius IX., das Oberhaupt der römiſch-katholiſchen Kirche, der von den Einen himmelhoch gehobene, von den Andern als verkörpertes Princip ſtarren mittelalterlichen Autoritätsglaubens betrachtete Stellvertreter Gottes auf Erden, iſt am 7. Februar vom irdiſchen Schauplatz abgetreten. Selten hat ſich einem Manne gegenüber ſo reiche Liebe und ſo bitterer Haß ausgeſprochen, wie dieſem ſeiner perſönlichen Eigenſchaften willen allgemein beliebten Greiſe, der, ungeachtet er das Haupt der ernſten Kirche war, ein heiteres, lebensfreudiges Naturell bis an ſeinen Tod bewahrte, der ihn würdig und aufrecht antraf. Die Schwächen und Fehler des Sterbenden ſchienen in der feierlichen Todesſtunde ausgelöſcht.

Immerhin war der „unfehlbare“ Pius einer der bedeutendſten Männer unſerer Zeit, der in die Speichen dieſes Rades oft genug eingegriffen hat, bis ihm die Hand erſtarrte. Verſuchen wir alſo, das Lebensbild eines ſolchen Mannes uns zu vergegenwärtigen, und zwar vorzugsweiſe diejenigen Züge dieſes Bildes hervorzuheben, welche im Gedächtniß der Jetztzeit mehr oder weniger verblaßt ſind. Wir werden dann zugeſtehen, daß ſelten in einem Menſchenleben der Wechſel des Schickſals eine ſo einflußreiche Rolle ſpielte, wie in dem Leben des neunten Pius, aber auch die Fäden erkennen, um uns in dem Labyrinth ſeines von Grund aus liebenswürdigen und edlen Charakters und ſeiner Handlungsweiſe einigermaßen zurechtzufinden.

Bekanntlich wechſeln die Cardinäle, wenn ſie den päpſtlichen Thron beſteigen, ihren Geburtsnamen. So hieß Pius IX. urſprünglich Johann Maria Maſtai Ferretti, und wurde am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia im Kirchenſtaat geboren. Sein Geſchlecht ſtammte von einem Kammmacher aus Breſcia, der im ſechzehnten Jahrhundert dorthin gezogen war. Deſſen Nachkommen aber hatten ſich allmälig bereichert, ſo daß Einer derſelben durch ſeine Heirath mit einer Gräfin Ferretti den Grafentitel erhielt. Dieſe Würde blieb der Familie, während die Reichthümer wieder ſchwanden, ſo daß Maſtai, als er geboren wurde, nicht gerade eine glänzende Zukunft vor Augen hatte.

Seine Schulbildung genoß er in einem dem Jeſuitismus feindlichen Kloſterinſtitute zu Volterra, wo er bedeutende Fähigkeiten entwickelte, obgleich er frühzeitig an der Fallſucht litt. In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, die damals zum verſtümmelten „Königreich Italien“ gehörte und unter Napoleons Scepter ſtand, ſchwärmte er für dieſen Heros des Jahrhunderts und für den Ehrgeiz, kriegeriſche Lorbeeren zu ſammeln. So lernte er denn exerciren und reiten; daneben aber muſicirte, dichtete und ſpielte er, trank und rauchte, und ſtolzirte in flottem Coſtüm mit klirrenden Sporen durch die Straßen als ein echter Lebemann. Nebenbei ließ er ſich in den Freimaurerbund aufnehmen, den er als Papſt verfluchte, und gefiel ſich in allerhand Liebesabenteuern. Lena, die Tochter eines Kleinkrämers, ſtand in zärtlicher Verbindung mit ihm. Er erwiderte jedoch ihre Neigung lediglich deshalb, um die blendend ſchöne

Kokette Elena, die Tochter des Fürsten Albani, eifersüchtig zu machen. Allein die stolze Elena warf sich in die Arme eines Dragoneroffiziers, der sie während eines Gewitters im Sturm erobert hatte, und der junge Mastai, statt an das Herz seiner Lena zu flüchten, zerstreute seine Grillen im Kartenspiel, das er mit merkwürdigem Glück leidenschaftlich trieb. Ein neues Abenteuer mit seiner Milchschwester erreichte auch dann sein Ende nicht, als diese zum Theater trat und sich verheirathete.

Diese lockere Lebensweise veranlaßte seine Familie, ihn nach Rom zu schicken und von dem damaligen Papst Pius VII. Aufnahme in die adelige Leibwache zu erbitten, die in hohem Range stand. Aber auch in Rom, wo er bei seinem Oheim, dem Präsidenten des Kammergerichtes, wohnte, setzte Mastai die frühere Lebensweise fort, huldigte der Mode, spielte Karte und knüpfte einen neuen Liebeshandel mit der Frau des Grafen Colonna an. Seine Aufnahme in die Nobelgarde ward jedoch rückgängig, als sich ergab, daß er auch jetzt noch an epileptischen Krämpfen litt. Aus Verzweiflung darüber beschloß er nun, sich dem geistlichen Stande zu widmen und studirte mit großem Eifer Theologie, während er zugleich dem Unterricht der Kinder in einem Waisenhause oblag, dessen Oberaufsicht ihm der Papst übertrug. So ward der elegante Cavalier ein eleganter Abbate (Weltgeistlicher, der keine Pfründe hat), konnte aber seiner fatalen Krankheit halber nicht zum Priester geweiht werden. Da soll er nahe daran gewesen sein, den Tod in der Tiber zu suchen; aber einer seiner Jugendfreunde hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, während ihm sein Beichtvater, über den er sich oft lustig gemacht hatte, den Rath ertheilte, nach Loretto zu pilgern und von der wunderthätigen „Mutter Gottes" die Heilung seines Uebels zu erflehen.

Dies Mittel schlug an, als ihm ein im Geruch der Heiligkeit stehender Priester die Hand aufs Haupt legte. Seit dieser Zeit blieb er von der Epilepsie verschont und empfing nun die priesterlichen Weihen.

So war Mastai ein Mann Gottes geworden und verachtete die Freuden der Welt, die er bisher so reichlich gekostet hatte. Vornehmlich legte er sich aufs Predigtamt. Da aber die Prediger in Rom gleich den Schauspielern engagirt werden, so ward er von den Unternehmern einer solchen Missionsanstalt an den Schauplatz seiner Jugendsünden, nach Sinigaglia gesendet, wo er mit theatralischem Effect, das Christusbild und den Todtenkopf an der Seite, nächtliche Predigten hielt und Beichte hörte, bald in der dunklen Kirche, bald auf dem hellerleuchteten Stadtplatz. Das Volk ward von seinen Vorträgen electrisirt, und vorzugsweise drängte sich die weibliche Bevölkerung in seinen Beichtstuhl.

Im Triumph nach Rom zurückgekehrt, zerfiel er durch einen heftigen Streit mit seiner Missionsanstalt. Da nun gerade der Erzbischof Muzi als päpstlicher Stellvertreter nach Chili gesendet wurde, so übertrug ihm der Papst das Secretariat dieser Mission (1823). Ein Sturm aber warf das Schiff an die Küste von Katalonien, und mit größter Gefahr erreichte man die Rhede vor Palma. Hier verhafteten die spanischen Behörden den Erzbischof und seine Begleiter und nur durch politische Vermittelung konnten sie aus dieser mißlichen Lage befreit werden. Auf ihrer weiteren Fahrt wurden sie von einem Raubschiff angehalten, wobei sich Mastai durch den Muth auszeichnete, den er der bewaffneten Schaar entgegensetzte. Als ihr Schiff sich schon den Küsten Südamerikas näherte, erhob sich wieder ein furchtbarer Sturm, der Mastai betäubt zu Boden warf. Kaum hatte er sich aber aufgerafft, als er eifrigst

beisprang, einen verunglückten Matrosen aus dem Meere zu retten. Endlich trafen sie in Chili ein, nachdem sie noch eine mühevolle Reise über die Cordilleren zurückgelegt hatten. Den dortigen Bewohnern waren jedoch die Stiergefechte lieber als die nächtlichen Predigten. Sie mißachteten die Mitglieder der päpstlichen Mission derart, daß diese fast genöthigt waren, von Almosen zu leben und nach kurzem Aufenthalt sich entschließen mußten, nach Europa zurückzukehren. Die Mission war gescheitert. Welche Intriguen aber gespielt, daß Mastais Collegen in Ungnade fielen und er selbst zum Vorsteher des Michaelhospitals in Ripa, einer Anstalt zur Aufnahme gefallener Frauen und verwahrloster Kinder, ernannt wurde, ist nicht aufgeklärt worden. Uebrigens machte er sich um eine zeitgemäße Umgestaltung dieser Anstalt, die er zur vorzüglichsten Gewerbschule im Kirchenstaate erhob, so verdient, daß ihn der Papst Leo XII. im Jahr 1827 zum Bischof von Spoleto beförderte.

Auch in dieser hohen Stellung, die er bereits in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre erstieg, hat er segensreich gewirkt. Als in Folge der französischen Julirevolution im Kirchenstaat ein Aufstand ausbrach, blieb nur der Sprengel von Spoleto ruhig, nachdem Mastai, welcher anfangs, da er sich der Volksgunst nicht erfreute, flüchtig geworden, dahin zurückgekehrt war. Dennoch wollten die Oesterreicher diese Stadt besetzen. Der Bischof aber duldete es nicht, und auf sein Wort legten die Aufrührer, die sich nach Spoleto geworfen hatten, die Waffen zu seinen Füßen nieder. Indessen wollte man die Verdächtigen nachträglich verhaften, und ein Polizeibeamter überreichte dem Bischof eine Liste derselben. Dieser aber ergriff das Blatt und warf es in den brennenden Kamin. Als ihn Gregor XVI., der inzwischen den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, deshalb zur Verantwortung zog, rechtfertigte sich Mastai, das Evangelium in der Hand, voll edlen Feuers, so daß er in der Hochachtung des Papstes stieg, der ihm wegen seiner liberalen Gesinnung bisher nicht hold gewesen war. Da nun Mastai den Revolutionär Sercognani, der mit Louis Napoleon im Begriff gewesen war, nach Rom zu marschiren, davon abgehalten hatte, erhob er ihn 1832 zum Erzbischof von Imola, mit einem jährlichen Gehalt von 50,000 Francs. Auch in seinem neuen Wirkungskreise rief er einen besseren Geist in der Priesterschaft hervor, daß er sich der Armen thatkräftig annahm und sein Haus Männern aller politischen Meinungen öffnete, um in ihnen gemeinsamen Patriotismus zu wecken.

Im Jahre 1836 befand er sich als päpstlicher Nuntius in Neapel, als die Cholera dort ausbrach. Die Noth war entsetzlich. Da ward Mastai der rettende Engel der Stadt. Er verkaufte seine Equipagen, sein kostbares Geräth, sein Silbergeschirr und vertheilte den Erlös unter die Armen. Noch mehr aber wirkte er durch die Unerschrockenheit, womit er die Cholerakranken besuchte und ihnen jeden möglichen Beistand angedeihen ließ.

Als er 1841 mit dem Cardinalspurpur geschmückt wurde, feierte Imola ein Freudenfest. Nun war nur noch ein Schritt bis zum päpstlichen Stuhle. Da ward Gregor XVI. vom Tode ereilt und ließ den Kirchenstaat im tiefsten Verfall zurück. Die verschiedenen Parteien stellten verschiedene Candidaten zur Papstwahl auf und erst allmälig gelang es, die Stimmen auf den Erzbischof von Imola zu lenken. Am 16. Juni 1846 ging sein Name siegreich aus der Abstimmung hervor. Aber erst nach langem Widerstreben bestieg er, von jubelndem Enthusiasmus begrüßt, als Pius IX. den päpstlichen Thron.

Und dieser Enthusiasmus war ein vollberechtigter. Der neue Papst, dessen fromme, edle und wohlwollende Gemüthsart einer allgemeinen Achtung

und Liebe sich erfreute, begann mit tief eingreifenden Reformen in allen Zweigen der Gesetzgebung und der Verwaltung und schien, indem er die Versöhnung des römischen Stuhles mit den modernen Freiheitsideen erstrebte, der thatkräftigste Reformator des Jahrhunderts zu werden. Er erließ eine umfassende Amnestie für politische Vergehen, er genehmigte den bisher verhinderten Bau von Eisenbahnen, er gestattete ein gewisses Maß von Preßfreiheit, er gab der Stadt Rom eine Communalordnung und wurde der Liebling Italiens, der nationale Held des ganzen freisinnigen Europa, während die Reaction ihn verwünschte und der ultramontane Pöbel sein Bild zerriß. Einen so liberalen Papst hatte die Welt noch nicht gesehen.

Da brach der Sturm des Jahres achtundvierzig herein. Pius gab dem Kirchenstaate eine Verfassung, um den Forderungen der Zeit und des Volkes gerecht zu werden. Allein er hatte nicht bedacht, daß es unmöglich sei, die geistliche und weltliche Herrschaft mit einander zu versöhnen. Seine Verfassung in ihrer ungeheuerlichen Zwittergestalt befriedigte weder die Weltlichen noch die Geistlichen; Rom ward eine Beute der Revolution; der Minister Rossi fiel der Volkswuth als Opfer seiner unmöglichen Politik, und der Papst, nachdem er eine Zeit lang wie ein Gefangener im Quirinal gelebt hatte, mußte am 25. November 1848 mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er nur der Gewalt weiche, im Wagen des bayrischen Gesandten nach Gaeta flüchten.

Die junge römische Republik aber, gegen welche Pius vergebens protestirt und die bewaffnete Intervention der katholischen Mächte zu Hülfe gerufen hatte, fiel nach hartnäckigem Kampfe, in welchem Mazzini und Garibaldi blutige Lorbeeren ernteten, durch die französische Reaction und Pius kehrte unter dem Schutze französischer Dragoner am 4. April 1850 — ebenfalls als Reactionär zurück, nachdem er sich, aus Furcht vor den Ausbrüchen der fortglühenden Leidenschaft, noch längere Zeit in Portici aufgehalten hatte.

Nach diesen bitteren Erfahrungen wurde Pius plötzlich ein Anderer und der kurze, schöne Traum eines freisinnigen Regimentes wich einem enttäuschenden Erwachen.

Man hat wohl behauptet, daß sein bisheriger Liberalismus eine Maske gewesen sei, die er jetzt ungescheut abwarf, indem seine eigentliche Gesinnung mit ihrem starren Non possumus schon aus früheren Erlassen hervorgeleuchtet habe. Indessen löst sich dies psychologische Räthsel schon dadurch, daß „der heilige Vater" von jeher einen schwankenden Charakter an den Tag legte, der die widersprechendsten Eigenschaften in sich vereinigte. Liberal und conservativ, starrköpfig und lenksam, liebevoll und jähzornig, sanftmüthig und aufbrausend, gütig und grausam, bescheiden und eitel, verständig und einfältig, — dies Alles war Pius in einer Person. Was Wunder, daß er nach den bitteren Erfahrungen, die er trotz seines freisinnigen Regimentes machen mußte, plötzlich umschlug und ein Spielball seiner jesuitischen Rathgeber wurde? Auch Luther war nach den revolutionären Stürmen, welche die Reformation hervorrief, nicht mehr derselbe, der er vorher war.

Genug, der scheinbare Reformator der katholischen Kirche trat seit jener erhängnißvollen Zeit in die Fußstapfen seiner fanatischen Vorgänger und ach mit der wankelmüthigen Volksgunst und mit den fluctuirenden Ideen r Neuzeit so gründlich, als ob die finstersten Gestalten des Mittelalters ihn mgarnt hätten. Und so war es auch. Denn nun kamen Jene zur Herrschaft, welche das Heil des Staates und der Kirche in der Wiederherstellung der lten Zustände erblickten. Die Inquisition erstand wieder, die Jesuiten erhoben

triumphirend ihr Haupt und an die Stelle der früheren Rathgeber traten als Staatssecretär oder Ministerpräsident der Cardinal Antonelli, als Beichtvater der Billardspieler Stella und als weiblicher Leitstern die Gräfin Spaur. Diese hatte in erster Ehe den englischen Antiquar Dottwell, in zweiter den bayrischen Gesandten in Rom, Grafen von Spaur, geheirathet. Sie war eine hübsche Frau, mit dichterischen Anlagen begabt und arbeitete im Interesse Oesterreichs auf den reactionären Umschwung des Papstes unablässig hin, den sie um so leichter zu fesseln wußte, als sie es war, welche die nöthigen Vorbereitungen zur Flucht nach Gaeta getroffen hatte und ihrem erlauchten Freund dorthin vorausgeeilt war.

Wie sich nun das Regiment des heiligen Vaters unter dem Schutze der österreichischen und französischen Waffen gestaltete? Die Kerker waren mit politischen Gefangenen überfüllt (man zählte deren 8800); die Cassen waren leer und kaum erschwingliche Abgaben und Steuern erdrückten das arme Volk; das platte Land ward schutzlos von Räuberbanden verwüstet; überall Elend und Entsittlichung. Es war eine grauenhafte Wirthschaft unter den vereinten Bannern der französischen Armee und der absoluten Priesterherrschaft, während nichtsdestoweniger die katholische Kirche durch schlaue Benutzung der politischen Constellationen an Macht und Einfluß zunahm.

Antonelli aber stand an der Spitze dieses Regimentes und war der eigentliche Lenker des Kirchenstaates. Nicht einmal ein Weiberregiment mochte er neben sich dulden; er allein wollte die päpstliche Politik leiten und Niemand sollte ihm ins Handwerk pfuschen.

So mußte denn auch die schöne Gräfin Therese von Spaur seinem intriguanten Einfluß weichen und der schwache Papst fügte sich dem Machtgebote seines Dieners. Therese durfte den Vatikan nicht mehr betreten.

Antonelli aber kannte seinen Herrn zu gut, um nicht zu wissen, daß er weiblicher Verehrung bedürfe, wie die Pflanze des Regens. Daher wies er den Beherrscher der Gläubigen an die Verehrung der — himmlischen Jungfrau. Und der Papst erhob am 8. December 1854 die unbefleckte Empfängniß Marias, die bis dahin immer noch selbst bei den frömmsten glaubenseifrigsten Theologen streitig war, mit großer Feierlichkeit zu einem unwiderlegbaren Dogma der katholischen Kirche; dies war, so weit bekannt, der letzte Act der Galanterie des alternden Grafen Mastai, aber auch der erste Schritt, welchen Rom zu seinem unabweislichen Verfalle that.

Die Jesuiten aber — und an ihrer Spitze der schlaue Antonelli — hatten ihren Zweck erreicht. Der Papst sonnte sich im Glanze seiner dogmatisirenden Herrlichkeit und ließ sie schalten und walten. —

Wer war nun aber dieser Antonelli, der am päpstlichen Hofe und weit über dessen Grenzen hinaus, ja noch jetzt nach seinem Tode durch den widerlichen Proceß seiner Tochter eine so wichtige Rolle spielte?

Er stammte aus einer übelberüchtigten Banditenfamilie und wurde 1806 in dem fast unzugänglichen Räuberdorfe Sonnino an der römisch-neapolitanischen Grenze geboren. Daß er selbst kein Räuber wurde, wie alle seine Mitbürger, soll dem Umstande zuzuschreiben sein, daß er in seiner frühesten Jugend zusehen mußte, wie mehrere seiner Bekannten und Verwandten ihre Großthaten mit dem Verlust ihrer Köpfe bezahlen mußten, die am Thore von Sonnino aufgesteckt wurden. Da hielt er es doch für gerathen, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und vertauschte das Räuberhandwerk mit — dem geistlichen Stande. Er trat in das große Seminar zu Rom, um sich

auf denselben vorzubereiten. Da er die reactionäre Politik des Papstes Gregor XVI. theilte, so wurde er bald in den Prälatenstand erhoben und stieg ohne die priesterlichen Weihen empfangen zu haben, rasch von einer Ehrenstufe zur andern empor.

Als er Delegat zu Macerata war, soll er, obwohl als Weiberfeind verschrieen, folgendes galante Abenteuer bestanden haben. Dort wohnte er im Hotel des jungen Grafen Clerici, der sich eben mit einer der schönsten Sabinerinnen verheirathet hatte. Einst, als der Graf unerwartet nach Hause kam, traf er den häßlichen Antonelli da, wo nur er das Recht hatte, sich zu befinden. Es entspann sich ein Kampf zwischen den Männern, dem sich der Legat mit Verlust seines Gewandes entriß, um sich in seinen Gemächern zu verschanzen. Von dem beleidigten Gatten belagert, rief er zum Fenster hinaus die bewaffnete Macht um Hülfe an, und der Graf ward als Rebell verhaftet. Als jedoch das Volk den wahren Sachverhalt erfuhr, mußte Antonelli aus Macerata flüchten.

Der Graf Clerici ließ sich von seiner Gattin scheiden, die in einem Kloster verkümmerte, und ward lebenslang ein unglücklicher Mann. Der Ehebrecher aber erhielt bei seiner Rückkehr nach Rom sofort die Stelle eines Unterstaatssecretärs.

Bald stieg er zum Oberschatzmeister (Finanzminister) empor, und wußte sich, indem er den Mantel nach dem Winde drehte, auch dem neuen Papste so unentbehrlich zu machen, daß ihn dieser mit dem Cardinalshut schmückte. Als in Rom die Revolution ausbrach, trat er zwar von seinem Ministerposten zurück, begleitete aber den Papst nach Gaeta und wurde dessen vertrauter Rathgeber. Ja, noch in Gaeta ward er zum ersten Staatssecretär ernannt und lenkte seitdem das Steuerruder von Sanct Peter, auf seinen schwachen Herrn bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Tode einen unbegrenzten Einfluß übend.

Man könnte diese Schilderung der Umgebung des Papstes noch durch manchen interessanten Charakterkopf bereichern. Geben wir jedoch der Wahrheit die Ehre, so müssen wir zugestehen: Der Herr war viel besser, als seine Diener. Mit unverkennbarem Wohlwollen wollte Pius IX. — daran darf man nicht zweifeln — den Kirchenstaat zu einem clericalen Musterstaat, zu einem Himmelreich auf Erden erheben, und schien in dem Wahne befangen, daß er auf dem besten Wege zu diesem Ziele sei. Er war immer noch, seiner individuellen Neigung gemäß, in gewissem Sinne liberal und nützlichen Verbesserungen zugewandt, soweit sie nicht mit seinem hierarchischen Fanatismus collidirten.

Dabei wußte er in seinen späteren Jahren nichts von kostspieligen Liebhabereien und machte für seinen Hof und für seine persönlichen Bedürfnisse so geringen Aufwand, wie kaum ein anderer Fürst. Sein Tagewerk war getheilt zwischen frommen Andachtsübungen, wohlthätigen Werken, leichter Regentenarbeit und einfacher Erholung.

Trotzdem hat er die schmerzlichsten und niederbeugendsten Erfahrungen gemacht, die einem Monarchen zu Theil werden können, und wandelte den dornenvollen Weg eines langsamen, wenn auch nicht unverschuldeten Martyriums. Die Belege zu dieser Behauptung sind aus der neuesten Tagesgeschichte bekannt genug, so daß wir sie kaum zu berühren brauchen.

Die römische Curie lebte in den letzten Jahren vor 1870 nur noch von den Almosen der napoleonischen Politik. Selbst die mächtigen Stützen, die

es in Oesterreich und in Spanien hatte, waren erschüttert. Das Concordat, welches der Papst im Jahr 1855 mit Oesterreich geschlossen, war durch den Umschwung der österreichischen Politik vollständig durchlöchert und die Verbannung der „unschuldigen" Isabella, welche Pius mit der geweihten Rose schmückte, hatte auch das glaubensfanatische Spanien dem Genius der Freiheit und des Fortschritts geöffnet. Der Papst war außer sich, besonders über Oesterreich. Im Juli 1866 verdammte er, „kraft seiner über alle Kirchen ihm anvertrauten Obsorge", das österreichische Staatsgrundgesetz als einen Gräuel und protestirte gegen alle die „abscheulichen" Verfügungen, welche den Staatsbürgern Meinungsfreiheit, Preßfreiheit, Glaubensfreiheit zusagten und die Grundsätze der Confessionsgleichheit endlich zur Geltung bringen wollten. Mit diesem unerhörten Vorgehen stellte sich die römische Curie mit eiserner Stirne aller staatlichen Ordnung feindlich gegenüber und offenbarte vor aller Welt, daß mit einem solchen Factor die moderne Zeit nicht mehr rechnen könne.

Wie ein Licht, wenn es dem Erlöschen nahe ist, gewöhnlich noch einmal in heller Flamme aufflackert, so erhob nichtsdestoweniger der römische Katholicismus gerade jetzt wieder sein Haupt mit einer so stolzen Siegestrunkenheit, als müsse alle Welt ihm zu Füßen fallen, und träumte sogar, auch die abtrünnigen Kinder wieder in seine „alleinseligmachenden" Arme zu schließen. Seit dem Tridentinischen Concil (1545—1563) hatte es kein Papst mehr gewagt, ein solch mittelalterliches Schauspiel wieder aufzuführen. Pius aber, obgleich von vielen Seiten gewarnt, vermochte dem Drängen seiner mephistopheliſchen Rathgeber und dem Kitzel seines eigenen Ehrgeizes nicht zu widerstehen, die verwitterte Mumie des mittelalterlichen Papstthums vor aller Welt Augen galvanisch aufzucken zu lassen. Der „geistliche Mummenschanz an der Tiber", mit glänzenden Vorbereitungen in Scene gesetzt, ward am 8. December 1869 feierlich eröffnet. Als aber die versammelten Bischöfe der katholischen Christenheit durch das Portal der Peterskirche zogen, da mochte wohl Manchen, die sich durch das strahlende Gepränge der kirchlichen Würdenträger nicht blenden ließen, diese große Maskerade jenseits der Alpen (ultra montes) wie ein Leichenzug erscheinen, aus welchem der Moder der Weltgeschichte emporwirbelte.

Indessen hatte das Gaukelspiel seinen Fortgang, obgleich von parlamentarischer Ordnung und Freiheit keine Rede war. Nur die Kurbel, welche die Fluchmaschinerie in Bewegung setzte, war ununterbrochen in Thätigkeit, und tactmäßig, wie das Hammerwerk einer Eisenschmiede, rollte Schema auf Schema, Canon auf Canon, Anathem auf Anathem von der nie rastenden Spindel. Es wurde Alles verflucht, was die Menschheit in den Geistesschlachten der Jahrhunderte errungen: Vernunft und Freiheit, Wissenschaft und Gewissen.

Endlich ward der letzte Trumpf ausgespielt. Nicht genug, daß der römische Pontifex als „Stellvertreter Christi und als Statthalter des lebendigen Gottes" die katholische Weltmonarchie erneuern wollte, — er ging in seiner Verblendung noch weiter. Er maßte sich das göttliche Attribut an, in allen geistlichen Dingen unfehlbar zu sein. Dies war der Culminationspunct des verblendeten Gebahrens. Und das vaticanische Concil war in blindem Gehorsam dermaßen geschult, daß es dem Infallibilitätsdogma, wenn auch gegen eine starke Opposition, am 18. Juli 1870 seine Zustimmung ertheilte.

Welch ein wunderbares Zusammentreffen! — Als die Kanonen der Engelsburg der Siebenhügelstadt den Sieg der „Unfehlbarkeit" mit ehernen

Reineke auf der Rebhuhnjagd.

Nach dem Gemälde von W. v. Kaulbach auf Holz gezeichnet von W. Reinde

Zungen verkündigten, da erhoben auch die deutschen Geschütze ihre Donnerstimme, welche den napoleonischen Kaiserthron zertrümmerten und das französische Babel zu Boden warfen. Damit aber war die letzte Stütze der weltlichen Papstmacht gebrochen. Die französischen Truppen wurden aus Rom zurückgezogen. Ganz Italien jauchzte auf. Der traditionelle Mittelpunct seiner Nationalität, die Hauptstadt Rom, stand nun dem König Victor Emanuel offen; denn die päpstlichen Söldner waren viel zu ohnmächtig, um den italienischen Truppen Widerstand zu leisten. Dennoch rüstete sich Pius zum blutigen Empfang und rief alle weltlichen und alle himmlischen Mächte um Beistand an.

Vergebens! Die Uhr der weltlichen Papstherrschaft war abgelaufen. Und Niemand grämte sich darum, außer dem Träger dieser Herrschaft und seiner schwarzen Kohorte. Die Unterthanen, die ihm noch geblieben, und namentlich die Bewohner der Stadt Rom, sagten sich am 2. October 1870 vermittels allgemeiner Volksabstimmung (Plebiscit) unter maßlosem Jubel fast einstimmig vom Kirchenstaat los, und Pius IX. war somit seines Thrones entsetzt, von dem die halbe Welt über tausend Jahre lang beherrscht worden war.

Und wem verdankte Italien diesen Triumph? — Nicht den Waffen Garibaldis, der seinen Lorbeerkranz als französischer Freischärler muthwillig entblätterte, und nicht der schwankenden Politik des Königs Victor Emanuel. Wie die erste Reformation vor dreihundert Jahren auf deutschem Boden entsproß, so war es auch jetzt der deutsche Heldenmuth, der die weltliche Papstmacht stürzte und das weltgeschichtliche Ereigniß herbeiführte, daß der Kirchenstaat aus der Reihe der souveränen Fürstenthümer verschwand.

Bald darauf besetzten die italienischen Truppen das römische Gebiet und Victor Emanuel hielt seinen festlichen Einzug in seiner künftigen Haupt- und Residenzstadt, trotz aller Verwünschungen und aller Proteste des „Unfehlbaren". Die italienische Regierung ergriff vorläufig vom Quirinalpalaste Besitz, und überließ dem Papst seinen bisherigen Herrschersitz, den Vatican, sammt dem angrenzenden Stadtgebiet zum unbeschränkten Eigenthum. Zugleich erklärte sie, seine geistliche Unabhängigkeit und Wirksamkeit in keiner Weise beschränken und die hohe Stellung, die dem heiligen Vater zukomme, durchaus nicht beeinträchtigen zu wollen.

Begreiflicherweise hatte mit dieser Katastrophe auch das vaticanische Concil ein klägliches Ende genommen. Eine päpstliche Bulle erklärte dasselbe „wegen eingetretener Hindernisse" — nicht etwa für aufgelöst, sondern bis auf bessere Zeiten vertagt.

Wie jedoch ertrug der greise „Märtyrer" diese harten Schläge? — Pius stand dem achtzigsten Lebensjahre nahe und hatte, gleich jedem Sterblichen, mit den Schwächen und Gebrechen des Alters zu kämpfen. Die Zeitungen ichteten nicht selten, daß er bedenklich erkrankt, seiner baldigen Auflösung gegensehe und bereits Vorkehrungen getroffen habe, daß ein würdiger Nachger in seine Fußstapfen trete. Immer jedoch erholte er sich wieder, als der Tod keine Macht an ihm habe. Und so stand er auch in den Stürmen, ihn umbrausten, gleich einer alten, knorrigen Eiche, die zwar im tiefsten arke erzittert, wenn der rauhe Wind sie entblättert und ihre morschen veige zerreißt, aber sich doch nicht beugen und nicht brechen läßt. Mit her Consequenz hielt er, trotz aller widrigen Erfahrung, den Glauben fest, ß ihm die providentielle Mission geworden, das Papstthum auf den höchsten

Gipfel seiner Macht zu erheben, und schleuderte nach wie vor seine Blitze gegen Alle, welche dieser Mission hemmend und störend entgegentraten.

Wiederholt soll er die Absicht gehegt haben, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und dem undankbaren Rom den Rücken zu kehren. Da und dort öffnete sich ihm ein annehmbares Asyl. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, jene Absicht auszuführen und den „Sitz des höchsten Pontificats" zu verlassen. Aber die Grenzen des kleinen Gebietes, das ihm geblieben, überschritt er nicht mehr, um die „Gräuel der Usurpation" nicht mit eigenen Augen zu sehen, sondern lebte still und abgeschlossen in seinem Palaste, fast so einfach und bescheiden, wie ein Privatmann, immer freundlich, liebenswürdig und heiter gegen die zahlreichen Besucher aus allen Weltgegenden, die den Papst zu sehen kamen. Wenn aber seine Anhänger mit himmelschreienden Stimmen jammerten und klagten, daß der „arme, beraubte, gefangene" Greis ein Martyrium ohne Gleichen erdulde und nicht mehr habe „wo er sein Haupt hinlege", so hätten sie immerhin bedenken mögen, daß es Pius noch viel besser hatte, als es jemals Christus und Petrus gehabt. Seine geistliche Autorität, wenn auch in der Volksmeinung tief gesunken, war äußerlich nicht erschüttert; die Legaten des päpstlichen Hofes repräsentirten noch immer den Schatten einer souveränen Machtvollkommenheit; die persönliche Freiheit des heiligen Vaters war in keiner Weise beschränkt; der Vatican mit seinen elftausend Zimmern bot ihm eine recht anständige Wohnung, und die Peterspfennige, die von allen Seiten zuströmten, füllten seine Casse so reichlich, daß er die Monatsrate von 52,000 Scudi (223,000 Mark), die ihm der König von Italien darbot, entschieden zurückwies.

Uebrigens fielen auch noch manche schöne Lichtblicke in die trüben Tage seines Alters. Sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, sein fünfundzwanzigjähriges und sein dreißigjähriges Regierungsjubiläum, seinen achtzigsten Geburtstag und andere hohe Festlichkeiten konnte er in Ruhe feiern. Dabei gab er die Hoffnung, wieder in den Besitz des Kirchenstaates eingesetzt zu werden, niemals auf und bestürmte Himmel und Erde, um dies Ziel zu erreichen, während doch sogar die geistliche Autorität des römischen Papstthums gefährdet erschien. Die Bischöfe hatten sich zwar allenthalben trotz des Widerspruchs, zu dem sich viele während des Concils aufgerafft hatten, in wohldressirter Unterwürfigkeit dem Unfehlbarkeitsdogma gebeugt. Dennoch erregte diese „Neuerung" vorzugsweise in Deutschland eine Bewegung, von welcher noch nicht abzusehen ist, wohin sie führen wird. Was Tausende empfanden, als ihrer gesunden Vernunft angemuthet wurde, an dieses Ergebniß menschlicher Verblendung zu glauben, das sprach zuerst der gelehrte Professor Ignaz von Döllinger in München mit klaren Worten aus, indem er, obwohl an seiner katholischen Gesinnung kein Makel haftete, die öffentliche Erklärung abgab, daß er als Christ, als Theolog, als Geschichtskundiger und als Bürger die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht annehmen könne. Dies war ein Wort zu seiner Zeit und zündete in zahllosen Herzen. Rom aber antwortete darauf mit Verwünschungen und Excommunicationen. Dennoch schlossen sich Tausend und Abertausend freisinniger Katholiken aus allen Ständen, unbekümmert um den zeitlichen und ewigen Fluch des zürnenden Pontifex, jener mannhaften Erklärung an und traten zu einer „altkatholischen" Gemeinschaft zusammen, die zwar noch des reformatorischen Grundgedankens und der principiellen Energie entbehrt, um sich zu einer deutschen Nationalkirche zu gestalten, aber doch ein Schritt zu diesem hohen Ziele ist, den wir um so

freudiger begrüßen, als im confessionellen Zwiespalt die brennendste Gefahr für Deutschlands politische und nationale Einigung liegt, die nicht eher zur vollen Wahrheit wird, als bis der ultramontane Bann gebrochen ist. Oder wer möchte nicht Döllingers Hoffnung theilen, daß wenigstens in Deutschland zu der glücklich erlangten staatlichen Union auch einmal die religiöse sich geselle und daß die vor dreihundert Jahren unvermeidlich gewordene Trennung zu höherer, reinerer Einheit sich wieder zusammenschließe? Dann müssen freilich der orthodoxe Protestantismus und der kirchliche Indifferentismus, die es nicht zum kleinsten Theile mitverschuldet haben, daß das Papstthum zu einer allem geistigen Fortschritt feindlichen Macht herangewachsen ist, in ganz andere Bahnen einlenken. Dann dürfen Maßregelungen wie die der freisinnigen Prediger Sydow und Hoßbach in der Hauptstadt des deutschen Reiches nicht mehr vorkommen und die Consistorien und der Oberkirchenrath dürfen an Verdammung des Zeitgeistes nicht mit dem Ultramontanismus wetteifern.

Jubel-Lied eines Amerikaners*).

„Triumph! Das Schwert in tapf'rer Hand
Hat hohe That vollbracht!"
Vereint ist nun das deutsche Land
Zum Sieg und Ruhm erwacht!
Die Macht, die jüngst so höhnisch prahlt,
Giebt auf die letzte Wehr,
Und neuer Glanz der Thaten strahlt
Auf Deutschlands Heldenheer!

Heil, edles Volk! dem neu das Herz
So unerschüttert schlug,
Das sich verband, und allerwärts
Verwarf den fränk'schen Trug!
Das, fest und heilig, Glied an Glied,
Stand endlich im Verein,
Mit Trost und Muth, Gebet und Lied,
Eine einz'ge Wacht am Rhein!

Kanonen, donnert noch einmal!
Den Frieden nun ihr bringt:
Ihr Glocken, über Berg und Thal
Von tausend Thürmen klingt!
Fromm neige dich, o deutsches Land!
Laß Rache ruhn und Spott:
Dein Gott, Er half und überwand —
Nun danket Alle Gott!

Cedarcroft, Pennsylvania, 6. Sept. 1870.

Bayard Taylor.

---

*) Der Dichter dieses in deutscher Sprache verfaßten Liedes ist der jetzige amerikanische Gesandte in Berlin, seit Jahrzehnten einer der gründlichsten Kenner und wärmsten Freunde unserer Nation. Die Redaction.

Leo XIII.

(Mit Portrait.)

Le pape est mort, vive le pape! Auf den alten Papst folgt ein neuer! Habemus Pontificem! Wir haben einen Papst! so rief der Cardinal Caterini am Nachmittag des 20. Februar vom Vatican herunter der harrenden Menge zu, und der Telegraph trug die Kunde in alle Welt. Und wer war der neue Herrscher der katholischen Welt, der Nachfolger Pius IX.? Es war der bisherige Cardinal und Erzbischof von Perugia, Gioachimo Pecci (sprich: Petschi), der am 2. März 1810 zu Carpineto geboren, ein Mann, der das Vertrauen des seligen Papstes in hohem Grade besaß. Als Papst hat Pecci den Namen Leo XIII. angenommen und bereits den päpstlichen Stuhl bestiegen.

Der Lebenslauf des neuen Kirchenherrschers ist folgender: Früh trat Gioachimo Pecci, der sich dem geistlichen Stande widmete, in die Accademia Ecclesiastica, eine von Benedict XIV. gegründete Pflanzschule der römischen Prälatur, ein. Dieses Institut nimmt sowohl In- wie Ausländer auf, besonders gern aber solche von vornehmer Herkunft, oder auch Leute, die über ihre Sitten gute Zeugnisse aufweisen können, die bereits die heiligen Weihen oder doch die betreffende Erlaubniß ihres Bischofs erhalten, oder endlich die Theologie und Jurisprudenz studirt haben. Der Cursus ist dreijährig, und die jungen Leute treten danach mit dem Range eines Referendarius oder Protonotars in die Prälatur ein. Am 16. März 1837 ernannte Gregor XVI. Pecci zum Hausprälaten und Referendarius an der Segnatura. Dann wurde er Delegat (Provinzialgouverneur oder geistlicher Pascha) zu Benevent, Spoleto und zuletzt zu Perugia. Von Perugia wurde er 1843 abberufen, zum Erzbischof von Damiette präconisirt und als Nuntius nach Brüssel geschickt. Man bezeichnet ihn als den Vater des belgischen Concordats. Er gewann die Zuneigung und Hochachtung des Königs Leopold I. und der Belgier in so hohem Grade, daß er auf deren Bitten hin mit dem Purpur bekleidet wurde. Im Consistorium vom 19. Januar 1846 wurde er zum Erzbischof von Perugia erhoben, zum Cardinal ernannt, aber in petto reservirt, was kein weiteres Recht giebt, als, wenn man wirklich proclamirt wird, die Anciennität vom Tage jener Ernennung an zu zählen. Der Cardinalshut wurde Pecci dagegen erst am 19. December 1853 verliehen. Im vorigen Jahre nahm er das Camerlengat (Kämmereramt des Papstes) an, weil Panebianco dasselbe ob der verminderten und auf den Staatskanzler übertragenen Befugnisse ausgeschlagen hatte.

Ueber die Persönlichkeit des neuen Papstes berichtet die „Köln. Ztg.": Leo XIII. hat mit seinen feingeschnittenen Zügen und eleganten Manieren

ganz das Aussehen eines vornehmen Kirchenfürsten, der sich aber beim öffentlichen Auftreten mit einer gewissen affectirten Salbung und priesterlichen Geziertheit benimmt. Er soll sich für das Papstthum prädestinirt gehalten haben und neben Bilio und Monaco in Pius' IX. Umgebung einer der eifrigsten Wühler gewesen sein, damit der Riß zwischen Italien und der Curie erhalten bleibe. Dies letztere ist trotz des anscheinenden Widerspruchs immerhin sehr wohl damit zu vereinen, daß er als Erzbischof von Perugia offene Zerwürfnisse mit der italienischen Regierung stets zu vermeiden gewußt hat. Darüber stimmen ferner alle Angaben überein, daß Pecci als Prälat und Cardinal ein Lebemann und im geselligen Verkehr sehr umgänglich war.

Etwas anders klingt die Schilderung, die ein römischer Correspondent der „Magdeburgischen Ztg." von ihm entwirft. Danach ist er ein „durchaus selbstständiger Geist und sehr fähig, aus eigener Initiative der vaticanischen Politik eine ganz neue Richtung zu geben. Sowohl in seiner Thätigkeit als Erzbischof von Perugia, wie als Cardinal hat er sich alle Zeit durch Energie, Strenge und durch herrisches Wesen hervorgethan. Er war einige Jahre zur Zeit König Leopold's I. Nuntius zu Brüssel, wo über sein Privatleben manche üble Nachrede ging. Später galt er für ascetisch und geizig, aber für uneigennützig und für einen guten Verwalter, für sehr stolz und mit einem Wort zum Regieren geboren. Er ist bei seinen Collegen und Untergebenen wenig beliebt. Er hat in seinem äußeren Auftreten etwas Vornehmes, ein wenig Theatralisches. Seine theologischen Kenntnisse gelten für mittelmäßig. Sein Sinn für schöne Künste ist gering, dagegen liebt er die Literatur und hat in jüngeren Jahren selbst gedichtet."

Der Charakter Leo's XIII. wird sich erst der Welt zeigen, wenn der neue Papst in Beziehungen zu den Staaten treten wird. Vielleicht haben sich die Cardinäle sowie die Presse in seinem Charakter geirrt, und Leo XIII. machts wie Sixtus V. vor 300 Jahren. Diesen Papst hatten die Cardinäle gewählt, weil sie ihn für alt, gebrechlich und leicht lenkbar hielten. Aber noch in der Wahlcapelle warf der neue Papst den Stab, auf den er sich bisher zur Täuschung der Cardinäle gestützt, fort, und zeigte sich sofort zum Schrecken der Cardinäle voll Kraft und Energie. Ob Leo XIII. andere Bahnen verfolgen wird, als Gioachimo Pecci? Die Welt ist darauf gespannt.

Der neue Papst kann etwas Deutsch und ist oder war doch wenigstens ein Dichter. Das sind zwei Eigenschaften, die ihn dem Volk der Dichter und Denker besonders interessant machen. Man sollte diesem hageren Gesicht gar nicht poetische Regsamkeit zumuthen und doch erhalten wir einen Beweis dafür durch einen Freund unserer Hefte, der den jetzigen Papst in der Zeit, wo er in Brüssel als päpstlicher Nuntius Monsignore Pecci lebte, viel beobachtet hat. Damals verkehrte der päpstliche Nuntius, der in Brüssel sehr gesellig lebte und sich mit dem damaligen österreichischen Gesandten Grafen [illegible]ritz von Dietrichstein und dessen Legationssecretär Baron Handel mehrfach [illegible]atisch, wenn auch gebrochen unterhielt, mit dem belgischen Dichter Hendrick [illegible]science, der oft von Antwerpen nach Brüssel hinüberkam. Unser Ge[illegible]hrsmann, den wir nicht nennen dürfen, ist in der glücklichen Lage, uns ein [illegible] interessantes Schriftstück zu übersenden, nämlich eine Probe der [illegible]terischen Begabung des jetzigen Papstes. In das Stammbuch [illegible]r damals in Brüssel weilenden Diplomatengattin schrieb Monsignore Pecci [illegible] italienisches Sonett, das unser Gewährsmann uns in folgender deutscher [illegible]rsetzung mittheilt:

„Wenn die Natur mit Lenzhauch uns umweht
Und junge Knospen sich zur Blüthe regen,
Da quillt im Herzen auf ein Gottessegen,
Und wie Maria an dem Grabe fleht

Des Sohnes, dessen heil'ge Majestät
Die gottgesandte, kurz im Grab gelegen,
Um dann gen Himmel hehr sich zu bewegen:
So stärkt die Seele sich im Lenzgebet.

Gieb, Herr, daß wir dem Grab der Erd' entfliehen
Als neuer Mensch, der in des Himmels Blau
Vergißt der alten Erde alte Mühen.

Jedwede Blum' erfrischt der Himmelsthau,
Dem Sünder aber sind zum Trost gediehen:
Die Thränen Christ's und unsrer lieben Frau.

Das sind dichterisch tadellose, von einiger religiöser Empfindung eingegebene Verse. Die Poesie ist bei den Päpsten bisher ein seltener Gast gewesen. Nur von Papst Gregor I. (540—604) wissen wir, daß er der Dichter der grünen Donnerstagshymne „Rex Christe, factor omnium" gewesen, die Luther für den besten Kirchengesang erklärte. Desgleichen sind einige italienische Gedichte Leo's X. (1513—1521) des kunstliebenden Medicäers erhalten, welche von Talent zeugen, obwohl ihr Inhalt für einen Papst ungemein freigeistig ist.

Jedenfalls ist die Poesieprobe des jetzigen Papstes ihrem Inhalt nach der Stellung des Autors nicht widersprechend.

So dichtete Papst Leo XIII. vor dreiunddreißig Jahren! Ob der heilige Vater noch heute Muße und Muse dazu findet? O, möchte er zu einem Gedicht des Friedens sich gedrängt fühlen, des Friedens zwischen Staat und Kirche, auf daß Friede auf Erden sei und den Menschen ein Wohlgefallen!

H.

Papst Leo XIII.

Die Memoiren des Quirinal.

Der unerwartet plötzliche Tod Victor Emanuels, des Schöpfers und Begründers des jungen Königreichs Italien, erweckt von Neuem das lebhafteste Interesse für seine Thaten, wie für seine Person. So ruhmreich und merkwürdig seine ganze Laufbahn auch war, so sind doch die letzten Jahre die wichtigsten und bedeutungsvollsten — der großartigste Moment seines Lebens — die Besitzergreifung Roms, der einstigen Metropole des gewaltigen Römerreichs und des nicht minder mächtigen Papstthums. Victor Emanuel, der Beherrscher des befreiten und geeinigten Italiens, in seiner Hauptstadt Rom, das Quirinal, ein ehemaliger päpstlicher Palast, seine Residenz!! Welch' wunderbare Constellationen! Welche Wandlungen hat der Palast des Quirinals im Lauf der Jahrhunderte erfahren! Welterschütternde Ereignisse haben sich hier abgespielt, ehe die päpstliche Souveränität zusammenbrach, um der königlichen Platz zu machen.

Von da ab wurde der Quirinal der Schirm und Hort des Königreichs Italien, auf den alle Blicke des Volkes gerichtet waren.

Das päpstliche Rom, die Hauptstadt des neu erstandenen weltlichen Reiches, der Quirinalische Palast, von dem aus die Hierarchie Jahrhunderte lang ihre vernichtenden Bannstrahlen über Schuldige und Unschuldige geschleudert hatte, nunmehr die Residenz eines friedliebenden, durch Milde, Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Königs — des Rè galantuomo — das war der letzte große Act, der würdige Schlußstein des ganzen Werkes.

Für das öffentliche Leben in Rom hat der Quirinal erst im letzten Jahrhundert Bedeutung erlangt, indem das jedesmalige Conclave zur Wahl des neuen Oberhauptes der Kirche dort abgehalten wurde. Bis dahin war er nur ein Privatsitz der Päpste, von dem aus sie aber ebenso wie vom Vatican sich in alle Welthändel einmischten, um die Uebermacht der Kirche Gläubigen wie Ungläubigen fühlen zu lassen, und endlich die langersehnte Universalherrschaft an sich zu reißen.

Der Quirinalische Palast erhebt sich auf dem gleichnamigen Hügel — einen der sieben Hügel, auf denen die ewige Stadt sich aufbaut — er hat eine freie, gesunde Lage und gewährt den weitesten Umblick über die ganze Stadt bis auf die gegenüberliegenden Höhen des Janiculus und Monte Mario. Schon zur Zeit der Römer war der Quirinal mit eleganten Häusern und Villen besetzt und mit schönen Gartenanlagen geschmückt. Dazumal gehörte er zu den vornehmsten Stadttheilen und war zumeist von der feinen Welt bewohnt. Wir wissen, daß Pompomius Atticus, der erste Repräsentant des späteren Ritterstandes, zugleich Kaufmann und eleganter Dilettant in Philosophie und Literatur, Cicero's und Antonio's, Cäsar's und Brutus Freund, auf dem Quirinalischen Hügel eine anmuthige Wohnung hatte mit Bibliothek und schattigen Gärten. Später erbaute Kaiser Domitian auf dem Quirinal an einen zum Granatapfel genannten Ort, auf der

Stelle des Hauses der Flavier, in welchem er geboren war, einen Tempel des slavischen Geschlechts, zu Ehren der ihm vorausgegangenen Angehörigen. Bei der Plünderung Roms durch Alarich gingen die meisten dieser Herrlichkeiten zu Grunde, Paläste und Tempel fielen allmälig in Trümmer, die ehemaligen prächtigen Gärten dienten blos noch als Viehweide. Viele Jahrhunderte lang blieb der Quirinal eine verwilderte, verödete Stätte, bis endlich hier und dort der Schutt weggeräumt, oder auf dem Schutt wieder gebaut wurde. Man legte an einzelnen Stellen sogenannte Orti — Stutzgärten — an, deren Eigenthümer sich inmitten der Gärten kleine, ärmliche Wohnhäuser herrichteten. Im fünften Jahrhundert erbaute einer der damaligen Päpste eine kleine Kirche zur heiligen Susanna auf dem Quirinal, die längst verfallen ist. Die ganze dortige Gegend hatte einen ländlichen Charakter, als läge sie mitten in der Campagna, vor welcher aber der Quirinalische Hügel den Vorzug seiner hohen Lage und einer gesunden reinen Luft hatte.

Da der Aufenthalt im Vatican im Hochsommer wegen der Ausdünstungen des nahen Tiberflusses nicht gesund ist, erbaute der Papst Paul III. (Farnese) auf dem Quirinalischen Hügel ein Lustschloß, das er in der heißen Jahreszeit bewohnte und welches seine Nachfolger auf dem Stuhl Petri, Gregor XIII., Sixtus V., und Paul V. zu dem großartigen Palast umbauten, wie wir ihn ungefähr noch heute vor uns sehen. Er ist im Barockstil erbaut, die Hauptfaçade nach dem Monte Cavalle zu — einem großen, freien Platz, wo die berühmten antiken Rossebändiger aufgestellt sind — ist grandios, imposant, der weite, große Hof von einer durchgehenden Pfeilerhalle umgeben, die sich in der Mitte zu einer offenen Loggia steigert. Auch die inneren Räume waren großartig angelegt, Säle von mächtigem Umfang, namentlich die sala regia, Decken und Wände mit Fresken geschmückt. Nach und nach wurde die Ausstattung immer reicher, in mehreren Gemächern behängte man die Wände mit Gobelins, in den Fußboden des einen Saales legte man Mosaiken aus der Villa Hadrians bei Tivoli. An der Rückseite des Palastes erhebt sich eine breite Terrasse, vor der sich ein weitläufiger Garten erstreckt — im Geschmack der italienischen Gartenkunst des sechzehnten Jahrhunderts — mit bedeutender immer grüner Vegetation, Eichen, Palmen, Cypressen, Lorbeerhecken und reichem architektonischen Schmuck: Grotten, Fontainen, antiken Statuen in den Laubgängen. Zur damaligen Zeit das einzige hohe Gebäude auf dem Quirinalischen Hügel, gewährte es eine herrliche Aussicht über die ganze Campagna und wurde der Lieblingsaufenthalt vieler Päpste.

Im Lauf der Zeit spielten sich welterschütternde Ereignisse in seinen Mauern ab. Hier tobte schon Ende des vorigen Jahrhunderts der Kampf zwischen der Hierarchie und der Revolution, hier brach die Allmacht des Papstthums mehr denn einmal kläglich zusammen. Von hier wurde der Träger der dreifachen Krone, Pius VII., gefangen nach Frankreich geführt; von hier flüchtete Pius IX., der letzte Papst, der die geistige und weltliche Macht in seiner Hand vereinigte, vor der siegreichen Revolution nach Gaeta, Schutz suchend bei den Bourbonen, deren Thron damals auch schon wankend war. Wenige Jahre später fand die vertriebene Königsfamilie von Neapel ein Asyl im Quirinal. Voll Haß und Bitterkeit gegen einander führten sie hier die schlimmsten Familienscenen auf. Von 1871 ab wurde der Quirinal die Residenz des **Rè galantuomo** (König-Ehrenmann), wie er im In- und

Auslande zumeist genannt wurde, und des kronprinzlichen Paares — des nunmehrigen Königs Humbert I. und seiner Gemalin, der Königin Margaretha.

Bis gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts — eine Epoche ungewöhnlicher politischer Ruhe in Rom — lebten die Päpste im Quirinal gemächlich, ließen sich nichts abgehen, genossen die gesunde Luft, ergingen sich im schönen Garten. Ein so glänzendes, lustiges Leben, wie Alexander VI. (Borgia), Julius II., Leo X. im Vatican führten, hat sich im Quirinal nie abgespielt. Die Päpste, die diesen Palast erbauten, wie Gregor XIII., Sixtus V., lebten, wie ihr geistiger Beruf es ihnen vorschreibt, still, bescheiden, zurückgezogen. Gregor widmete seine ganze Thätigkeit der Rechtswissenschaft und der Verwaltung; Sixtus V., das Kind armer Leute, die sich vom Gartenbau ernährten, der selbst seine Knabenjahre als Handlanger beim Gartenbau und der Schweinezucht verbracht hatte, lebte, nachdem er die höchste Stufe irdischer und geistiger Macht erstiegen hatte, einfach, sparsam, sein ganzes Denken und Trachten ging nur dahin, die Herrschaft der Hierarchie immer weiter auszubreiten und die ganze Welt dem Papstthum zu unterwerfen. Auch unter deren Nachfolgern war es mit den rauschenden, lärmenden Vergnügungen in den päpstlichen Palästen vorbei. Der an das Unglaubliche grenzende Luxus der Prälaten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mußte ein Ende nehmen, als die Quellen versiegten, aus denen sie die colossalen Reichthümer geschöpft hatten. Früher war die ganze christliche Welt Rom zinspflichtig, es flossen ungeheure Summen Geldes aus allen Ländern zu den mannigfaltigsten Zwecken nach Rom. Mit dem politischen Absterben des Papstthums und der immer fortschreitenden Einbuße an moralischer Macht, hörten jene Tributzahlungen auf.

Als Rom 1798 Republik wurde, mußte Papst Pius VI. flüchten. Nach Unterdrückung der Revolution und Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft, residirte der neue Papst, Pius VII., wieder im Quirinal. Doch nur kurze Zeit. In der Nacht vom 5. bis 6. Juli 1808 besetzten die Franzosen die Zugänge zum Palast, bei Tagesanbruch war der Papst ein Gefangener. Durch ein Decret Napoleons ward der Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt, der Papst ging als Gefangener nach Frankreich. Nach Napoleons Sturz wurden die früheren Verhältnisse wieder hergestellt. Doch erlebte Pius IX. ein ähnliches Schicksal im Quirinal wie seine Vorgänger. In der Revolution von 1849 wurde der Palast von den Aufständischen belagert, heimlich, in dunkler Nacht flüchtete der Papst, verließ Stadt und Land und ging nach Gaeta. Pius IX. hatte im Frühjahr und Herbst immer im Quirinal gewohnt, im Sommer in Castel-Gandolfo im Albanergebirge. Mit Hülfe der Franzosen kehrte er 1850 nach Rom zurück und bezog wieder wie sonst seine Wohnung im Quirinal. Die letzten Conclave der Cardinäle wurden im Quirinal abgehalten und der neu erwählte Papst vom Balkon an der Façade nach dem Monte-Cavallo zu öffentlich proclamirt.

Nach Vertreibung der Bourbonen aus Neapel flüchtete die Königsfamilie nach Rom, wo sie gastliche Aufnahme fand und einstweilen im Quirinal in dem für fürstliche Gäste bestimmten Theil des Palastes residirte. Der berühmte farnesische Palast in Rom, Eigenthum der Bourbonen, hatte seit länger als einem Jahrhundert unbenutzt gestanden und mußte erst wiederwohnlich eingerichtet werden. Während dieser Zeit lebte Franz II. mit seiner Gemalin, seiner Stiefmutter — der Witwe des Rè Bamba — und

deren Kindern im Quirinal, wo es zu den ärgsten Auftritten in der königlichen Familie, namentlich zwischen den beiden Königinnen kam. Bekanntlich war die Königin-Witwe sehr bigott — eine Betschwester, die alles Heil nur von den Pfaffen erwartete, die junge Königin dagegen lebenslustig, blos nach Vergnügen haschend. Sie überhäuften sich gegenseitig mit den heftigsten Vorwürfen, indem eine der andern die Schuld an dem Unglück, das über sie hereingebrochen war, beimaß. Während sie im Quirinal wohnten, nahmen sie nur das Mittagbrod gemeinsam, sonst mied die junge Königin soviel wie möglich ihre Schwiegermutter. Bei diesen Mahlzeiten soll es oft sehr erregt zugegangen sein; es wird mit Bestimmtheit erzählt, daß die beiden hohen Damen in der Wuth sich soweit vergaßen, die Teller einander an den Kopf zu schleudern. Zu solchen Thätlichkeiten kam es in einem Palast, der Eigenthum des Oberhauptes der Kirche war, die aller Welt den Frieden predigt. 1862 übersiedelten der Exkönig und die Exkönigin nach dem farnesischen Palast, die verwitwete Königin miethete den Palast Nigoti, nahe bei Piazza di Venezia, den sie mit ihren Kindern bezog und wo sie 1867 an der Cholera starb.

Noch war kein Decennium verflossen, als die größte Veränderung mit dem Quirinal vorging und der päpstliche Palast zum Königsschloß wurde. Nachdem am 20. September 1870 die italienischen Truppen nach einem fünfstündigen Bombardement als Sieger in die ewige Stadt eingezogen und diese zur Hauptstadt Italiens proclamirt war, wurde der Quirinalische Palast zur Residenz für den König ausersehen, dem Papst der Vatican überlassen. Den Wohnräumen im Quirinal fehlte aber aller moderner Comfort, die Einrichtung war veraltet, verbraucht, die letzten Päpste, unter ihnen Pius IX., der einfach und still gelebt, hatten Alles beim Alten gelassen. Nun wurde sofort Hand angelegt, die Gemächer würdig auszustatten, Hunderte von Arbeitern waren dabei thätig, alle Erzeugnisse des Luxus, welche den Unterbau des Lebens erwärmen und erfreuen, wurden herbeigeschafft. Was Genua, Mailand, Venedig, Florenz, Bologna an Seidenstoffen, kostbaren Brocaten, Teppichen, Glasarbeiten, geschnitzten Möbeln liefern, wurde für die Einrichtung verwandt. Schwere wollene Teppiche, weich gepolsterte Divans und Sessel in allen Formen und Gestalten gaben den Räumen ein wohnliches Ansehen. König Victor Emanuel, allem Luxus abhold, nur das Einfache und Schlichte liebend, bezog nicht jene reich ausgestatteten Räume, sondern überließ sie dem kronprinzlichen Paar und nahm für sich nur einige nach dem Hof zu gelegene, bescheidene Zimmer.

Sehnsüchtig erwarteten die Römer die Ankunft des Königs und wurden schon ganz ungeduldig, als sie sich immer weiter hinausschob; man bereitete glänzende Empfangsfeierlichkeiten vor, kein römischer Triumphzug sollte großartiger und prächtiger gewesen sein, wie der Einzug Victor Emanuels — des Oberhauptes des neu geschaffenen Königreichs Italien. Inmitten ihres Freudentaumels über das Ende der päpstlichen Herrschaft und die Erhebung Roms zur Hauptstadt Italiens traf sie schweres Ungemach — eine jener furchtbaren Ueberschwemmungen, wie sie schon im Alterthum und Mittelalter zu wiederholten Malen die ewige Stadt heimgesucht hatten. Ganze Stadttheile in der Nähe des Tibers kamen unter Wasser, bis ins erste Stockwerk drangen die Fluthen, bittere Noth kam über die Bevölkerung. Da — es war in den letzten Tagen des December 1870 — kam der König sofort nach Rom, er kam in aller Stille, ohne Sang und Klang. Vom

Bahnhof fuhr er in einem einfachen Wagen direct ins Quirinal, besuchte dann die Unglücksstätte, wo das verheerende Element den meisten Schaden angerichtet hatte. Aus seiner Privatchatulle gab er eine bedeutende Summe Geldes zur Unterstützung für die Beschädigten und berathschlagte mit den städtischen Behörden, wie den Unglücklichen wieder aufzuhelfen sei. Er blieb nur einen Tag und reiste ebenso still und unbemerkt wie er gekommen war, wieder ab. Durch diesen Act der Menschenliebe hatte er die Römer ganz für sich begeistert, obwohl sie bei ihrem Hang zu glänzenden, prunkenden Schaustellungen es lieber gesehen hätten, wenn er trotz der Wassersnoth und des allgemeinen Elends in festlichem Aufzug in die Stadt eingefahren wäre.

Dafür wurden sie einigermaßen entschädigt, als einige Wochen später — am 24. Januar 1871 — der Kronprinz und die Kronprinzessin, wenn auch nicht mit königlichem Gepränge, aber doch von den städtischen Behörden und der Nationalgarde feierlich begrüßt, ihren Einzug in das Quirinal hielten, wo sie den Theil des Palastes bezogen, den Napoleon I. für den König von Rom angebaut hatte. Von da ab datirt für den Quirinalischen Palast eine neue Aera — die Aera der segenbringenden Herrschaft eines edlen weiblichen Gemüths. Die damalige Kronprinzessin, jetzige Königin Margarethe, vereinigt mit einem klaren Verstand eine vielseitige gründliche Bildung und ein feinfühlendes Herz. Sie wurde das vermittelnde, versöhnende Element zwischen den verschiedenen Parteien. Politisch und religiös aufgeklärt, hat sie sich aber ein frommes Gemüth bewahrt. Von dem hohen römischen Adel, der zumeist päpstlichen Negoten entstammt, blieb der größere Theil, darunter die Aldobrandini, Altieri, Chigi, Barbarini, Colonna di Sciarra, Borghese, dem Hof ganz fern, einige zogen sich sogar demonstrativ auf ihre Villen zurück, andere, die in Rom blieben, mieden den Monte-Pincio, das Rendezvous der eleganten Welt, wo der Hof so zu sagen officiell spazieren fährt. Auch der hohe Clerus besucht von da ab nicht mehr den Monte-Pincio, man sieht die Monsignoren in ihrer Priestertracht dort nicht mehr wie früher lustwandeln. Sich nicht mehr auf dem Monte-Pincio zeigen, galt für eine Demonstration gegen den Hof. Von Einzelnen, die nicht an den Hof gingen, aber nach wie vor den Pincio besuchten, sagte der Volkswitz: „Sie stehen mit einem Fuß im Vatican, mit dem andern im Quirinal.“ Die römischen Adelsfamilien, die nach der Occupation Roms durch die Italiener die neue Ordnung anerkannt hatten, deren Namen auf einer Marmortafel im Conservatorenpalast auf dem Capitol eingezeichnet sind, darunter die Caesarini-Sforza, Ruspoli, Pallavicini, Odescalchi, Buoncampagni, Grazioli, Ludovisi, Corsini, Doria, Gaetani machten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin sofort nach der Ankunft im Quirinal ihre Aufwartung. Es ist unstreitig der intelligentere und gebildetere Theil der römischen Aristokratie. Durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit gewann Prinzessin Margarethe sofort alle Herzen für sich. Sie ist keine strahlende Schönheit, aber eine der anmuthigsten Erscheinungen, ein unbeschreiblicher Liebreiz ist über das Antlitz ausgegossen, die Haltung der schlanken mittelgroßen Gestalt voll Anstand und bescheidener Würde, jede Bewegung graziös, der Blick des blauen Auges tief sinnig, die hohe, freie Stirn von reichem blonden Haar umrahmt. Ihr ganzes Wesen ist natürlich, ungezwungen, der Ausdruck edler Weiblichkeit und eines kindlich reinen Gemüths.

Gelehrte und Künstler wurden an den Hof gezogen. Wie früher in Florenz hatte die Fürstin nun in Rom einen Empfangsabend in der Woche,

wo sie die Koryphäen der Wissenschaft und Kunst um sich versammelte und einzelne aus der römischen Aristokratie. Ihr Gemal — der nunmehrige König Humbert — erschien an solchen Empfangsabenden nur auf kurze Zeit in der Gesellschaft, er findet an einer derartigen, durch geistige Genüsse gewürzten Geselligkeit nicht soviel Freude wie seine Gemalin, er hat andere Liebhabereien. Wie sein verstorbener Vater ist König Humbert ein Freund schöner Pferde; des Morgens in aller Frühe geht er in die Ställe hinunter und controlirt Alles selbst aufs Speziellste. Auf dem Monte-Pincio, in Villa Borghese, oder in Villa Pamphili sah man ihn entweder zu Pferde oder im Wagen, mit eigener Hand die Rosse lenkend. Er ritt ganz allein, nicht einmal von einem Stallknecht gefolgt, und fuhr auch größtentheils ohne Adjutanten. Außer bei festlichen Gelegenheiten gehen die italienischen Fürsten immer in Civil. König Humbert hat in seinem Aeußern den echten Typus des savoyischen Hauses, die gedrungene, untersetzte Gestalt, die Stumpfnase, den bronzefarbenen Teint; der Ausdruck des Auges ist ernst und streng und läßt auf ein leicht erregbares Temperament schließen. Seine nähere Umgebung schildert ihn als sarkastisch, man rühmt seinen treffenden Witz, den er besonders im kleinen traulichen Kreise freien Lauf läßt. Während alle Andern vor Lachen sich kaum halten können, bleibt er ganz ernst, wie überhaupt seine Züge nie einen freundlichen oder lächelnden Ausdruck haben. Was seine politischen Gesinnungen betrifft, so galt er als Kronprinz für liberal und für den entschiedensten Gegner der Pfaffen. Im Rath König Victor Emanuels — in den Ministerconferenzen, die im Quirinal abgehalten wurden — befürwortete der Kronprinz immer eine enge Allianz mit Deutschland.

Unter den Gelehrten in Rom hat die junge Königin namentlich Ferdinand Gregorovius, den sie halb und halb für ihren Landsmann ansieht, ausgezeichnet; wie sie sich überhaupt für Alles was Deutschland und die Deutschen betrifft, lebhaft interessirt. Sie spricht das Deutsche ganz geläufig. Nachdem König Victor Emanuel als Anerkennung für seine Geschichte der Stadt Rom, Gregorovius einen hohen Orden verliehen hatte, überbrachte Prinzessin Margarethe selbst diese Auszeichnung dem Gelehrten und suchte ihn in seiner bescheidenen Behausung im vierten Stockwerk auf.

Im Quirinal hatte blos die höhere Gesellschaft Gelegenheit Prinzessin Margarethe kennen zu lernen; auf der Straße wurde sie vom Volk gesehen. Sie fuhr immer nur im einfachen Zweispänner, war aber doch von Allen gekannt und sobald sie sich zeigte, hörte man von allen Seiten den leisen Ausruf: „graziosa! carina! sympatica! und kein Männerhaupt blieb bedeckt. Die Toilette der jungen Fürstin zeichnete sich immer durch feinen Geschmack aus; sie trägt nicht so grelle Farben wie die Italienerinnen sie lieben. Sehr gern schmückt sie sich mit Blumen und ist überhaupt eine große Blumenfreundin. In ihren Gemächern im Quirinal blühen und duften immer die schönsten Pflanzen. Reizend ist ihre Erscheinung, wenn sie an sonnigen Frühlingstagen im Garten des Quirinals lustwandelt, das Haupt von einem langen schwarzen Schleier umhüllt, der weit über die Taille herabfällt und am linken Ohr mit einer Rose befestigt ist — eine Jahrhunderte alte und noch heute bei den Italienerinnen sehr beliebte Mode.

Während des Carnevals fanden mehrere große Bälle und andere Festlichkeiten im Quirinal statt, wo die damalige Kronprinzessin in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs machte, so daß Alt und Jung, Herren und

Damen gleich entzückt von ihr waren. Sie bekehrte manchen Schwankenden, der noch nicht völlig mit sich einig war, ob er sich der neuen Ordnung aufrichtig anschließen solle, der aber bald einer der treuesten Anhänger des Königthums wurde. Nach dem Carneval veranstaltete die Prinzessin einen industriellen Markt im Quirinal — einen sogenannten Wohlthätigkeitsbazar. In den Sälen des Schlosses waren allerlei Verkaufsbuden aufgestellt, die Kronprinzessin und die Damen der hohen Aristokratie besorgten selbst den Verkauf. Es kam eine ansehnliche Summe Geldes zusammen, die unter die Armen der Stadt und an verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten vertheilt wurde. Die Kronprinzessin trat an die Spitze verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten, denen sie das wärmste Interesse zuwendet, sie besucht häufig jene Anstalten, den Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen.

Die junge Königin ist nicht bigot, aber religiös. Jeden Sonntag und Feiertag hört sie die Messe in der kleinen Kirche S. Maria Maddalena, dem Quirinal gegenüber. In der Mitte der Kirche, in geringer Entfernung vom Altar, ist ein Betpult aufgestellt, mit rother, mit Gold verzierter Sammetdecke darüber, davor stehen zwei Broncestühle mit Sammetüberzug. Rund umher auf Bänken und Stühlen sitzen die übrigen Kirchgänger. Die Fürstin kommt immer zu Fuß aus dem Quirinal hinüber, von einer Hofdame und einem Kammerherrn begleitet; Letzterer trägt ihr das Gebetbuch und steht während der Messe in einiger Entfernung hinter ihrem Stuhl. Zum öfteren werden ihr in der Kirche Bittschriften überreicht, die sie immer freundlich entgegennimmt.

Mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin war ihr einziges Kind — ein Söhnchen von zwei Jahren — nach Rom gekommen, Victor Emanuel, principeno di Napoli. (Er wurde 1869 in Neapel geboren.) Von seiner Mutter hat er die blonden Haare und den weißen Teint, von seinem Vater den strengen, finsteren Blick und die Stumpfnase. Schon in dem Kindergesicht prägt sich der Typus des savoyischen Hauses aus. Der kleine Prinz ist ein derber, munterer Knabe, lebhaft und feurig, der am liebsten mit Soldaten, Pferden und Peitschen spielt, und gern militärischen Schauspielen beiwohnt, wohin er immer im Wagen neben seiner Mutter fährt. Seit den letzten Jahren geht er auch mit seiner Mutter in die Kirche die Messe zu hören.

Am 3. Juli 1871 kam König Victor Emanuel officiell nach Rom. Die ganze Stadt prangte im Festkleid; von den Palästen und Häusern flatterte die dreifarbige Fahne, die Balcone und Loggien waren mit Lorbeeren und Myrthen geschmückt. Kopf an Kopf stand die Volksmenge den weiten Weg vom Bahnhof bis zum Quirinal, alle Fenster waren dicht besetzt. Mit ungeheurem Enthusiasmus empfing die Bevölkerung ihren neuen Herrscher. Die Minister und die städtischen Behörden begrüßten den König auf dem Bahnhofe. Hier war auch das schöne Geschlecht zahlreich vertreten; die Damen überreichten dem König kostbare Blumensträuße von riesigem Umfang, ein kleines Mädchen reichte ihm einen Lorbeerkranz mit den Worten: „Nimm König-Ehrenmann den wohlverdienten Lorbeerkranz.“ Unter dem stürmischen Jubel des Volkes legte er die weite Strecke vom Bahnhof nach dem Quirinal zurück. Hier sprach er zu den städtischen Behörden die denkwürdigen Worte, die dann von Mund zu Mund gingen: „Wir sind in Rom und bleiben da!“ Bei dem sindaco erkundigte er sich nach dem Befinden des Papstes und drückte sein Bedauern aus, daß dieser sich so zurückziehe. Zweimal trat er auf den Balcon heraus, sich dem Volke zu zeigen — derselbe

Balcon, von dem früher der neuerwählte Papst verkündet wurde. Die ganze Luft war erfüllt von dem Jubelgeschrei, den Evvivas aus tausenden von Kehlen. Durch sein einfaches, schlichtes Wesen waren die Römer sofort für ihren neuen Gebieter eingenommen. Victor Emanuel war im weitesten Sinne des Wortes eine populäre Erscheinung. In seinem Aeußern hätte man wahrlich nicht den Beherrscher eines großen Reiches erkannt, die sogenannte Majestät fehlte ihm, er hatte mehr die Haltung eines schlichten Bürgers wie die eines Königs. Die zahllosen Photographien, die man von ihm sieht, in Uniform, in Civil, im Jagdanzug, den Calabreserhut mit grünem, wallendem Federbusch — den echten Demokratenhut auf dem Haupte — in hohen Wasserstiefeln, die Flinte unter dem Arm, sind zumeist sehr ähnlich. Victor Emanuel hatte auch den echten Typus des Hauses Savoyen, die gedrungene Gestalt, die Stumpfnase, den dunkeln Teint, ähnlich dem der Corsen. In jungen Jahren war der verstorbene König hager, wie es heute noch seine beiden Söhne sind, erst später wurde er so corpulent. Seine Gesichtszüge waren colossal, unschön, nur der Ausdruck des Auges angenehm, klug und gut, Intelligenz und Gutmüthigkeit leuchteten daraus hervor. Selbst der martialische Knebelbart verlieh Victor Emanuel kein barsches Aussehen.

Am Nachmittag nach den Einzugsfeierlichkeiten fuhr der König aus dem Quirinal nach Acqua Accettosa, der Eröffnung des Nationalschießens, das auf den dortigen Wiesen statthatte, beizuwohnen und gab dann ein großes Bankett im Quirinal. Bei hereinbrechender Dunkelheit strahlte die ganze Stadt in einem Lichtmeer, selbst die entlegensten Theile, mit ihren engen, dunklen, nur von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Gassen, erglänzten in hellem Licht. Der Wunsch des Königs, im Quirinal die Messe zu hören, konnte nicht erfüllt werden, weil über die dortige Capelle das Interdict verhängt war. Diesmal hatte der König wieder nur einen kurzen Abstecher in Rom gemacht, gleichsam um von der Hauptstadt Besitz zu nehmen und die Ungeduld der Römer zu befriedigen. Im November kam er wieder zur Eröffnung des ersten Parlaments, das in Rom tagte, und blieb den größten Theil des Winters im Quirinal. Von der Bevölkerung wurde er mit demselben Enthusiasmus wie früher, sowohl bei seiner Ankunft wie bei der Hin- und Rückfahrt zum Parlament empfangen. Am 1. Januar 1872 war die erste große Gratulationscour im Quirinal, die Minister, die fremden Gesandten, die städtischen Behörden beglückwünschten den König und das kronprinzliche Paar, der König sandte seinen Generaladjutanten nach dem Vatican, dem Papst zum Neujahr zu gratuliren. Während des Carnevals gab der König mehrere große Diners im Quirinal. Bei solchen Festessen war Victor Emanuel nur Zuschauer, er entfaltete nicht einmal die Serviette, schon vorher hatte er sein frugales Mahl, das aus wenigen einfachen Gerichten bestand, verzehrt. Je unthätiger Victor Emanuel im Essen und Trinken war, desto lebhafter war er in der Unterhaltung, er sprach angenehm und geistreich und war namentlich gegen Damen sehr liebenswürdig und galant. Nächst der Jagd waren schöne Pferde die Liebhaberei des verstorbenen Königs, er galt für einen ausgezeichneten Pferdekenner. Jeden Morgen — im Winter um fünf Uhr, im Sommer noch früher, ging er in die Ställe hinunter, sein Kennerauge durchschweifte die weiten Hallen und erfreute sich an dem prachtvollen Anblick der Pferde aller Racen. Die königlichen Ställe sind mit dem größten Luxus ausgestattet. Nach der Ansiedelung des Hofes im Quirinal wurde zu den schon zahlreich vorhandenen Ställen noch ein neues grandioses

Stallgebäude mit einem Kostenaufwand von drei Millionen Franken erbaut. In allem Uebrigen liebte der König keinen Luxus, seine Equipage — die kostbaren Pferde ausgenommen — war einfach und er fuhr immer nur zweispännig. Es ist bekannt, daß der verstorbene König nicht gern in Rom war und mit schwerem Herzen, erst nach langem Zögern — durch die Volksstimme halb und halb gezwungen — dorthin ging, und zwar nur aus Religiösität, um den Papst, der so lange der alleinige Souverän Roms war, nicht zu kränken und dessen Machtstellung zu beeinträchtigen.

Mit dem König war seine morganatische Gemalin, die Gräfin Rosina Mirafiore nach Rom gekommen, sie bezog die Villa Ludovisi, die der König für sie gemiethet hatte — jene durch ihre kostbare Antikensammlung, mit der schönsten Büste der Juno — der sogenannten Juno Ludovisi — berühmte Villa. Oeffentlich erschien die Gräfin nie mit dem König, weder auf der Promenade noch im Theater, wo sie eine eigene Loge nahe der königlichen hatte. Die Gräfin Mirafiore ist die Tochter eines Tambourmajors und hat wie die meisten Italienerinnen niederen Standes nicht einmal die nöthige Schulbildung genossen. In ihrer Jugend eine glänzende Schönheit, entzündete sie in dem für Frauenschönheit leicht empfänglichen Herzen des Königs eine glühende Leidenschaft, die gar leicht Erhörung fand. Mehr als ein Decennium nach dem Tode seiner Gemalin — einer österreichischen Erzherzogin, deren Andenken in Piemont noch in hohen Ehren gehalten wird — während einer schweren Krankheit, wo die Aerzte an seinem Wiederaufkommen zweifelten, ließ der König sich mit der schönen Rosina trauen und erhob sie mit ihren beiden Kindern in den Grafenstand. Viele behaupten, der König habe nur aus Liebe zu den Kindern die Mutter zu seiner Gemalin gemacht, Andere wollen wissen, er habe es auf Zureden seines Beichtvaters gethan, den die kluge, schlaue Dame für sich gewonnen hatte. Es war nur ein religiöser Trauact, die Civilehe wurde erst später in Italien eingeführt. Seitdem drang die Gräfin unaufhörlich in den König, die Civiltrauung nachträglich vollziehen zu lassen. Es hieß, Victor Emanuel hätte ihrem Wunsch gewillfahret, aber er fürchtete den Unwillen, den es im ganzen Lande erregen würde, da die Gräfin sehr unbeliebt ist. Außerdem bot der Kronprinz seinen ganzen Einfluß dagegen auf. Eine Zeit lang hat die Gräfin Mirafiore sogar danach getrachtet, Königin von Italien zu werden und Eingeweihte wollen wissen, der König würde auch diesen extravaganten Wunsch erfüllt haben, hätten nicht seine langjährigen erprobten Freunde und Rathgeber, auf deren Wort er großes Gewicht legte, ihre warnende Stimme erhoben.

Der König hatte die Villa Ludovisi nur für einige Jahre gemiethet, in der Absicht, im Quirinal eine Wohnung für die Gräfin herzurichten. Zu diesem Zweck ließ er einen alten Palast, der an die Seitenfront des Quirinal nach der Via del Venti Settembre grenzt, ausbauen. Sobald der Bau vollendet war, bezog die Gräfin die mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Räume, doch gefiel sie sich nicht darin. Man will behaupten, weil sie, obwohl im Quirinal wohnend, doch in gar keiner Beziehung zu den Kindern des Königs stand und auch in der Hofgesellschaft keine Aufnahme fand. Auf ihren Wunsch kaufte der König eine Villa vor Porta Pia mit weitläufigem Garten, die er aufs Prächtigste herrichten ließ und machte sie ihr zum Geschenk.

Von den fremden Fürstlichkeiten, die nach der Ansiedelung der königlichen Familie nach Rom kamen, waren es nur die ultramontanen oder streng legitimistisch gesinnten, welche das Quirinal unbeachtet ließen und blos dem

Vatican ihre Huldigungen darbrachten; alle andern begrüßten sofort die königliche Familie im Quirinal.

Bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsantritts Victor Emanuels (24. März 1874) sandten sämmtliche Städte des Königreichs Deputationen nach dem Quirinal, den König zu beglückwünschen; der Senat, das Abgeordnetenhaus erschien in corpore, ebenso die städtischen Behörden Roms; die Armee, die Nationalgarde von Rom waren durch Deputationen vertreten, das Volk hatte sich in Masse vor dem Palast aufgestellt und brachte dem König stürmische Hochs. Mehrmals trat Victor Emanuel auf den Balcon heraus, dann wollte das Jubelgeschrei kein Ende nehmen. Evviva! Evviva! Vittorio Emanuele, Rè d' Italia! jubelten tausend und aber tausende von Stimmen, so daß es zu einem donnerähnlichen Getöse wurde, von dem die ganze Luft erzitterte.

Nachdem Victor Emanuel seine große, ruhmreiche Lebensaufgabe, die Befreiung und Einigung Italiens gelöst hatte, war es ihm nur eine kurze Spanne Zeit vergönnt, sich an seiner Schöpfung zu erfreuen und auf seinen wohlverdienten Lorbeeren zu ruhen. Nur sieben Jahre, von 1871 bis 78 residirte er in Rom, im Quirinalischen Palast. Ein heimtückisches Fieber raffte den sonst so Kerngesunden in wenigen Tagen in Fülle der Lebenskraft hinweg. Im Quirinal erkrankte und starb er; im dortigen Schweizersaal wurde seine Leiche ausgestellt. Ganz Italien wallfahrtete nach Rom, dem großen Todten die letzte Ehre zu erweisen. Mehr als 75,000 Menschen besuchten die Todtencapelle und kein Auge blieb thränenleer. Die Mauern des Quirinals wurden der stumme Zeuge der allgemeinen Landestrauer.

Auch unter dem jetzigen König hat sich schon im Quirinal und zwar auf demselben Balcon, von wo früher der neuerwählte Papst verkündet wurde, eine denkwürdige Scene abgespielt. Als das Königspaar nach der Eidesleistung im Parlament nach dem Quirinal zurückkehrte, gefolgt von der jubelnden Menge, die sich Kopf an Kopf auf dem Platz vor dem Palast aufstellte und enthusiastische Evvivas auf den neuen Herrscher ertönen ließ, traten König Humbert und die Königin Margarethe auf den Balcon heraus, sich den jubelnden Volksmassen zu zeigen. Beim zweitenmal erschienen sie in Begleitung ihres hohen Gastes, des deutschen Kronprinzen, der den kleinen Kronprinzen von Italien an der Hand hatte. Indem der deutsche Kronprinz auf den Balcon hinaustrat, nahm er den Knaben empor, küßte ihn und zeigte ihn der Menge. Da erscholl ein tausendstimmiger Jubelruf: „Evviva Italia! Evviva Germania!" Die Begeisterung des Volkes erreichte in diesem Moment den höchsten Gipfel.

F. Arndt.

Nemesis.

Novelle von **Ida Barber.**

Dichte Nebel entsteigen den Wiesen, halb feucht dringt die noch vor einigen Stunden heiß erwärmte Juliluft durch die Gewandung. In den Alleen des Schönbrunner Parks wandelt ein Paar, das die ganze Welt im süßen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu vergessen scheint; er ein eleganter Cavalier mit blondem Vollbart und feurigen, liebetrunkenen Blicken, sie eine schlanke, anmuthige Erscheinung, strahlend in Unschuld und Seelengüte; sie suchen die stillsten, die entlegensten Wege auf und wissen vielleicht selbst kaum, wie lange sie im trauten Geplauder so gewandelt. Jetzt sind sie oben auf der Gloriette angelangt; die untergehende Sonne beleuchtet ein herrliches Panorama, herrlicher als es je die Phantasie eines Künstlers gedacht. Keines von den Beiden zeigte Verständniß dafür; ihnen strahlt nicht die untergehende Sonne des heißen Julitages, sondern die aufgehende eines heißen, langersehnten Liebesglückes; diese zündet in ihren Augen, in ihren Herzen Flammen, die jene Gluth der echten Wolkensonne draußen weit überstrahlen. Sie haben sich oben im einsamen Bosquet auf einer Bank niedergelassen und — träumen, träumen von jener schönen Zeit, da sie ganz einander angehören, kein verborgenes Stelldichein nöthig sein wird, daß Eins dem Andern sage, was des Herzens Qual und Sehnen sei.

„O, mein Karl, wenn es nur keine Sünde ist, daß wir dem Drange unseres Innern folgen?" hören wir die melodische Stimme des jungen Mädchens.

„Ist es nicht eine weit größere Sünde, Ella, sich selbst knechten und lebenslänglich Fesseln tragen, die man mit einem Wurf abschütteln kann?" antwortete ihr Begleiter.

„Ich schelte mich oft, daß ich selbstsüchtig bin und Deine Liebe, die doch eigentlich einer Anderen gehört, ohne Recht an mich gerissen; aber dann frage ich mich wieder, wie ich ohne Dich leben sollte und mein Eigennutz scheint mir eine Berechtigung zu haben."

„Du vergissest, Geliebte, daß meine Liebe nie jener Frau gehört hat, die meinen Namen trägt; Du weißt nicht, wie namenlos unglücklich ich war, an der Seite einer Frau zu leben, die kein Verständniß für mein Sein, kein Gefühl für meine Leiden hatte; seit den wenigen Monaten, daß ich Dich kenne, Ella, weiß ich, daß ich unwürdige Fesseln getragen; es ist die Berechtigung jedes Menschen, glücklich zu sein und kein Gott kann ihm dieses Recht rauben. Das Leben ist so kurz, der Traum des Glücks einer Schaumwelle gleichend, die sich im Ocean der Leidenschaften stets von einer anderen Woge überstürzen läßt; warum ihn nicht festhalten und bis zur Neige auskosten?"

Ella hing beglückt an seinen Blicken.

„Ja, Du hast Recht, Geliebter; jene wonnigen Augenblicke, in denen die Zaubergewalt der Liebe erst den Menschen zum Menschen, zum Ebenbilde Gottes macht, wiegen Jahre eines öden, gelangweilten Daseins

auf. Ich frage mich oft, habe ich denn früher gelebt? Nein, es war nur eine Vegetation, oder wenn ich mich schon auf den edelsten Standpunct stelle, ein Leben für die Pflicht und dann für meine Kunst. Doch was bot diese mir? Chicanen meiner Colleginnen, Aerger und Verdruß mit einem Publicum, das eine echte Kunstleistung schon nicht mehr von einem blos manierirtem Spiel zu unterscheiden weiß. Erst seit dem Tage, da ich Dich, mein Karl, hörte, Dein Unglück mitfühlte, und den einen Wunsch von da ab kannte, Dir Dein vereinsamtes Dasein zu verschönen, da erst begann ich zu leben. Sie nennen die Liebe eine göttliche Flamme, ja, sie muß es wohl sein, denn vulkanartig loderte sie aus der Tiefe meines Innern hervor, ich war das willenlose Werkzeug einer mich verzehrenden Gluth —"

„Die auch mein eiskaltes Sein entzündete!" unterbrach Karl von Wildenfels ihre Begeisterung. „Dir, Geliebte, habe ich es zu danken, daß die Morgenröthe einer glücklichen Zukunft mir leuchtet; noch in diesen Tagen reiche ich die Scheidung ein; es wäre ein Selbstmord, so weiter zu leben, wie ich nun schon seit zehn Jahren —"

„O, denke der unglücklichen Vergangenheit nicht!" unterbrach ihn Ella. „Deine Frau hat kein Recht, ein Herz festzuhalten, das sie nie verstanden, das nie ihr eigen war; sie ist edel und gebildet genug, wie ich von allen Seiten höre, dies einzusehen. Was man nie besessen, kann man nicht verlieren; ich glaube, ich nehme ihr nichts und Karl, Deinen Kindern will ich die beste, die vorsorglichste Mutter sein."

Ein leichter Schatten glitt über Karl's hohe Stirn. „Ob sie sich von ihnen trennt, Ella? Ich glaube kaum." Nachdenklich stützte er das Haupt in die Hand.

Da hörte er den Galopp eines Pferdes, ein langgezogenes Pfeifen.

„Das ist Jaques, der mir die Briefschaften nachbringt!" sagte er aufspringend. „Verzeihe, Geliebte, ich erwarte einen wichtigen Brief, den ich mir nachzusenden befahl; ich komme gleich zurück." Karl von Wildenfels ging dem unten wartenden Reitknecht entgegen.

„Von meinem Schwager!" sagte Karl, als er wieder oben angelangt war. Er öffnete und griff sich mit der Hand an die Stirn.

„Ein schwarz geränderter Brief?" fragte Ella. „Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

„Die Mutter meiner Frau", sagte Karl, nachdem er einen Blick hinein gethan, „ist gestern in Bad Ems verschieden. Meine Frau ist ahnungslos, ich soll sie vorbereiten."

Karl schien tief erregt. Ella war ob dieser Erregung theilweise befremdet; sie wußte, daß Karl von Wildenfels schon längere Zeit in Uneinigkeit mit seiner Schwiegermutter lebte, daß sie es gerade gewesen, die eine Trennung stets hintertrieben. Doch sie kannte den Inhalt des Briefes nicht. Da stand deutlich: „Mein lieber Schwager! Gestern verstarb Frau Goldenberg, Deine Schwiegermutter; ich fungirte als Zeuge in dem noch in letzter Stunde verfaßten Testamente. Nach diesem ist das vor fünf Jahren gemachte Testament annullirt. Es ist jetzt ein Vermögen von nahezu einer Million Thaler. Deine Frau ist Haupterbin, Dein Schwager, mit dem keine Aussöhnung stattgefunden, bekommt nur einen Pflichttheil. „Meine Tochter Bertha", heißt es, „bleibt für die nächsten fünf Jahre alleinige Verwalterin ihres Vermögens. Falls sich in dieser Zeit das Verhältniß zu ihrem Manne gefestigt, sie ihm keinerlei Untreue oder Lieblosigkeit nachweisen

kann, tritt er nach Ablauf dieser fünf Jahre in den Mitbesitz ihres Vermögens, ist jedoch bei einer eintretenden Scheidung ohne jeden Anspruch!"

„Nimm Deinen Plaid, meine Ella", sagte Karl dumpf. „Ich muß meine Frau vorbereiten."

Ella war befremdet ob Karl's gänzlicher Niedergeschlagenheit; schweigend hing Ella am Arm des Mannes, der wie er eben noch voll der feurigsten Rede jetzt eben so schweigend an ihrer Seite ging. Sie glaubte ihn trösten zu müssen, doch kein Wort wollte über ihre Lippen. Ihr war jene mit ihren Diamanten und seidenen Roben prunkende Jüdin unsympathisch gewesen. Man hatte sie das „Portemonnaie" in der Familie genannt, und nur als solches ihr Beachtung gezollt. Karl von Wildenfels hatte sich damals verblenden lassen, die reiche Jüdin zu heirathen. Er hatte das Glück seines Lebens für elenden Mammon verkauft. Seine Gläubiger drängten, er hatte sein Ehrenwort verpfändet und hätte seinen Abschied nehmen müssen. Da offerirte man ihm die „Partie" mit 100,000 Thalern. Er ging auf die „Partie" ein, doch die berechnende Schwiegermutter gab ihm wohl die Tochter, nicht aber die versprochene Mitgift. Sie zahlte seine Schulden, circa 20,000 Thaler, und gab ihrer Tochter die Zinsen der übrigen Mitgift als Nadelgeld. So faßte Karl von Beginn der Ehe einen Widerwillen gegen die „schachernde Jüdin", wie er sie nannte, und dieser Widerwille ging mit der Zeit in Haß und Verachtung über.

„Du betrauerst Deine Schwiegermutter ernster als ich glaubte", sagte Ella, das drückende Schweigen unterbrechend.

„Ich betrauere sie nicht, meine Ella; ich trauere nur ob der selig schönen Stunde, die sie uns geraubt."

Ella war an ihrer Wohnung angelangt. Ein langer, inniger Kuß! — „Ella, was sich auch ereignen mag", sagte Karl heftig erregt, „werde nicht irre an mir; ich würde Dir mein Leben und meine Zukunft weihen —"

„Ella, Ella!" tönte es von oben herab.

„Die Mutter!" entgegnete Ella. „Großer Gott, wie werde ich ihr unter die Augen treten!"

Karl von Wildenfels hatte kein ermuthigendes Wort. Ein jäher Abgrund that sich in seinem Innern auf. War er noch vor wenigen Stunden fest entschlossen gewesen, sich von seiner Frau zu trennen, das Testament machte diesen Entschluß fast unmöglich.

Wozu hatte ihn seine Leidenschaft hingerissen? War ihm Ella noch die unentweihte Jugendschöne, als die er sie seit mehr als einem halben Jahre verehrt? O sie war so bezaubernd, jeder Blick ein Sonnenstrahl, ihr Herz die große, strahlende Sonne, die sein kaltes, vereinsamtes Dasein erleuchten und erwärmen sollte. Armer Mann! Es war wieder Finsterniß um ihn herum, kohlschwarze Nacht! So, in dieser Stimmung mochte er sein Haus nicht betreten. Im Zimmer seiner Frau brannte Licht; oben im Kinderzimmer gleichfalls; Hermine, sein achtjähriges Töchterchen, stand am Fenster, jetzt kam auch Ilka. Warum waren sie nicht bei der Mutter? O, des zerstörten Familienlebens! Und drüben im Nachbarhause, da saß die Familie des Doctors so traulich am Theetisch beisammen! Der Doctor las vor, die Mutter hatte gerade die dampfende Theekanne in der Hand, die Kinder reichten ihr die Tassen zu, — es war ein entzückendes Bild.

Da trat Bertha ans Fenster. Scharf ausgeprägte finstere Züge ließen eben auf keine freundliche Stimmung schließen. Sie hatte ihren Gemal ge-

sehen; jetzt mußte er hinauf. Ein Diener öffnete. Schwere Seidenportièren wurden aufgethan, der Kronleuchter verschwendete einen üppigen Glanz über die reiche Zimmereinrichtung; am Fenster stand noch immer, den Rücken der Thür zugewandt, eine kleine, blasse Frau.

„Guten Abend", sagte Karl mit tonloser Stimme.

„Schon da?" war die Entgegnung.

Karl ließ sich in einem Fauteuil nieder. Bertha harrte in ihrer Stellung aus. — Es war ein heißer Sommerabend, doch Eiseskälte lag auf den Gemüthern. Karl griff nach einer Zeitung; er hatte kein Herz zu einer Mittheilung; hätte er sie doch trösten müssen; er hielt es für Sünde an Ella, heute ein beruhigendes Wort an sie zu richten. Schon wollte er ihr den Brief zeigen der ihn jedes Wortes enthob; doch darin stand ja die Testamentsbestimmung, die so zwingend und gleicherzeit demüthigend für ihn war. Bertha setzte sich ans Clavier. Sie schlug einige Accorde an, schloß aber sogleich wieder das Instrument, denn ein Angstruf erscholl aus den oberen Zimmern. Sie flog hinaus. Karl hatte in seiner Zerstreutheit jenen Ruf überhört, doch ein zweiter: „O Gott, sie ist hinabgestürzt!" machte ihn auf das eilige Hinauslaufen seiner Frau aufmerksam; auch er stürzte hinaus; ein Heer von Dienern jagte die Treppe hinunter, er ihnen nach.

„Sie hat ein Bein gebrochen", hieß es.

„Wer, wer?" fragte er angsterfüllt. Da kam ihm von der Straße seine Gattin, die fünfjährige Ilka im Arm, entgegen. Das Kind schrie herzzerreißend, die Mutter bedeckte es mit ihren Küssen und suchte ihm Beruhigung zuzusprechen. Jetzt sahen sich die beiden Ehegatten zum ersten Male heute Auge in Auge. Karl nahm ihr das weinende Kind ab und trug es, ohne weiter nach der Frau zu sehen, hinauf. Bertha vor Schreck und Schmerz halb ohnmächtig, sank auf der Treppe zusammen und wurde von den Dienern gestützt. Doch sie gab ihrer Schwäche keine Gewalt über sich. Bald stand sie oben am Bett des kranken Kindes. Dr. Kornes, ein Freund des Hauses, war auch schon herbeigeeilt. Die Gouvernante theilte ihm thränenden Auges mit, daß Ilka nach dem Papa ausgeschaut, sich dabei zu weit hinausgelehnt, das Gleichgewicht verloren und hinuntergestürzt sei. Das Kind jammerte herzzerreißend. Der Doctor untersuchte bedächtig. „Seien Sie beruhigt!" sagte er dann tief aufathmend, „der weiche Rasen hat das Kind gut aufgefangen, es ist nur eine Verstauchung des linken Fußes, die keine üblen Folgen haben wird."

„Gott sei gelobt!" sagte Bertha gerührt; doch vorwurfsvoll ruhte ihr Blick auf dem Gatten, der durch früheres Kommen ein großes Unglück hätte abwenden können, ja ein noch größeres, von dem sie nichts wußte.

Karl war, nachdem ein Verband angelegt, mit Dr. Kornes in eine Fenstervertiefung getreten und hatte ihm den Tod der Frau Goldenberg mitgetheilt, damit dieser seine Frau benachrichtige; als langjährigem Freunde, mit dem er oft die projectirte Scheidung von seiner Frau besprochen, theilte er ihm auch die Testamentsbestimmung mit.

Bertha, obgleich sie sonst nicht geneigt war, die Privatgespräche ihres Mannes zu belauschen, war näher getreten, da sie glaubte, die Unterhaltung gelte dem Zustande Ilka's.

„Ihre Schwiegermutter war eine kluge Frau", hörte sie Dr. Kornes sagen. „Nicht, wie Sie glaubten, um ihrer Familie den adligen Schwiegersohn zu erhalten, nein, weil sie das Herz ihrer Tochter kannte, die Ihnen

ungeachtet aller scheinbaren Gleichgültigkeit mit hingebender Treue angehört, hat sie so testirt."

Bertha hielt den Athem an; noch wußte sie nur von einem Testament; keine Todesahnung beschlich sie; sie hörte ruhig weiter, wie ihr Gemal entgegnete:

„Daß Sie mir doch immer nur von der Hingebung meiner Frau zu sagen wissen; für mich ist sie kalt und fühllos, nur ihren Interessen und ihrer Verwandtschaft ergeben. Ja, hätte ich sie je als liebendes Weib gekannt, ich hätte Manches vergessen, Manches leichter ertragen!" Er strich sich mit der Hand über die wolkenbeschattete Stirn, als wollte er schwere Schuld tilgen. „Sie sind Schuld, Doctor, daß es nicht schon vor einem Jahre zur Trennung kam; damals galt noch das alte Vermächtniß, nachdem ich noch ein Anrecht auf die mir bei der Mitgift zugesagten 80,000 Thaler hatte; jetzt bei meinen zerrütteten Vermögensverhältnissen auch noch dieser Schlag!"

Dr. Kornes zuckte mitleidig die Achseln. „Warum speculirten Sie an der Börse? Daß ich gegen Ihre Trennung war, geschah aus guten Gründen; ich kenne Ihre Gemalin besser als Sie selbst; sie ist zu stolz, Ihnen als liebendes Weib entgegenzukommen, weil Sie sie bei jeder Gelegenheit Ihre Kälte, Ihre Nichtachtung fühlen lassen. Wie oft sagte ich Ihnen: Bemühen Sie sich, sie an Ihr Herz zu ziehen, Ihre Vorurtheile werden schwinden, Sie werden erkennen, daß Sie eine Frau von Geist und Herz haben. Doch Sie suchten außerhalb des Hauses, was Ihnen nicht erlaubt war, das empörte, das erkältete Ihre Gattin; sie umgab sich mit Eisesharte, um ihrer Frauenwürde nichts zu vergeben, sich nicht da aufzudrängen, wo sie verschmäht war."

„Sie sind ein warmer Anwalt; doch rathen Sie mir, wie entrinne ich dem jetzigen Dilemma?"

„Das ist ganz einfach! Sie bewahren Ihrer Frau Treue, geben ihr den Platz an Ihrem Herzen, der ihr gebührt und — treten, wie es die weise Schwiegermutter wünschte, nach abgelaufener Frist in den Mitgenuß der Million."

„O, dieser elende Schacher mit Menschenseelen!" rief Karl entrüstet. „Bis in das Grab hinein konnte sich diese alte Jüdin nicht davon frei machen —"

„Bis in das Grab hinein?" unterbrach jetzt mit einem Jammerschrei Bertha. „So ist meine Mutter todt?"

Karl biß sich auf die Lippen. Sie hatte also die Unterhaltung mit angehört.

„Ja", sagte er theilnahmlos; „sie verschied gestern in Ems."

Bertha stürzte an das Bett Ilka's und begrub ihr Gesicht in den Kissen.

„Meine letzte Stütze in diesem Leben!" jammerte sie.

Dr. Kornes trat ihr näher. „Fassen Sie sich, gnädige Frau! Ihre Mama hat über das Grab hinaus für Sie gesorgt, sie entschlief mit dem Gedanken, ihre Tochter einst glücklich zu machen."

„Glücklich, Doctor, nach dem, was ich eben hören mußte?" entgegnete die Frau unter Schluchzen.

Karl kämpfte sichtlich mit sich, doch er trat ihr näher, und ihre Hand fassend sagte er: „Bertha, meine Worte mußten Dich verletzen, das thut mir

weh; doch Du weißt nicht, wie Deine Mutter mich wie einen Schulbuben auf die Probe stellt, mich anderenfalls jedes Anrechtes verlustig erklärt; das mußte mich empören. Doch komme auf Dein Zimmer", fügte er, ihr den Arm reichend, hinzu, „Dein Weinen regt Ilka auf und ihr ist Ruhe nöthig."

Er geleitete sie in ein Zimmer, das mit hellblauseidenem Damast und Goldbrokat ausgelegt, an Pracht nichts zu wünschen ließ. Hier sank die arme, reiche Frau zusammen.

„Zuviel für einen Tag!" jammerte sie. „Meine Mutter, mein Kind und auch Du, Karl! Hättest Du ein Herz für mich, Du würdest gesucht haben, mir mit Schonung die traurige Gewißheit beizubringen, daß die Einzige, deren Herz auf Erden für mich schlug, nun auch dahin ist! Doch damit die Wunde recht schmerze —"

„Vorwürfe, nichts als Vorwürfe!" entgegnete Karl. „Das bin ich schon von Dir gewöhnt, — ich gehe zu Ilka", fügte er dann beschwichtigender hinzu; „suche Dich zu fassen."

Er schloß die Thür. Bertha sprang entrüstet von ihrem Divan auf. Was galt ihr das Leben! Warum hatte der Todesengel nicht sie dahin gerafft! An der Seite eines Mannes leben, den sie aus der Tiefe ihres Herzens liebte und von dem sie nur Verachtung und Gleichgültigkeit erfuhr, war schlimmer als der Tod.

Dr. Kornes unterbrach sie in ihren Grübeleien.

„Wie geht es dem Kinde, Doctor?"

„Gut, gnädige Frau! Der Geist Ihrer entschlafenen Mutter hat das Kind vor großem Unheil behütet."

„Meine Mutter! Ja, auch sie ist nun dahin, Doctor!" fuhr sie erregt fort. „Was sagte Ihnen mein Mann von dem Testament?"

Dr. Kornes theilte ihr die Bestimmungen mit.

„So wenig Vertrauen setzte die Entschlafene in ihn? Doctor, dann wußte sie auch von seinen Beziehungen zu Ella Thal, die sie dadurch abbrechen wollte."

„Sie wußte davon!"

Bertha bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. „O, die Schmach!" jammerte sie. „Ob ich nicht ruhiger lebte, Doctor, wenn ich ihn frei gebe?"

„Und Ihre Kinder und der Wunsch Ihrer Mutter?" entgegnete der Doctor. „Glauben Sie mir, jetzt kann noch Alles gut werden. Dulden Sie noch eine Zeit lang und Sie haben den Sieg fürs ganze Leben errungen. Selten ist eine Ehe ganz ungetrübt; eine kluge Frau verzeiht und gedenkt einer besseren Zukunft."

„Um meiner Kinder willen will ich es, Doctor. Sie sollen nicht unter dem Fluch eines verödeten Vaterhauses leiden. Die Fremde wird ihnen des Vaters Herz entwenden; ihre Kinder — doch nein!" unterbrach sie sich heftig, „ich will dulden und aushalten, so weit meine Kräfte reichen."

„Zeigen Sie sich, gnädige Frau, vor Allem wie Sie sind und wie Sie fühlen. Erleichtern Sie Ihrem Manne die Annäherung; er wird es Ihnen danken."

Karl trat ein; er sah bleich und erregt aus. „Geh zur Ruhe, Bertha!" sagte er, die Hand auf ihren Sessel legend. Sie ergriff diese Hand und drückte sie unter Schluchzen an sich.

„Karl! Bei dem Leben unseres uns eben von Gott aus Lebensgefahr

erhaltenen Kindes frage ich Dich, kannst und willst Du die Ehre unseres Hauses wahren?“

Karl schwieg.

„Ich will mich nicht auf die Testamentsbestimmung berufen“, fuhr sie fort, „so sehr mir das Andenken der Entschlafenen heilig ist; ich will mein Vermögen nicht zur Erkaufung Deiner Liebe aufwenden; verfüge über die Summen, deren Du bedarfst, aber Karl, ende einen Zustand, der unhaltbar ist, oder, wenn Du nicht kannst —“

„Wir sprechen morgen darüber, Bertha“, sagte Karl, dem es wie Angstschweiß über Stirn und Wangen lief. „Du kannst das Testament Deiner Mutter nicht umstoßen, ich mag nicht in den Besitz eines Vermögens treten, das mir auf schimpfliche Weise entzogen ist.“

Da war Bertha wieder wie schon so oft mit einem Annäherungsversuche abgewiesen. O, er hatte kein Herz für sie; es konnte nicht gut enden. — Sie begab sich noch einmal an das Lager ihres Kindes; es schlief ruhig; eben schlug es zwölf. Dr. Kornes verabschiedete sich, nachdem er Eisumschläge empfohlen. Bertha blieb am Bette des kranken Kindes. Schon dämmerte der Morgen, doch kein Schlaf hatte sich auf das müde Auge gesenkt. Karl ließ durch seinen Diener fragen, wie sich Ilka befände; auch er hatte nicht geschlafen; auf seinem Schreibtische lagen mehrere in der Nacht geschriebene Briefe, worunter einer an Ella.

„Theuerste! Ich verreise auf einige Tage; so bald ich kann, erhältst Du Nachricht; vermeide Erörterungen mit Deiner Mutter. Mein langes Ausbleiben hätte unserer Ilka das Leben kosten können; sie fiel, nach mir ausspähend, aus ihrem im zweiten Stock belegenen Zimmer; ist dies ein Wink der Vorsehung? Leb' wohl!

Dein Karl.“

Der Diener, der dieses Billet in Ella's Wohnung trug, brachte gleichfalls ein versiegeltes Schreiben zurück.

„Du einzig geliebter, theurer Mann! Zu erregt, um Ruhe zu finden, greife ich zur Feder; noch fühle ich den Zauber Deiner Küsse, die Gluth Deiner Umarmung; mein Busen klopft, ich fühle den Pulsschlag meines Herzens, das sich nach dem Geliebten sehnt und nur noch in und mit und für ihn leben will. O, daß ich Jemand hätte, dem ich die Seligkeit, die mich durchglüht, anvertrauen könnte! Ich möchte mit dem Dichter singen: Seid umschlungen Millionen! Nein, sei Du umschlungen millionenmal, Du einzig geliebter, theurer Mann, Du bist mein All, meine Welt, Du lehrtest mich der Erde Wonnen, des Lebens höchste Seligkeit erkennen. Sei so beglückt als es durch Dich ist

Deine Ella.“

Welche Verschiedenheit in diesen Briefen! Hier das noch in den Gefühlen bräutlicher Umarmung schwelgende Mädchen, dort der Mann, der sich schon aus dieser Umarmung befreit, sie vergessen will und — muß.

Karl von Wildenfels kämpfte einen schweren Kampf. Ja, er mußte vergessen. Welche Zukunft konnte er, der vermögenslose, jedes Erwerbes unkundige Mann Ella bieten? Noch gestern hatte er sich im Besitz des ihm einst als Mitgift zugesagten Vermögens gewähnt, heute war er ärmer als der einfachste Tagelöhner, der wenigstens ein schuldenfreies Dasein fristet. Ungünstige Speculationen, Bauten, die sich nicht rentirten, allerhand noble

Passionen hatten das Vermögen, über das er bisher verfügt hätte, erschöpft. Durfte er, im Bewußtsein seiner Frau die Treue zu brechen, ihren hochherzigen Vorschlag annehmen: trotz der Testamentsbestimmung im Vollbesitz des Vermögens zu bleiben? Dr. Kornes hatte ihn oft versichert, daß sie ihm innerlich ergeben sei, daß es ihr nur an der Art fehle, ihre Liebe zu documentiren. Bedurfte es eines noch vollgültigeren Beweises, daß sie ihm ergeben war? Offenbar hatte Frau Goldenberg die Probezeit nur aufgestellt, um ihrer Tochter eine Herrschaft über ihren Gatten zu geben. Sie entsagte freiwillig dieser Herrschaft, um ihn nicht gedemüthigt zu sehen. Das war sicher ein Edelmuth, der mindestens seine Anerkennung verdiente. Konnte er ihr nicht Liebe weihen, so wollte er ihr wenigstens zeigen, daß seine Dankbarkeit nicht ausbleibe. Und mehr als diese Reflexionen und die zwingende Nothwendigkeit beeinflußte ihn der Zwischenfall mit Ilka. — Die erste intime Annäherung an Ella hätte dem Kinde das Leben kosten können. Das Vatergefühl regte sich in seiner ganzen Macht. Es war das liebe, süße Kind, das ihn allabendlich zur bestimmten Stunde erwartete, das so innig die Arme um ihn schlang und ihn stets mit Schmeichelworten und Küssen erdrückte. — Konnte ihm Ella's Liebe die seines Kindes ersetzen? Dort Sinnesrausch, der auch nun zum Theil befriedigt war, hier die unschuldsvoll süße Hingabe des lieben Kindes, das ihm so manche Stunde echten Glücks bereitete. —

Acht Tage sind seit jenem Zwischenfalle verstrichen. Ilka ist auf das Sopha gebettet und geht zur Freude ihrer Eltern ihrer Genesung entgegen.

„Mama hat gestern heftig geweint", erzählte sie dem Doctor, „und der Papa war sehr gut gegen sie, er hat sie geküßt wie lange nicht und selbst eine Thräne aus dem Auge gewischt, doch so, als ob es die Mama nicht sehen sollte; ich konnte Alles durch die Glasthüre beobachten; dann hat die Mama den Papa bis an die Thüre begleitet und ihn noch einmal lange, lange umarmt, daß ich schon fürchtete, Papa wollte für immer verreisen; er aber sagte: „Von morgen beginnt ein neues Leben für uns und ich schwöre es Dir bei dem Leben unseres Kindes, daß mein Leben nur Dir allein in Treue und Liebe gewidmet sein soll."

Dr. Kornes athmete erleichtert auf. Die Krisis schien also überstanden; die alte Frau hatte auf ihrem Todtenbette einen Trank gebraut, der wirksamer war, als diejenigen Heilmittel, die er bisher zur Gesundung zweier Seelen angewendet, die die schlimmste Krankheit, die der gegenseitigen Entfremdung, durchzumachen hatten.

Als Arzt des Hauses war er der Vertraute und Freund der beiden Ehegatten geworden. Mit tiefem Schmerze hatte er den immer tiefer gehenden Riß in den gegenseitigen Beziehungen wahrgenommen. Die Anfangs waltende formelle Freundschaft war einer offenbaren Gleichgültigkeit, diese einer kalten Rücksichtslosigkeit gewichen. Karl verwünschte seine finanzielle Abhängigkeit, wurde dadurch launisch, ungerecht, hart; Bertha ertrug seine Härte mit jener Ruhe, die an Gefühllosigkeit grenzt; sie wollte ihr Herz zum Schweigen bringen und litt unsäglich in diesem Kampfe; nun war ja wohl der Kampf beendet.

Karl schien ein neues Leben beginnen zu wollen. Wurde ihm der Kaffee bisher auf seinem Zimmer servirt, so trank er ihn jetzt nur in Gemeinschaft mit seiner Gemalin; er begrüßte sie allmorgendlich mit einem Kuß, und war es auch, als ob er sich anfänglich zu dieser Herzlichkeit zwin-

zen mußte, so kam ihm doch Bertha mit so beglücktem Antlitz entgegen, daß es bald war, als wäre es nie anders gewesen. Hatte Bertha sonst stets Gäste zu Tisch gezogen, um dem peinlichen Gefühl einer gezwungenen Unterhaltung zu entgehen, so war sie jetzt glücklich, wenn Niemand kam, um, nachdem sie während der Vormittagsstunden von ihrem Gatten getrennt gewesen, ihn ganz allein genießen zu können. Auch Karl fühlte sich bald an der Seite seiner Gattin ein ganz Anderer.

Hatte er denn diese Frau, die so lieb und innig sprach, die ein so feines, richtiges Urtheil hatte, bisher so verkennen können? Und wie sorgte sie für die Kinder! Hatte man ihm nicht stets gesagt, daß sie sie philisterhaft erziehe, ihre geistige Entwickelung vernachlässige? Wohl, sie besuchten keine Tanzstunden, sie spielten keine Salonstücke, sie sprachen weder perfect englisch noch französisch; doch wenn Bertha die Gründe für all' diese scheinbaren Unterlassungssünden angab, so konnte Karl sie nur zu den seinigen machen.

„Meine Mädchen", sagte sie, als er sie einst auf ein Urtheil aufmerksam machte, das Frau von Seydwitz, eine bei Hofe sehr beliebte Dame, gefällt haben sollte, „sollen zu sittlich guten Menschen, die Würdigung und Verständniß für alles Hohe haben, herangebildet werden. Das ist mein Ziel. Ich lasse sie in allen ernsten Wissenschaften unterrichten und freue mich von ganzem Herzen ihres wachsenden Verständnisses. Würden sie mir jedoch mit französischen Kratzfüßchen und höfischen Verbeugungen kommen, wohl gar Tanzunterricht beanspruchen und dergleichen —"

„Man darf aber auch in den Kreisen, in denen sich unsere Kinder zu bewegen haben, das Aeußere nicht vergessen!" unterbrach Karl.

„Doch, indem man jene Aeußerlichkeiten zu sehr betont, geht gar oft die innere Bildung, die Entwickelung des Verstandes und Herzens verloren", entgegnete seine Gemalin. „Glaube mir, Karl, es gäbe viel mehr glückliche Menschen, wenn man bei der Erziehung auf Charakterbildung und wahres Wissen Bedacht genommen hätte."

„Du willst die Mädchen doch nicht zu Blaustrümpfen erziehen?" sagte Karl ungläubig.

„Daß Ihr Männer doch wahre Bildung bei Frauen nie recht würdigen wollt!" sagte Bertha halb verletzt. „Eure Klage über mangelndes Verständniß seitens der Frau ist zwar keine seltene; sie soll Euch folgen können in allen wichtigen socialen und politischen Begebenheiten, soll Euer Haus würdig repräsentiren, soll Verständniß für Eure Bestrebungen haben, doch wie ist das möglich ohne eine gründliche wissenschaftliche Bildung? Eine Frau kann viel und gründlich gelernt haben, ohne deshalb zur Caricatur eines Blaustrumpfes zu werden! Ja, gerade Diejenigen, die ernstes Wissen haben, behalten es bescheiden für sich; sie sind sich ihres Werthes bewußt und brauchen keinerlei Ostentation."

Karl sah den Dampfwolken seiner Cigarre nach und dachte augenscheinlich an etwas ganz Anderes. Die Erziehung seiner Töchter, die Frauenfrage im Allgemeinen hatten ihn bisher grundwenig beschäftigt. Was er an den Frauen liebte, war weder Gründlichkeit noch tiefes Verständniß, es war jenes prikelnde Etwas, das die meisten Männer anzieht, ohne sie eigentlich zu befriedigen, sie allerhand Thorheiten machen läßt, ohne ihnen eine Stunde echten Glückes zu bereiten.

Bertha sah die Zerstreutheit ihres Gatten; sie hielt inne. Tiefere Gespräche langweilten ihn; sie mußte offenbar in der Unterhaltung mit ihrem

Gatten eine Stufe hinabsteigen, wollte sie ihn fesseln. Doch sie that es gern, ohne Ueberwindung; hatte sie doch in dem jahrelangen Kampfe eingesehen, daß ein ungetrübtes Familienglück mehr gilt, als eine geistreiche Unterhaltung. — Wohl hatte sie oft ihre Freundin Fanny, die Frau des Professor Blunt beneidet, wenn sie in andächtiger Schwärmerei an den Lippen ihres Gatten hing, jedes Wort als eine Probe echtesten Werthes aufhaschend. Wie war Fanny's Wesen in dem Verkehr mit diesem Manne veredelt worden! Er hatte sie zu sich emporgezogen, sie seinem geistigen Werthe ebenbürtig gemacht.

Schön und dem Ideal einer echten Ehe entsprechend ist ein solches Verhältniß, doch — wie selten findet es sich! Oft hatte sich Bertha die Frage vorgelegt, ob es recht sei, daß, wenn dem Manne weder Bildungsstreben noch Anerkennung höherer Werthe inne wohne, die Frau zu ihm, mit Aufgabe ihrer besseren Interessen hinabsteigen solle, oder ob ein zeitweiliges Auseinandergehen nicht doch den Mann zu besserer Einsicht bringen müsse. Arme Frau! Sie hatte Jahre lang die betrübende Erfahrung gemacht, daß der Sinnenreiz der Außenwelt ihrem Gatten mehr galt als der Geist echter Bildung, den sie in ihrem Hause und seinen Gästen heimisch zu machen bemüht war. — So hatte sich der Kreis wahrhaft gebildeter Menschen, mit denen sie ehedem verkehrte, gelichtet. Um ihren Gatten nicht ganz dem Hause entfremdet zu sehen, hatte sie sich im Laufe der Zeit entschließen müssen, diesen oder jenen nichtssagenden Gecken, der Karl gerade sympathisch war, als Gast freundlich zu begrüßen, obgleich sie innerlich sein Erscheinen anwiderte.

„Herr von Rotteck", tönte soeben die Stimme des anmeldenden Dieners.

„Sehr willkommen", antwortete Karl, während Bertha kaum ein Gefühl des Mißbehagens unterdrücken konnte. — Ernst von Rotteck war just einer von Jenen, die sich ihres Gatten Freunde nannten, denen sie aber keinerlei Sympathie abgewinnen konnte. Ein langer, hagerer Cavalier mit klirrenden Sporen, wohlgepflegtem Schnurrbart, trat ihr mit höflicher Verbeugung entgegen, dann Karl derb die Hand schüttelnd, sagte er:

„Was ist aus Dir geworden, Karl? Man sieht Dich weder im Theater noch auf der Promenade; unser Club vermißt Dich auf's Schmerzlichste, und wenn Du nicht heute noch —"

„Wir haben einen Trauerfall zu beklagen", entgegnete Karl einlenkend; „die Mutter meiner Frau ist vor einigen Wochen gestorben."

„Bist ein ganz verteufelt sentimentaler Kerl geworden!" entgegnete jener, doch die Falte auf Berthas Stirn bemerkend, nahm er sich sichtlich zusammen: „Condolire, gnädige Frau! Schmerz nicht zu tief gehen lassen! Müssen Zerstreuung aufsuchen."

Bertha mochte vor Rotteck nicht von ihrer entschlafenen Mutter sprechen; unter dem Vorwande noch sehr angegriffen zu sein, verließ sie das Zimmer.

„Ernst, ich habe schon seit einigen Tagen an Dich gedacht, Du mußt mir helfen", begann Karl, als seine Gemalin sich entfernt hatte. „Es ist eine verteufelt dumme Geschichte, Du aber bist der Mann sie zu ordnen."

Ernst von Rotteck drehte seinen Schnurrbart und hörte gespannt zu.

„Ich bin in den letzten Wochen mit Ella Thal intimer geworden, als es mir nach dem nun eingetretenen Stande meiner Finanzen wünschenswerth sein kann. Kurz, ich kann sie nicht heirathen, wie ich jüngst die beste Absicht hatte und andererseits thut es mir weh, sie ganz vereinsamt und ohne Zu-

ruch zu sehen. Ernst, Du mußt also zu ihr gehen; sei liebenswürdig, sei urig, sprenge die schlechtesten Gerüchte über mich aus, stelle mich als den größten Schurken dar, und — suche sie an Dich zu attachiren. Sie muß um den Preis vergessen, was ich ihr versprochen und sie wird es am leichtesten, wenn eine andere Leidenschaft sie fesselt."

Ernst von Rotteck schien ob der ihm zugetrauten diplomatischen Würde nicht wenig geschmeichelt. „Wills versuchen!" sagte er, seine wohlgepflegten Nägel betrachtend; „wäre nicht die erste Schöne, die in meinen Armen ihren früheren Galan vergessen lernte."

„Sei nicht zu siegesbewußt!" unterbrach ihn Karl.

„Lehre Du mich die Weiber kennen! Heute beweint sie Deine Treulosigkeit, morgen verwünscht sie Dich und übermorgen sucht sie neue Triumphe!"

„Nun, wohl! versuche Dein Glück! Nur das bitte ich Dich, Ernst, behandle sie nicht wie jede leicht gewonnene Blüthe! Ella ist ein reines Gemüth; wenn Du sie an Dich fesseln könntest, Du hättest einen Schatz; so sehr ich jetzt wünschen muß, sie in einer anderen Liaison zu sehen, so tief schmerzt es mich, selbst die Veranlassung zu geben. Ich habe unwürdig an Ella gehandelt, doch ich kann die Schuld nicht sühnen. Intervenire Du als Freund. Ich werde Dir ewig dankbar sein."

„Ah, ah! Ce n'est que le premier pas qui coûte!" rief Ernst aus. „Ich habe hoffentlich leichtes Spiel. Müßte nicht Premier-Lieutenant bei den Ulanen sein, wenn ich nicht sicher auf Sieg rechnen sollte! In einigen Tagen gebe Dir Nachricht!" Damit drehte er sich auf dem Absatze im Kreise herum, griff nach der Reitgerte und empfahl sich.

Ella war in das Studium einer neuen Rolle vertieft, doch mochte sie denken so ernst sie konnte, nichts prägte sich ihrem Gedächtnisse ein. Wie dunkle Nebelbilder huschten die Gestalten an ihr vorüber, sie konnte keiner Form und Leben abgewinnen. Verdrießlich schlug sie das Heft zu und warf sich auf das Canapé. Sie strich sich mit der Hand über die tief gefaltete Stirn und seufzte schmerzlich.

„Nicht verreist?" murmelte sie für sich. „Warum nimmt er seine Zuflucht zu einer Lüge. Was habe ich verschuldet, daß ich diese Qual, diese Ungewißheit ertragen muß?" Da rasselten Räder, sprengten Pferde im Galopp daher. Ella sprang wie electrisirt auf. Das war sein Gespann. Sie stürzte ans Fenster. Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Da saß er, der von ihr vergötterte Mann, doch an seiner Seite, wie sie es lange nicht gesehen, seine Gattin.

Bitter enttäuscht sank sie in ihren Sessel zurück. Sie vergrub ihr Antlitz in beiden Händen und schluchzte wie ein Kind. Nun war ihr Alles klar. Er hatte bei ihr erreicht, was er wollte, sie galt ihm nichts mehr, nicht einen Blick, nicht einen Gruß.

Eine tiefe Zerknirschung überkam sie; die Hände ballend schritt sie heftig im Zimmer auf und ab. Sie schaute ihr Gesicht im Spiegel, doch entsetzt wandte sie sich ab, sie mochte die Gefallene, die tief Gedemüthigte nicht erblicken. Rein und stolz hatte sie stets die Stirn erheben können, Niemand hatte ihr nahen, sich einer Gunstbezeugung rühmen dürfen.

Zertreten war jetzt der Glorienkranz, der ihr Haupt umschwebte; es war ihr, als sollte der Boden sich öffnen und sie klaftertief verschlingen.

„Doch nein!" rief sie plötzlich mit theatralischem Effect, „ich muß ihn

sprechen, ich muß den Grund der plötzlichen Umwandlung erfahren!“ — läutete es. Kurz darauf überreichte das Mädchen eine Karte. „Ernst Rotteck!“ sagte Ella gedehnt. Dann wie sich besinnend, fuhr sie fort: „ich ihn empfangen? Er ist einer seiner Freunde; vielleicht bringt er Nachricht.“ Doch, als ob ihr Stolz sich verletzt fühlte, diese durch einen deren zu erhalten, sagte sie kurz abweisend: „Ich kann den Herrn empfangen!“

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, daß ich sie in einer wichtigen gelegenheit zu sprechen wünsche!“ hörte sie draußen eine knarrende Stim Das Mädchen kam mit der Meldung. „Sei es denn“, antwortete Ella denkend; „ich werde den Herrn empfangen.“

Siegbewußt trat Ernst von Rotteck in das bescheiden eingerichtete mach. Ella erhob sich nur halb vom Sopha und deutete auf einen Sess den der Lieutenant, nachdem er seine Aufdringlichkeit mit einigen Rede arten entschuldigt, auch annahm.

„Sie kommen vermuthlich im Auftrage Ihres Freundes Wildenfels sagte Ella, um dem Gespräch womöglich eine kurze Wendung zu geben.

„Gestatten Sie mir, geehrtes Fräulein, den Namen desjenigen, den einst Freund nannte, nicht vor Ihnen zu erwähnen!“ entgegnete Ernst von einem edlen Unwillen übermannt.

Ella blickte ihn befremdet an. „Auch Sie sind an ihm irre geworden? fragte sie, und es schien als ob die Beiden noch eben vollständig fremde Menschen sich auf Jahre nahe gerückt wären.

„Ich bedaure, ihn je meinen Freund genannt, mich je mit ihm öffentlich gezeigt zu haben!“ entgegnete Ernst in tiefster Indignation seinen Schnurrbart drehend. „Er ist weder ein Cavalier noch ein rechtschaffener Freund. Für falschen Mammon hat er sich einst an eine ungeliebte Frau und jetzt wieder an eine Testamentsbestimmung verkauft, die ihm gebietet, falls er im Besitze seines Geldes bleiben will, all seine bisherigen Beziehungen aufzugeben. Wir sind Leidensgenossen, mein Fräulein!“ fuhr er in wärmerem Tone fort. „Ich weiß aus Karls Aeußerungen, daß Sie ihm noch unlängst sehr nahe gestanden — auch ich war ihm, von seinem liebenswürdigen Wesen bestochen, mit brüderlicher Hingebung zugethan — er verläßt uns ohne ein Wort der Aufklärung und sollte doch wissen, daß es nicht so leicht ist, eine jahrelange Zusammengehörigkeit mit einem Schlage zu vernichten.“

Ella hatte mehrmals die Farbe gewechselt. Rotteck schien von ihren intimsten Beziehungen zu wissen; das empörte sie. Karl war nicht nur treulos; er hatte auch als Ehrloser gehandelt. Ihre Entrüstung kannte keine Grenzen, doch war sie nicht fähig ein Wort an den Mann zu richten, der, so mußte sie annehmen, wohl wußte, wie sie zu Karl gestanden und wie schändlich sie verlassen worden.

„Ich hielt es für meine Pflicht, mein Fräulein, um Sie vor einer Erniedrigung zu bewahren, da Sie doch möglicherweise eine Annäherung hätten versuchen können, Ihnen die Wandlung in Karls Charakter zu enthüllen. Gestatten Sie mir, Sie öfter zu sehen, vielleicht finden wir Mittel den Elenden für seine egoistische Handlungsweise zu strafen.“

„Den Elenden!“ seufzte Ella; sie hatte ihr Taschentuch vor das Gesicht gedrückt und schien vor Schluchzen zu ersticken. Ernst näherte sich ihr; er trocknete die Thränen, die gewaltsam aus den schönen Augen flutheten. Ella ließ es geschehen; matt lehnte sie sich dann auf den Divan zurück; die

prache fehlte ihr, um ihrem Schmerze, ihrer Schande Worte zu geben. ast zog ein Flacon hervor und benetzte ihr Stirn und Wangen. Das öne Weib, das da so apathisch in Schmerz und Wehmuth zerflossen vor m lag, schien ihm wirklich begehrenswerth. Noch tobte die Leidenschaft für nen Anderen im hochklopfenden Busen, doch es schien ihm nicht schwer, die= n Anderen hier ersetzen zu können.

„Mein Herr!" sagte jetzt Ella aus ihrer Betäubung erwachend, „Sie aben mich schwach gesehen, doch wenngleich nur ein schwaches Weib, bin ich i stolz einem Elenden nur einen Mahnruf an seine mir mit verstellter Lei= enschaft geschworenen Eide zu gönnen. Ich streiche sein Andenken aus einem Gedächtniß und meinem Herzen. — Ihnen wird das leichter werden – Männerfreundschaft!" sagte sie, leicht die Achsel zuckend.

„Nicht so leicht, als Sie glauben, Verehrte! Ich gehöre nicht zu den laturen, die sich leicht geben und leicht anknüpfen. Was mich zu Ihnen führte, war der Drang mich mit Jemandem, der in gleicher Weise wie ich nter dem Freundschafsbruch Karls von Wildenfels leidet, auszusprechen.

„Freundschaftsbruch!" drang es aus Ellas hochklopfender Brust. „Als b er mir nicht mehr als die Freundschaft genommen! Wissen Sie denn, aß —"

„Ich weiß Alles", begütigte Ernst von Rotteck; „regen Sie sich nicht auf, Ella!" fügte er ihre Hand ergreifend und mit Inbrunst drückend hinzu; „der Elende kannte keine Discretion; was Sie thaten, geschah als Ausfluß innig= ter Hingebung, mit der Sie sich an der Seite eines würdigen, ehrenhaften Mannes wähnten."

Ella vermochte ihn nicht anzublicken, doch sie ließ ihm ihre Hand, auf die er einen innigen Kuß preßte. That es ihr, der ganz Verlassenen, die bisher mit Niemand, auch nicht mit der Mutter, ihres Fehltritts gedenken durfte, doch wohl, Jemandem gegenüber zu stehen, der das Weh, das nun schon Wochen lang auf ihr lastete, zu verstehen schien.

So schied Ernst von Rotteck nach einer Viertelstunde als Freund von ihr, dem der Wunsch, bald wiederkommen zu dürfen, gern erfüllt wurde.

Hatte Ernst vor Ella die Maske des Mitgefühls getragen, so änderte sich seine Physiognomie sichtlich, sobald er das Zimmer verlassen. Eitler Stolz und freches Siegesbewußtsein lagerten auf seiner Stirn, als er in der nächsten Stunde bei Karl von Wildenfels eintrat.

„Victoria!" rief er diesem entgegen. „Deine stolze Tugendschöne wird leicht zu trösten und noch leichter zu erringen sein!"

„Wirklich?" entgegnete Karl halb ungläubig, halb verletzt; denn zum Mindesten glaubte er, daß Ella die Stelle, die er in ihrem Herzen eingenom= men, nicht so bald und so leichten Kaufes einem Anderen einräumen würde. Als nun gar Ernst aus dem ihm gestatteten Handkuß in seiner Ueber= treibung eine innige Umarmung machte, eine sich ihm willenlos hingebende Leidenschaft malte, die nur nach Befriedigung, gleichgültig in wessen Armen, strebte, da glaubte Karl allen Ernstes, der Sache zu viel Gewicht beigelegt zu haben. Ja, er fragte sich, wie er sich so habe täuschen können, da er Ella rein und über jede Verstellung erhaben gehalten. Vertilgt waren auch mit einem Male alle Gewissensbisse; er zürnte sich selbst ob der schlaflosen Nächte, die er in Gedanken an das Ella zugefügte Unrecht verbracht; sie war plötzlich in seinen Augen nichts mehr als jede Andere, in deren Armen er eine ver= gnügte Stunde verlebt.

Sichtlich erleichtert betrat er das Zimmer seiner Gattin, an deren S die Kinder spielten.

Ilka war von ihrem Leiden sehr geschwächt; sie konnte noch nicht a treten und war launisch und gelangweilt, wenn sie die Schwester allein der Erzieherin ausgehen sah.

Die Kinderstube war jetzt mehr Familienstube geworden; Vater Mutter verkehrten hier stundenlang mit dem kranken Töchterchen und schie sich durch dieses unheilvolle Ereigniß sichtlich näher gekommen. Bertha h mit keinem Worte des Testaments erwähnt; es schien ihr so natürlich, daß K sich auch ferner als Eigenthümer ihrer Revenuen betrachten müsse, beson bei dem offenbar jetzt waltenden guten Einvernehmen, daß sie die Testati nicht weiter berührte. Sie umgab ihn mit einer Liebe und Sorglichkeit, ihn auch nicht lange in Zweifel ließ, daß seine Gattin, falls er Summ bei ihrem Banquier erheben wollte, keine Aussetzungen machen würde.

Es war Ultimo, eine Börsendifferenz von 10,000 Thlr. mußte gezah Banquier Herz mußte verständigt werden.. Wußte er schon von dem Tes ment? Würde er wie ehedem willig verabfolgen, oder — Karl wollte s keiner Weigerung aussetzen, und doch, wie schwer war es ihm, Bertha d Angelegenheit vorzustellen.

„Das verwünschte Geld!" murmelte er zwischen den Zähnen, doch konnte es nicht über sich gewinnen, Bertha ins Vertrauen zu ziehen.

„Lieber Dr. Kornes!" wandte er sich an den eben eintretenden Hausarzt, „begleiten Sie mich ein Stück durch den Garten"; dann seinen Arm in den des Doctors schiebend, legte er ihm seine Verlegenheit klar und bat ihn bei Bertha die Vermittelung zu übernehmen.

Eine Viertelstunde nachher trat Dr. Kornes aus Berthas Zimmer, ein Blatt Papier in der Hand haltend. Er überreichte es Karl. Da stand:

„Herrn Banquier Herz, Wohlgeb.

Verabfolgen Sie gefälligst meinem Gatten die Summe von 10,000 Thlr. auf mein Conto. Gleichzeitig bemerke ich Ihnen, daß Sie zu jeder Zahlung, die Herr von Wildenfels bei Ihnen erheben wird, durch mich autorisirt sind.

Bertha von Wildenfels."

„Das ist Edelmuth!" sagte Karl, dem eine Thräne der Rührung das Auge näßte.

„An keinen Unwürdigen verschwendet", entgegnete Dr. Kornes. „Doch lieber Freund, halten Sie nun ein mit Ihren noblen Passionen und Speculationen. Sie finden sicher im Kreise Ihrer Familie ein reineres Glück, als es Ihnen irgend etwas von außen Kommendes gewähren kann."

„Sie sehen, lieber Freund, an meiner veränderten Lebensweise, daß ich den guten Willen zur That werden lasse; sagen Sie Bertha, ich bringe ihrer edlen Handlungsweise —"

„Hier ist sie, sagen Sie ihr doch selbst!" Damit empfahl sich Dr. Kornes, leicht den Hut lüftend und ließ die beiden Ehegatten in sichtlicher Befangenheit allein.

Schweigend gingen sie einige Schritte neben einander her; Jeder glaubte, daß der Andere zuerst das Wort ergreifen müßte.

„Fast möchte ich Dir einen Vorwurf machen, Karl", begann Bertha, „daß Du noch immer der Mittelspersonen bedarfst, um zu mir zu sprechen. Habe ich mich je Deines Vertrauens so unwürdig gezeigt, daß Du —"

„O nicht das", fiel Karl erregt ein; „ich kannte Deine edle Denkweise, och es war mir schmerzlich, Dir von Verirrungen und deren Folgen zu prechen, die noch einer Zeit entstammen, in der ich, wüstem Treiben hinegeben, mich selbst und meine Pflicht gegen Euch vergaß."

„Das liegt nun hinter uns!" entgegnete Bertha, ihren Arm in den ines Gatten legend. „Mit keinem Preise erkaufe ich Deine Sinnesänderung u hoch, denn wisse, Karl, nicht das Gold meiner Mutter, nicht alle Schätze, och alle Pracht gekrönter Häupter erzeugen in mir das Wonnegefühl, das ich bei dem Gedanken, Dich und Deine Liebe wieder zu besitzen, durchfühlt."

Karl küßte sie beglückt auf die Stirn; auch in ihm regte sich der Vorgeschmack jener Seligkeit, da Eins dem Anderen in blindem Vertrauen hingegeben kein anderes Streben kennt, als täglich und stündlich am Glücke des Anderen zu bauen, bis jener Tempel echten Eheglücks entsteht, dessen Säulen hoch in des Himmels Herrlichkeit emporragen.

Monate waren vergangen. Dr. Kornes saß in seiner Studirstube, als sich zu ungewohnter Stunde eine Frau bei ihm melden ließ; auf der Karte stand: „Frau Clara Thal!"

„Bitte einzutreten!" sagte der Doctor, während er sein Haupt nachdenklich hin und her wiegte. Eine Dame in schwarzer Kleidung mit tiefgefurchtem Gesicht, aus dem Kummer und Erregung sprachen, trat ein

„Herr Doctor", begann sie mühsam nach Fassung ringend, „es ist ein schwerer Schritt, der mich zu Ihnen führt; ich suche Rath und Hülfe bei Ihnen, denn ich weiß, Sie sind ein edler Mann!"

„Ihr Fräulein Tochter ist erkrankt?" fragte der Doctor theilnehmend.

Frau Thal bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. „Schlimmer als das, lieber Doctor", faßte sie sich nach langer Pause. „Ella ist das Opfer eines Elenden geworden, der sie, nachdem er sie seinen Lüsten unterworfen, treulos verlassen hat." Die Frau brach in unterdrücktes Schluchzen aus. Dr. Kornes wurde immer nachdenklicher; er wußte, daß Ella in freundschaftlichen Beziehungen zu Karl gestanden, doch —

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher!" entgegnete er. „Wünscht Ihre Fräulein Tochter meinen Besuch?"

„O nein, sie hat keine Ahnung von meinem Schritt, doch, da ich weiß, daß Sie Einfluß auf Herrn von Wildenfels haben, so beschwöre ich Sie in ihn zu bringen, daß er meine Tochter nicht der Schande Preis gebe. Unter dem heiligen Versprechen, sich von seiner Gattin zu trennen und meine Tochter zu heirathen, wußte er sie zu überreden; — als Ehrenmann muß er sein Wort einlösen, als Schurke werde ich ihn der Oeffentlichkeit und den Gerichten Preis geben!"

„Nur keine Uebereilung, meine liebe Frau", entgegnete Dr. Kornes mit gezogenen Brauen; „die Sache ist äußerst fatal; was ich auf gütlichem Wege thun kann, soll versucht werden. Herr von Wildenfels lebt jetzt auf bestem Fuße mit seiner Gattin; an eine Trennung ist nicht zu denken, doch wird er als Ehrenmann jederzeit bereit sein —"

„Ehrenmann", unterbrach ihn die gereizte Mutter. „Ist der ein Ehrenmann, der die Gefühlserregung eines unerfahrenen Kindes, das er mit allen Listen umgarnt hat, benutzt, es zeitlebens unglücklich zu machen?"

Dr. Kornes gab keine Antwort. „Wollen Sie sich nicht selbst oder

Ihre Fräulein Tochter an Herrn von Wildenfels wenden?" entgegnete nach einer Pause.

„O, wenden Sie das Erniedrigende dieses Schrittes von uns ab!" jammerte die alte Frau. „Er ist in meinen Augen ein elender Verführer, i denen meiner Tochter ein —"

„Regen Sie sich nicht noch mehr auf!" sagte Dr. Kornes aufstehend „Ich gehe sogleich hinüber, und will Ihnen morgen über unsere Unterredun berichten." Damit endete er, da Frau Thal sich auch erhob, eine ihm höch peinliche Unterhaltung.

Heftigen Schrittes ging er, als er allein war, im Zimmer auf und ab „Unglaublich!" murmelte er vor sich hin; „wenn es die Frau erführe, Alle wäre dahin!" Doch, wie sich besinnend, blieb er plötzlich stehen. „Rühmte sich nicht Ernst von Rotteck neulich in meiner Gegenwart seiner intimen Beziehungen zu Ella? Konnte sie ihm jene Gunstbezeugungen, von denen er sprach, gewähren, nachdem sie — — Weg mit aller Ungewißheit", rief er, seinen Hut ergreifend. Bald war er im Nachbarhause. Er fand die beiden Gatten am Büchertisch, neue Journale durchstöbernd in traulicher Plauderei. Nach den ersten Begrüßungen gab er Karl einen Wink, daß er ihn allein zu sprechen wünsche. Karl lud ihn in sein Rauchcabinet.

„Gestatten Sie mir ohne Umschweife", begann Dr. Kornes, „eine directe Frage: Wie standen Sie zu Ella Thal vor vier Monaten?"

Karl stieg eine grelle Röthe ins Gesicht. „Was berechtigt Sie zu dieser Frage Doctor"? entgegnete Karl, um Zeit zur Fassung zu gewinnen.

„Einfach die Thatsache, daß deren Mutter mich heute um Intervention bei Ihnen bat, da der vertraute Verkehr mit Ihnen nicht ohne Folgen geblieben ist!" sagte Dr. Kornes in wachsender Entrüstung.

Karl hatte sich gefaßt. Dem vertrauten Freunde seiner Frau gegenüber galt es Stellung zu nehmen; dies fiel ihm kaum schwer, denn nach Ernst von Rottecks allerdings übertriebenen Schilderungen war Ella in seinen Augen heute nichts mehr als eine jedem Fant sich hingebende Person, deren er nur noch oberflächlich gedachte.

„Lassen Sie sich keine Märchen aufbinden, Doctor!" sagte er in blasirtem Tone. „Ist der Zustand, von dem man Ihnen gesagt, eingetreten, so mag Rotteck oder Gott weiß wer dafür verantwortlich gemacht werden, nicht ich."

„Doch was berechtigt Ella zu solchen Enthüllungen?" entgegnete Dr. Kornes.

„Rotteck ist jetzt verreist, vielleicht sucht sie auf diese Weise eine Annäherung!" sagte Karl kalten Tones, innerlich jedoch tobte es gewaltig in ihm; doch nun galt es den einmal eingeschlagenen Weg fest halten.

„Hätte Ella Ansprüche an mich, glauben Sie, Doctor, sie hätte sie längst geltend gemacht; es thut mir nur leid, daß man Sie mit so undelicaten Angelegenheiten behelligt."

„Und doch!" entgegnete Dr. Kornes, „die Frau sprach mit einer Entschiedenheit; sie wolle, daß ihrer Tochter Recht geschehe, und müßte sie an die Gerichte gehen."

„Schamlose Frechheit!" brauste Karl auf, der an eine so ernste Wendung nicht gedacht. „Auf diese Weise könnte ja ein Jeder, der irgend einmal ein Rendez-vous mit einem Mädchen gehabt, aller erdenklichen Folgen bezüchtigt werden! Gehen Sie, Doctor!" fuhr er in ruhigerem Tone fort, „man

kennt Ihre Gutmüthigkeit und will sie mißbrauchen; Sie wissen, wie glücklich sich jetzt unser eheliches Verhältniß gestaltet hat, — tragen Sie keinen Samen des Mißtrauens herbei. Bertha hat gerade jetzt eine Wandlung zu Vertrauen und Innigkeit genommen, die ich stets an ihr vermißte, die mich jetzt hoch beglückt; eine Andeutung von so absurdem Geschwätz würde sie in ihre frühere Kälte zurückführen und uns Beide wieder namenlos unglücklich machen."

„Halten Sie Ella für fähig, ernste Schritte gegen den, den sie ihren Verführer nennt, zu thun?" entgegnete Dr. Kornes mit Nachdruck.

„Bah, das Ganze läuft vielleicht auf eine Erpressung hinaus", sagte Karl ausweichend.

„So zahlen Sie!" entgegnete Dr. Kornes Karl scharf fixirend.

Karl blieb unbeweglich. „Damit würde ich ja eine Schuld eingestehen; nimmermehr! Es käme mir nicht darauf an, falls Ella in Noth wäre, ihr aufzuhelfen, doch auf diese Bezüchtigung hin zahlen, hieße eine Verpflichtung anerkennen."

Dr. Kornes glaubte jetzt wirklich an Karl's Schuldlosigkeit; war es ihm ja schon öfter in seiner Praxis vorgekommen, daß derartige Manöver bei ähnlichen Fehltritten aufgestellt wurden; außerdem wußte er, wie coulant Karl in Geldangelegenheiten war; hatte er doch erst jüngst eine Börsendifferenz von 10,000 Thlr. ohne Bedenken bezahlt, obgleich der Entschluß, der Börse von nun an fern zu bleiben, bei ihm fest stand.

„Schamlose Welt!" murmelte er vor sich hin, „ich werde ihr sogleich schreiben, daß Sie ihr Ansinnen entschieden zurückweisen —"

„Und daß ich, nach der Intimität, in der sie zu Rotteck gestanden, keinerlei Verpflichtung anerkenne!" ergänzte Karl, dem, so sehr er sie auch wünschte, doch die schnelle Gunsterhöhung Rottecks eine Kränkung seiner Eitelkeit war.

„Sorgen Sie nur", empfahl er noch schließlich dem Doctor, „daß meiner Gattin nichts zu Ohren kommt; ich will nun einmal Ruhe in meinem Hause haben und mich durch frühere Beziehungen —"

„Die Ruhe Ihrer Gattin ist mir zu heilig, als daß ich sie stören sollte", entgegnete Dr. Kornes. „Außerdem glaube ich mich auch als Arzt competent, zu behaupten, daß, da Sie, wie ich sicher annehmen darf, seit dem Tode Ihrer Schwiegermutter keine Zusammenkunft mit Ella hatten, diese aber das Ereigniß von einem späteren Datum herleiten will —"

„O, Sie sind ein Prachtmensch!" unterbrach ihn jubelnd Karl; denn ungeachtet aller schamlosen Dreistigkeit, nagte doch der Wurm der Reue an seinem Gewissen, die Furcht, er könnte trotz gegentheiligen Behauptens durch Tag und Stunde überführt werden. Doch des Doctors ärztliche Autorität schlug alle Gegenbeweise nieder; sollte es ja zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung kommen, der Doctor war sein Freund, er war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und lauter als vorhin tönte in ihm die Stimme: „Nicht nachgeben!"

Dr. Kornes hatte sich entfernt. Karl ging in sein Schreibzimmer; er öffnete eine Schublade seines Bureaus, nahm ein mit einem rothseidenen Bande umschlungenes Packet heraus, öffnete es und übergab die darin enthaltenen Briefe den Flammen.

Das letzte Andenken war dahin; nichts sollte ihn mehr an seine Schuld gemahnen.

Und Ella?

Gram und Verzweiflung hatten ihre schönen Züge zur Unkenntlichkeit verzerrt. Monate lang trug sie nun schon den stillen Schmerz; sie hatte der Mutter nichts zu gestehen brauchen; kein Wort als der Name ihres Verführers war zwischen ihnen gesprochen worden; die alte Frau hatte, so sehr sie von Gram zerknirscht war, keinen Laut des Vorwurfs, sie sah, was Ella litt und hatte nicht das Herz zu all dem unsäglichen Weh, das der Tochter Herz zerschnitt, ein neues hinzuzusetzen. — Wie oft nahm die Dienerin die Mahlzeiten unberührt vom Tische! Mutter und Tochter weinten, sahen einander nassen Auges an und sättigten sich an ihren Thränen.

Rotteck wurde empfangen, das ist wahr, so oft er kam. War er doch der Einzige, mit dem sie über Karl's Charakter sprechen, dadurch ihr Herz erleichtern konnten. Er wußte angenehm zu plaudern und Frau Thal, die sonst Herrenbesuch streng ferngehalten, bat ihn sogar regelmäßig wiederzukommen, um wenigstens der Armen diese einzige Zerstreuung zu gönnen; vergaß sie doch während dieser Zeit ihres tiefen Schmerzes.

Rotteck mußte in Dienstangelegenheiten verreisen. Die beiden Frauen waren wieder vereinsamt; da kam der Mutter der Gedanke, Schritte für ihre Tochter zu thun. Dem thatenlosen sich Hingeben an einen zehrenden Schmerz folgte eine sich mit Recht regende, täglich stärker werdende Thatkraft; ja sie, die schwache Frau, wollte sich hinauswagen und sollte sie bis an die höchste Instanz gehen, um einen Raub zu sühnen, den man an der Ehre ihres Kindes begangen. Den gewöhnlichen Dieb, den armen Mann, der aus Hunger dem Bäcker ein Brod entwendet, schleppt man auf die Anklagebank; der Mann im Frack und Orden, der in frechem Uebermuth ein armes Mädchen um sein einziges Gut, um seine Ehre betrügt, sollte ungestraft einhergehen? Doch — vielleicht gab es noch einen gütlichen Ausgleich. Vielleicht wollte er Ella, wie er versprochen, zu seiner Gemalin machen.

Sie entschloß sich zu Dr. Kornes zu gehen. Des folgenden Tages erhielt sie von demselben ein Briefchen:

„Frau L. Thal, Wohlgeboren.

Da Herr von Wildenfels in der betreffenden Angelegenheit jede Verantwortung von sich weist, kann ich in Ihrem Interesse nichts thun.

Dr. Kornes."

Das war zu viel. Das hieße jedem menschlichen Gefühl Hohn sprechen. Das Mädchen, das er gefeiert, ausgezeichnet, dann mit Liebesbetheuerungen umgarnt, nun so ohne Schutz und Hülfe in seinem Elende verlassen — — dafür gab es nur eine Sühne — die öffentliche Schande!

Empört bis ins innerste Mark und durch ihre gerechte Entrüstung zu einer sonst nicht gekannten Thatkraft entflammt, entschloß sich Frau Thal stehenden Fußes zu einem Notar zu gehen. Ella sollte davon nichts wissen, sie würde es nicht zugegeben haben; so ergriff Frau Thal Hut und Mantel, um sogleich ihren Entschluß auszuführen.

Advokat Schwarz war einer der anerkanntesten Advokaten der Stadt. Er hörte die Klage mit sichtlichem Interesse an; war doch Karl von Wildenfels sein Jugendfreund, mit dem er lange Jahre auf einer Schulbank gesessen; sein Glück bei den Damen war sprüchwörtlich, er konnte kaum bezweifeln, daß auch hier Karl seine Verführungskünste hatte spielen lassen — und doch! — es war ihm peinlich gegen seinen Jugendfreund aufzutreten; und wiederum,

konnte er ihm nicht gerade dadurch, daß er die Klage leitete, gefällig sein? Es giebt juridische Spitzfindigkeiten, die selbst eine erwiesene Schuld schuldlos erscheinen lassen.

Mit der Versicherung an Frau Thal, daß sie ihre Sache den besten Händen anvertraut habe, entließ er die tief erschütterte Frau.

„Welch einen Scandal wird das geben!“ murmelte er vor sich hin. „Heirathen? nein, heirathen wird er sie auf keinen Fall. Das Kind adoptiren? Nun, warten wir doch bis es da ist. — Zeit gewonnen, Alles gewonnen.“

Tags darauf hatte er eine Unterredung mit Karl von Wildenfels, die ebenso resultatlos wie die des Doctors ausfiel.

Karl schäumte vor Wuth, daß man es dahin trieb. „Nein, nun um keinen Preis und sollte sie vor Elend umkommen“, sagte er. Er glaubte jetzt so fest an seine Unschuld, daß er sie fast wegen Verleumdung hätte zur Strafe ziehen mögen.

Dr. Schwarz gab Frau Thal den Rath, einstweilen mit ihrer Klage bis zur Niederkunft ihrer Tochter zu warten. Dieser Brief fiel in Ella's Hände. Sie war außer sich vor Scham, daß ihre Mutter so weit gegangen; sie wollte arbeiten Tag und Nacht, um ihr Kind zu ernähren, ehe sie Etwas von dem Verräther annähme. Vergeblich suchte ihr die Mutter klar zu machen, daß es sich nicht um eine Zahlung, sondern um Anerkennung seines Eheversprechens handle, Ella war zu erregt, um durch Vernunftgründe auf sich wirken zu lassen.

„Mit ihm, der so schändlich an mir gehandelt, sollte ich zusammen leben?“ rief sie, „nie, nie, und wenn er mir zu Füßen läge und mein Dasein vergolden wollte! Ich verachte ihn zu tief! Für seine Schuld giebt es keine Sühne.“

Ella verließ jetzt das Haus nicht mehr. Ihr Engagement war gelöst, sie war ganz auf sich selbst und ihr Elend angewiesen.

„O“, jammerte sie oft, „mit welchen Wonnegefühlen begrüßt sonst die Mutter den Zeitpunct, da sie ihrem Kinde das Leben geben soll! Wie ist der Gatte zärtlich um sie bemüht, wie hilft er jeden Schmerz tragen, jedes störende Ereigniß entfernen.“

Und doch, wenn ihr die Mutter wieder ein Päckchen schön geordnete Wäsche in die Commode legte, die nun schon die Kindescommode hieß, da durchdrang ihr vereinsamtes Herz ein Freudenstrahl. Nun sollte sie ja doch ein Wesen haben, das ihr ganz gehören sollte! O, wie wollte sie es lieben, es pflegen und warten, dieses kleine hülflose Geschöpf; wie wollte sie dann alle Keime des Guten und Edlen in ihm entwickeln, es klug und gut und glücklich erziehen! Bei solchen Gedanken glitt wohl dann und wann ein Freudenschein über die sonst gramdurchfurchten Züge; er verwischte die Thränenspur durchweinter Nächte.

Sie hatte ihn nicht wieder gesehen, sie wollte auch nicht an ihn denken, doch wo sie ging und stand trat sein Bild vor ihre Seele; sie sah ihn nicht als den Mann, der verwerflich und unehrenhaft handelte, — vor ihren Augen war er doch noch der schöne, sinnbethörende Mann, den sie so hochherzig als edeldenkend einst gewähnt hatte. Ach, es war ihr so süß, sich so und nicht anders sein Bild vergegenwärtigen zu können, — wenn aber dann die Mutter mit schweren Anklagen und Verwünschungen seiner erwähnte, da blickte ihr Auge unstät, als träume sie, oder als rede die Mutter irre.

Stundenlang saß sie dann allein, die Hände über dem Knie gefal… dumpf vor sich hinstarrend; ihr Auge wurde gläsern, sie hörte nicht auf d… was man zu ihr sprach. — In diesem Zustande fand sie einst der Arzt.

Er biß sich entsetzt auf die Lippen. „Ein schlimmes Symptom!“ mu… melte er in den Bart.

„Hat Ihre Tochter öfter solche Zustände?“ fragte er die Mutter.

„Bisweilen ein-, manchmal auch mehrmals täglich.“

„Ist das Auge immer so starr?“

„O, es ist dann entsetzlich sie anzusehen, Herr Doctor.“

„Behalten Sie Ihre Tochter in strengster Aufsicht; entfernen Sie al… Aufregende, seien Sie vorsichtig in Ihren Worten und wenn ein solcher Z… stand wieder eintreten sollte, so schicken Sie schleunigst zu mir, daß ich no… einmal beobachte!“

— Was die Mutter für Trauer gehalten, war — gelinde ausgedrückt — Tiefsinn.

Dr. Sander fand es nach nochmaliger Beobachtung gerathen, Ella … eine Anstalt überführen zu lassen.

„In diesem Zustande!“ jammerte die Mutter, ihre Haare wild zer… raufend.

„Wenn Ihnen das Leben Ihrer Tochter lieb ist, — ja!“ entgegnete der Doctor.

Mit welchen Gefühlen unsäglichen Leids Frau Thal ihre Tochter in das Haus des Jammers begleitete, ist leicht nachzufühlen. Ella ließ willenlos mit sich geschehen, was der Arzt befahl. Sie glaubte nicht an eine Störung ihrer Denkthätigkeit, man hatte ihr gesagt, sie würde in dem Hause des ge… schickten Dr. Lenz eine bessere Pflege haben, man müsse in der Nachbarschaft alles Aufsehen vermeiden, u. s. w. Zwar wollte es ihr nicht einleuchten, daß die sonst so liebebereite Mutter sie aus ihrem Hause entließe, doch sie hatte nicht mehr die Kraft, einen Gedanken streng auszudenken; sie fügte sich wie ein Kind der Nothwendigkeit.

Träumend, leise vor sich hinmurmelnd durchschritt sie jetzt stundenlang die schattigen Alleen der Anstalt; die veränderte Umgebung schien einen vor… theilhaften Einfluß auf sie zu üben; die Anfälle kamen nach einigen Wochen seltener, schon war ihre Entlassung für den nächsten Sonnabend festgesetzt, als ein unerwartetes Ereigniß eine Aenderung bewirkte.

Auf den Arm der Mutter, die sie einmal wöchentlich besuchen durfte, gestützt, promenirte Ella längs des die Besitzung umschließenden Zaunes, als zwei Reiter plötzlich in vollem Laufe die Landstraße daher sprengten. Me… chanisch blickte Ella auf, dann, nach der Herzgegend greifend, sank sie mit einem lauten Schrei zu Boden. Es waren Wildenfels und Rotteck, die in der von ihren Pferden aufgewirbelten Staubsäule davonjagend nichts ge… sehen, nichts gehört hatten.

Unter einer Kaltwasserdouche kam Ella wieder zu sich, doch, irre Worte hervorstoßend, wies sie jede Hülfeleistung zurück. Man brachte sie sofort sorg… sam auf ihr Zimmer, wo sie bewußtlos wurde. Eine Stunde später hatte sie, ohne sich dessen bewußt zu werden, einer Tochter das Leben gegeben. Das Kind war der Obhut der Frau Thal anvertraut, Ella selbst, die in wilden Fieberphantasien lag, erhielt eine Wärterin. Bei ihrer Erregung fürchtete der Arzt das Schlimmste. Es war ein Zustand auf Leben und Tod. Der Geist umnachtet, der Körper noch von der Anstrengung einer

jedenfalls zu zeitigen Geburt afficirt — da hieß es Seele und Körper heilen. Die physischen Kräfte kamen zuerst zurück. Ella richtete sich schon empor, sie konnte schon festere Nahrung zu sich nehmen, doch kein Bewußtsein kam ihr von ihrem veränderten Zustande. Man brachte ihr sogar das nun vier Wochen alte Kind unter die Augen; sie beachtete es nicht.

Arme Ella! Wie freudig bebt sonst das Herz der jungen Mutter, wenn sie das Kind, dem sie eben mit Schmerzen das Leben gegeben, zum ersten Male sieht, wenn es ihr der Gatte glückstrahlend entgegenbringt und sie seine geliebten Züge in dem kleinen Erdenbürger wieder sieht. — Der Arzt fand es nach mehreren Wochen gerathen, Ella in Begleitung einer Wärterin einen Gang nach der Wohnung der Mutter antreten zu lassen; vielleicht kehrte hier das Bewußtsein zurück; er hatte das Rechte getroffen. Ella betastete wie eine Blinde die Meubels, ihr Bett, ihre Blumen; da stand sie vor der Wiege des Kindes. Mit einem heftigen Aufschrei: „Mein Kind, mein Kind!" umklammerte sie das kleine Wesen, das bei der ersten mütterlichen Berührung bitterlich zu weinen begann.

„Wo war ich, Mutter?" fragte sie plötzlich klarsehend, „was ist geschehen? Ist das mein Kind?"

„Es ist Dein Kind, Ella", sagte die Mutter überglücklich ob des wiederkehrenden Bewußtseins.

Ein Thränenstrom entquoll Ellas Augen. Unter tiefem Schluchzen drückte sie das kleine Wesen an ihre Brust und benetzte es mit heißen Küssen.

„Armes, bedauernswerthes Kind!" rief sie aus. „Du hast weder die liebende Hand des Vaters noch der Mutter gefühlt! Welches wird Dein Loos sein!" Dann ließ sie das Kind, als fürchte sie es zu berühren, in sein Bettchen gleiten und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen.

„Ah! ich hab's!" rief sie plötzlich wild aufschreiend. Sie ergriff das Kind in seinem Wickelbettchen und stürzte mit ihm zur Thür. Unten harrte der Wagen, der sie aus der Anstalt hierher geführt; schnell wie ihr der Gedanke gekommen war, führte sie ihn aus.

„Kornring 3, zu Herrn von Wildenfels!" rief sie dem Kutscher zu. Die Mutter, die auf einige Augenblicke hinausgegangen war, erstaunte, ihre Tochter nicht mehr zu treffen.

„Sie wird zu der Nachbarin gegangen sein", beruhigte sie sich. Aber da war sie nicht. Man suchte im Garten, im Hofe — keine Ella.

„Auch der Fiaker ist fort!" rief Frau Thal mehr und mehr außer sich; „o Gott, sie ist davon, und mit dem Kinde! Doch wohin?"

Frau Thal nahm einen andern Wagen, um zu Dr. Lenz nach der Anstalt zu fahren. — Während dessen saß Ella fieberhaft erregt, ihr Kind auf dem Schooß, im Wagen. „Wart', armes Kind," sagte sie, das kleine Püppchen streichelnd, „ich will Dich zu Deinem Vater führen." Der Wagen hielt. Leicht wie ein Reh sprang Ella die Treppe hinan und läutete.

„Herr von Wildenfels ist nicht zu Hause", sagte man ihr.

„So sagen Sie ihm, daß seine kleine Tochter bei ihm gewesen", entgegnete sie dem Diener.

Frau von Wildenfels, die im angrenzenden Speisesaal war, kam erschreckt an die Thür.

„Seine Tochter?" sagte sie verwundert. „Ilka ist ja in der Schule."

„Dies ist seine Tochter, sein armes, hülflos verlassenes Kind!“ rief Ella wild heraus und legte Bertha das kleine Wesen in die Arme.

„Was soll das heißen?“ fragte Bertha betroffen. „Ich verstehe nicht, mein Fräulein.“

„Ah, ah!“ fing Ella jetzt mit hellem Aufschrei an. „Glaube gern! verstehe es auch nicht!“ Dann verließen sie ihre Kräfte; sie sank ohnmächtig an der Schwelle nieder. Bertha hielt noch das kleine Würmchen auf ihren Armen; sie trug es in ihr Schlafzimmer und legte es auf ihr Bett; auch Ella wurde von den Dienern hineingebracht. Bertha reichte ihr ein Flacon, man rieb ihr Augen und Schläfe mit Essig — sie kam nicht zu sich. Man rief Dr. Kornes, der alsbald erschien. Als man ihm den Vorfall erzählt hatte, blieb er einige Minuten sprachlos. Doch schnell faßte er sich. „Sie haben es hier, gnädige Frau, mit einer Irrsinnigen zu thun; legen Sie ihren Worten keinen Werth bei. Ich weiß, daß sie noch kürzlich in der Anstalt bei Dr. Lenz in Behandlung war; vermuthlich ist sie zu früh entlassen, oder gar heimlich entflohen.“

„Doch das Kind, das Kind!“ rief Bertha erregt.

„Lassen Sie mich zunächst die Kranke nach der Anstalt zurückführen,“ sagte Dr. Kornes ausweichend; dann sich plötzlich besinnend, daß vielleicht durch den Anblick des Kindes eine Pression auszuüben sei, fügte er hinzu: „Es wird Ihrem guten Herzen Ehre machen, das Kind einstweilen in Pflege zu behalten, ich gebe Ihnen bald Nachricht.“

Das ganze Hauspersonal umstand neugierig das kleine Wesen, als Karl von einem Spazierritt heimkehrte. Man erzählte ihm arglos, eine Fremde, die Dr. Kornes für irrsinnig erklärt, sei hier eingedrungen und habe das Kind als seine Tochter zurückgelassen.

„Und wo ist sie?“ fragte Karl, dem ein unheimliches Grauen überfiel.

„Dr. Kornes hat sie nach der Anstalt zurückgeführt.“

Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Doch nun galt es, Bertha stand ihm gegenüber, Fassung zu behalten. Schon wollte er das Kleine in seine Arme schließen, doch mechanisch ließ er sie herabsinken; es war ihm, als werde sein Blut zu Eis; er stand seinem Kinde gegenüber und mußte ihm ein Fremder sein.

„Was machen wir nun mit dem Dinge da?“ fragte er scheinbar kalt seine Gattin.

„Ach, wir behalten es“, jubelte Hermine, die das Kind liebkosend streichelte.

„Wir wissen ja nicht wem es gehört“, sagte Bertha gerührt; „laß uns einstweilen Menschenpflicht üben und es verpflegen.“

Gern wäre Karl seiner Gattin um den Hals gefallen, um ihr zu danken, doch er mußte sich begnügen kalt zu bemerken: „Wenn Du nicht zu viel Last damit hast, Bertha?“

„Eine angenehme Zerstreuung!“ entgegnete die arglose Frau; „die Kinder haben lange keine neuen Puppen bekommen; sieh, wie sie sich freuen nun einen Ersatz zu haben.“

In der That umstanden Hermine und Ilka mit leuchtenden Augen das so unschuldsvoll in die Welt hinausschauende Wesen; gern hätten sie es gepackt, doch sie fürchteten es zu schädigen; aber Hermine konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf das kleine Händchen zu drücken; Karl, der von Weitem stand und es bemerkte, wandte sich erregt ab, eine Thräne glitt über

seine Wange; das Gewissen erwachte in ihm. Doch zurück mit jeder Gefühlsregung! Hier galt es sich behaupten, schon um des Kindes Willen. Das verlassene Kind einer armen Irrsinnigen hatte Bertha mit Liebe bei sich aufgenommen; von ihrem guten Herzen war auch zu erwarten, daß sie stets mütterlich für dasselbe sorgen werde; das illegitime Kind ihres Mannes hätte sie sicher von sich gewiesen.

Als Dr. Kornes zurückkehrte, um nach dem Kinde zu sehen, fand er es schon wohl gebettet und versorgt. Sein prüfender Blick haftete auf Karl, er sagte mehr als Worte.

„Nun was sagen Sie?" begann Karl leichtfertig; doch so ruhig er fragte, entging es dem Doctor nicht, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirne stieg.

„Ella Thal hat Ihnen das Kind gebracht; es war einer ihrer lichten Augenblicke", sagte Dr. Kornes, Karl bei Seite nehmend. „Als ich sie in die Anstalt zurückführte, hatte sie wieder die Besinnung verloren!"

„Das Kind kann einstweilen in unserem Hause bleiben", entgegnete Karl, ohne den Blick vom Boden zu erheben, „doch bitte ich Sie, Doctor, sagen Sie meiner Frau nichts von dem Besuche, den Ihnen Frau Thal gemacht. Sie könnte sonst allerhand Combinationen machen, die das Bleiben der Kleinen in unserem Hause in Frage stellten."

Dr. Kornes erwiederte nichts. Er klopfte mit den Fingern an den Fensterscheiben, fing dann an, eine Melodie zu trällern, seinen Hut von rechts nach links, von links nach rechts zu drehen, doch er wurde seiner Aufregung nicht Herr.!

„Ja, sie hat Recht!" tönte es zehnfach in seinem Innern. „Gott hat ihr in einer erleuchteten Stunde den Weg gezeigt." Und doch! Da saß ihm der Mann kalt und unnahbar gegenüber, der ein Menschenleben in die Nacht des Wahnsinns gestürzt.

Ein eben angekündigter Besuch störte ihn aus seinem Nachdenken. Er empfahl sich stillschweigend.

Kurze Zeit nach seiner Entfernung betrat Frau Thal das Haus. Sie hörte vom Portier, daß eine Dame, die man als irrsinnig bezeichnete, hier mit einem Kinde eingedrungen sei; so hatte ihre Ahnung sie nicht betrogen. Kaum ihrer Sinne mächtig, eilte sie die Treppe hinan; sie wollte ihr Kind, ihr armes, unglückliches Kind, sagte sie dem die Thür öffnenden Diener. Da hörte sie das Wimmern der Kleinen; ohne eine Antwort abzuwarten, durchschritt sie dem Tone folgend mehrere Gemächer. Da saß Frau von Wildenfels, das Kleine liebkosend, während Hermine und Ilka die kalten Händchen rieben, damit ihr kleines Püppchen wieder warm werde. Forschenden Blickes spähte sie nach ihrer Tochter.

Da trat Karl ein. So peinlich ihm eine Begegnung mit der alten Frau war, und besonders in Gegenwart seiner Gattin, so glaubte er doch um unliebsame Enthüllungen zu vermeiden, sein Erscheinen nöthig.

Mit der ihm eigenen Leutseligkeit führte er die alte Frau, die schon in Zornesworte gegen ihn ausbrechen wollte, in das anstoßende Zimmer, während er Bertha zuvor bedeutet, daß Herminens wegen hier eine Unterhaltung mit der Frau nicht passend sei. Karl ließ die Portièren herunter, damit auch kein Schall hinüberdringe.

Nach einer halben Stunde verließ die Frau wankenden Schrittes das Gemach. Eine Dienerin mit dem Kinde folgte ihr. Unter keinen Umständen

wollte sie es in dem Hause des Mannes lassen, der so pflichtvergessen jede Verantwortung von sich abschüttelte. „Es giebt einen Richter!“ hatte sie ihm zugerufen, „einen irdischen und einen göttlichen.“

Bertha hatte ungeachtet der geschlossenen Thüre Alles gehört. Karl bemühte sich ihr klar zu machen, daß Ella Thal schon im Wahnsinn jene Beschuldigung ausgesprochen; Bertha blieb nachdenklich.

„Und denke Karl, wenn sie an die Gerichte geht, wie sie gedroht! Es wäre entsetzlich!“

„Nicht so entsetzlich als eine Schuld eingestehen, von der man sich frei fühlt.“

Karl hatte seine Fassung wieder gewonnen. Seine Gattin war von dem heute Erlebten zu unangenehm berührt, um in eine weitere Unterhaltung einzugehen. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück. Was sie geahnt, geschah. Im Auftrage der Frau Thal strengte Advokat Schwarz die Klage gegen ihren Gatten an. — Bertha war aufs Tiefste getroffen. „Eine öffentliche Schande! Ein Scandalproceß!“ jammerte sie. „O, was gäbe ich nicht, hätte ich die wirkliche Ueberzeugung seiner Unschuld!“

Im Laufe der Verhandlung wurde Karl von Wildenfels ein Eid zugeschoben; Karl zitterte; selbst für den gottlosesten Menschen hat die Eidesformel etwas Heiliges.

Doch Advokat Schwarz wußte Rath. Die ganze Klage verwerfend, gab er an, daß, so lange Ella Thal irrsinnig sei, ihre gerichtliche Vernehmung demnach nicht zulässig und von jeder Verhandlung Abstand genommen werden müsse.

Somit war die Angelegenheit vertagt, doch war schon genug Staub aufgewirbelt worden, um eine endliche Erledigung wünschenswerth zu machen.

Karl ging zwar mit hoch erhobener Stirn, doch innerlich war seine Natur gebrochen. Wohl bemerkte er im herannahenden Winter, wie diese und jene Familie in ihren Einladungen zurückblieb, ein im eigenen Hause veranstalteter Ball war nur von der Hälfte der Geladenen besucht und die da kamen, thaten es, wie sie sich verstohlen zuflüsterten, der armen Frau zu Liebe.

In Berthas Wesen war eine Reaction eingetreten. Sie, die sonst mit unglaublicher Geduld und Liebe an ihrem Gatten hing, war jetzt launenhaft, verbissen; sie hatte keinen Sinn mehr für seine kleinen Liebhabereien, sie fühlte sich am wohlsten, wenn sie seiner Nähe enthoben war. Die Achtung, der sittliche Untergrund einer jeden guten Ehe fehlte.

Bertha hatte ihrem Gatten eine in den seltensten Fällen erwiederte Liebe entgegen gebracht; sie hatte sich angesichts seiner Gleichgültigkeit beruhigt, indem sie glaubte, daß er eben keine Leidenschaft kenne; jetzt mußte sie hören, wie er außer dem Hause die Befriedigung suchte, nach der ihr verlangendes Herz schmachtete. Sie hatte ihm jahrelang Einhalt geboten, die klopfende Brust, die sich nach der Umarmung des Geliebten sehnte, an todtes Stillleben gewöhnt. Jetzt ging ihr der Gedanke auf, wie unwürdig ihr, der Gattin, begegnet worden. Wo sie mit bittendem Wort, in zärtlichster Hingabe einen kleinen Liebesbeweis erflehte, da hatte ihr Karl jahrelang Kälte und zurückstoßendes Wesen gezeigt; nach dem Tode der Mutter war diese Kälte einer äußeren Freundlichkeit gewichen; sie hatte in ihr die Vorstufe zu eintretender Innigkeit erblickt, zu jenem trauten Ineinanderleben, das allen früheren Gram in der Umarmung des Geliebten vergessen macht; — sie hatte gehofft, daß Karls

kälte unter der Gluth ihrer Empfindung schmelzen werde — jetzt vernahm
e nur zu deutlich, da der Schleier einmal gelüftet war, was sich die Welt
rflüsterte. Da war es, als ob sich etwas in ihrem Herzen bäumte, um ener-
isch Widerstand zu leisten; sie fühlte ihre Frauenwürde verletzt, denn, wenn-
leich Karl leugnete — sein gebrochenes Wesen, die Stimme der Welt spra-
hen zu deutlich. Bertha blieb tagelang allein auf ihrem Zimmer; sie mochte
hn nicht sehen, von dessen Treulosigkeit und unlauterer Handlungsweise
e überzeugt war. So sehr sie sonst durch eine Liebesbezeigung seinerseits
eglückt war, so überkam es sie jetzt wie ein Frösteln, wenn er sie berührte.
Bedachte sie nun gar der armen Irrsinnigen, des hülflosen Kindes, der alten
on Gram erdrückten Mutter, — da fühlte sie den Schmerz der Verzweiflung,
daß sie so lange um die Liebe eines Mannes hatte buhlen können, der ihr
etzt so unwürdig schien.

Und da vergegenwärtigte sich ihr auf der anderen Seite das Bild jenes würdigen einst ersehnten Mannes, dem sie, ehe sie Karl kennen gelernt, anzugehören wünschte. Er war nur ein simpler Gelehrter gewesen; die Mutter mißbilligte ihre Wahl und sie wurde Frau von Wildenfels.

Doch oft in schlaflosen Nächten tauchte das Bild jenes Mannes wie jetzt vor ihrer Seele auf. Er hätte sie verstanden, geliebt, beglückt. Nur einmal, als er ihr seine Liebe erklärte, hatte sie an seinem Herzen geruht; sie fühlte noch heute die Gluth seines Kusses, die Innigkeit seiner Umarmung. Karl war ihr Gatte gewesen, doch nie hatte sie an seinem Herzen, an dem er ihr selten genug einen Platz gönnte, jene Fluth der Gefühle gekannt, die sie damals überkommen. Und jener Mann, dessen Liebe sie einst um äußere Vortheile ausschlagen mußte, er war ihr jetzt, vor einigen Tagen in einer Gemäldegalerie begegnet. Er hatte sie mit einem ceremonielen Gruß abgefunden und doch, wie gerne hätte sie des Freundes Hand erfaßt, ihm gesagt, was sie gelitten und wie sie jetzt tief unglücklich sei, um so unglücklicher, als die Sehnsucht ihres Herzens, in Liebe einem geliebten Manne anzugehören, noch ungestillt war. Die Einsamkeit, zu der sie sich selbst verurtheilte, führte ihre Gedanken immer wieder in jene Gemäldegalerie zurück; sie beschäftigte sich jetzt nur mit ihm, und die Sehnsucht, ihn wieder zu sehen und zu sprechen, besiegte schließlich alle Vernünftgründe.

Leicht ist es über die Verirrung eines Frauenherzens den Stab zu brechen, doch braucht man sich nicht zum Anwalt jener in den Augen der Welt sündhaften Frauen zu machen, um, nur der Wahrheit die Ehre gebend, einzugestehen, daß sehr oft eine Verirrung nichts als die logische Folgerung gegebener Vorgänge ist, die vom psychologischen Standpuncte betrachtet durchaus entschuldbar, ja straflos ist.

Wenn die in der Erde wohnende Feuerkraft allda keinen Raum mehr findet, so durchbricht sie mit dämonischer Kraft die Erdrinde, einen Flammenstrom hoch in die Lüfte sendend. Wenn das Menschenherz in beengenden Verhältnissen dem Drucke zu erliegen droht, da durchbricht es die Mauer der Vorurtheile, die die Welt aufgerichtet, — jene selbstgemachten Begriffe vo Schicklichkeit und Wohlanständigkeit fallen und neu geboren fühlt sich de frei gewordene Mensch.

Bertha erkannte, daß es so nicht weiter ginge, an ihres Gatten Seite sa sie keine Zukunft; in schlaflosen Nächten und jammervollen Tagen hatte sie ob der unseligen Vergangenheit geweint. Der Gedanke: so hätte es sein kö en, und so ist Dir geschehen, verließ sie nicht — sie that einen entschei-

denden Schritt. Durch einen Diener hatte sie die Wohnung jenes Dr. E dem sie in der Galerie begegnet, auskundschaften lassen; er war inzwisch Professor geworden und hatte einen Ruf an die dortige Universität erhalt

Sie sandte ihm ein Briefchen und bat um seinen Besuch für den nächst Abend. Karl hatte da seinen Club, sie konnte also rechnen, ungestört zu sei

Zwölf lange Jahre lagen zwischen ihrer letzten Begegnung und heut Bertha hat viel Leidvolles, wenig Angenehmes erfahren. An Dr. Elb w die Zeit spurlos vorübergegangen. Er hatte sich damals, als ihm Fra Goldenberg, auf seine aussichtslose Stellung als armer Privatgelehrter hi weisend, das Mädchen seiner Wahl verweigert, von der Welt zurückgezoge Er lebte seiner Wissenschaft, hatte ansehnliche Erfolge, doch galt er allgemei für einen Sonderling, dem seine Umgebung vollständig gleichgültig war. E hatte weder Freund noch Feind, keinen anderen Umgang als den mit seine Büchern.

Lange hatte er mit sich gekämpft, ob er der Einladung Berthas folge solle; Stolz und Eifersucht hielten ihn zurück. Doch als ihm der Gedank kam: „Vielleicht bedarf sie meiner", da waren alle Scrupel beseitigt. E reichte ihr beim Eintritt stumm die Hand; sein Blick ruhte forschend auf de gramdurchfurchten Zügen, dem verschleierten Auge.

„Bertha! so dachte ich Sie nicht wieder zu sehen", sagte er in einem Tone der tiefsten Erschütterung.

„Ich bedurfte eines Freundes!" ergänzte sie in Thränen ausbrechend „darum schrieb ich Ihnen."

Er blickte sie noch immer stumm, gedankenvoll an, dann fragte er hastig „Und Ihr Gatte?"

„Lassen Sie uns davon schweigen; Sie wissen vermuthlich, was sich di ganze Stadt erzählt —"

„Nichts weiß ich!" unterbrach er sie voll sichtlicher Theilnahme.

„So habe ich auch nicht die Fassung es Ihnen mitzutheilen; nur da will ich Ihnen sagen: ich habe während zwölf endlos langer Jahre gerungen mir das Herz des Mannes, dem man mich vermälte, zuzuwenden, wenn meine Kraft erlahmte, wenn mein Frauenstolz gedemüthigt war durch stet Zurücksetzung, da dachte ich unserer Kinder und ich versuchte von Neuem da Verhältniß erträglich zu machen. Endlich glaubte ich an dem Puncte zu sein das Herz meines Gatten mir zuzuwenden, unsere Häuslichkeit wurde nac dem Tode meiner Mutter gemüthlicher, unsere gegenseitigen Beziehungen inniger; da entdecke ich, daß Alles nur Heuchelei und Verstellung sei, daß Karl in den Armen einer Schauspielerin seine Befriedigung suchte, die nun einen Scandalproceß heraufbeschwört, mir ihr Kind ins Haus bringt —"

„Genug!" unterbrach sie Professor Elb, „regen Sie sich nicht auf Bertha!" Er hatte ihre Hand noch fest in der seinigen und drückte sie schmerz erfüllt. „Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Sie meiner bedurften!" sagte er, sich selbst einen Vorwurf machend; „ich sah Sie neulich in der Kunstgale rie, doch glaubte ich Ihren Weg nicht kreuzen zu sollen. Auch mein Leben war freudlos, Bertha", fügte er nach einer Pause hinzu. „Meine Stellung in der Gelehrtenwelt bot mir keinen Ersatz für die Oede meines Herzens; ich blieb einsam; aber in meiner Einsamkeit begleitete mich Ihr Bild — verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit solchem Geständniß heute nahe; — Bertha, Sie waren mir unvergeßlich, ich hielt das Andenken an Sie wie

ein Heiligthum und keine andere Frau war würdig, Ihren Platz in meinem Herzen einzunehmen."

Bertha war, übermannt vor Rührung in dem Gefühl unsäglicher Glückseligkeit, dicht an seine Seite gerückt; er zog die kaum widerstrebende Frau an sein Herz, an dem sie lange, ohne daß einer die gehobene Stimmung, das Glück des Wiederfindens zu stören wagte, ruhte.

Spät erst verließ Professor Elb das Haus; er versprach bald und oft wiederzukehren.

Wer den sonst so strengblickenden Mann am nächsten Tage beobachtete, mußte unschwer erkennen, daß in seinem Seelenleben eine Wandlung vorgegangen. Eine leuchtende Glückseligkeit prägte sich in seinen Zügen aus, ihm schien Alles von goldener Morgenröthe übergossen.

In Bertha regte sich eine Wandlung anderer Art. Sie war innerlich beglückt, doch auch unsäglich unruhig. Noch war sie Karls Gattin! Wie vertrug sich der Sturm der Gefühle, der ihr Herz durchfluthete, mit ihrer Gattentreue? — Ehrlos wollte sie nicht handeln; die Zukunft ihrer Töchter war ihr heilig; sie sollten nicht im Wandel ihrer Mutter einen Fleck entdecken; und doch! Konnte der Verkehr mit dem Manne, der ihr jetzt bei ihres Herzens Verarmung mehr als Jugendfreund sein mußte, vor den Augen der Welt, vor ihrem eigenen Gewissen untadelhaft bleiben? Sie dachte jener Zeit einer Henriette Herz, einer Rahel Lewin und anderer bedeutender Frauen, die die Lösung eines unpassenden Ehebündnisses als eine sittliche Nothwendigkeit befürworteten und zur That werden ließen.

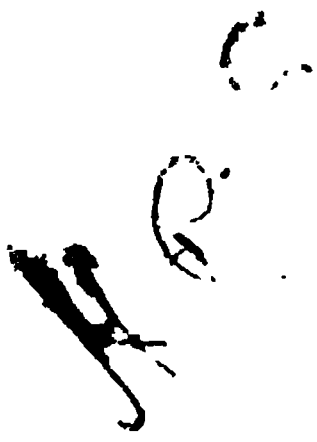
„Besser zwei Menschen glücklich, als drei unglücklich", hatte die erste Gattin des Professor Stahr gesagt, als er ihr seine Neigung zu Fanny Lewald offen eingestand; und hier in ihrem Verhältniß mußten ja vier Menschen glücklich werden, denn daß Karl Ella Thal liebte und nur ihretwegen oder richtiger des Vermächtnisses wegen das schwere Unrecht an Jener begangen, war ihr klar. — Jemehr sie nachdachte, desto mehr erschien es ihr als eine moralische Pflicht, ja eine That im besten Sinne des Wortes, den Schleier zu zerreißen. Die arme Irre konnte vielleicht wieder in den Vollgenuß ihrer Sinne gebracht werden, wenn Karl als freier Mann vor sie hintreten und seine Schuld bereuen würde.

Bertha theilte ihrem Gatten kurz und bestimmt, frei von jeder Gefühlsregung, ihre Ansicht mit. Noch einmal versuchte Karl die Thatsache in Abrede zu stellen, doch Bertha ließ ihn nicht vollenden. „Ich weiß Alles", hatte sie ihm gesagt und Karls gesenkter Blick, die Hast seiner Bewegungen verriethen nur zu deutlich, daß er sich getroffen fühlte. Bertha überkam trotz der gerechtfertigten Verachtung doch ein Gefühl tiefsten Mitleids mit dem Manne, der ein glückliches, friedliches Leben von sich gewiesen, und nun, ein Opfer frevelhafter Leidenschaft, sich, das Mädchen, das er liebte und das eigene Kind ins Unglück stürzt.

„Laß uns ruhig und möglichst objectiv das Geschehene betrachten, Karl", sagte sie, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Nach Allem, was vorgefallen, kannst Du mir und meinen Kindern gegenüber nie wieder die Stellung einnehmen, die Du einst behauptetest; auch die Welt, mit der wir verkehren, ist Dir fremd geworden; Du fühlst Dich gedrückt — verurtheilt! Beginne ein neues Leben! Suche Diejenige wieder an Dein Herz zu ziehen, die Du aus falscher Rücksicht für mich verstoßen; Du hast ein großes Unrecht gut zu machen, Karl!"

Reineke auf der Rehjagd

Nach dem Gemälde von G. v. Parrer auf Holz gezeichnet von W. Reiche



Zungen verkündigten, da erhoben auch die deutschen Geschütze ihre Donnerstimme, welche den napoleonischen Kaiserthron zertrümmerten und das französische Babel zu Boden warfen. Damit aber war die letzte Stütze der weltlichen Papstmacht gebrochen. Die französischen Truppen wurden aus Rom zurückgezogen. Ganz Italien jauchzte auf. Der traditionelle Mittelpunct seiner Nationalität, die Hauptstadt Rom, stand nun dem König Victor Emanuel offen; denn die päpstlichen Söldner waren viel zu ohnmächtig, um den italienischen Truppen Widerstand zu leisten. Dennoch rüstete sich Pius zum blutigen Empfang und rief alle weltlichen und alle himmlischen Mächte um Beistand an.

Vergebens! Die Uhr der weltlichen Papstherrschaft war abgelaufen. Und Niemand grämte sich darum, außer dem Träger dieser Herrschaft und seiner schwarzen Kohorte. Die Unterthanen, die ihm noch geblieben, und namentlich die Bewohner der Stadt Rom, sagten sich am 2. October 1870 vermittels allgemeiner Volksabstimmung (Plebiscit) unter maßlosem Jubel fast einstimmig vom Kirchenstaat los, und Pius IX. war somit seines Thrones entsetzt, von dem die halbe Welt über tausend Jahre lang beherrscht worden war.

Und wem verdankte Italien diesen Triumph? — Nicht den Waffen Garibaldis, der seinen Lorbeerkranz als französischer Freischärler muthwillig entblätterte, und nicht der schwankenden Politik des Königs Victor Emanuel. Wie die erste Reformation vor dreihundert Jahren auf deutschem Boden entsproß, so war es auch jetzt der deutsche Heldenmuth, der die weltliche Papstmacht stürzte und das weltgeschichtliche Ereigniß herbeiführte, daß der Kirchenstaat aus der Reihe der souveränen Fürstenthümer verschwand.

Bald darauf besetzten die italienischen Truppen das römische Gebiet und Victor Emanuel hielt seinen festlichen Einzug in seiner künftigen Haupt- und Residenzstadt, trotz aller Verwünschungen und aller Proteste des „Unfehlbaren". Die italienische Regierung ergriff vorläufig vom Quirinalpalaste Besitz, und überließ dem Papst seinen bisherigen Herrschersitz, den Vatican, sammt dem angrenzenden Stadtgebiet zum unbeschränkten Eigenthum. Zugleich erklärte sie, seine geistliche Unabhängigkeit und Wirksamkeit in keiner Weise beschränken und die hohe Stellung, die dem heiligen Vater zukomme, durchaus nicht beeinträchtigen zu wollen.

Begreiflicherweise hatte mit dieser Katastrophe auch das vaticanische Concil ein klägliches Ende genommen. Eine päpstliche Bulle erklärte dasselbe „wegen eingetretener Hindernisse" — nicht etwa für aufgelöst, sondern bis auf bessere Zeiten vertagt.

Wie jedoch ertrug der greise „Märtyrer" diese harten Schläge? — Pius stand dem achtzigsten Lebensjahre nahe und hatte, gleich jedem Sterblichen, mit den Schwächen und Gebrechen des Alters zu kämpfen. Die Zeitungen ichteten nicht selten, daß er bedenklich erkrankt, seiner baldigen Auflösung gegensehe und bereits Vorkehrungen getroffen habe, daß ein würdiger Nachger in seine Fußstapfen trete. Immer jedoch erholte er sich wieder, als der Tod keine Macht an ihm habe. Und so stand er auch in den Stürmen, ihn umbrausten, gleich einer alten, knorrigen Eiche, die zwar im tiefsten arke erzittert, wenn der rauhe Wind sie entblättert und ihre morschen veige zerreißt, aber sich doch nicht beugen und nicht brechen läßt. Mit her Consequenz hielt er, trotz aller widrigen Erfahrung, den Glauben fest, ß ihm die providentielle Mission geworden, das Papstthum auf den höchsten

Gipfel seiner Macht zu erheben, und schleuderte nach wie vor seine Blitze gegen Alle, welche dieser Mission hemmend und störend entgegentraten.

Wiederholt soll er die Absicht gehegt haben, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und dem undankbaren Rom den Rücken zu kehren. Da und dort eröffnete sich ihm ein annehmbares Asyl. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, jene Absicht auszuführen und den „Sitz des höchsten Pontificats" zu verlassen. Aber die Grenzen des kleinen Gebietes, das ihm geblieben, überschritt er nicht mehr, um die „Gräuel der Usurpation" nicht mit eigenen Augen zu sehen, sondern lebte still und abgeschlossen in seinem Palaste, fast so einfach und bescheiden, wie ein Privatmann, immer freundlich, liebenswürdig und heiter gegen die zahlreichen Besucher aus allen Weltgegenden, die den Papst zu sehen kamen. Wenn aber seine Anhänger mit himmelschreienden Stimmen jammerten und klagten, daß der „arme, beraubte, gefangene" Greis ein Martyrium ohne Gleichen erdulde und nicht mehr habe „wo er sein Haupt hinlege", so hätten sie immerhin bedenken mögen, daß es Pius noch viel besser hatte, als es jemals Christus und Petrus gehabt. Seine geistliche Autorität, wenn auch in der Volksmeinung tief gesunken, war äußerlich nicht erschüttert; die Legaten des päpstlichen Hofes repräsentirten noch immer den Schatten einer souveränen Machtvollkommenheit; die persönliche Freiheit des heiligen Vaters war in keiner Weise beschränkt; der Vatican mit seinen elftausend Zimmern bot ihm eine recht anständige Wohnung, und die Peterspfennige, die von allen Seiten zuströmten, füllten seine Casse so reichlich, daß er die Monatsrate von 52,000 Scudi (223,000 Mark), die ihm der König von Italien darbot, entschieden zurückwies.

Uebrigens fielen auch noch manche schöne Lichtblicke in die trüben Tage seines Alters. Sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, sein fünfundzwanzigjähriges und sein dreißigjähriges Regierungsjubiläum, seinen achtzigsten Geburtstag und andere hohe Festlichkeiten konnte er in Ruhe feiern. Dabei gab er die Hoffnung, wieder in den Besitz des Kirchenstaates eingesetzt zu werden, niemals auf und bestürmte Himmel und Erde, um dies Ziel zu erreichen, während doch sogar die geistliche Autorität des römischen Papstthums gefährdet erschien. Die Bischöfe hatten sich zwar allenthalben trotz des Widerspruchs, zu dem sich viele während des Concils aufgerafft hatten, in wohldressirter Unterwürfigkeit dem Unfehlbarkeitsdogma gebeugt. Dennoch erregte diese „Neuerung" vorzugsweise in Deutschland eine Bewegung, von welcher noch nicht abzusehen ist, wohin sie führen wird. Was Tausende empfanden, als ihrer gesunden Vernunft angemuthet wurde, an dieses Ergebniß menschlicher Verblendung zu glauben, das sprach zuerst der gelehrte Professor Ignaz von Döllinger in München mit klaren Worten aus, indem er, obwohl an seiner katholischen Gesinnung kein Makel haftete, die öffentliche Erklärung abgab, daß er als Christ, als Theolog, als Geschichtskundiger und als Bürger die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht annehmen könne. Dies war ein Wort zu seiner Zeit und zündete in zahllosen Herzen. Rom aber antwortete darauf mit Verwünschungen und Excommunicationen. Dennoch schlossen sich Tausend und Abertausend freisinniger Katholiken aus allen Ständen, unbekümmert um den zeitlichen und ewigen Fluch des grollenden Pontifex, jener mannhaften Erklärung an und traten zu einer „altkatholischen" Gemeinschaft zusammen, die zwar noch des reformatorischen Grundgedankens und der productiven Energie entbehrt, um sich zu einer deutschen Nationalkirche zu gestalten, aber doch ein Schritt zu diesem hohen Ziele ist, den wir um so

freudiger begrüßen, als im confessionellen Zwiespalt die brennendste Gefahr für Deutschlands politische und nationale Einigung liegt, die nicht eher zur vollen Wahrheit wird, als bis der ultramontane Bann gebrochen ist. Oder wer möchte nicht Döllingers Hoffnung theilen, daß wenigstens in Deutschland zu der glücklich erlangten staatlichen Union auch einmal die religiöse sich geselle und daß die vor dreihundert Jahren unvermeidlich gewordene Trennung zu höherer, reinerer Einheit sich wieder zusammenschließe? Dann müssen freilich der orthodoxe Protestantismus und der kirchliche Indifferentismus, die es nicht zum kleinsten Theile mitverschuldet haben, daß das Papstthum zu einer allem geistigen Fortschritt feindlichen Macht herangewachsen ist, in ganz andere Bahnen einlenken. Dann dürfen Maßregelungen wie die der freisinnigen Prediger Sydow und Hoßbach in der Hauptstadt des deutschen Reiches nicht mehr vorkommen und die Consistorien und der Oberkirchenrath dürfen an Verdammung des Zeitgeistes nicht mit dem Ultramontanismus wetteifern.

Jubel-Lied eines Amerikaners*).

„Triumph! Das Schwert in tapf'rer Hand
Hat hohe That vollbracht!"
Vereint ist nun das deutsche Land
Zum Sieg und Ruhm erwacht!
Die Macht, die jüngst so höhnisch prahlt,
Giebt auf die letzte Wehr,
Und neuer Glanz der Thaten strahlt
Auf Deutschlands Heldenheer!

Heil, edles Volk! dem neu das Herz
So unerschüttert schlug,
Das sich verband, und allerwärts
Verwarf den fränk'schen Trug!
Das, fest und heilig, Glied an Glied,
Stand endlich im Verein,
Mit Trost und Muth, Gebet und Lied,
Eine einz'ge Wacht am Rhein!

Kanonen, donnert noch einmal!
Den Frieden nun ihr bringt:
Ihr Glocken, über Berg und Thal
Von tausend Thürmen klingt!
Fromm neige dich, o deutsches Land!
Laß Rache ruhn und Spott:
Dein Gott, Er half und überwand —
Nun danket Alle Gott!

Cedarcroft, Pennsylvania, 6. Sept. 1870.

Bayard Taylor.

---

*) Der Dichter dieses in deutscher Sprache verfaßten Liedes ist der jetzige amerikanische Gesandte in Berlin, seit Jahrzehnten einer der gründlichsten Kenner und wärmsten Freunde unserer Nation. Die Redaction.

Leo XIII.

(Mit Portrait.)

Le pape est mort, vive le pape! Auf den alten Papst folgt ein neuer! Habemus Pontificem! Wir haben einen Papst! so rief der Cardinal Caterini am Nachmittag des 20. Februar vom Vatican herunter der harrenden Menge zu, und der Telegraph trug die Kunde in alle Welt. Und wer war der neue Herrscher der katholischen Welt, der Nachfolger Pius IX.? Es war der bisherige Cardinal und Erzbischof von Perugia, Gioachimo Pecci (sprich: Petschi), der am 2. März 1810 zu Carpineto geboren, ein Mann, der das Vertrauen des seligen Papstes in hohem Grade besaß. Als Papst hat Pecci den Namen Leo XIII. angenommen und bereits den päpstlichen Stuhl bestiegen.

Der Lebenslauf des neuen Kirchenherrschers ist folgender: Früh trat Gioachimo Pecci, der sich dem geistlichen Stande widmete, in die Accademia Ecclesiastica, eine von Benedict XIV. gegründete Pflanzschule der römischen Prälatur, ein. Dieses Institut nimmt sowohl In- wie Ausländer auf, besonders gern aber solche von vornehmer Herkunft, oder auch Leute, die über ihre Sitten gute Zeugnisse aufweisen können, die bereits die heiligen Weihen oder doch die betreffende Erlaubniß ihres Bischofs erhalten, oder endlich die Theologie und Jurisprudenz studirt haben. Der Cursus ist dreijährig, und die jungen Leute treten danach mit dem Range eines Referendarius oder Protonotars in die Prälatur ein. Am 16. März 1837 ernannte Gregor XVI. Pecci zum Hausprälaten und Referendarius an der Segnatura. Dann wurde er Delegat (Provinzialgouverneur oder geistlicher Pascha) zu Benevent, Spoleto und zuletzt zu Perugia. Von Perugia wurde er 1843 abberufen, zum Erzbischof von Damiette präconisirt und als Nuntius nach Brüssel geschickt. Man bezeichnet ihn als den Vater des belgischen Concordats. Er gewann die Zuneigung und Hochachtung des Königs Leopold I. und der Belgier in so hohem Grade, daß er auf deren Bitten hin mit dem Purpur bekleidet wurde. Im Consistorium vom 19. Januar 1846 wurde er zum Erzbischof von Perugia erhoben, zum Cardinal ernannt, aber in petto reservirt, was kein weiteres Recht giebt, als, wenn man wirklich proclamirt wird, die Anciennität vom Tage jener Ernennung an zu zählen. Der Cardinalshut wurde Pecci dagegen erst am 19. December 1853 verliehen. Im vorigen Jahre nahm er das Camerlengat (Kämmereramt des Papstes) an, weil Panebianco dasselbe ob der verminderten und auf den Staatskanzler übertragenen Befugnisse ausgeschlagen hatte.

Ueber die Persönlichkeit des neuen Papstes berichtet die „Köln. Ztg.“: Leo XIII. hat mit seinen feingeschnittenen Zügen und eleganten Manieren

ganz das Aussehen eines vornehmen Kirchenfürsten, der sich aber beim öffentlichen Auftreten mit einer gewissen affectirten Salbung und priesterlichen Geziertheit benimmt. Er soll sich für das Papstthum prädestinirt gehalten haben und neben Bilio und Monaco in Pius' IX. Umgebung einer der eifrigsten Wühler gewesen sein, damit der Riß zwischen Italien und der Curie erhalten bleibe. Dies letztere ist trotz des anscheinenden Widerspruchs immerhin sehr wohl damit zu vereinen, daß er als Erzbischof von Perugia offene Zerwürfnisse mit der italienischen Regierung stets zu vermeiden gewußt hat. Darüber stimmen ferner alle Angaben überein, daß Pecci als Prälat und Cardinal ein Lebemann und im geselligen Verkehr sehr umgänglich war.

Etwas anders klingt die Schilderung, die ein römischer Correspondent der „Magdeburgischen Ztg." von ihm entwirft. Danach ist er ein „durchaus selbstständiger Geist und sehr fähig, aus eigener Initiative der vaticanischen Politik eine ganz neue Richtung zu geben. Sowohl in seiner Thätigkeit als Erzbischof von Perugia, wie als Cardinal hat er sich alle Zeit durch Energie, Strenge und durch herrisches Wesen hervorgethan. Er war einige Jahre zur Zeit König Leopold's I. Nuntius zu Brüssel, wo über sein Privatleben manche üble Nachrede ging. Später galt er für ascetisch und geizig, aber für uneigennützig und für einen guten Verwalter, für sehr stolz und mit einem Wort zum Regieren geboren. Er ist bei seinen Collegen und Untergebenen wenig beliebt. Er hat in seinem äußeren Auftreten etwas Vornehmes, ein wenig Theatralisches. Seine theologischen Kenntnisse gelten für mittelmäßig. Sein Sinn für schöne Künste ist gering, dagegen liebt er die Literatur und hat in jüngeren Jahren selbst gedichtet."

Der Charakter Leo's XIII. wird sich erst der Welt zeigen, wenn der neue Papst in Beziehungen zu den Staaten treten wird. Vielleicht haben sich die Cardinäle sowie die Presse in seinem Charakter geirrt, und Leo XIII. machts wie Sixtus V. vor 300 Jahren. Diesen Papst hatten die Cardinäle gewählt, weil sie ihn für alt, gebrechlich und leicht lenkbar hielten. Aber noch in der Wahlcapelle warf der neue Papst den Stab, auf den er sich bisher zur Täuschung der Cardinäle gestützt, fort, und zeigte sich sofort zum Schrecken der Cardinäle voll Kraft und Energie. Ob Leo XIII. andere Bahnen verfolgen wird, als Gioachimo Pecci? Die Welt ist darauf gespannt.

Der neue Papst kann etwas Deutsch und ist oder war doch wenigstens ein Dichter. Das sind zwei Eigenschaften, die ihn dem Volk der Dichter und Denker besonders interessant machen. Man sollte diesem hageren Gesicht gar nicht poetische Regsamkeit zumuthen und doch erhalten wir einen Beweis dafür durch einen Freund unserer Hefte, der den jetzigen Papst in der Zeit, wo er in Brüssel als päpstlicher Nuntius Monsignore Pecci lebte, viel beobachtet hat. Damals verkehrte der päpstliche Nuntius, der in Brüssel sehr gesellig lebte und sich mit dem damaligen österreichischen Gesandten Grafen Moritz von Dietrichstein und dessen Legationssecretär Baron Handel mehrfach Deutsch, wenn auch gebrochen unterhielt, mit dem belgischen Dichter Hendrick Conscience, der oft von Antwerpen nach Brüssel hinüberkam. Unser Gewährsmann, den wir nicht nennen dürfen, ist in der glücklichen Lage, uns ein sehr interessantes Schriftstück zu übersenden, nämlich eine Probe der dichterischen Begabung des jetzigen Papstes. In das Stammbuch einer damals in Brüssel weilenden Diplomatengattin schrieb Monsignore Pecci ein italienisches Sonett, das unser Gewährsmann uns in folgender deutscher Uebersetzung mittheilt:

„Wenn die Natur mit Lenzhauch uns umweht
Und junge Knospen sich zur Blüthe regen,
Da quillt im Herzen auf ein Gottessegen,
Und wie Maria an dem Grabe fleht

Des Sohnes, dessen heil'ge Majestät
Die gottgesandte, kurz im Grab gelegen,
Um dann gen Himmel hehr sich zu bewegen:
So stärkt die Seele sich im Lenzgebet.

Gieb, Herr, daß wir dem Grab der Erd' entfliehen
Als neuer Mensch, der in des Himmels Blau
Vergißt der alten Erde alte Mühen.

Jedwede Blum' erfrischt der Himmelsthau,
Dem Sünder aber sind zum Trost gediehen:
Die Thränen Christ's und unsrer lieben Frau.

Das sind dichterisch tadellose, von einiger religiöser Empfindung eingegebene Verse. Die Poesie ist bei den Päpsten bisher ein seltener Gast gewesen. Nur von Papst Gregor I. (540—604) wissen wir, daß er der Dichter der grünen Donnerstagshymne „Rex Christe, factor omnium" gewesen, die Luther für den besten Kirchengesang erklärte. Desgleichen sind einige italienische Gedichte Leo's X. (1513—1521) des kunstliebenden Medicäers erhalten, welche von Talent zeugen, obwohl ihr Inhalt für einen Papst ungemein freigeistig ist.

Jedenfalls ist die Prestieprobe des jetzigen Papstes ihrem Inhalt nach der Stellung des Autors nicht widersprechend.

So dichtete Papst Leo XIII. vor dreiunddreißig Jahren! Ob der heilige Vater noch heute Muße und Muse dazu findet? O, möchte er zu einem Gedicht des Friedens sich gedrängt fühlen, des Friedens zwischen Staat und Kirche, auf daß Friede auf Erden sei und den Menschen ein Wohlgefallen!

H.

Pape Leo XIII

Die Memoiren des Quirinal.

Der unerwartet plötzliche Tod Victor Emanuels, des Schöpfers und Begründers des jungen Königreichs Italien, erweckt von Neuem das lebhafteste Interesse für seine Thaten, wie für seine Person. So ruhmreich und merkwürdig seine ganze Laufbahn auch war, so sind doch die letzten Jahre die wichtigsten und bedeutungsvollsten — der großartigste Moment seines Lebens — die Besitzergreifung Roms, der einstigen Metropole des gewaltigen Römerreichs und des nicht minder mächtigen Papstthums. Victor Emanuel, der Beherrscher des befreiten und geeinigten Italiens, in seiner Hauptstadt Rom, das Quirinal, ein ehemaliger päpstlicher Palast, seine Residenz!! Welch' wunderbare Constellationen! Welche Wandlungen hat der Palast des Quirinals im Lauf der Jahrhunderte erfahren! Welterschütternde Ereignisse haben sich hier abgespielt, ehe die päpstliche Souveränität zusammenbrach, um der königlichen Platz zu machen.

Von da ab wurde der Quirinal der Schirm und Hort des Königreichs Italien, auf den alle Blicke des Volkes gerichtet waren.

Das päpstliche Rom, die Hauptstadt des neu erstandenen weltlichen Reiches, der Quirinalische Palast, von dem aus die Hierarchie Jahrhunderte lang ihre vernichtenden Bannstrahlen über Schuldige und Unschuldige geschleudert hatte, nunmehr die Residenz eines friedliebenden, durch Milde, Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Königs — des Rè galantuomo — das war der letzte große Act, der würdige Schlußstein des ganzen Werkes.

Für das öffentliche Leben in Rom hat der Quirinal erst im letzten Jahrhundert Bedeutung erlangt, indem das jedesmalige Conclave zur Wahl des neuen Oberhauptes der Kirche dort abgehalten wurde. Bis dahin war er nur ein Privatsitz der Päpste, von dem aus sie aber ebenso wie vom Vatican sich in alle Welthändel einmischten, um die Uebermacht der Kirche Gläubigen wie Ungläubigen fühlen zu lassen, und endlich die langersehnte Universalherrschaft an sich zu reißen.

Der Quirinalische Palast erhebt sich auf dem gleichnamigen Hügel — einen der sieben Hügel, auf denen die ewige Stadt sich aufbaut — er hat eine freie, gesunde Lage und gewährt den weitesten Umblick über die ganze Stadt bis auf die gegenüberliegenden Höhen des Janiculus und Monte Mario. Schon zur Zeit der Römer war der Quirinal mit eleganten Häusern und Villen besetzt und mit schönen Gartenanlagen geschmückt. Dazumal gehörte er zu den vornehmsten Stadttheilen und war zumeist von der feinen Welt bewohnt. Wir wissen, daß Pompomius Atticus, der erste Repräsentant des späteren Ritterstandes, zugleich Kaufmann und eleganter Dilettant in Philosophie und Literatur, Cicero's und Antonio's, Cäsar's und Brutus Freund, auf dem Quirinalischen Hügel eine anmuthige Wohnung hatte mit Bibliothek und schattigen Gärten. Später erbaute Kaiser Domitian auf dem Quirinal an einen zum Granatapfel genannten Ort, auf der

Stelle des Hauses der Flavier, in welchem er geboren war, einen Tempel des flavischen Geschlechts, zu Ehren der ihm vorausgegangenen Angehörigen. Bei der Plünderung Roms durch Alarich gingen die meisten dieser Herrlichkeiten zu Grunde, Paläste und Tempel fielen allmälig in Trümmer, die ehemaligen prächtigen Gärten dienten blos noch als Viehweide. Viele Jahrhunderte lang blieb der Quirinal eine verwilderte, verödete Stätte, bis endlich hier und dort der Schutt weggeräumt, oder auf dem Schutt wieder gebaut wurde. Man legte an einzelnen Stellen sogenannte Orti — Stutzgärten — an, deren Eigenthümer sich inmitten der Gärten kleine, ärmliche Wohnhäuser herrichteten. Im fünften Jahrhundert erbaute einer der damaligen Päpste eine kleine Kirche zur heiligen Susanna auf dem Quirinal, die längst verfallen ist. Die ganze dortige Gegend hatte einen ländlichen Charakter, als läge sie mitten in der Campagna, vor welcher aber der Quirinalische Hügel den Vorzug seiner hohen Lage und einer gesunden reinen Luft hatte.

Da der Aufenthalt im Vatican im Hochsommer wegen der Ausdünstungen des nahen Tiberflusses nicht gesund ist, erbaute der Papst Paul III. (Farnese) auf dem Quirinalischen Hügel ein Lustschloß, das er in der heißen Jahreszeit bewohnte und welches seine Nachfolger auf dem Stuhl Petri, Gregor XIII., Sixtus V., und Paul V. zu dem großartigen Palast umbauten, wie wir ihn ungefähr noch heute vor uns sehen. Er ist im Barockstil erbaut, die Hauptfaçade nach dem Monte Cavalle zu — einem großen, freien Platz, wo die berühmten antiken Rossebändiger aufgestellt sind — ist grandios, imposant, der weite, große Hof von einer durchgehenden Pfeilerhalle umgeben, die sich in der Mitte zu einer offenen Loggia steigert. Auch die inneren Räume waren großartig angelegt, Säle von mächtigem Umfang, namentlich die sala regia, Decken und Wände mit Fresken geschmückt. Nach und nach wurde die Ausstattung immer reicher, in mehreren Gemächern behängte man die Wände mit Gobelins, in den Fußboden des einen Saales legte man Mosaiken aus der Villa Hadrians bei Tivoli. An der Rückseite des Palastes erhebt sich eine breite Terrasse, vor der sich ein weitläufiger Garten erstreckt — im Geschmack der italienischen Gartenkunst des sechzehnten Jahrhunderts — mit bedeutender immer grüner Vegetation, Eichen, Palmen, Cypressen, Lorbeerhecken und reichem architektonischen Schmuck: Grotten, Fontainen, antiken Statuen in den Laubgängen. Zur damaligen Zeit das einzige hohe Gebäude auf dem Quirinalischen Hügel, gewährte es eine herrliche Aussicht über die ganze Campagna und wurde der Lieblingsaufenthalt vieler Päpste.

Im Lauf der Zeit spielten sich welterschütternde Ereignisse in seinen Mauern ab. Hier tobte schon Ende des vorigen Jahrhunderts der Kampf zwischen der Hierarchie und der Revolution, hier brach die Allmacht des Papstthums mehr denn einmal kläglich zusammen. Von hier wurde der Träger der dreifachen Krone, Pius VII., gefangen nach Frankreich geführt; von hier flüchtete Pius IX., der letzte Papst, der die geistige und weltliche Macht in seiner Hand vereinigte, vor der siegreichen Revolution nach Gaeta, Schutz suchend bei den Bourbonen, deren Thron damals auch schon wankend war. Wenige Jahre später fand die vertriebene Königsfamilie von Neapel ein Asyl im Quirinal. Voll Haß und Bitterkeit gegen einander führten sie hier die schlimmsten Familienscenen auf. Von 1871 ab wurde der Quirinal die Residenz des **Rè galantuomo** (König-Ehrenmann), wie er im In- und

Auslande zumeist genannt wurde, und des kronprinzlichen Paares — des nunmehrigen Königs Humbert I. und seiner Gemalin, der Königin Margaretha.

Bis gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts — eine Epoche ungewöhnlicher politischer Ruhe in Rom — lebten die Päpste im Quirinal gemächlich, ließen sich nichts abgehen, genossen die gesunde Luft, ergingen sich im schönen Garten. Ein so glänzendes, lustiges Leben, wie Alexander VI. (Borgia), Julius II., Leo X. im Vatican führten, hat sich im Quirinal nie abgespielt. Die Päpste, die diesen Palast erbauten, wie Gregor XIII., Sixtus V., lebten, wie ihr geistiger Beruf es ihnen vorschreibt, still, bescheiden, zurückgezogen. Gregor widmete seine ganze Thätigkeit der Rechtswissenschaft und der Verwaltung; Sixtus V., das Kind armer Leute, die sich vom Gartenbau ernährten, der selbst seine Knabenjahre als Handlanger beim Gartenbau und der Schweinezucht verbracht hatte, lebte, nachdem er die höchste Stufe irdischer und geistiger Macht erstiegen hatte, einfach, sparsam, sein ganzes Denken und Trachten ging nur dahin, die Herrschaft der Hierarchie immer weiter auszubreiten und die ganze Welt dem Papstthum zu unterwerfen. Auch unter deren Nachfolgern war es mit den rauschenden, lärmenden Vergnügungen in den päpstlichen Palästen vorbei. Der an das Unglaubliche grenzende Luxus der Prälaten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mußte ein Ende nehmen, als die Quellen versiegten, aus denen sie die colossalen Reichthümer geschöpft hatten. Früher war die ganze christliche Welt Rom zinspflichtig, es flossen ungeheure Summen Geldes aus allen Ländern zu den mannigfaltigsten Zwecken nach Rom. Mit dem politischen Absterben des Papstthums und der immer fortschreitenden Einbuße an moralischer Macht, hörten jene Tributzahlungen auf.

Als Rom 1798 Republik wurde, mußte Papst Pius VI. flüchten. Nach Unterdrückung der Revolution und Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft, residirte der neue Papst, Pius VII., wieder im Quirinal. Doch nur kurze Zeit. In der Nacht vom 5. bis 6. Juli 1808 besetzten die Franzosen die Zugänge zum Palast, bei Tagesanbruch war der Papst ein Gefangener. Durch ein Decret Napoleons ward der Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt, der Papst ging als Gefangener nach Frankreich. Nach Napoleons Sturz wurden die früheren Verhältnisse wieder hergestellt. Doch erlebte Pius IX. ein ähnliches Schicksal im Quirinal wie seine Vorgänger. In der Revolution von 1849 wurde der Palast von den Aufständischen belagert, heimlich, in dunkler Nacht flüchtete der Papst, verließ Stadt und Land und ging nach Gaeta. Pius IX. hatte im Frühjahr und Herbst immer im Quirinal gewohnt, im Sommer in Castel-Gandolfo im Albanergebirge. Mit Hülfe der Franzosen kehrte er 1850 nach Rom zurück und bezog wieder wie sonst seine Wohnung im Quirinal. Die letzten Conclave der Cardinäle wurden im Quirinal abgehalten und der neu erwählte Papst vom Balcon an der Façade nach dem Monte-Cavallo zu öffentlich proclamirt.

Nach Vertreibung der Bourbonen aus Neapel flüchtete die Königsfamilie nach Rom, wo sie gastliche Aufnahme fand und einstweilen im Quirinal in dem für fürstliche Gäste bestimmten Theil des Palastes residirte. Der berühmte farnesische Palast in Rom, Eigenthum der Bourbonen, hatte nicht länger als einem Jahrhundert unbenutzt gestanden und mußte erst wieder wohnlich eingerichtet werden. Während dieser Zeit lebte Franz II. mit seiner Gemalin, seiner Stiefmutter — der Witwe des Rè Bamba — und

deren Kindern im Quirinal, wo es zu den ärgsten Auftritten in der königlichen Familie, namentlich zwischen den beiden Königinnen kam. Bekanntlich war die Königin-Witwe sehr bigott — eine Betschwester, die alles Heil nur von den Pfaffen erwartete, die junge Königin dagegen lebenslustig, blos nach Vergnügen haschend. Sie überhäuften sich gegenseitig mit den heftigsten Vorwürfen, indem eine der andern die Schuld an dem Unglück, das über sie hereingebrochen war, beimaß. Während sie im Quirinal wohnten, nahmen sie nur das Mittagbrod gemeinsam, sonst mied die junge Königin soviel wie möglich ihre Schwiegermutter. Bei diesen Mahlzeiten soll es oft sehr erregt zugegangen sein; es wird mit Bestimmtheit erzählt, daß die beiden hohen Damen in der Wuth sich soweit vergaßen, die Teller einander an den Kopf zu schleudern. Zu solchen Thätlichkeiten kam es in einem Palast, der Eigenthum des Oberhauptes der Kirche war, die aller Welt den Frieden predigt. 1862 übersiedelten der Exkönig und die Exkönigin nach dem farnesischen Palast, die verwitwete Königin miethete den Palast Nigoti, nahe bei Piazza di Venezia, den sie mit ihren Kindern bezog und wo sie 1867 an der Cholera starb.

Noch war kein Decennium verflossen, als die größte Veränderung mit dem Quirinal vorging und der päpstliche Palast zum Königsschloß wurde. Nachdem am 20. September 1870 die italienischen Truppen nach einem fünfstündigen Bombardement als Sieger in die ewige Stadt eingezogen und diese zur Hauptstadt Italiens proclamirt war, wurde der Quirinalische Palast zur Residenz für den König ausersehen, dem Papst der Vatican überlassen. Den Wohnräumen im Quirinal fehlte aber aller moderner Comfort, die Einrichtung war veraltet, verbraucht, die letzten Päpste, unter ihnen Pius IX., der einfach und still gelebt, hatten Alles beim Alten gelassen. Nun wurde sofort Hand angelegt, die Gemächer würdig auszustatten, Hunderte von Arbeitern waren dabei thätig, alle Erzeugnisse des Luxus, welche den Unterbau des Lebens erwärmen und erfreuen, wurden herbeigeschafft. Was Genua, Mailand, Venedig, Florenz, Bologna an Seidenstoffen, kostbaren Brocaten, Teppichen, Glasarbeiten, geschnitzten Möbeln liefern, wurde für die Einrichtung verwandt. Schwere wollene Teppiche, weich gepolsterte Divans und Sessel in allen Formen und Gestalten gaben den Räumen ein wohnliches Ansehen. König Victor Emanuel, allem Luxus abhold, nur das Einfache und Schlichte liebend, bezog nicht jene reich ausgestatteten Räume, sondern überließ sie dem kronprinzlichen Paar und nahm für sich nur einige nach dem Hof zu gelegene, bescheidene Zimmer.

Sehnsüchtig erwarteten die Römer die Ankunft des Königs und wurden schon ganz ungeduldig, als sie sich immer weiter hinausschob; man bereitete glänzende Empfangsfeierlichkeiten vor, kein römischer Triumphzug sollte großartiger und prächtiger gewesen sein, wie der Einzug Victor Emanuels — des Oberhauptes des neu geschaffenen Königreichs Italien. Inmitten ihres Freudentaumels über das Ende der päpstlichen Herrschaft und die Erhebung Roms zur Hauptstadt Italiens traf sie schweres Ungemach — eine jener furchtbaren Ueberschwemmungen, wie sie schon im Alterthum und Mittelalter zu wiederholten Malen die ewige Stadt heimgesucht hatten. Ganze Stadttheile in der Nähe des Tibers kamen unter Wasser, bis ins erste Stockwerk drangen die Fluthen, bittere Noth kam über die Bevölkerung. Da — es war in den letzten Tagen des December 1870 — kam der König sofort nach Rom, er kam in aller Stille, ohne Sang und Klang. Vom

Bahnhof fuhr er in einem einfachen Wagen direct ins Quirinal, besuchte dann die Unglücksstätte, wo das verheerende Element den meisten Schaden angerichtet hatte. Aus seiner Privatchatulle gab er eine bedeutende Summe Geldes zur Unterstützung für die Beschädigten und berathschlagte mit den städtischen Behörden, wie den Unglücklichen wieder aufzuhelfen sei. Er blieb nur einen Tag und reiste ebenso still und unbemerkt wie er gekommen war, wieder ab. Durch diesen Act der Menschenliebe hatte er die Römer ganz für sich begeistert, obwohl sie bei ihrem Hang zu glänzenden, prunkenden Schaustellungen es lieber gesehen hätten, wenn er trotz der Wassersnoth und des allgemeinen Elends in festlichem Aufzug in die Stadt eingefahren wäre.

Dafür wurden sie einigermaßen entschädigt, als einige Wochen später — am 24. Januar 1871 — der Kronprinz und die Kronprinzessin, wenn auch nicht mit königlichem Gepränge, aber doch von den städtischen Behörden und der Nationalgarde feierlich begrüßt, ihren Einzug in das Quirinal hielten, wo sie den Theil des Palastes bezogen, den Napoleon I. für den König von Rom angebaut hatte. Von da ab datirt für den Quirinalischen Palast eine neue Aera — die Aera der segenbringenden Herrschaft eines edlen weiblichen Gemüths. Die damalige Kronprinzessin, jetzige Königin Margarethe, vereinigt mit einem klaren Verstand eine vielseitige gründliche Bildung und ein feinfühlendes Herz. Sie wurde das vermittelnde, versöhnende Element zwischen den verschiedenen Parteien. Politisch und religiös aufgeklärt, hat sie sich aber ein frommes Gemüth bewahrt. Von dem hohen römischen Adel, der zumeist päpstlichen Negoten entstammt, blieb der größere Theil, darunter die Aldobrandini, Altieri, Chigi, Barbarini, Colonna di Sciarra, Borghese, dem Hof ganz fern, einige zogen sich sogar demonstrativ auf ihre Villen zurück, andere, die in Rom blieben, mieden den Monte-Pincio, das Rendezvous der eleganten Welt, wo der Hof so zu sagen officiell spazieren fährt. Auch der hohe Clerus besucht von da ab nicht mehr den Monte-Pincio, man sieht die Monsignoren in ihrer Priestertracht dort nicht mehr wie früher lustwandeln. Sich nicht mehr auf dem Monte-Pincio zeigen, galt für eine Demonstration gegen den Hof. Von Einzelnen, die nicht an den Hof gingen, aber nach wie vor den Pincio besuchten, sagte der Volkswitz: „Sie stehen mit einem Fuß im Vatican, mit dem andern im Quirinal.“ Die römischen Adelsfamilien, die nach der Occupation Roms durch die Italiener die neue Ordnung anerkannt hatten, deren Namen auf einer Marmortafel im Conservatorenpalast auf dem Capitol eingezeichnet sind, darunter die Caesarini-Sforza, Ruspoli, Pallavicini, Odescalchi, Buoncampagni, Grazioli, Ludovisi, Corsini, Doria, Gaetani machten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin sofort nach der Ankunft im Quirinal ihre Aufwartung. Es ist unstreitig der intelligentere und gebildetere Theil der römischen Aristokratie. Durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit gewann Prinzessin Margarethe sofort alle Herzen für sich. Sie ist keine strahlende Schönheit, aber eine der anmuthigsten Erscheinungen, ein unbeschreiblicher Liebreiz ist über das Antlitz ausgegossen, die Haltung der schlanken mittelgroßen Gestalt voll Anstand und bescheidener Würde, jede Bewegung graziös, der Blick des blauen Auges tief sinnig, die hohe, freie Stirn von reichem blonden Haar umrahmt. Ihr ganzes Wesen ist natürlich, ungezwungen, der Ausdruck edler Weiblichkeit und eines kindlich reinen Gemüths.

Gelehrte und Künstler wurden an den Hof gezogen. Wie früher in Florenz hatte die Fürstin nun in Rom einen Empfangsabend in der Woche,

wo sie die Koryphäen der Wissenschaft und Kunst um sich versammelte und einzelne aus der römischen Aristokratie. Ihr Gemal — der nunmehrige König Humbert — erschien an solchen Empfangsabenden nur auf kurze Zeit in der Gesellschaft, er findet an einer derartigen, durch geistige Genüsse gewürzten Geselligkeit nicht soviel Freude wie seine Gemalin, er hat andere Liebhabereien. Wie sein verstorbener Vater ist König Humbert ein Freund schöner Pferde; des Morgens in aller Frühe geht er in die Ställe hinunter und controlirt Alles selbst aufs Speziellste. Auf dem Monte-Pincio, in Villa Borghese, oder in Villa Pamphili sah man ihn entweder zu Pferde oder im Wagen, mit eigener Hand die Rosse lenkend. Er ritt ganz allein, nicht einmal von einem Stallknecht gefolgt, und fuhr auch größtentheils ohne Adjutanten. Außer bei festlichen Gelegenheiten gehen die italienischen Fürsten immer in Civil. König Humbert hat in seinem Aeußern den echten Typus des savoyischen Hauses, die gedrungene, untersetzte Gestalt, die Stumpfnase, den broncefarbenen Teint; der Ausdruck des Auges ist ernst und streng und läßt auf ein leicht erregbares Temperament schließen. Seine nähere Umgebung schildert ihn als sarkastisch, man rühmt seinen treffenden Witz, den er besonders im kleinen traulichen Kreise freien Lauf läßt. Während alle Andern vor Lachen sich kaum halten können, bleibt er ganz ernst, wie überhaupt seine Züge nie einen freundlichen oder lächelnden Ausdruck haben. Was seine politischen Gesinnungen betrifft, so galt er als Kronprinz für liberal und für den entschiedensten Gegner der Pfaffen. Im Rath König Victor Emanuels — in den Ministerconferenzen, die im Quirinal abgehalten wurden — befürwortete der Kronprinz immer eine enge Allianz mit Deutschland.

Unter den Gelehrten in Rom hat die junge Königin namentlich Ferdinand Gregorovius, den sie halb und halb für ihren Landsmann ansieht, ausgezeichnet; wie sie sich überhaupt für Alles was Deutschland und die Deutschen betrifft, lebhaft interessirt. Sie spricht das Deutsche ganz geläufig. Nachdem König Victor Emanuel als Anerkennung für seine Geschichte der Stadt Rom, Gregorovius einen hohen Orden verliehen hatte, überbrachte Prinzessin Margarethe selbst diese Auszeichnung dem Gelehrten und suchte ihn in seiner bescheidenen Behausung im vierten Stockwerk auf.

Im Quirinal hatte blos die höhere Gesellschaft Gelegenheit Prinzessin Margarethe kennen zu lernen; auf der Straße wurde sie vom Volk gesehen. Sie fuhr immer nur im einfachen Zweispänner, war aber doch von Allen gekannt und sobald sie sich zeigte, hörte man von allen Seiten den leisen Ausruf: „graziosa! carina! sympatica! und kein Männerhaupt blieb bedeckt. Die Toilette der jungen Fürstin zeichnete sich immer durch feinen Geschmack aus; sie trägt nicht so grelle Farben wie die Italienerinnen sie lieben. Sehr gern schmückt sie sich mit Blumen und ist überhaupt eine große Blumenfreundin. In ihren Gemächern im Quirinal blühen und duften immer die schönsten Pflanzen. Reizend ist ihre Erscheinung, wenn sie an sonnigen Frühlingstagen im Garten des Quirinals lustwandelt, das Haupt von einem langen schwarzen Schleier umhüllt, der weit über die Taille herabfällt und am linken Ohr mit einer Rose befestigt ist — eine Jahrhunderte alte und noch heute bei den Italienerinnen sehr beliebte Mode.

Während des Carnevals fanden mehrere große Bälle und andere Festlichkeiten im Quirinal statt, wo die damalige Kronprinzessin in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs machte, so daß Alt und Jung, Herren und

Damen gleich entzückt von ihr waren. Sie bekehrte manchen Schwankenden, der noch nicht völlig mit sich einig war, ob er sich der neuen Ordnung aufrichtig anschließen solle, der aber bald einer der treuesten Anhänger des Königthums wurde. Nach dem Carneval veranstaltete die Prinzessin einen industriellen Markt im Quirinal — einen sogenannten Wohlthätigkeitsbazar. In den Sälen des Schlosses waren allerlei Verkaufsbuden aufgestellt, die Kronprinzessin und die Damen der hohen Aristokratie besorgten selbst den Verkauf. Es kam eine ansehnliche Summe Geldes zusammen, die unter die Armen der Stadt und an verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten vertheilt wurde. Die Kronprinzessin trat an die Spitze verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten, denen sie das wärmste Interesse zuwendet, sie besucht häufig jene Anstalten, den Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen.

Die junge Königin ist nicht bigot, aber religiös. Jeden Sonntag und Feiertag hört sie die Messe in der kleinen Kirche S. Maria Maddalena, dem Quirinal gegenüber. In der Mitte der Kirche, in geringer Entfernung vom Altar, ist ein Betpult aufgestellt, mit rother, mit Gold verzierter Sammetdecke darüber, davor stehen zwei Broncestühle mit Sammetüberzug. Rund umher auf Bänken und Stühlen sitzen die übrigen Kirchgänger. Die Fürstin kommt immer zu Fuß aus dem Quirinal hinüber, von einer Hofdame und einem Kammerherrn begleitet; Letzterer trägt ihr das Gebetbuch und steht während der Messe in einiger Entfernung hinter ihrem Stuhl. Zum öfteren werden ihr in der Kirche Bittschriften überreicht, die sie immer freundlich entgegennimmt.

Mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin war ihr einziges Kind — ein Söhnchen von zwei Jahren — nach Rom gekommen, Victor Emanuel, principeno di Napoli. (Er wurde 1869 in Neapel geboren.) Von seiner Mutter hat er die blonden Haare und den weißen Teint, von seinem Vater den strengen, finsteren Blick und die Stumpfnase. Schon in dem Kindergesicht prägt sich der Typus des savoyischen Hauses aus. Der kleine Prinz ist ein derber, munterer Knabe, lebhaft und feurig, der am liebsten mit Soldaten, Pferden und Peitschen spielt, und gern militärischen Schauspielen beiwohnt, wohin er immer im Wagen neben seiner Mutter fährt. Seit den letzten Jahren geht er auch mit seiner Mutter in die Kirche die Messe zu hören.

Am 3. Juli 1871 kam König Victor Emanuel officiell nach Rom. Die ganze Stadt prangte im Festkleid; von den Palästen und Häusern flatterte die dreifarbige Fahne, die Balcone und Loggien waren mit Lorbeeren und Myrthen geschmückt. Kopf an Kopf stand die Volksmenge den weiten Weg vom Bahnhof bis zum Quirinal, alle Fenster waren dicht besetzt. Mit ungeheurem Enthusiasmus empfing die Bevölkerung ihren neuen Herrscher. Die Minister und die städtischen Behörden begrüßten den König auf dem Bahnhofe. Hier war auch das schöne Geschlecht zahlreich vertreten; die Damen überreichten dem König kostbare Blumensträuße von riesigem Umfang, ein kleines Mädchen reichte ihm einen Lorbeerkranz mit den Worten: „Nimm König-Ehrenmann den wohlverdienten Lorbeerkranz.“ Unter dem stürmischen Jubel des Volkes legte er die weite Strecke vom Bahnhof nach dem Quirinal zurück. Hier sprach er zu den städtischen Behörden die denkwürdigen Worte, die dann von Mund zu Mund gingen: „Wir sind in Rom und bleiben da!“ Bei dem sindaco erkundigte er sich nach dem Befinden des Papstes und drückte sein Bedauern aus, daß dieser sich so zurückziehe. Zweimal trat er auf den Balcon heraus, sich dem Volke zu zeigen — derselbe

Balcon, von dem früher der neuerwählte Papst verkündet wurde. Die ganze Luft war erfüllt von dem Jubelgeschrei, den Evvivas aus tausenden von Kehlen. Durch sein einfaches, schlichtes Wesen waren die Römer sofort für ihren neuen Gebieter eingenommen. Victor Emanuel war im weitesten Sinne des Wortes eine populäre Erscheinung. In seinem Aeußern hätte man wahrlich nicht den Beherrscher eines großen Reiches erkannt, die sogenannte Majestät fehlte ihm, er hatte mehr die Haltung eines schlichten Bürgers wie die eines Königs. Die zahllosen Photographien, die man von ihm sieht, in Uniform, in Civil, im Jagdanzug, den Calabreserhut mit grünem, wallendem Federbusch — den echten Demokratenhut auf dem Haupte — in hohen Wasserstiefeln, die Flinte unter dem Arm, sind zumeist sehr ähnlich. Victor Emanuel hatte auch den echten Typus des Hauses Savoyen, die gedrungene Gestalt, die Stumpfnase, den dunkeln Teint, ähnlich dem der Corsen. In jungen Jahren war der verstorbene König hager, wie es heute noch seine beiden Söhne sind, erst später wurde er so corpulent. Seine Gesichtszüge waren colossal, unschön, nur der Ausdruck des Auges angenehm, klug und gut, Intelligenz und Gutmüthigkeit leuchteten daraus hervor. Selbst der martialische Knebelbart verlieh Victor Emanuel kein barsches Aussehen.

Am Nachmittag nach den Einzugsfeierlichkeiten fuhr der König aus dem Quirinal nach Acqua Accettosa, der Eröffnung des Nationalschießens, das auf den dortigen Wiesen statthatte, beizuwohnen und gab dann ein großes Bankett im Quirinal. Bei hereinbrechender Dunkelheit strahlte die ganze Stadt in einem Lichtmeer, selbst die entlegensten Theile, mit ihren engen, dunklen, nur von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Gassen, erglänzten in hellem Licht. Der Wunsch des Königs, im Quirinal die Messe zu hören, konnte nicht erfüllt werden, weil über die dortige Capelle das Interdict verhängt war. Diesmal hatte der König wieder nur einen kurzen Abstecher in Rom gemacht, gleichsam um von der Hauptstadt Besitz zu nehmen und die Ungeduld der Römer zu befriedigen. Im November kam er wieder zur Eröffnung des ersten Parlaments, das in Rom tagte, und blieb den größten Theil des Winters im Quirinal. Von der Bevölkerung wurde er mit demselben Enthusiasmus wie früher, sowohl bei seiner Ankunft wie bei der Hin- und Rückfahrt zum Parlament empfangen. Am 1. Januar 1872 war die erste große Gratulationscour im Quirinal, die Minister, die fremden Gesandten, die städtischen Behörden beglückwünschten den König und das kronprinzliche Paar, der König sandte seinen Generaladjutanten nach dem Vatican, dem Papst zum Neujahr zu gratuliren. Während des Carnevals gab der König mehrere große Diners im Quirinal. Bei solchen Festessen war Victor Emanuel nur Zuschauer, er entfaltete nicht einmal die Serviette, schon vorher hatte er sein frugales Mahl, das aus wenigen einfachen Gerichten bestand, verzehrt. Je unthätiger Victor Emanuel im Essen und Trinken war, desto lebhafter war er in der Unterhaltung, er sprach angenehm und geistreich und war namentlich gegen Damen sehr liebenswürdig und galant. Nächst der Jagd waren schöne Pferde die Liebhaberei des verstorbenen Königs, er galt für einen ausgezeichneten Pferdekenner. Jeden Morgen — im Winter um fünf Uhr, im Sommer noch früher, ging er in die Ställe hinunter, sein Kennerauge durchschweifte die weiten Hallen und erfreute sich an dem prachtvollen Anblick der Pferde aller Raçen. Die königlichen Ställe sind mit dem größten Luxus ausgestattet. Nach der Ansiedelung des Hofes im Quirinal wurde zu den schon zahlreich vorhandenen Ställen noch ein neues grandioses

Stallgebäude mit einem Kostenaufwand von drei Millionen Franken erbaut. In allem Uebrigen liebte der König keinen Luxus, seine Equipage — die kostbaren Pferde ausgenommen — war einfach und er fuhr immer nur zweispännig. Es ist bekannt, daß der verstorbene König nicht gern in Rom war und mit schwerem Herzen, erst nach langem Zögern — durch die Volksstimme halb und halb gezwungen — dorthin ging, und zwar nur aus Religiösität, um den Papst, der so lange der alleinige Souverän Roms war, nicht zu kränken und dessen Machtstellung zu beeinträchtigen.

Mit dem König war seine morganatische Gemalin, die Gräfin Rosina Mirafiore nach Rom gekommen, sie bezog die Villa Ludovisi, die der König für sie gemiethet hatte — jene durch ihre kostbare Antikensammlung, mit der schönsten Büste der Juno — der sogenannten Juno Ludovisi — berühmte Villa. Oeffentlich erschien die Gräfin nie mit dem König, weder auf der Promenade noch im Theater, wo sie eine eigene Loge nahe der königlichen hatte. Die Gräfin Mirafiore ist die Tochter eines Tambourmajors und hat wie die meisten Italienerinnen niederen Standes nicht einmal die nöthige Schulbildung genossen. In ihrer Jugend eine glänzende Schönheit, entzündete sie in dem für Frauenschönheit leicht empfänglichen Herzen des Königs eine glühende Leidenschaft, die gar leicht Erhörung fand. Mehr als ein Decennium nach dem Tode seiner Gemalin — einer österreichischen Erzherzogin, deren Andenken in Piemont noch in hohen Ehren gehalten wird — während einer schweren Krankheit, wo die Aerzte an seinem Wiederaufkommen zweifelten, ließ der König sich mit der schönen Rosina trauen und erhob sie mit ihren beiden Kindern in den Grafenstand. Viele behaupten, der König habe nur aus Liebe zu den Kindern die Mutter zu seiner Gemalin gemacht, Andere wollen wissen, er habe es auf Zureden seines Beichtvaters gethan, den die kluge, schlaue Dame für sich gewonnen hatte. Es war nur ein religiöser Trauact, die Civilehe wurde erst später in Italien eingeführt. Seitdem drang die Gräfin unaufhörlich in den König, die Civiltrauung nachträglich vollziehen zu lassen. Es hieß, Victor Emanuel hätte ihrem Wunsch gewillfahret, aber er fürchtete den Unwillen, den es im ganzen Lande erregen würde, da die Gräfin sehr unbeliebt ist. Außerdem bot der Kronprinz seinen ganzen Einfluß dagegen auf. Eine Zeit lang hat die Gräfin Mirafiore sogar danach getrachtet, Königin von Italien zu werden und Eingeweihte wollen wissen, der König würde auch diesen extravaganten Wunsch erfüllt haben, hätten nicht seine langjährigen erprobten Freunde und Rathgeber, auf deren Wort er großes Gewicht legte, ihre warnende Stimme erhoben.

Der König hatte die Villa Ludovisi nur für einige Jahre gemiethet, in der Absicht, im Quirinal eine Wohnung für die Gräfin herzurichten. Zu diesem Zweck ließ er einen alten Palast, der an die Seitenfront des Quirinal nach der Via del Venti Settembre grenzt, ausbauen. Sobald der Bau vollendet war, bezog die Gräfin die mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Räume, doch gefiel sie sich nicht darin. Man will behaupten, weil sie, obwohl im Quirinal wohnend, doch in gar keiner Beziehung zu den Kindern des Königs stand und auch in der Hofgesellschaft keine Aufnahme fand. Auf ihren Wunsch kaufte der König eine Villa vor Porta Pia mit weitläufigem Garten, die er aufs Prächtigste herrichten ließ und machte sie ihr zum Geschenk.

Von den fremden Fürstlichkeiten, die nach der Ansiedelung der königlichen Familie nach Rom kamen, waren es nur die ultramontanen oder streng legitimistisch gesinnten, welche das Quirinal unbeachtet ließen und blos dem

Vatican ihre Huldigungen darbrachten; alle andern begrüßten sofort die königliche Familie im Quirinal.

Bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsantritts Victor Emanuels (24. März 1874) sandten sämmtliche Städte des Königreichs Deputationen nach dem Quirinal, den König zu beglückwünschen; der Senat, das Abgeordnetenhaus erschien in corpore, ebenso die städtischen Behörden Roms; die Armee, die Nationalgarde von Rom waren durch Deputationen vertreten, das Volk hatte sich in Masse vor dem Palast aufgestellt und brachte dem König stürmische Hochs. Mehrmals trat Victor Emanuel auf den Balcon heraus, dann wollte das Jubelgeschrei kein Ende nehmen. Evviva! Evviva! Vittorio Emanuele, Rè d' Italia! jubelten tausend und aber tausende von Stimmen, so daß es zu einem donnerähnlichen Getöse wurde, von dem die ganze Luft erzitterte.

Nachdem Victor Emanuel seine große, ruhmreiche Lebensaufgabe, die Befreiung und Einigung Italiens gelöst hatte, war es ihm nur eine kurze Spanne Zeit vergönnt, sich an seiner Schöpfung zu erfreuen und auf seinen wohlverdienten Lorbeeren zu ruhen. Nur sieben Jahre, von 1871 bis 78 residirte er in Rom, im Quirinalischen Palast. Ein heimtückisches Fieber raffte den sonst so Kerngesunden in wenigen Tagen in Fülle der Lebenskraft hinweg. Im Quirinal erkrankte und starb er; im dortigen Schweizersaal wurde seine Leiche ausgestellt. Ganz Italien wallfahrtete nach Rom, dem großen Todten die letzte Ehre zu erweisen. Mehr als 75,000 Menschen besuchten die Todtencapelle und kein Auge blieb thränenleer. Die Mauern des Quirinals wurden der stumme Zeuge der allgemeinen Landestrauer.

Auch unter dem jetzigen König hat sich schon im Quirinal und zwar auf demselben Balcon, von wo früher der neuerwählte Papst verkündet wurde, eine denkwürdige Scene abgespielt. Als das Königspaar nach der Eidesleistung im Parlament nach dem Quirinal zurückkehrte, gefolgt von der jubelnden Menge, die sich Kopf an Kopf auf dem Platz vor dem Palast aufstellte und enthusiastische Evvivas auf den neuen Herrscher ertönen ließ, traten König Humbert und die Königin Margarethe auf den Balcon heraus, sich den jubelnden Volksmassen zu zeigen. Beim zweitenmal erschienen sie in Begleitung ihres hohen Gastes, des deutschen Kronprinzen, der den kleinen Kronprinzen von Italien an der Hand hatte. Indem der deutsche Kronprinz auf den Balcon hinaustrat, nahm er den Knaben empor, küßte ihn und zeigte ihn der Menge. Da erscholl ein tausendstimmiger Jubelruf: „Evviva Italia! Evviva Germania!" Die Begeisterung des Volkes erreichte in diesem Moment den höchsten Gipfel.

F. Arndt.

Nemesis.

Novelle von **Ida Barber.**

Dichte Nebel entsteigen den Wiesen, halb feucht dringt die noch vor einigen Stunden heiß erwärmte Juliluft durch die Gewandung. In den Alleen des Schönbrunner Parks wandelt ein Paar, das die ganze Welt im süßen Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu vergessen scheint; er ein eleganter Cavalier mit blondem Vollbart und feurigen, liebetrunkenen Blicken, sie eine schlanke, anmuthige Erscheinung, strahlend in Unschuld und Seelengüte; sie suchen die stillsten, die entlegensten Wege auf und wissen vielleicht selbst kaum, wie lange sie im trauten Geplauder so gewandelt. Jetzt sind sie oben auf der Gloriette angelangt; die untergehende Sonne beleuchtet ein herrliches Panorama, herrlicher als es je die Phantasie eines Künstlers gedacht. Keines von den Beiden zeigte Verständniß dafür; ihnen strahlt nicht die untergehende Sonne des heißen Julitages, sondern die aufgehende eines heißen, langersehnten Liebesglückes; diese zündet in ihren Augen, in ihren Herzen Flammen, die jene Gluth der echten Wolkensonne draußen weit überstrahlen. Sie haben sich oben im einsamen Bosquet auf einer Bank niedergelassen und — träumen, träumen von jener schönen Zeit, da sie ganz einander angehören, kein verborgenes Stelldichein nöthig sein wird, daß Eins dem Andern sage, was des Herzens Qual und Sehnen sei.

„O, mein Karl, wenn es nur keine Sünde ist, daß wir dem Drange unseres Innern folgen?" hören wir die melodische Stimme des jungen Mädchens.

„Ist es nicht eine weit größere Sünde, Ella, sich selbst knechten und lebenslänglich Fesseln tragen, die man mit einem Wurf abschütteln kann?" antwortete ihr Begleiter.

„Ich schelte mich oft, daß ich selbstsüchtig bin und Deine Liebe, die doch eigentlich einer Anderen gehört, ohne Recht an mich gerissen; aber dann frage ich mich wieder, wie ich ohne Dich leben sollte und mein Eigennutz scheint mir eine Berechtigung zu haben."

„Du vergissest, Geliebte, daß meine Liebe nie jener Frau gehört hat, die meinen Namen trägt; Du weißt nicht, wie namenlos unglücklich ich war, an der Seite einer Frau zu leben, die kein Verständniß für mein Sein, kein Gefühl für meine Leiden hatte; seit den wenigen Monaten, daß ich Dich kenne, Ella, weiß ich, daß ich unwürdige Fesseln getragen; es ist die Berechtigung jedes Menschen, glücklich zu sein und kein Gott kann ihm dieses Recht rauben. Das Leben ist so kurz, der Traum des Glücks einer Schaumwelle gleichend, die sich im Ocean der Leidenschaften stets von einer anderen Woge überstürzen läßt; warum ihn nicht festhalten und bis zur Neige auskosten?"

Ella hing beglückt an seinen Blicken.

„Ja, Du hast Recht, Geliebter; jene wonnigen Augenblicke, in denen die Zaubergewalt der Liebe erst den Menschen zum Menschen, zum Ebenbilde Gottes macht, wiegen Jahre eines öden, gelangweilten Daseins

auf. Ich frage mich oft, habe ich denn früher gelebt? Nein, es war nur eine Vegetation, oder wenn ich mich schon auf den edelsten Standpunct stelle, ein Leben für die Pflicht und dann für meine Kunst. Doch was bot diese mir? Chicanen meiner Colleginnen, Aerger und Verdruß mit einem Publicum, das eine echte Kunstleistung schon nicht mehr von einem blos manierirtem Spiel zu unterscheiden weiß. Erst seit dem Tage, da ich Dich, mein Karl, hörte, Dein Unglück mitfühlte, und den einen Wunsch von da ab kannte, Dir Dein vereinsamtes Dasein zu verschönen, da erst begann ich zu leben. Sie nennen die Liebe eine göttliche Flamme, ja, sie muß es wohl sein, denn vulkanartig loderte sie aus der Tiefe meines Innern hervor, ich war das willenlose Werkzeug einer mich verzehrenden Gluth —"

„Die auch mein eiskaltes Sein entzündete!" unterbrach Karl von Wildenfels ihre Begeisterung. „Dir, Geliebte, habe ich es zu danken, daß die Morgenröthe einer glücklichen Zukunft mir leuchtet; noch in diesen Tagen reiche ich die Scheidung ein; es wäre ein Selbstmord, so weiter zu leben, wie ich nun schon seit zehn Jahren —"

„O, denke der unglücklichen Vergangenheit nicht!" unterbrach ihn Ella. „Deine Frau hat kein Recht, ein Herz festzuhalten, das sie nie verstanden, das nie ihr eigen war; sie ist edel und gebildet genug, wie ich von allen Seiten höre, dies einzusehen. Was man nie besessen, kann man nicht verlieren; ich glaube, ich nehme ihr nichts und Karl, Deinen Kindern will ich die beste, die vorsorglichste Mutter sein."

Ein leichter Schatten glitt über Karl's hohe Stirn. „Ob sie sich von ihnen trennt, Ella? Ich glaube kaum." Nachdenklich stützte er das Haupt in die Hand.

Da hörte er den Galopp eines Pferdes, ein langgezogenes Pfeifen.

„Das ist Jaques, der mir die Briefschaften nachbringt!" sagte er aufspringend. „Verzeihe, Geliebte, ich erwarte einen wichtigen Brief, den ich mir nachzusenden befahl; ich komme gleich zurück." Karl von Wildenfels ging dem unten wartenden Reitknecht entgegen.

„Von meinem Schwager!" sagte Karl, als er wieder oben angelangt war. Er öffnete und griff sich mit der Hand an die Stirn.

„Ein schwarz geränderter Brief?" fragte Ella. „Um Gotteswillen, was ist geschehen?"

„Die Mutter meiner Frau", sagte Karl, nachdem er einen Blick hinein gethan, „ist gestern in Bad Ems verschieden. Meine Frau ist ahnungslos, ich soll sie vorbereiten."

Karl schien tief erregt. Ella war ob dieser Erregung theilweise befremdet; sie wußte, daß Karl von Wildenfels schon längere Zeit in Uneinigkeit mit seiner Schwiegermutter lebte, daß sie es gerade gewesen, die eine Trennung stets hintertrieben. Doch sie kannte den Inhalt des Briefes nicht. Da stand deutlich: „Mein lieber Schwager! Gestern verstarb Frau Goldenberg, Deine Schwiegermutter; ich fungirte als Zeuge in dem noch in letzter Stunde verfaßten Testamente. Nach diesem ist das vor fünf Jahren gemachte Testament annullirt. Es ist jetzt ein Vermögen von nahezu einer Million Thaler. Deine Frau ist Haupterbin, Dein Schwager, mit dem keine Aussöhnung stattgefunden, bekommt nur einen Pflichttheil. „Meine Tochter Bertha", heißt es, „bleibt für die nächsten fünf Jahre alleinige Verwalterin ihres Vermögens. Falls sich in dieser Zeit das Verhältniß zu ihrem Manne gefestigt, sie ihm keinerlei Untreue oder Lieblosigkeit nachweisen

kann, tritt er nach Ablauf dieser fünf Jahre in den Mitbesitz ihres Vermögens, ist jedoch bei einer eintretenden Scheidung ohne jeden Anspruch!"

„Nimm Deinen Plaid, meine Ella", sagte Karl dumpf. „Ich muß meine Frau vorbereiten."

Ella war befremdet ob Karl's gänzlicher Niedergeschlagenheit; schweigend hing Ella am Arm des Mannes, der wie er eben noch voll der feurigsten Rede jetzt eben so schweigend an ihrer Seite ging. Sie glaubte ihn trösten zu müssen, doch kein Wort wollte über ihre Lippen. Ihr war jene mit ihren Diamanten und seidenen Roben prunkende Jüdin unsympathisch gewesen. Man hatte sie das „Portemonnaie" in der Familie genannt, und nur als solches ihr Beachtung gezollt. Karl von Wildenfels hatte sich damals verblenden lassen, die reiche Jüdin zu heirathen. Er hatte das Glück seines Lebens für elenden Mammon verkauft. Seine Gläubiger drängten, er hatte sein Ehrenwort verpfändet und hätte seinen Abschied nehmen müssen. Da offerirte man ihm die „Partie" mit 100,000 Thalern. Er ging auf die „Partie" ein, doch die berechnende Schwiegermutter gab ihm wohl die Tochter, nicht aber die versprochene Mitgift. Sie zahlte seine Schulden, circa 20,000 Thaler, und gab ihrer Tochter die Zinsen der übrigen Mitgift als Nadelgeld. So faßte Karl von Beginn der Ehe einen Widerwillen gegen die „schachernde Jüdin", wie er sie nannte, und dieser Widerwille ging mit der Zeit in Haß und Verachtung über.

„Du betrauerst Deine Schwiegermutter ernster als ich glaubte", sagte Ella, das drückende Schweigen unterbrechend.

„Ich betrauere sie nicht, meine Ella; ich trauere nur ob der selig schönen Stunde, die sie uns geraubt."

Ella war an ihrer Wohnung angelangt. Ein langer, inniger Kuß! — „Ella, was sich auch ereignen mag", sagte Karl heftig erregt, „werde nicht irre an mir; ich würde Dir mein Leben und meine Zukunft weihen —"

„Ella, Ella!" tönte es von oben herab.

„Die Mutter!" entgegnete Ella. „Großer Gott, wie werde ich ihr unter die Augen treten!"

Karl von Wildenfels hatte kein ermuthigendes Wort. Ein jäher Abgrund that sich in seinem Innern auf. War er noch vor wenigen Stunden fest entschlossen gewesen, sich von seiner Frau zu trennen, das Testament machte diesen Entschluß fast unmöglich.

Wozu hatte ihn seine Leidenschaft hingerissen? War ihm Ella noch die unentweihte Jugendschöne, als die er sie seit mehr als einem halben Jahre verehrt? O sie war so bezaubernd, jeder Blick ein Sonnenstrahl, ihr Herz die große, strahlende Sonne, die sein kaltes, vereinsamtes Dasein erleuchten und erwärmen sollte. Armer Mann! Es war wieder Finsterniß um ihn herum, kohlschwarze Nacht! So, in dieser Stimmung mochte er sein Haus nicht betreten. Im Zimmer seiner Frau brannte Licht; oben im Kinderzimmer gleichfalls; Hermine, sein achtjähriges Töchterchen, stand am Fenster, jetzt kam auch Ilka. Warum waren sie nicht bei der Mutter? O, des zerstörten Familienlebens! Und drüben im Nachbarhause, da saß die Familie des Doctors so traulich am Theetisch beisammen! Der Doctor las vor, die Mutter hatte gerade die dampfende Theekanne in der Hand, die Kinder reichten ihr die Tassen zu, — es war ein entzückendes Bild.

Da trat Bertha ans Fenster. Scharf ausgeprägte finstere Züge ließen eben auf keine freundliche Stimmung schließen. Sie hatte ihren Gemal ge-

sehen; jetzt mußte er hinauf. Ein Diener öffnete. Schwere Seidenportièren wurden aufgethan, der Kronleuchter verschwendete einen üppigen Glanz über die reiche Zimmereinrichtung; am Fenster stand noch immer, den Rücken der Thür zugewandt, eine kleine, blasse Frau.

„Guten Abend", sagte Karl mit tonloser Stimme.

„Schon da?" war die Entgegnung.

Karl ließ sich in einem Fauteuil nieder. Bertha harrte in ihrer Stellung aus. — Es war ein heißer Sommerabend, doch Eiseskälte lag auf den Gemüthern. Karl griff nach einer Zeitung; er hatte kein Herz zu einer Mittheilung; hätte er sie doch trösten müssen; er hielt es für Sünde an Ella, heute ein beruhigendes Wort an sie zu richten. Schon wollte er ihr den Brief zeigen der ihn jedes Wortes enthob; doch darin stand ja die Testamentsbestimmung, die so zwingend und gleicherzeit demüthigend für ihn war. Bertha setzte sich ans Clavier. Sie schlug einige Accorde an, schloß aber sogleich wieder das Instrument, denn ein Angstruf erscholl aus den oberen Zimmern. Sie flog hinaus. Karl hatte in seiner Zerstreutheit jenen Ruf überhört, doch ein zweiter: „O Gott, sie ist hinabgestürzt!" machte ihn auf das eilige Hinauslaufen seiner Frau aufmerksam; auch er stürzte hinaus; ein Heer von Dienern jagte die Treppe hinunter, er ihnen nach.

„Sie hat ein Bein gebrochen", hieß es.

„Wer, wer?" fragte er angsterfüllt. Da kam ihm von der Straße seine Gattin, die fünfjährige Ilka im Arm, entgegen. Das Kind schrie herzzerreißend, die Mutter bedeckte es mit ihren Küssen und suchte ihm Beruhigung zuzusprechen. Jetzt sahen sich die beiden Ehegatten zum ersten Male heute Auge in Auge. Karl nahm ihr das weinende Kind ab und trug es, ohne weiter nach der Frau zu sehen, hinauf. Bertha vor Schreck und Schmerz halb ohnmächtig, sank auf der Treppe zusammen und wurde von den Dienern gestützt. Doch sie gab ihrer Schwäche keine Gewalt über sich. Bald stand sie oben am Bett des kranken Kindes. Dr. Kornes, ein Freund des Hauses, war auch schon herbeigeeilt. Die Gouvernante theilte ihm thränenden Auges mit, daß Ilka nach dem Papa ausgeschaut, sich dabei zu weit hinausgelehnt, das Gleichgewicht verloren und hinuntergestürzt sei. Das Kind jammerte herzzerreißend. Der Doctor untersuchte bedächtig. „Seien Sie beruhigt!" sagte er dann tief aufathmend, „der weiche Rasen hat das Kind gut aufgefangen, es ist nur eine Verstauchung des linken Fußes, die keine üblen Folgen haben wird."

„Gott sei gelobt!" sagte Bertha gerührt; doch vorwurfsvoll ruhte ihr Blick auf dem Gatten, der durch früheres Kommen ein großes Unglück hätte abwenden können, ja ein noch größeres, von dem sie nichts wußte.

Karl war, nachdem ein Verband angelegt, mit Dr. Kornes in eine Fenstervertiefung getreten und hatte ihm den Tod der Frau Goldenberg mitgetheilt, damit dieser seine Frau benachrichtige; als langjährigem Freunde, mit dem er oft die projectirte Scheidung von seiner Frau besprochen, theilte er ihm auch die Testamentsbestimmung mit.

Bertha, obgleich sie sonst nicht geneigt war, die Privatgespräche ihres Mannes zu belauschen, war näher getreten, da sie glaubte, die Unterhaltung gelte dem Zustande Ilka's.

„Ihre Schwiegermutter war eine kluge Frau", hörte sie Dr. Kornes sagen. „Nicht, wie Sie glaubten, um ihrer Familie den adligen Schwiegersohn zu erhalten, nein, weil sie das Herz ihrer Tochter kannte, die Ihnen

ungeachtet aller scheinbaren Gleichgültigkeit mit hingebender Treue angehört, hat sie so testirt."

Bertha hielt den Athem an; noch wußte sie nur von einem Testament; keine Todesahnung beschlich sie; sie hörte ruhig weiter, wie ihr Gemal entgegnete:

„Daß Sie mir doch immer nur von der Hingebung meiner Frau zu sagen wissen; für mich ist sie kalt und fühllos, nur ihren Interessen und ihrer Verwandtschaft ergeben. Ja, hätte ich sie je als liebendes Weib gekannt, ich hätte Manches vergessen, Manches leichter ertragen!" Er strich sich mit der Hand über die wolkenbeschattete Stirn, als wollte er schwere Schuld tilgen. „Sie sind Schuld, Doctor, daß es nicht schon vor einem Jahre zur Trennung kam; damals galt noch das alte Vermächtniß, nachdem ich noch ein Anrecht auf die mir bei der Mitgift zugesagten 80,000 Thaler hatte; jetzt bei meinen zerrütteten Vermögensverhältnissen auch noch dieser Schlag!"

Dr. Kornes zuckte mitleidig die Achseln. „Warum speculirten Sie an der Börse? Daß ich gegen Ihre Trennung war, geschah aus guten Gründen; ich kenne Ihre Gemalin besser als Sie selbst; sie ist zu stolz, Ihnen als liebendes Weib entgegenzukommen, weil Sie sie bei jeder Gelegenheit Ihre Kälte, Ihre Nichtachtung fühlen lassen. Wie oft sagte ich Ihnen: Bemühen Sie sich, sie an Ihr Herz zu ziehen, Ihre Vorurtheile werden schwinden, Sie werden erkennen, daß Sie eine Frau von Geist und Herz haben. Doch Sie suchten außerhalb des Hauses, was Ihnen nicht erlaubt war, das empörte, das erkältete Ihre Gattin; sie umgab sich mit Eises-härte, um ihrer Frauenwürde nichts zu vergeben, sich nicht da aufzudrängen, wo sie verschmäht war."

„Sie sind ein warmer Anwalt; doch rathen Sie mir, wie entrinne ich dem jetzigen Dilemma?"

„Das ist ganz einfach! Sie bewahren Ihrer Frau Treue, geben ihr den Platz an Ihrem Herzen, der ihr gebührt und — treten, wie es die weise Schwiegermutter wünschte, nach abgelaufener Frist in den Mitgenuß der Million."

„O, dieser elende Schacher mit Menschenseelen!" rief Karl entrüstet. „Bis in das Grab hinein konnte sich diese alte Jüdin nicht davon frei machen —"

„Bis in das Grab hinein?" unterbrach jetzt mit einem Jammerschrei Bertha. „So ist meine Mutter todt?"

Karl biß sich auf die Lippen. Sie hatte also die Unterhaltung mit angehört.

„Ja", sagte er theilnahmlos; „sie verschied gestern in Ems."

Bertha stürzte an das Bett Ilka's und begrub ihr Gesicht in den Kissen.

„Meine letzte Stütze in diesem Leben!" jammerte sie.

Dr. Kornes trat ihr näher. „Fassen Sie sich, gnädige Frau! Ihre Mama hat über das Grab hinaus für Sie gesorgt, sie entschlief mit dem Gedanken, ihre Tochter einst glücklich zu machen."

„Glücklich, Doctor, nach dem, was ich eben hören mußte?" entgegnete die Frau unter Schluchzen.

Karl kämpfte sichtlich mit sich, doch er trat ihr näher, und ihre Hand fassend sagte er: „Bertha, meine Worte mußten Dich verletzen, das thut mir

weh; doch Du weißt nicht, wie Deine Mutter mich wie einen Schulbuben auf die Probe stellt, mich anderenfalls jedes Anrechtes verlustig erklärt; das mußte mich empören. Doch komme auf Dein Zimmer", fügte er, ihr den Arm reichend, hinzu, „Dein Weinen regt Ilka auf und ihr ist Ruhe nöthig."

Er geleitete sie in ein Zimmer, das mit hellblauseidenem Damast und Goldbrokat ausgelegt, an Pracht nichts zu wünschen ließ. Hier sank die arme, reiche Frau zusammen.

„Zuviel für einen Tag!" jammerte sie. „Meine Mutter, mein Kind und auch Du, Karl! Hättest Du ein Herz für mich, Du würdest gesucht haben, mir mit Schonung die traurige Gewißheit beizubringen, daß die Einzige, deren Herz auf Erden für mich schlug, nun auch dahin ist! Doch damit die Wunde recht schmerze —"

„Vorwürfe, nichts als Vorwürfe!" entgegnete Karl. „Das bin ich schon von Dir gewöhnt, — ich gehe zu Ilka", fügte er dann beschwichtigender hinzu; „suche Dich zu fassen."

Er schloß die Thür. Bertha sprang entrüstet von ihrem Divan auf. Was galt ihr das Leben! Warum hatte der Todesengel nicht sie dahin gerafft! An der Seite eines Mannes leben, den sie aus der Tiefe ihres Herzens liebte und von dem sie nur Verachtung und Gleichgültigkeit erfuhr, war schlimmer als der Tod.

Dr. Kornes unterbrach sie in ihren Grübeleien.

„Wie geht es dem Kinde, Doctor?"

„Gut, gnädige Frau! Der Geist Ihrer entschlafenen Mutter hat das Kind vor großem Unheil behütet."

„Meine Mutter! Ja, auch sie ist nun dahin, Doctor!" fuhr sie erregt fort. „Was sagte Ihnen mein Mann von dem Testament?"

Dr. Kornes theilte ihr die Bestimmungen mit.

„So wenig Vertrauen setzte die Entschlafene in ihn? Doctor, dann wußte sie auch von seinen Beziehungen zu Ella Thal, die sie dadurch abbrechen wollte."

„Sie wußte davon!"

Bertha bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. „O, die Schmach!" jammerte sie. „Ob ich nicht ruhiger lebte, Doctor, wenn ich ihn frei gebe?"

„Und Ihre Kinder und der Wunsch Ihrer Mutter?" entgegnete der Doctor. „Glauben Sie mir, jetzt kann noch Alles gut werden. Dulden Sie noch eine Zeit lang und Sie haben den Sieg fürs ganze Leben errungen. Selten ist eine Ehe ganz ungetrübt; eine kluge Frau verzeiht und gedenkt einer besseren Zukunft."

„Um meiner Kinder willen will ich es, Doctor. Sie sollen nicht unter dem Fluch eines verödeten Vaterhauses leiden. Die Fremde wird ihnen des Vaters Herz entwenden; ihre Kinder — doch nein!" unterbrach sie sich heftig, „ich will dulden und aushalten, so weit meine Kräfte reichen."

„Zeigen Sie sich, gnädige Frau, vor Allem wie Sie sind und wie Sie fühlen. Erleichtern Sie Ihrem Manne die Annäherung; er wird es Ihnen danken."

Karl trat ein; er sah bleich und erregt aus. „Geh zur Ruhe, Bertha!" sagte er, die Hand auf ihren Sessel legend. Sie ergriff diese Hand und drückte sie unter Schluchzen an sich.

„Karl! Bei dem Leben unseres uns eben von Gott aus Lebensgefahr

erhaltenen Kindes frage ich Dich, kannst und willst Du die Ehre unseres Hauses wahren?“

Karl schwieg.

„Ich will mich nicht auf die Testamentsbestimmung berufen“, fuhr sie fort, „so sehr mir das Andenken der Entschlafenen heilig ist; ich will mein Vermögen nicht zur Erkaufung Deiner Liebe aufwenden; verfüge über die Summen, deren Du bedarfst, aber Karl, ende einen Zustand, der unhaltbar ist, oder, wenn Du nicht kannst —“

„Wir sprechen morgen darüber, Bertha“, sagte Karl, dem es wie Angstschweiß über Stirn und Wangen lief. „Du kannst das Testament Deiner Mutter nicht umstoßen, ich mag nicht in den Besitz eines Vermögens treten, das mir auf schimpfliche Weise entzogen ist.“

Da war Bertha wieder wie schon so oft mit einem Annäherungsversuche abgewiesen. O, er hatte kein Herz für sie; es konnte nicht gut enden. — Sie begab sich noch einmal an das Lager ihres Kindes; es schlief ruhig; eben schlug es zwölf. Dr. Kornes verabschiedete sich, nachdem er Eisumschläge empfohlen. Bertha blieb am Bette des kranken Kindes. Schon dämmerte der Morgen, doch kein Schlaf hatte sich auf das müde Auge gesenkt. Karl ließ durch seinen Diener fragen, wie sich Ilka befände; auch er hatte nicht geschlafen; auf seinem Schreibtische lagen mehrere in der Nacht geschriebene Briefe, worunter einer an Ella.

„Theuerste! Ich verreise auf einige Tage; so bald ich kann, erhältst Du Nachricht; vermeide Erörterungen mit Deiner Mutter. Mein langes Ausbleiben hätte unserer Ilka das Leben kosten können; sie fiel, nach mir ausspähend, aus ihrem im zweiten Stock belegenen Zimmer; ist dies ein Wink der Vorsehung? Leb' wohl!

Dein Karl.“

Der Diener, der dieses Billet in Ella's Wohnung trug, brachte gleichfalls ein versiegeltes Schreiben zurück.

„Du einzig geliebter, theurer Mann! Zu erregt, um Ruhe zu finden, greife ich zur Feder; noch fühle ich den Zauber Deiner Küsse, die Gluth Deiner Umarmung; mein Busen klopft, ich fühle den Pulsschlag meines Herzens, das sich nach dem Geliebten sehnt und nur noch in und mit und für ihn leben will. O, daß ich Jemand hätte, dem ich die Seligkeit, die mich durchglüht, anvertrauen könnte! Ich möchte mit dem Dichter singen: Seid umschlungen Millionen! Nein, sei Du umschlungen millionenmal, Du einzig geliebter, theurer Mann, Du bist mein All, meine Welt, Du lehrtest mich der Erde Wonnen, des Lebens höchste Seligkeit erkennen. Sei so beglückt als es durch Dich ist

Deine Ella.“

Welche Verschiedenheit in diesen Briefen! Hier das noch in den Gefühlen bräutlicher Umarmung schwelgende Mädchen, dort der Mann, der sich schon aus dieser Umarmung befreit, sie vergessen will und — muß.

Karl von Wildenfels kämpfte einen schweren Kampf. Ja, er mußte vergessen. Welche Zukunft konnte er, der vermögenslose, jedes Erwerbes unkundige Mann Ella bieten? Noch gestern hatte er sich im Besitz des ihm einst als Mitgift zugesagten Vermögens gewähnt, heute war er ärmer als der einfachste Tagelöhner, der wenigstens ein schuldenfreies Dasein fristet. Ungünstige Speculationen, Bauten, die sich nicht rentirten, allerhand noble

Passionen hatten das Vermögen, über das er bisher verfügt hätte, erschöpft. Durfte er, im Bewußtsein seiner Frau die Treue zu brechen, ihren hochherzigen Vorschlag annehmen: trotz der Testamentsbestimmung im Vollbesitz des Vermögens zu bleiben? Dr. Kornes hatte ihn oft versichert, daß sie ihm innerlich ergeben sei, daß es ihr nur an der Art fehle, ihre Liebe zu documentiren. Bedurfte es eines noch vollgültigeren Beweises, daß sie ihm ergeben war? Offenbar hatte Frau Goldenberg die Probezeit nur aufgestellt, um ihrer Tochter eine Herrschaft über ihren Gatten zu geben. Sie entsagte freiwillig dieser Herrschaft, um ihn nicht gedemüthigt zu sehen. Das war sicher ein Edelmuth, der mindestens seine Anerkennung verdiente. Konnte er ihr nicht Liebe weihen, so wollte er ihr wenigstens zeigen, daß seine Dankbarkeit nicht ausbleibe. Und mehr als diese Reflexionen und die zwingende Nothwendigkeit beeinflußte ihn der Zwischenfall mit Ilka. — Die erste intime Annäherung an Ella hätte dem Kinde das Leben kosten können. Das Vatergefühl regte sich in seiner ganzen Macht. Es war das liebe, süße Kind, das ihn allabendlich zur bestimmten Stunde erwartete, das so innig die Arme um ihn schlang und ihn stets mit Schmeichelworten und Küssen erdrückte. — Konnte ihm Ella's Liebe die seines Kindes ersetzen? Dort Sinnesrausch, der auch nun zum Theil befriedigt war, hier die unschuldsvoll süße Hingabe des lieben Kindes, das ihm so manche Stunde echten Glücks bereitete. —

Acht Tage sind seit jenem Zwischenfalle verstrichen. Ilka ist auf das Sopha gebettet und geht zur Freude ihrer Eltern ihrer Genesung entgegen.

„Mama hat gestern heftig geweint", erzählte sie dem Doctor, „und der Papa war sehr gut gegen sie, er hat sie geküßt wie lange nicht und selbst eine Thräne aus dem Auge gewischt, doch so, als ob es die Mama nicht sehen sollte; ich konnte Alles durch die Glasthüre beobachten; dann hat die Mama den Papa bis an die Thüre begleitet und ihn noch einmal lange, lange umarmt, daß ich schon fürchtete, Papa wollte für immer verreisen; er aber sagte: „Von morgen beginnt ein neues Leben für uns und ich schwöre es Dir bei dem Leben unseres Kindes, daß mein Leben nur Dir allein in Treue und Liebe gewidmet sein soll."

Dr. Kornes athmete erleichtert auf. Die Krisis schien also überstanden; die alte Frau hatte auf ihrem Todtenbette einen Trank gebraut, der wirksamer war, als diejenigen Heilmittel, die er bisher zur Gesundung zweier Seelen angewendet, die die schlimmste Krankheit, die der gegenseitigen Entfremdung, durchzumachen hatten.

Als Arzt des Hauses war er der Vertraute und Freund der beiden Ehegatten geworden. Mit tiefem Schmerze hatte er den immer tiefer gehenden Riß in den gegenseitigen Beziehungen wahrgenommen. Die Anfangs waltende formelle Freundschaft war einer offenbaren Gleichgültigkeit, diese einer kalten Rücksichtslosigkeit gewichen. Karl verwünschte seine finanzielle Abhängigkeit, wurde dadurch launisch, ungerecht, hart; Bertha ertrug seine Härte mit jener Ruhe, die an Gefühllosigkeit grenzt; sie wollte ihr Herz zum Schweigen bringen und litt unsäglich in diesem Kampfe; nun war ja wohl der Kampf beendet.

Karl schien ein neues Leben beginnen zu wollen. Wurde ihm der Kaffee bisher auf seinem Zimmer servirt, so trank er ihn jetzt nur in Gemeinschaft mit seiner Gemalin; er begrüßte sie allmorgendlich mit einem Kuß, und war es auch, als ob er sich anfänglich zu dieser Herzlichkeit zwin-

gen mußte, so kam ihm doch Bertha mit so beglücktem Antlitz entgegen, daß es bald war, als wäre es nie anders gewesen. Hatte Bertha sonst stets Gäste zu Tisch gezogen, um dem peinlichen Gefühl einer gezwungenen Unterhaltung zu entgehen, so war sie jetzt glücklich, wenn Niemand kam, um, nachdem sie während der Vormittagsstunden von ihrem Gatten getrennt gewesen, ihn ganz allein genießen zu können. Auch Karl fühlte sich bald an der Seite seiner Gattin ein ganz Anderer.

Hatte er denn diese Frau, die so lieb und innig sprach, die ein so feines, richtiges Urtheil hatte, bisher so verkennen können? Und wie sorgte sie für die Kinder! Hatte man ihm nicht stets gesagt, daß sie sie philisterhaft erziehe, ihre geistige Entwickelung vernachlässige? Wohl, sie besuchten keine Tanzstunden, sie spielten keine Salonstücke, sie sprachen weder perfect englisch noch französisch; doch wenn Bertha die Gründe für all' diese scheinbaren Unterlassungssünden angab, so konnte Karl sie nur zu den seinigen machen.

„Meine Mädchen", sagte sie, als er sie einst auf ein Urtheil aufmerksam machte, das Frau von Seydwitz, eine bei Hofe sehr beliebte Dame, gefällt haben sollte, „sollen zu sittlich guten Menschen, die Würdigung und Verständniß für alles Hohe haben, herangebildet werden. Das ist mein Ziel. Ich lasse sie in allen ernsten Wissenschaften unterrichten und freue mich von ganzem Herzen ihres wachsenden Verständnisses. Würden sie mir jedoch mit französischen Kratzfüßchen und höfischen Verbeugungen kommen, wohl gar Tanzunterricht beanspruchen und dergleichen —"

„Man darf aber auch in den Kreisen, in denen sich unsere Kinder zu bewegen haben, das Aeußere nicht vergessen!" unterbrach Karl.

„Doch, indem man jene Aeußerlichkeiten zu sehr betont, geht gar oft die innere Bildung, die Entwickelung des Verstandes und Herzens verloren", entgegnete seine Gemalin. „Glaube mir, Karl, es gäbe viel mehr glückliche Menschen, wenn man bei der Erziehung auf Charakterbildung und wahres Wissen Bedacht genommen hätte."

„Du willst die Mädchen doch nicht zu Blaustrümpfen erziehen?" sagte Karl ungläubig.

„Daß Ihr Männer doch wahre Bildung bei Frauen nie recht würdigen wollt!" sagte Bertha halb verletzt. „Eure Klage über mangelndes Verständniß seitens der Frau ist zwar keine seltene; sie soll Euch folgen können in allen wichtigen socialen und politischen Begebenheiten, soll Euer Haus würdig repräsentiren, soll Verständniß für Eure Bestrebungen haben, doch wie ist das möglich ohne eine gründliche wissenschaftliche Bildung? Eine Frau kann viel und gründlich gelernt haben, ohne deshalb zur Caricatur eines Blaustrumpfes zu werden! Ja, gerade Diejenigen, die ernstes Wissen haben, behalten es bescheiden für sich; sie sind sich ihres Werthes bewußt und brauchen keinerlei Ostentation."

Karl sah den Dampfwolken seiner Cigarre nach und dachte augenscheinlich an etwas ganz Anderes. Die Erziehung seiner Töchter, die Frauenfrage im Allgemeinen hatten ihn bisher grundwenig beschäftigt. Was er an den Frauen liebte, war weder Gründlichkeit noch tiefes Verständniß, es war etwas prikelnde Etwas, das die meisten Männer anzieht, ohne sie eigentlich zu befriedigen, sie allerhand Thorheiten machen läßt, ohne ihnen eine Stunde echten Glückes zu bereiten.

Bertha sah die Zerstreutheit ihres Gatten; sie hielt inne. Tiefere Gespräche langweilten ihn; sie mußte offenbar in der Unterhaltung mit ihrem

Gatten eine Stufe hinabsteigen, wollte sie ihn fesseln. Doch sie that es gern, ohne Ueberwindung; hatte sie doch in dem jahrelangen Kampfe eingesehen, daß ein ungetrübtes Familienglück mehr gilt, als eine geistreiche Unterhaltung. — Wohl hatte sie oft ihre Freundin Fanny, die Frau des Professor Blunt beneidet, wenn sie in andächtiger Schwärmerei an den Lippen ihres Gatten hing, jedes Wort als eine Probe echtesten Werthes aufhaschend. Wie war Fanny's Wesen in dem Verkehr mit diesem Manne veredelt worden! Er hatte sie zu sich emporgezogen, sie seinem geistigen Werthe ebenbürtig gemacht.

Schön und dem Ideal einer echten Ehe entsprechend ist ein solches Verhältniß, doch — wie selten findet es sich! Oft hatte sich Bertha die Frage vorgelegt, ob es recht sei, daß, wenn dem Manne weder Bildungsstreben noch Anerkennung höherer Werthe inne wohne, die Frau zu ihm, mit Aufgabe ihrer besseren Interessen hinabsteigen solle, oder ob ein zeitweiliges Auseinandergehen nicht doch den Mann zu besserer Einsicht bringen müsse. Arme Frau! Sie hatte Jahre lang die betrübende Erfahrung gemacht, daß der Sinnenreiz der Außenwelt ihrem Gatten mehr galt als der Geist echter Bildung, den sie in ihrem Hause und seinen Gästen heimisch zu machen bemüht war. — So hatte sich der Kreis wahrhaft gebildeter Menschen, mit denen sie ehedem verkehrte, gelichtet. Um ihren Gatten nicht ganz dem Hause entfremdet zu sehen, hatte sie sich im Laufe der Zeit entschließen müssen, diesen oder jenen nichtssagenden Gecken, der Karl gerade sympathisch war, als Gast freundlich zu begrüßen, obgleich sie innerlich sein Erscheinen anwiderte.

„Herr von Rotteck", tönte soeben die Stimme des anmeldenden Dieners.

„Sehr willkommen", antwortete Karl, während Bertha kaum ein Gefühl des Mißbehagens unterdrücken konnte. — Ernst von Rotteck war just einer von Jenen, die sich ihres Gatten Freunde nannten, denen sie aber keinerlei Sympathie abgewinnen konnte. Ein langer, hagerer Cavalier mit klirrenden Sporen, wohlgepflegtem Schnurrbart, trat ihr mit höflicher Verbeugung entgegen, dann Karl derb die Hand schüttelnd, sagte er:

„Was ist aus Dir geworden, Karl? Man sieht Dich weder im Theater noch auf der Promenade; unser Club vermißt Dich auf's Schmerzlichste, und wenn Du nicht heute noch —"

„Wir haben einen Trauerfall zu beklagen", entgegnete Karl einlenkend; „die Mutter meiner Frau ist vor einigen Wochen gestorben."

„Bist ein ganz verteufelt sentimentaler Kerl geworden!" entgegnete jener, doch die Falte auf Berthas Stirn bemerkend, nahm er sich sichtlich zusammen: „Condolire, gnädige Frau! Schmerz nicht zu tief gehen lassen! Müssen Zerstreuung aufsuchen."

Bertha mochte vor Rotteck nicht von ihrer entschlafenen Mutter sprechen; unter dem Vorwande noch sehr angegriffen zu sein, verließ sie das Zimmer.

„Ernst, ich habe schon seit einigen Tagen an Dich gedacht, Du mußt mir helfen", begann Karl, als seine Gemalin sich entfernt hatte. „Es ist eine verteufelt dumme Geschichte, Du aber bist der Mann sie zu ordnen."

Ernst von Rotteck drehte seinen Schnurrbart und hörte gespannt zu.

„Ich bin in den letzten Wochen mit Ella Thal intimer geworden, als es mir nach dem nun eingetretenen Stande meiner Finanzen wünschenswerth sein kann. Kurz, ich kann sie nicht heirathen, wie ich jüngst die beste Absicht hatte und andererseits thut es mir weh, sie ganz vereinsamt und ohne Zu-

spruch zu sehen. Ernst, Du mußt also zu ihr gehen; sei liebenswürdig, sei feurig, sprenge die schlechtesten Gerüchte über mich aus, stelle mich als den größten Schurken dar, und — suche sie an Dich zu attachiren. Sie muß um jeden Preis vergessen, was ich ihr versprochen und sie wird es am leichtesten, wenn eine andere Leidenschaft sie fesselt."

Ernst von Rotteck schien ob der ihm zugetrauten diplomatischen Würde nicht wenig geschmeichelt. „Wills versuchen!" sagte er, seine wohlgepflegten Nägel betrachtend; „wäre nicht die erste Schöne, die in meinen Armen ihren früheren Galan vergessen lernte."

„Sei nicht zu siegesbewußt!" unterbrach ihn Karl.

„Lehre Du mich die Weiber kennen! Heute beweint sie Deine Treulosigkeit, morgen verwünscht sie Dich und übermorgen sucht sie neue Triumphe!"

„Nun, wohl! versuche Dein Glück! Nur das bitte ich Dich, Ernst, behandle sie nicht wie jede leicht gewonnene Blüthe! Ella ist ein reines Gemüth; wenn Du sie an Dich fesseln könntest, Du hättest einen Schatz; so sehr ich jetzt wünschen muß, sie in einer anderen Liaison zu sehen, so tief schmerzt es mich, selbst die Veranlassung zu geben. Ich habe unwürdig an Ella gehandelt, doch ich kann die Schuld nicht sühnen. Intervenire Du als Freund. Ich werde Dir ewig dankbar sein."

„Ah, ah! Ce n'est que le premier pas qui coûte!" rief Ernst aus. „Ich habe hoffentlich leichtes Spiel. Müßte nicht Premier-Lieutenant bei den Ulanen sein, wenn ich nicht sicher auf Sieg rechnen sollte! In einigen Tagen gebe Dir Nachricht!" Damit drehte er sich auf dem Absatze im Kreise herum, griff nach der Reitgerte und empfahl sich.

Ella war in das Studium einer neuen Rolle vertieft, doch mochte sie denken so ernst sie konnte, nichts prägte sich ihrem Gedächtnisse ein. Wie dunkle Nebelbilder huschten die Gestalten an ihr vorüber, sie konnte keiner Form und Leben abgewinnen. Verdrießlich schlug sie das Heft zu und warf sich auf das Canapé. Sie strich sich mit der Hand über die tief gefaltete Stirn und seufzte schmerzlich.

„Nicht verreist?" murmelte sie für sich. „Warum nimmt er seine Zuflucht zu einer Lüge. Was habe ich verschuldet, daß ich diese Qual, diese Ungewißheit ertragen muß?" Da rasselten Räder, sprengten Pferde im Galopp daher. Ella sprang wie electrisirt auf. Das war sein Gespann. Sie stürzte ans Fenster. Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Da saß er, der von ihr vergötterte Mann, doch an seiner Seite, wie sie es lange nicht gesehen, seine Gattin.

Bitter enttäuscht sank sie in ihren Sessel zurück. Sie vergrub ihr Antlitz in beiden Händen und schluchzte wie ein Kind. Nun war ihr Alles klar. Er hatte bei ihr erreicht, was er wollte, sie galt ihm nichts mehr, nicht einen Blick, nicht einen Gruß.

Eine tiefe Zerknirschung überkam sie; die Hände ballend schritt sie heftig im Zimmer auf und ab. Sie schaute ihr Gesicht im Spiegel, doch entsetzt wandte sie sich ab, sie mochte die Gefallene, die tief Gedemüthigte nicht erblicken. Rein und stolz hatte sie stets die Stirn erheben können, Niemand hatte ihr nahen, sich einer Gunstbezeugung rühmen dürfen.

Zertreten war jetzt der Glorienkranz, der ihr Haupt umschwebte; es war ihr, als sollte der Boden sich öffnen und sie klaftertief verschlingen.

„Doch nein!" rief sie plötzlich mit theatralischem Effect, „ich muß ihn

sprechen, ich muß den Grund der plötzlichen Umwandlung erfahren!" — Da läutete es. Kurz darauf überreichte das Mädchen eine Karte. „Ernst von Rotteck!" sagte Ella gedehnt. Dann wie sich besinnend, fuhr sie fort: „Soll ich ihn empfangen? Er ist einer seiner Freunde; vielleicht bringt er mir Nachricht." Doch, als ob ihr Stolz sich verletzt fühlte, diese durch einen Anderen zu erhalten, sagte sie kurz abweisend: „Ich kann den Herrn nicht empfangen!"

„Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, daß ich sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche!" hörte sie draußen eine knarrende Stimme. Das Mädchen kam mit der Meldung. „Sei es denn", antwortete Ella nachdenkend; „ich werde den Herrn empfangen."

Siegbewußt trat Ernst von Rotteck in das bescheiden eingerichtete Gemach. Ella erhob sich nur halb vom Sopha und deutete auf einen Sessel, den der Lieutenant, nachdem er seine Aufdringlichkeit mit einigen Redensarten entschuldigt, auch annahm.

„Sie kommen vermuthlich im Auftrage Ihres Freundes Wildenfels", sagte Ella, um dem Gespräch womöglich eine kurze Wendung zu geben.

„Gestatten Sie mir, geehrtes Fräulein, den Namen desjenigen, den ich einst Freund nannte, nicht vor Ihnen zu erwähnen!" entgegnete Ernst wie von einem edlen Unwillen übermannt.

Ella blickte ihn befremdet an. „Auch Sie sind an ihm irre geworden?" fragte sie, und es schien als ob die Beiden noch eben vollständig fremden Menschen sich auf Jahre nahe gerückt wären.

„Ich bedaure, ihn je meinen Freund genannt, mich je mit ihm öffentlich gezeigt zu haben!" entgegnete Ernst in tiefster Indignation seinen Schnurrbart drehend. „Er ist weder ein Cavalier noch ein rechtschaffener Freund. Für falschen Mammon hat er sich einst an eine ungeliebte Frau und jetzt wieder an eine Testamentsbestimmung verkauft, die ihm gebietet, falls er im Besitze seines Geldes bleiben will, all seine bisherigen Beziehungen aufzugeben. Wir sind Leidensgenossen, mein Fräulein!" fuhr er in wärmerem Tone fort. „Ich weiß aus Karls Aeußerungen, daß Sie ihm noch unlängst sehr nahe gestanden — auch ich war ihm, von seinem liebenswürdigen Wesen bestochen, mit brüderlicher Hingebung zugethan — er verläßt uns ohne ein Wort der Aufklärung und sollte doch wissen, daß es nicht so leicht ist, eine jahrelange Zusammengehörigkeit mit einem Schlage zu vernichten."

Ella hatte mehrmals die Farbe gewechselt. Rotteck schien von ihren intimsten Beziehungen zu wissen; das empörte sie. Karl war nicht nur treulos; er hatte auch als Ehrloser gehandelt. Ihre Entrüstung kannte keine Grenzen, doch war sie nicht fähig ein Wort an den Mann zu richten, der, so mußte sie annehmen, wohl wußte, wie sie zu Karl gestanden und wie schändlich sie verlassen worden.

„Ich hielt es für meine Pflicht, mein Fräulein, um Sie vor einer Erniedrigung zu bewahren, da Sie doch möglicherweise eine Annäherung hätten versuchen können, Ihnen die Wandlung in Karls Charakter zu enthüllen. Gestatten Sie mir, Sie öfter zu sehen, vielleicht finden wir Mittel den Elenden für seine egoistische Handlungsweise zu strafen."

„Den Elenden!" seufzte Ella; sie hatte ihr Taschentuch vor das Gesicht gedrückt und schien vor Schluchzen zu ersticken. Ernst näherte sich ihr; er trocknete die Thränen, die gewaltsam aus den schönen Augen flutheten. Ella ließ es geschehen; matt lehnte sie sich dann auf den Divan zurück; die

Sprache fehlte ihr, um ihrem Schmerze, ihrer Schande Worte zu geben. Ernst zog ein Flacon hervor und benetzte ihr Stirn und Wangen. Das schöne Weib, das da so apathisch in Schmerz und Wehmuth zerflossen vor ihm lag, schien ihm wirklich begehrenswerth. Noch tobte die Leidenschaft für einen Anderen im hochklopfenden Busen, doch es schien ihm nicht schwer, diesen Anderen hier ersetzen zu können.

„Mein Herr!" sagte jetzt Ella aus ihrer Betäubung erwachend, „Sie haben mich schwach gesehen, doch wenngleich nur ein schwaches Weib, bin ich zu stolz einem Elenden nur einen Mahnruf an seine mir mit verstellter Leidenschaft geschworenen Eide zu gönnen. Ich streiche sein Andenken aus meinem Gedächtniß und meinem Herzen. — Ihnen wird das leichter werden — Männerfreundschaft!" sagte sie, leicht die Achsel zuckend.

„Nicht so leicht, als Sie glauben, Verehrte! Ich gehöre nicht zu den Naturen, die sich leicht geben und leicht anknüpfen. Was mich zu Ihnen führte, war der Drang mich mit Jemandem, der in gleicher Weise wie ich unter dem Freundschafsbruch Karls von Wildenfels leidet, auszusprechen.

„Freundschaftsbruch!" drang es aus Ellas hochklopfender Brust. „Als ob er mir nicht mehr als die Freundschaft genommen! Wissen Sie denn, daß —"

„Ich weiß Alles", begütigte Ernst von Rotteck; „regen Sie sich nicht auf, Ella!" fügte er ihre Hand ergreifend und mit Inbrunst drückend hinzu; „der Elende kannte keine Discretion; was Sie thaten, geschah als Ausfluß innigster Hingebung, mit der Sie sich an der Seite eines würdigen, ehrenhaften Mannes wähnten."

Ella vermochte ihn nicht anzublicken, doch sie ließ ihm ihre Hand, auf die er einen innigen Kuß preßte. That es ihr, der ganz Verlassenen, die bisher mit Niemand, auch nicht mit der Mutter, ihres Fehltritts gedenken durfte, doch wohl, Jemandem gegenüber zu stehen, der das Weh, das nun schon Wochen lang auf ihr lastete, zu verstehen schien.

So schied Ernst von Rotteck nach einer Viertelstunde als Freund von ihr, dem der Wunsch, bald wiederkommen zu dürfen, gern erfüllt wurde.

Hatte Ernst vor Ella die Maske des Mitgefühls getragen, so änderte sich seine Physiognomie sichtlich, sobald er das Zimmer verlassen. Eitler Stolz und freches Siegesbewußtsein lagerten auf seiner Stirn, als er in der nächsten Stunde bei Karl von Wildenfels eintrat.

„Victoria!" rief er diesem entgegen. „Deine stolze Tugendschöne wird leicht zu trösten und noch leichter zu erringen sein!"

„Wirklich?" entgegnete Karl halb ungläubig, halb verletzt; denn zum Mindesten glaubte er, daß Ella die Stelle, die er in ihrem Herzen eingenommen, nicht so bald und so leichten Kaufes einem Anderen einräumen würde. Als nun gar Ernst aus dem ihm gestatteten Handkuß in seiner Uebertreibung eine innige Umarmung machte, eine sich ihm willenlos hingebende Leidenschaft malte, die nur nach Befriedigung, gleichgültig in wessen Armen, strebte, da glaubte Karl allen Ernstes, der Sache zu viel Gewicht beigelegt zu haben. Ja, er fragte sich, wie er sich so habe täuschen können, da er Ella rein und über jede Verstellung erhaben gehalten. Vertilgt waren auch mit einem Male alle Gewissensbisse; er zürnte sich selbst ob der schlaflosen Nächte, die er in Gedanken an das Ella zugefügte Unrecht verbracht; sie war plötzlich in seinen Augen nichts mehr als jede Andere, in deren Armen er eine vergnügte Stunde verlebt.

Sichtlich erleichtert betrat er das Zimmer seiner Gattin, an deren Seite die Kinder spielten.

Ilka war von ihrem Leiden sehr geschwächt; sie konnte noch nicht auftreten und war launisch und gelangweilt, wenn sie die Schwester allein mit der Erzieherin ausgehen sah.

Die Kinderstube war jetzt mehr Familienstube geworden; Vater und Mutter verkehrten hier stundenlang mit dem kranken Töchterchen und schienen sich durch dieses unheilvolle Ereigniß sichtlich näher gekommen. Bertha hatte mit keinem Worte des Testaments erwähnt; es schien ihr so natürlich, daß Karl sich auch ferner als Eigenthümer ihrer Revenuen betrachten müsse, besonders bei dem offenbar jetzt waltenden guten Einvernehmen, daß sie die Testation nicht weiter berührte. Sie umgab ihn mit einer Liebe und Sorglichkeit, die ihn auch nicht lange in Zweifel ließ, daß seine Gattin, falls er Summen bei ihrem Banquier erheben wollte, keine Aussetzungen machen würde.

Es war Ultimo, eine Börsendifferenz von 10,000 Thlr. mußte gezahlt, Banquier Herz mußte verständigt werden.. Wußte er schon von dem Testament? Würde er wie ehedem willig verabfolgen, oder — Karl wollte sich keiner Weigerung aussetzen, und doch, wie schwer war es ihm, Bertha die Angelegenheit vorzustellen.

„Das verwünschte Geld!" murmelte er zwischen den Zähnen, doch er konnte es nicht über sich gewinnen, Bertha ins Vertrauen zu ziehen.

„Lieber Dr. Kornes!" wandte er sich an den eben eintretenden Hausarzt, „begleiten Sie mich ein Stück durch den Garten"; dann seinen Arm in den des Doctors schiebend, legte er ihm seine Verlegenheit klar und bat ihn bei Bertha die Vermittelung zu übernehmen.

Eine Viertelstunde nachher trat Dr. Kornes aus Berthas Zimmer, ein Blatt Papier in der Hand haltend. Er überreichte es Karl. Da stand:

„Herrn Banquier Herz, Wohlgeb.

Verabfolgen Sie gefälligst meinem Gatten die Summe von 10,000 Thlr. auf mein Conto. Gleichzeitig bemerke ich Ihnen, daß Sie zu jeder Zahlung, die Herr von Wildenfels bei Ihnen erheben wird, durch mich autorisirt sind.

Bertha von Wildenfels."

„Das ist Edelmuth!" sagte Karl, dem eine Thräne der Rührung das Auge näßte.

„An keinen Unwürdigen verschwendet", entgegnete Dr. Kornes. „Doch lieber Freund, halten Sie nun ein mit Ihren noblen Passionen und Speculationen. Sie finden sicher im Kreise Ihrer Familie ein reineres Glück, als es Ihnen irgend etwas von außen Kommendes gewähren kann."

„Sie sehen, lieber Freund, an meiner veränderten Lebensweise, daß ich den guten Willen zur That werden lasse; sagen Sie Bertha, ich bringe ihrer edlen Handlungsweise —"

„Hier ist sie, sagen Sie ihr doch selbst!" Damit empfahl sich Dr. Kornes, leicht den Hut lüftend und ließ die beiden Ehegatten in sichtlicher Befangenheit allein.

Schweigend gingen sie einige Schritte neben einander her; Jeder glaubte, daß der Andere zuerst das Wort ergreifen müßte.

„Fast möchte ich Dir einen Vorwurf machen, Karl", begann Bertha, „daß Du noch immer der Mittelspersonen bedarfst, um zu mir zu sprechen. Habe ich mich je Deines Vertrauens so unwürdig gezeigt, daß Du —"

„O nicht das", fiel Karl erregt ein; „ich kannte Deine edle Denkweise, doch es war mir schmerzlich, Dir von Verirrungen und deren Folgen zu sprechen, die noch einer Zeit entstammen, in der ich, wüstem Treiben hingegeben, mich selbst und meine Pflicht gegen Euch vergaß."

„Das liegt nun hinter uns!" entgegnete Bertha, ihren Arm in den ihres Gatten legend. „Mit keinem Preise erkaufe ich Deine Sinnesänderung zu hoch, denn wisse, Karl, nicht das Gold meiner Mutter, nicht alle Schätze, noch alle Pracht gekrönter Häupter erzeugen in mir das Wonnegefühl, das mich bei dem Gedanken, Dich und Deine Liebe wieder zu besitzen, durchglüht."

Karl küßte sie beglückt auf die Stirn; auch in ihm regte sich der Vorgeschmack jener Seligkeit, da Eins dem Anderen in blindem Vertrauen hingegeben kein anderes Streben kennt, als täglich und stündlich am Glücke des Anderen zu bauen, bis jener Tempel echten Eheglücks entsteht, dessen Säulen hoch in des Himmels Herrlichkeit emporragen.

Monate waren vergangen. Dr. Kornes saß in seiner Studirstube, als sich zu ungewohnter Stunde eine Frau bei ihm melden ließ; auf der Karte stand: „Frau Clara Thal!"

„Bitte einzutreten!" sagte der Doctor, während er sein Haupt nachdenklich hin und her wiegte. Eine Dame in schwarzer Kleidung mit tiefgefurchtem Gesicht, aus dem Kummer und Erregung sprachen, trat ein

„Herr Doctor", begann sie mühsam nach Fassung ringend, „es ist ein schwerer Schritt, der mich zu Ihnen führt; ich suche Rath und Hülfe bei Ihnen, denn ich weiß, Sie sind ein edler Mann!"

„Ihr Fräulein Tochter ist erkrankt?" fragte der Doctor theilnehmend.

Frau Thal bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. „Schlimmer als das, lieber Doctor", faßte sie sich nach langer Pause. „Ella ist das Opfer eines Elenden geworden, der sie, nachdem er sie seinen Lüsten unterworfen, treulos verlassen hat." Die Frau brach in unterdrücktes Schluchzen aus. Dr. Kornes wurde immer nachdenklicher; er wußte, daß Ella in freundschaftlichen Beziehungen zu Karl gestanden, doch —

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher!" entgegnete er. „Wünscht Ihre Fräulein Tochter meinen Besuch?"

„O nein, sie hat keine Ahnung von meinem Schritt, doch, da ich weiß, daß Sie Einfluß auf Herrn von Wildenfels haben, so beschwöre ich Sie in ihn zu dringen, daß er meine Tochter nicht der Schande Preis gebe. Unter dem heiligen Versprechen, sich von seiner Gattin zu trennen und meine Tochter zu heirathen, wußte er sie zu überreden; — als Ehrenmann muß er sein Wort einlösen, als Schurke werde ich ihn der Oeffentlichkeit und den Gerichten Preis geben!"

„Nur keine Uebereilung, meine liebe Frau", entgegnete Dr. Kornes mit gezogenen Brauen; „die Sache ist äußerst fatal; was ich auf gütlichem Wege thun kann, soll versucht werden. Herr von Wildenfels lebt jetzt auf bestem Fuße mit seiner Gattin; an eine Trennung ist nicht zu denken, doch wird er als Ehrenmann jederzeit bereit sein —"

„Ehrenmann", unterbrach ihn die gereizte Mutter. „Ist der ein Ehrenmann, der die Gefühlserregung eines unerfahrenen Kindes, das er mit allen Listen umgarnt hat, benutzt, es zeitlebens unglücklich zu machen?"

Dr. Kornes gab keine Antwort. „Wollen Sie sich nicht selbst oder

Ihre Fräulein Tochter an Herrn von Wildenfels wenden?" entgegnete er nach einer Pause.

„O, wenden Sie das Erniedrigende dieses Schrittes von uns ab!" jammerte die alte Frau. „Er ist in meinen Augen ein elender Verführer, in denen meiner Tochter ein —"

„Regen Sie sich nicht noch mehr auf!" sagte Dr. Kornes aufstehend. „Ich gehe sogleich hinüber, und will Ihnen morgen über unsere Unterredung berichten." Damit endete er, da Frau Thal sich auch erhob, eine ihm höchst peinliche Unterhaltung.

Heftigen Schrittes ging er, als er allein war, im Zimmer auf und ab. „Unglaublich!" murmelte er vor sich hin; „wenn es die Frau erführe, Alles wäre dahin!" Doch, wie sich besinnend, blieb er plötzlich stehen. „Rühmte sich nicht Ernst von Rotteck neulich in meiner Gegenwart seiner intimen Beziehungen zu Ella? Konnte sie ihm jene Gunstbezeugungen, von denen er sprach, gewähren, nachdem sie — — Weg mit aller Ungewißheit", rief er, seinen Hut ergreifend. Bald war er im Nachbarhause. Er fand die beiden Gatten am Büchertisch, neue Journale durchstöbernd in traulicher Plauderei. Nach den ersten Begrüßungen gab er Karl einen Wink, daß er ihn allein zu sprechen wünsche. Karl lud ihn in sein Rauchcabinet.

„Gestatten Sie mir ohne Umschweife", begann Dr. Kornes, „eine directe Frage: Wie standen Sie zu Ella Thal vor vier Monaten?"

Karl stieg eine grelle Röthe ins Gesicht. „Was berechtigt Sie zu dieser Frage Doctor"? entgegnete Karl, um Zeit zur Fassung zu gewinnen.

„Einfach die Thatsache, daß deren Mutter mich heute um Intervention bei Ihnen bat, da der vertraute Verkehr mit Ihnen nicht ohne Folgen geblieben ist!" sagte Dr. Kornes in wachsender Entrüstung.

Karl hatte sich gefaßt. Dem vertrauten Freunde seiner Frau gegenüber galt es Stellung zu nehmen; dies fiel ihm kaum schwer, denn nach Ernst von Rottecks allerdings übertriebenen Schilderungen war Ella in seinen Augen heute nichts mehr als eine jedem Fant sich hingebende Person, deren er nur noch oberflächlich gedachte.

„Lassen Sie sich keine Märchen aufbinden, Doctor!" sagte er in blasirtem Tone. „Ist der Zustand, von dem man Ihnen gesagt, eingetreten, so mag Rotteck oder Gott weiß wer dafür verantwortlich gemacht werden, nicht ich."

„Doch was berechtigt Ella zu solchen Enthüllungen?" entgegnete Dr. Kornes.

„Rotteck ist jetzt verreist, vielleicht sucht sie auf diese Weise eine Annäherung!" sagte Karl kalten Tones, innerlich jedoch tobte es gewaltig in ihm; doch nun galt es den einmal eingeschlagenen Weg fest halten.

„Hätte Ella Ansprüche an mich, glauben Sie, Doctor, sie hätte sie längst geltend gemacht; es thut mir nur leid, daß man Sie mit so undelicaten Angelegenheiten behelligt."

„Und doch!" entgegnete Dr. Kornes, „die Frau sprach mit einer Entschiedenheit; sie wolle, daß ihrer Tochter Recht geschehe, und müßte sie an die Gerichte gehen."

„Schamlose Frechheit!" brauste Karl auf, der an eine so ernste Wendung nicht gedacht. „Auf diese Weise könnte ja ein Jeder, der irgend einmal ein Rendez-vous mit einem Mädchen gehabt, aller erdenklichen Folgen bezüchtigt werden! Gehen Sie, Doctor!" fuhr er in ruhigerem Tone fort, „man

kennt Ihre Gutmüthigkeit und will sie mißbrauchen; Sie wissen, wie glücklich sich jetzt unser eheliches Verhältniß gestaltet hat, — tragen Sie keinen Samen des Mißtrauens herbei. Bertha hat gerade jetzt eine Wandlung zu Vertrauen und Innigkeit genommen, die ich stets an ihr vermißte, die mich jetzt hoch beglückt; eine Andeutung von so absurdem Geschwätz würde sie in ihre frühere Kälte zurückführen und uns Beide wieder namenlos unglücklich machen."

„Halten Sie Ella für fähig, ernste Schritte gegen den, den sie ihren Verführer nennt, zu thun?" entgegnete Dr. Kornes mit Nachdruck.

„Bah, das Ganze läuft vielleicht auf eine Erpressung hinaus", sagte Karl ausweichend.

„So zahlen Sie!" entgegnete Dr. Kornes Karl scharf fixirend.

Karl blieb unbeweglich. „Damit würde ich ja eine Schuld eingestehen; nimmermehr! Es käme mir nicht darauf an, falls Ella in Noth wäre, ihr aufzuhelfen, doch auf diese Bezüchtigung hin zahlen, hieße eine Verpflichtung anerkennen."

Dr. Kornes glaubte jetzt wirklich an Karl's Schuldlosigkeit; war es ihm ja schon öfter in seiner Praxis vorgekommen, daß derartige Manöver bei ähnlichen Fehltritten aufgestellt wurden; außerdem wußte er, wie coulant Karl in Geldangelegenheiten war; hatte er doch erst jüngst eine Börsendifferenz von 10,000 Thlr. ohne Bedenken bezahlt, obgleich der Entschluß, der Börse von nun an fern zu bleiben, bei ihm fest stand.

„Schamlose Welt!" murmelte er vor sich hin, „ich werde ihr sogleich schreiben, daß Sie ihr Ansinnen entschieden zurückweisen —"

„Und daß ich, nach der Intimität, in der sie zu Rotteck gestanden, keinerlei Verpflichtung anerkenne!" ergänzte Karl, dem, so sehr er sie auch wünschte, doch die schnelle Gunsterhöhung Rottecks eine Kränkung seiner Eitelkeit war.

„Sorgen Sie nur", empfahl er noch schließlich dem Doctor, „daß meiner Gattin nichts zu Ohren kommt; ich will nun einmal Ruhe in meinem Hause haben und mich durch frühere Beziehungen —"

„Die Ruhe Ihrer Gattin ist mir zu heilig, als daß ich sie stören sollte", entgegnete Dr. Kornes. „Außerdem glaube ich mich auch als Arzt competent, zu behaupten, daß, da Sie, wie ich sicher annehmen darf, seit dem Tode Ihrer Schwiegermutter keine Zusammenkunft mit Ella hatten, diese aber das Ereigniß von einem späteren Datum herleiten will —"

„O, Sie sind ein Prachtmensch!" unterbrach ihn jubelnd Karl; denn ungeachtet aller schamlosen Dreistigkeit, nagte doch der Wurm der Reue an seinem Gewissen, die Furcht, er könnte trotz gegentheiligen Behauptens durch Tag und Stunde überführt werden. Doch des Doctors ärztliche Autorität schlug alle Gegenbeweise nieder; sollte es ja zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung kommen, der Doctor war sein Freund, er war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und lauter als vorhin tönte in ihm die Stimme: „Nicht nachgeben!"

Dr. Kornes hatte sich entfernt. Karl ging in sein Schreibzimmer; er öffnete eine Schublade seines Bureaus, nahm ein mit einem rothseidenen Bande umschlungenes Packet heraus, öffnete es und übergab die darin enthaltenen Briefe den Flammen.

Das letzte Andenken war dahin; nichts sollte ihn mehr an seine Schuld gemahnen.

Und Ella?

Gram und Verzweiflung hatten ihre schönen Züge zur Unkenntlichkeit verzerrt. Monate lang trug sie nun schon den stillen Schmerz; sie hatte der Mutter nichts zu gestehen brauchen; kein Wort als der Name ihres Verführers war zwischen ihnen gesprochen worden; die alte Frau hatte, so sehr sie von Gram zerknirscht war, keinen Laut des Vorwurfs, sie sah, was Ella litt und hatte nicht das Herz zu all dem unsäglichen Weh, das der Tochter Herz zerschnitt, ein neues hinzuzusetzen. — Wie oft nahm die Dienerin die Mahlzeiten unberührt vom Tische! Mutter und Tochter weinten, sahen einander nassen Auges an und sättigten sich an ihren Thränen.

Rotteck wurde empfangen, das ist wahr, so oft er kam. War er doch der Einzige, mit dem sie über Karl's Charakter sprechen, dadurch ihr Herz erleichtern konnten. Er wußte angenehm zu plaudern und Frau Thal, die sonst Herrenbesuch streng ferngehalten, bat ihn sogar regelmäßig wiederzukommen, um wenigstens der Armen diese einzige Zerstreuung zu gönnen; vergaß sie doch während dieser Zeit ihres tiefen Schmerzes.

Rotteck mußte in Dienstangelegenheiten verreisen. Die beiden Frauen waren wieder vereinsamt; da kam der Mutter der Gedanke, Schritte für ihre Tochter zu thun. Dem thatenlosen sich Hingeben an einen zehrenden Schmerz folgte eine sich mit Recht regende, täglich stärker werdende Thatkraft; ja sie, die schwache Frau, wollte sich hinauswagen und sollte sie bis an die höchste Instanz gehen, um einen Raub zu sühnen, den man an der Ehre ihres Kindes begangen. Den gewöhnlichen Dieb, den armen Mann, der aus Hunger dem Bäcker ein Brod entwendet, schleppt man auf die Anklagebank; der Mann im Frack und Orden, der in frechem Uebermuth ein armes Mädchen um sein einziges Gut, um seine Ehre betrügt, sollte ungestraft einhergehen? Doch — vielleicht gab es noch einen gütlichen Ausgleich. Vielleicht wollte er Ella, wie er versprochen, zu seiner Gemalin machen.

Sie entschloß sich zu Dr. Kornes zu gehen. Des folgenden Tages erhielt sie von demselben ein Briefchen:

„Frau L. Thal, Wohlgeboren.

Da Herr von Wildenfels in der betreffenden Angelegenheit jede Verantwortung von sich weist, kann ich in Ihrem Interesse nichts thun.

Dr. Kornes."

Das war zu viel. Das hieße jedem menschlichen Gefühl Hohn sprechen. Das Mädchen, das er gefeiert, ausgezeichnet, dann mit Liebesbetheuerungen umgarnt, nun so ohne Schutz und Hülfe in seinem Elende verlassen — — dafür gab es nur eine Sühne — die öffentliche Schande!

Empört bis ins innerste Mark und durch ihre gerechte Entrüstung zu einer sonst nicht gekannten Thatkraft entflammt, entschloß sich Frau Thal stehenden Fußes zu einem Notar zu gehen. Ella sollte davon nichts wissen, sie würde es nicht zugegeben haben; so ergriff Frau Thal Hut und Mantel, um sogleich ihren Entschluß auszuführen.

Advokat Schwarz war einer der anerkanntesten Advokaten der Stadt. Er hörte die Klage mit sichtlichem Interesse an; war doch Karl von Wildenfels sein Jugendfreund, mit dem er lange Jahre auf einer Schulbank gesessen; sein Glück bei den Damen war sprüchwörtlich, er konnte kaum bezweifeln, daß auch hier Karl seine Verführungskünste hatte spielen lassen — und doch! — es war ihm peinlich gegen seinen Jugendfreund aufzutreten; und wiederum,

konnte er ihm nicht gerade dadurch, daß er die Klage leitete, gefällig sein? Es giebt juridische Spitzfindigkeiten, die selbst eine erwiesene Schuld schuldlos erscheinen lassen.

Mit der Versicherung an Frau Thal, daß sie ihre Sache den besten Händen anvertraut habe, entließ er die tief erschütterte Frau.

„Welch einen Scandal wird das geben!" murmelte er vor sich hin. „Heirathen? nein, heirathen wird er sie auf keinen Fall. Das Kind adoptiren? Nun, warten wir doch bis es da ist. — Zeit gewonnen, Alles gewonnen."

Tags darauf hatte er eine Unterredung mit Karl von Wildenfels, die ebenso resultatlos wie die des Doctors ausfiel.

Karl schäumte vor Wuth, daß man es dahin trieb. „Nein, nun um keinen Preis und sollte sie vor Elend umkommen", sagte er. Er glaubte jetzt so fest an seine Unschuld, daß er sie fast wegen Verleumdung hätte zur Strafe ziehen mögen.

Dr. Schwarz gab Frau Thal den Rath, einstweilen mit ihrer Klage bis zur Niederkunft ihrer Tochter zu warten. Dieser Brief fiel in Ella's Hände. Sie war außer sich vor Scham, daß ihre Mutter so weit gegangen; sie wollte arbeiten Tag und Nacht, um ihr Kind zu ernähren, ehe sie Etwas von dem Verräther annähme. Vergeblich suchte ihr die Mutter klar zu machen, daß es sich nicht um eine Zahlung, sondern um Anerkennung seines Eheversprechens handle, Ella war zu erregt, um durch Vernunftgründe auf sich wirken zu lassen.

„Mit ihm, der so schändlich an mir gehandelt, sollte ich zusammen leben?" rief sie, „nie, nie, und wenn er mir zu Füßen läge und mein Dasein vergolden wollte! Ich verachte ihn zu tief! Für seine Schuld giebt es keine Sühne."

Ella verließ jetzt das Haus nicht mehr. Ihr Engagement war gelöst, sie war ganz auf sich selbst und ihr Elend angewiesen.

„O", jammerte sie oft, „mit welchen Wonnegefühlen begrüßt sonst die Mutter den Zeitpunct, da sie ihrem Kinde das Leben geben soll! Wie ist der Gatte zärtlich um sie bemüht, wie hilft er jeden Schmerz tragen, jedes störende Ereigniß entfernen."

Und doch, wenn ihr die Mutter wieder ein Päckchen schön geordnete Wäsche in die Commode legte, die nun schon die Kindescommode hieß, da durchdrang ihr vereinsamtes Herz ein Freudenstrahl. Nun sollte sie ja doch ein Wesen haben, das ihr ganz gehören sollte! O, wie wollte sie es lieben, es pflegen und warten, dieses kleine hülflose Geschöpf; wie wollte sie dann alle Keime des Guten und Edlen in ihm entwickeln, es klug und gut und glücklich erziehen! Bei solchen Gedanken glitt wohl dann und wann ein Freudenschein über die sonst gramdurchfurchten Züge; er verwischte die Thränenspur durchweinter Nächte.

Sie hatte ihn nicht wieder gesehen, sie wollte auch nicht an ihn denken, doch wo sie ging und stand trat sein Bild vor ihre Seele; sie sah ihn nicht als den Mann, der verwerflich und unehrenhaft handelte, — vor ihren Augen war er doch noch der schöne, sinnbethörende Mann, den sie so hochherzig als edeldenkend einst gewähnt hatte. Ach, es war ihr so süß, sich so und nicht anders sein Bild vergegenwärtigen zu können, — wenn aber dann die Mutter mit schweren Anklagen und Verwünschungen seiner erwähnte, da flackte ihr Auge unstät, als träume sie, oder als rede die Mutter irre.

Stundenlang saß sie dann allein, die Hände über dem Knie gefaltet, dumpf vor sich hinstarrend; ihr Auge wurde gläsern, sie hörte nicht auf das, was man zu ihr sprach. — In diesem Zustande fand sie einst der Arzt.

Er biß sich entsetzt auf die Lippen. „Ein schlimmes Symptom!“ murmelte er in den Bart.

„Hat Ihre Tochter öfter solche Zustände?“ fragte er die Mutter.

„Bisweilen ein-, manchmal auch mehrmals täglich.“

„Ist das Auge immer so starr?“

„O, es ist dann entsetzlich sie anzusehen, Herr Doctor.“

„Behalten Sie Ihre Tochter in strengster Aufsicht; entfernen Sie alles Aufregende, seien Sie vorsichtig in Ihren Worten und wenn ein solcher Zustand wieder eintreten sollte, so schicken Sie schleunigst zu mir, daß ich noch einmal beobachte!“

— Was die Mutter für Trauer gehalten, war — gelinde ausgedrückt — Tiefsinn.

Dr. Sander fand es nach nochmaliger Beobachtung gerathen, Ella in eine Anstalt überführen zu lassen.

„In diesem Zustande!“ jammerte die Mutter, ihre Haare wild zerraufend.

„Wenn Ihnen das Leben Ihrer Tochter lieb ist, — ja!“ entgegnete der Doctor.

Mit welchen Gefühlen unsäglichen Leids Frau Thal ihre Tochter in das Haus des Jammers begleitete, ist leicht nachzufühlen. Ella ließ willenlos mit sich geschehen, was der Arzt befahl. Sie glaubte nicht an eine Störung ihrer Denkthätigkeit, man hatte ihr gesagt, sie würde in dem Hause des geschickten Dr. Lenz eine bessere Pflege haben, man müsse in der Nachbarschaft alles Aufsehen vermeiden, u. s. w. Zwar wollte es ihr nicht einleuchten, daß die sonst so liebebereite Mutter sie aus ihrem Hause entließe, doch sie hatte nicht mehr die Kraft, einen Gedanken streng auszudenken; sie fügte sich wie ein Kind der Nothwendigkeit.

Träumend, leise vor sich hinmurmelnd durchschritt sie jetzt stundenlang die schattigen Alleen der Anstalt; die veränderte Umgebung schien einen vortheilhaften Einfluß auf sie zu üben; die Anfälle kamen nach einigen Wochen seltener, schon war ihre Entlassung für den nächsten Sonnabend festgesetzt, als ein unerwartetes Ereigniß eine Aenderung bewirkte.

Auf den Arm der Mutter, die sie einmal wöchentlich besuchen durfte, gestützt, promenirte Ella längs des die Besitzung umschließenden Zaunes, als zwei Reiter plötzlich in vollem Laufe die Landstraße daher sprengten. Mechanisch blickte Ella auf, dann, nach der Herzgegend greifend, sank sie mit einem lauten Schrei zu Boden. Es waren Wildenfels und Rotteck, die in der von ihren Pferden aufgewirbelten Staubsäule davonjagend nichts gesehen, nichts gehört hatten.

Unter einer Kaltwasserdouche kam Ella wieder zu sich, doch, irre Worte hervorstoßend, wies sie jede Hülfeleistung zurück. Man brachte sie sofort sorgsam auf ihr Zimmer, wo sie bewußtlos wurde. Eine Stunde später hatte sie, ohne sich dessen bewußt zu werden, einer Tochter das Leben gegeben. Das Kind war der Obhut der Frau Thal anvertraut, Ella selbst, die in wilden Fieberphantasien lag, erhielt eine Wärterin. Bei ihrer Erregung fürchtete der Arzt das Schlimmste. Es war ein Zustand auf Leben und Tod. Der Geist umnachtet, der Körper noch von der Anstrengung einer

jedenfalls zu zeitigen Geburt afficirt — da hieß es Seele und Körper heilen. Die physischen Kräfte kamen zuerst zurück. Ella richtete sich schon empor, sie konnte schon festere Nahrung zu sich nehmen, doch kein Bewußtsein kam ihr von ihrem veränderten Zustande. Man brachte ihr sogar das nun vier Wochen alte Kind unter die Augen; sie beachtete es nicht.

Arme Ella! Wie freudig bebt sonst das Herz der jungen Mutter, wenn sie das Kind, dem sie eben mit Schmerzen das Leben gegeben, zum ersten Male sieht, wenn es ihr der Gatte glückstrahlend entgegenbringt und sie seine geliebten Züge in dem kleinen Erdenbürger wieder sieht. — Der Arzt fand es nach mehreren Wochen gerathen, Ella in Begleitung einer Wärterin einen Gang nach der Wohnung der Mutter antreten zu lassen; vielleicht kehrte hier das Bewußtsein zurück; er hatte das Rechte getroffen. Ella betastete wie eine Blinde die Meubels, ihr Bett, ihre Blumen; da stand sie vor der Wiege des Kindes. Mit einem heftigen Aufschrei: „Mein Kind, mein Kind!" umklammerte sie das kleine Wesen, das bei der ersten mütterlichen Berührung bitterlich zu weinen begann.

„Wo war ich, Mutter?" fragte sie plötzlich klarsehend, „was ist geschehen? Ist das mein Kind?"

„Es ist Dein Kind, Ella", sagte die Mutter überglücklich ob des wiederkehrenden Bewußtseins.

Ein Thränenstrom entquoll Ellas Augen. Unter tiefem Schluchzen drückte sie das kleine Wesen an ihre Brust und benetzte es mit heißen Küssen.

„Armes, bedauernswerthes Kind!" rief sie aus. „Du hast weder die liebende Hand des Vaters noch der Mutter gefühlt! Welches wird Dein Loos sein!" Dann ließ sie das Kind, als fürchte sie es zu berühren, in sein Bettchen gleiten und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen.

„Ah! ich hab's!" rief sie plötzlich wild aufschreiend. Sie ergriff das Kind in seinem Wickelbettchen und stürzte mit ihm zur Thür. Unten harrte der Wagen, der sie aus der Anstalt hierher geführt; schnell wie ihr der Gedanke gekommen war, führte sie ihn aus.

„Kornring 3, zu Herrn von Wildenfels!" rief sie dem Kutscher zu. Die Mutter, die auf einige Augenblicke hinausgegangen war, erstaunte, ihre Tochter nicht mehr zu treffen.

„Sie wird zu der Nachbarin gegangen sein", beruhigte sie sich. Aber da war sie nicht. Man suchte im Garten, im Hofe — keine Ella.

„Auch der Fiaker ist fort!" rief Frau Thal mehr und mehr außer sich; „o Gott, sie ist davon, und mit dem Kinde! Doch wohin?"

Frau Thal nahm einen andern Wagen, um zu Dr. Lenz nach der Anstalt zu fahren. — Während dessen saß Ella fieberhaft erregt, ihr Kind auf dem Schooß, im Wagen. „Wart', armes Kind," sagte sie, das kleine Püppchen streichelnd, „ich will Dich zu Deinem Vater führen." Der Wagen hielt. Leicht wie ein Reh sprang Ella die Treppe hinan und läutete.

„Herr von Wildenfels ist nicht zu Hause", sagte man ihr.

„So sagen Sie ihm, daß seine kleine Tochter bei ihm gewesen", entgegnete sie dem Diener.

Frau von Wildenfels, die im angrenzenden Speisesaal war, kam erschreckt an die Thür.

„Seine Tochter?" sagte sie verwundert. „Ilka ist ja in der Schule."

„Dies ist seine Tochter, sein armes, hülflos verlassenes Kind!“ polterte Ella wild heraus und legte Bertha das kleine Wesen in die Arme.

„Was soll das heißen?“ fragte Bertha betroffen. „Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein.“

„Ah, ah!“ fing Ella jetzt mit hellem Aufschrei an. „Glaube gern! Ich verstehe es auch nicht!“ Dann verließen sie ihre Kräfte; sie sank ohnmächtig an der Schwelle nieder. Bertha hielt noch das kleine Würmchen auf ihren Armen; sie trug es in ihr Schlafzimmer und legte es auf ihr Bett; auch Ella wurde von den Dienern hineingebracht. Bertha reichte ihr ein Flacon, man rieb ihr Augen und Schläfe mit Essig — sie kam nicht zu sich. Man rief Dr. Kornes, der alsbald erschien. Als man ihm den Vorfall erzählt hatte, blieb er einige Minuten sprachlos. Doch schnell faßte er sich. „Sie haben es hier, gnädige Frau, mit einer Irrsinnigen zu thun; legen Sie ihren Worten keinen Werth bei. Ich weiß, daß sie noch kürzlich in der Anstalt des Dr. Lenz in Behandlung war; vermuthlich ist sie zu früh entlassen, oder gar heimlich entflohen.“

„Doch das Kind, das Kind!“ rief Bertha erregt.

„Lassen Sie mich zunächst die Kranke nach der Anstalt zurückführen“, sagte Dr. Kornes ausweichend; dann sich plötzlich besinnend, daß vielleicht durch den Anblick des Kindes eine Pression auszuüben sei, fügte er hinzu: „Es wird Ihrem guten Herzen Ehre machen, das Kind einstweilen in Pflege zu behalten, ich gebe Ihnen bald Nachricht.“

Das ganze Hauspersonal umstand neugierig das kleine Wesen, als Karl von einem Spazierritt heimkehrte. Man erzählte ihm arglos, eine Fremde, die Dr. Kornes für irrsinnig erklärt, sei hier eingedrungen und habe das Kind als seine Tochter zurückgelassen.

„Und wo ist sie?“ fragte Karl, dem ein unheimliches Grauen überfiel.

„Dr. Kornes hat sie nach der Anstalt zurückgeführt.“

Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Doch nun galt es, Bertha stand ihm gegenüber, Fassung zu behalten. Schon wollte er das Kleine in seine Arme schließen, doch mechanisch ließ er sie herabsinken; es war ihm, als werde sein Blut zu Eis; er stand seinem Kinde gegenüber und mußte ihm ein Fremder sein.

„Was machen wir nun mit dem Dinge da?“ fragte er scheinbar kalt seine Gattin.

„Ach, wir behalten es“, jubelte Hermine, die das Kind liebkosend streichelte.

„Wir wissen ja nicht wem es gehört“, sagte Bertha gerührt; „laß uns einstweilen Menschenpflicht üben und es verpflegen.“

Gern wäre Karl seiner Gattin um den Hals gefallen, um ihr zu danken, doch er mußte sich begnügen kalt zu bemerken: „Wenn Du nicht zu viel Last damit hast, Bertha?“

„Eine angenehme Zerstreuung!“ entgegnete die arglose Frau; „die Kinder haben lange keine neuen Puppen bekommen; sieh, wie sie sich freuen nun einen Ersatz zu haben.“

In der That umstanden Hermine und Ilka mit leuchtenden Augen das so unschuldsvoll in die Welt hinausschauende Wesen; gern hätten sie es gepackt, doch sie fürchteten es zu schädigen; aber Hermine konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf das kleine Händchen zu drücken; Karl, der von Weitem stand und es bemerkte, wandte sich erregt ab, eine Thräne glitt über

seine Wange; das Gewissen erwachte in ihm. Doch zurück mit jeder Gefühlsregung! Hier galt es sich behaupten, schon um des Kindes Willen. Das verlassene Kind einer armen Irrsinnigen hatte Bertha mit Liebe bei sich aufgenommen; von ihrem guten Herzen war auch zu erwarten, daß sie stets mütterlich für dasselbe sorgen werde; das illegitime Kind ihres Mannes hätte sie sicher von sich gewiesen.

Als Dr. Kornes zurückkehrte, um nach dem Kinde zu sehen, fand er es schon wohl gebettet und versorgt. Sein prüfender Blick haftete auf Karl, er sagte mehr als Worte.

„Nun was sagen Sie?“ begann Karl leichtfertig; doch so ruhig er fragte, entging es dem Doctor nicht, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirne stieg.

„Ella Thal hat Ihnen das Kind gebracht; es war einer ihrer lichten Augenblicke“, sagte Dr. Kornes, Karl bei Seite nehmend. „Als ich sie in die Anstalt zurückführte, hatte sie wieder die Besinnung verloren!“

„Das Kind kann einstweilen in unserem Hause bleiben“, entgegnete Karl, ohne den Blick vom Boden zu erheben, „doch bitte ich Sie, Doctor, sagen Sie meiner Frau nichts von dem Besuche, den Ihnen Frau Thal gemacht. Sie könnte sonst allerhand Combinationen machen, die das Bleiben der Kleinen in unserem Hause in Frage stellten.“

Dr. Kornes erwiederte nichts. Er klopfte mit den Fingern an den Fensterscheiben, fing dann an, eine Melodie zu trällern, seinen Hut von rechts nach links, von links nach rechts zu drehen, doch er wurde seiner Aufregung nicht Herr.!

„Ja, sie hat Recht!“ tönte es zehnfach in seinem Innern. „Gott hat ihr in einer erleuchteten Stunde den Weg gezeigt.“ Und doch! Da saß ihm der Mann kalt und unnahbar gegenüber, der ein Menschenleben in die Nacht des Wahnsinns gestürzt.

Ein eben angekündigter Besuch störte ihn aus seinem Nachdenken. Er empfahl sich stillschweigend.

Kurze Zeit nach seiner Entfernung betrat Frau Thal das Haus. Sie hörte vom Portier, daß eine Dame, die man als irrsinnig bezeichnete, hier mit einem Kinde eingedrungen sei; so hatte ihre Ahnung sie nicht betrogen. Kaum ihrer Sinne mächtig, eilte sie die Treppe hinan; sie wollte ihr Kind, ihr armes, unglückliches Kind, sagte sie dem die Thür öffnenden Diener. Da hörte sie das Wimmern der Kleinen; ohne eine Antwort abzuwarten, durchschritt sie dem Tone folgend mehrere Gemächer. Da saß Frau von Wildenfels, das Kleine liebkosend, während Hermine und Ilka die kalten Händchen rieben, damit ihr kleines Püppchen wieder warm werde. Forschenden Blickes spähte sie nach ihrer Tochter.

Da trat Karl ein. So peinlich ihm eine Begegnung mit der alten Frau war, und besonders in Gegenwart seiner Gattin, so glaubte er doch um unliebsame Enthüllungen zu vermeiden, sein Erscheinen nöthig.

Mit der ihm eigenen Leutseligkeit führte er die alte Frau, die schon in Zornesworte gegen ihn ausbrechen wollte, in das anstoßende Zimmer, während er Bertha zuvor bedeutet, daß Herminens wegen hier eine Unterhaltung mit der Frau nicht passend sei. Karl ließ die Portièren herunter, damit auch kein Schall hinüberdringe.

Nach einer halben Stunde verließ die Frau wankenden Schrittes das Gemach. Eine Dienerin mit dem Kinde folgte ihr. Unter keinen Umständen

wollte sie es in dem Hause des Mannes lassen, der so pflichtvergessen jede Verantwortung von sich abschüttelte. „Es giebt einen Richter!“ hatte sie ihm zugerufen, „einen irdischen und einen göttlichen.“

Bertha hatte ungeachtet der geschlossenen Thüre Alles gehört. Karl bemühte sich ihr klar zu machen, daß Ella Thal schon im Wahnsinn jene Beschuldigung ausgesprochen; Bertha blieb nachdenklich.

„Und denke Karl, wenn sie an die Gerichte geht, wie sie gedroht! Es wäre entsetzlich!“

„Nicht so entsetzlich als eine Schuld eingestehen, von der man sich frei fühlt.“

Karl hatte seine Fassung wieder gewonnen. Seine Gattin war von dem heute Erlebten zu unangenehm berührt, um in eine weitere Unterhaltung einzugehen. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück. Was sie geahnt, geschah. Im Auftrage der Frau Thal strengte Advokat Schwarz die Klage gegen ihren Gatten an. — Bertha war aufs Tiefste getroffen. „Eine öffentliche Schande! Ein Scandalproceß!“ jammerte sie. „O, was gäbe ich nicht, hätte ich die wirkliche Ueberzeugung seiner Unschuld!“

Im Laufe der Verhandlung wurde Karl von Wildenfels ein Eid zugeschoben; Karl zitterte; selbst für den gottlosesten Menschen hat die Eidesformel etwas Heiliges.

Doch Advokat Schwarz wußte Rath. Die ganze Klage verwerfend, gab er an, daß, so lange Ella Thal irrsinnig sei, ihre gerichtliche Vernehmung demnach nicht zulässig und von jeder Verhandlung Abstand genommen werden müsse.

Somit war die Angelegenheit vertagt, doch war schon genug Staub aufgewirbelt worden, um eine endliche Erledigung wünschenswerth zu machen.

Karl ging zwar mit hoch erhobener Stirn, doch innerlich war seine Natur gebrochen. Wohl bemerkte er im herannahenden Winter, wie diese und jene Familie in ihren Einladungen zurückblieb, ein im eigenen Hause veranstalteter Ball war nur von der Hälfte der Geladenen besucht und die da kamen, thaten es, wie sie sich verstohlen zuflüsterten, der armen Frau zu Liebe.

In Berthas Wesen war eine Reaction eingetreten. Sie, die sonst mit unglaublicher Geduld und Liebe an ihrem Gatten hing, war jetzt launenhaft, verbissen; sie hatte keinen Sinn mehr für seine kleinen Liebhabereien, sie fühlte sich am wohlsten, wenn sie seiner Nähe enthoben war. Die Achtung, der sittliche Untergrund einer jeden guten Ehe fehlte.

Bertha hatte ihrem Gatten eine in den seltensten Fällen erwiederte Liebe entgegen gebracht; sie hatte sich angesichts seiner Gleichgültigkeit beruhigt, indem sie glaubte, daß er eben keine Leidenschaft kenne; jetzt mußte sie hören, wie er außer dem Hause die Befriedigung suchte, nach der ihr verlangendes Herz schmachtete. Sie hatte ihm jahrelang Einhalt geboten, die klopfende Brust, die sich nach der Umarmung des Geliebten sehnte, an todtes Stillleben gewöhnt. Jetzt ging ihr der Gedanke auf, wie unwürdig ihr, der Gattin, begegnet worden. Wo sie mit bittendem Wort, in zärtlichster Hingabe einen kleinen Liebesbeweis erflehte, da hatte ihr Karl jahrelang Kälte und zurückstoßendes Wesen gezeigt; nach dem Tode der Mutter war diese Kälte einer äußeren Freundlichkeit gewichen; sie hatte in ihr die Vorstufe zu eintretender Innigkeit erblickt, zu jenem trauten Ineinanderleben, das allen früheren Gram in der Umarmung des Geliebten vergessen macht; — sie hatte gehofft, daß Karls

Kälte unter der Gluth ihrer Empfindung schmelzen werde — jetzt vernahm sie nur zu deutlich, da der Schleier einmal gelüftet war, was sich die Welt zuflüsterte. Da war es, als ob sich etwas in ihrem Herzen häumte, um energisch Widerstand zu leisten; sie fühlte ihre Frauenwürde verletzt, denn, wenngleich Karl leugnete — sein gebrochenes Wesen, die Stimme der Welt sprachen zu deutlich. Bertha blieb tagelang allein auf ihrem Zimmer; sie mochte ihn nicht sehen, von dessen Treulosigkeit und unlauterer Handlungsweise sie überzeugt war. So sehr sie sonst durch eine Liebesbezeigung seinerseits beglückt war, so überkam es sie jetzt wie ein Frösteln, wenn er sie berührte. Gedachte sie nun gar der armen Irrsinnigen, des hülflosen Kindes, der alten von Gram erdrückten Mutter, — da fühlte sie den Schmerz der Verzweiflung, daß sie so lange um die Liebe eines Mannes hatte buhlen können, der ihr jetzt so unwürdig schien.

Und da vergegenwärtigte sich ihr auf der anderen Seite das Bild jenes würdigen einst ersehnten Mannes, dem sie, ehe sie Karl kennen gelernt, anzugehören wünschte. Er war nur ein simpler Gelehrter gewesen; die Mutter mißbilligte ihre Wahl und sie wurde Frau von Wildenfels.

Doch oft in schlaflosen Nächten tauchte das Bild jenes Mannes wie jetzt vor ihrer Seele auf. Er hätte sie verstanden, geliebt, beglückt. Nur einmal, als er ihr seine Liebe erklärte, hatte sie an seinem Herzen geruht; sie fühlte noch heute die Gluth seines Kusses, die Innigkeit seiner Umarmung. Karl war ihr Gatte gewesen, doch nie hatte sie an seinem Herzen, an dem er ihr selten genug einen Platz gönnte, jene Fluth der Gefühle gekannt, die sie damals überkommen. Und jener Mann, dessen Liebe sie einst um äußere Vortheile ausschlagen mußte, er war ihr jetzt, vor einigen Tagen in einer Gemäldegalerie begegnet. Er hatte sie mit einem ceremoniellen Gruß abgefunden und doch, wie gerne hätte sie des Freundes Hand erfaßt, ihm gesagt, was sie gelitten und wie sie jetzt tief unglücklich sei, um so unglücklicher, als die Sehnsucht ihres Herzens, in Liebe einem geliebten Manne anzugehören, noch ungestillt war. Die Einsamkeit, zu der sie sich selbst verurtheilte, führte ihre Gedanken immer wieder in jene Gemäldegalerie zurück; sie beschäftigte sich jetzt nur mit ihm, und die Sehnsucht, ihn wieder zu sehen und zu sprechen, besiegte schließlich alle Vernünftgründe.

Leicht ist es über die Verirrung eines Frauenherzens den Stab zu brechen, doch braucht man sich nicht zum Anwalt jener in den Augen der Welt sündhaften Frauen zu machen, um, nur der Wahrheit die Ehre gebend, einzugestehen, daß sehr oft eine Verirrung nichts als die logische Folgerung gegebener Vorgänge ist, die vom psychologischen Standpuncte betrachtet durchaus entschuldbar, ja straflos ist.

Wenn die in der Erde wohnende Feuerkraft allda keinen Raum mehr findet, so durchbricht sie mit dämonischer Kraft die Erdrinde, einen Flammenstrom hoch in die Lüfte sendend. Wenn das Menschenherz in beengenden Verhältnissen dem Drucke zu erliegen droht, da durchbricht es die Mauer der Vorurtheile, die die Welt aufgerichtet, — jene selbstgemachten Begriffe von Schicklichkeit und Wohlanständigkeit fallen und neu geboren fühlt sich der frei gewordene Mensch.

Bertha erkannte, daß es so nicht weiter ginge, an ihres Gatten Seite fand sie keine Zukunft; in schlaflosen Nächten und jammervollen Tagen hatte sie ob der unseligen Vergangenheit geweint. Der Gedanke: so hätte es sein können, und so ist Dir geschehen, verließ sie nicht — sie that einen entschei-

denden Schritt. Durch einen Diener hatte sie die Wohnung jenes Dr. Elb, dem sie in der Galerie begegnet, auskundschaften lassen; er war inzwischen Professor geworden und hatte einen Ruf an die dortige Universität erhalten.

Sie sandte ihm ein Briefchen und bat um seinen Besuch für den nächsten Abend. Karl hatte da seinen Club, sie konnte also rechnen, ungestört zu sein.

Zwölf lange Jahre lagen zwischen ihrer letzten Begegnung und heute. Bertha hat viel Leidvolles, wenig Angenehmes erfahren. An Dr. Elb war die Zeit spurlos vorübergegangen. Er hatte sich damals, als ihm Frau Goldenberg, auf seine aussichtslose Stellung als armer Privatgelehrter hinweisend, das Mädchen seiner Wahl verweigert, von der Welt zurückgezogen. Er lebte seiner Wissenschaft, hatte ansehnliche Erfolge, doch galt er allgemein für einen Sonderling, dem seine Umgebung vollständig gleichgültig war. Er hatte weder Freund noch Feind, keinen anderen Umgang als den mit seinen Büchern.

Lange hatte er mit sich gekämpft, ob er der Einladung Berthas folgen solle; Stolz und Eifersucht hielten ihn zurück. Doch als ihm der Gedanke kam: „Vielleicht bedarf sie meiner", da waren alle Scrupel beseitigt. Er reichte ihr beim Eintritt stumm die Hand; sein Blick ruhte forschend auf den gramdurchfurchten Zügen, dem verschleierten Auge.

„Bertha! so dachte ich Sie nicht wieder zu sehen", sagte er in einem Tone der tiefsten Erschütterung.

„Ich bedurfte eines Freundes!" ergänzte sie in Thränen ausbrechend, „darum schrieb ich Ihnen."

Er blickte sie noch immer stumm, gedankenvoll an, dann fragte er hastig: „Und Ihr Gatte?"

„Lassen Sie uns davon schweigen; Sie wissen vermuthlich, was sich die ganze Stadt erzählt —"

„Nichts weiß ich!" unterbrach er sie voll sichtlicher Theilnahme.

„So habe ich auch nicht die Fassung es Ihnen mitzutheilen; nur das will ich Ihnen sagen: ich habe während zwölf endlos langer Jahre gerungen, mir das Herz des Mannes, dem man mich vermälte, zuzuwenden, wenn meine Kraft erlahmte, wenn mein Frauenstolz gedemüthigt war durch stete Zurücksetzung, da dachte ich unserer Kinder und ich versuchte von Neuem das Verhältniß erträglich zu machen. Endlich glaubte ich an dem Puncte zu sein, das Herz meines Gatten mir zuzuwenden, unsere Häuslichkeit wurde nach dem Tode meiner Mutter gemüthlicher, unsere gegenseitigen Beziehungen inniger; da entdecke ich, daß Alles nur Heuchelei und Verstellung sei, daß Karl in den Armen einer Schauspielerin seine Befriedigung suchte, die nun einen Scandalproceß heraufbeschwört, mir ihr Kind ins Haus bringt —"

„Genug!" unterbrach sie Professor Elb, „regen Sie sich nicht auf, Bertha!" Er hatte ihre Hand noch fest in der seinigen und drückte sie schmerzerfüllt. „Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Sie meiner bedurften!" sagte er, sich selbst einen Vorwurf machend; „ich sah Sie neulich in der Kunstgalerie, doch glaubte ich Ihren Weg nicht kreuzen zu sollen. Auch mein Leben war freudlos, Bertha", fügte er nach einer Pause hinzu. „Meine Stellung in der Gelehrtenwelt bot mir keinen Ersatz für die Oede meines Herzens; ich blieb einsam; aber in meiner Einsamkeit begleitete mich Ihr Bild — verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit solchem Geständniß heute nahe; — Bertha, Sie waren mir unvergeßlich, ich hielt das Andenken an Sie wie

ein Heiligthum und keine andere Frau war würdig, Ihren Platz in meinem Herzen einzunehmen."

Bertha war, übermannt vor Rührung in dem Gefühl unsäglicher Glückseligkeit, dicht an seine Seite gerückt; er zog die kaum widerstrebende Frau an sein Herz, an dem sie lange, ohne daß einer die gehobene Stimmung, das Glück des Wiederfindens zu stören wagte, ruhte.

Spät erst verließ Professor Elb das Haus; er versprach bald und oft wiederzukehren.

Wer den sonst so strengblickenden Mann am nächsten Tage beobachtete, mußte unschwer erkennen, daß in seinem Seelenleben eine Wandlung vorgegangen. Eine leuchtende Glückseligkeit prägte sich in seinen Zügen aus, ihm schien Alles von goldener Morgenröthe übergossen.

In Bertha regte sich eine Wandlung anderer Art. Sie war innerlich beglückt, doch auch unsäglich unruhig. Noch war sie Karls Gattin! Wie vertrug sich der Sturm der Gefühle, der ihr Herz durchfluthete, mit ihrer Gattentreue? — Ehrlos wollte sie nicht handeln; die Zukunft ihrer Töchter war ihr heilig; sie sollten nicht im Wandel ihrer Mutter einen Fleck entdecken; und doch! Konnte der Verkehr mit dem Manne, der ihr jetzt bei ihres Herzens Verarmung mehr als Jugendfreund sein mußte, vor den Augen der Welt, vor ihrem eigenen Gewissen untadelhaft bleiben? Sie dachte jener Zeit einer Henriette Herz, einer Rahel Lewin und anderer bedeutender Frauen, die die Lösung eines unpassenden Ehebündnisses als eine sittliche Nothwendigkeit befürworteten und zur That werden ließen.

„Besser zwei Menschen glücklich, als drei unglücklich", hatte die erste Gattin des Professor Stahr gesagt, als er ihr seine Neigung zu Fanny Lewald offen eingestand; und hier in ihrem Verhältniß mußten ja vier Menschen glücklich werden, denn daß Karl Ella Thal liebte und nur ihretwegen oder richtiger des Vermächtnisses wegen das schwere Unrecht an Jener begangen, war ihr klar. — Jemehr sie nachdachte, desto mehr erschien es ihr als eine moralische Pflicht, ja eine That im besten Sinne des Wortes, den Schleier zu zerreißen. Die arme Irre konnte vielleicht wieder in den Vollgenuß ihrer Sinne gebracht werden, wenn Karl als freier Mann vor sie hintreten und seine Schuld bereuen würde.

Bertha theilte ihrem Gatten kurz und bestimmt, frei von jeder Gefühlsregung, ihre Ansicht mit. Noch einmal versuchte Karl die Thatsache in Abrede zu stellen, doch Bertha ließ ihn nicht vollenden. „Ich weiß Alles", hatte sie ihm gesagt und Karls gesenkter Blick, die Hast seiner Bewegungen verriethen nur zu deutlich, daß er sich getroffen fühlte. Bertha überkam trotz der gerechtfertigten Verachtung doch ein Gefühl tiefsten Mitleids mit dem Manne, der ein glückliches, friedliches Leben von sich gewiesen, und nun, ein Opfer frevelhafter Leidenschaft, sich, das Mädchen, das er liebte und das eigene Kind ins Unglück stürzt.

„Laß uns ruhig und möglichst objectiv das Geschehene betrachten, Karl", sagte sie, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Nach Allem, was vorgefallen, kannst Du mir und meinen Kindern gegenüber nie wieder die Stellung einnehmen, die Du einst behauptetest; auch die Welt, mit der wir verkehren, ist Dir fremd geworden; Du fühlst Dich gedrückt — verurtheilt! Beginne ein neues Leben! Suche Diejenige wieder an Dein Herz zu ziehen, die Du aus falscher Rücksicht für mich verstoßen; Du hast ein großes Unrecht gut zu machen, Karl!"

Sie sah wie seine Brust sich hob, wie das Blut in seinen Schläfen pulsirte, wie er vergeblich nach Worten rang.

„Und Du?“ brachte er endlich mühsam hervor.

„Auch ich will ein neues Leben beginnen, und damit keine Rücksicht auf mich Dich binde, bekenne ich Dir sogleich, daß ich, sobald Du mich freigiebst, fest entschlossen bin, die Hand des Professors Elb anzunehmen.“

„Also das Deine Großmuth!“ entgegnete Karl heftig; „darum giebst Du mich frei! Und unserer Kinder gedenkst Du nicht?“

„Gerade ihrer gedachte ich mit vorsorglicher Liebe, indem ich unsere Zukunft von einander lösen will“, entgegnete Bertha. „Welches Vorbild leuchtet ihnen in einem Verhältniß, wie wir es jetzt führen? Die Mädchen kommen jetzt in die Jahre, wo Eindruck und Erlebnisse von bleibendem Werth für die Charakterentwickelung sind. Unser eheliches Leben, wie unser gesellschaftlicher Verkehr bieten ihnen leider recht wenig, wodurch der Sinn für echt häusliches Glück geweckt und veredelt werden könnte. Anders und zehnfach besser wird dies sicher in meinem neu zu begründenden Hause sein. Sie werden das Vorbild des Edlen und Guten —“

„Erspare mir und Dir jede fernere Auseinandersetzung!“ unterbrach sie Karl, verletzt auffahrend. „Ich verlasse Euch auf ein Jahr. Betrachte Dich frei — ich habe das Recht, auf Deine Treue zu rechnen, verscherzt.“ — Er seufzte tief, als empfände er erst jetzt die ganze Wucht des begangenen Unrechts. „Nur einen Wunsch, den letzten, erfülle mir, Bertha“, setzte er mit zitternder Stimme hinzu, „laß mir eins von den Mädchen!“ Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen!

Auch Bertha weinte, sie hatte nicht die Kraft, ihm die mit so viel Innigkeit in Wort und Ton vorgetragene Bitte zu versagen, doch fühlte sie schon jetzt bei sich, daß sie es müsse. „Laß uns morgen über diesen Punct sprechen“, antwortete sie ausweichend.

„Morgen will ich reisen, Bertha!“ sagte er mit innigem Blick ihr Auge suchend, als ob er das Wort: „O bleib“, hätte erzwingen wollen. Doch Bertha wollte diesen Blick nicht verstehen. „Bis morgen sollst Du meine Antwort haben!“ sagte sie fest.

Karl wußte genug; doch so gern er noch einmal ein bittendes Wort gewagt hätte, es erstarb ihm auf der Zunge, als Bertha kalt hinzusetzte: „Du darfst Dich als mein einstiger Gatte nicht als vermögenslos betrachten; ich trete Dir freiwillig die Hälfte der Dir einst zugesprochenen Mitgift ab und hoffe, Du wirst Dir und den Deinen damit eine ruhige Lebensstellung sichern können.“

„Den Deinen!“ wie klang dies kalt und vernichtend. Wer waren die Seinen? Draußen im Irrenhause lag die Unglückliche, die er einst „sein“ zu nennen wünschte, und das kleine Wesen, sein Kind, war in der Obhut der Großmutter, die er kalt und herzlos von sich gewiesen.

Da durchtobte ein Sturm seine Brust, der sie zu zerreißen drohte! Wild stürmte er hinaus; die kalte Nachtluft umfing ihn, doch kühlte sie die Fiebergluth seines Innern nicht. Wohin trieb es ihn? Er lief, als ob ihn die Furien jagten und stand endlich nach einer Stunde angestrengten Jagens an der Pforte der Anstalt.

Perlender Schweiß stand auf seiner Stirn, als er, wie er verlangte, dem

Director vorgeführt wurde. Es war ihm Bedürfniß, seinem Herzen Luft zu machen, endlich den falschen Schein abzuwerfen und — zu beichten.

„Sagen Sie mir endlich", flehte er den Director an, nachdem er ihm Klarheit über seine Verhältnisse gegeben, „ist Ella hoffnungslos?" Bebend hing er an den Lippen des Mannes, von dessen Aussage das Wohl und Wehe seines Lebens abzuhängen schien.

„Sie war es", sagte der Director bewegt; „nur ein gewaltiges Ereigniß konnte auf eine Besserung denken lassen; Sie selbst haben dieses Ereigniß herbeigeführt; Ella ist tiefsinnig; treten Sie, ohne daß sie es ahnt, vor sie hin, sagen Sie ihr, was Sie fühlen und zu thun gedenken, vielleicht thut der Schreck, die freudige Aufregung, das Glück — was unsere Kunst nicht vermochte."

Karl durchschritt an der Seite des Directors einen langen Gang. Vor Nr. 19 blieben sie stehen.

Der Director öffnete. — Dort auf dem Sopha, lang hingestreckt, lag eine bleiche Gestalt; das gläserne Auge haftete an der Wand; kein Zug verrieth, daß sie das Oeffnen der Thür bemerkt — Karl blieb entsetzt an der Schwelle stehen; das Blut schien ihm zu Eis zu werden; sein Athem stockte.

Das war seine Ella! Dies war das Mädchen, das er einst als holde, unschuldsvolle Knospe an seine Brust gedrückt, um sie nun zerfallen, bleich, abgezehrt, einem Schemen gleich wiederzufinden?

„Ella!" drang es markerschütternd aus seiner Brust und schon lag er zu ihren Füßen und schluchzte wie ein Kind.

„Er ists!" antwortete ein gellender Schrei. Wild sprang sie auf, zerwühlte sich das Haar und tastete umher, als ob sie Jemand suche.

„Hier, hier bin ich, im Staube vor Dir, Ella, ein Unwürdiger, der nicht werth ist, daß die Erde ihn trägt; zertritt mich mit Deinen Füßen, mach diesem elenden Leben ein Ende —"

„Ha, ha, ha!" lachte sie wild auf. Noch ein greller Aufschrei und sie sank in sich zusammen, bleich und stumm.

Der Director zuckte die Achseln. „Auch dieser Versuch war also vergeblich!" murmelte er.

„Nein, nicht vergeblich!" rief Karl wie rasend; „ich habe ihr Leben und Bewußtsein geraubt, ich weiche nicht eher von hier, bis ich es ihr wieder gegeben."

„Ella, armes unschuldiges Opfer!" begann er aufs Neue. „Sieh, meine Zukunft, mein Glück hängt von Dir ab; lebe für unser Kind, Ella, hörst Du, für unser Kind", flehte er nachdrücklich mit gefalteten Händen.

Ella machte nur eine abwehrende Bewegung und sank in das Sopha zurück.

Karl weinte wie ein reumüthiges Kind. Mit bittendem Blick hing er an dem gebrochenen Auge der Leidensgestalt.

„O, laß mich nur einen Strahl Deines Auges, nur ein Zucken Deiner Lippen entdecken!" jammerte er, er ergriff ihre eiskalte Hand und bedeckte sie mit glühenden Küssen, es war ihm als müsse er das Leben, das er durch frevelhaftes Thun aus dieser schönen Hülle verscheucht, wieder zu neuer Gluth anfachen; — Ella blieb einer Marmorstatue gleich; sie schien zu träumen! Nur einmal verklärte sich ihr Blick — sie lächelte, — mit kräftiger Hand er-

faßte sie der Arzt: „Das Kind, die kleine Elsa ist da!“ sagte er mit Nachdruck, indem er hiervon sich noch eine erhöhte Wirkung versprach.

„Nicht mein Kind!“ sagte sie mit tonloser Stimme; dann fing sie an leise zu weinen; Karl zerschnitt es das Herz.

„Ella, es ist unser Kind! Laß uns für dasselbe leben!“ rief er mit herzzerreißendem Tone. Sie hörte nichts.

„Kommen Sie!“ sagte der Director enttäuscht. „Machen wir morgen noch einen Versuch mit dem Kinde; oft schon, wenn sie seine Stimme vernahm, kam sie zu sich, küßte es und sagte, sie wollte es nicht von sich lassen. Bringen Sie morgen das Kind her und wenn sie dann erweicht ist, wagen Sie es noch einmal.“

„Bringen Sie morgen das Kind her!“ tönte es in seinem Ohr. Hatte er denn Zutritt zu seinem Kinde? Hatte er nicht das Recht auf dasselbe verwirkt, und jetzt, wo er des kleinen Wesens bedurfte, um einen Appell, den letzten, denkbaren an das Mutterherz zu wagen — woher es erlangen?

Als Karl sich vom Director verabschiedet hatte und hinaus ins Freie trat, standen die Sterne hoch am Himmel, doch kein Stern erleuchtete die Nacht seines Innern. Noch einmal blickte er hinauf zu den Fenstern der Unglückseligen — er wollte fort, es ließ ihn nicht von dannen. Er sah einen Stein an der Mauer und ließ sich erschöpft vor Aufregung und Müdigkeit auf diesen nieder. Wie lange er da gesessen, er wußte es nicht.

Schon vergoldeten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Zimmer der Häuser, als er aus seinem Hinbrüten erwachte.

„Das Kind! das Kind!“ rief er aus. „Wie es erlangen?“ Der gerade Weg schien ihm der beste. Er ging direct zu Frau Thal und theilte ihr mit, was vorgegangen. Die alte Frau verstummte. Sie hatte kein Wort des Vorwurfs, obgleich sie sich in unzählig qualvollen Stunden all die Lästerungen eingeprägt, mit denen sie ihn überschütten wolle, kreuzte noch einmal der Zufall ihre Wege. An eine solche Wandlung hatte sie nicht gedacht. Stumm nahm sie das Kind aus seiner Wiege und hielt es dem Manne, hin der so viel Unheil über ihr Haus gebracht. Er drückte es mit inniger Rührung an sein Herz und preßte einen Kuß auf die Stirn des kleinen Mädchens.

Frau Thal konnte nicht sprechen, sie hüllte, die kühle Morgenstunde berechnend, das Kind in warme Tücher und bestieg mit ihm den von Karl inzwischen herbeigeholten Fiaker. Wieder war man am Unglückshause angelangt.

„Beten Sie!“ sagte die alte Frau endlich, „vielleicht hilft Gott.“

Karl betete seit langen Jahren zum ersten Male; er betete aus der Tiefe eines schuldbeladenen, gequälten Herzens und die alte Frau, die da in Thränen gebadet an der Schwelle von Nr. 19 vor ihm lag, betete nicht minder inbrünstig. Indem sie sich bückte, mußte sie wohl die kleine Elsa gedrückt haben, denn das Kind schrie jämmerlich.

Im selbigen Augenblicke öffnete Ella die Thür; das Mutterherz verstand den Klagelaut des Kindes. Mit geöffneten Armen stürzte sie auf das Kind zu, sie hob es zu sich auf und sah es lange innig und liebevoll an.

„Du bringst mir das Kind, Mutter?“ fragte sie wie in halber Betäubung.

„Das Kind und seinen Vater!“ sagte Karl mit Nachdruck, indem er ihre Hand erfaßte und sie flehend an sich drückte.

„Karl, es hat mir von Dir geträumt“, sagte sie, sich mit der welken

Hand die Stirn streichend. „Du warst bei mir und batest mich Dir zu verzeihen und dann bist Du gegangen und ich war wieder so einsam — so einsam —“ wiederholte sie, sich wiederum die Stirn streichend. „Doch, nicht wahr, Karl — nun bleibst Du hier und die Mutter auch und das Püppchen auch! Ich bin auch wieder gut, ganz gut“, sagte sie, hoch aufathmend; „ach mir ist so wohl — doch Karl, warum weinst Du?“ sagte sie, ihre Arme um ihn schlingend — „denkst Du Deiner geschiedenen Frau? O, nicht doch — ich will Dir Alles ersetzen — nur geh nicht wieder fort —“ fügte sie, ihn fest am Aermel haltend, hinzu. — Es war als ob die ganze Zwischenzeit nur ein langer Traum, aus dem sie eben erwachte, für sie gewesen. Sie saß beglückt an Karls Seite, ihr Kindlein auf dem Schooß und wunderte sich nur stets und immer wieder über sein verändertes Wesen.

Der Director hatte mit sichtlicher Freude die Wandlung bemerkt. „Hoffen wir, daß es von Dauer ist“, sagte er der hochbeglückten Mutter die Hand drückend, „doch lassen wir vor allen Dingen die Vergangenheit aus dem Spiele.“ Er flüsterte dies auch Karl zu, der beglückten Auges an der zu neuem Leben Erwachenden hing. Im Laufe des Tages verschaffte sich der Director die Ueberzeugung, daß die Besserung eine ruhig fortschreitende sei und daß eine demnächstige Entlassung zu erwarten stehe.

Mit wie andern Gefühlen verließ Karl von Wildenfels am Abend dieses Tages das Haus. Oben am Fenster stand Ella und winkte ihm mit ihrem Tuche ein herzliches Lebewohl zu. — Sie glaubte, so war aus Allem zu ersehen, er sei von seiner Gattin getrennt, sie sei während der Geburt des Kindes schwer erkrankt und deshalb der Behandlung eines Arztes übergeben worden.

Als Karl zu Hause anlangte, warf er einen Blick in das Zimmer seiner Gattin. Sie bemerkte nicht, wie er die Portière hob. Hermine und Ilka hatten die Arme um die Mutter geschlungen und lasen mit ihr aus einem Buche. Still schlich er von dannen; wie konnte er jetzt in diesen Kreis treten!

In seinem Zimmer fand er ein Billet von Bertha, in welchem sie ihn in Kürze mittheilte, daß sie am folgenden Tage mit den Kindern zu ihrer Freundin reise, um die inzwischen zu erfolgende Auseinandersetzung zu erleichtern. Er wußte genug, sie reiste mit beiden Kindern.

Jetzt, da ihm Ella wiedergegeben war, empfand er die Trennung weniger hart, ja es war ihm fast lieb, daß Bertha nicht seinem Wunsch willfahrt war, denn jetzt, das fühlte er, hatte er nur für Ella zu leben. Mit magischer Gewalt zog es ihn doch noch einmal zurück an jenes Zimmer, wieder hob er den Vorhang; noch saßen Mutter und Töchter eng umschlungen; ja er durfte sie nicht trennen; ein langer, inniger Blick den holden Kinderköpfen, ein um Verzeihung bittender der blassen Frauengestalt — dann ließ er den Vorhang fallen und ging unbemerkt von dannen.

Er ordnete die ganze Nacht hindurch unter seinen Briefschaften, sortirte die Photographien, die erhaltenen Geschenke und Andenken und sonderbar! so oft er Gegenstände, die er von Bertha sei es zu Geburtstagen oder bei sonstigen Gelegenheiten erhalten, zurücklegte, immer wieder mußte er die Hand nach ihnen ausstrecken. Stand sie seinem Herzen doch näher als er glaubte? Ja, er war ja auf dem besten Wege gewesen, ihren Vorzügen gerecht zu werden, sie selbst aber hatte das Band zerrissen. Wie oft wiederholte er sich, daß sie so handeln mußte, daß sie in der Leere und Liebesbedürftigkeit

ihres Herzens Anschluß an Professor Elb gesucht, und doch schien die Vermuthung in ihm zur Gewißheit zu werden, daß sie nur aus dem Grunde auf Trennung dringe, um jenem ganz angehören zu können. War es nicht Feigheit seine Rechte aufzugeben und doch! hatte er sie nicht verwirkt?

Unter solch marternden Gedanken kam der Morgen. In den anstoßenden Zimmern wurde geräumt und gepackt; sollte er bleiben, einen rührenden Abschied nehmen? Ach, wie gern hätte er die Mädchen noch einmal an sein Herz gedrückt, doch — er fürchtete eine Auseinandersetzung; fort trieb es ihn, weit weg, wo es weder Anklage noch Rechtfertigung gab, wo er sehnsüchtig von den Armen der Liebe umfangen wurde.

Was sich nun wohl die Stadt erzählte? Die Einen meinten, die Stimme des Gewissens habe ihn zu Ella zurückgeführt, die Anderen, Berthas Intimität zu Professor Elb habe ihm das Recht gegeben, auch seinerseits der Neigung seines Herzens zu folgen — Niemand ahnte jedoch, daß Bertha selbst die Vereinigung ihres Gatten mit Ella Thal veranlaßt habe.

Ellas Zustand war schon nach 8 Tagen derart befriedigend, daß sie aus der Anstalt entlassen werden konnte. Kannte sie auch glücklicherweise alle unliebsamen Vorkommnisse von der Zeit ihres Tiefsinns bis zur Stunde ihrer Genesung nicht, so fühlte sie doch, daß ihres Bleibens in L. nicht war. Mit Freuden ging sie auf Karls Plan, den Winter in Italien zuzubringen, ein. Ihre geschwächte Gesundheit machte ohnehin eine Luftveränderung nöthig. Die Formalitäten der Scheidung waren gerade an dem Tage erledigt, als Karl und Ella dem Süden zueilten. Ein neues Leben sollte ihnen dort blühen.

Und Bertha? Eine unbeschreibbare Glückseligkeit war in ihre Brust eingezogen. Nicht das Glück des Wiederfindens hatte dieses Gefühl erzeugt, nicht die wieder erwachende Liebe zu einem bedeutenden Manne, den sie nun bald ihr eigen nennen sollte — es war das Bewußtsein, ein in Nacht und Irrthum verfallenes Menschenherz dem Leben zurückgegeben zu haben. Mit welcher Freude empfing sie Ellas Brief aus Verona, in dem diese, nachdem sie Alles erfahren der hochherzigen Frau für ihre im eigentlichsten Sinne durch sie ins Werk gesetzte Wiederbelebung dankte.

„Es ist heute gerade Pfingsten, das Fest der Wiederauferstehung", schrieb sie; „Ihnen danke ich mein wiedergewonnenes Leben und hege nur den einen Wunsch, daß auch Sie recht bald das Pfingstfest Ihrer Liebe begehen und an der Seite eines würdigen, hervorragenden Mannes, der Ihrer edlen Seele würdig ist das Glück finden, das Ihnen Karl zu seinem größten Bedauern, wie er jetzt selbst sagt, nicht zu bieten vermochte. Wo zwei gar zu verschiedene Individualitäten walten, ist die Harmonie schwer erreichbar. Karl hat wohl noch seine Stunden, in denen er auch für mich nicht zugänglich ist; er gedenkt, vermuthe ich, recht oft vergangener Zeiten, obgleich er nie davon spricht. Mich jedoch drängt es, Ihnen, verehrte Frau, als der hochherzigen Begründerin meines Glücks, einen herzlichen Gruß aus der Fremde zu senden. Mag dies in unserem Verhältniß auch sonderbar erscheinen, die Welt mag es bekritteln — in mir aber lebt die Ueberzeugung, daß echte Frauenwürde, die sich nicht zu stolz dünkt, jene arme Gefallene zu heben und an sich zu ziehen, deren Händedruck und Dank auch gern entgegennimmt. Leben Sie wohl, edle Frau und werden Sie so glücklich als es von Herzen wünscht

Ihre Ella."

„Sonderbar", murmelte Bertha, nachdem sie den Brief gelesen. „Was treibt sie, mir zu danken? Was soll ihr Glückwunsch?" Ein heftiges Pochen ihres Herzens gab Antwort auf die letzte Frage.

„O, ich war nicht so uneigennützig, als ich scheine", gestand sie sich. „Als ich die Unmöglichkeit einsah, Karls Herz zu besitzen, als ich durch seinen Treuebruch die schlagendsten Beweise hatte, da erlosch in meinem Herzen die Liebe für ihn. Und als dann das Bild jenes Mannes vor mir auftauchte, dem ich, als der Liebe erstes Sehnen in mir erwacht war, anzugehören wünschte, — da — da war ich nur Egoistin; ich dachte an mich und umwob mein Thun mit dem Glorienschein selbstloser Aufopferung."

Ein rascher Schritt, der sich der Thür näherte, unterbrach sie in ihrem Gedankengange. Die Portière hob sich, Professor Elb, jetzt ein ganz Anderer, reichte ihr freudig erregt die Hand, die sie herzlich drückte.

Der Professor hatte noch nie mit einem Worte einer Vereinigung mit Bertha gedacht; schon daß er sie täglich sehen durfte, genügte seinem vereinsamten Herzen. Bertha reichte ihm Ellas Brief und dunkle Röthe übergoß sein Gesicht; er wurde verlegen wie ein Schulknabe, der den Anfang zu einem Aufsatz sucht; schüchtern ergriff er Berthas Rechte und drückte einen langen, innigen Kuß darauf. „So laß uns denn ein Pfingstfest feiern, wie jene es wünschen!" sprach er ruhig, doch tief bewegt.

Sie sank an seine Brust und weinte Thränen reinsten Glücks.

„So mußte es kommen", sagte sie nach kurzer Weile, „daß Ella, die ich als Zerstörerin meines Glücks ansah, mir ein Glück begründen hilft, das mir so rein und groß nach all dem Weh, das ich erlitten, erscheint, daß ich fürchte, es nicht zu verdienen."

„Du nicht verdienen?" entgegnete Professor Elb strahlenden Auges. „Wo ist noch eine Frau, die so redlich mit sich gerungen, ihren Pflichten treu zu bleiben und die so bitter enttäuscht worden? Und wenn ich mein ganzes Leben nur dem einen Zwecke widmen wollte, Dir die unheilvolle Vergangenheit durch eine freudige Zukunft zu ersetzen, es reichte nicht aus!"

„Eine Stunde an Deiner Seite läßt mich leicht alles mir wiederfahrene Leid vergessen, Geliebter, und was mich in meinem Glücke am meisten beglückt ist das Bewußtsein, die Zukunft meiner Kinder den besten und würdigsten Händen anvertraut zu haben."

„Es sind Deine Kinder, Bertha, wie sollte ich sie nicht lieben?"

„Du guter, edler Mann!" rief sie in warmer Begeisterung.

Jahre sind seitdem verflossen. Man feiert im Hause des Professor Elb Herminens Verlobungsfest. Hermine sitzt bräutlich geschmückt an der Seite eines eleganten Mannes, dem das Glück aus jedem Zuge leuchtet. Ein hoher Mann mit dunklem Vollbart, in grauem Regenrock, gleitet am Portier vorüber; er ruft den noch immer im Hause dienenden alten Franz.

„Um Gotteswillen, unser gnädiger Herr!" ruft dieser; doch Karl von Wildenfels, denn er ist es, wehrt ihm das Sprechen. „Führe mich", sagte er gedämpften Tones, „in den blauen Salon; von dort habe ich unerkannt einen Blick in den Tanzsaal; ich muß mein Kind noch einmal sehen, ehe ich den Fuß auf fremde Erde setze."

„Der gnädige Herr wollen fort?" fragte Franz, als er seinen ehemaligen Herrn zu der bewußten Glasthür geführt.

schen hörten, die ihnen Interesse einzuflößen schienen, denn auch wir lauschten, um sie unseren Lesern hier ebenfalls wiederzugeben.

So erfuhren wir zum Exempel: „daß die für das junge meiningen'sche Erbprinzenpaar in Potsdam eingerichtete — früher der Fürstin Liegnitz gehörende Villa — zu einem höchst lauschigen, behaglichen Nestchen umgeschaffen sei, wozu die Frau Kronprinzessin Alles und Jedes selbst ausgewählt und angeordnet, fast jeden Nagel bestimmt, wo und wie er eingeschlagen werden solle! Eine niedliche Blondine wußte genau, die Wannen, Eimer und Bottiche für die Küche wären alle grün lakirt mit schwarzen Bändern! — Eine andere Dame theilte mit, daß die junge Gräfin W., eine Jugendgespielin und Freundin der Prinzessin Charlotte, derselben eine wundervolle Mappe zum Hochzeitsangebinde dargebracht, deren obere Seite die Worte zeigten: „Ein Blick in die Vergangenheit", während eine zweite Freundin ein kunstvoll schönes Ziertischchen gefertigt, welches von so wunderbarer und mühevoller Arbeit, so daß nur eben eine Freundin sie für die andere, die sie liebt und hochverehrt, vollenden kann. — Ein besonders redseliger Mund flüsterte den lauschenden Damen noch zu: daß Prinzeß Charlotte, deren Haarfrisur bisher eine einfache, kindliche — im Nacken verschlungene Zöpfe — war, in einer höchst naiven Weise geäußert haben sollte: sobald sie vermält sei, wolle sie gewiß „den alten Zopf" nicht mehr tragen! Da wurde der Festzug avisirt und lautlose Stille trat an die Stelle der von dem bunten Damenflor so lange lebhaft geführten Unterhaltung.

Es war ein wahrhaft königlicher Zug, der an die tief sich neigenden Zuschauer vorüber defilirte. Diamanten blitzten und funkelten; Sammet und Seide, Gold- und Silberstickerei wechselte ab. Es war wie eine glänzende Märchenwelt, in die man für einen Moment schauen durfte!

Dem Zuge voran schritt der Oberst-Marschall; ihm folgten paarweise Kammerherren und Kammerjunker. Es folgte denen das erste junge Paar: der Erbprinz von Meiningen und Prinzeß Charlotte, deren Schleppe vier Hofdamen trugen, während ihre Oberhofmeisterin an der rechten Seite dieser sechs Ellen langen Schleppe schritt.

Dem zweiten hohen Paar gingen ebenfalls wieder Kammerherren und Kammerjunker voraus. Die auch sechs Ellen lange Brautschleppe der Prinzeß Elisabeth trugen wiederum vier Hofdamen, und auch hier schritt die Oberhofmeisterin würdig an der rechten Seite einher.

Darauf paarweise Hof-, Oberhof- und oberste Hofchargen, die dem Kaiser vorangingen, der an der rechten Hand die Königin von Belgien — im rothen Sammetkleid und Atlasschleppe — und an der linken Hand die Großherzogin von Oldenburg in wassergrüner mit Spitzen garnirter Robe führte. Hier trugen Pagen die Schleppen. Es folgen Generaladjutanten, Generale à la suite, Flügeladjutanten, der Minister des königlichen Hauses, Hofstaaten, Damen und Cavaliere vom Ehrendienst der Königin und Großherzogin.

Der Kaiserin voran, welche jetzt nach allen Seiten huldvoll grüßend daherschritt, gingen zwei Kammerherren. Die hohe Monarchin, in einem weißen mit Spitzen garnirten Oberkleid, braunen Unterkleid mit Hermelinbesatz und brauner Schleppe, welche eingestickte Adler zeigte, wurde vom Könige der Belgier zur Rechten und vom Prinzen von Wales zur Linken geleitet. Vier Hofdamen trugen die Schleppe, der die Oberhofmeisterin rechts, die Palastdame und der Oberhofmeister links zur Seite schritten.

Adjutanten und Officiere vom Ehrendienst bei den fremdländischen Fürsten schlossen den Zug.

Der sich nunmehr den Zuschauern darbietende Anblick war ein höchst lieblicher. In zarten weißen, mit hellblau garnirten Kleidchen, Blumensträußchen in den Händen, gingen die drei jüngsten Töchter des kronprinzlichen Paares vorüber. In der Mitte Princeß Victoria, ihr zur Rechten und Linken Prinzeß Sophie und Margarethe. — Ein Beifallsgemurmel durchlief die Reihen. „Wie reizend und lieblich", tönte es vernehmlich flüsternd von den Lippen einiger Damen, und entlockten diese Worte ein glückliches Mutterlächeln der nunmehr folgenden Kronprinzessin, die, in weißer Atlasrobe mit gelber Brocatstoffschleppe, welche Pagen trugen, vom Großherzog von Oldenburg und dem Herzog von Meiningen geführt wurde. Die Oberhofmeisterin ging auch hier neben der Schleppe.

Der von Jedermann verehrte, namentlich von der Damenwelt mit den möglichst denkbaren Sympathien stets begrüßte ritterliche Kronprinz hatte zwei liebliche Partnerinnen zur Seite. Die Prinzessin Friedrich Karl in weiß und rother Robe, mit rother, silbergestickter Schleppe, und die Großherzogin von Baden, seine einzige Schwester, in weißer, mit einer Rosengarnitur geschmückten Atlasrobe. Wiederum zeigte sich jetzt dem aufmerksam Schauenden ein niedliches Miniaturbildchen. Die beiden jüngsten Officiere der Armee kamen zierlich angeschritten in ihren Uniformen, und ein: „Wie allerliebst" — aus dem Munde der Damen begleitete sie oftmals die Galerie entlang. Es war der zwölfjährige Prinz Leopold, einziger Sohn des Prinzen Friedrich Karl, und der kleine, vor Kurzem erst an seinem zehnten Geburtstag zum Secondelieutenant ernannte Prinz Waldemar, dritter Sohn des Kronprinzen.

Der Prinz Friedrich Karl geleitete die Herzogin von Sachsen-Altenburg und die bildschöne Prinzessin Albrecht, die eine weiße Robe trug, über welche eine Schleppe von Silberglacé wallte, die mit Purpursammet besetzt war.

Prinz Karl, Bruder unseres Kaisers, und der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha schritten zur Rechten und Linken einer recht imponirenden Erscheinung, die ein kräftig geschnittenes Profil zeigte. Es war die Herzogin von Anhalt, in meergrüner Robe, mit einer lila Sammetschleppe, die in Silber gestickte Arabesken zierten.

Auch der Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, die jetzt folgte, schritt ihr einziges Töchterchen, ebenfalls wie die kronprinzlichen Töchter in Weiß und Himmelblau gekleidet, voraus. Die von blauem Sammet mit Silberstickerei geschmückte Schleppe der hohen Frau wurde wie die von allen Prinzessinnen von zwei Pagen nachgetragen. Der Großherzog von Baden und der Großherzog von Hessen waren die Cavaliere der Herzogin.

Unsere Aufmerksamkeit wandte sich nunmehr dem nächstfolgenden Terzett zu, dessen männlicher Theil uns eine fremde Erscheinung zeigte. Es war der Bruder der Frau Kronprinzessin, Prinz Arthur, Herzog von Connaught eine uns sehr sympathisch berührende Persönlichkeit von geschmeidigem, zierlichem Körperbau und scharfem, edlem Profil. Er unterhielt sich lebhaft mit seinen beiden lieblichen Partnerinnen, der Erbprinzessin von Hohenzollern in grüner Sammetschleppe und der Prinzeß Marie, ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl.

Das allezeit bereite „on dit" flüsterte in diesen Tagen, daß die Residenz wohl bald wieder eine Hochzeit in Aussicht habe, und Prinz Arthur sich

vielleicht ebenfalls eine Hohenzollerntochter in sein nebliges „Old-England" heimholen werde. Wir können dies Gerücht indessen nicht verbürgen, da es keiner authentischen Quelle entfloß.

Die weitere Reihenfolge des Hochzeitszuges war: Prinz Wilhelm — unsers Kronprinzen ältester Sohn — mit der Prinzeß Marie von Sachsen-Meiningen und Prinzessin Louise Margarethe, jüngsten Tochter des Prinzen Friedrich Karl. Erstere in Rosa; Letztere wie die ältere Schwester in Weiß. Hiermit war der fürstliche Damenflor zu Ende, und es folgten nur noch bunte Uniformen, unter denen wir zuerst die der Marine bemerken, deren Träger der junge Prinz Heinrich — zweiter Sohn des Kronprinzen — ist. Kühn und mit klugen, lebhaften Augen schaut dieser fünfzehnjährige Officier in die Welt! Er ist bestimmt, muthig mit dem fließenden Element zu kämpfen, die Meere zu durchkreuzen, und wir können in diesem jungen Prinzen wohl den dermaleinstigen Admiral der Marine, Nachfolger des verstorbenen Prinzen Adalbert begrüßen.

Rechts und links schreiten die Prinzen Albrecht von Preußen und Heinrich der Niederlande Darauf Prinz August von Württemberg, Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg, Herzog von Anhalt, Herzog von Sachsen-Altenburg, Prinz Alexander, Herzog Georg von Oldenburg. Ferner: der Erbprinz von Anhalt, Prinz Friedrich und Ernst von Sachsen-Meiningen, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Philipp von Sachsen-Coburg, Prinz Friedrich von Anhalt, der Erbprinz und Prinz Friedrich von Hohenzollern, der Erbprinz von Schaumburg-Lippe und Prinz Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

Diesem imposanten und glänzenden Festzug folgte ein beifälliges Murmeln der Zuschauer, welches sich dann in laute Acclamationen der entzückten Damen Luft machte.

Der ziemlich tropisch gewordenen Temperatur der Bildergalerie halber verließen bereits nach diesem ersten Umgang, dem noch zwei folgen sollten, einzelne Zuschauer, die zu beiden Seiten in drei Reihen eine dicht gedrängte Phalanx bildeten, den Raum. Die übrigens vorzugsweise eleganten Toiletten kamen gar nicht zur Geltung und mit knapper Noth gelang es den eingepferchten Damen, die höchsten Herrschaften mit einem nur halbwegs brauchbaren „Hofknix" zu begrüßen.

Der Festzug war inzwischen durch den Weißen Saal bis zur Neuen Capelle gelangt und trat in der oben beschriebenen Folge in dieselbe ein, wo wiederum eine glänzende Versammlung wartete.

Die jungen Paare nahmen auf der vor dem Altar arrangirten erhöhten Estrade Stellung, die Majestäten, die hohen Gäste und die königliche Familie gruppirten sich nach der Rangordnung.

Eine feierliche Musik hob an, erhebender Gesang erscholl und danach vollzog der Hof- und Domprediger Dr. Kögel — während die übrige Hof- und Domgeistlichkeit als Gäste anwesend war — in kurzer, kräftiger Rede die Trauung. Er hatte den Text: „Seid fröhlich, geduldig in Trübsal, treu in Hoffnung und haltet am Gebet", seiner Festrede untergelegt und flocht in dieselbe noch die Wahlsprüche des Hauses Meiningen — „fideliter et constanter" — und des Hauses Oldenburg — „Ein Gott, ein Recht, eine Wahrheit", — sowie den Confirmationsdenkspruch der Prinzeß Charlotte: „Behüte Dein Herz", und den der Prinzeß Elisabeth: „Fürchte Dich nicht, denn ich habe Dich erlöst", schön und sinnig hinein.

Während die Ringe gewechselt wurden, erdröhnte vom Platz am Zeughause Kanonendonner laut herüber und zweiundsiebzig Schüsse bekräftigten den so eben geschlossenen Bund der jungen fürstlichen Ehepaare. Feierliche Orgeltöne begleiteten die königliche Gesellschaft in den Weißen Saal, wo nunmehr die Cour stattfand. Unter dem prächtigen Thronhimmel von tiefrothem Sammet, mit dicken Goldfransen geschmückt, standen die jungen Neuvermälten; ihnen zunächst Kaiser und Kaiserin; dann die hohen Gäste und die königliche Familie. Auch der greise Kaiser wohnte der über eine Stunde dauernden Cour stehend bei, was alle Anwesenden in Erstaunen setzte, und hat alle Feststrapazen dieser Tage mit einer Kraft und Munterkeit durchgemacht, die für sein hohes Alter bewundernswerth ist, und um welche ihn die Jugend wirklich beneiden könnte.

Auf dem Antlitz der beiden bräutlichen Fürstenfrauen prägte sich der Ernst des eben vorübergegangenen feierlichen Augenblickes noch längere Zeit aus!

Während der Cour, die eine überaus glanzvolle war, fand ein von verschiedenen Musikcorps executirtes Concert statt, dessen Programm aus folgenden sechs Piéçen zusammengesetzt war: Hochzeitsmarsch von Mendelssohn; Festouverture von Taubert; Vorspiel zu „Armida" von Gluck; Balletstück aus dem „Feldlager" von Meyerbeer; Reigen aus „Euryanthe" von Weber und Entréact aus „Lohengrin" von Wagner, also lauter deutsche Compositionen.

Nach Schluß der Cour und des Concerts begann das Souper, und zwar für die allerhöchsten und höchsten Herrschaften an der Ceremonientafel im Rittersaal; wobei der Fürst Pleß dem Kaiser die Suppe reichte, und der Oberstschenk, Prinz Biron von Kurland, den Wein credenzte. Alle übrigen Gäste erfrischten sich an Büffets, die im Grünen Salon, den altdeutschen Kammern neben der Bildergalerie, in den beiden Paradevorkammern, in den Braunschweigischen und den Elisabethkammern, sowie in dem Elisabethsaale aufgestellt waren. Hier wollen wir noch die Mittheilung einflechten, daß der letztere eine Wandbekleidung von erstaunlicher Pracht aufzuweisen hat. Rother Sammet ist als Grundstoff gewählt, auf den eine schwere Plattstickerei in Gold reiche Arabesken und Schnörkel bildet. Als die kronprinzlichen Herrschaften sich auf ihrer italienischen Reise befanden, erwarb der Kronprinz diesen Wandschmuck von einem römischen Cardinal und ließ ihn später zur Renovirung des Elisabethsaales verwenden.

Die etwas ermüdende, doch alt hergebrachte Ceremonie des Fackeltanzes nahm nunmehr ihren Anfang. Es waren für denselben drei Polonaisen componirt, die während seiner Dauer von 250 sich abwechselnden Trompeten executirt wurden.

Die letzte Tour geleitete die beiden neuvermälten Paare in die Brautkammern, wo die Kronen abgelegt und dem Tresorier überliefert wurden.

Eine ebenfalls aus grauer Zeit in unsere Tage mit hinübergenommene Ceremonie, die, wie man sich erinnert, zuerst im Jahre 1716 in Aufnahme gekommen, ist die Strumpfbandvertheilung. Es sind aber auch hier nicht mehr, wie die frühere Sitte es mit sich brachte, die wirklichen Strumpfbänder der Bräute vertheilt worden, sondern an deren Stelle zweihundert seidene Bänder mit den betreffenden aufgedruckten Monogrammen.

Am Morgen des 19. Februar verließ ein junger Officier mit einer ebenfalls im zarten Alter stehenden, einfach in dunkle Seide gekleideten Dame

am Arm ziemlich unbeachtet das königliche Schloß. Es war Erbprinz Bernhard von Meiningen, der mit seiner jungen Gemalin den Eltern derselben einen ungenirten „Guten Morgen" sagen wollte, und den Weg bis zum kronprinzlichen Palais zu Fuß zurücklegte, wo die frühen Besucher von der Oberwallstraße aus ihren Eintritt nahmen und nach Verlauf einer Stunde auch auf dieselbe Weise zurück ins Schloß gingen. Hiernach scheint es uns, wird das prinzliche Paar ebenso dem Frühaufstehen und den Frühpromenaden huldigen, wie es im Kronprinzenpalais Sitte ist.

Um zwölf Uhr an diesem Tage fand der feierliche Kirchgang der Neuvermälten in der Schloßcapelle statt; danach ein déjeûner dinatoire in den Gemächern derselben. Um drei Uhr fuhr jedes prinzliche Paar in einem mit sechs Rappen bespannten Galawagen zu den Majestäten, dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, Prinzen Karl, Friedrich Karl und allen höchsten und hohen Gästen zur Antrittsvisite.

Am Abend fand bei den Majestäten eine Soirée von vierhundert Personen statt. — Der nächste Tag brachte um vier Uhr ein Galadiner im Weißen Saale des königlichen Schlosses, und am Abend $7^1/_2$ Uhr eine Festvorstellung im Opernhause, wozu „Titus" von Mozart erwählt war. Am Donnerstag gaben die kronprinzlichen Herrschaften ein Diner im eigenen Palais und am Abend der englische Botschafter einen Ball. Der Freitag vereinte die hohe Gesellschaft zum Diner beim Prinzen Karl — das erste Mal, daß sich diese Festräume wieder öffneten seit dem Tode der Prinzessin; der Abend führte 1600 Personen zu einem Ball ins Schloß!

Am Sonnabend verließen schon mehrere Gäste die Residenz; auch der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Oldenburg rüsteten sich zur Abreise und zum Einzug in ihr eigenes Land. — Nach einem Familiendiner im Kronprinzenpalais siedelten am Abend auch der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen nach Potsdam in ihre Villa über. Bis zum 22. März wird die Villa ihre Bewohner fesseln, dann wollen dieselben sich dem Comer See zuwenden, um in der Villa Carlotta den Rest ihrer Flitterwochen zu verleben. Möge die Zukunft beiden neuvermälten Fürstenpaaren ein so helles, reines Glück bringen, wie der Tag war, an dem sie ihren Ehebund knüpften!

Vorüber sind nun diese Tage des Jubels und Trubels für die Residenzler, und das nüchterne Alltagsleben tritt wieder in sein altes Recht. Wer all den Glanz und die aufgebotene Pracht nahebei sehen durfte, dem scheint's wohl jetzt, als hätte er im Traum eine bunte farbenreiche Märchenwelt geschaut, die beim Erwachen plötzlich entschwunden ist!

Für Berlin waren die eben vergangenen Tage zum Volksfest geworden und auch unser vielgeliebter greiser Heldenkaiser hat in dieser Doppelhochzeit der Enkelin und Großnichte ein herrliches Fest erlebt.

In wenigen Wochen vollendet Kaiser Wilhelm sein einundachtzigstes Lebensjahr! Vielleicht ist's in den Sternen geschrieben, daß ihm über's Jahr am 22. März die zarten Händchen eines Urenkelchens noch einen Lorbeerkranz auf das würdige Silberhaupt legen!

— — — — — — — — — — — — —

Die Doppelhochzeit im alten Hohenzollernschloß zu „Kölln an der Spree" hat so sehr in der Gesellschaft prävalirt, daß uns zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Selbst Paul Lindau's neuestes Schauspiel „Johannistrieb", das wahre Federverrenkungen bei allen Kritikern erzeugt hat, um

dem enfant chèri der Kaiserstadt, „unserm" Lindau, Angenehmes zu sagen über sein neuerdings aufgetauchtes Talent, um jeden Preis (selbst den des Amüsements) ernst zu sein — selbst der Johannistrieb hat uns nicht von der Nothwendigkeit überzeugen können, daß Chamisso's Gedicht „von den drei Sonnen" Goethe's „Lied an den Mond" ersetzen soll. Seinerzeit (vor fünf Jahren) ist wenigstens Goethe vielmehr applaudirt worden als Chamisso und es ist merkwürdig, daß ein Mond mehr Licht giebt als drei Sonnen. Außer Paul Lindau spielte im künstlerischen Leben der Hauptstadt noch ein anderer Paul Pablo de Sarasate die erste Violine. Es giebt sogar Ketzer, die nicht mehr auf Joachim schwören, wie es Trinker giebt, die die spanischen Weine den ungarischen vorziehen. Dagegen bot uns die Bearbeitung des Oehlenschläger'schen „Correggio" (durch einen Herrn Moritz Meyer) im königlichen Schauspielhause keinen Feuerwein, sondern Wasser, nichts als Wasser. Die Sentimentalität und die Kunstpredigten passen nicht mehr in unsere Zeit, sondern sollen eine Jugendtheatererinnerung unserer Großväter bleiben. Selbst Berndal (Correggio) und Klein (Michel Angelo) vermochten daran nichts zu ändern, obwohl sie denkende Künstler sind. „Correggio" ist nichts anders als eine aufgeschminkte Theaterleiche, die nur eine dramaturgische Kurzsichtigkeit aus ihrem Grabe holen und für lebensfähig halten konnte. Kurzsichtigkeit, Dein Name ist Meyer!

Wien.

In den letzten Tagen des Fasching pflegt das Burgtheater in der Regel den „Wirrwarr" von Kotzebue zu geben, gerade so wie am ersten November sämmtliche Wiener Bühnen das thränenreiche Trauerspiel „Der Müller und sein Kind" bringen; das ist einmal so Brauch bei uns und wird es wahrscheinlich noch lange so bleiben. Doch vom Wirrwarr wollte ich reden, nicht vom hartherzigen „Müller" und nicht von seinem verliebten „Kind", denn der Wirrwarr der letzten Faschingstage war die Signatur für die Märztage. Politisches Hin- und Herschaukeln, theatralische Ereignisse und Umwälzungen, aufregende Coulissengeschichten, sociale Klatschtourniere, financielle Cancans — das eine verdrängt das andere, und das Resultat war — socialpolitisch-theatralisch-finanzieller Katzenjammer. Eines der Hauptereignisse der Faschingssaison war die Maskenredoute im Opernhause. Lange hatte sich der Kaiser gesträubt, außer den drei „Opernsoiréen" auch noch einen Maskenball zu bewilligen, aber endlich wußte jene Partei, die in der Veranstaltung einer solchen Redoute die Verringerung des Deficits sah, denn doch durchzudringen und der schöne, der herrliche Bau, der nur der hohen Kunst dienen sollte, wurde durch die saft- und kraftlosen Witze einiger Dutzend Dominos gründlichst profanirt. Man sollte nicht immer auf Paris hinweisen und sagen, daß in Paris die Oper auch zu Maskenbällen hergegeben werd . Man sollte sich deshalb nicht immer auf Paris berufen, weil ja dort die erst e musikalische Hofbühne überhaupt keine solche bedeutend künstlerische Stellun g einnimmt, wie die unsere. Aber wo man Geld braucht, schweigen alle ästhet - schen Bedenken! Nun, die Redoute ist im Großen und Ganzen recht ne t ausgefallen und nicht einmal die vielen Ratten vom Ballet, die Huldine n der dritten und vierten Quadrille, die Director Jauner mit mehr Rafin - ment als Feinsinn auf die jeunesse dorée losgelassen, vermochten dem ei l -

gen, gespreizten und ennuyirten Ton zu kräftigerem Pulsiren zu bringen. Es war Alles gemachte und nichts war natürliche Lustigkeit, — ein wahres Begräbniß des so berühmten Wiener Carnevals.

Im k. k. Opernhause wurde übrigens noch ein anderes Begräbniß begangen — jenes der „Makkabäer" von Anton Rubinstein. In Berlin und in Prag wußte sich das Werk des großen Pianisten eine bedeutende Stellung zu erringen, bei uns kam es über einen succès intime nicht hinaus. Der succès intime ist der schlimmste von allen Erfolgen, es mag dem Componisten noch so großer Applaus entgegengedonnert werden, der glückliche Autor der Novität mag noch so zahlreiche und stürmische Hervorrufe zu verzeichnen haben, der Lärm kann den Stempel der Vertraulichkeit, die Ovationen vermögen die Provenienz der Intimität nicht zu verleugnen und der Succès bleibt ein geheimer und hat viel mit dem verborgenen Händedruck gemein, den sich junge Verliebte mit Ausschluß der Oeffentlichkeit wechselseitig versetzen. Weit glücklicher denn als Componist, war Anton Rubinstein als Pianist und seine zwei Concerte, die er im Laufe von knapp acht Tagen im großen Musikvereinssaale veranstaltete, bildeten eine ununterbrochene Reihe von großartigsten Tiefen der Anerkennung und Bewunderung, die das Publicum dem „sarmatischen Helden" entgegen brachte. Wohl ist das ein sarmatischer Held, der so starken körperlichen wie geistigen Heroismus entwickeln kann. Ein Beispiel, d. h. ein Tag für viele. Es war am Sonntag dem 3. März. Am Mittag erschien Rubinstein auf dem Podium des großen Musikvereinssaales, um in einer Suite sein Programm, das aus nicht weniger denn sechzehn Nummern — darunter eine Beethovensche Sonate — bestand, zu spielen. Diese Forcetour war an und für sich verblüffend. Kaum hatte sich der bejubelte Künstler von den ewigen Ovationsumarmungen freigemacht, so begab er sich zu einem im Freundeskreise für ihn veranstalteten Diner. Das Diner war üppig, aber kurz, die bewirthende Frau der Hauses hatte es eben so eingerichtet, daß ihr berühmter Gast vor dem Theater noch eine Parthie Whist spielen könne. Und in der That, beim schwarzen Kaffee wurde mit den Karten angefangen und bis $^3/_4$7 Uhr waren sechs wohlconditionirte Doppelrobber absolvirt. Schlag sieben Uhr erschien der Componist der Makkabäer am Pulte des Opernorchesters, um zum zweiten Male sein musikalisches Drama zu dirigiren. Und nach beendeter Vorstellung endlich versammelte Rubinstein der Starke den ganzen lebendigen Theaterzettel der Makkabäer in einem Saale des von ihm bewohnten Hotels, um den heldenmüthigen Juden, die den grausamen Syrerkönig Antiochus zum Lande hinaus gejagt, ein solennes Souper zu geben. Es wurde bei diesem Souper viel gegessen, noch mehr getrunken und selbstverständlich auch einiges geredet, denn ein Jeder wollte seine Tischrede anbringen. Der Gastgeber trank auf alle Künstler und Künstlerinnen, die in seinem Werke gesungen; der Hofclavierfabrikant Ludwig Bösendorfer trank auf den Pianisten Rubinstein und dessen Familie; Kammersänger Gustav Walter ließ den Director Jauner und Director Jauner ließ den Componisten Rubinstein hoch leben. Und so ging es fort mit Grazie und Champagner bis zur grauenden Morgenstunde und so habe ich den Tag eines „armen" Künstlers geschildert.

Die italienische Stagione fängt heuer sehr spät an und wird sich in Folge dessen bis tief in den Vorfrühling hinein erstrecken. Die erste Vorstellung ist auf den 18. März festgesetzt und jene Welt, die sich den Luxus eines exotischen Kunstgenusses noch immer vergönnen kann, beschäftigt sich ganz

ernstlichst mit der Frage, ob denn eine Stagione ohne die Patti gedacht werden könne . . . Denn Adeline Patti, geschiedene Marquise de Caux und glückliche Nicolini will vor der Hand nicht mehr nach Wien kommen. Die Einen behaupten, weil sie sich anderswo noch mehr verdient, die Anderen, weil sie darüber verletzt sei, daß ihre neue „Ehe" und ihre neue Stellung von der alten Aristokratie der österreichischen Hauptstadt nicht ostentativ genug anerkannt worden sei. Ob nun Christine Nilsson die Stagione ganz allein tragen könne, das ist allerdings ein Punct, ein Fragepunct, den die Majorität der Theaterfreunde zu Ungunsten der schwedischen Nachtigall (zweiter Auflage) und zu Gunsten der italienisch-spanisch-jüdischen beantwortet. Die Nilsson, die im vergangenen Jahre einigermaßen verblüffend auftrat, wird dieses Mal ganz entschieden kalt lassen, — zwei Mal geht der interessante Schwindel vielleicht denn doch nicht.

Der berühmte Baritonist Faure, der zum ersten Mal in Wien erscheint, dürfte einigermaßen enttäuschen. Faure ist über die erste und zweite Blüthe bereits hinaus und nicht gewohnt, sich mit dem Nachsommer zu begnügen. Wenn also Director Jauner abermals einige bittere Erfahrungen in Bezug auf die Cassenerfolge haben dürfte, soll es uns nicht wundern. Speculationen sind stets den Chancen unterworfen. Herr Jauner ist, wie man sichs in den weitesten und indiscretesten Kreisen der Residenz in die Ohren flüstert, um irgend eine Auszeichnung für seinen Rock eingeschritten. Es darf, wie es der ehrgeizige Mann in großmüthiger Weise freistellt, der Orden der „eisernen Krone" sein, mit dem bekanntlich der Ritterstand verbunden ist oder der Titel eines k. k. Hofrathes. Herr Jauner möchte also Ritter von oder k. k. Hofrath werden, am liebsten würde er wohl auf eine Combination eingehen und sich von Jauner und Hofrath nennen lassen, das gäbe den Orden auf die Brust, das Bändchen ins Knopfloch und die Goldstickerei auf den Kragen, aber die Bäume wachsen nicht in den Himmel, und so sehr auch die Schwierigkeiten, die eiserne Krone zu erlangen, seit jener Zeit etwas geschwunden sind, da man anfing, dieselbe mehreren Gründern verwegenster Sorte anzuheften, so sehr wird man sichs hohen Orts überlegen, ob man den Director der Hofoper lediglich deshalb decoriren und adeln soll, weil er Maskenredouten und Deficite zuwege gebracht hat.

Die Kaiserin ist endlich von England wieder nach Wien zurückgekehrt. Durch die Abwesenheit der hohen Frau gerade während des Faschings ist dem hiesigen Geschäftsleben ein erheblicher Abbruch angethan, denn eine Reihe von Hof- und Kammerbällen ist ausgefallen und die vielen Erwerbszweige, die mit solchen Festlichkeiten in großem Stile zusammenhängen, sehnten sich vergeblich nach Erquickung. Seit ihrem Verweilen in der österreichischen Residenz hat sich Kaiserin Elisabeth nur ein Mal der Bevölkerung gezeigt und zwar auf dem Balle der „Industriellen", jenem carnevalistischen Vereinigungspuncte der haute bourgeoisie und haute finance. Die Kaiserin pflegt auf solchen Ballfesten an jede der Patronessen ein paar gnädige Worte zu richten und dieses Mal fiel es ganz besonders auf, daß sich dieselbe so lange mit einer Dame der jüdischen Finanzaristokratie beschäftigte. Diese glückliche Dame war Frau Baronin Gustave Springer, geborene Königswarter aus Paris. Quasi entschuldigend sagte Kaiserin Elisabeth zur Vertreterin des jungen Adels: „Leider habe ich so selten Gelegenheit, an solchen glänzenden Festen, wie es das heutige ist, theilzunehmen, aber ich bedarf der Ruhe zu sehr, als daß ich viele Nächte opfern könnte; für mich, für meine Gesundheit

ist es das Beste, wenn ich schon vor zehn Uhr die Ruhe aufsuche.“ Wenn man nun bedenkt, daß vor dreißig Jahren noch die Juden in Wien nur tageweise tolerirt waren und zur deutlichen Erkennung gelbe Fleckchen tragen mußten, und heute eine Jüdin in so huldvoller Art von der höchsten Frau im Lande ausgezeichnet wird, so muß man allerdings gestehen, daß die Kinder Israels über den Geist der Zeit sich nicht zu beklagen haben.

Die Todtenliste der jüngstvergangenen vier Wochen verzeichnet zwei Fälle interessanter Qualität. Die zwei Persönlichkeiten, die man in kühle Erde bettete, gehörten zwar den verschiedensten Lebenssphären an, aber einen Berührungspunct hatten sie gleichwohl und dieser eine Berührungspunct war die Excentrität. Und wer waren denn diese zwei interessanten und excentrischen Individualitäten? Die eine war und hieß Graf Moritz Sandor, die andere Anna Ulke. Graf Sandor, der Vater der Fürstin Pauline Metternich, war der kühnste Reiter, Anna Ulke war die kühnste Volkssängerin. Im Jahre 1848 hatte der edle Graf, der sich in den Zeiten des absolutistischen Polizeistaates keine Scrupel daraus machte, Bürgerfamilien als „Hinderniß“ bei seinen Reitübungen zu überspringen (wohl auch niederzusprengen), liberale Anwandlungen, und Anna Ulke hatte vor einigen Jahren einmal Anwandlungen, im Theater zu singen. Im Jahre 1805 geboren, verbrachte Graf Moritz Sandor von Slavnicza seine ganze, große Lebensdauer — zehn Jahre des Blödsinnes sind davon abzurechnen und vielleicht sechs Jahre der ersten Kindheit — zum Besten der Pferdezucht und zur Belustigung des Publicums. Einst machte es sehr viel Aufsehen, daß der edle Graf in Pest eine Stiege auf- und abgeritten, daß er einen Leiterwagen übersetzt und im Prater über den Kopf einer alten „Obstlerin“ hinübergeritten sei und ganze Alhums wurden von diesen und ähnlichen Reiterhindernissen unerhörtester Art angelegt, die spätere Zeit hatte aber kein Interesse mehr für solche Passionen und die jetzige Generation kannte den hochgeborenen Herrn nur noch, wie man einen Helden aus der Mythe kennt.

Anna Ulke hatte den Vorzug, bis zu ihrem letzten Athemzuge populär zu sein. Allabendlich sang sie im Orpheum ihre gewagten Lieder und die Menge klatschte der in Noten gesetzten Verwegenheit fanatischen Beifall zu. Wie „beliebt“ die Volkssängerin war und welches Geschäft der Besitzer des Orpheums in der Harmoniegasse mit ihr machte, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß der modernen Sappho für jeden Abend — 80, sage achtzig Gulden bezahlt wurden. Das macht pro Monat nahezu dritthalbtausend Gulden, eine Primadonnengage beneidenswertheste Höhe! Vor zwei Jahren zog sich Anna Ulke von der „Pawlatschen“ (Volksbezeichnung für Podium) zurück, trat im Theater an der Wien als Soubrettensängerin auf und holte sich in der Fledermaus als Prinz Orlofsky sogar einen anständigen Erfolg. Aber diese Luft behagte der „Künstlerin“ nicht lange, sie sehnte sich nach dem Tabaksqualm des „Tingl-Tangl.“ Hier war sie groß geworden, hier wollte sie „weiterstreben.“ Aber der Tod ist grausam und unerbittlich; kaum fünfunddreißig Jahre alt mußte die Jüngerin Apolls an die Vergänglichkeit alles Irdischen glauben. Die Musen weinen wohl nicht an ihrem Grabe, aber es weint das Orpheum und es weinen dessen Habitués und Hausfreunde.

Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

VII.

Es ist im geistlichen Reiche nicht anders, als in jedem weltlichen, und immer behält der Dichter Recht: „Nur der Lebende hat Recht!“ Könnte der todte Pio nono jetzt noch einmal die Augen aufschlagen und zurückkehren nach seinen Gemächern im Vatican — er würde bemerken, wie letzterer unter dem Befehl eines neuen Herrn schon eine vielfach veränderte Erscheinung zeigt, daß die alten Diener, die freilich das Vertrauen des Greises arg gemißbraucht haben mögen, entlassen, gewisse weibliche Bewohner, die Pius nicht bemerkte oder, gegen die Frauen gutmüthig bis zum letzten Moment, nicht bemerken wollte, beseitigt sind, und daß vor Allem der Vatican aufgehört hat, das bisherige „Gefängniß“ zu sein! Leo XIII. weist vielmehr den Gedanken, sich als „Gefangenen“ zu betrachten, mit Entrüstung von sich und wird während des Sommers nicht im Vatican, sondern im Castell Gondolfo residiren.

Sie haben wohl schon ein Bild des neuen Papstes gesehen, meine Gnädige? In Berlin machte man, als die ersten Bilder dahin kamen, sogleich die Bemerkung, daß Cardinal Pecci eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem in den gelehrten Kreisen wohlbekannten, hochgeschätzten Professor Zeller besitze. Auf keinen Fall sieht man der Person des Kirchenfürsten die achtundsechzig Jahre an, die er soeben voll zurückgelegt hat — sein Geburtstag ist nämlich der 2. März 1810 gewesen. Auch seine Familie scheint, wie die des verstorbenen Pontifex, eine recht langlebige — hat er doch einen älteren Bruder, der schon im vierundachtzigsten Jahre steht.

Hörte nun aber der Vatican auch auf, das nominelle „Gefängniß“ zu sein, als welches ihn der trotzige, schmollende Pius IX. betrachtet wissen wollte, so wird mons vaticanus darum doch noch nicht zum mons quirinalis kommen, wie einst der aus der Bibel Ihnen bekannte Berg zum Propheten kam. Die Etikettenrücksichten scheint man indeß zwischen Vatican und Quirinal beobachten zu wollen und so hat denn der von König Humbert, seinem Bruder, zum Commandanten der in Rom stehenden Truppen ernannte Herzog von Aosta demselben gemessene Instructionen zugehen lassen, betreffend die Erweisung militärischer Ehren, falls der Papst sich öffentlich zeigen sollte.

Die Streitfrage „Simeoni oder nicht?“ ist nun ebenfalls entschieden: es tauschen die beiden Cardinäle Simeoni und Franchi ihre Rollen. Simeoni (geb. 1816) war bisher Staatssecretär und wurde jetzt Generalpräfect der heiligen Congregation „de propaganda fide“; Alexander Franchi (Römer von Geburt und gegenwärtig 59 Jahre alt) war bisher dieser Präfect und ist heute Leos XIII. Staatssecretär. Endlich zu dem, was der neue Papst als Cardinal Pecci war, Camerlengo des Stuhles Petri, hat er den Cardinal Antonin de Luca (geb. 1805) erwählt, einen gelehrten, bescheidenen und gemäßigten Mann. Fürst Schwarzenberg war zum Camerlengo für die Ceremonie des Fischerringes ernannt, wäre aber, wenn er im Amte bestätigt worden, wenig geneigt gewesen in Rom statt in Prag zu residiren, wo seine erzbischöfliche Stellung, auch in rein gesellschaftlicher Hinsicht, die glänzendste und angenehmste ist. .

Jedoch — vom Vatican nun zu schweigen — ich irre mich wohl kaum, wenn ich annehme, meine schöne Herrin hört mich lieber, als von ihm, von dem Quirinal plaudern. Ich kann Ihnen in der That von da noch Einiges erzählen. So war es z. B. sehr auffällig bemerkt worden, daß der königlich sächsische Hof, also gerade der mit der jungen Königin am nächsten verwandte, beim Begräbniß Victor Emanuels gänzlich unvertreten blieb. Der schlimme Zufall hatte gewollt, daß bei der Mittheilung vom Tode des Monarchen gegenüber den hohen Verwandten in Dresden ein Etikettenverstoß begangen worden war, welcher es dem feinfühlenden König Albert unmöglich machte, zur Trauerfeier einen Repräsentanten nach Rom zu senden. Natürlich ist dann von Seite des Quirinals sofort, und mit Erfolg, versucht worden, die heikle Sache zu redressiren, und infolge dessen hat sich nunmehr ein außerordentlicher Abgesandter des sächsischen Königshauses nach Italien begeben, um aus der Heimath der Mutter der Königin die aufrichtigsten Glückwünsche zur Thronbesteigung zu überbringen. Die betreffende Wahl fiel auf den Grafen Franz zu Lippe, königl. sächsischen General der Cavallerie a. D., einen stattlichen Achtundfünfziger, Gemal einer durch Schönheit bekannten Baronesse von Beschwitz, die ihren Gatten bei dieser ehrenvollen Mission begleitet hat.

Dann habe ich meiner Gnädigen ein ganzes Pöstchen von Verlobungen und

Verbindungen — theils Thatsache, theils Hypothese und Combination — aus allen vier Himmelsgegenden, und darunter auch ein zweifaches „on dit" aus dem Quirinal mitgebracht. Der Herzog von Aosta, der ehemalige König von Spanien, ist, wie Sie wissen, seit dem 6. November 1876 Witwer der Prinzessin Maria della Cisterna, die ihn mit drei Söhnen beschenkt hat. Es heißt nun, der Herzog werde demnächst dem Witwerstand entsagen und sich in zweiter Ehe mit der am 29. October 1852 geborenen Prinzeß Marie Christine, mittlerer Tochter des Herzogs von Montpensier und bisher noch ledig gebliebener Schwester der Gräfin von Paris und der Königin Mercedes von Spanien, vermälen. Das Gerücht will ferner wissen, daß der Bruder der Königin Margaretheus von Italien, der am 6. Februar 1854 geborene Herzog Thomas von Genua, demnächst um die Hand seiner Cousine Antoinette, Tochter des Großherzogs von Toscana aus erster Ehe mit Prinzessin Anna von Sachsen (geb. am 10. Januar 1858), sich bewerben werde. Sie finden das anmuthige Bild der zwanzigjährigen, früher meist in Dresden und Pillnitz bei ihren königlichen Großeltern lebenden Erzherzogin im neuesten Gothaischen Hofkalender.

Damit sind die Verlobungsgerüchte nicht zu Ende. In Berlin glaubt man, daß der Herzog von Connaught, Prinz Arthur von England, dritter Bruder der deutschen Kronprinzessin, der soeben mit dem Prinzen von Wales Gast bei der Doppelhochzeit war, demnächst dahin zurückkehren werde, um als Bräutigam der Prinzessin Luise Margarethe von Preußen, jüngster Tochter des Prinzen Friedrich Carl, sich zu proclamiren. Und am großherzoglich badischen Hofe, sagt man, stände gar eine Doppelverlobung in Aussicht: die des Erbgroßherzogs, des ältesten Enkels unseres Kaisers, mit Prinzessin Victoria, Tochter des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, also eines Neffen unseres Kronprinzen mit einer Nichte der Kronprinzessin, sowie die der badischen Prinzessin Victoria mit dem Kronprinzen von Schweden. Letzteres Paar ist freilich noch sehr jugendlich, d. h. Er wird im Juni zwanzig und Sie im August sechzehn Jahre. Doch wäre gerade diese Verbindung von genealogischem Interesse; es verschwägerten sich darin die beiden schwedischen Königsfamilien, die Wasa's und die Bernadotte's.

Apropos, Berlin und die Doppelhochzeit. Es waren unvergeßliche Tage, die ihre höchste Weihe dadurch erhielten, daß die Nation sie mit dem Hof zusammen beging. Nun weiß ich zwar, daß man Ihnen aus der preußischen Hauptstadt sehr gut berichtet, und ich respectire diese älteren Rechte; nur Einiges, wovon ich annehmen möchte, daß es Ihr Referent nicht gleichfalls Ihnen schreibt, weil es vielleicht nur eine individuelle Ansicht meiner Wenigkeit ist, nehmen Sie wohl mit gütigem Ohr hier aus meinem Mund entgegen. Eines möge nur ganz vertraulich geäußert sein: in den Trousseaus der Prinzessinnen hatte mehr Geschmack, feinere Auswahl, Rücksicht auf Kleidsamkeit und wirkliche Vornehmheit der Erscheinung Mama Friedrich Karl entfaltet, als die Kronprinzessin, die ja überhaupt sehr viele andere vortreffliche Eigenschaften in höherem Grade besitzt, als exquisiten und unbestreitbaren Geschmack in der Auswahl und Zusammenstellung ihrer Toiletten. Wer die beiden hohen Damen, die jetzt ihre Töchter ausgestattet haben, Jahre lang von Angesicht zu Angesicht gesehen, der konnte schon von vornherein nicht zweifelhaft darüber sein, wo der feinste Blick, der gewählteste Sinn in der Beschaffung und Anordnung des Trousseaus sich kundgeben würde.

Wie beneidenswerth mögen in den letzten Wochen die beiden Prinzessinnen allen Bräuten und „Solchen, die es werden wollen", erschienen sein! Dennoch gab es eins oder das Andere, worauf die prinzliche Braut verzichten mußte, während es jede bürgerliche Braut genießt. Z. B. daß Letztere natürlich doch mit dem Bräutigam im „Brautwagen" zur Trauung fährt! Dagegen fuhr der Erbprinz von Meiningen von seiner Privatwohnung in der entfernten Invalidenstraße allein ins königl. Schloß und Prinzessin Charlotte hatte in der sechsspännigen, prächtig angeschirrten und mit berittenen Fackelträgern umgebenen Equipage die kronprinzliche Mutter neben sich. Noch mehr mußte Prinzessin Elisabeth resigniren. Da die ständige Wohnung ihrer erlauchten Eltern, des Prinzen und der Prinzeß Friedrich Karl, sich selber im königl. Schlosse befindet, so entging ihr ganz und gar die Brautfahrt über die Straße hinweg, an der hurrahrufenden, glückwünschenden Menge vorüber, und sie hatte aus ihrem Boudoir und Ankleidezimmer sich lediglich über die Corridore und einige Säle nach dem Kurfürstenzimmer zu begeben, wo sie der Bräutigam erwartete und der Brautzug sich ordnete.

Auch habe ich noch einem Versprechen nachzukommen. Sie erlaubten mir,

[illegible] zu dürfen, ob der letzte Act der Hochzeitsfeier auch diesmal die [illegible] Sitte der Strumpfbandvertheilung sein würde, die seit Anfang dieses [illegible] das frühere Strumpfbandlösen, welches hinwiederum an Stelle des [illegible] Gürtellösens getreten ist, ablöste. Hony soit qui mal y pense! [illegible] graziöse Stück gute, alte Zeit" ist beibehalten worden — natürlich [illegible]: nicht die kostbaren, von den hohen Bräuten am Vermälungsabend [illegible] Strumpfbänder, sondern 200 kleine mit Fransen besetzte seidene [illegible] Bandstückchen mit den Namenszügen der Prinzessinnen waren es, [illegible] Herrn der Hofgesellschaft die (interimistische) Oberhofmeisterin der [illegible] und die Oberhofmeisterin der Frau Prinzessin Friedrich Karl [illegible] erstere fungirte bei dem Fest die Prinzessin Biron von Kurland, [illegible] „Oberst Schenken", eine russische Fürstin Helene Meschtschersky von [illegible] Hofdame der Kaiserin-Mutter von Rußland, jetzt im achtundfünf[illegible] — die zweite dagegen ist (nicht blos interimistisch) die Gräfin [illegible] Sevensleben, geborene Gräfin von der Osten Sacken, eine verwitwete [illegible], schon vierundsiebzigjährige Dame. Jene wirklichen Strumpf[illegible] das Entzücken der Betrachterinnen in der Ausstellung der Trouf[illegible] hatten, waren für Prinzeß Charlotte — nach eigenhändiger Zeichnung [illegible] Prinzessin — weißer Moire antique, reich mit Silber gestickt und [illegible] Wirthenzweigen in grüner Seide, für Prinzeß Elisabeth, deren Lieb[illegible] ist, blauer Moire antique mit prachtvoller Goldstickerei — beide [illegible] (englischen) Strümpfen über dem Knie getragen zu werden. [illegible] Phantasie malte es uns wohl leicht aus, wie mit dem Weiß der Sei[illegible] dem correspondirenden Weiß der hohen geknöpften Atlasstiefel, [illegible] für eine wie für die andere Prinzessin als Brautstiefel figu[illegible] Band reizvoller contrastirt hat, als das gleichfalls weiße.

[illegible] erwähnten Verlobungen sind bisher eben nur geplante, vielleicht so[illegible] Theil — blos vermuthete; ich kann Ihnen aber auch einige thatsächlich [illegible] So ist das jüngste Brautpaar der ersten Gesellschaft Berlins [illegible] und eine Freiin Saurma. Graf Wilhelm von Hohenau, [illegible] Söhne des Prinzen Albrecht von Preußen (verstorbenen Bru[illegible] Kaisers), aus seiner zweiten (morganatischen) Ehe mit Fräulein Rosa[illegible] ist am 25. April 1854 geboren und gegenwärtig, ebenso wie sein [illegible] Graf Friedrich (geb. 1857), Lieutenant im preuß. 1. Gardebra[illegible] Gräfin Hohenau, die Mutter (geb. 1820, verm. 1853), lebt zurück[illegible] Witwensitz Schloß Albrechtsberg bei Dresden, dem schönen Aus[illegible] der Elbe (einstmals das vielbesuchte Findlatersche Etablissement). [illegible] Saurma (geb. am 6. October 1857) ist das älteste Kind des [illegible] Saurma von der Jeltsch-Lorzendorf, Chefs der jüngeren Saurma[illegible] Lorzendorf und Ober-Struse im Kreise Neumarkt in Schlesien, in [illegible] nach dem Recht der Erstgeburt in der männlichen Descen[illegible] Die Mutter der Braut ist Gräfin Lory Henckel, Freiin von Don[illegible] 1838, Ehrendame des Malteser- und des bayrischen Theresienordens [illegible] am 7. Jan. 1857 in Breslau stattgefundenen Vermälung mit Graf [illegible] (der 1831 geboren ist) Witwe des Grafen Hippolyt Renard, [illegible] Bruders des bekannten Sportsman und Deputirten Grafen Jo[illegible] Diese von der noch nicht siebzehnjährigen Gräfin geschlossene Ehe [illegible] kürzester Dauer; am 1. Juli 1855 war die Hochzeit und am 18. Oc[illegible] starb Graf Hippolyt. Die 18½ Jahr alte und kinderlos ge[illegible] trat dann ein zweites Mal vor den Altar und wurde noch im Ver[illegible] sechs Wochen nach ihrem 19. Geburtstag, glückliche Mutter. Man [illegible] noch nicht Vierzigjährigen und von der jungen Braut mit [illegible] ein schönes Weib ist noch die Mutter — die Tochter ist ein schönes [illegible]

[illegible] high life haben drei interessante Verlöbnisse stattgefunden: [illegible] Cäsar Strassoldo, k. k. Lieutenant in der Reserve des 10. Jäger[illegible] des verstorbenen Statthalters von Steiermark, und Baronesse [illegible] Kuhnenfeld, Tochter des Feldzeugmeisters und commandirenden [illegible] — zwischen Graf Max Seilern und Aspany (geb. 1845), [illegible] bei der österreichisch-ungarischen Botschaft in Petersburg, und Grä[illegible] Hohenwart-Gerlachstein (geb. 1858), Tochter des früheren [illegible] — endlich zwischen dem Erbprinzen Albrecht von Oettingen-[illegible] 1847) und Prinzessin Sophie Metternich (geb. 1857), erstem

Kinde des Fürsten Richard und der Fürstin Pauline, welches den Eltern, als Fürst Richard Gesandter in Dresden war, geschenkt wurde. Also auch diese weltberühmte Schönheit und Weltdame kann nicht verwehren, daß die Natur sie allgemach zur Matrone und — Großmutter macht!

Weiter habe ich Ihnen von mehreren Vermälungen, die der verflossene Monat noch gebracht hat, zu berichten. Anna Hofmeister, die „beauté pleine de majesté" der Berliner Hofoper, ist nun die glückliche Gattin ihres Collegen Max Sachse, und ihre Collegin Minna Lammert (die dritte der Bayreuther „Rheintöchter") die solche des Berliner Arztes Dr. med. Tamm. In Potsdam fand bei Anwesenheit der kronprinzlichen Herrschaften die Hochzeit des Grafen Adolf Keller (geb. 1845), königl. preuß. Hauptmanns im großen Generalstab und Militärattachés der deutschen Botschaft in Wien, mit seiner Cousine Gräfin Elisabeth (geb. 1851) statt, der jüngsten Tochter des Oberschloßhauptmanns und Intendanten der königlichen Gärten, Grafen Alexander Keller, und kinderlos gebliebener Witwe des im letzten französischen Feldzug gefallenen Ulanenlieutenants Oskar von Stojentin, mit dem sie seit nicht vollen acht Monaten vermält war, während sie wenige Wochen nur, vom Trauungstag, dem 9. Juni 1870, bis zur Mobilmachung Mitte Juli ihm angehören konnte. Ein tragisches Geschick im Lenz eines Lebens, dem nun der Sommer sich glücklicher gestalten möge!

Die morganatische Vermälung des Prinzen Heinrich von Hessen, Bruders des Großherzogs, königl. preuß. Generalmajors und Commandeurs der 16. Cavalleriebrigade in Trier, mit Fräulein Caroline Willich, genannt von Pöllnitz, hat in Darmstadt im Elternhause der Braut stattgefunden. Die bürgerliche Eheschließung wurde von dem als Standesbeamter des großherzogl. Hauses fungirenden Ministerpräsidenten Freiherrn von Starck im Palais des Prinzen in Bessungen vorgenommen. Der nunmehrigen Gemalin seines Bruders und ihrer zu erhoffenden Descendenz wurde vom Großherzoge Titel und Wappen von Freiherrn und Freiinnen von Nidda verliehen.

Auch die beiden „Rothschildchen" — bei Absendung meines vorigen Bulletins an Sie noch Brautschaften — sind nun mit allem Glanz und Pomp, den das Millionärgeschlecht sich erlauben darf, vollzogen. Ich kann meiner Gnädigen in Bezug hierauf mit zwei amüsanten Histörchen aufwarten. Unter den Juwelieren hatte sich die Kunde verbreitet, daß Herr Max Goldschmidt, Sprößling und Compagnon der reichen Familie und Firma B. H. Goldschmidt seiner Braut vor der Hochzeit ein prachtvolles Juwelengeschenk zu machen gewillt sei, das angeblich den Werth von 300,000 Franken haben solle. Die Kunde hatte nicht mehr als elf Juweliere aus den europäischen Hauptstädten, aus Wien, Brüssel u. s. w. nach Frankfurt a. M. gelockt. Sie legten ihre Schmucksachen der jungen Baronesse und deren Mutter vor; begreiflicherweise erregten die Gegenstände das Entzücken der Dame, Frau Baronin Willy von Rothschild (Mathilde, aus dem Wiener Haus) äußerte sich — übrigens in Gegenwart der Juweliere — ihrer Tochter Minna gegenüber aber dahin, daß ihr die Schmucksachen denn doch zu werthvoll erschienen, und sie redete der Genannten zu, ein so theures Geschenk abzulehnen. Das geschah — und die Herren mußten unverrichteter Sache mit ihren Schätzen von dannen ziehen. Dagegen erzählt man sich von Fräulein Hannah von Rothschild in London, die den Earl von Roseberry (präsumtiven Erben des Herzogstitels von Cleveland) geheirathet und eine Mitgift von nicht weniger als 6 Millionen Pfund Sterling erhalten hat — in wie eigenthümlicher Weise sie einen Einfluß auf die Londoner Börse zu üben vermochte. An den Tagen vor der Vermälung war die Stock exchange durch politische Nachrichten ziemlich verstimmt, aber zum Erstaunen aller Welt wurden trotzdem die englischen Consols als recht fest gemeldet, während alle anderen Papiere eine sehr matte Tendenz zeigten. Das Räthsel löste sich schließlich — es waren an jenen Tagen für 6 Millionen Pfund englische Consols angekauft worden, welche eben die Mitgift des Fräulein Hannah bildeten.

„Von der Wiege bis zum Grabe". Da ich bisher beim Capitel des Freiens stand, liegt die Wiege mir wohl zunächst an der Hand. Sie steht in Salzburg abermals, zum fünften Mal, im Palais des Großherzogs von Toscana, Vaters der — wie ich oben schrieb — in Verbindung mit dem Herzog von Genua gebrachten Erzherzogin Antoinette, welchen seine zweite Gattin, Alix von Parma, im verflossenen Monat mit einem vierten Knaben, dem fünften Kinde dieser Ehe, beschenkt hat. Dagegen einen zweiten Knaben brachte ihrem Gemal, dem Grafen von Eu (Sohn des Herzogs von Nemours, Enkel Louis Philipps von Frankreich), die Thronerbin von Brasilien, Kronprinzessin Isabella. Sie werden mit der Theil-

nahme, die dem Frauenherz natürlich ist, erfahren, daß die Prinzessin, welche bei ihrer ersten Entbindung (von jener schwersten Art, die die gynäkologische Wissenschaft kennt) in äußerster Lebensgefahr schwebte, diesmal ein verhältnismäßig sehr leichtes Wochenbett zu bestehen hat.

Der Tod hat im verflossenen Monat nicht das Alter und nicht die Jugend verschont. Es starben in Wien die erst im siebzehnten Jahre stehende Gräfin Marie Kollonitz von Kollegrad, und auf Schloß Foth in Ungarn die sechsundzwanzig Jahre alte Gräfin Georgine Karolyi, seit 1871 Gemalin ihres Oheims Grafen Gyula Karolyi (Nichte auch des Grafen Aloys Karolyi, österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin); es starben in Wien im dreiundsiebzigsten Jahre Graf Moriz Sandor, der Schwiegersohn des alten Fürsten Metternich und Schwiegervater des jungen Fürsten Richard als Vater der originellen, ihm nachgearteten Fürstin Pauline, die jetzt ihre Tochter verlobt hat — wie ich neen Ihnen bemerkte —, der Mann jener barocken Ritt- und Kutschbravourstücke, von welchen sich das „Capua der Geister" in vormärzlicher Zeit so passionirt unterhielt; sowie in Venedig im dreiundfünfzigsten Jahre Fürstin Elisabeth Alexandra von Clary und Aldringen, Gemalin des Besitzers der Herrschaft Teplitz, eine Tante der Radziwills in Berlin und jene Tochter — seine einzige — des Grafen Ficquelmont, an die der Vater dereinst den schönen, in viele Sprachen übersetzten Brief „à ma fille, le jour de sa confirmation" gerichtet hatte, worin er ihr die Pflichten der Jungfrau und künftigen Gattin und Mutter in beredtester Weise ans Herz legte und einschärfte, daß sie die ihr im Leben gewordene günstige Stellung nicht als ein Anrecht und einen Vorzug betrachten dürfe, sondern als unverdiente Begünstigung und zugleich als Verpflichtung auffassen müsse, sich durch treue Pflichterfüllung, Bescheidenheit und Humanität ihres Glückes würdig zu machen. Und diese väterliche Weisung ist von der Verewigten durch ihr ganzes Leben bethätigt worden.

In rascher Folge nenne ich Ihnen aus der Zahl der Gestorbenen dann auch Crukshank, den berühmten englischen Zeichner und Illustrator von Dickens u. A., den französischen Maler Daubigny, den Componisten und Clavierpädagogen Hünten (Vater des Schlachtenmalers Emil Hünten in Düsseldorf), den Grafen Arthur Reventlow, ehemaligen Curator der Universität Kiel, den Staatsminister von Uhden (letzten Vicepräsidenten des Berliner Obertribunals), die drei Bürgermeister von Köln, Potsdam und Dortmund, Alexander Bachem — dieser war „a. D." — Hermann Berger und Richard Prüter, endlich den Schriftsteller und Sonderling Gustav Rasch, den Mann des „Verlassenen Bruderstammes", der „Dunklen Ehre" und der in seinem Wahn existirenden „Preußenseuche", sowie Anna Ulke, die Wiener Volkssängerin, aus deren Bunde mit der Mannsfeld und der Hornischer nun nur die letzte — und leider auch auf der Stufe die Unterste — noch lebt.

Auch zwei Selbstmörder figuriren in den Reihen der Todten des Februar: Graf Rudolf Palffy in Preßburg (geb. 1822, Vater von sechs Kindern) und der junge Graf Eugen Metsey de Vielle (geb. 1854), k. k. Ulanenlieutenant in Wien. Dagegen fiel durch Meuchelmord der Husarenrittmeister Graf Emerich Szapary in Pest, Bruder des vormaligen ungarischen Ministers des Innern; sein Mörder aus Rache, der Honvedlieutenant Toth, hat sein Verbrechen bereits mit dem Tode durch kriegsrechtlichen Spruch gebüßt. Von dem tragischen Ende einer deutschen Dame im Ascenseur des Grand Hotel in Paris haben Sie wohl gelesen. Frau Elise von Schack, etwa fünfzig Jahre alt, die Gemalin des Erbherrn auf Brüsewitz, Rudolf von Schack, nächsten Anwärters des Zülowschen Fideicommisses und des Grafenstandes seines älteren, unverheiratheten Bruders, des hochgeschätzten Dichters, Literarhistorikers und Kunstmaecens Grafen Adolf Schack, war eine geborene Preuzin, die Tochter des königl. preuß. Generalmajors a. D. von Beuningen, und ihr einziger Sohn, Ulrich von Schack, steht als Lieutenant bei der Reserve des 2. Pommerschen Ulanenregiments.

Eine causa celebre, die beim Appellationsgericht zu Nürnberg anhebt, kann ich nicht unerwähnt lassen. Es handelt sich dabei um die Kleinigkeit von etwa 1½ Millionen Mark. Die verwittwete Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis, ältere Schwester der Kaiserin von Oesterreich, die bekannte fromme Pilgerin nach Rom, hatte als Vormünderin ihres Sohnes, des nunmehrigen Fürsten Maximilian, Klage gegen Graf Ernst von Ternberg, k. k. wirklichen Geheimen Rath und k. bayr. Kammerer, auf Rückerstattung der Summe von 770,498 Fl. nebst Zinsen vom 1. März 1874 gestellt. Der verstorbene Fürst Thurn und Taxis,

Großvater des jetzigen — der Vater starb noch als Erbprinz — hatte nämlich seinem Schwager und damaligen Chef der fürstlichen Gesammtverwaltung, Grafen Ernst von Dörnberg, die Leitung auch der 1858 gegründeten fürstlichen Effectenverwaltung übertragen. Es war Letzterem eine gewisse Tantième an dem Gewinn und Zinsertrag zugesichert und der Graf bezog als solche innerhalb sieben Jahren über 1,400,000 Fl. Die Curatel des jetzigen Fürsten behauptete nun, Graf Dörnberg habe in Folge rechnerischen Irrthums um den Betrag von 770,498 Fl. zu viel bezogen. Der Verklagte bestreitet insonderlich, daß seine Tantième eine zu große gewesen, und stützt seine Vertheidigung vornehmlich auf die von ihm ausgestellten Rechnungen, denen der verstorbene Fürst Decharge ertheilt habe. Nachdem das Regensburger Bezirksgericht die Klage der Frau Erbprinzessin abgewiesen hat, wird nun, wie gesagt, das Nürnberger Appellationsgericht über die Angelegenheit zu befinden haben.

In einer anderen cause célèbre, dem Ihnen erinnerlichen interessanten Proceß Lambertini in Rom, ist zuständigen Ortes jetzt entschieden, daß Gräfin Laura die von ihr vorgeschlagenen Zeugen für ihre durch die Verklagten angezweifelte Tochterschaft dem Gericht zuführen dürfe. Es sollen an 100 Personen beiderlei Geschlechts beeidigen können, daß Cardinal Antonelli wirklich der Vater gewesen. Mais enfin — où est la mère? Sie sehen, auch hier, wie allenthalben, ist das Entscheidende die alte, ewig neue Frage: „où est la femme?“

Sobald sich die Antwort gefunden, erfahren Sie sie durch

Ihren dienstwilligen
Passepartout.

Neueste Salonlectüre.

1) Ost und West. Gedichte von Murad Efendi. Oldenburg, Schulze. — Es ist viel Roth in diesen Gedichten, aber ein frisches Roth, das Roth des warm pulsirenden Blutes. Murad Efendi ist ein Künstler, ihm ist es heiliger Ernst um seine Muse und so lebt er denn in sehr glücklicher Ehe mit derselben, wenn sie ihn auch zuweilen auf die Finger klopft, sobald er gar zu leidenschaftlich wird.

2) Lady Melusine. Roman in zwei Abtheilungen von Eusemia Gräfin Ballestrem. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Berlin R. v. Decker.. — High life in Poesieverklärung, deutsche Dichtungsbilder in englischem Rahmen. Die Gräfin Ballestrem gehört zu den jüngsten Erzählertalenten, aber sie ist ein Talent von altem poetischem Adel. Ihre Phantasie ist glühend, aber edel, ihr Stil vornehm, aber nicht farblos, ihr Erfindungstalent bedeutend, ihre Charakteristik scharf. Sie reitet den Pegasus auf dem Damensattel mit Schwung und Sicherheit. Das Bildniß der Dichterin heilt jeden Leser von dem Vorurtheil gegen Blaustrümpfe, vielleicht sogar macht es viele Taminos.

3) Phryne. Schauspiel in vier Acten von Otto Franz Gensichen. Berlin, E. Grosser. — Gensichen hat seine große Begabung für das getragene recitirende Drama schon mehrfach gezeigt. Seine „Phryne“, der das Motiv zu Grunde liegt, Praxiteles habe seine Aphrodite nach dem Modell der Phryne gebildet, erscheint uns als das reifste seiner Dramen. Der mitunter bedenkliche Stoff ist edel und möglichst keusch behandelt. Die Sprache ist geradezu vollendet, wenn auch die eigentliche Action mitunter zu sehr retardirt. Die Musik der Sprache fehlt auch den zahlreichen lyrischen Stellen nicht, so dem Gesang in Goetheschen gleitenden Daktylen auf Seite 33. Ist das Drama auch nicht für höhere Töchterschulen berechnet, so haben es doch die Meininger bereits in ihr neues Repertoir aufgenommen und die Familie Prüde wird sich schon zu trösten wissen, denn was ein Herzog thut, muß doch „anständig und passend“ sein.

4) Musenklänge deutschen Humors. Mit siebenundzwanzig Illustrationen von Henry Albrecht. Leipzig, Hermann Wölfert. — Der durch seine „Wallfahrt nach Lourdes“, „Aus engen Mauern“, „Der neue Münchhausen“, „Aus sonnigen Tagen“ bestens bekannte, hier nicht genannte Verfasser bringt aus dem reich sprudelnden Brunnen des Humors eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, entlehnte und auch eigene, deren Komik auch das verknöchertste Zwerchfell nicht widerstehen wird. Die Illustrationen treffen stets den Nagel auf den Kopf und wissen das zur bildlichen Darstellung geeignetste Moment mit Sicherheit aufzufinden. Das nobel ausgestattete Werkchen wird gewiß stark dazu beitragen, diese klagenreiche Zeit zu erheitern.

Nr. 10 und 11. Tragkörbchen für Blumen.

Gegenwärtig hat die Mode, kleine elegante Tragkörbchen mit natürlichen oder künstlichen Blumen oder Blumentöpfen an Kamin- oder anderen in die Augen fallenden Ecken aufzuhängen, ziemlich weite Verbreitung gefunden, und dies um so mehr, da dergleichen Gegenstände nicht viel Auslagen erfordern und doch immer eine elegante Zierde bilden. Das erste Zubehör ist der aus spanischem Rohr fein gefertigte Korb, dessen Inneres mit der Grundfarbe der Stickerei entsprechendem

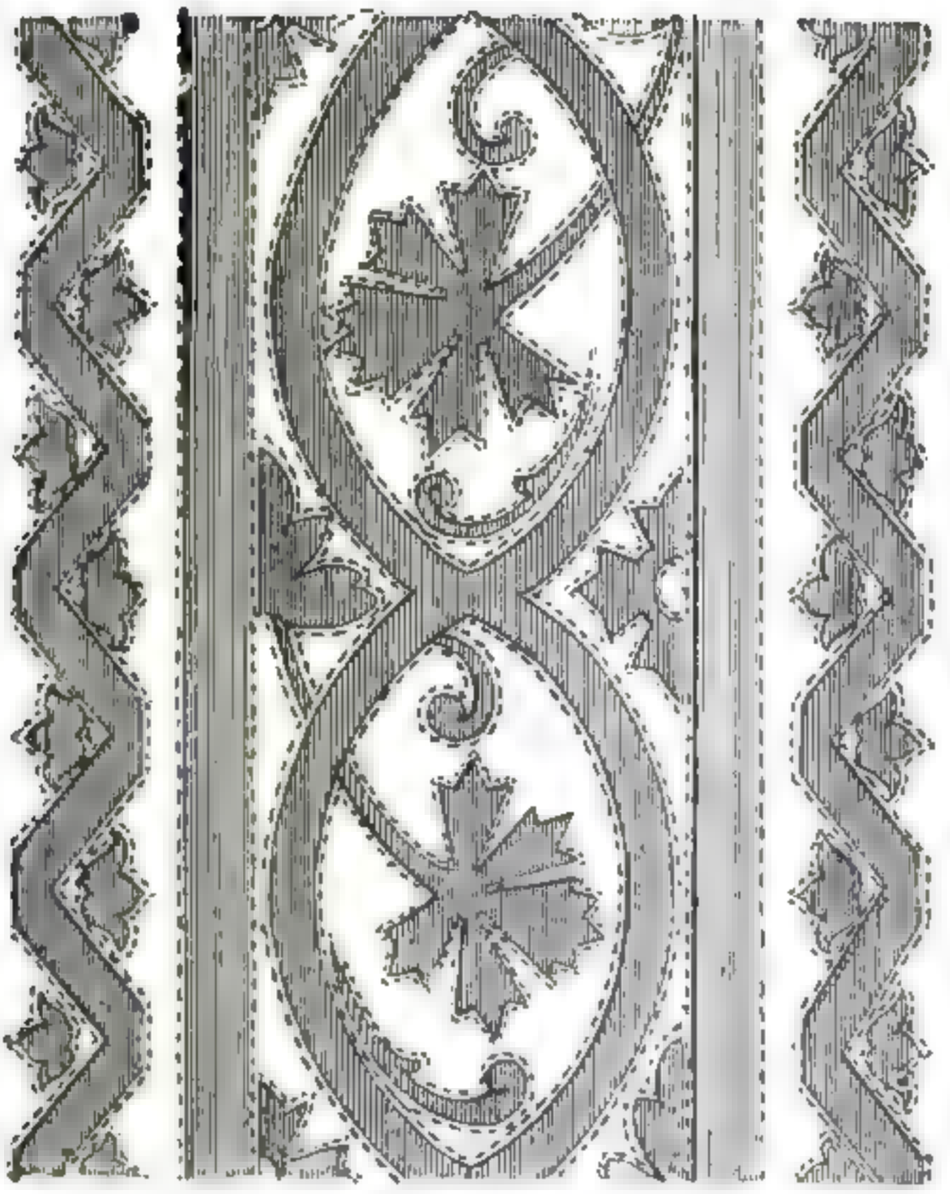
Nr. 10. Tragkörbchen für Blumen

Cachmir, Flanell oder Florence gefüttert wird. Soll das Körbchen einen Blumentopf aufnehmen, so wird ein passendes Gefäß aus Zink hineingestellt. Die im Dessin Nr. 11 vorgezeichneten Applicationen, welche den Streifen für die Mitte und für die Seiten, das Medaillon und den kleinen Streifen für den Boden geben, werden auf blaues oder rothes Tuch genäht. Diese einzelnen Theile werden an den in der Vollansicht Nr. 10 ersichtlichen Theilen in geeigneter Weise angebracht und dann das die Zusammenfügungen verdeckende Futter aufgeheftet. Der runde Rand des Korbes wird mit einer doppelten Rüsche in den lebhaftesten Farben der Application garnirt; die äußeren Contouren der letztern sind sägezahnartig

ausgeschnitten; darunter wird ein kleiner transparenter, von der Grundfarbe abweichender Streifen gelegt, welcher ein wenig über das Tuch hervorsteht. Zur weitern Verzierung dienen einige Quasten und der oben in eine zierliche Schleife geschlungene Henkel aus assortirtem Band.

Nr. 12. Stadttoilette.

Enganliegender Paletot von nußbraunem Tuch. Aermelaufschläge und Revers von Sammet. Perlmutterknöpfe. Filzhut mit Schleife und Bändern und schöner gekräuster Feder auf der Calotte. Wie das Kleid, das aus Wollenstoff gedacht, zu garniren ist, zeigt die Abbildung deutlich genug.



Nr. 11. Dessin zu Nr. 10.

Nr. 13. Hauscostüm.

Cachmirrock mit halblanger Schleppe, unten mit einem gestickten Volant garnirt. Großer halbanliegender Ueberwurf vom nämlichen Stoff, ebenfalls mit gesticktem Volant. Aermel, Taschen und Kragen mit Stickerei. Kragen und Manschetten von glattem Battist mit durchbrochenen Säumen.

Nr. 14. Dinertoilette.

Robe von schwarzer Faille, am untern Rande mit einem hohen, sehr fein gefältelten Plissé, über demselben ein Volant, dessen Kopf und Rand mit einem kleinen feinen Plissé garnirt sind. Tunica mit über einander gestellten Draperien.

Nr. 14. Stadttoilette

Nr 13. Hauscostum

Auf demselben eine doppelte Reihe schwarze spanische Spitze mit crèmefarbenem Deffin. Um den Halsausschnitt der offenen Taille eine mit Spitze umrandete Grenadinedraperie, welche vorn durch eine Rosette von Grenadine und Spitze geschlossen ist. An dem schrägen Schnitt der Taille eine Reihe schwarzer, mit crème-

Nr. 6. Dinertoilette.

farbener Seide bestickter Passementerieknöpfe, welche sich unter der obersten Schärpe verliert. Halblanger Aermel, am untern Ende ein kleines Grenadinepliffe, über welches eine mit Spitze eingefaßte Draperie angebracht ist, darüber eine mit der Rosette am Taillenschluß harmonirende Agraffe. — Im Haar eine rosenfarbene Azalie.

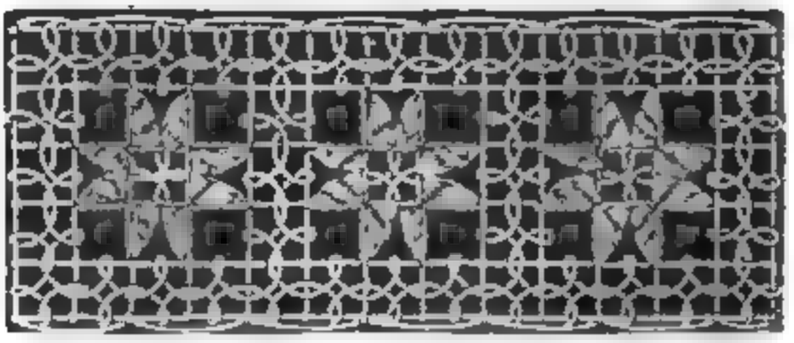
Nr. 15. Toilette aus roſtbraunem Kablé.

Rock von Kablé (ein ſtarker gerieſter Wollſtoff) mit Faillepliſſé, auf welches ein mit Faillelitze benähter Stoffſchrägſtreifen geſetzt iſt. Letzterer iſt überdies

Nr. 15. Toilette aus roſtbraunem Kablé.

noch von einem kleinen, emporſteigenden Pliſſe umrandet. Am untern Theil des Rockes iſt der Schrägſtreifen in kleine mit Faille gefütterte und doppelten Revers ähnlich auf ſich ſelbſt gerafft Patten geſchnitten. Taille mit Plaſtron und Rücken von Faille. Am Rande des Schooßes ein mit Litze beſetzter Faillestreifen, welcher 6 bis 8 Centimeter unter den Schooß herabreicht. Stoffſchärpe am Rückchen des

Schooßes befestigt und ringsum mit einem Faillesschrägstreifen eingefaßt. Faillesärmel mit Plissé am Aufschlagrande; der Aufschlag selbst mit Faillelitze benäht. Tasche in ähnlicher Weise wie der Rock garnirt.



Nr. 16. Einsatz von Filetguipüre.

Nr. 16. Einsatz von Filetguipüre.

Auf das über einen Eisendrahtrahmen gespannte Filetstück wird das Dessin im Geisterstich gestickt. Die Rosetten sind im Hochstich mit Garn von derselben Stärke wie das Filet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

XPOS.

Mama's Geburtstag

Nach einer Originalzeichnung von J. Persien

Der Salon.

Im Karst.

Novelle von **E. Vely.**

Das kleine Harzdorf war fast ganz im Schnee begraben, nur der spitze, schiefergedeckte Kirchthurm ragte noch dunkel empor über der weißen Dächermasse. Kreischend hüpften die Raben von Giebel zu Giebel und Baum zu Baum, um nach Nahrung zu suchen. Ueber die gefrorene weiße Decke blitzte die Sonne, Diamanten schimmerten und flimmerten, aber die Himmelsleuchte war machtlos den Winterkünsten gegenüber und zog sich bald wieder hinter eine graue Wand zurück.

Zum „Schloß" hinüber — Schloß nannten es die Dörfler, obwohl die Wohnung des Gutsherrn nur ein altes, großes Gebäude ohne Stil und Schmuck war, — hatte man eine breite Bahn geschaufelt, die rechts und links eine Schneemauer begrenzte. Das Gut war seit dreihundert Jahren im Besitz der Familie und der jetzige Eigenthümer, ein Oberst von Hagens, hätte es für einen Frevel gehalten, das alte, feste Haus, das er von den Vätern ererbt, anzutasten, so lang es mit gleichem Erfolg Sturm und Unwetter Trotz bot.

Im großen Wohngemach im ersten Stock stand ein schlankes Mädchen am Fenster und schaute hinüber auf das Dorf.

„Welch' verschobene Welt das nun jetzt ist, und doch, von welchem Reiz wieder! Ich tausche nicht mit den Freuden der Stadt, besonders heute nicht!"

Es war dabei ein Lächeln über ihre feinen Züge gehuscht, dann aber schüttelte sie wie trotzig gegen sich selber das Haupt und setzte leise hinzu: „Wenn er es ahnen könnte, daß ich schon jetzt am Fenster stehe, wie eitel müßte ihn das machen."

Sie verließ ihren Platz und wanderte durch's Zimmer, bald nach einem Buche fassend, um es ebenso hastig wieder aus der Hand zu legen, bald in den Noten blätternd, welche auf dem Flügel verstreut waren.

Ihre Bewegungen waren von einer eleganten Geschmeidigkeit, ihr Kopf mit seinem blonden Flechtenschmuck hatte etwas, das an die Hebe der Griechen erinnern konnte, eine classische Reinheit, nur die blauen Augen blickten ein wenig zu lebhaft unter der weißen Stirn hervor.

Als sie zum drittenmal an den Flügel getreten war, öffnete sich die Seitenthür und eine Männerstimme fragte: „Darf man eintreten, Fräulein Irma?"

„Aber Vater!" lachte das schöne Mädchen.

„Du kennst meine Grundsätze, Irma; nie den Respect vor Damen aus den Augen lassen, heißt die Parole, und da Du jetzt wirklich zu einer Dame geworden bist", ein freudestrahlender Blick glitt über die schlanke Gestalt, dann endete er seine scherzenden Worte mit dem Zusatz: „so habe ich auch pflichtschuldigst meine Pfeife draußen gelassen."

Irma berührte seine Wangen mit einem Kuß.

„Wenn Du mich nur nicht so verwöhnen wolltest, Vater."

„Verwöhnen?“ wiederholte Herr von Hagens. „Wen trifft der Vorwurf? Bist Du es nicht, die sich hier in die Wintereinsamkeit vergräbt, um ihren alten Vater nicht des Jagdvergnügens zu berauben. Und welche Entschädigung gewähre ich alter Graubart Dir denn dafür, daß Du allen Huldigungen entsagst, welche man Dir drinnen sicher entgegenbringen würde?“

Sie lächelte lieblich. „Könntest Du wirklich meinen, Vater, die fremden Menschen wären mir etwas?“ Dann legte sie ihr Köpfchen gegen seine Schulter und bemühte sich, völlig gleichgültig zu sagen: „Heute wird der Anton wohl kommen?“

„Drei Tage vor Weihnacht pflegte er sich immer einzustellen“, nickte der Oberst. „Es sind die letzten Ferien vor dem Examen — wenn er das besteht —“

„Du zweifelst doch nicht daran, Vater?“ fragte Irma lebhaft. „Anton ist der fleißigste Student und wird einmal seinen Weg machen, ich weiß es sicher, und, Vater, Dir wird er's einzig nur zu danken haben.“

Der alte Herr machte eine abwehrende Handbewegung und brummte etwas wie von Pflicht und Schuldigkeit.

„Nein“, sagte Irma, „es ist so. Ohne Dich hätte der arme Pfarrerssohn beim plötzlichen Tode seines Vaters völlig verlassen dagestanden. O, Anton ist Dir auch dankbar.“

„Ja, ja“, war die Erwiederung, und es leuchtete wie ein warmer Schein aus den ehrlichen Augen des alten Herrn, dann wischte er mit der flachen Hand über dieselben und setzte hinzu: „Ich habe jetzt eine Unterredung mit dem Inspector — wenn Du mir eine Störung fernhalten könntest?“

Sie nickte und wurde roth. „Wenn aber Anton kommt?“ hatte sie fragen wollen, doch der sonderbare Blick, mit welchem der Vater sie vorhin gestreift, ließ sie verstummen.

Als Herr von Hagens das Gemach verlassen, nahm sie ihren früheren Platz am Fenster wieder ein. Die Sonne kam nicht mehr hinter der grauen Wand hervor, die Färbung draußen wurde trüber, die Raben schrieen lauter und die Spatzen zwitscherten ungeduldiger.

Da plötzlich ein heller Klang, ein lustig schmetterndes Posthorn! „Wenn er diesmal später käme“, sprach Irma vor sich hin. „Es könnte ja sein, aber es wäre doch eine Enttäuschung, und mir ist, als hätte ich ihn noch nie so erwartet, wie heute. Vielleicht, weil es gar so einsam ist und er hat immer frisches Leben ins Haus gebracht.“

Die trübe Färbung nahm zu, sie wurde zur Dämmerung, aber Irma spähte doch aus und ihre Augen waren scharf genug, um jetzt die Gestalt zu erkennen, welche zwischen der Schneemauer hindurch rasch auf das Haus zuschritt. Die Hausglocke tönte hell, sie hörte die schwere Thür wieder zufallen, eine Weile noch, dann vernahm sie Schritte auf der Treppe.

„Und ich stehe noch immer hier?“ fragte sie sich selber, wie aus einem Traume erwachend.

Ein leises Pochen außen und von ihr ein kaum hörbares Herein. Der alte Friedrich brachte die Lampe und hinter ihm tauchte ein schwarzgelockter Kopf auf.

„Der junge Herr Anton“, meldete Friedrich gravitätisch.

Irma war bis in die Mitte des Zimmers gekommen, dort blieb sie bewegungslos, und erst als der Diener das Gemach verlassen hatte und der Ankommende dicht vor ihr stand, vermochte sie es, ihm die Hand zu reichen.

„Willkommen, Anton, willkommen in der Heimat", sagte sie warm. Mit beiden Händen faßte Anton nach ihren zarten Fingern und ein herzliches Lachen kam über seine Lippen.

„Dem Himmel sei Dank, Irma, das ist doch noch der alte Ton und somit bist Du auch noch die alte Irma. Ich glaubte ja wahrhaftig nach den Vorbereitungen und Formalitäten unten und nachdem ich Dich hier gesehen, so vornehm wie eine Königin in Miene und Haltung, ich dürfte nicht einmal mehr Deinen kleinen Finger berühren. Aber hier halte ich Deine Hand und das, was Du gesagt hast, war auch wie sonst!"

„O, Anton, wie hättest Du etwas Anderes denken dürfen!" erwiederte Irma halb vorwurfsvoll.

„Wie groß Du geworden bist, und wie schön, Irma, wirklich sehr schön!" rief er staunend. „Daß ich mich aber wunderte, war wohl zu natürlich. Sonst sah ich bereits von Weitem, wie Jemand am Fenster auf die Post gewartet hatte und wenn ich an der Glocke zog, so sagte Friedrich allemal: „Unsere Irma kommt schon die Treppe herab." Heute hieß es: „Ich werde Sie dem gnädigen Fräulein melden." Und da mußte ich ja mit Gewalt daran denken, daß Du doch weit über mir stehst und daß die alte Vertraulichkeit über kurz oder lang ihr Ende haben wird und daß — Du mit der Tante Oberhofmeisterin ein Jahr auf Reisen warst. Und diese Tante hat eben von jeher den kleinen wilden Schlingel aus dem Pfarrhause nicht leiden können." Er fuhr durch seine lockigen Haare und setzte noch immer heiter spottend hinzu: „Sieh, ich bin auch ganz civilisirt gekommen, gar nicht studentenhaft burschikos, wie sonst. Ich habe Handschuhe an, Irma."

Sie lächelte, aber sie hätte es nicht vermocht, ihm zu sagen, daß sie seit Stunden am Fenster gestanden und ihn erwartet, wie in früherer Zeit — nein, noch mit einem ganz andern Gefühle, als früher; mit einem unerklärlichen, süßbangen.

„Du findest noch Alles unverändert, noch Dein altes Heimathaus, Anton!" sagte sie mit ihrer lieblichen Stimme und in der verständigen Weise. „Und Du selber? Ein volles Jahr warst Du nicht hier!"

Er nickte ernst. „Ich, Irma, habe Dir viel zu erzählen. Ja, in einem Jahre reift auch der Mann. Du bist nun eine Dame mit Deinen achtzehn Jahren und ich, ich habe mich auch dem Ernste zugewandt. Ich war sehr fleißig."

„Das warst Du immer!" sagte das schöne Mädchen, „Du warst stets des Vaters Freude", dabei hing sie einen rosa Schleier über die Lampe und ließ sich wieder in den kleinen Sessel ihm gegenüber gleiten.

„War das nicht meine Pflicht?" fragte er. „Ohne Deinen Vater — "

Sie wehrte ihm, zu vollenden. „Nun kommt bald das Examen und der Herr Doctor, und wie lange noch, dann auch der Herr Professor. Freilich, inzwischen wird noch manches Insect auf Deine Spieße kommen und viele andere Thiere werden unter Deinem Secirmesser zappeln."

„Die Wissenschaft verlangt es!" sagte er mit würdevollem Ton. „Lebt Deine Menagerie noch?"

Sie mußte lachen. „Die Schildkröten befinden sich wohl, der Staar auch, aber das kleine Wildschwein ist gestorben und den weißen Mäusen habe ich die Freiheit gegeben."

„Wenn Du ein Mann wärest, so müßtest Du auch Naturforscher werden, Irma, Du hast so viel Verständniß für meine Wissenschaft."

Sie erröthete, oder war es der Lichtreflex, der sie roth erscheinen ließ?

„Der Vater hat eine Conferenz, Anton, er kann Dich nicht so bald begrüßen, aber wenn Du mir viel erzählen willst —“

„O“, seufzte er, „Vieles, Schweres, Wichtiges! Eigentlich auch Geheimnißvolles, aber ich habe vor Dir ja nie ein Geheimniß gehabt, wir sind immer wie Geschwister gewesen. Und was mich drückte und was ich nicht selber dem Obersten vertrauen mochte, das hast Du vermittelt, wie eine gute Fee. Aber nun — Du bist jetzt eine so schöne, gewandte Dame —“

Sie hob den Finger. „Nicht so, Anton, es ist Alles wie sonst.“

Er drückte die kleine Hand, rückte dann seinen Sessel dicht an ihre Seite und sah sie mit seinen braunen Augen wie bittend an. „Irma, es ist eigentlich nicht recht und ich muß es vor Deinem Vater noch verheimlichen —“

Das schöne Mädchen strich über die Stirn, als müsse sie einen Gedanken damit verscheuchen.

„Du weißt“, fuhr er fort, „ich habe nie tolle Studentenstreiche gemacht, jetzt bin ich doch in etwas verfallen, vor dem sich Studenten hüten sollen. Irma, schon lange gährt es in mir, aber jetzt erst bin ich mir klar geworden ... Dein Vater würde böse werden, wenn er wüßte, daß ich vor dem Examen Liebesgedanken im Kopfe habe. Ich kann es ihm nicht gestehen, aber Du mußt es doch wissen ...“

Ein Beben flog durch die Glieder des Mädchens, ihr Athem ging und kam nur mühsam, sie fand auch nicht gleich eine Erwiederung, endlich konnte sie nur die Worte sagen:

„Der Vater — will Dein Glück, Anton.“

„Aber ich selber sehe ein, daß ich mit dem Geständniß noch hätte warten sollen — indeß oft wird man fortgerissen. Willst Du mich weiter hören, Irma?“

Die blauen Augen blieben gesenkt, aber die Lippen flüsterten doch ein leises „Ja.“

Er seufzte leicht, ehe er begann:

„Ich hatte nie an ein anderes Mädchen gedacht, als an Dich, Irma. Keine wollte mir gefallen, und es ist wahr, keine erreicht Dich. Du bist stets wie ein guter Kamerad gegen mich gewesen, und doch so hoch über mir, wie eine Weihnachtsfee im Kindermärchen über den Kindern, die sie beschenkt. Es waren stets solch' herrliche Festtage, welche ich in den Ferien hier zubringen durfte. Das letzte Jahr, als ich nicht kommen konnte, als das Haus leer war, hatte ich Heimweh.“

„Ich auch“, sagte Irma leise. Er seufzte tiefer, als vorhin.

„So schloß ich mich den Studiengenossen mehr an, eigentlich um Zerstreuung zu suchen. Bei einem Ausflug in ein Nachbardorf lernte ich sie kennen.“

Die Augen des schönen Mädchens öffneten sich gespenstisch weit. „Sie?“ wiederholte sie, als müsse sie sich fragen, ob sie recht gehört.

Anton blickte auf den Boden. „Anfangs, da fand ich sie nicht hübsch; sie ist weit derber als Du und — doch mit der Zeit gefiel sie mir besser und besser, sie war munter und nahm einen Scherz nicht übel und tanzte gut und die Studenten machten ihr alle den Hof. Daß ich ihr mehr gefiel, als alle Jene, das merkte ich erst, als sie mich neckten, und der Eine, Vanhoff hieß er, eifersüchtig wurde.“

Irma's Hände lagen regungslos im Schooß, der rothe Schimmer der Lampe verdeckte die Bläſſe ihres lieblichen Geſichts.

„Aber er war doch ein warmer Freund", erzählte Anton weiter. „Wenn Du nicht immer von Prinzeſſinnen geträumt hätteſt, ſo müßteſt Du längſt gemerkt haben, daß ſie Dir gut iſt", meinte er. „Prinzeſſinnen werden aber keine Profeſſorsfrauen" — Irma, ich ſchwöre Dir, es war Verleumdung, was er da in Bezug auf Dich ſagte, ich habe nie daran gedacht, Du ſtehſt zu weit über mir, aber das Ideal aller Mädchen warſt Du mir, an Anderes habe ich nie gedacht."

„Ich glaube Dir, Anton, ich glaube Dir", war die ruhige Antwort.

„So ſprach er und ich wußte wohl, daß ich einmal auch nur an eine einfache Frau denken konnte. Die braucht Unſereins, eine Hausfrau, die ſorgt und ſpart und nach des Mannes angeſtrengter Thätigkeit keine Unterhaltung und Aufmerkſamkeit von ihm verlangt. „Mein Ideal iſt Johanne", ſagte Vanhoff, „und wenn ſie mich liebte" — Aber ſie wollte nichts von ihm wiſſen und wurde dann auch kälter und trauriger gegen mich. Vanhoff klagte mich an, daß ich ihr das Herz breche. So kam es denn . . ."

„So kam es denn . . ." wiederholte Irma.

„Wir hatten eine Tanzpartie nach dem Dörfchen, wo ihr Vater Arzt war. Sie ſah ſehr friſch aus und hatte doch einen ſchwermüthigen Blick und wie ich mit ihr getanzt hatte, lief ſie hinaus in den herbſtlich kalten Garten und dort fand ich ſie endlich im Mondlicht mit Thränen in den Augen und wie ich ſie tröſten wollte, Irma, da hatte ich ſie unverhofft geküßt."

„So kam es denn", ſagte Irma wie im Traum.

„Ja", meinte der junge Mann. „Erſt zögerte ich, am folgenden Tage hinzugehen, aber mein Gewiſſen trieb mich doch und es ſchmeichelte auch meiner Eitelkeit, daß ich die beſiegt, ſo leicht beſiegt, die gegen Alle ſpröde war. Sie betrachtete ſich auch als meine Braut bereits, warum würde ich ſie denn ſonſt geküßt haben, meinte ſie. Und ſie hatte Recht, denn ſie iſt unantaſtbar von Sitten und ſtreng, und es war auch gut ſo, nicht wahr, liebe Irma? Ich werde eine tugendhafte, einfache Frau einmal haben, meinen Weg machen unbehindert, denn ich lebe ja in meiner Wiſſenſchaft und für ſie — was kann ich weiter verlangen?"

Irma richtete ſich auf. Nicht eine Wimper zuckte, als ſie Anton jetzt anſah.

„Ich hoffe, Du wirſt auch häusliches Glück neben Deinem Beruf haben, ich wünſche es, Anton!"

„Wenn ich Glück in meinem Beruf habe, das ſchlage ich höher an. Aber Johanne wird eine gute Frau", ſagte er leichthin. „Noch fürchtet ſie ſich vor den Meſſern und Thieren und ſie hat abſolut zwölf junge Ratten, welche ich eine Zeitlang aufziehen will, nicht zur Pflege übernommen, meine Wirthin verſorgt ſie einſtweilen. Aber das wird ſie ſchon lernen."

„Iſt ſie muſikaliſch?" fragte Irma.

Er lachte. „Nicht die Spur, aber das thut nichts. Spielſt Du noch viel?" ſetzte er hinzu und war am Flügel und griff ſchon in die Taſten.

Irma war ihm langſam gefolgt. „Da, Deine Schilflieder ſinge ich jetzt", ſagte ſie, „nur heute möchte ich nicht damit vor Dir debütiren."

„Alſo morgen", entgegnete er heiter, „und dann probiren wir drei neue, welche ich mitgebracht habe. Ich komme nur wenig zum Componiren."

„Vielleicht hätteſt Du Muſiker werden ſollen", ſagte Irma ernſt.

„Zu spät", antwortete Anton, „und ich bin auch so zufrieden. Möchte es nur recht bald heißen: Professor Anton Dühring hat eine neue Quallenart entdeckt und diese aufsehenerregende Entdeckung . . . ꝛc.", dann schnellte er wieder empor. „Liebe Irma, Du mußt mir helfen, einen Vorwand zu finden, daß ich am Christabend zurück sein kann; Johanne würde mir sehr böse sein, eifersüchtig auf Dich, meint sie."

Irma's weiße Hand legte sich auf seine Schulter und sie sah ihn fest an.

„Anton, Du bist überzeugt, daß dieses Mädchen einst eine passende, auf Dein Streben eingehende und Dich verstehende Gattin sein wird?"

„Das Letztere soll sie gar nicht; wenn sie ab und zu einmal einen Igel im Hause duldet, weiter soll sie sich nicht interessiren", sagte er lachend.

Sie strich über ihre Spitzenmanschetten und nickte ihm sanft zu. „Ich werde nach einem Vorwand suchen, damit Du rechtzeitig bei Deiner Braut bist."

„Wie das aus Deinem Munde klingt, Irma", rief er. „Du bist für die Rolle eines Schutzengels geboren."

„Der Vater!" sagte das schöne Mädchen, das Haupt erhebend, denn eben trat derselbe über die Schwelle.

Wie Vater und Sohn begrüßten sie einander, aber es wollte doch zuweilen scheinen, als fühle sich der Schützling oft etwas unsicher und gedrückt den Scherzen seines Beschützers gegenüber. Das Geständniß, welches er soeben dem jungen Mädchen gemacht, war ihm weniger leicht geworden, als er gedacht. Zudem mußte er sich im Stillen immer wieder die Frage vorlegen, wie es wohl sein würde, wenn er zum ersten Male seine Braut in diesen Kreis führe.

Wie unwillig schüttelte er den hübschen Kopf.

„Mir ist, als quäle den Herrn Naturforscher bereits der Gedanke an das Nahen des Examens", warf Herr von Hagens hin. „Noch wäre das zu früh! Hier in der Heimat heißt es überdies alle Sorgen abschütteln, junger Mann!"

„Die Heimat", wiederholte Anton mit einem Seufzer, „wie lange wäre sie es nicht mehr — ohne Sie, mein väterlicher Freund!"

„O, o", sagte der wie abwehrend, „sich ein wenig um den Sohn seines besten Freundes kümmern — zumal wenn er nicht gar zu ungerathen ist", dabei kicherte er vergnügt, „das ist doch eben keine Heldenthat. Indessen", seine Mienen wurden plötzlich ernster, „es spielte auch eine Geschichte mit hinein — "

„Die Du uns vorenthalten willst, Vater?" fragte Irma.

Der Hausherr stieß einen unverständlichen Laut aus und setzte dann hinzu: „Weder vorenthalten noch unterschlagen, denn es ist eine höchst einfache Geschichte. Jedes Menschenherz hat einmal eine Zeit, wo es glaubt, es bedürfe noch eines anderen Herzens, um sich völlig glücklich zu fühlen. Ihr werdet das auch einst empfinden", setzte er blinzelnd hinzu.

„Nein, Vater, denn ich habe Dich!" sagte das schöne Mädchen.

„Ja, ja", lachte Herr von Hagens, „heute und vielleicht morgen noch denkt man ganz unbefangen darüber, und plötzlich über Nacht, da ist sie gekommen, diese Sehnsucht nach einem einzigen Wesen . . . Genug, ich empfand sie zum erstenmale, als ich ungefähr in Anton's Alter war, aber meine Verliebtheit galt einem Mädchen, das nichts von mir wissen wollte, Anton's

Vater, der Pfarrcandidat war mir ins Gehege gekommen. Nun, anfangs meinte ich, ich müsse vergehen, aber das währte nicht lang. Nach einer Reihe von Jahren, da sah ich sie wieder, als Deines Vaters Weib und Dich auf ihrem Arm, und obwohl ich eine Scheu vor kleinen Kindern hatte, ich küßte Dich doch, weil sie Dich mir herhielt. Ein Kinderkuß für einen einst heiß ersehnten Liebeskuß, das war eine etwas sonderbare Abzahlung, aber ich habe es nie vergessen und eigentlich ist es daher gar nicht Dein Verdienst, Du angehender Doctor, wenn ich so eine Art von Neigung behalten."

„Also lief Deine erste Liebe auf eine Entsagung hinaus, Vater?" fiel Irma ein.

„Nun, ähnlich könnte man es wohl nennen", sagte der Oberst lächelnd, „indeß habe ich mich zu trösten gewußt, und als ich dann später, beinahe schon etwas ergraut, Deine Mutter heimführte, Irma, da brannte mein Herz noch einmal so lichterloh, wie ich es ihm niemals zugetraut hätte. Sie blieb nur nicht lange bei mir", setzte er leiser hinzu, „es mag eine Wahrheit in dem Wort liegen, daß ein reines Glück auf der Welt nicht bestehen kann." Er trat zu seinem Kinde und drückte einen Kuß auf die weiße Stirn. „Aber ich habe Dich!" Dann machte er einige hastige Schritte durch's Zimmer und sagte: „Das Menschenherz ist ein wunderlich unberechenbares Ding!"

Es entstand eine Pause, in welcher man nichts vernahm, als das Tick-tack der schweren Standuhr und die regelmäßigen Tritte des Hausherrn, der seine Wanderung fortsetzte. Der Student hatte die Blicke gesenkt und seine Gedanken schienen weit entfernt, Irma's blaue Augen aber wanderten rastlos durchs Zimmer, der bekannte Raum erschien ihr so fremd. Hatten sie nicht vorhin die steiflehnigen Empiremöbel, welche der Oberst nun einmal nicht verbannt wissen wollte, weil seine Kindererinnerungen daran hingen, ganz anders angeschaut? Jetzt redeten sie von einer vergangenen Zeit, und das Bild der Mutter dort, vom natürlichen Epheukranz umschlungen, warum schaute es so trübselig auf sie herab, wohin war das Lächeln geschwunden, welches sonst die rothen Lippen umspielt hatte?

Fast hätte sie es laut ausrufen mögen, was sie soeben leise sich selber zuflüsterte: „Arme Irma, arme Irma!" Es war gut, daß sich die Thüre öffnete und eine kleine, bewegliche Dame mit heller Stimme in das Traumleben der Drei ein freundliches „Bon soir" rief, worauf sie den Studenten mit etwas ceremonielem Kopfnicken begrüßte. Dann nahm sie in der Sophaecke Platz und stieß dabei eine Klage über den „abscheulichen Winter" aus.

Irma hatte nach ihrer Gewohnheit über die Stirn gewischt und richtete sich endlich auf, während sie ein mühsames Lächeln hervorzubringen suchte.

„Ah, Madame Dürre, wissen Sie, daß ich mich während Ihrer Abwesenheit zu Ihrer Partei geschlagen habe? Dort das Journal enthält eine so lockende Beschreibung der Weihnachtsfeste, daß ich mich in die Residenz wünschen möchte . . ."

„Ah, c'est charmant!" rief die Dame und schüttelte ihre Löckchen, „hören Sie es, Herr Oberst? Und ich habe immer darüber gejammert, daß Fräulein Irma so wenig Neigung für die große Welt hatte."

„Die müßte in der That plötzlich erwacht sein", meinte Herr von Hagens.

„Sehr plötzlich", entgegnete seine Tochter und sah ihn freundlich an,

„zwischen Licht und Dämmerung. Und, Papa, Tante Oberhofmeisterin bat so dringend, daß wir den Weihnachtsabend bei ihr zubringen möchten . . .“

Ein forschender Blick des Gefragten glitt nach dem jungen Manne hinüber.

„O, sorge nicht um Anton, den schicken wir nach G. zu seinen Freunden“, scherzte sie und legte den Arm um den Hals des Vaters. Der küßte sie willfahrend auf die Stirn, und sie schlüpfte dann behende hinaus, damit niemand ihre thränenden Augen gewahre, denn endlich hatte es sie doch überwältigt.

Der große Lloyddampfer „Danilo“, welcher von Triest ausgelaufen war, um nach Istrien und Dalmatien Passagiere und Güter zu befördern, tanzte wie eine Nußschale auf den hochgehenden Wogen des Adriatischen Meeres. Die Bora, der stürmische Nordwind, welcher die dortigen Küstenländer aufsucht, blies über die Karsthöhen und wühlte das Meer auf und bedeckte die Wellen, welche bald tief grün, bald azurblau und zuweilen schwarz gefärbt erschienen, mit unzähligen weißen Schaumkämmen. Dazu kreischten die Möven und schossen beutesicher herab und die Masten krachten und die festen Taue knirschten wie vor Zorn, aber die Sonne sah heiter aus blauem, völlig wolkenlosem Himmel herab.

Wenige Personen waren auf Deck geblieben, außer Capitän und Matrosen nur einige Marineofficiere, welche in ihre Stationen gingen, die noch jenseits Pola, dem Eldorado der Marinare lagen, und eine Dame, die unweit des Hauptmastes auf einem Schemel saß, während ein hochgewachsener Montenegriner, um sich vor dem Winde zu schützen, halb liegend über dem Lichtdeck des Eßsalons lehnte.

Dann und wann kam eine Spritzwelle über Bord und benetzte die Sitzende, aber sie machte keine Bewegung, sondern blickte unverwandt und heiteren Auges hinaus in das Wogengebrause. Sie war eine schöne Frau, vornehme Züge zeigte ihr Gesicht und den lichtesten Teint, und die Farbe ihrer Haare, die unter dem rothen Kopftuch, welches sie zum Schutze gegen den Wind angelegt, hervorquollen, war ein goldiges Blond. Dann und wann trat einer der Marinare, ein hochgewachsener, nicht mehr junger Mann, an ihre Seite und sprach einige Worte zu ihr, aber ihre Erwiederungen schienen stets nur sehr kurz, ein längeres Gespräch war durch den Sturm auch wohl zur Unmöglichkeit gemacht.

Nach einer geraumen Zeit ließ das Windgeheul etwas nach, die Schwankungen des Schiffes minderten sich und endlich konnte es ruhiger seine Bahn ziehen.

Die blonde Frau erhob sich, sie war eine große, volle Gestalt, der graue Reisemantel, welchen sie trug, fiel in so würdevollen Falten an ihr herab, als sei es der Hofmantel einer Königin, aber der Kopf mit dem rothen Tuch hatte etwas Sybillenhaftes. Sie trat an den Rand des Schiffes und schaute, die weißen Hände in einander verschlingend, unverwandt hinunter auf das Meer. Nach einer Weile hatte es den Marineofficier auch wieder an ihre Seite getrieben.

„Wenn ich ein Maler wäre“, sagte er, „so würden Sie mir jetzt ein Motiv liefern, gnädige Frau!“

Sie veränderte ihre Stellung nicht, sondern fragte nur ruhig heiter: „Wie wollten Sie denn dasselbe benennen?“

„„Blick in den Strom", nach dem Lenau'schen Gedicht", und noch ein wenig sich näher beugend, sagte er halblaut:

„Sahst Du ein Glück vorübergeh'n,
Das nie sich wiederfindet,
Ists gut, in einen Strom zu seh'n,
Wo Alles wogt und schwindet."

Sie drehte leicht das stolze Haupt und sah ihn mit den klaren blauen Augen kühl an.

„Sie recitiren hübsch, aber lassen Sie mich auch das Folgende hören!"

Ohne von ihrer sonderbaren Weise berührt zu werden, fuhr er gehorsam fort:

„O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen.
Was Dir, und sollt's Dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen."

Dann lächelte er fein und fügte hinzu: „Die Thränen" passen nicht zu meinem Bilde, die ersparen Sie mir!"

„Warum?" fragte sie, ihre alte Stellung wieder einnehmend.

„Weil", sagte er ernst und fest, „Sie, gnädige Frau, wohl an ein vergangenes Glück zurückdenken, ihm aber nie nachweinen würden."

„Sie haben vollkommen Recht!" war die Antwort.

Er fühlte, daß sie nun eigentlich wieder schweigen oder ihren eigenen Gedanken nachhängen wolle, aber ihr wunderliches Wesen reizte ihn gerade zum Widerstand.

„Signora, wenn ich mit zu dem Bilde gehörte", warf er hin, „was würden Sie da zu mir sagen?"

„Daß — Sie die schwarze Uniform besonders gut kleidet."

„Ah — ah." Er machte eine Verbeugung und trat zurück.

„Ist sie blos eigensinnig, ist sie kokett?" fragte er sich; „in jedem Falle bleibt sie doch eine ungewöhnliche Frau."

Die Fremde sah wieder auf die weißen Schaumkämme.

„Weinen? Nein!" flüsterte sie vor sich hin, „das habe ich ja nie gethan und doch ist Alles, was ich besaß, so nach und nach meinem Herzen abgefallen! Zehn Jahre! Und wenn ich da hinabschaue, so ists, als sei es erst gestern gewesen, das Wasser mit seinem Rauschen hat etwas Zauberisches, und wie die Entfernungen trügen, das Weite nahegerückt zu sein scheint, wenn nichts als der Wasserspiegel uns davon trennt, so ruft das Brausen über die Jahre hinweg mir alte Weisen und Worte zurück ins Ohr. Vergessen hatte ich sie freilich nicht, aber verträumt."

Ein heftiger Windstoß kam, ihr rothes Tuch flatterte in der Luft, ihre eine schimmernde Flechte löste sich und hing auf die Schulter herab, sie konnte kaum mit den kleinen Händen den Kampf gegen den entführungslustigen Wind aufnehmen und somit hatte der Officier doch wieder einen Grund, an ihre Seite zu eilen.

„Die Nixen begehren den rothen Schleier", sagte er, als er half, Haupt und Nacken wieder einzuhüllen.

„Bah", fiel sie ein, „ich mag diese Art von Meeresbelebtheit am wenigsten; hätte ich's preisgeben müssen, so würde ich es mir als Flagge für irgend ein Vineta dort unten gedacht haben." Dann setzte sie hinzu: „Ueber wie viele Vineta's unser Schiff wohl gleitet?"

„Wie ernst Sie das sprechen, Frau von Nordeck", erwiederte er. „Sie kennen dergleichen doch nur vom Hörensagen. Aber ich weiß eine traurige Geschichte."

„Erzählen Sie, Major, ich höre gern Geschichten", bat die schöne Frau.

„Ein Freund von mir, er lebt in Fiume, dem wir uns bald nähern — die Inseln, an welchen dort Ihr Blick hängt, sind Veglia und Cherso — dieser Freund, — aber ich bin ein schlechter Erzähler, gnädigste Frau!"

„Bitte", sagte sie und das klang diesmal wie ein Befehl.

Er sah auf den schlichten Goldreif an ihrer Hand und fragte sich, an wen sie derselbe wohl bände, dann riß er sich gewaltsam los von seinen träumerischen Hypothesen und fuhr fort:

„Dieser Freund hat einmal den Augenblick des Glücks verfehlt, indem er nach Flittergold faßte und das echte unbeachtet ließ. Das ist nun sein Vineta geworden, und aus Sehnsucht nach dem, was versunken, und aus Unmuth mit dem, was er besitzt, grämt er sich langsam zu Tode. Nichts tröstet, nichts hilft ihm, und doch könnte er eine Zierde der Wissenschaft sein, ein Phänomen, mein guter, deutscher Professor. Bleiben Sie in Fiume, gnädige Frau?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wollen die Wallfahrtskirche nicht sehen, wo zu unserer Meerbeschützerin gebetet wird? Und das alte Castell Tersato? Ich besuche meinen guten Freund."

„Er heißt?" fragte Frau von Nordeck.

Der Officier mußte nicht recht gehört haben, denn er erwiederte: „Die Lorettokapelle."

„Der deutsche Professor!" wiederholte sie.

„Anton Dühring, ein Norddeutscher, Sie müssen beinahe Landsleute sein, gnädige Frau."

Nicht eine Wimper hatte gezuckt, als Irma einen Namen vernommen, der seit langen Jahren nicht mehr an ihr Ohr geklungen. Sie richtete ihre Blicke nach der Stelle, wo Fiume lag. Also dort, und etwas Unvergessenes trug er im Herzen? Was denn? War ihm seine Frau gestorben? Nein, so konnte es nicht sein, aus den Andeutungen des Marinars zu schließen. Wenn . . . o, sie mußte einen Augenblick die Hand über die blauen Sterne legen — er war unglücklich, das war genug.

Auf eine Frage des Officiers sagte sie jetzt träumerisch: „Ich werde in die Wallfahrtskirche gehen."

Ihr Nachbar sah sie fast betroffen an, aber ehe er eine Erwiederung finden konnte, hatte sich eine Hand auf seine Schulter gelegt und eine Stimme sagte mit einem Seufzer:

„Welche Ueberwindung es mich kostet, hier oben zu sein, aber man muß doch etwas von der Reise haben, nicht wahr? Das Nest Fiume muß nun wohl in Sicht sein, aha, und somit wären wir also in der Quarnerobucht!" Der kleine graue Herr klopfte dabei auf seinen Bädeker, welchem er sein Wissen verdankte. Als der Officier nur etwas Undeutliches gemurmelt hatte, fuhr er fort:

„Welche Nerven eine Seereise erfordert, eigentlich keine! Meine arme Frau liegt unten, unbeschreiblich leidend, sie hat gar zu zarte Nerven. Meine Gnädige, ich bewundere Sie!"

Das leichte Achselzucken der blonden Frau bewies, daß ihr wenig an diesem Gefühl des grauen Herrn liege.

„Die Natur hat die Nerven wahrscheinlich bei mir vernachlässigt", warf sie hin, ohne den Blick zu heben.

„Das ists — man muß keine haben!" rief der Graue, „aber davon will meine Frau nichts wissen, das fände sie unpoetisch. Poetisch — meine Frau ist eine poetische Natur und nun muß sie das Alles gerade versäumen. Nichts hat sie auf der Fahrt von Triest gesehen; das erste Schaukeln und sie mußte hinab, nicht den Leuchthurm von Salvore und wie die Dinger sonst heißen", er zeigte dabei wieder auf seinen Bädeker. „Nun, in Pola wären wir ja dann auf festem Boden. Was man aber in Pola rühmt", er kicherte schlau.

„Nun?" sagte der Marinar ungeduldig, denn ihm blieb, da die Dame sich wieder abgewandt, die Mühe einer Antwort.

„Schwindel, nichts als Schwindel, die Alterthümer! Das habe ich ja Alles viel besser in Italien gesehen, was brauche ich da nach Pola zu fahren? Aber meine Frau dachte es sich so schön! Ja, wenn das Wasser einen Boden hätte. Wahrhaftig, da fängt das dumme Schaukeln wieder an! und hier ist der interessanteste Punct. Erlauben Sie, Gnädige, links Monte Maggiore, dann die kroatischen Berge, da drüben die Grenzscheide Italiens, von der Dante sagt:" — er las dabei aus dem Bädeker — „ch' Italia chiude ed i suoi termini bagna." Sie verdeutschen es wohl, Herr Capitän, Sie sind ja ein halber Italiener, meine Frau hat den deutschen Dante unten, ohne Dante, meint sie, kann man in Italien nicht reisen. Himmel, wie das schwankt! Sie entschuldigen, wenn ich mich der Gesellschaft entziehe, aber ich kann das Wasser nicht lange sehen"; und so eilig es ging, suchte er sich nach dem Eingang der Kajüte zu retten.

Der rothe Bädeker blieb bei der Flucht vergessen auf der Bank liegen. „Commissionsrath Loheim", las der Capitän daraus. „Soll ich darunter schreiben, ein „beneidenswerther Mensch?"

Aber die schöne Frau, welche ihn allein der Unterhaltung des Grauen überlassen, hatte auch die Frage nicht verstanden, sie blickte unverwandt hinab in das Schaumgebrause:

„Die Seele sieht mit ihrem Leib
Sich selbst vorüber fließen",

sagte sie halblaut, dann jedoch kam es wie eine Festigkeit über sie.

„Ich habe ja längst den alten Traum ausgeträumt, aber daß er nun kämpfen muß, lebenslang, das thut mir weh." Sie wandte sich lebhaft nach dem Marinar um und sagte, freundlicher als zuvor:

„Glauben Sie nicht an ein Heilmittel für Ihren Freund?"

Ein ernster Schatten legte sich über die gebräunten Züge des Gefragten.

„Ja, ich kenne eins!"

„Das wäre?"

„Der Tod!"

Eine Pause, ein tiefer Athemzug aus der gepreßten Brust Irmas und endlich der leise Ausruf:

„So denken Sie wirklich?"

„Es ist das ja niemals das schlimmste Mittel, nur ein radicales!" sagte der Capitän.

Die weiße Hand legte sich flüchtig auf die des Marinars.

„Wie Sie sich um den Freund sorgen! Ich möchte ihm und Ihnen das Beste wünschen", dann stockte sie.

Erst machte Jener eine Bewegung, als wolle er die schlanken Finger an seine Lippen führen, aber sie waren noch schneller als ein Gedanke zurückgezogen, dann sagte er beinahe sarkastisch:

„Eigentlich hätte ich Sie früher so viel Gefühls für einen völlig Fremden nicht fähig gehalten."

Sie erröthete leicht und entgegnete mit etwas verschleierter Stimme: „Da haben Sie den Beweis, daß man nicht vorschnell urtheilen soll!"

„Ich möchte den Menschen kennen, welcher nicht sofort beim ersten Zusammentreffen mit einem Andern sich ein Urtheil bildet, sei es auch nur auf das Aeußerliche beschränkt", rief der Capitän lebhaft. „Seien Sie ehrlich, gnädige Frau, was dachten Sie von mir, als uns im Hafen von Triest der Gouverneur mit einander bekannt machte? Als der Frau von Nordeck aus Norddeutschland der Oesterreicher Capitän Simessen präsentirt wurde — und man die Gnädige eventuell meinem Schutze empfahl?"

Sie blickte ihm ruhig in die blitzenden Augen. „Ehrlich, dachte ich gar nichts über den Vorgestellten, nur nahm ich mir vor, so wenig als möglich schutzbedürftig sein zu wollen!"

„In der That, ein offenes Bekenntniß", sagte der Capitän mit zusammengekniffenen Lippen, dann erheiterten sich seine Züge jedoch bald wieder.

„Sehr verschieden von dem, was ich dachte", warf er hin.

Sie hatte ihre überlegene Miene wieder.

„Soll ich Ihnen helfen? Sie fanden mich leidlich, bitte", protestirte sie, als er mit einer Betheuerung einfallen wollte, „Sie glaubten mich „möglich" für eine Causerie auf der Seereise, daß ich unmöglich war für ein Abenteuer, davon haben Sie sich wohl bald genau überzeugt, um deutlich zu sein, nach Eurer österreichisch „südlichen Weise."

Sie hatte das Alles so ruhig gesprochen, als handle es sich um eine dritte Person, kein Anflug von Koketterie war dabei gewesen.

„Gnädige Frau", sagte er halb erschrocken. Dann fiel sein gesenkter Blick auf die Spitze ihres kleinen Fußes, von welcher eben der Wind das Kleid gehoben. „Könnte, dürfte ich dort um Verzeihung flehen —"

„Also schuldig bekannt", unterbrach sie ihn. „Ja, ja, Euer Land ist das Eldorado der Frauen, welche sich gern den Hof machen lassen. Wir armen Andern, welche neben der Evaeitelkeit, denn davon gebe ich die Wenigsten unter uns frei, noch einige Gedanken besitzen, wir sind wie Parias, uns meidet man. Und wäre hier nicht die Noth, Herr Capitän, da das Ewigweibliche Euch selbst im Sturmgebrause anzieht und ich hier oben die einzige Vertreterin desselben bin, Sie knieten längst vor den noch kleineren Füßchen der Französin, welche leider unten in der Cajüte mit dem mal du mer ringt."

Er hatte ihre spottenden Worte ruhig angehört.

„Jedenfalls wären Sie dadurch erlöst gewesen, Frau von Nordeck", meinte er lächelnd. „Ich bin wehrlos Ihren Anklagen gegenüber, weil die Richtigkeit derselben im Allgemeinen nicht zu leugnen ist, indeß hatte ich doch noch ein Nebengedanken. Als der Gouverneur Ihre Hand küßte, eine Hand so schön und vornehm —"

„Sagte ich nicht schon heute früh, daß ich die Vorzüge meiner Hand,

wie meiner Person so vollkommen genau kenne, daß jede Aufzählung derselben nur dazu diene, mich zu langweilen?" fragte sie spöttisch.

Er verbeugte sich, der Unwille färbte einen Moment sein Gesicht mit Röthe, dann nahm es jedoch, von seinem festen Willen beherrscht, schnell wieder seine ruhige Miene an.

„Ich bemerkte an dieser Hand", fuhr er fort, als habe sie ihn gar nicht unterbrochen, „einen Ehering und fragte mich, an wen Sie derselbe wohl bände, und ob er ein Glück geknüpft habe, denn das Glück verdienen Sie!"

„Das beweist mir in der That wirkliches Interesse", sagte sie kühl, „Glück ist nur ein sehr dehnbarer Begriff. Ah, sehen Sie, das Schiff rüstet zum Anlegen. Wie hübsch die Stadt daliegt, welche Ihr armer Freund bewohnt!"

Sie war ihm also aufs Neue entschlüpft und nun verbot ihm sein Stolz, die Frage zu wiederholen.

Hell schimmerten die Häuser von der weißgrauen Karstwand herab, hier waren sie kühn hinaufgeklettert auf die schroffen Felsen, dort fielen sie, wie von spielender Kinderhand hingeworfen, bis dicht an den Meeresstrand herab. Die Sonne versank eben, wie eine erlöschende Feuerkugel, hinter den Inseln Cherso und Veglia, welche das Meer wie einen Landsee abschließen.

„Haben Gnädige Abbazia bemerkt?" fragte der kleine Commissionsrath wieder hinter dem Paare, „das hat mich doch heraufgetrieben. Lorbeer und Citronenwälder und ein Schloß am Meer — Spazierfahrt morgen dorthin, wie? Nicht übel?"

Als er auf die andere Seite getrippelt war, meinte Frau von Nordeck sinnend: „Ich denke, am Meeresstrande könnte man nicht traurig sein. Muß nicht die allgewaltige Symphonie, die es oft erklingen läßt, alle kleinlichen Schmerzensrufe des Menschenherzens übertönen?"

„Aber wenn das Meer selber von dem versunkenen Glück erzählt?" fragte der Marinar. „Sie sagten das doch mit Bezug auf meinen Freund? Der Arme hat Ihr Interesse erregt."

„Momentan — momentan", stammelte sie, halb erschrocken, halb verlegen.

Die Brücke fiel, auf der Kajütentreppe tauchten bleiche Gestalten auf, auch am Arm des grauen Commissionsraths hing eine blasse Blondine, während seine Linke den Bädeker umschloß. Hinter Frau von Nordeck postirte sich ihre alte Dienerin. Sie bot dem Capitän die Hand: „Leben Sie wohl."

Er hatte den gleichen Gruß. Einen Versuch, ihr seine Dienste anzubieten, machte er nicht, er wußte zuvor, daß sie abgelehnt werden würden. Nur einen leisen Seufzer stieß er aus, als die stolze Gestalt seine Seite verließ. Er folgte ihr nach, so lange er konnte, mit den Augen, dann erst dachte er daran, daß er selber das Schiff verlassen müsse.

— — —

Nur noch ein Nachgrollen des Borasturmes wars am folgenden Morgen. ie Sonne lachte aus wolkenlosem Himmel herab, die kleinen Staubwellen, elche der Wind in den Straßen aufzuwühlen versuchte, legten sich bald wieer, und wenn auch das Meer noch aufgeregt war und klatschende Wogen gen die Dämme und Ufer schleuderte, so sang es doch nicht die grausigen elodien, wie am vorhergehenden Tage.

Auf dem Molo hatte das stets gleiche Geschäftstreiben einer Hafenstadt, as Aus- und Einladen von Waaren wieder begonnen, unbekümmert, ob

eben alle Glocken Fiumes zusammenklangen, um den Namenstag des Monarchen einzuläuten, aber auf den Wimpeln der Schiffe flatterten eben so lustig wie auf den öffentlichen Gebäuden die Landesfarben.

Hier und da streifte ein bewundernder Blick aus den Augen eines Arbeiters die schlanke Gestalt der blonden Frau, welche langsamen Schrittes durch die Straßen wanderte, auch Kinderköpfe drehten sich nach ihr um und als ein kleiner Dampfer von einer benachbarten Strandstadt eine Anzahl Frauen und Mädchen, Fabrikarbeiterinnen, gebracht, blieb die lustige Schaar stehen, um Toilette und Erscheinung der Fremden unter den lebhaftesten Gestikulationen zu kritisiren.

Die Blicke der Deutschen wurden durch das kleine Schauspiel aber nicht minder gefesselt, die braunen Gesichter mit den scharfen Profilen, den schwarzen Haaren mit silbernen Nadeln geschmückt, schienen ihr nicht weniger beachtungswerth, als sie mit ihrer echt nordischen Gestalt es für Jene war.

Endlich setzten die Weiber ihren Weg fort, und Frau von Nordeck verfolgte langsam die Richtung weiter, aber es war doch mehr eine Art von Traumwandeln, das über die sonst für äußere Eindrücke so empfängliche Frau gekommen war. Sie blickte gedankenlos über die Kirche Sanct Veit hin und doch hätte dieselbe sie an die Maria della Salute von Venedig erinnern sollen und drüben die Himmelfahrtskirche mit ihrem Porticus an das Pantheon zu Rom. Aber ihre Gedanken weilten in der Ferne, nicht in entlegenen Landstrecken, sondern in der Ferne der Vergangenheit.

Eins der Mädchen hatte besonders heiter zu ihr herübergeschaut und war dann lachend den Andern vorausgeeilt. Dies Lachen erinnerte sie an eine Zeit, wo es ihr selber noch leicht geworden, unbefangen heiter zu sein. Wie weit war die! Und mitten im Sonnenschein, angesichts des Meeres, umrauscht von seinem murmelnden Gesange, mußte sie an einen schneeglitzernden Winterabend in einem kleinen Harzdorfe denken.

Laute Rufe schreckten sie auf. Sie stand in der Nähe des Marktplatzes, wo die Verkäufer mit südlicher Lebendigkeit ihre Waaren priesen, hier Feigen und saftige Trauben, dort „Meeresfrüchte", die schimmernden Fische in allen Größen und Gestalten, Bänder und Tand — und feilschend und scherzend und schreiend drängte es sich um die Körbe und an den Buden.

Sie flüchtete sich fast vor den Rufen und Bitten, die an sie als „bella madonna" gerichtet wurden, hinüber nach den Häuserreihen, an welchen durch Steinpfähle der Fußweg abgegrenzt war. Theilweise trugen diese uralten Steine Sculpturen, hier endete der Knauf in einen Männerkopf und der andere daneben trug den einer Frau; dort war ein Ritter mit seinem Knappen, hier ein Mönch mit einer Nonne, und einige hatte man mit rother oder schwarzer Farbe auf Kopf und Gesicht noch besonders zu verzieren gemeint.

Man hatte ihr nur undeutlich die Richtung beschrieben, in welcher die Campagna des deutschen Professors liegen sollte, doch glaubte sie, sie könne nicht irren, da, in ihrer Brust war etwas, das ihr als Wegweiser dienen müsse — das unsägliche Mitleid.

„Kann es denn sein?" fragte sie zweimal halblaut, mit zuckenden Lippen, „kann es denn sein? Und ich meinte doch damals sein Glück erkauft zu haben mit dem Opfer meines eigenen Jugendtraumes!"

Vor ihr lag ein großer, blühender Garten; tropische Gewächse mischten sich mit den hier heimischen Cypressen, Oel- und Maulbeerbäumen, Lorbeerbüsche dehnten sich in Ueppigkeit und die Feigenbäume breiteten ihre wenigen,

scharf umrissenen Blätter aus, Palmen und feine Nadelholzgruppen zauberten ein völlig südliches Landschaftsbild vor die Augen. Auf der Höhe, denn der Garten lief einen Hügel hinan, schimmerte ein weißes Wohnhaus durch die Büsche.

„Hier ist es!" sagte Frau von Nordeck so gewiß, als sei sie schon hundertmal den Weg gegangen. „Er hat sich ja immer aus unserem Harzdorf hinweg unter Palmen gesehnt."

Das Gitterthor war nur halb angelehnt und die schlanke Frau betrat ohne Zögern den Kiesweg. Dann und wann blieb sie bei einer besonders hübschen Pflanzengruppe betrachtend stehen, sie streifte auch wohl mit den Fingern darüber, und das war eine Bewegung, wie wenn man etwa das Kind eines Freundes liebkost. So schön der Garten mit seinem Pflanzenreichthum war, dennoch machte er einen etwas verwilderten Eindruck. Der Rasen war versengt, auf den Wegen wucherte Unkraut, hier und da hatte es sich auch um die Stämme geschlungen. Weiter oben lag zerbrochenes Kinderspielzeug zerstreut.

Irma stand davor, als habe sie eine Entdeckung gemacht.

„Er hat Kinder — Kinder!" flüsterte sie mit einem erleichternden Seufzer.

Aehnlichen Dingen begegnete sie noch, auch zerstreuten Papierfetzen. Sie hob einen auf. „Es ist seine Hand, aber unsicherer wie damals, als er die lustigen Studentenbriefe schrieb."

Unter einer Epheuwand standen römische Trümmer, aber auch um sie herum sah es unordentlich aus, eine kopflose Puppe, bunte Läppchen, ein dreibeiniger Schemel verunzierten den sonst so hübschen Platz, von welchem man eine herrliche Aussicht auf das Meer hatte.

„Er verlor seine Gattin — nun versteh' ich seinen Kummer. Die Hand und das Auge der Hausfrau haben hier gefehlt — und er hat sie ja so sehr geliebt."

Langsamer, scheuer schlich sie weiter, nahe am Hause blieb sie stehen, eine Veranda, welche reichbelaubt war, entzog sie vorläufig den Blicken der Insassen.

„Nun ist es Pflicht, Schwesterpflicht, zu kommen", sagte sie sich selber, wie ermuthigend. Und dennoch zögerte sie und stützte tief Athem holend den Kopf gegen die grüne Mauer.

In eben demselben Augenblicke wurde ein Seufzer über ihr ausgestoßen, und es klang dann, als werde ein Buch zugeschlagen. „Ich bin müde!" sagte eine Stimme, deren Ton unvergessen geblieben, nur hatte derselbe einst heiterer und voller geklungen.

Drinnen schlugen zwei Thüren und heftige Schritte kamen auf die Veranda hinaus.

„Anton, hast Du endlich das Buch zugemacht? Du weißt, daß es Dich angreift, zu studiren. Und wer hat, wenn Du Dich überanstrengt hast, die Plage? Du denkst nicht an Frau und Kinder, es ist nicht genug, daß Du uns in die Fremde geschleppt hast, Du läßt uns auch schließlich hier noch allein", rief eine Frauenstimme, welche hart und schrill klang.

„Hanna!"

„Ich will Johanne genannt sein, wie ich getauft bin."

„Johanne, ohne Bücher kann ich nicht leben, es ist die einzige Anregung —"

„Die einzige?“ fiel die Frau ein. „Und ich? Und die Kinder? Thu ich nicht meine Pflicht? Kannst Du über mich klagen?“

Ein Seufzer, ein „Nein!“

„Wenn jemand von uns klagen wollte“, fuhr die Sprecherin fort, „so weißt Du, wer das erste Recht dazu hätte. Ich bin aus meiner Heimat und Verwandtschaft gerissen und muß unter fremden Menschen —“

„Johanne, die Frau hat stets dem Manne zu folgen, seine Heimat —“

„Ich weiß es und that es. Aber gings uns daheim nicht gut? Was hat uns hinausgetrieben? Dein Ehrgeiz, neue Entdeckungen, welche —“

Der Athem kam pfeifend aus der Brust des Antwortenden:

„Wenn Du nur einmal mein Streben würdigen, verstehen wolltest!“

Ein schrilles Lachen. „Nein, ich verstehe Dich allerdings nicht, nur meine Pflicht, als Hausfrau. Als Du um mich warbest, wußtest Du, daß ich keine Gelehrte war. Und meine unorthographischen Briefe haben Dir damals mehr Freude gemacht, als die, welche Du von dem gnädigen Fräulein erhieltest. Nicht verstehen? Ich möchte die sehen, welche Dich besser umsorgte! Ich will nicht, daß Du Dich aufreibst . . . und darum habe ich auch vorhin dem Marco, welcher Dir seltene Funde anzubieten kam, seine Waare um zwei Gulden abgekauft und sie direct in den Canal schütten lassen. Es ist höchst gleichgültig, ob eine blaßgelbe Qualle mehr anzuführen ist, höchst gleichgültig, aber ob meinen Kindern ihr Vater erhalten bleibt —“

„Johanne, ich habe seit Wochen dem Marco Auftrag ertheilt, die Scoglien abzusuchen — und nun . . .“ Ein Husten unterbrach ihn, er hatte mit zornig aufwallender Stimme gesprochen.

„Und ich that meine Pflicht, das wiederhole ich“, war die kalte Antwort. „Arbeit ist Gift für Dich, Du sollst Ruhe haben!“

„Ruhe!“ wurde mit bitterem Tone wiederholt. „Arbeit wäre die beste Arzenei. O, mich versenken in die Wissenschaft, wie lange schmachte ich schon . . .“

Kinderfüße trippelten herbei. „Ein Brief für den Papa.“ Eine kurze Weile vernahm Irma nichts, dann knisterte das Papier dort oben unter den Fingern des Lesenden.

„Johanne, eine große Freude. Der Capitän Simessen ist hier.“

„Der“, kam es gedehnt zurück.

„Endlich wieder ein Mensch, mit dem ich mich werde unterhalten können . . . ein Freund . . .“

„Ein Freund! Bei mir fehlt es Dir freilich an der rechten Unterhaltung —“

„Johanne, ich freue mich, ihn musiciren zu hören, er soll mir von der Welt draußen erzählen —“

„Von der Du uns abgeschnitten hast!“

„Verdirb mir die Freude nicht“, bat der Leidende sanft wie ein Kind, „ich freue mich auf diesen Mittag, wie auf das Christfest — vor Jahren.“

„Auf den Mittag? Denkst Du an eine Einladung, Anton?“ rief Frau Johanne hastig. „Lade mir den ersten Karstbauern ein, der über die Straß kommt, nur den Capitän nicht. Ich hasse ihn, er hat mich schwer beleidigt, Du weißt es! Er hat mich fühlen lassen, daß mir fehlt, wofür nicht ich, sondern meine Erziehung verantwortlich ist. Er zieht das Klimpern eines Musikstückes den häuslichen Tugenden einer Frau vor und — seine Reden . . Genug, ich verlange die Rücksicht von Dir, daß Du ihn mir nicht als Gast bringst. Meine Sitten und meine Tugend . . .“

„Sind unantastbar, sind hart, wie der Felsen des Karstes", sagte der Professor ironisch, „ich habe allerdings die Genugthuung, daß Du nie einen andern Mann mit einem leisen Lächeln beglücktest, mich aber auch nicht!"

„Höhne mich nur, Anton, meine Ansichten änderst Du nicht. Liebeständelei soll eine Hausfrau und Mutter zu dem Gewesenen legen, Du hättest sonst ausführen sollen, womit Dich ein Freund früher neckte — Du hättest um die Prinzessin werben sollen. . ."

„Johanne!"

Sie ließ sich nicht wehren. „Die Prinzessin, welcher Du Lieder componirtest und die Du als Ideal der Frauen hinstelltest — aber welche wohl wenig von Dir wissen wollte, nachdem Du ihr Spielzeug gewesen, Fräulein von ...."

„Halt, sprich den Namen nicht aus, nicht in diesem Sinne", gebot ihr Gatte und diesmal mußte ein energischerer Blick seine drohenden Worte begleitet haben, denn Frau Johanne vollendete den Satz nicht, dagegen sagte der Professor nach einer Pause: „Ich werde, um Dich vor dem ungewünschten Gaste zu schützen, meinen Freund sofort aufsuchen."

„Du willst gehen?" Keine Antwort mehr, wohl aber hörte Irma die sich entfernenden Schritte des Mannes.

„Welch ein Undank", klagte die Frauenstimme auf der Veranda, „für all meine Sorge und Sorgfalt — ach, wie unglücklich mein Lebensloos gefallen ist!"

Irma von Nordeck rieb sich die Stirne. Hatte sie das wirklich gehört? Es schüttelte sie wie ein Schauder, sie schaute auf.

Hell klang die Glocke der Wallfahrtskirche vom Berge herab, mit stolzem Trotz, ungeachtet seiner halben Zertrümmerung lag Schloß Tersato auf seiner Karsthöhe.

„Ich will in die Kapelle gehen — dort hinauf", flüsterte Irma, „ich sehne mich, naiven Kinderglauben zu sehen und das blaue Meer zu erblicken."

Sie huschte unter den Gruppen fort, sie weilte nirgends mehr und faßte nach keinem Blatt, leise zog sie unten die eiserne Gitterthüre ins Schloß.

„Was trennt ihn von Liebe, Freude und Glück, ist es nur dies leichte Gitter?" fragte sie sich dann und schüttelte wieder verneinend das Haupt. „Ich fürchte, sein Loos wäre ihm besser gefallen unter den dürftigen Fichten der Heimat."

Als sie nochmals zurück schaute, sah sie zwei braune Augen auf sich gerichtet, groß und fragend.

„Sein Kind", murmelte sie und winkte der Kleinen.

Halb neugierig, halb scheu trat das Mädchen näher.

„Ich darf nicht heraus, draußen sind die wilden Buben und Mama hat verboten, daß ich mit ihnen spiele."

„Dann komme ich zu Dir!" sagte Irma und kniete bei dem Kinde nie- : und blickte ihm forschend ins Gesicht.

„Es sind die Züge des Vaters", flüsterte sie mit Genugthuung.

Das Kind ließ ihr die eine Hand, in der andern hielt es eine zappelnde Eidechse. „Das ist für den Papa!" sagte es mit glücklichem Lächeln.

„So hilfst Du ihm?"

„Mama hat es nicht gern", kam es dann, wie mit plötzlichem Schuldbewußtsein über die kleine Naturforscherin.

„Wie heißt Du?" fragte die schöne Frau weiter.

„Papa nennt mich Irma — aber die Mama Johanne.“

„Er nennt Dich Irma — gieb mir einen Kuß, kleine Irma.“

Es schimmerte feucht in ihren Augen. „Also hat er doch eine Erinnerung behalten an die schöne, ferne Jugendzeit.“

Sie zog das Kind in ihre Arme und küßte es und streichelte ihm die runden Bäckchen, dann plötzlich raffte sie sich auf und eilte aus dem Garten.

In wenigen Minuten stand sie am Fuße der Wallfahrtstreppe; in der kleinen Kapelle, der ersten Station, kniete ein altes Mütterchen mit erhobenen Händen und ein Matrose küßte eben inbrünstig ein buntfarbiges, kunstloses Papierbild der Madonna, welches man, vielleicht zum Schutz gegen das Küssen, unter Glas geschoben.

Flehte der Matrose „die Mutter der Meere“, die stella maris um Schutz an für eine lange Seefahrt? Betete das Mutterherz für einen Sohn, der draußen auf dem Meere war? Hatte der gestrige Sturm sie doppelt gemahnt, sich an die Gnadenreiche zu wenden?

„O frommer Glaube!“ flüsterte Irma, als sie vorüberschritt.

Ihre seidenrauschenden Gewänder hatten die Füße der Betenden gestreift, ohne daß sie es achteten.

Vierhundert Stufen! Aber die blonde Frau ging mit hastigen, beflügelten Schritten, es trieb sie zur Höhe, fort dort unten aus der Welt — aber sie fragte auch nicht, wie sie es oben finden werde. Station um Station mit Crucifixen und Madonnenbildern, mit Betenden — die Einen kamen zurück, die Andern wanderten hinauf.

„Santa vergine, habe Erbarmen!“ endete eben ein Landmädchen seine Bitte. Das hübsche, gebräunte Gesicht war von Thränen überrieselt. Sie bückte sich jetzt nieder nach einem Fruchtkorb, um ihn auf ihr stolzes Köpfchen zu heben. Irma legte ihre Finger auf die Schulter des Mädchens.

„Wen soll die Jungfrau schützen? Warum weinst Du?“ fragte sie und die italienische Sprache fiel wohlklingend von ihren Lippen.

Ein dunkles Roth lief über die Sammetwangen.

„Ist Dein Schatz hinaus?“ sie deutete dabei aufs Meer.

Das Mädchen nickte. „Länger als ein Jahr, und er kommt nicht heim, so viel ich mich auch sehnen mag und so treu ich ihm auch bin, dem Giovanni — Madonna, was hilfts! Die Eltern wollen, daß ich den Cecco heirathe und nicht auf den Giovanni warte. Sie sagen Alle, den habe das Meer ....“ erneutes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Aber Du selbst, Dein Herz glaubt es nicht?“ fragte die blonde Frau.

„O, so böse würde die Madonna nicht sein — und — ich habe ihr droben zwei Kerzen geschenkt“, kam es zuversichtlicher über den schöngeschnittenen Mund.

„Nein — so böse wird sie nicht sein!“ wiederholte die Deutsche, als müsse sie das Mädchen damit beruhigen. Dann zog sie einen Geldschein hervor und schob ihn zwischen die braunen Finger.

„Das ist für ein neues Tuch, damit Du Dich schmücken kannst, wenn der Giovanni heimkehrt.“

Das Mädchen drückte einen Kuß auf ihre Hand. „Wie gut Ihr seid, Signora — aber wollt Ihr mir erlauben, der Marietta, daß ich der Madonna ein schönes Bild stifte, wenn Giovanni glücklich zurück ist? Wenn ich ihr das jetzt verspreche, vielleicht hat sie Mitleid und führt ihn heim, eh' sie mich drüben“, sie zeigte über den Berg, „zwingen, dem Cecco zu gehören.“

Frau von Nordeck nickte und schritt weiter und Marietta sank aufs Neue in die Knie, um der Madonna ein schönes, buntes Votivbild zu geloben.

An Mauern auf der einen Seite und an einem spärlich mit verdorrtem Gras besetzten Felsenhang führte der Weg zur Höhe, unter einer Eiche ruhte die blonde Frau. Zu ihren Füßen lag die Stadt, verworrener Lärm klang empor, dann breitete sich das Meer aus, blau, besät mit weißen Schaumkämmen, das Meer, welches auch Marietta's Schicksal trug.

Sie mußte lächeln, befriedigt dachte sie einen Moment, daß das Mädchen nun hoffnungsreicher herniedersteigen würde in die Stadt.

Auf einem kleinen, freien Platz lag das Kirchlein da. Bettelnde Weiber und Kinder hockten vor der Eingangsthüre und sonnten sich und zählten die Kupfermünzen, welche sie erhalten und streckten die schmutzigen Finger den Neuankommenden entgegen.

„Ah, gnädige Frau", sagte da eine Stimme hinter Irma, „ah, habe die Ehre — auch Studien hier machen?" und der kleine, graue Commissionsrath, seine blasse Gattin am Arm, trat damit an ihre Seite. „Vierhundert Stufen, enorm, enorm, meine arme Frau ist ganz erschöpft — ja die Nerven!"

Ein Seufzer neben ihm bestätigte seine Worte. Irma grüßte und wollte in die Kirche treten, aber der kleine Herr vertrat ihr in seinem Dienst- und Belehrungseifer den Weg.

„Gnädige Frau sind ohne Bädeker" — erlauben mir daher —"

„Aber Loheim — Bädeker, wo meine Notizen —" die Nerven ließen eine Vollendung des Satzes augenscheinlich nicht zu, nur noch einen schwachen Seufzer.

„Deine Notizen, Angelika, gewiß!" und er schlug ein sammetenes Notizbüchelchen auf, „besagen also: Zu Tersato befand sich ursprünglich das heilige Haus der Jungfrau, welches am 10. Mai 1291 von Engelshänden aus Nazareth herübergetragen wurde. Hier stand die cara santa drei Jahre und sieben Monate, nach welcher Zeit sie wunderbarer Weise wieder von Engeln nach Recanati und von dort endlich an ihren jetzigen Aufenthalt in Loretto gebracht wurde. Das Marienbild zu Tersato, welches als Werk des Evangelisten Lucas, des Patrons christlicher Malerei, betrachtet wird, hat Papst Urban V. im Jahre 1362 geschenkt. „Dies wandernde Haus, bemerktest Du mit Recht dabei, liebe Angelika, ist wieder ein Beweis von der Dummgläubigkeit der Menge — o, wann wird eine Zeit der Aufklärung kommen?"

Die Dame seufzte, aber es war nicht zu unterscheiden, ob im Triumphgefühl oder ihrer Nerven wegen.

„Was sagen Sie?" wollte sich der graue Reisegefährte an Frau von Nordeck wenden, aber die war schon längst in das Kirchlein getreten — sie sehnte im Augenblick weder Aufklärung für sich, noch für die Menge herbei — ihr war jeder Anlaß willkommen, der sie an Anderes denken ließ, als an das, was sie unten gesehen und gehört.

Zahllose Votivbilder hingen an den Wänden und Altären, haarsträubende Kunstwerke in den schreiendsten Farben. Hier kämpfte ein großes Segelschiff im Sturmgebraus, dort eine Fischerbarke, hier ein Boot — und allemal lächelte aus den finstern Himmelswolken die santa virgine di Tersato herab — und der, welchen sie mit diesem Gnadenblick gerettet, war der Spender des Bildes, wie die Unterschrift besagte. Auch einem Kranken, welcher fern den Meereswogen, fast sterbend auf seinem Lager lag, war die „stella maris" erschienen — und er genas, wie ein schlechtes Oelbild veranschaulichte. Unter

den letzten Stiftungen war die Gabe eines Matrosen, welcher die Nordpolexpedition mitgemacht."

„Ob wohl die Madonna bald ein neues dargebracht erhält von der schwarzäugigen Marietta?" mußte sich Irma leise fragen, als sie sich dem Hauptheiligthum, dem Altarbilde näherte.

„Sehen Sie, hier das Grabmal eines Frangipani", lispelte es wieder neben ihr, und diesmal war es die nervenschwache Frau selber, welche sich zu Erläuterungen bewogen fühlte. „Die Frangipani haben nach dem sogenannten rechten Hause, der Lorettokapelle, jenes hier erbaut. Und die langen, langen Jahre haben den Aberglauben nicht gestürzt."

Irma dankte mit einem Neigen des schönen Hauptes und blickte auf die Betenden, welche den Altar umschritten, hinter demselben verschwanden, die Steine küßten, aus dem Halbdunkel des Madonnenkämmerleins, in welchem eine ewige Lampe glimmte, heraustraten und ihren Rundgang von Neuem begannen.

Sie wollte jetzt keine modernen Floskeln über Aberglauben und freigeistige Ideen hören, sie beneidete die, welche dort im frommen Kinderglauben flehten und gelobten.

„Was bleibt uns?" fragte sie sich, „nicht ein Strohhalm zum Anklammern, wenn die verzweifelnde Hand sich emporstreckt! Ich wollte, ich könnte mit dem einfältigen Herzen Marietta's flehen — für Jemanden, der auf den Wogen des Lebens treibt."

Und während das Ehepaar das Denkmal des Frangipani betrachtete, verließ sie die Kirche, sie fühlte sich beängstigt und beklommen.

Wieder im Sonnenschein wurden ihre Mienen heiterer und leichten Schrittes wanderte sie dem Castell zu. Wie zu einer Zauberburg schien der Eingang zu führen, tiefe Stille zwischen den Lorbeerbüschen, den Cypressen, nur über den duftenden Rosmarinstauden summte es von kleinen Mücken und Käfern — man hätte an ein schlafendes Dornröschen hinter den hohen Mauern und Hecken denken können. Die Führerin huschte geräuschlos voran und erzählte mit leiser Stimme, im Gemisch von gebrochenem Italienisch und Deutsch, das Kroatische war ihre Muttersprache, von den Heldenthaten des alten Conte Nugent, dem Gefängniß der Frangipani, dem alten Castell, der neuen Familiengruft. Der Adler auf der Säule von Marengo, der Löwe von San Marco und geflügelte eiserne Drachen waren einträchtig bei einander vor dem Mittelbau mit griechischen Säulen, in welchem die Nügents den langen Schlaf halten, wo der Eine ruht nach thatenreichem Leben und Andere nach kurzen Frühlingstagen — das Mittelalter und eine träumerische Gegenwart vermischen sich miteinander.

„Und die Sonne und das Meer dort unten, die haben Alles geschaut, jeden Wechsel", sagte Irma vor sich hin.

Die Führerin pflückte einen Strauß, die Fremde stieg zum Thurm hinauf, dort stand sie, die Hände auf die Balustrade gestützt, lange, lange.

Der Wartenden war die Bewunderung der blonden Frau vielleicht z zeitraubend, sie glitt wieder mehr als sie ging, nach dem Eingang zurü Irma's Blicke ruhten auf den steilen Felsenwänden hinter ihr, auf de grünen Wasserstrom, der zwischen den Bergen hervor kam und seinen kurze Weg zum Meere nahm — auf die Wassermenge dort unten und die grün belaubten Inseln und ihre seltsam geformten Berghöhen — und doch dach sie an all das nicht, doch kehrten ihre Gedanken zurück in die Jugendzeit.

„Und ich nahm es schwer und hielt es für undankbar", sprach sie vor sich hin, „daß niemals mehr ein Wort und ein Gruß zu mir kam, nachdem wir uns zuletzt am Sterbebett des Vaters gesehen. Nun weiß ich erst, wie Unrecht ich ihm that — und doch wäre es besser gewesen, ich hätte ihn für einen Undankbaren halten können, als daß ich nun weiß, er ist ein Unglücklicher, er treibt auf den Wogen des Lebens, stets im Kampfe — und wenn er einmal in den Hafen einläuft, so kann das für ihn nur — das Letzte bedeuten."

„Ich will fort", setzte sie nach einer Weile hinzu, „die Luft hier drückt mich — wenn sich Meilen der Entfernung zwischen uns gelegt haben werden, dann kann ich wohl Alles für einen bösen Traum halten."

Sie raffte ihre Kleider zusammen, aber, wie sie jetzt auf den geländerlosen Umgang blickte, den sie zu beschreiten hatte, eh' sie zur Treppe gelangte, faßte es sie plötzlich wie ein Schwindel, sie mußte sich an die Außenmauer stützen. Dann wollte sie rufen, aber sie hörte im gleichen Augenblick fremde Stimmen unter sich und nun schämte sie sich der ungewohnten Anwandlung von Schwäche.

Unter dem Thurm, dort wo die dichten Büsche jede Aussicht deckten, befanden sich die Ankömmlinge.

„Nein, nein, nicht hinauf", hörte Frau von Nordeck eine Stimme sprechen. Eine Dame ist oben? So sehr mich ein tête-à-tête zu anderer Zeit auf so luftiger Höhe reizen könnte, unter den jetzigen Umständen verzichte ich — und dann, zu Ihrer Beruhigung, werthe Hüterin, es ist nicht das erste Mal, daß ich das alte Felsennest erklettert."

Das war Irma's gestriger Reisegefährte, der ihr lustig jede Furcht fortgeplaudert hatte — jetzt gestand sie es sich und nicht ohne Beruhigung vernahm sie sein heiteres Lachen.

„Herr Capitän!" rief sie hinab.

Auch er wußte sofort, wem die weiche Frauenstimme gehöre und eilte nach dem Eingang.

„So sehr ich mich gestern gegen jeden Schutz wehrte, heute bitte ich um Hülfe", sagte die blonde Frau. „Ich fühle eine Unsicherheit —"

Er war schon oben und faßte nach ihrer Hand.

„Da Sie gegen jede Höflichkeit opponiren, gnädige Frau, so gestehe ich mit Offenheit, daß ich auch nicht die geringste Ahnung hatte, daß Sie die kühne Thurmbesteigerin seien — und — jetzt fast von der Fühllosigkeit meines Herzens überzeugt bin ...."

„Es ist eine Schwäche, über welche ich mir selber zürne", sagte Irma, sich auf den Marinar stützend.

„Ich glaube, daß nur äußerste Noth Sie zwang, an mich zu appelliren und werde mich deshalb nie der kleinen Leistung rühmen, wenn ich auch dem Zufall danke, daß mein eigensinniger Freund gerade jetzt hier hinauf wollte, während ich, in Anbetracht seiner Gesundheit, welche ihm jede Anstrengung verbietet —"

Irma unterbrach ihn hastig, sie war todesblaß geworden: „Ihr Freund —"

Aber nun hatten sie schon die letzten Stufen erreicht, und dort, dicht am Eingang lehnte ein schlanker Mann mit krausen, dunkeln Haaren und dunklen Augen — mit Augen, die, sie fühlte es, es mußte ja sein, sich gleich auf sie richten würden.

Einen Moment dachte sie daran, wieder zurückzueilen, aber dann? Und nun — war es zu spät.

Wie eine Geistererscheinung starrte er sie an, ein Ausruf schien sich auf seine Lippen drängen zu wollen, dann war es, als wehre er schnell einen Irrthum ab und mit höflich kühler Geberde zog er den Hut. Er glaubte augenscheinlich, seine Einbildung habe ihn genarrt.

Auf Irma's Wangen war die leichte Röthe zurückgekehrt, ein heroischer Entschluß kam über sie — wenn er sie nicht erkannte, so wäre es ja vielleicht möglich, sich zu verleugnen.

„Herr Professor Dühring, mein Freund — Frau von Nordeck", stellte der Marinar vor. Eine Pause. Die Dame hatte flüchtig, gesenkten Blickes gegrüßt, sie schien keine Anrede finden zu wollen und der weltfremde Gelehrte suchte vergebens nach einem gleichgültigen Worte — er war scheu und schüchtern geworden.

„Waren Sie fromm dort oben?" fragte der Capitän.

Sie nickte. „Andächtig — ja", flüsterte sie.

„Stella maris", sagte Simessen — „wer weiß, wie bald ich einmal wieder auf den Wogen treibe — ich nehme dann zum ersten Male das Bild einer Schutzheiligen mit hinaus."

Irma wußte, daß es an sie gerichtet war, aber sie wagte keine Abwehr. Der Professor wollte lachen, ein Husten unterbrach ihn und als der gebändigt worden, war die Fremde schon vorausgeschritten und er konnte nur noch an den Capitän die Frage richten: „Ist der Löwe besiegt?"

„Er ist hülflos wie ein Kind — und sie unnahbar, wie die stella maris selber."

„Hüte Dich, Ralph!"

„O Freund, es bedarf keiner Warnung" — seufzte Jener. „Sie ist schön, wie —"

„Wie ein Bild aus der Jugendzeit", murmelte Dühring vor sich hin.

Ein Gebüsch trennte sie von der Dame, welche ihre Annäherung nicht bemerkte, die Castellanin trat eben mit einem Strauß auf sie zu. „Un ricordo di Tersato, Signora."

„Wie schön", sagte Frau von Nordeck lebhaft, „wie freundlich, eine Erinnerung — ja, ich werde Tersato nicht vergessen."

Es war der ganze Wohlklang ihrer unverstellten Stimme.

Der blasse Mann hinter der Cypressengruppe zuckte zusammen, dunkle Gluth stieg in sein Antlitz, dann stürzte er vor und stand ihr gegenüber.

„Irma!"

Nicht fragend, zweifelnd kam das über seine Lippen, sondern siegessicher, aufjubelnd.

„Anton!" rief sie.

Er faßte nach ihren Händen und beugte sich darüber und als er sie endlich frei ließ und seinen Kopf empor hob, war die bleiche Farbe wohl zurückgekehrt, aber immer noch umspielte das glückliche Lächeln seine blutlosen Lippen.

Der Marinar stand seitwärts, ihm war die Scene völlig klar.

„Das war's — sie — o armer Freund!" flüsterte er.

„Irma", sagte Anton dann endlich mit stockender Stimme, „Du bist so anders geworden, noch schön, fast schöner als damals — aber in meinen Gedanken warst Du noch immer das schlanke Mädchen, welches ich in meinen

Jugendtagen gekannt ..... in den schönen, heitern Jugendtagen" — ein klagender Laut, dann zuckte es um seine Lippen, es war, als hätte er ein freundliches Wort vergebens erwartet. Nicht mehr wie sonst, mit der unwilligen Bewegung warf er den Kopf zurück, nur matt kam es nach: „Und ich war so besinnungslos, den alten, vertraulichen Ton, welcher natürlich nun verjährt ist, zu gebrauchen. Entschuldigen Sie, meine gnädige Frau von Nordeck — und ich, ja, hier in der istrischen Wildniß verlernt man jede Höflichkeit — ich habe noch nicht einmal gefragt, wie sich dero Herr Gemal befindet."

Irma sah ihn mit einem namenlos traurigen Blicke an.

„Verjährt — Anton — Geschwisterrechte verjähren wohl nie", sagte sie und nahm seine Hand. „Erzähle mir von Dir, Anton."

Sie zog ihn mit nieder auf die Stufen neben dem Drachen, denn sie sah ja, wie er schwankte und sich mühsam aufrecht erhielt. Er dankte ihr mit einem herzzerreißenden Lächeln, setzte sich auf die unterste Stufe, so daß er zu der schönen Frauengestalt aufsehen mußte und murmelte:

„Ja, Du bist die Alte noch, Irma — und doch kannte ich Dich nicht, weil ich glaubte, ein Traumbild zu sehen. Ich träume oft am lichten Tage — daß Du in dieser zerfallenen Gestalt den lustigen Anton nicht suchen würdest, das war wohl begreiflich. Sieh meine Haare, es ziehen sich schon weiße Fäden hindurch." Er hatte das in bitterem Tone gesagt.

Irma schüttelte den Kopf. „Ich kannte Dich, Anton!'

„Und" — fragte er zögernd.

Ein Schein von Verlegenheit flog über ihr Gesicht, sie konnte und wollte ihm doch nicht gestehen, daß sie sich hatte verleugnen wollen, um seinen Schmerz nicht zu wecken, daß sie ihm die Demüthigung ersparen wollte, sich ihr gebrochen und unglücklich zu zeigen.

„Ich — war eigensinnig im ersten Moment", sagte sie mit niedergeschlagenen Blicken, „trotzig, Anton, weil Du so lange für mich aus der Welt gewesen warst."

„Wüßtest Du warum" — stöhnte er dumpf.

Sie wußte es ja; unwillkürlich mußte sie ihm die Hand drücken, theilnahmsvoll. Erstaunt schaute er auf, fast argwöhnisch. Sie fühlte das und fiel rasch ein: „Nun schwieg auch ich trotzig und wollte nicht mehr da sein für Dich. Die Einladung zu Deiner Hochzeit war das letzte Lebenszeichen, welches ich von Dir erhalten — daß ich ablehnte, war der Trauer um den Vater wegen. Hast Du es mir übel genommen, Anton?"

„Nein", flüsterte er, „es war besser, daß Du nicht da warst." Dann versank er in ein dumpfes Hinbrüten.

Frau von Nordeck wandte ihr Haupt dem Marinar zu, der einige Schritte entfernt saß, so daß er die halblaute Unterredung nicht vernahm. Er blätterte in einem Buche.

„Wo sind Sie?" rief sie scherzend hinüber, um die peinliche Pause zu unterbrechen.

„Bei den Frangipani mit Heinrich Stieglitz."

„Ah — und uns wollen Sie hier in Unwissenheit lassen?"

„Würden die Herrschaften nicht gegen eine Vorlesung opponiren?"

„Im Gegentheil", versicherte Frau von Nordeck.

Der Marinar rückte etwas näher, damit er der schönen Frau besser in die blauen Augen blicken konnte.

„Die Frangipani, so muß ich vorausschicken, die Erbauer jenes einst unüberwindlich festen Castells mit seinen Verließen und Felsenhöhlen, und die Herrscher über die Insel Veglia, welche ihnen von den Venezianern zu Lehen gegeben war, werden von den Geschichtschreibern der Republik als grimme Tyrannen dargestellt. Merkwürdigerweise aber lebt im Volke hier noch heute ihr Andenken als ein gesegnetes."

„Professor" — unterbrach er seine Erzählung, „langweilt Dich mein ungeschulter Vortrag?"

Der Gefragte schüttelte das Haupt. „Ich habe mich seit langer, langer Zeit nicht so glücklich gefühlt — dort die Sonne, das blaue Meer, die Stimme eines Freundes und ein Bild aus meiner Jugend" — er schwieg und schloß die Augen.

„Und wie erklärt sich dieser Widerspruch?" fragte Frau von Nordeck.

„Stieglitz erzählt, daß die Sage auf der Insel Veglia berichtet: Eben durch überschwängliche Liebe gegen ihre Unterthanen haben sich die Frangipani Eifersucht und Haß und Mißtrauen der Herren in Venedig zugezogen, und um dieser angefeindeten Liebe willen sei beschlossen worden, sie um jeden Preis von der Insel zu entfernen; und da man ihre Tapferkeit und des Volkes treue, aufopfernde Anhänglichkeit gefürchtet, habe man zu List und Verrath seine Zuflucht genommen. Venezianische Schiffe landen vor Castell Muschio, der regierende Graf Johannes wird unter Vorspiegelung freundschaftlicher Unterhandlungen zur Tafel geladen, und während man auf dem Admiralschiffe mitten im Taumel festlicher Freude ist und immer wackerer zecht und jubelt, werden unter schallender Musik, ohne daß der Gast etwas bemerkt, die Anker gelichtet. Wie er den Verrath gewahrt, ist es zu spät. Seitdem habe Veglia seine Herrscher verloren, die es zwei Jahrhunderte lang beglückt, und bis auf diesen Tag habe das Volk, das dazumal sich ohne Ausnahme in Schwarz gekleidet, zum Zeichen seiner Trauer diese Tracht nicht wieder abgelegt."

„Das ist eine hübsche Sage", meinte Irma.

„Und doch hat der, welcher sie erzählt, nicht aus ihr gelernt", warf der Professor hin. „Um Stieglitz kleines Dichtertalent zu neuem Leben zu erwecken, ging seine Gattin in den Tod — und wie schnell war er getröstet — wie wenig schuf er noch, allein die istrische und dalmatinische Reise ist dasjenige, was ihn selber überlebte. Schlecht bezahlter Todesmuth — arme Charlotte!"

Er schloß die Augen und lehnte seinen Kopf gegen Irma's herabhängende Hand.

Irma's Blicke baten den Major, weiter zu lesen — der Mann zu ihren Füßen war ja nur noch ein krankes Kind, das man einschläfern mußte, sagte sie sich mit bitterm Wehgefühl und der braune Seemann dort drüben verstand diese Regung.

„Also die Sage", fuhr er mit seiner wohlklingenden Stimme fort. „Es ist wahr, die schwarze Tracht geht durch die ganze Insel, die weiten Faltenhosen, die kurze Jacke, der breite Quäkerhut, der Mantel, Alles schwarz macht einen eigen ernsten Eindruck, zumal im Gegensatz der blühenden Farbe dieser kräftigen Gesichter. Aber in ganz Istrien wird man Schwarz als vorherrschend bemerken, und auf Cherso ist dasselbe der Fall. Dort knüpft der Topograph von 1787 sogar Bemerkungen an dieses Festhalten an Vätertracht, Sitteneinfalt und angestammte gesellige Tugenden, welche gemahnen, wie ein leiser Vorwurf gegen das überhandnehmende Schwelgen und Prunken der

Venezianer, gleichwie Tacitus seinen in Schlemmerei verkommenen Römern das Musterbild der einfach kräftigen Germanen hinstellt. Dabei wird erinnert an die Zeiten Herodots, wo schon ein Skythenstamm um seiner schwarzen Kleidung willen den Namen Melanchläner, Schwarzmäntler, getragen und dieser Skythen als Eroberer dieser Gegenden gedacht. Die Veglioten aber sagen: „Wir tragen Schwarz, nicht weil unsere Urälterväter Skythen waren, nicht weil auch unsere Nachbarn vielfältig sich schwarz kleiden, sondern zum Andenken der hinterlistig uns entrissenen theuren Frangipani.“ Und so ist Schwarz das Wappen ihrer Treue.“

„Sehr gefühlvoll gelesen, Ralph“, spöttelte der Professor, „so gefühlvoll, daß es mich ordentlich angegriffen. Die gnädige Frau — ah“, seine Stimme sank wieder, „Irma, Du bist ja eine verheirathete Frau —“

Sie zögerte, erröthete, denn sie wußte, daß ihr Reisegefährte sie jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, endlich gelang es ihr doch, zu sagen: „Ich bin Witwe seit drei Jahren.“

„Und Du warst — glücklich?“

Sie konnte ihm offen in die Augen sehen.

„Es war eine Heirath, welche sich mehr auf freundschaftliche Neigung gründete — ich stand allein —“

„Ja“, fiel Anton ein, „der, welcher Dir ein Schutz hätte sein sollen, der das Recht und die Pflicht hatte, es zu sein, der war ein erbärmlicher Feigling! Aber, Irma, frage nicht, warum ich es war, so elend kann ich nicht vor Dir stehen.“

Es schien, als habe sie seine Anklagen nicht vernommen.

„Ich war nicht in dem Sinne glücklich, wie man gewöhnlich das Glück malt — aber ich war zufrieden und niemals unglücklich.“

„Und war das“, rief Simessen erregt, „das, was Sie den normalen Zustand nennen?“

„Ich nahm mein Loos wie es fiel!“ erwiederte sie.

„Und trotz dieser Antwort weiß ich, daß Sie ein Herz haben“, gab er hastig zurück.

Sie entgegnete nichts, sondern wandte sich an Anton.

„Und Du? Du willst mir nichts erzählen?“

„Sieh mich an!“ rief er, und sie wußte, das Alles darin lag, was er ihr hätte sagen können. „Ich musicire nicht mehr!“

Die blonde Frau nickte, als verstände sich auch das von selber.

„Deine Kinder?“ fragte sie, als müsse sie ihn auf etwas hinweisen, was ihn trösten könnte.

„Wenn sie mich einmal nicht mehr haben, werden sie ohne Liebe durchs Leben gehen“, gab er zurück. „Aber Du?“ setzte er dann hinzu.

„Ich bin allein.“

„Welch stolzes Selbstgenügen lag in diesem Worte“, sagte der Marinar.

Sie wich seinen Blicken aus. „Für den Winter gehe ich nach Corfu — wenn ich geahnt hätte, daß ich Dich finden sollte, so zufällig, Anton! — ist Du nie mehr an die Heimat gedacht?“

„Heute war es ein Christfest für mich bei hellem Sonnenschein!“ entgegnete er, dann nahm er plötzlich wieder in wilder Bewegung ihre Hände.

„Oft, oft habe ich Dich rufen wollen, Irma, und vor mir selber mich schämt, aber nun hast Du mich gesehen. Willst Du vergessen, daß ich ein dankbarer war, willst Du kommen, wenn ich Dich einmal rufe?“

Sie nickte unter Thränen. „Ich komme."

Ein Freudenschein flog über sein bleiches Gesicht — „Du wirst es thun, Du bist ja noch die alte Irma!"

„Dort unten das Schiff trägt mich in einer Stunde fort von hier", sagte sie.

„Und ich habe mein verfrühtes Christfest so glücklich gefeiert", flüsterte der Leidende und reichte auch dem Freunde die Hand.

Sie gingen einem Wege zu, welcher seitwärts den Berg hinabführte; niemand von den Dreien sprach ein Wort. So kamen sie an die Gartenpforte, an welcher vorhin Irma das Kind geküßt.

„Hier ist das, was ich meine Heimat zu nennen berechtigt bin — aber — Irma, es ist besser, Du betrittst mein Haus nicht — warum ich das glaube —"

„Laß es, Anton!" wehrte sie. Er fragte nicht, wie es komme, daß sie ihn verstehe, sondern streckte die Hand nach ihrem Strauße aus.

„Willst Du mir das Andenken an Tersato lassen?"

Er war schon in seiner Hand. „Lorbeer, Cypressen und Rosmarin — der Lorbeer allein paßt nicht für mich. O, Irma, was sind Jugendträume!"

„Jugendträume, Anton? Selige Erinnerungen!"

„Nein, mir sind sie zu peinlichen Anklägern geworden!"

Er reichte ihr nochmals beide Hände. „Ich bin müde und mag das Schiff nicht fortgehen sehen, Irma!"

„Du sollst es auch nicht", sagte sie wieder tröstend, „und Du weißt, daß ich komme."

Dann fiel die Thüre wie eine Scheidewand zu. Der Capitän bot Irma den Arm.

„Wie prächtig sie neben einander aussehen", meinte der Zurückbleibende und schleppte sich mühsam über den Kies hin.

„Ehe der Winter völlig zu Ende geht, wird unser armer Freund im Hafen sein", flüsterte der Marinar bewegt. „Es ist gut, daß er sein Christfest zuvor gefeiert hat."

„Bleiben Sie bei ihm?"

„So lange ich kann, um mit ihm zu reden von seinem Vineta — und der stella maris."

„Seien Sie gut mit ihm!" bat sie.

„Wäre er nicht mein Freund, ich würde der seine von jener Minute an, in welcher ich erkannte, daß er — Sie geliebt."

Die schöne Frau drückte erschrocken seinen Arm.

„Nie hat er das — nie!" sagte sie stockend.

„Doch — als es zu spät war, hat er erkannt, was eigentlich in seinem Herzen schlummerte."

„Nicht weiter", bat sie, „es thut mir weh."

Sie waren nun gleich am Strande.

„Dort unten", meinte sie liebenswürdig, „werde ich den Barden ver missen, der heute von Sagen und Märchen berichtet hat."

„Und der die einzige Wahrheit, welche sich ihm immer und immer wi der auf die Zunge drängen wollte, beharrlich hat verschweigen müssen."

„Still", fiel Irma ein, „wenn Bora war, grollt das Meer nach un wenn ein Sturm über das Herz zog, so schmerzt es noch eine Zeit lang."

„Ich schweige", sagte er mit ritterlicher Fügsamkeit, „aber nach jedem Christfest kommt ein Neujahrstag — darf ich auch auf solchen hoffen?"

„Wer dürfte es nicht? Hoffen wir gemeinsam", war die ernste, überlegte Antwort.

Hatte sie ihn ermuthigen wollen? — — er sah zuversichtlicher aus, und zog ehrerbietig ihre Fingerspitzen an seine Lippen.

„Soll es nicht an einem versunkenen Glück genug sein?" fragte er bedeutungsvoll.

„Wenn die Götter damit zufrieden sind!" entgegnete sie.

„In jedem Falle auf Wiedersehen — darf ich das sagen?"

„Auf Wiedersehen!"

Das Zeichen zum Heben der Landungsbrücke erklang. In dem Aechzen, Schnauben und Rasseln verklang sein letztes Wort: „Ich hoffe auf den Neujahrstag!"

Es war an dem Tage, welchen die Deutschen den „heiligen Abend" nennen, ein südlicher Wintertag, der des schönsten nordischen Frühlingswetters spottete. Blau war der Himmel, goldig die Sonne, spiegelglatt das Meer, und das Schiff, „der Danilo", welches von Süden her durch den Quarnero gezogen kam, glitt wie ein stolzer, schwarzer Schwan über die Wasserfläche. Die Inseln waren fast sommergrün und die kroatischen Berge standen wie eine feste Mauer mit dem Monte Maggiore als Hüter an der Küste entlang. Der hübsche Hafen Porto Ré zeigte sich, dann das Städtchen Buccari und jenseits sah man die Karstwände über Fiume und auch die hohen Gebäude der Stadt aufragen und sich abheben vom lichten Hintergrund, den der Horizont bildete.

Den Blick auf die Hafenstadt gerichtet, stand eine schlanke Frau an der Spitze des Schiffes; sie hatte wenig Aufmerksamkeit für die Küstenschönheit und die Meeresbeleuchtung, etwas Ruheloses war in ihr. Von Zeit zu Zeit schritt sie auf dem Deck entlang, blickte auf den Steuermann, als wollte sie ihn bitten, schneller dem Ziele zuzustreben, dann ging sie auch einmal nach dem zweiten Deck.

Wenige Passagiere waren dort, nur eine junge Mutter saß und sprach ihrem Kinde ein Schlummerlied in singendem Tone:

„Nina, mama, coccola di mama."

Als die schwarzen Augen der jungen Istrianerin die stille Bewunderung der blonden Frau gewahrt, zog sie das rothe Tuch ein wenig von dem Kinderkopfe.

„Ist es nicht schön, wie das Christkind selber, mein bambino?"

„Ja", entgegnete die Andere, „Ihr seid eine glückliche Mutter."

Es hatte etwas in der Stimme gelegen, was die Bäurin stutzig machte, forschend blickte sie auf.

„Habt Ihr keine Kinder, Signora?"

Die Andere schüttelte das Haupt. „Ich bin allein."

„Poveretta", murmelte die Istrianerin.

Der Ton des Bedauerns schnitt der Fremden ins Herz, sie wandte sich b und ging wieder hinüber auf ihren alten Platz.

Immer purpurner wurde die Farbe des Meeres, drüben an der Küste aren Gruppen von Wäscherinnen, welche im Sande knieten und weiße Tücher uf ihren Holzbrettern rieben, sie sangen im Chor und die weiche, klare Luft ng die Töne herüber:

„Mare si placido
Vento si caro,
Scordar fa i triboli
Al marinaro.“

„Wie sich Alles freut“, sagte die Blonde, „und doch kennen sie keinen Christabend und keinen Lichterbaum. Und mir selber“, fuhr sie fort, „wird es fast schwer, jetzt zu denken, daß in der Heimat hoch der Schnee liegt und die Weihnachtskerzen heute in hunderten von hellen Kinderaugen wiederstrahlen.“

„Dort ist meine Heimat, Buccari“, sagte die Stimme des Kapitäns hinter ihr, „wenn die Signora einmal bei uns einkehrt, so muß sie bei mir den „Billikum“ trinken!“

„Das ist?“ fragte die Dame zerstreut.

„Der Willkommsgruß, eine kroatische Sitte, verschmäht ihn der Fremde, dann bleibt ihm auch die Thüre unseres Hauses verschlossen.“

„Sie bewahren Ihre heimischen, alten Bräuche — und wachen über sie?“

Der braune, wetterharte Seemann nickte lächelnd.

„Wie unsere Sprache, wie unsere Nationalität, die wir geeinigt sehen möchten. Die Politik, Signora“ — da trat ein Matrose an ihn heran mit einer Frage.

Die blonde Frau war wieder allein, drüben die Stimmen verhallten, das Schiff zog stolz durch die goldige Fluth, immer näher seinem Ziele zu.

Unzählige Male schon hatte im Laufe des Tages die Reisende ein Papier entfaltet und sinnend, bewegt, darauf niedergeschaut, und wieder that sie es jetzt, und wieder übermannte sie die Bewegung und dunkelte es dabei in ihren Augen, und doch enthielt der Brief nur wenige, mit zitternder Hand geschriebene Worte:

„Komme bald, Irma!“

„Bald“, flüsterte sie, „unverzüglich komme ich — und doch — wer kann wissen, ob nicht bereits zu —“ sie mochte das Wort, das winzige „spät“ nicht aussprechen.

Lange blickte sie dann wieder unverwandt ins Wasser, und es war, als redete sie zu den rauschenden Wogen, welche das Schiff über die Spiegelfläche aufwarf und die sobald wieder verliefen.

„Was ich damals träumte, vor Jahren, als ich einen Weihnachtsabend erwartete mit hellen Lichtern und trübe nur, durch verweinte Augen, auf sie blicken konnte, das war ja längst versunken, im Ernst des Lebens lernte ich erkennen, daß solche Träume flatterhaft sind und für das spätere Sein und Wirken nur noch die Bedeutung haben, wie ein Rosenwölkchen, das über den Himmel gezogen ist. Aber, daß ich ihn so finden mußte — und wie ich ihn heute finden werde ....“

Näher kam die Hafenstadt.

„Dort ist Tersato“, sagte sie, dann zog es wie eine leise Röthe der Verlegenheit über ihre Wangen. „Ob auch der Capitän zu ihm eilen wird? Der letzte, einzige Freund, welcher ihm geblieben? Ob ich ihm begegnen werde?“

Sie schaute auf ihre Hände und sah den blitzenden Ehering daran und erröthete noch tiefer.

„Ob es sein Ernst, sein völliger Ernst ist, sich nach dem Anfang des Jahres zum Dienst auf See zu melden, wie er schrieb? Ich werde ihn wohl kaum dann wiedersehen, und doch, hätte ich mich dauernd im Süden niede

gelassen, so würde ich ihn von Zeit zu Zeit als Besucher gerne begrüßt haben. Man muß deutsche Beziehungen unterhalten und er — nun, seine Tersato-Blätter, wie er die Plaudereien getauft, welche er mir gesandt, athmen noch weit mehr Geist, als seine Conversation." Eine Wolke kam auf ihre weiße Stirn. „Wie ich abschweife", flüsterte sie, „armer Anton."

Als sie eine neue Wanderung beginnen wollte, traf sie ihre alte Dienerin.

„Nun, Brigitte?"

„Ja, wenn das Wasser Balken hätte, daß man nicht immer in Angst sein müßte", meinte die lakonisch und zeigte dabei eine etwas finstere Miene.

„Es ist um den Anton."

Die Alte zuckte die Achseln. „Ich meine, wie man sich bettet, so schläft man. Er hätt's besser haben können — ich wußte, was der Herr mit ihm vorhatte —"

„Still", flüsterte Irma und trat zurück an den Rand des Schiffes.

Nun wendete und manövrirte dasselbe, die langsamen Vorbereitungen zum Landen begannen. Irma von Nordeck schaute nicht nach dem Hafen, dem Molo, sie sagte sich selbst nicht, daß sie sich halb erwartet glaubte und enttäuscht sein würde, wenn es nicht der Fall wäre. Wie langsam, langsam ein solches Landen doch war, und sie hatte Ungeduld, ein armer Kranker sehnte sich nach ihr — und — sie schrak zusammen. Woher war die Gestalt gekommen, welche sich jetzt zu ihr beugte? Sie kannte ja die leise bebende Stimme:

„Guten Abend, gnädige Frau!"

„Capitän Simessen — ich —"

Die Sonne sank rasch, erlöschend, ins Meer, aber sie gewahrte das gar nicht.

„Wie freundlich", setzte sie nach ihrer Anrede hinzu, und wieder kam sie nicht weiter, sie war verwirrt durch seine strahlenden Blicke. Als er ihre kleinen Finger wieder sinken ließ, sagte er:

„Sie sind eine barmherzige Schwester — ich wußte, daß Sie kommen würden — aber unser armer Kranker verging fast vor Ungeduld."

„Lassen Sie uns eilen", rief sie und faßte nach seinem Arm.

Während Brigitte deutsche Verwünschungen gegen die Fachini ausstieß, welche sich wie Raubvögel über das Gepäck gestürzt hatten, schritt das hochgewachsene Paar mit einander der Campagna Dühring zu. Erst sprachen sie Beide nicht, dann fragte Irma:

„Waren Sie schon da, als er mich rief?"

„Ich war's, der ihn dazu bestimmte. Er meinte, der Anblick eines Sterbenden könne Sie betrüben"

„Um des Himmelswillen, so weit schon!" sagte sie zitternd.

„Ich wußte, daß Sie eine tapfere Frau sind!" fuhr der Marinar fort. „Und der Gedanke, daß Sie kommen würden, half ihm über den Schmerz die Noth der letzten Stunden hinweg. Er trieb mich eine lange Zeit Ankunft des Schiffes von seiner Seite, um Sie zu empfangen und wiederholte unzählige Male: „Nun habe ich doch eine Weihnachtsfeier!"

„O, wie so anders wird sie sein, als in unserer glücklichen Kindheit", sterte sie.

Als sie an der Eingangspforte standen, durch welche Irma das erste l heimlich geschlüpft war, zögerte sie eine Secunde.

„Und seine Frau?" fragte sie.

„Kommen Sie, die Nähe und Majestät des Todes nahm ihr das Regiment — sie weiß, daß Anton auf Sie hofft, wie auf seine Erlösung.“

Wie häßlich der Kies knirschte, wie gespenstisch still die Pflanzen und Baumgruppen dastanden im sinkenden Abendlicht, wie trübe der Kerzenschein aus den Fenstern der Villa fiel über die Veranda, welche jetzt entlaubt war. Nur die hohen Cypressen standen wie Wächter eines Sterbehauses da.

Auf dem mit Marmormosaik belegten Flur glitten die Füße der zitternden Frau fast aus, sie mußte sich so fest auf den Arm des Majors stützen, dann öffnete er einen matt beleuchteten Salon.

„Wie still es ist — wie unheimlich!“ flüsterte Irma. In der einen Ecke, auf einem Teppich kauerten ein Knabe und ein Mädchen. Die Kommende wollte auf sie zuschreiten, aber sie bargen ihre Gesichter hinter den Händen und gaben auch dem Capitän keine Antwort. Dann öffnete sich gegenüber eine Thür und eine Frau trat über die Schwelle. Irma's Blicke richteten sich forschend auf Gestalt und Antlitz; die erstere war nicht hoch, aber fest, gesund, das verblühte Gesicht zeigte kalte, graue Augen, eine gerade, eigensinnige Nase, einen trotzigen, herben Mund. Als die Frische der Jugend und die Lüstigkeit derselben über Gesicht und Wesen der Eintretenden gelegen, da konnte sie vielleicht hübsch genannt werden, jetzt war sie abstoßend, weil sie die Personificirung des Eigensinns schien.

„Frau von Nordeck?“ fragte sie mit kalter Stimme.

Irma schritt auf sie zu, aber es wäre ihr nicht möglich gewesen, die Hand zum Gruße zu bieten.

„Wie geht es Anton?“ brachte sie mit gepreßtem Tone zaghaft über die Lippen.

Es war, als richte sich ihre Feindin — als Feindinnen standen sich ja die beiden Frauen gegenüber vom ersten Erblicken an — höher auf.

„Frau von Nordeck, Sie kommen — —“

„Mein Gott“, schrie Irma, „zu spät!“

Die Andere riß die Thüre auf und deutete in das Gemach.

„Nun können Sie mir ihn nicht mehr nehmen, nun nicht mehr!“

„Zu spät — armer, armer Freund!“ sagte der Capitän.

„Das hat das Schicksal nicht gewollt, daß seine Frau auch noch vom Sterbebett verdrängt wurde“, fuhr die harte Frauenstimme fort, „ich habe mein Recht bekommen, nur in meiner Gegenwart hat er den letzten Athemzug gethan.“

Irma richtete sich auf und trat, gefolgt von dem Freunde des Heimgegangenen, in das Sterbegemach. Vom Licht dreier unruhig flackernden Kerzen beleuchtet, lag das friedliche Angesicht da, ein Lächeln verklärte es.

„Nun hat er doch seinen Christabend gehabt“, flüsterte Irma dem Capitän zu, „seine Erlösung.“

„Als die Sonne sank, blieb auch sein Athem aus!“ sagte die Witwe.

„Leb wohl, Bruder Anton“, kam es über Irmas bebende Lippen. „Kommen Sie, Ralph“, setzte sie dann unbewußt hinzu, indem sie dem Freund des Verstorbenen die Anrede gab, welche Jener immer gebraucht. „Unsere Mission wäre erfüllt.“

„Nicht völlig, Frau von Nordeck“, erklärte die Witwe, „hier ist ein Brief für Sie von seiner Hand“, und sie hob ein Papier vom Tische empor. Dann stieß sie die Thüre des Nebengemachs auf. „Ich bitte Sie, es in meiner Gegenwart lesen zu wollen.“

Irma maß das Steinbild, das sich Gattin und Mutter genannt, mit erzürnten Blicken. „Können Sie in diesem Moment Regungen haben, welche — nein", wandte sie sich an den Freund, „schützen Sie mich vor mir selber, damit ich nicht vergesse, daß sie sein Weib war."

„Sein Weib, dem Ihr Andenken, Ihr Bild den Platz an seiner Seite zu einem dornenvollen, leidensschweren gemacht hat", rief die Witwe. „O, Sie sollen es wissen — nur zuvor will ich hören, was er dem Trugbild, das sich zwischen ihn und mich gedrängt, noch sterbend zuruft."

Irma stand neben einem Stuhl, hoch und stolz aufgerichtet. Sie reichte dem Marinar das Blatt.

„Lesen Sie!" bat sie, als habe sie die erneuerte Anklage gar nicht vernommen.

„Irma", las Jener mit halblauter, schmerzbewegter Stimme, „denkst Du noch einer Stunde, wo Du den, welchen Du oft Bruder genannt, besorgt um „das Glück" fragtest? Es war ein leichtsinniger Bursch, der Dir antwortete: Nach Glück strebe ich nicht, es sei denn für die Wissenschaft. Böse hat sich das Wort gerächt, das habe ich erkannt! Irma, wo das wahre Glück, die echte, rechte Harmonie fehlt, da ist das Leben ein tägliches Zerquälen und der Tod endlich das einzige Glück noch. Du hast noch Rechte an das Leben, an das Glück, fasse darnach zur rechten Stunde, damit es nicht flieht und das grinsende Elend sich an seinen Platz setzt. Lebe wohl und denke, daß ich erreicht, was das letzte Wünschenswerthe war.

Anton."

Es war tiefe Stille im Gemach, nur wie ein Hauch wehte der Wind durch ein offenes Fenster herein. Noch immer kauerten die Kinder regungslos in ihrem Winkel.

„So wars", begann endlich die Witwe, „er fühlte sich nicht glücklich an meiner Seite, das mußte ich bald erkennen und das hat auch mir das Leben vergiftet und mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, zu einem verbitterten Wesen."

„Frau Dühring", fiel der Capitän ein, „Sie sind erregt — wollen Sie nicht jetzt versuchen, ein wenig ruhiger zu werden."

Sie strich über ihr graues Kleid, das von fast nonnenartigem Schnitt war.

„Nein, sie muß mich hören, die Frau, welche da in frischer Jugendschönheit noch vor mir steht, während ich — O", es kam fast wie ein Lachen des Hohns über sie, „ich bin auch einmal jung und frisch und fröhlich gewesen, wie der Vogel in den Zweigen und man hatte mich gern und ich gefiel den Männern, und Einer, der liebte mich ganz besonders treu und es schmerzte mich beinah, daß ich ihm das nicht erwiedern konnte. Aber ich hatte Antons hübschen Kopf gesehen und seine dunklen Augen und sein heiteres Lachen war mir ins Ohr geklungen."

Sie verschränkte die Hände in einander, als müsse sie sich selbst Gewalt thun.

„Daß er eigentlich nicht recht an mich denke, daß seine Gedanken höher hinausgingen, das sagte mir warnend der treue Freund. Aber da erwachte mein Stolz und ich nahm mir vor, zu versuchen, ob ich nicht doch mit der Baronesse rivalisiren könnte."

„Arme Frau! Aus Eitelkeit wurde sie seine Frau", fiel Simessen ein.

Sie warf den unschönen Kopf zurück. „Ihr Mitleid nicht und das

Heimkehr von der Alp.

Nach einer Tuschzeichnung von W. Stammler.

„Mich schaudert", flüsterte Irma, „das war sein Leben, und — ich habe ihn lieb gehabt, Ralph, für mich war er lange Zeit ein „vorübergegangenes Glück."

Der Freund drückte ihr die Hand. „Wenn man nach seiner Krankheit fragt, welchen Namen giebt man ihr? Wer wird es glauben, daß er an dem starb, was die Menschen so gemeinhin als ein Gut, als eine Tugend bezeichnen, an „einer einfachen Frau"?"

Nun war es ganz dunkel, die Gaslichter brannten, Nebel kam vom Meer her.

„In der Heimat ist Christfest", konnte sie nicht hinzusetzen, sie war zu traurig.

„Sehen Sie dort, dort wohnen Deutsche!" sagte der Capitän und zeigte auf ein hellerleuchtetes Fenster. Ein Weihnachtsbaum strahlte weithin; bewundernd standen Kinder und Erwachsene vor dem ungewohnten Schauspiel. Dann begann eine herrliche Sopranstimme das Händel'sche Recitativ aus dem Messias:

„Es waren Hirten daselbst auf dem Felde."

Lauschend blieben die Beiden, welche von dem Todtenbette kamen, unter der Volksmenge; als das jauchzende „Ehre sei Gott in der Höhe" verklungen war, sagte der Marinar:

„Friede — das Wort hat für uns eine zweite Bedeutung, Friede für ein armes Menschenherz, das so lange vergeblich darnach gerungen."

„Nicht einmal „Gute Nacht" wünschten sie einander vor Bewegung an der Thüre des Hotels, wo Frau von Nordeck wohnte, sie tauschten nur einen stummen Gruß.

Die alte Brigitte stand, die Herrin erwartend, am Aufgang zur Treppe.

Bei dieser seltsamen Verabschiedung schüttelte sie den grauen Kopf.

„Das wird auch wieder nichts, sie ist eben allemal zu stolz — und so sehr ich gegen die Männer und das Heirathen bin, ich wollte doch, sie gäbe einmal nach, damit dies Wasserfahren aufhört und man seine Ruhe bekommt."

Glockenschall aus der Stadt am Strande und jubilirende Musik aus dem Wallfahrtskirchlein auf der Höhe und noch der gleiche, goldige Sonnenschein und Himmel und Meeresbläue wie am Weihnachtstage.

„Ist es nicht, als sei gar kein Leid auf der Welt?" fragte Irma, als sie mit dem Capitän an der Lorettocapelle stand und sie hinabblickten auf Stadt und Meer.

„Und wie vielen traurigen Herzen thut der helle Schein und die durch die Luft schwirrende Fröhlichkeit in eben diesem Augenblick wohl weh!" gab er ernst zurück.

Sie wandte leicht ihr Gesicht ab, als sie erwiederte: „Es giebt ja schließlich für Alles Heilmittel — das Vergessen —"

„Und wenn das sich als unwirksam erweist, den Tod", seine Stimme vibrirte. „Ich mache den Versuch jetzt baldigst mit dem ersten, aber man sagt, daß es Menschen giebt, welche das Vergessen so schwer lernen."

Sie wurde roth, dann ebenso schnell blaß, ihre Lippen bebten leise, und doch fand sie keine Erwiederung. Sie wußte es ja jetzt, daß sie ihn liebte — daß sie voll und ganz zum ersten Male die Liebe gefühlt, nach dem Jugendtraum — und er glaubte sich verschmäht — und wenige Stunden noch,

und wenn sie den Muth nicht fand, ihm zu zeigen, daß sie besiegt war, waren sie auf immer getrennt. Sollten denn ihre Hände zu schwach sein, nach dem Glücke zu fassen und es zu halten?

„Signora, Signora, benedetta!"

Sie kannte die Stimme und hatte auch das braune Gesicht schon gesehen, das zu ihr aufblickte — aber einen andern Ausdruck hatte es damals gehabt. Ihr selber lag es wie ein Nebel vor den Augen, aber doch gewahrte sie das glückliche Lächeln.

„Die Marietta hat ihren Giovanni wieder, die beata vergine sei gelobt!" fuhr das Mädchen mit blitzenden Augen fort und drehte das schwarze Köpfchen zur Seite. „Giovanni, hier, nächst der heiligen Jungfrau von Loretto danken wir der Signora Dein Leben."

Ein brauner Schiffer grüßte halb verlegen, als er näher trat.

„Die Madonna sei gelobt. Als wir den Sturm hatten, da ist sie mir deutlich in den Wolken erschienen, genau so, wie drinnen in der casa santa — und wie es hier auf dem Bilde zu sehen ist", und dabei enthüllte er sorgsam einen mit Wasserfarben bemalten Bogen, welcher die Unterschrift: „Giovanni und Marietta der Helferin aus Sturmesnoth" trug.

Das Mädchen drückte einen Kuß auf Irma's Hand. „Hätte ich mit Eurer Hülfe der Jungfrau nicht das Bild versprechen können — ob ich dann den Giovanni wieder gesehen und in vierzehn Tagen Hochzeit haben würde — chi lo sà!"

„Und Deine Eltern?" fragte die Deutsche.

„Dio, sie haben sich finden müssen. Den will ich und den Andern will ich nicht! Und endlich haben sie nichts mehr gesagt. Man muß Muth haben, Signora, den Heiligen und den Menschen gegenüber."

Sie hing sich lächelnd an den Arm ihres Schatzes und flüsterte dann halblaut: „Da der Signore dort nicht aussieht wie ein Ehemann, so ists wohl der sposo, oder wirds? Ich gehe auch für Euch beten."

„Ja, Marietta, bete für mein Glück!" sagte Irma und schaute ihr, leise seufzend, nach. „Nun will ich noch einen Strauß auf dem Castell Tersato pflücken", wandte sie sich an ihren Begleiter.

Doch als sie durch die Gänge und Gebüsche schritten, rührten ihre Hände kein Blatt an. Endlich brach der Capitän einen Cypressenzweig.

„Cypressen — vergessen", sagte er bedeutungsvoll. Erst wollte sie ihm wehren, aber wieder kam die Befangenheit über sie.

„Drüben die Inseln, so berichtet die Sage — und sie dehnt sich auf alle Scoglien hier an der istrischen Küste aus", begann der Capitän, „sollen einst vom Festlande losgerissen sein. Wie lange Jahre hat das Meer da wohl wühlen und graben müssen, oder ob ein plötzliches, erbarmensvolles Erdbeben das Werk that? Dem langsam wühlenden Schmerz möchte ich auch ein Erdbeben vorziehen."

Sie wagte keine Entgegnung, wagte keinen Blick. Sie war schüchterner als damals, wo sie Anton gegenüberstand . . . da wars ihr plötzlich, als sähen sie Marietta's glückstrahlende Augen an und ihr lachender Mund sprach: „Muth, Muth!"

Flüchtigen Schrittes eilte sie dem Thurme zu, der Capitän folgte ihr verwundert, schon hatte sie den Fuß auf der Steintreppe, als er warnend rief: „Denken Sie an neulich, gnädige Frau, der Schwindel möchte Sie aufs Neue befallen."

Sie antwortete nicht, sondern kletterte eilends zur Höhe hinauf, dem langsam Folgenden aber war es, als klänge es wie lustiges Koboldgekicher aus dem alten Gemäuer.

Wie er droben an ihrer Seite stand, streckte sie die Rechte aus.

„O, sehen Sie doch, wie schön die Welt ist!“

Er seufzte und grub seine Zähne tief in die Lippen.

„Wer weiß, ob ich das je sagen werde und an welchem Fleck der Erde, übers Jahr“, sagte er traurig.

Sie wurde sehr roth, verschämt glühend, wie ein junges Mädchen, die sonst so weltsichere Dame.

„Welch' ein Tag ist denn heute?“ fragte sie.

Ueberrascht sah er auf. „Vergaßen Sie, daß die Welt ein neues Jahr feiert?“

„Ein neues Jahr, ein neues Leben, wohl Manche möchten das beginnen.“

„Doch nur dann, wenn man das Leben überhaupt für etwas Kostbares hält, meine gnädige Frau!“

Sie athmete sehr tief auf, schlug den Sonnenschirm zu, und nestelte an den perlenblitzenden Spitzen, welche ihr schwarzes Gewand schmückten.

„Ich hatte fast den Neujahrstag vergessen“, begann sie in derselben schüchternen Weise wieder, „über einem andern Gedanken.“

„Und der ist?“

„Der, daß ich mich fragte, ob es nicht besser sei, ich zeige den Muth, den — Sie nicht haben?“

„Ach, Irma — Frau von Nordeck“, entgegnete er bitter, „Sie haben Recht, mir zu sagen, daß ich nun gehen soll. Sie sind sehr barmherzig, daß Sie mir die Abschiedsqual verkürzen wollen.“

Er faßte nach seinem Hut und machte eine Verbeugung.

„Gemach, mein Herr Capitän“, dabei gewann sie ihre Sicherheit fast ganz wieder, „der Gedanke, über welchem ich den Neujahrstag vergaß, war der, daß ich mir sagte: Neulich kamen Sie auf meinen Hülferuf, als der Schwindel mich faßte, jetzt möchte ich mich wieder Ihres starken Arms versichern, aber —“

Er sah sie groß an.

„Aber, es ist Neujahr, ich möchte ein neues Leben beginnen . . . Ralph, wollen Sie mich führen, stützen?“ . . . Nun konnte sie doch nicht weiter sprechen, die Thränen stürzten über ihre glühenden Wangen.

Ein heller Jubelruf: „Irma, Irma!“ Dann umschlossen sie seine starken Arme und zogen sie an sein pochendes Herz und als sie eine Weile dort schluchzend ihr blondes Haupt geborgen, hob er sie wie ein Kind empor und trug sie die Treppe hinab.

„War ich nicht unendlich muthig?“ fragte sie drunten unter seinen Küssen.

Aus dem alten Reich.

Gedichte von **Albert Moeser.**

Friedrich III. 1474.

Nun stehet zusammen, der Reichstag ist aus,
Der Kaiser wird nahen — schon leert sich das Haus —
Dann woll'n wir ihn hemmen und mahnen der Pflicht;
Bevor er nicht zahlet, entrinnt er uns nicht,
Den wackeren Schmieden von Augsburg.

Sie haben getagt gar lang und gar breit,
Der Türke bedräuet die Christenheit,
Des Papstes Legat hat geredet mit Macht,
Da neigte zum Schlummer sich sachte, ganz sacht
Der Kaiser des römischen Reiches.

Hei! heißt das ein Kaiser! daß Gott erbarm!
Sein Geist ist so träge wie matt sein Arm,
Jahrzehnte drei blieb er Deutschland fern,
Und kommt er einmal, sich zu zeigen als Herrn,
So schläft er den Schlaf des Gerechten.

Heut droht uns der Türk, einst war's der Magyar,
Rings rief's: „zu den Waffen! wehrt ab die Gefahr!"
Der Kaiser sah ruhig Verwüstung und Graus,
Seine Blumen schafft' er in's Winterhaus,
Vor herbstlichem Frost sie zu wahren.

Und an Armuth gleicht er der Kirchenmaus,
Verschlechtert das Geld stets und kommt doch nicht aus,
Sucht in Städten und Klöstern Mahlzeit und Ruh',
Sechzehn der Gulden, zwei Ochsen dazu
Jüngst schenkten ihm Reutlingens Bürger.

Wir schenken ihm nichts — da naht schon der Troß:
Wir beschlugen, Herr Kaiser, Euch Wagen und Roß,
Wir lassen Euch nicht, erst thut uns genug,
Siebentausend der Gulden verlangen mit Fug.
Die wackeren Schmiede von Augsburg —

Was will dort der Herold? Ei, höret ihn an!
Von dem Cölnern ein Geldgeschenk bringt ihm der Mann,
Wie günstig zum Zahlen! noch kam's nicht zu spät:
So laßt sie denn laufen die Majestät
Des heiligen römischen Reiches!

Die Franzoſen in Speyer. 10. Januar 1794.

Graue Wolken hängen nieder, durch die Luft ziehn weiße Flocken,
In verſchloſſ'nen Häuſern harren Speyers Bürger bang erſchrocken,
Auf zum Himmel, tauſendſtimmig, hebt ſich buntverworrenes Lärmen,
Und die Stadt füllt ſich mit wilden, grellgeputzten Menſchenſchwärmen.

Herwärts ziehn von Frankreichs Grenzen trunkne Jacobinerſchaaren,
Weiber folgen, Phrygiermützen ruhn auf feſſelloſen Haaren,
Vor des Domes heil'gen Mauern raſtet dichtgeballt die Rotte,
Schnöde Witze, freche Reden ſprechen Hohn dem Chriſtengotte.

„Tod den Göttern, Tod den Kön'gen!" alſo heißt des Schwarms Parole,
Um den Freiheitsbaum mit Jauchzen tanzen ſie die Carmagnole,
Frech das Thor des hehren Domes ſprengen ſie mit einem Schlage,
Zerren aus der Gruft der Kaiſer ſtolze Marmorſarkophage.

Aus den Marmorſarkophagen reißen ſie der Kaiſer Leichen,
Kegeln gleich in Reihen ſtellen ſie die Knochen auf, die bleichen,
Mit den Schädeln nach den Knochen zielen ſie in Domeshallen,
Lachen wiehernd, wenn die Schädel rollen und die Knochen fallen.

Mit der Kaiſer Prunkgewändern ſchmücken keck ſich freche Weiber,
Todter Helden Purpurmäntel wallen ſtolz um feile Leiber,
Und der Staub der Ruhmgekrönten, die den Erdkreis einſt bezwangen,
Deckt das Weiß entweihter Schultern und das Roth geſchminkter Wangen.

Heilgenbilder, Schildereien reißen ſie von hohen Wänden,
Rauben golddurchwirkte Hüllen vom Altar mit plumpen Händen,
Crucifix, Brevier und Bibel ſchleppen ſie gehäuft zuſammen
Und — dem Dom entſtürzend — zünden draußen ſie des Feuers Flammen,

Werfen in die Gluth die Beute, daß die Flammen rauchend ſteigen,
Schlingen drauf die ſchmutzgen Hände neu zu wahnſinntollem Reigen,
„Tod den Göttern, Tod den Kön'gen!" alſo heißt des Schwarms Parole,
Um den Freiheitsbaum mit Jauchzen tanzen ſie die Carmagnole.

Eine seltsame Gemeinde.

Culturbild von **F. Meister.**

Mein Bruder Athanasius ist ein Mann, der es in der Welt zu etwas gebracht hat, ein Mann des Erfolges. Schon als Knabe hatte er sich das Ziel gesteckt, einst ein reicher Fabrikherr zu werden, und er hat es erreicht, glänzend erreicht. Er gehört zu den Wenigen, die auf den Höhen des Lebens dahinzuschreiten berufen sind, zu den Wenigen, die ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten bis auf den kleinsten Bruchtheil kennen und zu verwerthen wissen, und die sicheren Schrittes, unbeirrt und unbeugsam, ihren Pfad zurücklegen. Man erkennt solche Leute gemeinhin an dem langsamen, festen, prüfenden Blick und an ihren massiven Kinnbacken. Mich sieht er immer ganz eigenthümlich an, wenn mein Pfad den seinen auf dem großen Markte des Lebens kreuzt, auf welchem, wohl weiß ich es längst, für mich kein Platz übrig ist. Dennoch liebe ich es, aus der stillen Ecke, in welche das Schicksal mich geschoben hat, zuweilen hinauszulugen in das mächtige Getriebe, das eigentlich nie beginnt und nie endet, in das Feilschen und Handeln, Kaufen und Verkaufen, für welches die ganze Welt nur die Bühne abgiebt; zu beobachten, wie Leute von dem Schlage meines Bruders Athanasius alle lebendigen und leblosen Geschöpfe, die der Herr einst erschaffen und gesegnet hatte, herniederstürzen in den alles nivellirenden Strom des Handels, und ihnen ihren Werth nach der Landeswährung in Zahlen aufstempeln. Mein Bruder hat dann immer, wie ich schon sagte, einen eigenthümlichen Blick für mich. Ich mag noch so methodisch von meinem Lager zu meinem Schreibtisch und von meinem Schreibtisch wieder zu meinem Lager kriechen, stets wird er unter dem Verdachte laboriren, daß ich ganz aus der Art geschlagen bin, daß eine Sorte Blut in meinen Adern fließt, die daselbst keine Berechtigung hat und die auf illegalem Wege eingeschmuggelt wurde. Er sammelt kostbare Gemälde und Bronzen, ich habe nichts als meine alten Bücher und meinen Schreibtisch in einer billigen Wohnung, drei Treppen hoch in der Vorstadt. Dennoch hegt er im Geheimen den Argwohn, ich hätte mich mit aller Gewalt und mit Hülfe von allerlei Schrullen und Verschrobenheiten aus der Welt des gesunden Menschenverstandes hinausgedrängt, um mir in irgend einem Traumlande im Voraus eine Heimstätte zu sichern, wohin weder er, noch auch der Steuerbote, jemals den Weg finden würden.

„Ueber welchem alten Schnöker brüteſt Du da schon wieder?“ sagte er gestern zu mir — ich besuche ihn ab und zu, um mir aus seiner Bibliothek Bücher zu leihen — „Der alte Kant? Leg' ihn weg und dann komm und iß' ein paar Austern mit mir. Dein alter Philosoph hat herzlich wenig vom Leben verstanden! Zacharias, Zacharias! Seit langen Jahren lebst Du in der Gesellschaft von Schatten und Schemen, sieh Dich vor, daß Du nicht auch vor der Zeit ein klapperdürrer Schatten wirst. Wann wirst Du endlich einmal das Leben recht anzupacken verstehen?“

Ich wußte, daß dies der Anfang des täglichen Drills war, den Athanasius seinen Ideen angedeihen ließ; ich steckte daher das Buch in die Tasche, um es mitzunehmen, während er ärgerlich seine Brillengläser putzte und dann fortfuhr:

„Ich sage Dir, Zacharias, die Welt ist nichts als eine große Maschine zum unaufhörlichen Austausch der verschiedenartigsten Werthe, die jedes Ding gewissenhaft wägt und schätzt; sie versieht ihren Dienst gewaltig, unwiderstehlich und ohne Ende, und Jeder, der nicht auf seinem Platze steht oder mit seiner Arbeit nicht zur rechten Zeit bereit ist, geräth in das Getriebe und wird zermalmt. Zermalmt! Denk' an den oder jenen Deiner Freunde!"

Ich griff nach meinem Ueberrock und zog ihn hastig an; ich habe in meinem Leben nur sehr wenig Freunde gehabt und nie die Erwähnung derselben von Seiten meines Bruders ertragen können. Sein Scharfsinn aber ließ ihn stets im Stich, wenn er erkennen sollte, daß er einem Andern wehgethan hatte.

„Sieh Dir die Dichter, Deine Genossen, an", fuhr er noch sentenziöser als zuvor fort, „sogar die Dichter verkaufen ihre Lieder; sie wissen sehr wohl, daß sich ihre ätherischsten Visionen in Handelsartikel verwandeln müssen, wenn sie leben sollen. Der Schöpfer hatte nur einen einzigen Zweck im Auge, als er uns den lebendigen Odem in die Nase blies: wir sollten wachsen und zunehmen, damit durch uns die Welt wachse und zunehme, vermittels der großen Triebfedern Geben und Nehmen. Gieb und nimm, gieb und nimm; der Weiseste aber giebt am wenigsten und nimmt am meisten."

Ich verließ meinen Bruder sobald als thunlich. Ich achte ihn sehr hoch, sein Rath wäre für jeden Andern von unschätzbarem Werthe, ich aber bin froh, sehr froh, daß wir nicht zusammen zu leben brauchen.

„Der Weiseste giebt am wenigsten und nimmt am meisten." Was habe ich der Welt gegeben? Mein Herzblut. Was habe ich dafür genommen? Salomo nennt irgend eine Insectenart, ich glaube die Ameise, ein schwächlich Völkchen, das im Sommer nichts thut, als sich satt ißt; zuweilen habe ich mich im Scherz mit diesen Thierchen verglichen, denn wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann sehe ich, daß ich bisher auch weiter nichts erlangte, als von einem Tage zum andern Brot und Fleisch und vielleicht ein paar Hoffnungen und Träume, die mir, wie Athanasius sagt, die wirkliche Welt ersetzen. Neulich zeigte er mir sein Privat-Kassenbuch. Diese Summen, und alles, was man durch sie erlangen kann, als: die höchste Bequemlichkeit des Lebens, Haus und Hof, Kenntnisse und Wissenschaft, Reisen u. s. w. bilden also den eigentlichen Kern des Daseins? Ungezählte Liebesthaten hat das Geld der Welt erwiesen, — Gottes Evangelium ist durch dasselbe gepredigt worden. — So ließe sich also dennoch Alles damit erlangen? Alles? — —

Schon den ganzen Nachmittag sitze ich hier an meinem Schreibtisch und starre hinaus in den wirbelnden Schnee des trübgrauen Wintertages. Ich denke an Athanasius' Worte und an die Zeit, als ich noch jung war, noch ohne Weib und Kind, als ich mir noch ohne nennenswerthen Aufwand von Einbildungskraft jedes öde Gastzimmer im Wirthshause, jede dumpfige Schiffskoje und jede Wurzelhöhle im tropischen Walde zu einem Heim umzuwandeln vermochte — ob ich wirklich so wenig von der Welt kenne, wie mein Bruder meint? — Und auch an Dich denk' ich, William Lunt, theurer, alter Freund, den einst im fernen Westen ein gütiges Geschick auf meinen Pfad sandte! Wie, wenn ich einen Theil dieser Gedanken und Erinnerungen an diesen Winterabenden niederschriebe?

Wenn ich eine bestimmte Periode meines verflossenen Reiselebens zurückrufe, so concentriren sich alle meine Erinnerungen unwillkürlich aber freudig um den alten William Lunt, um den Mann mit dem ungeschlachten, gigan-

tischen Körper, der sprühenden Feuerseele und dem zarten Kindesgemüth. Lunt hatte einen tiefen Abscheu vor allem, was dem Handeln und Feilschen ähnlich sah, und nur sehr selten drängte sich der „schmutzige Dollar" zwischen ihn und einen seiner Mitmenschen. Aber das Herz in seinem großen Leibe schlug brünstig einer Ehre entgegen, die höher ist, als das, was die Fassungskraft der meisten Weltkinder zu erreichen vermag. Mit Begeisterung erfaßte und verfolgte er meine geringsten Andeutungen, triumphirend erkannte er die unermeßlichen Schätze, die auf Erden ausgetauscht, „gegeben und genommen" werden, die aber durch Geld nicht zu erlangen sind. Und wenn er von einer guten und edlen That sprach, dann dehnte sich sein Körper, und sein Auge blitzte unter der buschigen Braue, als hätte er diese That selbst vollführt.

Doch ich will erzählen, wie ich ihn kennen lernte. Sogar mein Bruder Athanasius wird mir verzeihen, daß ich wegen dieses „alten Träumers", wie er meinen Freund Lunt immer nennt, soviel Worte mache, wenn er sieht, daß ich dem Leser bei dieser Gelegenheit von einem seltsamen deutschen Völkchen und einem seltsamen Orte in den Vereinigten Staaten Kunde geben will, die meines Wissens nur wenig bekannt und auch wohl kaum jemals beschrieben worden sind.

Ich traf Lunt zuerst in einem abgelegenen Städtchen Pennsylvaniens. Er befand sich mit seinem kleinen Sohn auf einer Reise durch das Gebirge, und ich lag etwas unpäßlich in dem kleinen Wirthshause des Städtchens. Doch was seine Menschenliebe und seine Kenntniß der Medicin damals für mich thaten, mag hier unerwähnt bleiben.

Er hatte einige Eigenheiten, die mir gleich im Anfang auffielen.

„Warum bringt Ihr Euer Kind niemals mit hierher in mein Zimmer?" fragte ich ihn eines Tages.

Sein gelbes Gesicht röthete sich in zorniger Verwunderung.

„Mein Kind? Was wißt Ihr von meinem Kinde?"

„Ich habe Euch vorhin mit ihm beobachtet", erwiederte ich, „dort draußen auf der Straße. Ihr habt einen lieben, prächtigen, kleinen Kerl, auf den jeder Vater stolz sein müßte. Ihr scheints nicht zu sein. Eure Gleichgültigkeit gegen die Welt macht Euch auch gleichgültig gegen das Kind. Ich habe es wohl gesehen, wie Ihr den kleinen Burschen vorhin in den Graben an der Straße stießet, als er nach Eurer Hand griff, und wie er sich dann mühsam selber forthelfen mußte."

Er lachte laut. „Ganz richtig! Schwatze mir einer doch von Familienbanden, von Kindes- und Elternliebe! Ich hab's durchgemacht! Warum soll mir mein Sohn lieber sein, als irgend eines andern Mannes Sohn? Wäre das nicht lediglich eine ausgedehntere Selbstsucht? Ich erkenne keine anderen Bande an, als die, welche alle Menschen als Brüder verbinden, und Anton steht mir nicht näher, als irgend ein anderer."

„Ich habe Euch manchmal auch nach Hause kommen sehen", fuhr ich ruhig fort. „Eines Abends trugt Ihr das schlafende Kind auf dem Arme. Es war schon finster, Ihr setztet Euch drüben am Teiche nieder und glaubtet, daß Euch Niemand sähe; und dann liebkostet Ihr das Kind und küßtet sein Gesicht, seine kleinen schmutzigen Händchen, sogar seine Füße und Beinchen so innig und zärtlich, wie ich es bisher immer nur von jungen Müttern gesehen habe."

Lunt stand auf und schritt aufgeregt und zornig im Zimmer umher.

„Redet mir nicht mehr von dem Jungen!" murrte er. „Ich kenne

weder Kind noch Weib, weder Schwester noch Bruder, ich kenne nur Mitmenschen."

Er lief noch eine Zeit lang auf und nieder, dann setzte er sich und drehte mir den Rücken zu. Es war Abend geworden, und das Zimmer wurde von dem trüben Lichte einer qualmenden Oellampe nur unvollständig erhellt. Und jetzt erzählte mir der einsame alte Mann seine Geschichte. Ich will mit der Wunde seines Herzens schonender umgehen, als er es that; es sei hier nur gesagt, daß sein Weib noch lebte, für ihn aber verloren war. Gerade als der Mann seine Erzählung beendet hatte, kam der kleine Knabe, ihr Kind, in's Zimmer getrippelt; er war vier Jahre alt, hatte seines Vaters schwerfälligen Körperbau und auch das breite, ehrliche Gesicht desselben, dazu aber große, braune, melancholische Augen. Er kroch auf mein Bett, legte sich quer über meine Füße und schlief gleich darauf ein.

Lunt blickte das Kind von der Seite an, dann wandte er düster das Gesicht ab.

„Ich habe alle Familienbande von mir abgestreift", sagte er. „Das eigentliche, das wahre Leben ist nur dort zu finden, wo man die Ehe nicht kennt —" hier funkelte sein Auge, als sei ihm ein großer Gedanke in den Kopf gekommen — „wo sich die Seele nur zu der reinen, übersinnlichen Liebe zu Gott und zu unseren Mitmenschen bekennt und dadurch in ewigem Frieden lebt. Und diesen Frieden können wir auch hier erlangen, durch innigen, geistigen Verkehr mit Gott und durch eine angemessene Thätigkeit in der freien Natur."

Solche Reden waren in dem alten, kleinen Gasthause wahrscheinlich noch nie geführt worden. Auch mir erschienen dieselben neu.

„Haltet mich nicht für einen Träumer", fuhr Lunt mit erhobener Stimme fort. „Ich habe einen Plan, junger Freund, der für mich wie für Euch segenbringend sein wird, wenn Ihr mir folgen wollt. Ich habe das Utopien der Propheten und der Dichter gefunden, und zwar hier in Pennsylvanien, gar nicht weit von diesem Orte. Dorthin wollen wir Drei pilgern, hinweg aus dieser schnöden Welt des Feilschens und der Gewinnsucht, um mit jenen erhabenen Enthusiasten ein Leben der Reinheit, der Ehelosigkeit und der Versenkung in die Gottheit zu führen, ein Leben, ausschließlich gewidmet der hingebendsten Menschenliebe."

Ich war damals noch jung, kaum zweiundzwanzig Jahre alt; mein Lebensweg war bisher rauh und mühselig gewesen. Meine Phantasie, mein Blut geriethen bei diesen Reden Lunts in Aufregung.

„Und was wird aus Anton?" fragte ich nach einer Weile.

„Aus Anton?" wiederholte er, ohne einen Blick auf das schlafende Kind zu werfen. „Der wird möglicherweise auch aufgenommen. Ich habe gehört, daß die Gemeinde zuweilen Kinder adoptirt; dieselben erhalten dann eine Erziehung, die sie vor den Nachtheilen schützt, die aus dem immerwährenden persönlichen Umgange mit Vater und Mutter entstehen."

Der Sinn dieser Worte war mir nicht recht klar, daher schwieg ich.

Der Mond war inzwischen aufgegangen; er zeichnete bleiche Lichtflecken auf den Fußboden des Zimmers und beschien die breite Brust und das mächtige, vornüber gebeugte Haupt des neben meinem Bette sitzenden Mannes, und das gelbe Gesicht, auf dem ein lebenslanger, schwerer Ernst seine tiefen Spuren eingegraben hatte. Der Plan, den er hatte, war keine vorübergehende Laune. Die Seele dieses hünenhaften Körpers hatte Folterqualen

ausgestanden, die sie bis dicht an den Rand der Vernichtung gebracht hatten, und dieser Plan war das verzweifelte Greifen nach einem neuen, anderen Leben. Er beobachtete verstohlen, wie ich das Kind mit meiner Decke sorgfältig zudeckte, und dann begann er seine Geschichte von dem neuen Utopien, wobei er sich möglichst praktischer Ausdrücke und Bilder bediente, damit ich ihn nicht für einen Träumer und Phatasten halten möchte. Ich will versuchen mich der Thatsachen so zu erinnern, wie er mir dieselben an jenem Abend mittheilte, sie sind unter allen Umständen und jeder Zeit höchst interessant.

Im Jahre 1803 faßte ein Mann in Württemberg, Namens Georg Rapp, die Idee, der Begründer eines neuen und reinen socialen Systems zu werden. Er konnte allerdings vorerst nur daran denken, ein Samenkörnchen in den Boden zu senken, aus diesem aber hoffte er eine mächtige Pflanze zu erziehen, eine alles durchdringende Wahrheit, die bald das gesammte Erdreich erfüllen müsse. Sein Plan war insofern ein anderer, als der Saint Simon's, als er zurückgehen wollte zu der alten patriarchalischen Regierungsform, unter welcher er aber eine durch gegenseitige Interessen verbundene Gemeinde zu errichten meinte. Auch in der Wahl seiner ersten Anhänger wich er von dem Brauche anderer communistischer Reformatoren ab, er suchte dieselben nicht unter den Leuten seiner eigenen gesellschaftlichen Bildungsstufe, sondern wählte vielmehr einige Hundert Landleute aus seiner Gegend, die er mit absolutem Glauben an seine göttliche Mission zu erfüllen wußte, und mit denen er schließlich nach den Hinterwäldern Pennsylvaniens auswanderte und sich daselbst, in Butler County, niederließ. Nach zehn Jahren verlegte er den Wohnsitz seiner Gemeinde an die Ufer des Wabasch in Indiana, kehrte aber im Jahre 1825 wieder nach Pennsylvanien zurück und gründete dort, in Beaver County, ungefähr vier deutsche Meilen von Pittsburg entfernt, die Colonie Economy.

„Meiner Meinung nach muß dieser Rapp ein großer Mann gewesen sein", fuhr Lunt fort. „Er opferte seiner Idee sein ganzes, sehr bedeutendes Vermögen, bis auf den letzten Heller, und schonte nicht einmal die seiner Familie gehörige Gemäldegalerie und Bibliothek, und trotzdem sicherte er weder sich noch seinen Nachkommen auch nur die geringsten Vorrechte in Bezug auf das Einkommen der Gemeinde. Er verwaltete sein Amt als geistliches und weltliches Oberhaupt kraft seiner göttlichen Berufung, wie weiland Moses und Aaron, und zwar mit einer solchen Klugheit und Geschicklichkeit, daß er seine autokratische Autorität über seine Anhänger nicht nur während seines eigenen langen Lebens unangefochten aufrecht erhielt, sondern seine Gesetzgebung war eine so verständige, daß dieselbe nach seinem Tode von der Regierung des Landes von Neuem bestätigt werden konnte. Neben dem festen Glauben an seine göttliche Mission hatte er ein klares Verständniß für alle Fehler und Schwächen Derjenigen, deren Erhebung und Reinigung er sich zu der Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Er wußte sehr wohl, daß jene deutschen Bauern, von Natur wankelmüthig, eigensinnig und schwerfällig, eines eisernen Zügels bedurften, um sie der künftigen Freiheit würdig zu machen; und so übte er seine Macht als Apostel mit so reinen Absichten aus, wie nur jemals einer der andern Apostel vor ihm. Die Neigung zum Aberglauben lag von jeher in den Gemüthern der Menschen. Ich tadle ihn nicht, wenn er sich derselben als Mittel zu seinen Zwecken bediente."

Ich blickte den Erzähler fragend an.

Lunt zögerte, dann fuhr er fort: „Wenn die Ausführung eines oder

des anderen seiner zum Heile der Gemeinde entworfenen Pläne an der Dummheit seiner Anhänger zu scheitern drohte, dann schüchterte er seine Widersacher durch die Warnung ein, daß ihre Namen aus dem Buche des Lebens gestrichen werden würden, wenn sie sich noch länger sträubten — meiner Ansicht nach auch die volle Wahrheit, allerdings in primitiver Darstellung; außerdem erhielt er sie in dem Glauben, daß Gott der Gemeinde niemals Glück oder Unglück zuwende, ohne vorher mit ihm darüber berathen zu haben, daß ferner seine Gewalt über das Geschick seiner Anhänger sich nicht nur auf dieses Leben, sondern auch auf das Leben im Jenseits erstrecke — eine Behauptung, die ebenfalls durchaus nicht falsch genannt werden kann, wenn man den merkwürdigen Einfluß der starken Geister über die schwachen in Erwägung zieht."

Die Mitglieder der Rapp'schen Gemeinde gehörten keineswegs ganz ohne Ausnahme dem Bauernstande an. Es hatten sich ihm auch einige hochgebildete, enthusiastische Männer angeschlossen, die seine Bestrebungen mit Eifer unterstützten. Die Statuten der Genossenschaft basirten auf der strengsten Gerechtigkeit. Die Mitglieder entsagten allen Ansprüchen auf irgend welchen Besitz an Geld oder Gut, den sie vor ihrem Eintritt den ihren nannten, sie erhielten Lebensunterhalt, Erziehung, Einkünfte gemeinschaftlich mit allen übrigen; traten sie später wieder aus der Gemeinde aus, so wurde ihnen die deponirte Summe ohne Zinsen wieder zurückerstattet. Kurz vor meiner Begegnung mit Lunt hatte der oberste Gerichtshof von Pennsylvanien in einem solchen Falle zu entscheiden gehabt.

Lunt's Eifer wuchs mit seinem Berichte; er beschrieb die Ansiedlung, wie sie ihm beschrieben worden war: Das stille, seltsame Dorf an den Ufern des lieblichen Flusses, die welligen, grünbewachsenen Hügel, die schweigenden Thäler, in denen ihre Heerden weideten, die einfache, ländliche Arbeit, zu der sie alle sich vereinten; Musik bewillkommnete und beschloß den Tag; auch die tiefen, weichen Tinten des heiteren westlichen Himmels über dem Ganzen wurden nicht vergessen, ebenso wenig die pittoreske Kleidung des ruhigen primitiven Völkchens.

„Das ist eine Heimat, Freund, in der man wohl alles Erdenweh vergessen kann", schloß der alte Mann mit einem verhaltenen Seufzer. Dann versank er in tiefes Schweigen.

„Die Leute heirathen also nicht?" fragte ich nach einer Weile.

„Nein", erwiederte er schnell, als ob ich endlich den eigentlichen Kern der Sache berührt hätte. „Es war der Grundgedanke des großen Apostels, seine Anhänger über allen Schmutz der menschlichen Leidenschaften emporzuheben — sie durch Arbeit, Einsamkeit und innigen Verkehr mit einer schönen Natur in einen Zustand zu versetzen, der sie unempfindlich gegen irdische Liebe, gegen Haß und Ehrgeiz macht — in eine Sphäre unendlicher Freiheit und unendlicher Liebe zu Ihm und allen seinen Kreaturen."

Ein begeistertes Feuer strahlte aus seinen Augen; er erhob sich und blickte hinaus über die mondbeglänzten Gefilde, mit einer Freude auf seinem Gesichte, als sähe er deutlich die welligen Hügel der glücklichen Gemeinde am fernen Horizonte.

„Gott sei Dank dafür, daß er uns Georg Rapp sendete! Der hat uns eine Heimat gebracht, wo ein Mann allein für sich selber stehen kann", — damit reckt er seine Arme aus, als wolle er alle irdische Liebe bis auf die letzte

Faser aus seinem armen, kranken Herzen reißen, dabei aber suchte sein Auge hungerig die Gestalt des schlafenden Knaben.

Das Kind, beunruhigt durch die lauten Worte, stammelte schlaftrunken und tastete unwillkürlich suchend nach seiner Mutter Brust oder Hand. Da keine Hand den kleinen Fingerchen entgegenkam, fielen dieselben leer auf das Kissen zurück, und das Kind schlief nach einem leisen, verlorenen Aufschrei wieder ein. Lunt verwendete keinen Blick von ihm, und die dicken Lippen unter seinem buschigen Schnurrbart wurden bleich und bleicher.

„Mein Plan ist", fuhr er endlich fort, „daß wir, Ihr und ich, in nächster Woche jene Leute aufsuchen, um, wenn möglich, Mitglieder der Gemeinde zu werden, — losgerissen von allen beengenden Begriffen, wie Heimat und Familie — damit wir unter Gottes weitem Himmel frei und aufrecht stehen lernen. Schon allein die Luft, welche jene edlen Enthusiasten athmen, wird uns Kraft und Aufschwung geben. Denkt also drüber nach, Zacharias."

„Ja."

Er ging auf die Thür zu, öffnete sie und blieb dann unschlüssig in derselben stehen.

„Ich werde den Jungen heute Nacht hier lassen. Er hat sich so daran gewöhnt in meinem Arm zu schlafen — es wird aber Zeit, daß dies aufhört."

„Wie Ihr wollt."

„Er muß nun lernen selbstständig zu werden, nicht? — Gute Nacht!" Dann hörte ich seinen schweren Tritt auf der Treppe, bald zögernd, bald schneller, als ob er mit sich selbst nicht einig werden könne.

Mitten in der Nacht wachte ich auf, weil Jemand in meinem Bett nach dem Knaben suchte. — „Der Junge könnte doch stören", — und dann sah ich ihn mit dem Kinde abgehen, brummend vor Zärtlichkeit wie eine Löwin, die ihr verlorenes Junges wiedergefunden. Ich sagte Löwin, denn trotz seiner schwerfälligen, colossalen Gestalt machte Lunt den Eindruck eines sensitiven, nervösen Weibes.

* * *

An einem Spätnachmittage im Frühling, vier Wochen später, stand ich mit Lunt auf einem der Hügel, von denen man das Communistendorf Economy überblickt. Noch geschwächt und schwindelig von der überstandenen Krankheit und der langen Reise, berührte mich die unendliche Ruhe der vor mir ausgebreiteten Landschaft wie melodisch verschwimmende ernste Accorde. Lunt hatte mich mit seinem brünstigen Sehnen angesteckt. Jetzt zum ersten Mal also wollte mich die Natur an ihre Mutterbrust nehmen. Jetzt zum ersten Mal sollte mir das Leben die Ruhe gewähren, die ich ersehnte, und alles Verlangen meiner Seele stillen — hier hatte ich den Vorgeschmack. Da unten am Flusse lag das seltsame kleine Dorf buchstäblich im Schlaf; kein lebendes Wesen zeigte sich in den drei grasüberwachsenen Straßen; manch eines der spitzgegiebelten Ziegelhäuser stand verschlossen und verlassen, weil seine Bewohner ihr stilles Leben mit dem noch stilleren Todesschlafe vertauscht hatten und längst, nach der Sitte der Gemeinde, unter dem flachen, grünen Rasen der Obstgärten bestattet lagen. Aus den übrigen Häuschen zitterten bleiche, dünne Rauchsäulen zum blauen Himmel empor. Die ausgedehnten Obstgärten, vorzugsweise mit Apfel- und Pfirsichbäumen bestanden, zogen sich an den Hügeln hinter dem Dorfe hinauf und über dieselben hinweg. Die Bäume standen in voller Blüthe und bedeckten das Grün der Hügel mit

zartem, rosenrothem Schleier. Ein frostiger Wind trieb die Wohlgerüche der Blüthen zu uns herüber und bedeckte die Oberfläche des dunklen Stromes mit großen Flecken gekräuselten Silbers: die einzige Bewegung in dem stillen Bilde. Im Dorfe selbst entdeckte mein neugieriger Blick eine große, scheunenartige Kirche, eine öffentliche Waschanstalt, eine Bäckerei, einen Bienenstand und einige große fabrikähnliche Gebäude, alles aber hatte den Anschein, als sei es leer und verlassen. Um jedes Haus zog sich ein Gärtchen her, eingefaßt mit Taxus- und Buchsbaumhecken, die in die wunderlichsten Formen verschnitten waren, und angefüllt mit Pflanzen und Gewächsen, die der amerikanischen Erde fremd waren. Auf einem Fußwege aber, der aus dem Gehölze in das Dorf hinabführte, erschienen einige sonderbare Gestalten, in einer Kleidung, die dem vergangenen Jahrhundert anzugehören schien.

Lunt, dem dies alles durchaus nicht so märchenhaft und verhext erschien, wie meinem träumerischen Gehirn, rieb sich in unterdrückter Wonne die Hände. „Auch wir werden in Arkadien wohnen!“ jauchzte er. Dann aber fuhr er eifrig fort, während wir den Hügel hinabgingen:

„Wir müssen vorsichtig sein, Zacharias, sehr vorsichtig! Wir kommen jetzt mit Naturen in Berührung, die sich in dem Zustande der größten Unschuld, der äußersten Reinheit befinden; die Welt, aus der wir kommen, kann ihnen, die hier den erhabensten Bestrebungen obliegen, kaum noch mehr sein, als ein verschwommenes, dunstiges Nebelbild. Wir müssen also alle weltlichen Gedanken und Ausdrücke hier abstreifen, wie Schlangen, die sich häuten. Geld darf gar nicht erwähnt werden, und wir würden auch gut thun, mit keinem Worte an Familienbeziehungen, an Weib oder Kind, zu erinnern, denn solche Fesseln müssen den Mitgliedern dieser erhabenen Gemeinde niedrig und entwürdigend erscheinen.“

Dabei ließ er die Hand des Knaben los, als ob von nun an auch das Kind allein und für sich selbst stehen müsse. Wir hatten den Anfang des Dorfes erreicht, und eine der wunderlichen Gestalten schritt auf uns zu. Lunt wurde dunkelroth vor Erregung und Erwartung.

„Vorsicht! Nur Vorsicht, Zacharias!“ flüsterte er eifrig. „Von dem ersten Eindruck, den sie von uns empfangen, hängt unsere Aufnahme oder Abweisung ab. Vergeßt keinen Augenblick die Reinheit ihrer Gedanken, noch daß die Vorbilder ihrer Sitten die Patriarchen und die heiligen Apostel waren!“

Mir schoß ein unbestimmter Gedanke an die Fußwaschungen durch den Kopf, die in jenen vergangenen Zeiten gebräuchlich waren, an das Schlachten des fetten Kalbes und an die Zelte, die dem Fremdling allezeit offen standen. Ich blieb verwirrt stehen und erwartete das Herankommen des heiligen Bruders. Derselbe glich einem zweibeinigen, mit blauem Flanell umkleideten Bierfaß, mit einem runden Hut oben drauf.

„Was brauchen Sie?“ lautete seine in einem heiseren Grunzton und in schwäbischem Deutsch hervorgestoßene Frage.

Lunt begann in zitternder Aufregung seine Erzählung; wir seien Fremde, die, der Welt und ihres Jammers müde, die Gemeinde der heiligen Brüder aufgesucht hätten, um hier die Nahrung der Seele zu finden, die —

„Ach! Sie wollen Abendbrot essen?“ unterbrach ihn der Dicke, indem sich sein Gesicht aufhellte. Er hatte von den Worten des Amerikaners nur herzlich wenig verstanden. Jetzt aber drehte er sich um und trabte wie ein Elephant vor uns her, wobei er uns in den unverständlichsten pennsylvanischen Schwäbisch-Amerikanisch mittheilte, daß er der Joseph sei, der Wirth von der

„tavern", vor deren Thür wir bald angelangt waren. Keuchend ließ er uns in das saubere Gastzimmer ein, rief durch eine Fallthüre nach einer sich anscheinend im Mittelpunct der Erde sich aufhaltenden „Christine", trank dann eilig zwei Gläser Wein, um sich zu erholen, und sank gleich darauf wieder erschöpft in einen weiten Lehnstuhl.

Nach wenigen Augenblicken kam Christine aus dem Keller herauf, eine alte, vertrocknete Frau in einem merkwürdig engen, aber höchst sauberen blauen Flanellrock. Zugleich mit ihr entströmte der Kellerthür ein sehr angenehmer Duft von in Speck gebratenen Eiern. Sie warf uns einen argwöhnischen Blick zu, kaum aber hatte sie den kleinen Anton entdeckt, als sie auf den Knaben zustürzte und ihn mit einem entzückten: „Ach! Der Liebling! Mein schöner Schatz!" an ihren dürren Busen drückte. Dann lief sie zur Kellerthür zurück und rief: „Friederike!" Eine zweite alte, vertrocknete Frau mit blaßblauen Augen erschien, und dann, nachdem sie uns hastig Stühle zugeschoben hatten, nahmen die Beiden von dem Kinde Besitz; sie gaben ihm flüsternd die süßesten Namen, streichelten seine runden Bäckchen und fetten Händchen, sie befühlten seine Kleider, streckten seine Beinchen aus und lachten über jede Bewegung des Kindes in heller Freude.

Lunt beobachtete sie stumm und starr.

„Wollen Sie Abendbrod haben?" fragte jetzt die Erstere der beiden alten Frauen; sie hatte sich ihrer Gäste erinnert und ihre Spielereien mit dem Kinde unterbrochen. „Schinken? Hühner?" Dann fügte sie, gleichsam entschuldigend hinzu: „Ich hatte so lange kein kleines Kind gesehen!"

Auch sie redete in jenem entsetzlichen, schwäbelnden Deutsch-Amerikanisch, dem man in allen deutschen Colonien Pennsylvaniens begegnet.

Ich erklärte mich mit dem Schinken und den Hühnern einverstanden und beantwortete so die Frage, soweit dieselbe mich und das Kind betraf. Die beiden Alten schickten sich an wieder in den Keller hinunterzusteigen, schienen sich aber nur schwer von dem Kinde trennen zu können. Als ich auf ihren bittenden Blick zustimmend nickte, hoben sie den Kleinen auf und schleppten ihn mit hinunter. Gleich darauf hörte ich ihn fröhlich krähen, in Erwiederung auf ein halbes Dutzend entzückter, liebkosender Weiberstimmen. Dennoch berührte es mich unangenehm, daß alle diese Stimmen unterdrückt und alt klangen, ich glaubte an ihnen zu erkennen, daß keine dieser Frauen jemals ein Kind auf ihren Knieen geschaukelt und es das ihre genannt habe. Mittlerweile ermannte sich Joseph, lief hinaus und brachte einen großen Krug Landwein herein, dann lief er wieder hinaus und erschien von Neuem mit einer Fülle von Honigkuchen und Aepfeln. — „Bis das Abendbrot fertig ist", grunzte er tröstend — darauf setzte er sich wieder in seinen Stuhl und begann sofort zu schnarchen. Bald darauf rief man uns zu Tisch.

Lunt aß keinen Bissen, er blickte wie abwesend auf die mächtig gefüllten Schüsseln, deren Inhalt uns anderen, Anton und mir, als der Kochkunst Meisterstück erschien. Endlich begann er:

„Einige dieser Leute sind, wie es scheint, noch nicht über die gröberen menschlichen Bedürfnisse hinaus; wir sind hier sicherlich erst mit dem Bodensatz der Gesellschaft zusammengetroffen; die verhältnißmäßig erst geringe Anzahl von Jahren der Rapp'schen Cultur genügte noch nicht, um diese deutschen Bauern zu vergeistigen."

Die beiden alten Frauen, die sich geräuschlos im Zimmer zu schaffen

machten, lauschten angestrengt, um zu erfahren, warum er das Essen verschmähte. Sie fühlten sich offenbar dadurch beunruhigt.

„Wir haben hier in der Gemeinde täglich fünf Mahlzeiten", sagte Christine, ungewiß, ob sie das Rechte getroffen. „Die Meisten aber, denen das nicht genug ist, legen sich noch Brot und Käse auf den Stuhl neben ihrem Bett, damit sie essen können, wenn sie in der Nacht hungrig werden."

„Werden Sie öfter des Nachts hungrig?" fragte ich.

„Ja, fast jede Nacht."

Lunt erhob sich mit einem Ausruf des Widerwillens und verließ den Tisch. Bald darauf aber fand ich ihn in einem Nebengemach; er war heiter und gleichmüthig, wie zuvor, und scherzte mit Joseph, der ihn vergeblich zum Trinken seines Landweines aufforderte.

„Ich bin ein Narr gewesen, Zacharias", sagte er zu mir. „Diese Leute hier sind das Fleisch des Körpers, wir werden das Gehirn schon noch finden. Trotzdem war die Enttäuschung bitter. Wartet hier eine Stunde, Freund, ich suche inzwischen die Leiter der Gemeinde auf — die großen, selbstlosen Denker, in denen des seligen Rapp's Geist mächtig ist. Dort wird man unsere Seelen ebenso willkommen heißen, wie hier unsere Leiber. Dort drüben soll Rapp's Haus liegen. Ich gehe, folgt mir nach Ablauf einer Stunde."

Er schlug einen der schmalen Fußwege ein, die quer über die grünbewachsene Straße führten. Gruppen von Colonisten kehrten im Zwielicht von ihrer Feldarbeit heim, die Frauen in engen Flanellröcken und breiten, runden Strohhüten. Alle aber sahen alt aus, ihre Gesichter hatten alle den gleichen müden und verblichenen Ausdruck, und in jedem Auge, mochte es nun stumpf oder intelligent dreinschauen, lag eine seltsame Leere. Keine der Frauen ging vorüber, ohne einen mehr oder weniger freudigen Gruß für den kleinen Anton zu haben, den die auf der Thürstufe sitzende Christine auf dem Schooße hielt.

„Es ist so lange her, seit ich ein kleines Kind gesehen habe", sagte sie, indem sie mir ihr mageres Gesicht zukehrte.

Ich merkte bald, daß es ihr Vergnügen machte, mir, einem Deutschen, über die Gemeindeverhältnisse Auskunft zu geben.

„Ich habe drei Kinder gehabt, als wir mit Vater Rapp herüberkamen", erzählte sie. „Die sind aber gestorben, dort unten in Harmony, wo wir zuerst wohnten. Seit der Zeit besorge ich das Kochen in dem Wirthshaus. Damals sagte Vater Rapp, daß in fünf Jahren die Welt untergehen würde und daß ich dann meine Kinder wiedersehen sollte. Da habe ich gewartet und gewartet, aber die Welt besteht immer noch."

Sie seufzte.

„Und wo ist Ihr Mann?"

Sie zögerte. „Johann Volz war mein Mann — drüben in Deutschland. Er wohnt dort in jenem Hause mit einer anderen Familie. Wir wohnen immer in Familien zu sieben Personen zusammen."

„Und die Eheleute sind immer getrennt?"

„Ja. Vater Rapp sagte das müsse so sein, und er weiß was recht ist."

Sie schwieg eine Weile, dann blickte sie sich scheu und vorsichtig um und flüsterte mir zu:

„Vater Rapp hatte einen Bruder, Friedrich Rapp, und der wollte seine Frau nicht verlassen."

„Nun, und da?“

Die beiden alten Frauen blickten einander fragend und zögernd an; Christine aber konnte den Strom ihrer Mittheilungen schlechterdings nicht hemmen, und so fuhr sie endlich flüsternd fort: „Da hielt Vater Rapp mit noch fünf Andern einen Rath.“

„Und sein Bruder?“

„Den haben sie erwürgt. Er hat sein Kind nicht mehr gesehen.“

„Aber“, unterbrach ich das hiernach entstandene lange Schweigen, „die Frauen hier in der Gemeinde haben doch gar kein Verlangen nach ihren Gatten. Haben sie sich nicht von der irdischen Liebe gänzlich losgesagt?“

„Wie?“ fragte die alte Frau mit stumpfem, leerem Blick.

Ich wendete mich zu Friederike, die steif an der anderen Seite des Eingangs saß und an einem baumwollenen Strumpf strickte.

„Waren Sie verheirathet?“

„Nein. Vater Rapp hat gesagt, das ist nicht gut. Er muß das wissen.“

„Sie war nicht einmal versprochen“, fiel die Andere eifrig ein und machte mich durch Zeichen auf die gebrochene Nase der Ersteren aufmerksam. „Dort drüben ist die Kathi“, fuhr sie fort und deutete auf eine gebeugte Gestalt in dem benachbarten Garten. „Die sollte im Sommer Hochzeit machen, aber ehe der Sommer kam, ging ihr Zukünftiger mit Vater Rapp nach Amerika. Es war ein kränklicher Mensch.“

„Und sie ging ihm nach?“

„Ja. Aber der Mann starb.“

„Und Kathi?“

„Mein Gott! — Da kommt sie.“

Sie ging vorüber, ein gebeugtes, altes Weib mit bleichem Gesicht und starren, trockenen Augen; beim Anblick des Kindes zitterte ein schwaches Lächeln über das versteinerte Gesicht. Es lag etwas in diesem stillen Gesicht und in diesem Lächeln, das mich auf das Tiefste ergriff. Als sie meinen Blicken entschwunden war, wendete ich mich wieder zu meinen Wirthinnen. Friederike hatte ihr Strickzeug in den Schooß sinken lassen und begegnete nun meinem Auge mit einem Blick halbbewußten Mitleids und Grauens.

„Es war nicht gut, daß sie ihren Mann nicht bekam. Es ist schon lange, lange her, aber sie kanns nicht vergessen“, murmelte sie und nahm ihren Strickstrumpf wieder auf. Ein Etwas, das außerhalb ihres täglichen Lebens lag, hatte wohl ein momentanes Echo in ihr wachgerufen.

Christine aber fuhr eifrig fort: „Und da ist die Selma, sie gehört mit zu unserem Vorstand. Auch sie wollte sich versprechen, aber Vater Rapp verbot es ihr. Nun sind die Beiden noch bis auf den heutigen Tag Liebesleute, schon seit langen, langen Jahren, und jeden Abend musicirt er unter ihrem Fenster, bis sie einschläft.“

Ich antwortete nicht; die beiden Frauen setzten die Unterhaltung halblaut fort, indem sie Antons kleine Röckchen untersuchten, den Schnitt derselben besprachen und ihren Preis zu errathen suchten. Ich stand auf. Wie? Also auch hier in Arkadien, in dieser besseren Welt, die alte, alte Liebe, das Sehnen nach Mutterschaft, der Hang und Drang zum Klatschen? Doch dies waren ja nur die Weiber. Ich beschloß, die Männer und zugleich Lunt aufzusuchen. Ich fand ihn in einem wohleingerichteten Zimmer an einem Tische sitzend, und um ihn ein halbes Dutzend Männer in der alterthümlichen Kleidung der Communisten. Wenngleich diese Kleider Reliquien aus ver-

gangenen Zeiten zu sein schienen, so sah man dennoch an den intelligenten, verständigen, ja zum Theil verschmitzten Gesichtern ihrer Träger, daß dieselben dem Leben der Gegenwart durchaus nicht fremd, vielmehr vollständig gewachsen waren. Lunt allein blickte düster und verstimmt drein.

„Diese Herren sind die Directoren der Gesellschaft", sagte er zu mir mit lauter Stimme. „Unser Empfang hier ist nicht ganz so, wie ich erwartete." Damit wies er mir einen Sitz an.

Die Augen der Männer, die sich vorübergehend auf mich richteten, hatten einen ruhigen, geschäftsmäßigen Ausdruck.

„Ich verstehe nicht recht, was für eine Art von Willkommen Sie erwarteten", bemerkte einer der Directoren kühl und in gutem Englisch. „Es kommen gar Viele zu uns, um Mitglieder unserer Gesellschaft zu werden, die Bedingungen zum Beitritt sind aber, ehrlich gesprochen, durchaus keine leichten. Der Hauptzweck der Gesellschaft ist Geld zu verdienen; es muß daher die Einlage eines jeden neuen Mitgliedes selbstverständlich in einigem Verhältniß stehen zu den Vortheilen, die ihm aus dem Beitritt erwachsen."

„Geld verdienen? Ich hatte den Charakter der Gesellschaft in ganz anderem Lichte aufgefaßt!" stotterte Lunt.

„Vielleicht waren Ihnen unsere Erfolge auf dem Felde des Handels und der Industrie unbekannt", antwortete der Director mit trockenem Lächeln. „In Harmony besaßen wir dreißigtausend Morgen Landes, hier haben wir vierzigtausend. Wir haben Dampfmühlen, Brennereien, Woll-, Seiden- und Baumwollspinnereien. Unser jährlicher Reingewinn, unsere Vorräthe und dergleichen gar nicht gerechnet, beläuft sich auf zweimalhunderttausend Dollars. Es existiren nur wenige lucrative Unternehmungen im Lande, bei denen unser Capital nicht betheiligt ist."

Lunt saß starr und stumm, während der Andere fortfuhr, mit der Zungengeläufigkeit eines Maklers die Antheile der Gesellschaft an Eisenbahnen, Kohlenbergwerken und Bankinstituten aufzuzählen.

„Wie wir hier leben, sehen Sie", schloß er. „Die Ländereien der Gesellschaft erhalten sich selbst und kleiden und ernähren auch uns ausreichend. Wir können unsern Reingewinn alljährlich wieder zum Capital schlagen."

„Aber zu welchem Zweck?" fiel ich ein. „Sie haben keine Kinder, denen Sie Ihre Reichthümer hinterlassen. Ihr Geld vermag Ihnen weder Macht noch Stellung, noch auch Vergnügen und Freude zu erkaufen."

Der Director warf einen kalten, abweisenden Blick auf mich.

„Es erstaunt uns nicht", sagte er, „daß so Viele in eine Mitgliederschaft einzutreten wünschen, in die sie nichts mitbringen, die aber so viele Vortheile gewährt."

„Ich wollte keineswegs mit leeren Händen kommen", entgegnete Lunt kleinlaut. „Ich hatte die Sache aber bis jetzt noch niemals vom finanziellen Standpuncte aus betrachtet."

Der Director erhob sich und führte uns durch die anstoßenden großen Waarenlager, wo die seidenen und baumwollenen Stoffe in zahllosen Kisten aufgespeichert standen und dann hinaus und in die Ställe, zu dem Viehbestande. Sehr bald aber vermißte ich meinen Freund Lunt, der wie abwesend vor uns her gelaufen war. Als ich spät am Abend in das Wirthshaus zurückkehrte, fand ich ihn schlafend auf dem Bette, das Kind fest im muskulösen Arme.

Am nächsten Morgen stand er zeitig auf, um die wahren Verhältnisse

der Rapp'schen Communisten zu erkunden. Man behandelte ihn überall zuvorkommend und mit Achtung, denn Lunt war keineswegs nur ein enthusiastischer Träumer, sondern auch ein gewitzter, praktischer und rechtschaffener Mann.

Anton und ich durchwanderten inzwischen das schläfrige Dorf und seine einsame Umgebung; wir lugten hinein in die alten curiosen Gärten, die wie kleine Kirchhöfe aussahen, oder durchwanderten die kleine, staubige Bildergalerie der Ansiedlung.

Am Abend des zweiten Tages theilte mir Lunt die Ansicht mit, die er von dem Wesen der Gemeinde oder Gesellschaft gewonnen hatte. Von seiner Enttäuschung, wie groß dieselbe auch gewesen war, sprach er kein Wort. Er war ernster geworden, sprach aber eingehend und aufmerksam mit den Directoren über den Stand des Viehmarktes; er verzehrte Christinens Kochkunstwerke mit Wohlgefallen, und oft folgte sein Auge den armen, verwelkten Frauen und den eckigen, grotesken Männern mit einem Blick verblüfften Mitleids.

„Sie sind, wie vielleicht wir Alle, geistig und körperlich nur aus gemeinem Stoff gemacht", begann er eines Abends, nachdem wir sie von unserer Ecke aus lange und nachdenklich betrachtet hatten; „ihr Leben wäre sicherlich auf alle Fälle nur bedeutungslos und brach geblieben. Wäre aber dennoch die Spur einer Möglichkeit vorhanden gewesen, daß ihrer etwas Besseres geharrt hätte, so wäre diese Möglichkeit hier erstickt worden. Hoffen wir, daß Georg Rapp nicht auch auf sein Werk zurückblicken und sehen kann, was sein Plan aus diesen Leuten gemacht hat."

„So hattet Ihr Euch also geirrt, Lunt?"

Eine düstere Röthe überzog sein Gesicht.

„Ihr seht, was das hier für Leute sind. Dennoch, und trotz allem, dessen man ihn beschuldigen mag, glaube ich, daß Rapp's Enthusiasmus rein und aufrichtig gewesen sein muß, da er sein weltliches Gut daran setzte, der Menschheit den Weg zum reinen Lichte zu zeigen. Aber er hatte mit der Menschennatur zu rechnen, und deren Wege sind krumm, wie die des Schweines, das man am Seile treibt. Diese Arkadier hier haben ihren Bauch zu ihrem Gott gemacht, und die, welche dieser Versuchung entrannen, häufen gierig Mammon auf Mammon in ihren gemeinschaftlichen Geldkasten."

„Richtig. Aber Rapp sowohl, wie Ihr, mein Freund, ließet ihnen kaum eine andere Wahl. Ihr verschlosset ihnen die Heimat, wie die Welt; Liebe, Ehrgeiz, Politik sind für die Aermsten leere Worte. Was in aller Welt bleibt ihnen nun noch übrig, als zu essen, fünf Mal des Tags und noch ein paar Mal in der Nacht, und nebenbei Geld zusammen zu kratzen?"

„Denken sollen sie! Sich versenken in das Herz der reichen Natur und Gedankenfrüchte zeitigen, an denen sich ihre Mitmenschen erquicken und aufrichten mögen in Zeit und Ewigkeit!"

Er hielt zögernd inne und sein Enthusiasmus wurde plötzlich lau und lauer.

„Na, Freund Zacharias", fuhr er endlich lachend fort, „ich denke, wir kehren nun wieder in die Welt und zur Arbeit zurück. Wir sind nun einmal durch tausend Banden und Fibern an unsere Mitgeschöpfe gefesselt, durch Liebe, Interessen und gegenseitige Hülfe und Unterstützung, und wenn wir versuchen, uns von unserem Platze zu stehlen, so entströmt aus den zerrissenen Fibern der beste Theil unseres Lebens. Wir thun besser, uns von dem gro-

ßen Markte der Welt nicht ausschließen, und uns nicht loszusagen von — von diesem —" dabei hob er Anton auf sein Knie und begann ein zärtlich gewaltsames Spiel mit dem Kleinen. Es arbeitete seltsam in Lunt's Gesicht, als er den Knaben schäkernd emporwarf, und dann drückte er ihn so heftig an die Brust, daß er aufschrie. „Halloh! Will er wohl still sein, der junge Strolch! Komm, die kleinen Schuhe aus, und dann zu Bett! Dann bist Du aus dem Wege, Du Störenfried! Habt Ihr wohl bemerkt, Zacharias, mit was für hungrigen Augen die alten Weiber den Jungen ansahen? Gott sei den Armen gnädig! Ich möchte wohl wissen, ob ihnen in jener andern Welt Ersatz werden wird."

Eine Stunde später hörte ich ihn noch immer oben in dem Gemach auf und ab gehen und unermüdlich ein altes Wiegenlied brummen, um seinen kleinen Knaben in den Schlaf zu singen. — — — — — — — — — — — —

— —

Vor ungefähr zehn Jahren besuchte ich die seltsame Gemeinde zum zweiten Male; das Dorf und die Obstgärten lagen noch immer so schläfrig wie vordem am Ufer des Flusses und an den Hängen der grünen, welligen Hügel. Von den Häusern aber waren noch mehr verschlossen und leer, und auf den drei Straßen wuchs das Gras noch höher und dichter. Noch gar mancher der stillen, einfachen Leute war inzwischen in sein einsames Bett unter den Apfelbäumen gekrochen, in das kalte Bett, aus dem er nicht mehr aufsteht, um in der Nacht noch etwas zu essen, oder um Geld zu verdienen. Auch Christine war gestorben. Ich freute mich herzlich, daß sie nun ein sonnigeres, wärmeres Leben kennen lernte und nicht mehr so lange auf den Anblick eines kleinen Kindes zu harren brauchte.

Im Allgemeinen hatte sich das äußere Leben der Gemeinde wenig verändert. Noch immer sah ich die sonderbare Kleidung, die die ersten Ansiedler aus Württemberg mit herübergebracht hatten: Die Männer trugen sich wie die niederen Klassen der schwäbischen Bauern und die Frauen gingen in engen blauen Flanellröcken mit weiten Aermeln, mit buntfarbigem seidenen Brusttuch und breitem, rundem Strohhut einher. Seit der Mitte der sechziger Jahre hat die Gemeinde die Wollen- und Seidenmanufactur, auf die sich Rapp einst viel zu gute that, aufgegeben; das speculative Völkchen legte sich ganz auf das Petroleumbohren, und bis zum Jahre siebzig gehörte, so viel ich weiß, das Communistendorf Economy zu den geschicktesten und erfolgreichsten Ausbeutern dieser etwas unzuverlässigen Quelle des Reichthums.

Die „Economite Wells" liegen am oberen Alleghanyflusse, gegenüber von Tidionte.

In neuester Zeit hat man, wie ich erfahren habe, Kinder in die Gemeinde gebracht, damit sie von den Frauen gepflegt und erzogen werden.

Um das Ende der Rapp'schen Bruderschaft vorauszusagen, bedarf es keines Prophetenblicks. Während seiner Lebenszeit genügte seine einzige Willenskraft, um die Colonie aufrecht zu erhalten; nach seinem Tode traten einige energische Männer in seine Fußstapfen, verwandelten aber sein System, um den Zusammenbruch der Gemeinde zu verhüten, in eine große Gelderwerbsmaschine. Und durch diese Männer, die „Directoren", sicherte sich die Gemeinde noch immer ihren Platz in der Welt, oder besser auf dem Markte. Dieselben sind intelligente, fähige Köpfe und unzweifelhaft Ehrenmänner; das letztere zum Glück jener ruhigen Menschenkinder, die am Fuße der welligen Hügel den kleinen Rest ihres Lebens verträumen, fett, satt und zufrieden,

langsam hinter ihrem Pfluge herschlendernd, oder auf den Thürstufen der kleinen Häuser ihr Pfeifchen rauchend, wenn der Tag zur Rüste geht. Ob sie wohl jemals verstohlen hinüberlugen in die Welt, die Rapp's eiserner Wille ihnen so früh verschloß? Wenn nun einer nach dem andern sein letztes Pfeifchen geraucht haben wird, dann wird sich das beträchtliche Vermögen der Gemeinde in den Händen weniger Ueberlebender anhäufen und von hieraus wahrscheinlich schnell seinen Abfluß in die tausend Bächlein finden, welche stets früher oder später jeden mühsam zusammengescharrten Schatz in alle Winde zu führen pflegen.

Schon vor Jahren aber erinnerten sich die Gemeindemitglieder des Apostels Rapp nur als eines rauhen, tyrannischen Herrschers; seine Idee wird sich daher nicht nur als eine unhaltbare beweisen, sondern auch bald gänzlich vergessen sein, wenn erst Joseph und Friederike ihr letztes Glas Landwein getrunken haben werden und unter den Apfelbäumen schlafen gegangen sind.

Conversazione.

Was man nicht von der Liebe all' erzählt!
Bald hat sie Flügel und bald hat sie keine! —
Kind! flügellos wie Eros ist die meine,
Geflügelt ist die Deine, die mich quält!

Dann sagt man wieder, Liebe, die sei blind
Und die Vernunft in ihrer Wahl verschmähend;
Dann heißt es, daß die Liebe ist allsehend —
Ich Blinder weiß nicht, was da Wahrheit, Kind!

Lieb' ist ein Schmetterling in Eros' Hand:
Er hält ihn in die Flamme unter Chergen,
Und hat, daß er nicht sehe fremde Schmerzen,
Das Haupt, wie theilnahmslos hinweggewandt!

Ich glaube, Eros ist ein Schmied! Im Schein
Des Feuers hämmert er der Seele Eisen
Mit manchem Schlag, macht Stahl dann aus den heißen
Gluthherzen — tauchend sie in Wasser ein! —

Alfred Friedmann.

Der pädagogische Werth der Entwickelungslehre.

Von **Dr. Otto Zacharias.**

Veranlassung zur Besprechung dieses Themas giebt uns eine neue, vor Kurzem bereits in zweiter Auflage erschienene Broschüre Professor Ernst Häckels. Sie führt den Titel: Die heutige Entwickelungslehre im Verhältnisse zur Gesammtwissenschaft*). Auf den letzten Seiten dieser Broschüre spricht Professor Häckel die Ansicht aus, daß die Grundzüge der Entwickelungslehre schon in der Volksschule gelehrt werden müßten und knüpft hieran die Hoffnung, daß dann eine weitgreifende Reform des ganzen Unterrichtssystems stattfinden werde.

Diese und noch etliche andere Aeußerungen des berühmten Zoologen möchten wir im Nachstehenden einer kurzen Besprechung unterziehen. Für Pädagogen von Fach wird das Thema nicht gerade erbaulich sein. Von der Mehrzahl derselben wird es am liebsten gar nicht erwähnt oder wenn das nicht angeht, mit der einfachen Bemerkung abgethan: daß der Darwinismus und die Embryologie nicht in die Schule gehören. Der erstere sei eine unbewiesene Hypothese, heißt es, und damit eo ipso auszuschließen und die zweite habe Thatsachen und Vorgänge zu ihrem Gegenstande, welche man der Jugend zum größten Theile aus naheliegenden Gründen vorenthalten müsse.

Die Behauptung, daß der Darwinismus eine unbewiesene Hypothese sei, wollen wir an dieser Stelle nicht eingehend widerlegen; wir wollen nur hervorheben, daß die darwinistische Naturforschung mit demselben Rechte die zeitliche Aufeinanderfolge der verschiedenen organischen Formen zu erklären sucht, mit dem die Geologie die Aufeinanderfolge der Erd- und Gesteinschichten erklärt. Die Methode ist in beiden Fällen dieselbe. Der Darwinismus ist daher so wenig eine Hypothese wie die Geologie eine ist. Daß man den Beweisführungen der letzteren eine größere Gewißheit zuschreibt, kommt einzig und allein daher: daß die geologischen Thatsachen allgemeiner gekannt sind und mehr in die Augen fallen, als die für eine Verwandtschaft der Lebensformen sprechenden Facta. Die Kenntniß dieser Verwandtschaftsbeziehungen ist leider noch sehr wenig verbreitet. Ob es aber nicht ebenso lehrreich und wichtig ist, den Zusammenhang des Menschengeschlechts mit anderen organisirten Wesen zu kennen, als einen Blick auf die allmäligen Veränderungen zu werfen, welche die Oberfläche unseres Planeten umgestaltet haben, das ist die Frage. Und diese Frage ist, nach unserer Ansicht, blos dann mit diplomatischer Unbestimmtheit oder zu Gunsten der Geologie zu beantworten, wenn man kein klares Bewußtsein von dem einheitlichen Charakter der gesammten entwickelungsgeschichtlichen Wissenschaft hat. Wer ie Gültigkeit des Entwickelungsgesetzes für eine Gruppe von Naturerscheiungen anerkennt, der muß nothgedrungen dasselbe auch für andere Gruppen un. Und wer in dem einen Falle das Lehrreiche des Unterrichts in der orführung von Thatsachen sieht, welche das Entwickelungsgesetz bestätigen, r muß denselben Maßstab der Beurtheilung auch in einem andern Falle legen.

---

*) Schweizerbart'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 1877.

Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, würde jeder einzelne Zweig der allgemeinen Entwickelungslehre gleich gut pädagogisch zu verwerthen sein: Kosmogenie und Geologie so gut wie die Phylogenie der Pflanzen und Thiere; die Entwickelungsgeschichte der Erde so gut wie die der Erdenbewohner.

Aber es kommt bei Beurtheilung des pädagogischen Werthes eines Unterrichtsgegenstandes noch ein anderer Punct in Betracht. Nach unserer Ansicht können nämlich nur diejenigen Zweige der allgemeinen Entwickelungslehre für den Schulunterricht verwerthet werden, welche es mit unmittelbar vorliegenden und anschaulichen Thatsachen zu thun haben. Aus der bloßen Schilderung von Vorgängen und Thatsachen kann sich der jugendliche Geist nichts entnehmen. Aus diesem Grunde würden wir Kosmogenie und Phylogenie vom Unterricht ausschließen, dagegen Geologie und Embryologie für denselben empfehlen.

Selbstverständlich kann es sich, wenn wir von der Volksschule sprechen, nur um die Grundzüge der letztgenannten beiden Disciplinen handeln und nicht um die Geologie und Embryologie als Wissenschaftszweige. Wenn unsere Kinder schon frühzeitig mit der Entwickelung von Fisch-, Frosch- und Hühnereiern, sowie mit der Verwandlung der Raupe in die Puppe und dieser in den Schmetterling bekannt gemacht werden, so haben sie mit diesen Anschauungen mehr Naturkunde inne, als wenn sie alle Classen und Ordnungen des Linné'schen Systems an den Fingern herzuzählen verstehen. Sie lernen durch die Keimesgeschichte besser als durch die Weltgeschichte begreifen, wie sich höhere Daseinsformen aus niederen, und zusammengesetztere Zustände aus einfacheren entwickeln. Die Geschichte, d. h. die zusammenfassende Betrachtung des Geschehenen, kann kein interessanteres und lehrreicheres Object haben, als die einzelnen Entwickelungsstadien eines reifenden thierischen Eies. Natürlich muß man zu Unterrichtszwecken solche Eier nehmen, welche groß genug sind und sich rasch genug entwickeln, um die einzelnen Bildungsmomente deutlich wahrnehmen zu lassen. Das Prägnanteste vorzuführen und das richtige Maß dabei einzuhalten, ist selbstverständlich Sache des Lehrers und es läßt sich darüber in abstracto nichts vorschreiben. Aber soviel sieht Jeder, daß der jugendliche Geist durch einen derartigen Anschauungsunterricht in seiner Entfaltung nur gefördert werden muß. Das Vorurtheil ist freilich sehr mächtig; aber der Vorwurf, daß ein derartiger Unterricht blos fragmentarisch, nicht methodisch sei, ist leichter zu machen als zu begründen. Ich frage die Herren Pädagogen: ob man von dem Unterrichte in der Weltgeschichte nicht ebenfalls und mit noch größerem Rechte sagen kann, daß er fragmentarisch sei. Für die kindliche Auffassung besteht die Weltgeschichte aus lauter Biographien, aus den Lebensgeschichten der verschiedenen Heroen und Heroinen. Fragment reiht sich demnach an Fragment und von dem, was ein Erwachsener unter Weltgeschichte versteht, ist dabei gar keine Rede. Trotz alledem gilt der geschichtliche Unterricht für ein wichtiges Bildungsmittel, weil er die Grundlage für die spätere Auffassung des Welttreibens abgiebt. Ganz ebenso verhält sichs aber mit dem von uns empfohlenen Elementarunterricht in der Entwickelungsgeschichte. Dieser bildet die Grundlage für die spätere Naturauffassung und das ist sein Nutzen. Von einer richtigen Auffassung der Natur und einem klaren Verständniß ihrer Wirkungsweise hängt es späterhin ab, ob wir in verzweifelten Fällen nach dem Wasser von Lourdes greifen

oder einen tüchtigen Arzt als Helfer in der Noth herbeiholen. Eine richtige Naturauffassung verhilft uns auch zu einem klaren Begriffe von dem, was wir „Fortschritt in der Entwickelung“ nennen und damit zu einem sicheren Kriterium politischer und wirthschaftlicher Neuerungen. Wir können mit großer Wahrscheinlichkeit die Behauptung aufstellen, daß unsere Reichstagswahlen mehr im Sinne der Freiheit und des Fortschrittes ausfallen würden, wenn die Wähler einen klareren Begriff von wahrer Entwickelung und ein besseres Verständniß für die Naturgesetze hätten, welche das sociale und wirthschaftliche Leben eines Staates beherrschen. Da bleibt der Schule und dem Verein zur Verbreitung von Volksbildung noch viel zu thun übrig.

Professor Häckel geht in seinem Vertrauen in die reformatorische Kraft der Entwickelungslehre so weit, daß er von ihr die Aufstellung einer ganz neuen Sittenlehre erwartet. An die Stelle des kirchlichen und daher dogmatischen Sittengesetzes soll nach seiner Ansicht ein natürliches Sittengesetz treten, dessen Normen wir in den socialen Instincten der Thiere sich offenbaren sehen. Häckel hat dabei das tiefe Pflichtgefühl im Sinne, welches die Bürger eines Ameisenstaates documentiren, wenn ihrem Gemeinwesen eine Gefahr droht. Er denkt ferner an das rührende Beispiel von zärtlicher Gattenliebe, welches uns die Inséparables darbieten und an verschiedene andere Regungen des Gemüthslebens, welche wir an den Thieren wahrnehmen. Mit klaren Worten ausgedrückt, verlangt Häckel, daß wir uns ein gutes Beispiel an gewissen Thieren nehmen sollen, wenn wir moralisch besser zu werden wünschen.

Hierin liegt durchaus nichts Erniedrigendes für den Menschen, denn in diesem Sinne bei den Thieren in die Schule gehen, heißt weiter nichts, als die Naturgesetze studiren, welche das sociale Leben regeln und beherrschen. Und ganz sicher wird dieses Studium sehr lehrreich und nützlich für uns sein, wenn wir die daraus gewonnenen Erfahrungen auch nicht direct für unsere menschlichen Verhältnisse verwerthen können. Nach unserer Ansicht trägt schon die Bekanntschaft mit dem Walten der allgemeinen Naturgesetze dazu bei, den Geist zu läutern und ihn geneigt zu machen, auf die leisen Winke, welche ihm die Natur auf Schritt und Tritt giebt, zu achten. Wer in diesem Sinne „naturgemäß“ lebt, wird ganz von selbst moralisch besser werden; er wird vor einem Betruge gerade so instinctiv zurückschrecken, wie vor dem Sprunge aus einem Dachfenster, weil er weiß, daß sich Beides sehr bitter an uns selbst rächt. Bisher glaubte man freilich, daß die Aufgabe der moralischen Erziehung nur im Zusammenhange mit gewissen kirchlichen Glaubenssätzen zu lösen sei, aber von diesem Irrthum kommt man immer mehr zurück, wenn man sieht, daß die Fundamente der Moral von der fortschreitenden Naturforschung nicht erschüttert, sondern vielmehr noch tiefer und fester begründet werden. Letzteres geschieht augenscheinlich, wenn wir den Nachweis geliefert sehen, daß die Natur den Bestand von Thierstädten und Thierstaaten von der Bethätigung derselben moralischen Gesetze abhängig macht, welche auch für die menschlichen Gemeinschaften Gültigkeit haben. Auf diesen Punct recht deutlich hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst Ernst Häckels.

Der Wolf im Schafspelz.

Novelle von **Gottfried Böhm.**

Die Kerzen brannten nieder; es war spät geworden im Salon der Frau von Kanitza. Der größere Theil der Gesellschaft hatte sich bereits zurückgezogen und nur mehr die Dame des Hauses, Baron Marwitz und ich umstanden noch zögernd den Kamin. Der Abend war im Ganzen sehr wenig animirt gewesen; Viele hatten sich nicht gescheut, ihrer Gelangweiltheit einen unzweideutigen Ausdruck zu geben; ja es waren sogar einige directe Verstöße gegen den guten Ton vorgekommen, die beinahe einen kleinen Eclat herbeigeführt hätten. Wir sangen nun das alte Klagelied von dem Untergang der verbindlichen Umgangsformen, der Seltenheit der Höflichkeit des Herzens und dem Schwinden der feineren Geselligkeit überhaupt.

„Der Grund von diesem beklagenswerthen Stand der Dinge", nahm Frau von Kanitza das Wort, „liegt darin: es giebt keine alten Damen mehr. Man versteht nicht mehr alt zu werden heutzutage."

Dann gingen wir näher auf den ausgesprochenen Gedanken ein und zählten endlich die Namen Derjenigen auf, die in dieser Richtung noch einigermaßen in Betracht kämen. Ich nannte unter Anderen die Gräfin Düpontell, eine der ehemaligen Palastdamen der höchstseligen Königin, die mir durch die Distinction ihres Auftretens, die graziöse Eleganz ihres Benehmens, ihre Kunst, einen Salon zu beleben und gleichsam zu elektrisiren, den tiefsten und unauslöschlichsten Eindruck gemacht hatte, obgleich ich sie nur noch kurze Zeit lang in der Gesellschaft gesehen hatte und ihr eigentlich nie in irgend einer Weise näher getreten war.

Baron Marwitz fixirte mich, als ich diesen Namen aussprach. „Gräfin Düpontell gehörte nicht zu den älteren Damen", sagte er fest und fast verweisend.

„Wenn ich mich recht erinnere, muß sie ziemlich tief in den Dreißigern gestanden sein", entgegnete ich, indem ich den Blick seiner wenig sagenden blauen Augen aushielt, bis er ihn wieder zu Boden senkte.

Baron Marwitz war mir, offen gestanden, von jeher und zu allen Zeiten unsympathisch gewesen. Seine steife, hölzerne Art sagte meinem lebhafteren Naturell nicht zu, und ich habe trotz seines großen, schönen, blonden Vollbarts, seiner regelmäßigen Züge, seiner breiten Schultern und des Geschäftsträgerpostens, den er begleitete, niemals begreifen können, wie es kam, daß so viele Damen der Gesellschaft für ihn als ein Ideal männlicher Schönheit schwärmten. In diesem Augenblicke aber war er mir vollends lästig.

Seit drei peinlichen Stunden hatte ich mich nach dem Zeitpunct gesehnt, Frau von Kanitza allein zu sprechen. Ich liebte damals dieses Weib halb mit dem schwärmerischen Flug einer romantischen Lebensepoche, halb mit der jugendlichen Begierde, ein Abenteuer zu bestehen, das sich von den gewöhnlichen in etwas unterschied.

Anna von Kanitza war wegen ihrer großen Schönheit berühmt, aber ihr Ruf war trotzdem bisher von makelloser Reinheit geblieben und Viele behaupteten sogar, daß sie ein kühles, leidenschaftsloses Temperament besitze, das schwer aus seinem Gleichgewicht zu bringen sei. Um so mehr überraschte es mich, als sie alsbald mir gegenüber einen Ton anschlug, den selbst die warmen Empfehlungen einer ihr befreundeten Tante von mir, die ich an sie abzugeben gehabt hatte, nicht allein und vollständig zu erklären schienen. Ich fing sogleich Feuer und sah mich schon im Geiste als den Helden eines reizenden, kleinen Romans, der die ganze übrige junge Herrenwelt vor Neid erblassen machen würde.

Uebrigens kann ich nicht gerade sagen, daß Frau von Kanitza mich in dieser Richtung in der Folge sehr ermuthigt hätte; aber sie nahm doch meine naiven Huldigungen in der spielenden Weise und mit dem sphynxenhaften Lächeln hin, das ihren Reiz in meinen Augen nicht wenig erhöhte. Ihrem wahren Wesen hatte ich bisher nicht auf den Grund kommen können und die Ungewißheit, in welcher ich darüber war, erhielt mich in einer beständigen unruhvollen Spannung.

Ich darf nicht verschweigen, daß es auch einen Herrn von Kanitza gab. Er befand sich seit Monaten in diplomatischer Sendung an, ich weiß nicht mehr welchem europäischen Hofe und ich hatte ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Die ihn kannten, schilderten ihn als einen Othello, der mit Pistolenforderungen ordentlich um sich warf, und, was noch schlimmer klang, eine absolute Herrschaft über seine Frau besaß. Man warnte uns da und dort in der Gesellschaft scherzweise vor seiner Rückkehr und in der That wurde Frau von Kanitza immer ängstlicher und zurückhaltender, je näher der Tag derselben herankam. Dies brachte mich fast zur Verzweiflung. Mich jetzt zurückzuziehen erschien mir schon darum unmöglich, weil ich nicht den Schein auf mich laden wollte, ich habe es aus Furcht vor Herrn von Kanitza gethan, und so beschloß ich denn im Gegentheil, mit einem Schlage mit meinem bisherigen System zarter Aufmerksamkeiten und schwerverständlichen Andeutungen zu brechen und machte eines Abends in dem mystischen Halbdunkel eines Logenhintergrundes eine Erklärang in optima forma.

Frau von Kanitza ließ mich ruhig ausreden und ebenso ruhig frug sie mich dann, wie ich zu dieser Impertinenz komme und was mich berechtige, einer anständigen Frau eine solche Beleidigung zuzufügen?

Starr vor Staunen entschuldigte ich mich mit meiner heißen Leidenschaft und versäumte auch nicht als mildernden Umstand bei meinem Verbrechen das Interesse anzuführen, das sie mir geschenkt und das mich so ungemein glücklich gemacht habe.

Sie wandte sich darauf hin nach mir um und maß mich mit ihren Blicken. „Ja", sagte sie, „allerdings, ich habe Interesse gehabt für Ihre unverdorbene Tugend, und weil ich Sie für sans conséquence hielt. Ich habe mich bitter in Ihnen getäuscht und Sie haben men Vertrauen betrogen!"

Ich weiß nicht, was mich an dieser Rede mehr ärgerte, der Ausdruck „sans conséquence", oder die „unverdorbene Tugend", kurz ich kam nun meinerseits in Harnisch und fing an, ihr eine Philippika zu halten, worin ich ihr Herz mit einer schönen Marmorvase ohne Inhalt und ihre Seele mit einem gähnenden Grabe verglich. Ich mußte es irgendwo gelesen haben, denn so schöne Metaphern wuchsen damals noch nicht in meinem Garten. Dann ging ich auf die Kritik ihrer einzelnen Handlungen ein; bewies ihr lo-

gisch aus ihren Reden, daß sie es sich selbst zuschreiben müsse, wenn sie allzu kühne Hoffnungen erweckt habe und nannte endlich ihr ganzes Benehmen gegen mich eine kalte „Sphinxenhaftigkeit", der es nur darum zu thun sei, unglückliche Räthsellöser in den Abgrund zu stürzen.

Eine ungeheuere Ungnade war die Folge dieser allzuaufrichtigen Expectoration. Frau von Kanitza würdigte mich von Stund an keines Blickes mehr und war nicht mehr für mich zu Hause. Eine Zeit lang trug ich die Verbannung aus ihrer Nähe mit vieler tragischer Würde. Dann nahm ich zu dem in solchen Fällen wahrlich nicht mehr ungewöhnlichen schriftlichen Weg meine Zuflucht. Ich schrieb einen sechs Seiten langen Brief, in welchem ich meine Schuld bekannte, ihre Verzeihung anflehte und schließlich in einer ungemein rührenden Wendung, auf die ich nicht wenig stolz war, die übliche Bitte an sie adressirte, sie möge mir ihre Freundschaft schenken, da sie mir die Erwiederung intensiverer Gefühle versagen zu müssen glaube.

Glücklicher Weise war Frau von Kanitza doch nicht so ganz von Stein, wie ich sie geschildert hatte. Ich erhielt als Antwort eine Einladung zu ihren jours fixes und hatte mich an eben jenem Abend mit um so lebhafterer Ungeduld eingefunden, als ich mir mit der Hoffnung schmeichelte, der Zusicherung der erbetenen Freundschaft würde schon mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Rückkehr des Herrn von Kanitza unterdessen wieder in weitere Ferne gerückt war, ein gewisser wärmerer und feierlicher Ton nicht ganz fehlen.

Frau von Kanitza empfing mich, wie wenn nichts Außergewöhnliches zwischen uns vorgefallen wäre. Den ganzen Abend über spähte ich nach einem Blick, nach einem Händedruck, nach einem leiseren Worte, das als Antwort auf meine schriftliche Anfrage hätte gedeutet werden können; aber so aufmerksam ich mich auch zeigte, es war mir nicht möglich, etwas dergleichen zu beobachten.

In unserer Unterhaltung am Kamin war unterdessen eine feindselige Pause eingetreten. Die Dame des Hauses blickte vorwurfsvoll auf mich und wie einem Befehl ihrer sanften, schwarzen Augen gehorchend, suchte ich meinen Fehler wieder gut zu machen, indem ich anfing, die Vorzüge der Gräfin Düpontell in allen Tonarten zu preisen, ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und besonders auch die aufopferungsfähige mütterliche Freundschaft, welche sie, wie man sagte, den Neulingen in der schweren Kunst des Lebens bei ihren ersten Schritten in die große Welt zu erweisen pflegte.

Es nützte mir wenig! Baron Marwitz sagte kein Wort dazu; ja die Wolke auf seiner Stirn wurde immer dunkler und dunkler und bei der nächsten Pause des Gesprächs griff er nach seinem Hut, küßte der Dame des Hauses die Hand, grüßte mich mit einer steifen Verbeugung und verschwand hinter den Portièren des Salons.

Auch ich machte nun in der sicheren Hoffnung, zurückgehalten zu werden, Anstalt zu gehen.

„Sind Sie schläfrig?" frug mich Frau von Kanitza.

„Nein!" sagte ich. „Mir ist aller Schlaf vergangen, seitdem ich erfahren habe, wie bitter es ist, aus einem schönen Traume aufgeweckt zu werden!"

Frau von Kanitza schien meine letzte, allerdings etwas riskirte Anspielung vollständig zu überhören. „So bleiben Sie noch einen Augenblick", sagte sie. „Ich bin nicht gewohnt, so frühe zu Bette zu gehen!"

Also nur darum! Empört über diese Geringschätzung that ich einen

Schritt vorwärts, als wolle ich trotz ihrer Einladung zu bleiben, meinen fingirten Entschluß ausführen.

„Mein Gott, sind Sie ungemüthlich heute!“ rief sie mir zu. „Setzen Sie sich doch . . . Wollen Sie nicht im Kamin nachlegen, oder soll ich Jean klingeln?“

„Sie ist unausstehlich!“ dachte ich mir und wühlte dann mit dem Schürhaken in der verglimmenden Gluth des Kaminfeuers, dessen röthlicher Schein Frau von Kanitza ins Gesicht fiel. Ich kniete dabei vor ihr und hatte ihren schönen Fuß in meiner unmittelbaren Nähe.

„Wollen Sie nicht vielleicht wieder aufstehen?“ unterbrach sie mich nun in der alternativen Betrachtung ihres Fußes und den Wirkungen der Lichtreflexe auf ihrem Gesicht, von der ich nicht mehr weiß, wie lange sie gedauert hat.

„Méchante femme!“ rief ich aufspringend. Dann setzte ich mich ihr resignirt gegenüber, halb wie ein Priester, der Beichte abnimmt, halb wie ein verurtheilter Delinquent, der executirt wird.

„Sie haben eine wunde Stelle bei Baron Marwitz berührt“, begann sie.

„Hat auch Baron Marwitz verwundbare Stellen?“ höhnte ich.

„Vielleicht!“ sagte Frau von Kanitza leise und sah unübertrefflich schön aus, während sie den Kopf leicht zur Seite senkte und in das neu aufflackernde Kaminfeuer blickte.

„Er hat ja kein Herz.“

Frau von Kanitza spielte sinnend mit ihrem chinesischen Kaminfächer. „O, mein Freund“, sagte sie fast mit einem Seufzer, „wer hat kein Herz?“

„So hat er die Gräfin Düpontell geliebt?“ frug ich etwas zerstreut.

„Er sie nicht; aber sie ihn.“

„Das ist schlimm!“

„Ja, sehr schlimm! . . . Ich kenne diese Geschichte besser, als irgend Jemand in der Stadt, ja ich kann sagen, daß ich die einzige bin, die sie kennt, denn ich stand sehr intim mit Laura Düpontell. Wollen Sie, daß ich sie Ihnen erzähle?“

„Ist sie lang?“ frug ich.

Frau von Kanitza lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück und heftete die süßen, verführerischen Augen stolz und streng auf mich. „Wenn ich mir die Mühe gebe, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, so geschieht es höchst wahrscheinlich nicht um Ihnen eine Viertelstunde Ihrer kostbaren Schlafzeit zu rauben, sondern, weil sie eine Warnung enthält, einen Beweis, eine Moral, deren Sie sehr bedürftig zu sein scheinen, mein junger Freund!“

Ich schwieg, aber ich fürchte fast, daß ich bei den übertrieben betonten Worten: „mein junger Freund“ etwas erröthet bin.

„Baron Marwitz“, begann Frau von Kanitza langsam, wie um ihre Gedanken zu sammeln, „kam unter sehr mißlichen Verhältnissen zu uns. Die Gesandtschaft, der er als junger Mann attachirt war, repräsentirte den Staat, der vor Kurzem Krieg mit uns geführt und der, was noch schlimmer war, uns total geschlagen hatte. Der Haß war natürlich noch groß zwischen den beiden entflammten Völkern und es gab auch in der Gesellschaft Männer genug, die es sich geschworen hatten, Keinen von der feindlichen Nationalität bei sich zu empfangen, oder auch nur ein einziges Wort mit ihm zu wechseln. Es ist gewiß sehr thöricht, Nationalitätsconflicte persönlich zu nehmen; aber

der politische Fanatismus frägt bekanntlich nicht viel darnach, ob etwas vernünftig sei, oder nicht.

Die Sticheleien und Zurücksetzungen, denen sich Baron von Marwitz ausgesetzt sah, wo er hinkam, waren unaufhörlich und bildeten damals eines der beliebtesten Tagesgespräche der Gesellschaft. Jeder, der ihm einen Streich spielen konnte, that es und rühmte sich dessen öffentlich. Marwitz vermochte nicht dagegen aufzukommen. Benahm er sich nachgiebig und verbindlich, so schalt man ihn feig und characterlos, erwies er sich schroff und schlagfertig, so warf man ihm jenen unausstehlichen Hochmuth und die anmaßende Prahlsucht vor, welche man gerade als eines der charakteristischen Merkmale der Nationalität bezeichnete, der er angehörte. Dazu kamen noch andere Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Er besaß wenig Vermögen und jedenfalls nicht genug, es unseren Grands Seigneurs gleichzuthun. Sein gesellschaftliches Talent war noch sehr wenig entwickelt; man fand ihn allgemein sehr langweilig und floh ihn wie eine Lebensgefahr. In der Gesellschaft haben Wenige den Muth und den Luxus einer eigenen Meinung. Der Eine redet dem Anderen nach und nirgends ist das suffrage universel ausschlaggebender und zugleich ungerechter, als gerade in den Kreisen, die es auf dem Gebiete der Politik nicht selten als ein verwerfliches Princip bekämpfen. Hat sich aber einmal eine öffentliche Meinung über Einen gebildet, so verfolgt sie ihn wie sein Schatten und er kann ihr nicht mehr entrinnen, wenn sie auch zehnmal falsch wäre! Baron Marwitz gehörte nachgerade zu den Vogelfreien. Keiner der Prinzen sprach ihn jemals beim Cercle an, keine Prinzessin ließ ihn zum Tanz auffordern und viele junge Damen waren von der ostensivsten Ungezogenheit gegen ihn. Die alten Herrn ignorirten ihn und die jungen nahmen eine feindselige ablehnende Haltung gegen ihn ein. Er hatte mit einem Worte keine Position in der Gesellschaft.

Keine Position zu haben in der Gesellschaft ist sehr mißlich für einen Diplomaten von einigem Ehrgeiz, ja es kann unter Umständen gewisse materielle Nachtheile haben, die eine ganze Zukunft verdunkeln und eine ganze Carrière in Frage stellen. Sein Amtschef war kränklich und an sich höchst unbedeutend und man hatte Marwitz der Gesandtschaft hier attachirt, um ihm eine Gelegenheit zu schaffen, sich auszuzeichnen. Allein die Ansichten, die er über unser Land und unsere Verhältnisse gewann, konnten keine anderen, als schiefe sein, und es war ihm sogar einige Mal passirt, daß in seinem Berichte an sein Ministerium etwas von den absichtlichen Lügen und Mystificationen übergegangen war, zu deren Opfer er sich vielfach ausersehen sah. Nicht immer vermochte er die maßlose Wuth, in welche ihn diese fortgesetzten Nadelstiche versetzten, hinter der Maske äußerer Ruhe zu verbergen, aber er war dann in der Regel sehr wenig glücklich in seinen Ausfällen, ja er hatte sogar ganz entschiedenes Pech bei Allem, was er that und anfing und stolperte förmlich von einer Tactlosigkeit in die andere.

Charakteristisch dafür, was ihm damals Alles passiren konnte, ist folgender Fall, der zugleich den Wendepunct seines gesellschaftlichen Lebens bezeichnet. Gräfin Düpontell spielte zu jener Zeit entschieden die erste Rolle in der Gesellschaft. Ihr Reichthum, ihr großer Verstand, ihr Einfluß bei Hofe, dies Alles machte sie ungemein gesucht. Man war glücklich, wenn sie einen bemerkte und ihr Salon war der einzige, den selbst der regierende König regelmäßig besuchte. Für solche Abende pflegten dann specielle Einladungen zu ergehen und Laura wußte mit feinem Takt die passendsten Elemente zu

einem harmonischen Ganzen zusammenzustellen. Dazu „befohlen zu werden" — wie die Außenstehenden spotteten — war der Ehrgeiz der höchstgestellten Personen. Ich war damals eine sehr junge Frau und hatte dieses Glück nur in meiner Eigenschaft als Freundin und Stütze der Hausfrau. Von der Gesandtschaft, der Marwitz angehörte, sah man niemals Jemand bei diesen Gesellschaften, schon darum nicht, weil der König schlecht darauf zu sprechen war.

Da, eines Abends erschien plötzlich mitten im intimsten und exclusivsten Cirkel der Gräfin — Baron Marwitz. Er hatte sich im Tage geirrt und die Einladungen in seinem Kopf verwechselt. Ich werde nie diesen Abend vergessen. Der König hatte sich zum Glück schon zurückgezogen, aber das Aufsehen, das sein Erscheinen hervorbrachte, war nichts destoweniger peinlich genug. Die ganze Unterhaltung stockte momentan; Alle blickten auf ihn, wie auf einen Eindringling. Einige hielten sich laut darüber auf; Andere fanden die Sache so komisch, daß sie leise lachten. Man war unaussprechlich taktlos gegen ihn, ich muß es sagen. Seine Situation war entsetzlich. Er konnte ebenso wenig bleiben, als sich sofort wieder zurückziehen, ohne sich lächerlich zu machen und ich weiß nicht, wie die Sache geendet haben würde, wenn die Gräfin nicht mit ihrem feinen weiblichen Takte, wie mittelst Inspiration, das Richtige getroffen hätte. Sie setzte alle Bedenken hinten an und erinnerte sich nur ihrer Pflichten als Hausfrau. Nach kurzem Zögern und nachdem sie die erste Ueberraschung überwunden hatte, kam sie ihm entgegen; ja sie bemühte sich um ihn, zeichnete ihn aus und fand Nüancen des Benehmens, wie sie nicht aus der Routine der Welt, wie sie nur aus reiner Herzensgüte entspringen können! Als er sich dann zurückzog, gab sie ihm die Hand und sagte, wie um ihn für das ihm in ihrem Hause Widerfahrene zu entschädigen, mit einer Art von Ostentation, sie hoffe ihn in Zukunft öfter bei sich zu sehen.

Baron Marwitz ließ sich dies gesagt sein. Seit jenem Abend kam er öfter zu der Gräfin und zuletzt täglich. Eine grenzenlose Dankbarkeit zog ihn zu ihr hin und bald noch andere mächtigere Motive. Anfangs langweilte er die gute Laura ziemlich, aber nur anfangs; von dem Augenblicke an, da sie seine Hülflosigkeit und Unselbstständigkeit in allen Dingen entdeckt hatte, begann sie sich für ihn zu interessiren. Von jeher liebte sie Naturen dieser Art, denn es war ihr stets ein Bedürfniß, Jemand um sich zu haben, der ganz von ihr abhing und für den sie sorgen konnte. Bald fand sie Eigenschaften an ihm, die bisher Jeder vergebens in seinem Wesen gesucht zu haben glaubte und es wurde ordentlich zum Dogma und zur Parteisache für sie, ihn gegen die vielen Anfechtungen, die er erlitt, in Schutz zu nehmen und die allgemeine Ablehnung, der er ausgesetzt war, von seinem Haupte abzulenken. Ganz wunderbar war es, wie sie ihn auf diese Weise nach und nach der Gesellschaft aufoctroyrte und ihm eine Position erkämpfen half, die er ohne sie bei uns vielleicht niemals erlangt hätte. Man traf ihn stets bei ihr und sie ging nirgends hin, wo er nicht mitgeladen war. Sie setzte es sogar durch, daß der König sein Vorurtheil gegen ihn überwand und sich auf einem Hofball zum Staunen Aller ziemlich lange mit ihm unterhielt.

Schnell hatte sie ihn mit den heimischen Verhältnissen, die sie so gut kannte, wie Niemand, vertraut gemacht und ihm gezeigt, wie er sich da und dort zu benehmen habe. Als er hierher kam, sprach er für einen Diplomaten auffallend schlecht fremde Sprachen; sie hörte nicht auf, ihn zu üben, bis

er sich auch darin verbessert hatte. Aus dem reichen Born der Erfahrungen ihres langen Hoflebens schöpfend, unterrichtete sie ihn in allen Einzelnheiten des höfischen Ceremoniels und ich glaube wahrhaftig, daß sie ihm selbst seine diplomatischen Noten schreiben half, denn sie besaß mehr politischen Sinn und Einblick in unsere öffentlichen Verhältnisse, als viele Männer.

Man sah sie zuletzt überall zusammen. Im Theater, auf dem Corso, in der Gesellschaft, ja Frau von Düpontell isolirte sich sogar bis zu einem gewissen Grade, um sich ihm mehr widmen zu können. Es verging kein Tag, an dem er nicht den Thee bei ihr nahm. Er frug sie in Allem um Rath und unternahm auch nicht das Geringste ohne sie. Sie regelte sein ganzes Leben, ja sie that und sann nichts Anderes mehr, als über ihm walten, wie der liebe Gott. Es ist schwer zu sagen, was sie ihm so im Lauf der Jahre — denn Jahre lang dauerten ihre Beziehungen — geworden ist; halb seine Freundin, halb seine Mutter. Sie nannte ihn ihr enfant chéri und er sich mit mehr Recht ihre „Creatur." Was er ihr sein könne, begriff eigentlich Niemand, denn man glaubte nicht an die Möglichkeit intimerer Beziehungen zwischen Beiden. Dafür hielt man die Gräfin doch zu alt. Mir war die Sache von Anfang an verdächtig, aber ich konnte ihre Peripetieen nicht beobachten, da ich damals vielfach abwesend war, indem ich Herrn von Kanitza noch auf seinen Dienstreisen begleitete. Die Uebrigen scherzten höchstens über die Marwitzige Nymphe Egeria und nannten ihre Freundschaft für den Baron oberflächlich eine Marotte, eine Caprice, ein Bedürfniß der Opposition, bis man sich allgemein daran gewöhnt hatte und gar nicht mehr davon sprach.

Schließlich soll sie auch noch seine Schulden bezahlt haben, ziemlich hohe Posten, wie junge Diplomaten sie pro patria zu machen pflegen. Wenigstens wurde dies allgemein behauptet. Ich kann es nicht verbürgen, denn die Gräfin selbst hat niemals davon gesprochen. Als der Geschäftsträger starb, erwirkte sie ihm den Posten. Es war wahrlich nicht leicht, denn Baron Marwitz war noch nicht an der Reihe für so hohe Stellungen. Aber sie wußte durch die mannigfachen Beziehungen, die sie auch im Ausland unterhielt, die Sache so zu wenden, daß sein Ministerium den Eindruck davon bekam, als könne unser Hof, der ihn so gern losbekommen hätte, ohne Herrn von Marwitz nicht mehr leben und man ließ ihn uns endlich gegen eine kleine Gefälligkeit billig ab.

Frau von Düpontell wußte nicht, was sie gethan hatte! Arglos hatte sie eine finstere Wolke über ihr Haupt heraufbeschworen, die in der Folge ihr ganzes Leben in Dunkel hüllen sollte! Bei Marwitz ging von jeher Alles seinen regelmäßigen Gang und er hat sich niemals in etwas von dem Wege entfernen wollen, den das Groß der Sterblichen wandelt. Er war das Ideal der Normalität, und mit der neuen Stellung, die ihm Gräfin Düpontell verschafft hatte, kam ihm natürlich die Idee zu heirathen, sicher nicht aus Liebesbedürfniß, sondern weil er glaubte, eine Frau gehöre zu dem Repräsentationsapparat eines Gesandtschaftshotels, wie die Kandelaber und der Portier. Und denken Sie, er frug Laura um Rath, wen er wählen solle! Nie war ihm die leiseste Ahnung darüber aufgestiegen, daß die Gefühle der Gräfin für ihn einen wärmeren Grad besitzen könnten, als man gewöhnlich mit dem Begriff der Freundschaft zu verbinden pflegt. Sie hatten über Alles ihre Gedanken und Meinungen ausgetauscht, oder vielmehr Laura hatte ihm die ihren geschenkt und eingepfropft, nur über einem Thema hatte sie den Schleier des Ungewissen gelassen: über der Liebe und der Stellung, die sie selbst dazu ein-

nahm. Ja, sie täuschte ihn sogar absichtlich in diesem Punct und die Sprache, die sie zuweilen führte, hätte wohl selbst einen erfahreneren und tieferblickenden Beobachter irre leiten können. Mit Vorliebe betonte sie, daß sie sich zu den alten Frauen rechne und mit einer gewissen kameradschaftlichen Nachsicht ließ sie sich über seine vorübergehenden Liaisons Bericht erstatten und urtheilte darüber mit einer Geistesfreiheit, die nicht errathen ließ, in welchen Banden ihr Herz gefangen lag. Sehr viel wird es übrigens kaum gewesen sein, denn Baron Marwitz war stets eine kalte Natur. Das Wenige aber gab er preis, arglos, wie ein Kind, ohne jemals etwas von der leisen nervösen Bewegung zu gewahren, die bei dergleichen Erzählungen durch das Wesen der Gräfin schauerte.

Die Männer sind manchmal blind in ihrem Egoismus, und während sie wähnen, daß man sie vergöttere, wo man ihnen himmelhohe Hörner aufsetzt vor aller Welt, übersehen sie ein Herz zu ihren Füßen, das im Todeskampfe verzuckt! Aber freilich, es begreift sich leicht! Sie alle sind Naturforscher, deren Wahrnehmungen sich nur bis an die Schneegrenze eines gewissen Alters erstrecken. Sie suchen nur die Monatsrosen und Gänseblümchen auf der Flur, für das Edelweiß in den höheren, kälteren Regionen haben sie selten Sinn. Wir Frauen sind darin ganz anders!

So lange sich die Geständnisse des Barons um die flüchtigen Beziehungen des Lebemanns und die oberflächlichen Eindrücke drehten, die irgend ein hübsches Gesicht auf ihn hervorgebracht hatten, ging es noch an. Gräfin Düpontell hatte genug Selbstbewußtsein ihres eigenen Werthes, um auf dergleichen Alltäglichkeiten nicht eifersüchtig zu werden. Bedenklicher aber wurde die Sache, als die Heirathspläne Marwitzens präciser formulirt hervortraten. Er ließ in ihrer Gesellschaft die ganze heirathsfähige junge Damenwelt Revue passiren und unterbreitete ihrem bewährten Urtheil das Für und Wider der Partieen, die sich ihm darboten. Es muß eine Qual sondersgleichen für sie gewesen sein; aber sie ging scheinbar willfährig darauf ein, um immer im letzten Augenblick noch irgend ein Hinderniß, ein Bedenken zu finden, das sie ihm bei dem Einfluß, ja der absoluten Herrschaft, die sie über ihn besaß, als ausschlaggebend darzustellen wußte. Baron Marwitz wäre vielleicht auf diese Weise bis auf den heutigen Tag ledig geblieben, wenn ihn nicht ein Zufall auf kurze Zeit der Sphäre der Gräfin entrückt hätte. Er wurde zu einer Familienzusammenkunft mit seinen Verwandten nach Baden-Baden berufen und brachte die Präliminarien seiner Verlobung als fait accompli mit. Er hatte Alles, was er seit langer Zeit gesucht, gefunden, Geld, Adel und Familienbeziehungen unter den Gesammtbegriff irgend einer nächstbesten jungen Dame gebracht. Freudestrahlend erstattete er nach seiner Rückkehr der Gräfin Bericht über seine Eroberung, indem er sie als seine letzte und höchste Instanz pflichtschuldigst um die Ratification des schon halbeingegangenen Staatsvertrages bat.

Laura Düpontell verlor damals vielleicht zum ersten Mal im Laufe ihres langen Gesellschafts- und Hoflebens die Haltung. Die Weltdame ging unter und das Weib kam zum Vorschein; nicht das ideale Weib der ersten Liebe, das gekränkte an seiner letzten und zähesten! Sie wurde bitter, ungerecht, gehässig und ließ sich gänzlich aus den Händen gleiten, was bisher ihre Stärke ausgemacht hatte: die Wahrheit und Gerechtigkeit des Urtheils.

Vergebens suchte Marwitz sie zu besänftigen, indem er ihr die Vorzüge seiner Auserwählten mit den lebhaftesten Farben schilderte, sie um ihre

Freundschaft für seine zukünftige „kleine Frau", wie er sie bereits nannte, bat und ihr endlich ein reizendes Bild einer Ehe zu dreien entwarf, wie er sie sich dachte. Als sie ihn so tief in den neuen Netzen verstrickt sah, verlor die arme Gräfin den Kopf vollständig und etwas vorschnell beschloß sie, ihre letzte Karte auszuspielen. Noch immer verbarg sie dabei das wahre Motiv ihrer unerklärlichen Abneigung gegen einen im Grunde so natürlichen und selbstverständlichen Schritt des Barons hinter unwahrscheinlichen Vorwänden, noch immer drängte sich kein Wort verhaltener Zärtlichkeit auf ihre Lippen und das Geständniß einer Leidenschaft, die darum wahrlich nicht kleiner war, weil die Welt sie vielleicht für unberechtigt und lächerlich hätte erklären müssen. Sie erfand irgend eine Fabel gut und schlecht genug für die Leichtgläubigkeit Marwitzens, von einem alten Haß à la Montecchi und Capuletti, der ihre Familie von der Sippe der Auserwählten des Barons auf ewig trenne und knüpfte daran die feierliche Versicherung: an dem Tage, an welchem Baron Marwitz das Mädchen seiner Wahl heimführen werde, sei sie fest entschlossen, diese Residenz auf Nimmerwiedersehen zu verlassen.

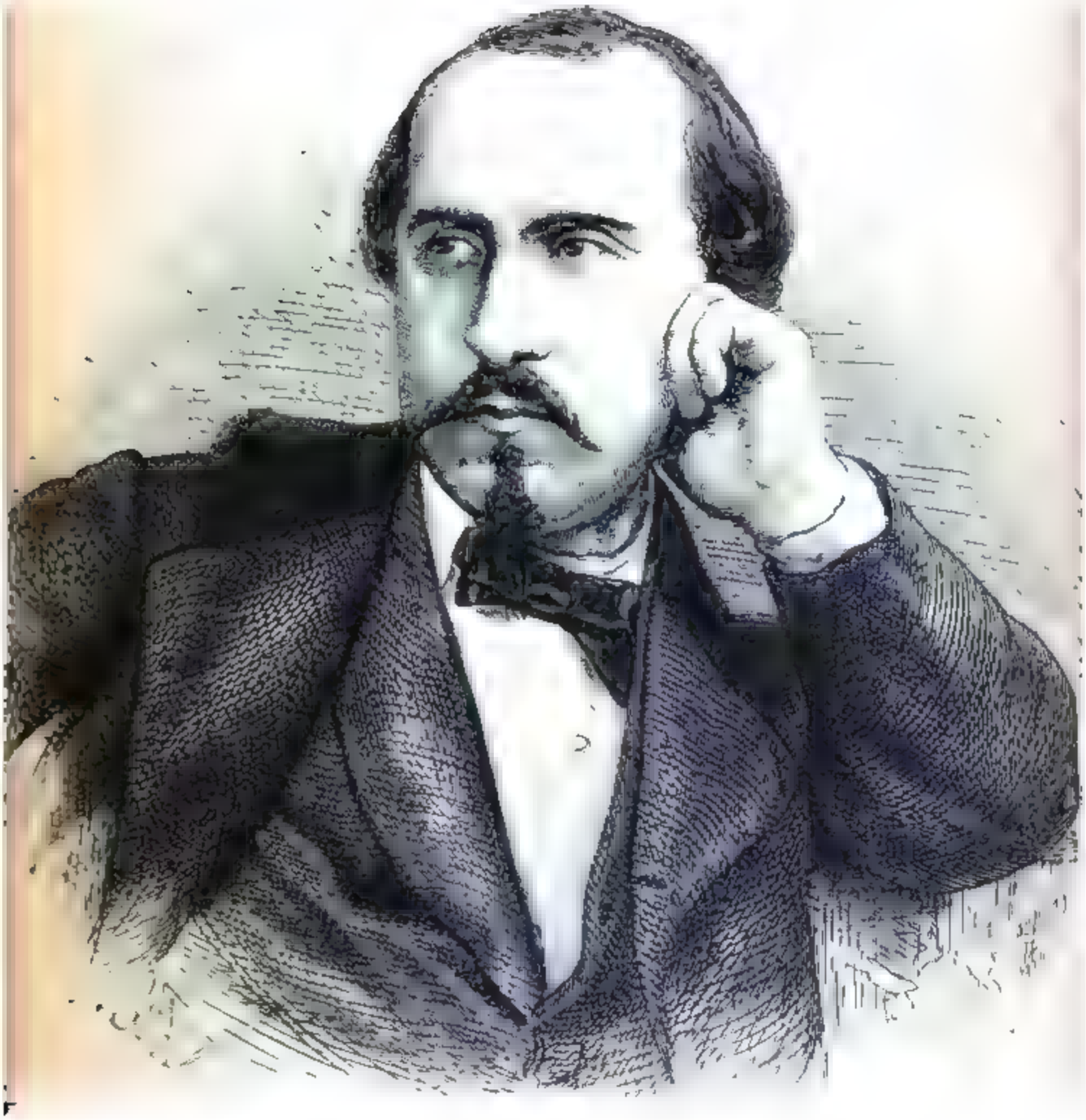
Sie versprach sich sehr viel von dieser Drohung, denn sie wußte wohl, wie nöthig sie ihm noch war in allen Dingen des Lebens, von den kleinsten bis zu den größten, und wie er noch immer ohne ihren Rath und ohne ihre Protection sozusagen in der Luft schwebte. Aber entweder Baron Marwitz glaubte nicht, daß sie ihre Drohung jemals wahr machen werde, oder er fühlte sich sicher genug fortan ohne Mentor auftreten zu können. Kurz, die tragische Prophezeiung der Gräfin verfehlte ihre Wirkung auf den Baron. Er sprach die Hoffnung aus, daß sie sich überall nach ihrem bisherigen Wirkungskreis zurücksehnen werde und bat sie, nachdem sie schon so viel, so unendlich viel für ihn gethan habe, ihm nun auch noch das kleine Opfer zu bringen, ein unbegründetes Vorurtheil aufzugeben.

Sie hatte sich zwecklos eine Blöße gegeben und zum ersten Mal, seit sie sich kannten, war er ihr überlegen gewesen.

Kurz darauf sah ich sie. Sie empfand das Bedürfniß nach Hülfe von außen und hatte mich zu sich rufen lassen. Ich traf sie in einer unbeschreiblichen Verfassung. Sie kniete auf dem Boden und verbarg ihr Gesicht in den Kissen der Ottomane. Als sie mein Kommen gewahr wurde, begann sie lauter aufzuschluchzen. Ich habe nie so weinen sehen, wie damals. Es war herzzerreißend! Ich glaubte anfangs fast, sie sei von Sinnen und es wurde mir ganz bang in ihrer Gesellschaft.

„Bin ich denn so häßlich?" frug sie mich plötzlich, indem sie vom Boden aufsprang. Ich schwieg verwundert. „Sehr häßlich? Abschreckend häßlich?" frug sie weiter, und als ich nicht antwortete, griff sie nach ihrem Handspiegel und stierte hinein."

„Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, sie sei schön gewesen in diesem Augenblick. Die Thränen hatten Puder und Schminke von ihren Wangen gewischt, alle die kleinen Nothbehelfe waren in Verwirrung gerathen, mit welchen die Kunst der schwindenden Natur unter die Arme greift, alle Toilettengeheimnisse lagen aufgedeckt und verrathen da, welche die Zahl der verlorenen Jahre verschweigen helfen. Die Gräfin war in der zweiten Hälfte der Dreißiger; gewiß nicht älter und Sie hatten Unrecht, sie unter den alten Frauen aufzuzählen. Aber freilich, einem jungen Menschen wie Ihnen, erscheint jede Frau über 25 als Matrone. Schön, eigentlich schön ist Laura wohl nie gewesen; aber sie hatte etwas Sympathisches und hauptsächlich viel



Jean Baptiste Faure.

(Siehe Seite 997)

angeborene Vornehmheit. Sie besaß eines jener Gesichter, deren regelmäßige Linien im späteren Leben den irre leiten, der sie für „Spuren früherer Schönheit" nimmt. Nun aber verzehrte die Leidenschaft ihre Züge; unfreiwillige Nachtwachen und der zehrende Gram unerwiederter Liebe hatte ihre Wangen welk gemacht und ihre Augen waren dunkel umrändert und geröthet von einsam vergossenen Thränen.

Sie mußte denselben Eindruck von ihrer äußeren Erscheinung empfangen haben, wie ich selbst, denn mit einem Male schleuderte sie den Spiegel aus der Hand, daß er zerbrach in hundert Stücke.

„Ich bin's!" rief sie außer sich. „Ich bin alt und häßlich! Ich bin eine Ruine! Er kann mich nicht lieben; er kann nicht! Es ist nicht menschenmöglich, daß er es kann! Was soll ich beginnen? Wie soll ich's tragen? Helfen Sie mir, liebe Anna, helfen Sie mir!" bat sie ungestüm und preßte meinen Arm so fest, daß ich hätte aufschreien mögen.

„Es wird vorübergehen", sagte ich.

Sie maß mich mit einem Blicke zwischen Verachtung und Mitleid. „Sie haben nie geliebt", stöhnte sie, „wenn Sie so reden können! Ja, gewiß, Alles wird vorübergehen, wie diese Stunde vorübergeht und der Schall unserer Worte, der in der Luft verhallt; unser Schmerz wie unsere Liebe, wir selbst und die ganze Welt! Aber so lange ein Tropfen lebendigen Lebens in mir ist, wird nicht vorübergehen, was ich für ihn empfinde! Ich kann mir das Dasein nicht mehr denken ohne seine Gegenwart, alle meine Zukunftspläne sind mit ihm verflochten; ich bin an ihn gekettet mit allen Fasern meines Wesens. Er ist mein Sohn und mein Gatte, mein Gott und mein Sklave, meine Sonne und mein Tag! Ich habe ihm den Rest meines Anspruchs auf Glück geopfert und Alles auf diese eine Karte gesetzt. Mein Leben ist verspielt, wenn sie verliert!" Sie agirte dabei mit der Hand; es sah fast etwas theatralisch aus bei einer Frau von Welt, aber was sie sagte, war ganz ächt und warm empfunden.

„Ich will ihn mir nicht stehlen lassen", fuhr sie dann erregt fort, „von irgend einer jungen Gans mit einer hübschen Larve. Er ist mein Eigenthum, mein wohlerworbenes Eigenthum! Ich habe ihn mir erkauft durch tausend Dienste und eine stete Treue .... Jeder Andere wäre mir dankbarer gewesen, als er; jeder mir Ebenbürtige hätte an Verstand und Herz mich besser zu würdigen verstanden. Aber er! — was ist an ihm?" frug sie wie über sich selbst empört. Dann sprach sie in bitterem wegwerfendem Tone von ihm und zählte seine Fehler auf, die sie mit einer bewunderungswürdigen Klarheit des Urtheils alle durchsah und kannte.

„Ja, was ist an ihm?" wiederholte ich. „Ich habe nie begreifen können, was Sie an ihm finden konnten."

Sie versank in Sinnen. „Sein Lächeln ist reizend", sagte sie, indem sie die Stirne in die Hand stützte und vor sich hinsah, als blicke sie ihm in's Gesicht, „sein Schmollen, der Ton seiner Stimme und seine Hülfsbedürftigkeit" .... Dann bemerkte sie die Widersprüche, in die sie sich verstrickte, und unter einem halben Lächeln erröthend zu mir aufblickend, setzte sie hinzu: „Haben Sie Mitleid mit mir; ich liebe ihn."

Dies erklärt freilich Alles und es giebt keinen höheren Anspruch auf Indemnität für eine Frau als diesen.

„Glauben Sie aber nicht", fuhr die Gräfin mit einem neuen Anlauf fort, „daß es eine banale Eifersucht ist, die aus mir spricht. Die Zukunft

liegt vor mir und ich sehe deutlich, was mich erwartet, wenn ich schwach bin in diesem Puncte und nachgebe. Er wird mich nicht vergessen in einem Tage und ich habe genug für ihn gelebt, um eine Sehnsucht nach mir zurückzulassen, die immer wacher sein wird, je ferner er mir ist. Ich fürchte den Kampf nicht, mit wem es auch sei! Aber die wird darüber unglücklich werden, mit der er sich verbindet. Die kleinen Tracasserien, die giftigen Zuträgereien und eifersüchtigen Vergleiche werden nicht ausbleiben; sie wird mich hassen und ihn mit Thränen bestürmen; die Gegensätze werden sich noch einmal und zwar ausgesprochener gegenüber treten und er wird noch einmal wählen müssen zwischen uns, nur dann unter schwierigeren Verhältnissen und bei verdoppelten Verpflichtungen ..... Ich sollte mich zurückziehen, wird man sagen; seine treulose Hand in eine andere legen, sie segnen und ihm nichts mehr sein als ein Nothbehelf und ein Anfragebüreau. Das sei großartig, meiner würdig! — Sie reden so leicht von Opfern, die Glücklichen beim Schein von Hymens Fackel! Die aber kennen das Wesen der Liebe nicht, die ihre Größe im Entsagen suchen — der Liebe, die begehrt und nicht verzichtet, sich selbst bejaht, nicht sich selbst verneint!"

Ich saß sprachlos diesem Ausbruch einer glühenden Leidenschaft gegenüber, den wohl Niemand unter der Hülle dieser eleganten Grazie, dieser sich stets gleichbleibenden Haltung gesucht hätte.

„Weiß er denn, daß Sie ihn lieben?" frug ich endlich die Gräfin.

„Nein!" sagte sie mit einem traurigen Neigen des Kopfes und neue Thränen begannen bei der Erinnerung ihres Verkanntseins und seiner Unempfindlichkeit hervorzuquellen.

„So muß man es ihm sagen!" meinte ich. Bei diesen meinen Worten horchte die Gräfin auf.

„Wer soll es ihm sagen?" frug sie.

„Sie selbst!"

„Daß ich ihn liebe?"

„Daß Sie ihn lieben und wie Sie ihn lieben!" Dieser Gedanke beseelte sie mit neuem Leben. Sie raffte sich auf aus der Lethargie der Schmerzzerflossenheit. Nun konnte es nicht mehr darauf ankommen, den Schein zu wahren, um jeden Preis die weibliche Würde in ihrem ganzen Umfang aufrecht zu erhalten; galt es doch den letzten, verzweifelten Versuch, Ruhe und Glück zu retten!

Dabei drängte die Zeit. Bei jedem Tage Verzögerung wurde das neue Verhältniß unauflösbarer. Noch in derselben Stunde schrieb sie daher an ihn einige flüchtige Zeilen, in denen sie ihn zu sich beschied zu einer Tageszeit, zu der er auch sonst zu ihr zu kommen pflegte.

Sie wollte, daß ich Zeugin dieser Unterredung werde. Ich begriff diese Forderung nicht bei einer Frau von so viel Welt, aber es schien mir, als wünsche sie es, um sich selbst Muth einzuflößen.

Damals war Marwitz zum ersten Mal unpünctlich, seit er die Gräfin kannte. Wir warteten zwei ganze Stunden auf ihn, zwei qualvolle Stunden, ich kann es Ihnen versichern! Bei jedem Klingelzug, ja bei jedem Geräusch fuhr Laura auf und so oft sie einen Wagen rollen hörte, rannte sie an's Fenster. Unterdessen frug sie mich, was sie ihm sagen solle? Wir riethen hin und her und konnten immer wieder zu keinem andern Resultate gelangen, als daß sie ihm ein Geständniß machen müsse. Hierauf wurden die Worte festgestellt; Laura memorirte sie und studirte förmlich eine Rolle ein.

Endlich meldete man ihn. Gräfin Dupontell wurde blaß wie eine Leiche. Baron Marwitz strahlte vor Glückseligkeit, als er in's Zimmer trat. Er hatte sich seine blonden Haare in kleine dicke Locken brennen lassen und trug ein Veilchensträußchen im Knopfloch. Außerdem duftete er stark nach irgend einem penetranten Modeparfüm. Offen gestanden, sah er eigentlich recht unbedeutend aus; wenigstens in meinen Augen; die Gräfin freilich fand, wie sie mir später sagte, er habe niemals dem Apoll von Belvedere ähnlicher gesehen.

Seine Sinne waren unterdessen in hellen Flammen aufgegangen und er erblickte nun in seiner Braut den Inbegriff aller irdischen Vollkommenheiten. Die alte Geschichte! Der Honigmond wirft einen Abglanz voraus, ohne welchen wohl ein gut Theil aller Verlobungen wieder rückgängig würde.

Was die Gräfin ihm von ihrer Abneigung gegen die beabsichtigte Verbindung gesagt hatte, schien er vollständig vergessen zu haben.

„Gratuliren Sie mir zum ersten Kuß!" begann er süß. Es klang unausstehlich albern.

Wir blickten uns schweigend an; Laura und ich schienen in diesem Augenblick denselben Eindruck zu empfangen: das klare Bewußtsein von der gesellschaftlichen Unmöglichkeit, diesem strahlenden, glücklichen, von sich eingenommenen, vor Gesundheit strotzenden Manne das unerwartete Geständniß einer unglücklichen Liebe an den Kopf zu werfen.

Ihm selbst mochte der peinliche Eindruck nicht entgangen sein, den er auf uns Beide hervorbrachte, denn er schlug den Blick zu Boden und erinnerte sich plötzlich des wahren Charakters seiner Situation.

„Sie haben mich rufen lassen, Gräfin" begann er dumpf.

Die Gräfin nickte und ihre Lippen zuckten. Ich wollte mich nun trotz der getroffenen Verabredung zurückziehen. „Bitte, bleiben Sie!" rief sie mir zu, indem sie ihre Worte mit einem flehentlichen Blick begleitete.

Ich setzte mich wieder. Laura erhob sich mit einiger Anstrengung von meiner Seite und stützte dann, wie um nicht umzusinken, beide Arme auf die Lehne eines Fauteuils, der Marwitz gegenüberstand.

„Was wünschen Sie von mir?" frug der Baron, der anfing, unruhig zu werden.

Ich war wirklich begierig, wie sie die Sache einleiten werde, denn ich wußte, daß sie zu den gesellschaftlichen Talenten gehöre, welche die Inspiration im rechten Augenblicke niemals im Stich läßt, die sich gerade in den schwierigsten Lagen am besten benehmen und denen sozusagen der rechte Muth erst im Feuer kommt.

„Ich habe eine Bitte an Sie!" sagte sie endlich mit leiser, umflorter Stimme.

Er verbeugte sich etwas ablehnend.

„Sie müssen die Präliminarien Ihrer Verlobung wieder rückgängig machen."

Nun war das Wort gesprochen und der Pfeil abgedrückt! — Ich verwandte kein Auge von Baron Marwitz; ich sah, wie sein Gesicht in Verwirrung gerieth und sich seine festen Züge sozusagen lockerten. Es wurde ihm schwer zu sprechen und die Mundwinkel besonders schienen ihm den Dienst versagen zu wollen. „Warum?" brachte er endlich gepreßt hervor.

„Fragen Sie mich nicht: warum!" entgegnete die Gräfin dringend. „Wenn Sie den wahren Grund kennen würden", setzte sie etwas kühn

voraus, „würden Sie begreifen, daß ich ein Recht — eine Art Recht habe, es von Ihnen zu verlangen.“

Er ließ sich in einen Stuhl niedersinken. „Betrifft dieser Grund meine Braut?“ frug er ängstlich.

Es war eine Versuchung, hier mit ja zu antworten. Denn diesem Grund allein schien der Baron Gewicht beimessen zu wollen.

„Ich habe Ihnen nie einen schlechten Rath gegeben“, sagte die Gräfin abermals ausweichend. „Sie werden mir das bestätigen. Immer ist Alles so gekommen, wie ich es Ihnen vorhergesagt hatte. Ich kenne Sie, wie Niemand Sie kennt, und ich kenne auch die Personen, die zu Ihnen passen; und wenn Sie nicht ganz das Rechte finden, werden Sie unglücklicher sein, als irgend ein Mann, denn Sie sind keine selbstständige Natur, die aus sich herauszutreten, die vom Kreuz herabzusteigen und sich selbst zu helfen weiß.“

So redete sie fort und je mehr sie redete, um so reichlicher strömten ihr die Worte und Gründe zu! Ich weiß nicht mehr Alles, was sie sagte, denn sie sprach sehr viel und sehr schnell; aber es mußte ein Zauber darin liegen, denn ich selbst, die ich doch wußte, daß alle ihre Gründe nur Vorwände waren, fing an, davon überzeugt zu werden.

Marwitz antwortete auf nichts. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir sitzen, wie er sich nur immer mit seinem duftenden Battisttaschentuche den Schweiß von der Stirne wischte und von Zeit zu Zeit gebrochen sagte: „es kann nicht sein!“

Aber Laura wußte ihm auch den Zweifel über die sociale Convenienz seines Rücktritts zu benehmen, oder wenigstens zu lindern. Seine Verlobung sei ja noch nicht officiell bekannt gemacht, und es ließe sich um so leichter ein Vorwand finden, als der Vater seiner Braut einer sehr prononcirten politischen Richtung angehöre, die man leicht als nach obenhin mißliebig darstellen könne.

Armseligkeiten, wie diese! Marwitz schien Alles für unwiderleglich zu halten, was sie sprach. Und so ging es fort über Stock und Stein. Ihre Gründe stürmten vorwärts, ihre Rede wurde immer gluthvoller, drängender, erschütternder. Sie lachte, sie weinte, sie log, sie schwur, sie führte ihn in die Irre und verwirrte ihn vollständig; ja sie erhob sich zuletzt bis zu wahrer Beredsamkeit. Ich habe sie nie so geschickt gesehen. Und kein Wunder! Der Verstand kämpfte für das Herz den Verzweiflungskampf um das schwindende Glück mit den Waffen einer blendenden Dialectik, einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens, einer langen Uebung zu herrschen. Und endlich hatte sie gesiegt! Als sie ihn darstellte groß und herrlich, wie er ihr ein Opfer brachte, das er ihr schuldig sei — Thränen in der Stimme und den Ton der Wahrheit auf den Lippen — da vermochte er nicht länger zu widerstehen. Stumm legte er seine Hand in die ihre und leistete das Versprechen, das sie von ihm heischte.

Die Schlacht war geliefert. Marwitz erhob sich von seinem Sitze, schwerfällig, als ob er Blei in den Füßen hätte. Er war aus allen seinen Himmeln gerissen und wußte nicht, was er beginnen, was er denken sollte. Nun dauerte er mich wirklich, der schwache Riese, wie er nicht mehr sprechen konnte vor innerer Beklommenheit und gebrochen abwankte, wie wenn er betrunken gewesen wäre.

Ja, es war ein trauriger Sieg! Auch Frau von Düpontell vermochte ihres Triumphes nicht froh zu werden. Mir gegenüber freilich that sie im

ersten Augenblicke beinahe groß und sagte, man könne sehen, daß sie doch schließlich Alles vermöge, wenn sie nur wolle. In Wahrheit aber war es ihr ganz anders ums Herz. Ich weiß, daß eine quälende Angst sich ihrer bemächtigte, als er fort war, etwas wie Gewissensbisse, daß sie des andern Tages heimlich darnach forschen und fragen ließ, wie seine Verlobte seinen Rücktritt aufgenommen habe, um zu erfahren, daß man noch gar nicht gewagt habe, sie davon zu verständigen, weil man bei ihrer schwächlichen Constitution das Schlimmste davon befürchtete.

Dies Alles weckte sie aus dem Taumel eines falschen Erfolges auf und ließ sie sich selbst wiederfinden. Noch waren nicht zwei Tage nach der eben geschilderten Unterredung verstrichen, so hatte Baron Marwitz einen Brief von der Gräfin, in welchem sie ihm sein Wort zurückgab und ihn einlud, ihr seine liebe junge Braut nur recht bald zu bringen, da sie große Lust habe, sie näher kennen zu lernen. Ihr ganzer Widerstand gegen seine Heirath sei nur eine Caprice gewesen, eine Laune, ein halber Scherz. Sie habe ihn prüfen wollen und sie werde nie vergessen, wie glänzend er die Prüfung bestanden habe.

So sind die Frauen! Sie fühlen nur logisch; logisch denken und handeln kann keine und wenn es die geistvollste und bedeutendste wäre!

Sie können sich kaum vorstellen, wie glücklich den armen Marwitz diese unerwartete Botschaft machte! Mit dem Brief der Gräfin in der Hand kam er zu mir, weil er glaubte, er verdanke die Sinnesänderung Lauras meiner Fürsprache. Nie hat sich ein junges Mädchen mehr über die Zustimmung seines Papas zu einem ersten Ball gefreut, als dieser Geschäftsträger einer kleinen Großmacht über die Ratification seiner eigensten Herzensangelegenheit. Er hätte sicher nicht gewagt, ohne die Gräfin vorzugehen, so sehr war er daran gewöhnt, von ihren Entscheidungen Alles abhängig zu machen und stets hätte ihm ohne ihre Zustimmung etwas zum Glücke gefehlt.

Damals bemerkte ich zum ersten Mal, daß er doch nicht ganz von Holz sei. Ein Funke von Gemüth glimmte unter dem Eis und ich glaube gar, er hatte Thränen in den Augen, als er mich verließ, dicke Freudenthränen.

Von mir aus ging er direct, die Verlobungskarten zu bestellen, dann zu seiner Herzenskönigin, um ihr eine lange Vorlesung zu halten, wie sie sich bei Frau von Düpontell zu benehmen habe.

Die kleine Dame war etwas verlegen und hatte furchtbar Angst, als sie der Gräfin vorgestellt wurde. Aber Laura half ihr mit großer Liebenswürdigkeit über eine begreifliche Befangenheit hinweg, küßte sie auf die Wange, nannte sie ma chère fille und gab ihr sogar ihren eigenen Brillantenschmuck von sehr hohem Werthe als Brautgeschenk. Nur war ihr Benehmen während dieses Besuches etwas unruhig und von Zeit zu Zeit stieß sie ein kurzes, unheimliches Lachen aus, das mehr aus einem nervösen Zwang, als aus irgend einem heiteren Eindruck hervorzugehen schien.

Baron Marwitz ward alsbald ganz von den Vorbereitungen zu seiner Vermälung in Anspruch genommen. Die Gräfin sah ihn lange nicht bei sich; er schien sich vor ihr zu fürchten. Sonst war er überall, denn er hatte offenbar das Bedürfniß, sein junges Glück zu zeigen. Die Hochzeit wurde auf dem Gute des Vaters seiner Braut gefeiert, angeblich in aller Stille, aber doch laut genug, um ein Tagesgespräch der Residenz zu werden. Der Erzbischof der Diöcese traute das Paar, dann ging es nach dem Land, wo die Citronen blühen.

Zu derselben Zeit versetzte die Stadt die Kunde in Aufregung, daß Gräfin Düpontell plötzlich und unerwartet gestorben sei. Die Trauer war eine allgemeine in der Gesellschaft und bei Hofe wurde ihretwegen ein Ball abbestellt. Jeder fühlte, wie viel man an ihr verlor; es war wie eine Sonne, die unterging. . . .

Ueber die Veranlassung ihres jähen Todes wurde viel gesprochen und Sie werden sich erinnern, es hieß, sie sei einem langjährigen Herzleiden erlegen, das sie vor aller Welt geheim zu halten gewußt habe. Ein langjähriges Herzleiden, das sie vor der Welt geheim hielt, war es allerdings, was die Katastrophe herbeiführte; aber kein physisches! Gräfin Düpontell ist keines natürlichen Todes gestorben. Ich bewahre die letzten Zeilen, die sie geschrieben hat. Sie sind an mich gerichtet und enthalten die Abschiedsgrüße einer großen, unglücklichen Seele. Noch einmal erhebt sie sich darin über sich selbst. Sie schreibt, daß sie keinen Schatten werfen wolle auf sein junges Glück und darum das Feld kampflos räume. Denn auf ihn zu verzichten, sei ihr nicht möglich, sie habe ihn zu grenzenlos geliebt. Dann empfiehlt sie ihn mir. Ich solle ihm werden, was sie ihm gewesen an Schutz und Rath, an Hülfe und Freundschaft . . ."

Es war bei diesen Worten, als ob ein Schauer durch den Leib der Erzählerin liefe. Sie machte eine kurze Pause und fuhr dann kopfschüttelnd fort: „Ich habe dieses Legat nicht annehmen können, denn Baron Marwitz hat mir Kälte und Fremdheit eingeflößt, seitdem ich erfahren, wie Alles gekommen ist, und ich habe diesen Eindruck nie überwinden können, obwohl er unschuldig ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Auch hat er die volle Wahrheit nie erfahren, doch glaube ich, daß er eine Ahnung davon hat. Die Gräfin nahm Gift in der Nacht, da er seine Hochzeit feierte. . . ."

Das Kaminfeuer war wieder erloschen; ein kalter Luftzug wehte durch das Gemach und spielte mit dem Licht der herabgebrannten Kerzen, daß es noch einmal aufflackernd fiel auf die Dinge, die im Schatten dämmerten.

„Ist er glücklich geworden in seiner Ehe?" frug ich.

„Ich weiß es nicht", entgegnete Frau von Kanitza, „aber ich bezweifle es. In der Gräfin Düpontell hatte er das Ideal einer geistigen Freundschaft gefunden, seine Frau bot ihm den Glanz der Jugend und der äußeren Reize. Beides sind Hälften; aber die Hälfte allein macht nicht glücklich, weder die eine noch die andere!"

„Man muß sie beide vereinigt finden", sagte ich.

„Suchen Sie sie!" entgegnete Frau von Kanitza nicht ohne Hohn. Sie hatte sich von ihrem Sitze erhoben und eine gewisse Bläße, die über ihr schönes Gesicht verbreitet lag, gab Zeugniß von der Erregung, in welche sie die Erinnerung versetzt hatte, die sie wach gerufen. Nun schien sie zu erwarten, daß ich sie allein lasse.

„Sie sind mir noch die versprochene Moral Ihrer Geschichte schuldig geblieben", sagte ich zögernd.

Sie preßte die Zähne auf die Unterlippen und blinzelte leicht mit den Augen, wie immer, wenn sie grausam wurde.

„Sie verstehen etwas schwer", entgegnete sie mit eigenthümlicher Betonung. „Die Moral meiner Geschichte liegt am Tage. Sie ist alt wie die Welt. Man soll nie um die Freundschaft einer Frau unter vierzig Jahren werben und sie soll sie Keinem gewähren, wenn ihr ihre Ruhe und ihre Ehre lieb ist; denn diese vielgerühmte sanfte Freundschaft ist in der Regel nichts

Anderes, als der Schafspelz, unter welchem der reißende Wolf der Leidenschaft sich verbirgt, anwächst und groß wird, bis er Glück und Frieden verschlingen kann."

„Sie sind zu vorsichtig, Gnädigste", sagte ich.

„Ein gebranntes Kind scheut das Feuer!" entgegnete sie, während das sphinxenhafte Lächeln, das sie so unwiderstehlich machte, wieder deutlich um ihre Mundwinkel zuckte. Dann ging sie schnell in einen andern Ton über.

„Sieht man Sie morgen?" frug sie leichthin, indem sie mir die Hand zum Abschied reichte.

„Nie mehr im Leben!" rief ich mit dem lebhaften Pathos, hinter welchem die naive Jugend so häufig ihren Aerger über eine erhaltene Lection zu verbergen pflegt.

Theorie und Praxis.

Beim Weine saßen der Zecher drei,
Von Mienen stolz und edel . . .
Die schönste Blondine, die saß dabei,
Ein blühendes Harfenmädel.

Es war ihr schlanker, wonniger Leib
Von Seide rosig umflossen,
Und schmachtend lehnte das süße Weib
Im Kreis der trauten Genossen.

Da leerte der Erste, ein Reitersmann,
Das Glas mit Blitzesschnelle:
„Mein Fräulein, rücken Sie dicht heran,
Ich bin ein flotter Geselle!

Mag rings die Sorge und Noth sich müh'n
Im stürmischen Weltgetriebe:
Ich pflücke die Blumen, so lang sie blüh'n . . .
Was halten Sie von der Liebe?"

„Ha", sagte der Zweite, ein junger Poet,
„Mir wird so schwül zu Sinne;
Der Gluthhauch, der mir im Busen weht,
Ich glaube, das ist die Minne!

Du hast mich in rosige Ketten gebannt,
Du Maid im rosigen Kleide!
Ich liebe Dein Lächeln, die Lippe, die Hand,
Ich liebe die rauschende Seide.

Mein Sehnen bist Du, mein wonniges Weh,
Ich baue Dir fromme Altäre . . .
Du bist Frau Venus, die mächtige Fee,
Und ich Dein Tanhusäre."

„Vae victis!" raunte der Dritte dumpf,
Ein philosophischer Denker;
„Krank seid Ihr geworden im Fiebersumpf,
Und täglich werdet Ihr kränker.

Die Liebe ist schnöde Verblendung nur,
Blos Kartenhäuser erbaut sie!
Mit Lug umspinnt sich die schlaue Natur,
Doch Schopenhauer durchschaut sie.

Die Individuen insgesammt,
Sie stöhnen in heißer Ermattung . . .
Sie fürchten und hoffen so gluthentbrannt, —
Und — dienen dem Zwecke der Gattung."

Er sprach's, und die Schöne im wallenden Haar
Stand auf und nickte bedächtig;
Ihr Auge blickte so tief und klar,
Es rauschte die Schleppe so prächtig.

Und über die Locken des Denkers strich
Gar sanft mit der blühenden Hand sie,
Und grüßte und neigte sich minniglich,
Und im Säulengange verschwand sie.

Und zwölfmal dröhnte das nächtige Haus:
Da ging der Spaß zu Ende.
Die Zecher schritten zum Thore hinaus,
Und gaben sich scheidend die Hände.

Nach links enteilte der flotte Husar,
Dem spukte der Wein im Schädel:
„O Rüdesheimer, so frisch und klar,
O süßes, molliges Mädel!

So schwellende Lippen sah ich nie,
So rosige Wangenblüthe!
Beim ewigen Himmel, ich liebe sie . . .
Doch bin ich verteufelt müde."

Nach rechts enteilte der junge Poet,
Ekstase in jeglicher Miene:
„Ein Engel, wie er im Buche steht,
Halb Gretchen und halb Philine!

Dämonisch hat sie mir aufgewühlt
Des Ich's verborgenste Falten:
Ein Lied, ein Lied, das die Seele mir kühlt!
Dies Wesen muß ich gestalten!"

Dem Philosophen, dem ward so bang,
Er sprach kein Sterbenswörtchen.
Mit Beben schritt er die Straßen entlang,
Und leise klirrte ein Pförtchen.

Er hat nicht Schopenhauer's gedacht,
Auch nicht Philinens und Gretchens . . .
Beseligt küßt' er in stiller Nacht
Die Lippen des wonnigen Mädchens.

Ernst Eckstein.

Moderne Lyrik.

Von **Otto Hammann.**

Es ist öfter über die Beantwortung der Frage gestritten worden, was wohl einem lyrischen Gedicht wesentlicher sei, der Gedanke oder die Stimmung. Es wäre ein Unsinn, zu sagen, ein Gedicht müsse gedankenlos sein; nur muß der Gedanke nicht grübelnder Ueberlegung, sondern einem gewissen Gefühl seine Entstehung verdanken, sei es, daß dieses sich direct oder in der Art und Weise äußert, wie Erlebtes oder Geschehenes wiedergegeben wird. So müssen beim Dichter Gefühl und Gedanke (oder Angeschautes) ebenso wie beim Landschaftsmaler Empfindung und Natur in inniger Wechselwirkung stehen, wenn das erzeugt werden soll, was wir Stimmung nennen. Denn diese ist nichts Anderes, als das dem Kunstwerk eigene Grundgefühl, welches offen oder verborgen darin lebt und die Eindrücke des Traumhaften, Geheimnißvollen, Wilderregten, Traurig-wehmüthigen, Sonnig-heiteren oder Sehnsüchtigen ausdrückt und zwar so ausdrückt vermittels der erst den Dichter ausmachenden Kraft, daß die gleichen Eindrücke hinwiederum im Zuschauer oder Hörer hervorgerufen werden. Mit der Empfindung allein ists nicht gethan, denn sonst würden Gefühlsmenschen zugleich auch Künstler sein; bloßer geistiger Scharfsinn kann auch keine poetischen Schätze heben, weil sonst gereimte geistreiche Prosa so viel wie Poesie und nicht einzusehen wäre, warum der just beflügelte Pegasus nicht jeden Reiter tragen mag. Der dichterische Gedanke will auf besondere Weise empfunden oder angeschaut werden; erglühen muß er im Feuer der Seele, oder in plastischer Schöne, wie Athene dem Haupte des Zeus, dem Haupte des Dichters entspringen. Alle Kunst ist sinnlich.

Die Idee herrscht am wenigsten im eigentlichen Lied, in welchem die Naturlaute, der künstlerische Trieb und Instinkt mächtiger wirken als künstlerisches Bewußtsein. Wie wenig Lieder aber hat die jüngste Zeit geboren! Mag sein, ihr geht jene Periode der Ueberschwenglichkeit vorauf, an deren Stelle nun des Extremes halber mehr Nüchternheit und Ironie getreten ist; schlenderte doch auch schon spitzig und keck die geistreich höhnische Maske unter den gefühlstrunkenen, „zerrissenen" Liedern Heine's einher, nur daß es seine directen Nachahmer nicht bemerken wollten. Das Lied wie die Romantik der Poesie ist unter der üppig wuchernden politischen, socialen und philosophischen Speculation als Dornröschen sanft entschlafen. Die frühere deutsche politische Weisheit half der Lyrik zu manchem trefflichen Gedicht (Herwegh), weil es eigentlich mehr Begeisterung wie Weisheit war und das ganze politische Bewußtsein in dem feurigen Drange nach der Freiheit, wie sie sie meinten, beschränkt blieb. Nun ist das Volk inzwischen selbst politisch geworden, in dem Lärm des Parteilebens verlernte es die alten Naturlaute; wo ist das „Singen und Sagen" geblieben?

Und die anderen Gedichte, die noch „auf dem Markt erscheinen"? Tendenz: Viel und mittelmäßig! Es scheint eben jener naive Ton verloren ge-

gangen zu sein, der frisch und unbedacht aus der Seele quillt, jenes Sichselbstgeben, das um so mehr entzückt, je weniger zweckbewußt oder aufdringlich es sich giebt. Weil man mehr denkt, reflectirt, als empfindet, bleiben allenthalben die großen Leidenschaften aus; jeder Gedanke einer müßigen Stunde wird in Poesie gesetzt, wenn nur eine geistreiche Schlußwendung zeigt, daß der Spiritus noch nicht zum Teufel gegangen ist. Wo bleiben aber jene charakteristischen Züge, die einen Eichendorff von Heine, Lenau von Uhland und später Herwegh von Freiligrath, Lingg von Bodenstedt so deutlich unterscheiden? Weil der echte Lyriker im letzten Grunde sein eigenes Ich zum Gegenstande hat, muß seine Individualität schon eine bedeutende sein, wenn er uns in seinen Werken dauernd fesseln soll. Der ganz moderne Lyriker hat so zu sagen keine eigene Nase; am weitesten hat er es entschieden in der äußeren Mache, der Formbehandlung gebracht, versteht er es auch weniger, die Töne tiefster Herzensempfindung anzuschlagen oder seine Gedanken mit jener formalen Schönheit zu beleben, welche als Ausfluß plastischer Anschauungs- und Gestaltungskraft, d. h. von Phantasie, dem Leser in Situationen und Dingen mit sinnlicher Pracht und zwingender Gewalt vor die Seele gezaubert wird.

Wenn hier von modernen Lyrikern die Rede ist, so ist dabei an die Meister der fünfziger Jahre, also namentlich an die Münchener Colonie der Krokodile nicht gedacht; ihr Bestes besitzen wir bereits seit zwanzig Jahren. Ja, wenn man doch von den Späteren sagen könnte, daß die Jungen zwitschern, wie die Alten sangen. Da hat sich in den sechziger Jahren aber nur Robert Hamerling (in Sinnen und Minnen) und Ed. Griesebach (der neue Tanhäuser) als Poet der Sinnlichkeit besonders durch eine gewisse Eigenartigkeit hervorgethan.

Durchblättert man eines der neuesten Dichterbücher oder einen Jahrgang der deutschen Dichterhalle, so wird man gewöhnlich dem Guten einen Namen der bewährten Alten beigedruckt finden, während sonst sichtlich das Bestreben hervortritt, vor Allem geistreich zu sein um jeden Preis und die Dinge der Außenwelt, weit entfernt, sie in der subjectiven Empfindung des Dichters wiederzuspiegeln, vielmehr mit geistiger Schärfe zu zersetzen und in dem Medium pikanter Beziehungen aufzulösen. So haben wir neben den Machwerken der bloßen Reimschmiede, deren Zahl zu allen Zeiten groß war, im besten Falle eine Poesie witziger Pointen, welche durch ihre glänzende Aufdringlichkeit leichtlich die natürliche, echte Lyrik überwuchert und in den Schatten stellt. Die Gedichte unserer großen Lyriker, namentlich Goethe's, sind ja meist so schlicht, selbstverständlich und einfach, daß sie Jeder nachmachen zu können glaubt und doch nicht einmal annähernd nachzuahmen versteht, weil gerade diese Einfachheit mehr dichterischen Naturtrieb und Reinheit der Empfindung wie geistreiche Reflexion und klügelnde Ueberlegung zur Voraussetzung hat.

Neuerdings sind mit ihren Versuchen, sich der Einfachheit des Volksliedes zu nähern und einen naiven, frischen Ton anzuschlagen, zwei Dichter besonders glücklich gewesen: Rud. Baumbach und Julius Wolff; der eine keck, launig, leichtsinnig; inniger, rührender, romantischer der andere in seinem Rattenfänger von Hameln. Aber hinter diesen lustigen, lebensfrohen Brüdern mit dem Wanderstab in der Hand und der Maien- und Liebeslust im Herzen, drängt sich eine Schaar düsterer Gesellen mit kranken Gesichtern, die Erkenntnißreichen, die Liebes Leid und Lust und des Herzens Freudigkeit in das allge-

meine Menschenweh versenkt haben. — Es giebt vielleicht nur einen Poeten, bei welchem die Philosophie einer pessimistischen Weltanschauung sich mit einem wahrhaft tiefen Schmerzgefühl verbunden hat, so daß in einzelnen seiner Gedichte die Klage und Wehmuth über die Nichtigkeit und Last des Daseins wahrhaft und großartig empfunden durch die philosophische Abstraction hindurchbricht: das ist Hieronymus Lorm. Ihm ist vielleicht wie keinem der Neueren die geistreiche Verklärung des Weltschmerzes gelungen, weil ihm der Pessimismus eine heilige Ueberzeugung, keine künstlich angenommene Sache der Mode ist. Und der Pessimismus ist bei den Besseren außerordentlich in die Mode gekommen; wir wollen aber nicht die Individualität des Lyrikers mit conventionellen Fetzen behängt sehen; wie sie ist von Natur, wie sie sich spiegelt in den Ereignissen, soll und wird er sie uns zeigen, wenn er ein wahrer Lyriker ist. Was man sich andenkt oder anempfindet, kann sich nicht zu einer wahrhaften Stimmung, die sich rein und natürlich mittheilt verdichten; die Stimmung des Weltschmerzes aber will angeboren oder anerlebt sein, oder ist es wirklich ein so großer Widerspruch, wenn ich sage, daß Einer, obschon er durch philosophische Ueberlegung zu einer pessimistischen Weltanschauung gelangt ist, doch von Grund des Herzens durch Anlage und Temperament ein feuriger Sänger von Wein, Weib und Gesang, ein Sänger der Schmerzvergessenheit sein kann? Freude und Schmerz sind die beiden Pole der lyrischen Empfindungen. Es ist nun wirklich unerquicklich, wenn so ein gemachter Pessimist in jedem frischwangigen, vollbusigen, glutäugigen Mädchen, welches ihm entgegenkommt, schon das alte Weib sieht, welches an der Marktecke Aepfel und Birnen feilbietet. Die Freude wurzelt in der Naivetät, und sollte das nicht der Grund sein, warum die blasirte, zersetzende Zeitrichtung sich leichter den Pessimismus ankränkeln läßt? Auch der Schmerz über die Untreue des Buhlen, das verschwundene Ahnenschloß des Verbannten, über dessen Boden der Pflug nun hingeht, ist naiver Natur, jener, welcher sich aus der Betrachtung der Jämmerlichkeit und Vergänglichkeit der Dinge ergiebt und sich zum Schmerz über das All erweitert, ist es sicher dann nicht, wenn er sich als Consequenz eines philosophischen Systems darstellt und also beweisen will, statt im Gefühle der Unendlichkeit zu schwelgen und sich an den Wunden, welche das Ideal sich an der Wirklichkeit stößt, frisch zu erhalten.

Auch die Stimmung des Weltschmerzes, für die der doctrinäre pessimistische Gedanke nicht genügt, muß sich nachempfinden lassen; das ist aber unmöglich, wenn sie verworren, willkürlich oder aus einer abgeschmackten Laune im Gemüthe des Dichters selbst entsprang. Der Schmerz über das innere Ungenügen wird aber nicht deshalb, weil er sich zum allgemeinen Schmerz über die jedem Dinge innewohnende Unzulänglichkeit erweitert, nothwendig von Allen nachempfunden; gewiß vollkommen nur von allen Denen, in deren Innerem das Bewußtsein über die Unzulänglichkeit die lebensvolle Genußfreudigkeit verdrängt hat, d. h. von den Pessimisten.

Der Genießende eines lyrischen Gedichtes darf durchaus nicht in die Lage kommen, sich mit dem Dichter in Streit zu setzen, die Berechtigung seines Schmerzes zu prüfen oder vielleicht gar die Gründe hierzu von der Hand zu weisen: die Mitempfindung ist eben lediglich die Voraussetzung des lyrischen Genusses. Die aus sinnender Naturbetrachtung hervorgehende sogenannte contemplative Lyrik läuft immer Gefahr, sich zuerst durch einen sinnreichen Schluß, den Gedanken, dem das Gefühl angehängt ist, an unsern

Geist statt an unser Herz zu wenden — und so kann es leicht kommen, daß unsere andere Anschauung das Herz gar nicht in Thätigkeit kommen läßt. Auch wird man einem Gedicht, dem ein geistreicher und sei es auch poetischer Gedanke zu Grunde liegt, sogleich die Gründe, warum es gefällt, nachweisen können; anders bei einem einfachen Volkslied, bei einem reinen Gefühlsgedicht, wie z. B. das Goethe'sche: „An den Mond"; da weiß uns der Dichter eine Stimmung aufzuzwingen und wir kommen zunächst durch die Gefühlserregung gar nicht dazu, die Gründe zu ermessen.

Jüngst hat Alexis Aar (Pseudonym) einen Band Gedichte unter dem Titel „Irrlichter" (bei Richard Eckstein in Leipzig) herausgegeben. Er besitzt unzweifelhaft ein ansehnliches Talent. Die erste Abtheilung „Lebenswanderung" kennzeichnet ihn als pessimistischen Dichter, doch ohne ausgesprochene Besonderheit. Eine leise Todessehnsucht, gemischt mit Furcht, ein leises Klagen durchzieht die Gedichte; dieser gelinde Schmerz muß aber dem gesunden Leser krankhaft vorkommen. „Geh, lieber Freund", ist er versucht zu sagen, „raffe Dich auf, hast Du weiter keine Veranlassung, als daß Dir die Weisen gesagt haben, das Leben sei ein unseliges Göttergeschenk? Warum muß es das für Dich auch sein? Was denkst Du stets an das grauenumfinsterte Räthsel des Todes, daran, daß Du bald still im tiefen Grund schlummern wirst? Du hast ein Liebchen gehabt, hast es verlassen und nur das war Dein Grund:

„Das ist des Schicksals ew'ges Walten,
Ein volles Glück vergönnt es nie,
Doch eh' die Herzen uns erkalten,
Ist's besser, daß ich weiter zieh'."

Ist das nicht Kopfhängerei? Sagst Du doch bei besserer Laune selbst:

„Steh' nicht so sinnend in Dich gekehrt
Als wie ein indischer Büßer:
Das Leben ist des Grübelns nicht werth
Und Lachen ist soviel süßer!"

Das Gedicht, welches gewissermaßen den Conflict von Leben und Tod behandelt und so beginnt:

„Ach, wie sie sich freuen im Lichterglanz!
Komm, misch' Dich hinein in den fröhlichen Tanz,
Laß schweifen die Augen, erhebe das Haupt,
Auch Dir ist ein rasches Tänzchen erlaubt —
Der Tod steht draußen und wartet."

könnte bei einer besonderen Veranlassung in einer Ballade von mächtiger Wirkung sein; die Empfindung aber, die den Tod so fortwährend antichambriren läßt, kann in ihrer pessimistischen Allgemeinheit nicht sogleich und ganz rein nachempfunden werden*). Auch wenn der Mond sich zeigt mit Silberschein, muß er an den Tod denken, obwohl er kein Liebchen verloren hat, kein Freund ihn verrieth, kein Leiden ihn quält, rein aus schwarzer, principieller Trübseligkeit. Die Stimmung, welche das Gedicht wecken soll, muß der Leser bereits haben, wenn er genießen will, weil es der Dichter unterläßt, eine besondere Situation uns zu schildern. Wenn er uns aber in die Alpen, auf den Gipfel eines Berges führt — die bläulichen Schimmer der weichenden Nacht zerreißen, die Sonne geht auf — und nun ausruft:

*) Vergleiche Ritter Olaf von Heine: „Der Henker steht vor der Thüre".

„Aus leuchtendem Schnee
Hochragender Firnen,
Aus grünen Thälern
Und blauen Seen
Lacht triumphirend
Wie eine Buhle,
Die immer treulos
Doch immer den Zorn
Des Geliebten besiegt,
Das schimmernde Leben mir entgegen,
Das süße, unselige
Göttergeschenk."

— da können wir ihm schon leichter empfindend folgen; wir stehen mit ihm einsam auf des Berges Höh' und nehmen mit ihm das unselige, aber doch auch süße Göttergeschenk hin. In schönen Stanzen weiß sich der Dichter sogar zu einer wunschfrohen Stimmung aufzuschwingen; die Gedanken, welche das selige Glück der Liebe zu verscheuchen drohen, werden von dem Wunsch, die Geliebte zu besitzen, besiegt. Das ist natürlich. Sehr schön sind die pessimistischen Anschauungen, die einem Chaldäer in den Mund gelegt sind, den ein Blick in die Unendlichkeit geblendet hat und der sich deshalb abwendet von dem lustigen Treiben in Babylon:

„Kein Fürchten mehr und auch kein Sehnen
Verwirrt des Denkers ernste Bahn,
Denn Beides — Jubelruf und Thränen,
Hab' ich für ewig abgethan."

Wie hier, so sind in den meisten Gedichten aus „Geschichte und Sage" besonders Stoffe gewählt, die eine pessimistische Weltanschauung verkörpern. Besonders gelungen ist das Sirenenlied und der König Kandaules. — Alles in Allem: es ist nicht die gewöhnliche Reimerei, Aar ist ein echtes, poetisches Talent, wie schon die Proben gezeigt haben, aber den Liedern fehlt die frische Gesundheit, das Gefühl des Dichters ist weniger leidenschaftlich als nachdenklich. Dadurch ist er vorbildlich für eine Reihe Anderer, die bei geringerem Talent sich den Pessimismus nur angedacht haben.

Im directen Gegensatz zu Aar steht ein anderer Sänger des Schmerzes: Max Kalbeck, der einen Band neuer Gedichte unter dem Titel: „Nächte" (Hirschberg, Bote a. d. Riesengebirge) herausgegeben hat. Sein Schmerz ist nicht der allgemeine, aus der Reflexion über die Nichtigkeit der Dinge hervorgehende, sondern der besondere eines Liebenden, dem Zwang und Pflicht die Erreichung seiner Wünsche unmöglich machen. In Bezug auf Formvollendung wird Kalbeck schwerlich von einem anderen Dichter übertroffen; alle seine Gedichte haben eine volltönige Melodie, wenn nicht im Herzen, klingen sie alle im Ohre wieder. In oft wunderbarem Tonfall rauschen die Worte voll rhythmischen Schwunges einher, aber die Empfindung ist nicht immer rein und klar und so arten namentlich die Bilder leicht zur großklingenden Phrase aus. Das Volkslied liebt drastische Bilder, der Realist Goethe ist äußerst sparsam mit ihnen, die Kalbeck's haben oft etwas Verschwommenes. Das liegt mit an der ganzen Grundstimmung, welche die Gedichte durchzieht: das Trauern um ein verlorenes Liebesglück, das Träumen und Erwachen, der Zorn und die Wehmuth des Verlassenen, die Erinnerung und die Sehnsucht. Dies schmerzliche Phantasiren über ein Unerreichbares führt dem Dichter Bilder zu, denen die realistische Treue fehlt und welche besonders

eine farbige Vorstellung erwecken, wie er auch mit Vorliebe das Grauen der Nacht verwendet, den schauerlichen Dämmer einer Mondnacht, das Wetterleuchten am dunklen Abend, das feurige Abendroth, in welches die Funken des Tages versprühen. Das giebt den Gedichten allen wohl eine besondere Farbe, einen besonderen Klang, aber durch den Mangel an klarer Vorstellung wird auch die Reinheit der Empfindung getrübt. Außerdem kehrt der bekannte Stern, der bald aufleuchtet, bald in Nacht versinkt, doch zu oft wieder.

„Gesang und Spiel sind ausgeklungen,
Die fröhlichen Blumen alle verblüht,
Und in des Todes Dämmerungen
Sind meine Sonnen stumm verglüht.

Zuweilen blitzt noch in dunkelen Nächten
Wie Wetterleuchten ein plötzlicher Glanz;
Mir ist, erkaltete Hände brächten
Dem Schläfer einen verblichenen Kranz."

2c. Hier soll das dumpfe Gefühl der Todesdämmerung geschildert werden, die Bilder mögen da auch noch verworren durch einander gehen. Gar frostig und kühl ist gerade und nur wegen der Verschwommenheit der Bilder das Gedicht „Begegnung".

„Sie ging als wie von Frühlingsnacht
Gewitterschwül umfangen,
Das Herz von irrer Gluth umfacht,
Mit bleichen, heißen Wangen."

2c. Ein ungleich klarer empfundenes Bild springt einem entgegen, wenn Goethe sagt:

„Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht"

Kalbeck hat sich offenbar Lenau zum Muster genommen; aber Lenau's Bilder sind mannigfaltiger, er macht die Natur, der er, sie getreu schildernd, Wollen und Empfinden unterlegt, zur Leidensgenossin; wie er Alles in ihr poetisch belebt, entnimmt er ihr die reizvollsten und vielfältigsten Bilder. Aehnlich Kalbeck (so in den Gedichten „Neuer Frühling" und „Juninacht"), nur gebricht seinen Bildern eben die prägnante plastische Treue, sie stellen sich oft nur als das Ergebniß eines prunkenden Formalismus dar. Auch die Nachstellung des Adjectivs mit dem Artikel findet sich häufig bei beiden Dichtern; „Auf dem Teich, dem regungslosen", sagt Lenau und Niemand findet dabei etwas Auffälliges, weil das Beiwort hier nachdrücklich ein besonderes Bild erweckt; wenn aber Kalbeck singt:

„Auch Dein Auge, Dein Auge tropft (!)
Thränen der Liebe, glühende, heiße,
Unter dem wogenden Schleier klopft
Tiefaufathmend die Brust, die weiße!"

so klingt das offenbar gesucht; ja, wenn es auch schwarze Brüste gäbe! —

Um einen Vergleich zu gewähren, stehe hier ein Gedicht von Mörike, und eines von Kalbeck, welche beide ein verlassenes Mädchen zum Gegenstand haben. Uebrigens ist das Letztere eines der einfachsten und liedermäßigsten aus den „Nächten":

Mörike:

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden
Muß ich am Heerde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder.

Kalbeck:

Aus schweren Träumen wach' ich auf, —
Er kam die Nacht zu mir;
Nun dämmert grau der Tag herauf
Und einsam bin ich hier.

Es war so bleich sein Angesicht,
Verworren hing sein Haar,
Doch schien sein Auge mild und licht,
Doch klang sein Wort so klar.

Er sprach zu mir von alter Zeit,
Von Sang und Spiel und Tanz;
Er bot, von Blüthen überschneit,
Mir einen grünen Kranz.

Aus schweren Träumen wach' ich auf,
Er kam die Nacht zu mir,
— Nun dämmert grau der Tag herauf,
Und einsam bin ich hier.

Es ist kaum die Frage, welches Gedicht einfacher, stimmungsvoller und anschaulicher ist! —

Doch genug der Ausstellungen. Glücklicherweise ist hier bei dem Schatten auch das Licht: da, wo es Kalbeck gelingt, sich knapp zu fassen, ein treues Bild zu geben und die Volltönigkeit seiner Worte der Goethe'schen Einfachheit zu nähern, bringt er Gedichte hervor, die sich den besten lyrischen Erzeugnissen anreihen. Leicht findet er den rechten, warmen Ton, wenn die Hoffnung mit einem schönen Morgen neu erwacht ist und frische Lebensluft ihn umfängt. Ergreifend schön ist das Gedicht: „Neujahrsnacht", weil es ohne Ueberschwenglichkeit treu die bittere Stunde schildert, in der er das Einst und Jetzt vergleicht; reizvoll die Schilderung einer Tirolreise in jungen Tagen. Gleich stimmungsvoll ist die „Abendruhe". Aus den Balladen und Romanzen ist schon „Die Verlassene" mitgetheilt; interessant wäre ein Vergleich des „Einsiedler" mit dem oben erwähnten „Chaldäer" von Al. Aar. Dieser ist die Welt aus pessimistischer Philosophie geflohen, Jener aus Weltüberdruß und Uebersättigung:

„Abgethan ist alles Leid,
Hinter jedem Morgenroth
Leuchtet mir die Ewigkeit,
Und so wart' ich auf den Tod."

Musterhaft ist die Ballade: „Die letzte Nacht". Einer, der sich kaum den Armen eines wonnigen Weibes entwunden, eilt durch die erstorbenen Gassen, am Thore winkt ihm sein verlorenes Liebchen, auf dem Brückenstein sieht er seine Mutter in die Tiefe springen, am Dome tritt ihm ein Leichenzug entgegen, unter dem sich seine Genossen, die todten wie die lebenden, befinden; doch keiner antwortet auf die Frage, wer in dem Schreine liege. Geängstet stürzt er endlich auf's Lager; doch

„Die Sonne, sie scheint in ein welkes Gesicht,
Er schläft, er schläft und er regt sich nicht . . .
Und nimmer erwacht er wieder."

Da ist eine dichterische Gewalt, die weit über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgeht; dort aber offenbart sie sich am Herrlichsten, wo sich der be-

geisterte Schwung, mit der Formenschönheit verbunden, zum Hymnus erhebt. Hinter dem Gedicht auf den Menschen birgt sich die Kantsche Philosophie, aber wie ist sie zu Poesie geworden! Man höre:

— — —

Ohne Glanz im Erdreich ruhen
Mußte schwer der Steine Last,
Eh' Du aus den dunklen Truhen
Ihren Schatz gehoben hast.

Von den Blumen, von den Bäumen
Wurde keine Flur beglückt,
Eh' nicht Du Dein eigen Träumen
Dir mit ihnen ausgeschmückt.

In der Sterne Glanzgewimmel
Gabst Du Welten ihren Lauf,
Und Dein Auge ging am Himmel
Leuchtend mit der Sonne auf.

Hauchtest seelenlosen Dingen
Den lebend'gen Odem ein,
Aus belebten Zweigen klingen
Deine Lieder durch den Hain.

Dankbar hoch im blauen Bogen
Lacht der Himmel zu Dir her,
Und mit wildem Freudewogen
Jauchzt Dir rauschend zu das Meer.

Jeder Strauch auf Deinen Wegen
Streckt Die Aeste nach Dir aus,
Jede Blume blüht entgegen
Deiner Hand zu Kranz und Strauß.

Gräser küssen Deine Füße,
Segnen Deinen stolzen Tritt,
Ueber Dir, wie Liebesgrüße,
Zieh'n die leichten Wolken mit.

Für Dein Wünschen und Dein Hoffen
Bautest Tempel Du und Dom,
Und, von Deinem Wort getroffen,
That sich Hellas auf und Rom.

An dem eig'nen Schöpfungswerke
Wuchs des Schöpfers Kraft empor,
Und aus Deiner Götterstärke
Gingst Du selbst als Gott hervor ....

Das war die beste Stunde des Dichters! —

Aus der Welt der Farben.

Von **Gustav Heyer.**

Die Färberei ist eine alte ehrwürdige Kunst. Ihre Spuren reichen bis in die Anfänge der historischen Zeit hinauf. Herodot, Strabo, später Plinius theilen uns mit, daß Inder und Aegypter bereits Gewebe nicht nur zu färben, sondern schon zu bedrucken verstanden. (Plin. Buch XXXV., Cap. XLII.) Desgleichen bedruckten die Bewohner der kaspischen Meeresküsten ihre Gewänder mit verschiedenen Thiergestalten, indem sie sich zur Fixirung der Farbstoffe einer Art von Beize bedienten.

Jedermann erinnert sich des Märchens von der Entdeckung der Purpurfarbe durch die Phönizier. Aber außer dem Purpur kannten die Alten noch viele andere färbende Substanzen, deren hauptsächlichste das Indigoblau war. So geben uns die Farben von dem Glanz und der Prachtliebe längst untergegangener Völker Kunde. Aus dem Schooß der Erde, aus der Pflanzenwelt, selbst aus dem Bereich des Meeresgrundes schöpfte der Mensch die Mittel zur Befriedigung seines Schönheitssinns. Die ihn umgebende Natur mit ihrer buntfarbigen Mannigfaltigkeit war für den Erdbewohner ja die beste Lehrmeisterin. Was Wunder, wenn er für seine Nacktheit nicht nur Bekleidung sondern auch farbigen Schmuck zu suchen bestrebt war?

Der mit der allmälig zunehmenden Civilisation wachsende Luxus steigerte die Ansprüche, welche unter der Blüthezeit der römischen Kaiserherrschaft ihren Culminationspunct erreichten. Wir müssen den hohen Preis der Farbstoffe des Alterthums in Betracht ziehen, wenn wir ein Verständniß für die ehemalige Kostbarkeit derselben gewinnen wollen.

Ein Pfund der besten tyrischen Purpurfarbe kostete zu Zeiten des Augustus Imperator etwa 700 Mark nach unserm Gelde, und wir verstehen vollständig die Klagen des alten Plinius, wenn er sein Mißfallen bei Gelegenheit über den übertriebenen Farbenluxus der Zeitgenossen äußert.

Die Perlen, sagt er u. a. bilden wenigstens ein ewiges, unveränderliches Besitzthum, sie vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht, aber diese Farbenschätze, die man der Purpurschnecke verdankt, sind vergänglich wie der Tag und die Purpurgewänder nützen sich ab und verlieren an Werth mit jeder Stunde.

Zwischen den Lebenszeiten unseres alten Freundes Plinius und heute liegt manches Jahrhundert, den ehemals so hoch geschätzten, so kostbaren Purpur benützen wir gar nicht mehr, da viel schönere Farbstoffe unser eigen sind, und die Preise der färbenden Materien sanken auf ein Minimum herab. Für wenige Groschen kleiden sich unsere Dorfschönheiten heutzutage in das herrlichste Blau, in das intensivste, feurigste Roth, in Farben, welche jenen Purpur, der ehedem nur königliche Schultern zierte, tausendfach an glänzender Pracht überstrahlen. Sic transit gloria mundi! Die Geschmacksrichtung der Mode verdammt die grellgefärbten Gewänder und liebt trübselige Mischfarben. Man kleidet sich in ein nüchternes, trauriges Grau und überläßt die bunte

Farbenpracht als geschmacklosen Prunk den Naturkindern vom Lande. Die Poesie ist verschwunden aus der Welt, das Auge der Zeitgenossen sieht in den prächtigen Tinten des Regenbogens nur noch mehr oder minder schnelle Schwingungen einer hypothetischen Materie; nüchtern und trostlos wie der Verstand ist die Farbe unserer Gewänder geworden: Grau, grau, grau — eine Mischfarbe, ein Spiegelbild unserer Zeit, unserer augenblicklich von den verschiedensten Meinungen grau gefärbten Lebensanschauung. Verschwunden ist der Glaube, und die Erkenntniß der Wahrheit läßt uns in ihrer Mangelhaftigkeit noch im Stich.

„Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder, Du Blüthenalter der Natur!"

Nun, so schlimm steht es am Ende noch nicht. Aber wir leben ja in dem Zeitalter der Kriege, der „aufeinanderplatzenden Geister", der grauen Farben.

Und so gewinnt diese Welt der Farben, indem sie dem Zeitgeist Ausdruck verleiht, eine erhöhte Bedeutung für uns. Sehen wir die Dinge nicht absichtlich wie oben durch eine zu trübe Brille an, so vermögen wir wohl in diesem Vermeiden von grellfarbigem Prunk das lobenswerthe Streben nach Einfachheit in der äußern Erscheinung zu erkennen.

Daß der Industriezweig der Farbenbereitung, der Färberei und des Farbendruckes trotzdem keine Einbuße erlitten hat, beweist uns die Großartigkeit desselben. Tausende und Abertausende von Händen sind in dieser Branche der Gewerbthätigkeit beschäftigt, und die Zahl der Farbfabriken und Färbeanstalten ist eine enorme. Welche Augen würde Freund Plinius machen, wenn er die großen Kattundruckereien allein des Elsaß besichtigen könnte!

Wir haben selbstredend nicht die Zeit, uns hier auch nur einigermaßen eingehend mit der Technik des Färbens zu beschäftigen. Die Farbstoffe werden entweder direct oder mit Hülfe von sogenannten Beizen theils zum Färben der Zeuge d. h. der Zeugfasern benützt — und diese Kunst wurde schon von den alten Völkern mit großer Geschicklichkeit ausgeübt — theils aber druckt man die Farbmaterien mit gewissen Binde- und Verdickungsmitteln gemischt den Stoffen auf, und diese Methode — obgleich dem Alterthum nicht ganz unbekannt, beginnt doch erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Grund zu ihrer heutigen Vollkommenheit zu legen.

Ohne, wie gesagt, diesen interessanten Manipulationen eine weitere Beachtung schenken zu können, begnügen wir uns für heute damit, ein allgemeines Bild der färbenden Stoffe selbst vor unsern Augen aufzurollen.

Betrachten wir zuerst die uns zunächst liegenden, meist in Gestalt von Oelfarben Verwendung findenden mineralischen Farbstoffe, so werden darunter etwa die folgenden in den Gewerben gebraucht.

Zink- und Bleiweiß zum Aufdrucken auf Calicot, besonders aber zur Herstellung von weißem Leder sowie als Tüncherfarbe. Metallisches Silber und Zinn, Zinnober, rothes Queckſilberjodit, braungelber Oker, Eisenchlorid, die Bleichromate (Chromgelbe), das schmutziggrüne Chromhydroxyd, das kupfer- und arsenikhaltige berüchtigte Scheelsche und Schweinfurter Grün, Berliner Blau, Ultramarinblau, Manganbraun ꝛc. ꝛc. Von größerer Bedeutung und höherem Interesse, speciell für die Färberei der Zeuge sind die organischen, theils dem Pflanzen-, theils dem Thierreich entlehnten Materien. Hier gewinnen die sogenannten Beizen, mit denen die Zeuge, ehe man dieselben mit dem gelösten Farbstoff in Berührung bringt, getränkt werden, ihre

Bedeutung. Dieselben bestehen hauptsächlich aus den Metallhydroxyden des Aluminiums (Thonerde, Alaun), Eisens, Chroms und Zinns. Sie haben erstens den Zweck, den Farbstoff zu fixiren und das gefärbte Zeug dadurch „waschecht" zu machen, zweitens jedoch erzeugt man mit ihrer Hülfe aus einem und demselben Farbstoff, je nach ihrer Natur, verschiedene Farben und Farbennüancen. Beispielsweise liefert die Alaunbeize mit der färbenden Materie der bekannten Krappwurzel ein schönes Roth in allen Abstufungen bis zu licht Rosa, während eine Eisenhydroxydbeize Blauschwarz bis Violett giebt, und schließlich eine Mischung beider ein beliebtes Braun hervorbringt.

In ähnlicher Weise verhalten sich die meisten organischen Farben und wir begreifen leicht, welche Mannigfaltigkeit von Nüancen der Färber dadurch herzustellen im Stande ist.

Die Krappwurzel (Rubia tinctorum) liefert uns in ihren diversen Sorten als „holländischer, elsässer, schlesischer, pfälzer, österreichischer Krapp" einen Färbestoff ersten Ranges. Durch Gährenlassen der gemahlenen Wurzel oder durch Kochen derselben mit verdünnter Schwefelsäure und Trocknen der erhaltenen Masse erhöht man die tinctoriale Kraft dieser Substanz bedeutend. Dieselbe heißt in solcher Präparation fleur de garance oder garancine und findet ihre Hauptverwendung in der Erzeugung jenes köstlichen feurigen „Türkischroth", der nächst dem Indigoblau unzweifelhaft schönsten vegetabilischen Farbe.

Das eigentlich färbende Princip der garancine ist das Alizarin (u. Purpurin), ein schön krystallisirbarer Körper, den man heutzutage aber — ein Triumph der neuesten Wissenschaft — im großartigsten Maßstabe künstlich in Fabriken aus einem Product der trocknen Destillation der Steinkohlen — dem Anthracen — darstellt.

Leider sind die Gelehrten nicht eben so glücklich mit der künstlichen Bereitung eines zweiten Farbstoffes gewesen, welcher das Alizarin noch an Schönheit und Unverwüstlichkeit übertrifft, nämlich des königlichen Indigoblaus. Die einzige Bezugsquelle für dieses herrliche nur durch Chlor oder Salpetersäure zerstörbare Dunkelblau ist bisher noch immer das Pflanzenreich geblieben, und zwar wird dasselbe durch eine Art von Gährung aus diversen Indigofera-Arten der Tropengegenden gewonnen.

Von weit geringerem Werth als diese beiden durch Echtheit und Farbenpracht ausgezeichneten Materien ist die aus verschiedenen farbführenden Flechten dargestellte Orseille. Ihr schließt sich — ein wahrer Plebejer im Vergleich zu der obigen — das grau, blau bis schwarzblau färbende Campecheholz an. Denselben Rang nehmen die übrigen Farbhölzer ein, als die gelbfärbende Quercitronrinde (Quercus tinctoria), das citronenfarbige Gelbholz (Morus tinctoria), endlich das gelbrothe Fernambukholz (Caesalpinia brasil.) und das granatrothe Sandelholz (Pterocarpus santalinus).

Unter dem Namen Cochenille finden wir in der Färberei die getrockneten Körperchen eines Insectes (Coccus cacti, Coccus lacca, Cocc. ceriferus), welches auf einer Caktusart (Opuntia), die man hauptsächlich in Mexiko speciell zur Zucht dieser Thierchen anpflanzt, ihr vergnügliches farbeerzeugendes Dasein fristet. Letzteres endet vor dem Eintritt der Regenzeit. Man tödtet die Thierchen durch siedendes Wasser oder einen Strahl heißen Wasserdampfes, trocknet sie an der Sonne oder im Ofen und erhält so von der Hektare Landes etwa 300 Kilo Cochenille, wobei ein Kilo etwa 140,000 Insecten repräsentirt.

Aus der Cochenille gewinnt man den köstlichen Carmin, der mit liebenswürdiger Indiscretion sogar bis in die Boudoirs, bis in das Sanctuarium der Toilettentische holder Frauen dringt und bei schönen Wangen, die wie „Milch und Purpur" prangen, dienstfertig die Rolle des letzteren übernimmt. Seine Hauptverwendung findet er indessen zur Erzeugung des Scharlachroths auf Wolle. —

Die Existenz all dieser der Natur entnommenen Farbstoffe schien bedroht, als vor ungefähr zwanzig Jahren die Anilinindustrie ihre welterobernden, farbeglänzenden Fittige zu schwingen begann. Das vor der Kenntniß der Anilinfarben bereits entdeckte Muroxyd und die Picrinsäure hatten den Chemikern die Augen für die Reichthümer erschlossen, über welche die organische Chemie zu disponiren vermochte, und es folgte nun Schlag auf Schlag die Auffindung einer kostbaren Anilinfarbe nach der andern.

Noch nie erblühte ein Industriezweig so schnell, noch nie engagirte eine gewerbliche Unternehmung soviel Millionen Capital in so kurzer Zeit als diese merkwürdige Farbfabrikation der letzten Jahrzehnte.

Und woraus gewann man die wunderbaren Farben, welche mit denen des Regenbogens an Pracht wetteiferten und Alles hinter sich ließen, was Menschenaugen bisher in dieser Beziehung gekannt hatten? Jedermann weiß es. Aus den Steinkohlen, aus einem Product der trocknen Destillation derselben, aus dem braungelben sogenannten Anilinöl.

Klingt es nicht wie ein altes Dichtermärchen? Vor vielen Jahrmillionen küßten die warmen Sonnenstrahlen liebkosend die junge nackte Erde auf die Stirn; darob sie, ihre Blöße gewahr werdend, sich schamhaft in ein grünes Gewand hüllte, in ihr Hochzeitskleid. Eine Vegetation, von deren Ueppigkeit wir uns wohl kaum einen Begriff zu machen vermögen, sproß aus dem Erdreich hervor, um wieder nach, wer weiß es zu sagen, wieviel Jahrtausenden infolge mächtiger Revolutionen begraben, verschüttet zu werden. Die Steinkohlenlager unserer Zeit sind die Grabdenkmäler jener untergegangenen Flora, sie sind die Fetzen jenes Hochzeitskleides, und die Gluth, die Wärme und die Farbenpracht der einst gespendeten Sonnenstrahlen finden wir in ihnen aufgespeichert. Denn nichts geht verloren im Weltall. Jene Sonnenstrahlen heizen eigentlich heute unsere Oefen und Maschinenkessel. Was Wunder, wenn wir in der Steinkohle nun auch die Regenbogenpracht des gebrochenen Lichtes wiederfinden?

Aber lassen wir die Märchen.

Die leichte Verwendbarkeit der Anilinfarben in der Färberei, der billige Preis derselben, ihr unübertrefflicher Glanz haben diesen Substanzen, welche man heutzutage, wie gesagt, in allen Regenbogenabstufungen zu bereiten vermag, mit großer Schnelligkeit Eingang in die Werkstätten verschafft. Ihre Verwendung erstreckt sich nicht nur auf das Färben und Bedrucken der Zeuge, sondern findet in ausgedehntester Weise in allen möglichen Industriezweigen, in der Papier-, Parafin-, Seifen-, Elfenbein-, Horn-, Feder- u. s. w. Färberei statt. Man gebraucht sie ferner als Dinte oder Firniß in der Lithographie und Buchdruckerei. Selbst die alte ehrwürdige Galläpfelschreibdinte hat den billigeren und schöneren Anilinlösungen weichen müssen.

Aber wie gewöhnlich bei viel Licht auch Schatten zu sein pflegt, so haben diese herrlichen Steinkohlenfarben ihre Mängel. Sie sind nämlich nicht von der wünschenswerthen Haltbarkeit und ihr größter Feind ist gerade der, dem sie ihr Dasein verdanken, nämlich der Sonnenstrahl. Vergebens hat man

bisher nach Mitteln geforscht, welche den zersetzenden Einfluß des großen Tagesgestirns paralliſiren könnten, und diesem Mangel allein verdanken viele der älteren Farbstoffe noch ihre heutige Anwendung. —

Im Laufe unserer Plauderei ist Manchem von uns vielleicht der Gedanke aufgetaucht, warum wir nicht der reichen Farbenmannigfaltigkeit der Blumen erwähnt haben, dieser oft wunderbar zarten Blatt- und Blüthenfärbungen. Weshalb entlehnen wir der Blüthenwelt nicht unsere besten und feinsten Färbstoffe? Leider ist es bis auf wenige Ausnahmen (Malvenblüthen) nicht gelungen, diese, dem Chemiker noch sehr ungenügend bekannten zarten tinctorialen Materien für die Technik zu verwerthen. Auch ist die Quantität derselben so winzig und ihre Veränderlichkeit und Zersetzbarkeit so groß, daß selbst in Zukunft, bei vollkommneren Mitteln, als sie uns heute zu Gebote stehen, keine nennenswerthen Resultate erzielt werden dürften.

Das „heilige Grün" der Blätter, das Blau und Roth der Blumen ist, wie es scheint, nur für Poeten, aber nicht zum Nutzen der Schönfärber erschaffen worden. Die Färbeanstalt der Natur ist eine ideale. Sie giebt uns, wenn wir es so bezeichnen wollen, Schaustücke und Muster zur Nachahmung, sie ist den Menschen eine Lehrerin, aber schwer hält es oftmals, ihr in die Karten zu gucken. Im großen Ganzen hat noch heute das Goethe'sche Wort seine Gültigkeit:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist."

Die Berliner Künstlerinnen und ihr Salon.

Von G. F.

Seit Jahren veranstaltet der Künstlerinnenverein eine Ausstellung in dem Uhrsaal und den angrenzenden Räumen der Akademie, die ihm noch freundliches Gastrecht gewährt, während die übrige Künstlerschaft längst in einem, wenn auch provisorischen eigenen Gebäude ein Asyl gefunden hat.

Sind derartige Ausstellungen eine Demonstration gegen die Männerwelt, welche ihren Schwestern in Apoll den ohnehin dornenreichen Pfad der Kunst geflissentlich erschwerten? In früheren Jahren waren sie sicher in dieser Hinsicht tendenziös; heut dienen sie einfach als Mittel zum Zweck. Und dieser ist, die Existenz der Kunstschule durch materiellen Zuschuß zu unterstützen. Daß dabei manche Arbeit mit unterläuft, welche in den Räumen der großen Ausstellung der düstern Todtenkammer ihre ölbemalte Fläche zugewendet hätte, läßt sich kaum bestreiten. Im Ganzen ist indeß auch hier die Jury nicht gefügig gewesen, und auch hier soll manche Thräne geflossen sein. Der halb rührende, halb komische Charakter, den diese Ausstellungen mit Ausschluß des männlichen Geschlechts früher trugen, ist nachgerade fast gänzlich geschwunden. Nur noch einige jener etwas stark komischen Autodidactinnen der Kunst ragen (allerdings mit etwas grandiosen Porträtleistungen) in die Werke eines jüngeren, tüchtig ausgebildeten Geschlechts. Die Kritik kann sich der beleidigenden Galanterie entschlagen, mit welcher sie einst an die Arbeiten der Damen ging. Daß Talente darunter, die in Reih und Glied mit ihren männlichen Collegen schreiten können, das bestätigen die Kunstsalons der letzt vergangenen Jahre. Sie brauchten eine Besonderausstellung nicht, und sieht man, was durch die Lehrer der Akademie systematisch auch in dieser Kunstschule geleistet wird, so wünscht man mehr und mehr den Partikularismus aufzuheben und das weibliche Streben gleichwerthig mit dem männlichen anzusehen. Mit den Arbeiten Derer, die, einem alten Decennium angehörend, nur gelegentlich lernen, auffassen konnten, deren Bildungsweg manche Qual und Enttäuschung bezeichnet, sollte man nicht zu hart ins Gericht gehen. Ein goldenes Weisheitswort Goethes aber sollte man den Frauen immer und immer wiederholen. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Unter so vielen Berufenen sind so Wenige auserwählt. Man sieht so kleine Talente an das anspruchsvolle Oelbild gehen, an Genre, Porträt, an Landschaften in großen Dimensionen. Statt im kleinen Genre groß zu sein, bleiben sie im großen Genre klein. Eine Menge dieser geschickten Frauenhände könnten im kunstgewerblichen Fach Tüchtiges leisten. Mit Vergnügen betrachtet Jeder die kleinen Gegenstände, die hier ausgestellten Tische, Kästen, Fächer, Schalen, Vasen, Teller, Albums, die durchweg mit geschmackvollen Ornamenten geziert sind. Hier regt sich die Sehnsucht nach dem Besitz. Hier stimmt man zu, hier bewundert man, während man über manches gutgemeinte Staffeleibild die Achsel zuckt. In kunstgewerblichen Dingen regt sich jetzt ein neues Leben. In der Zeit politischen Verfalls erstarkten wir im Innern; in diesen Jahren des Miß- wenn nicht Nothstandes beginnt die halbverwelkte Blüthe des Kunsthandwerks eine frische Entfaltung. Und die Frauen haben ihren guten Antheil an der Hebung des so vernachlässigten

Gewerbes. Ihnen liegt der Schmuck des Hauses ob. Aus unseren Zimmern sind Gott sei dank beinahe jene schauderhaften Ofenschirme, Musikmappen, Rückenkissen ꝛc. mit aufgeklebten Photographien von Goethe und Beethoven, umgeben von unglaublichen Blumenkränzen, verschwunden. Was hier auf Holz, Stein, Papier, Leinwand geleistet wurde, beweist einen bedeutenden erfreulichen Fortschritt. Eine der talentirtesten Damen, Hermine von Preuschen, hat drei Theile zu einem Ofenschirm hergestellt, welche eine beneidenswerthe künstlerische Zimmerzierde werden wird. Jedes dieser länglichen Theile bildet ein Stillleben für sich, harmonisch wohlthuend zusammengestimmt. Muscheln und halb vertrocknete Binsen, Netze und Stoffe und Früchte, sehr malerisch zusammengestellt. Fräulein von Preuschen hat sich schon früher als Meisterin des Stilllebens bekannt gemacht. Leuchtende Farbe und poetische Auffassung zeichnen ihre Arbeiten aus. Ueberhaupt bietet dieses Genre Vorzügliches. Selbst einige höchstgestellte Dilettantinnen versuchten sich darin. Ein Stillleben mit Vögeln und eins mit Fischen von Clara Lobedan, ein anderes von Marie Remy und ein vorzüglich componirtes, sehr kräftig gemaltes, „Hallali" genanntes von Helene Sietze beweisen, daß auf diesem Gebiet des liebevoll schildernden Kleinlebens der Frauen Lorbeer grünt. Fräulein Sietze ist eigentlich Landschafterin und ein Rahmen mit Federzeichnungen zeugt von einer sich ernst vertiefenden Künstlernatur. Die Meisterin der Landschaft Antonie Biel ist mit zwei Seebildern vertreten. Die Künstlerin wählt vorzugsweise einfache Motive und gestaltet sie zu tief empfundenen Stimmungsbildern. Die den grauen Himmel dunkel reflectirende Meeresfläche, kaum leicht gekräuselt, das Wasser mit dem Horizont verschwimmend, im Vordergrund auf einem spärlich mit Gras bewachsenen Dünenhügel sonnt sich ein Schifferjunge. Man fühlt den kühlen Hauch des Meeres und das Wohlbehagen des Burschen, der gedankenlos hinträumend jedenfalls den echten Naturgenuß kennt. Der neapolitanische Fischer kann angesichts Capri seine Heimat nicht schöner finden, als dieser ländliche Träumer sein melancholisch ernstes Meer. Mit Antonie Biel wetteifert Luise Begas-Parmentier. Ihre Studien aus Venedig reihen sich den besten unserer großen Meister an. Dieselbe Dame versucht sich auch in Radirungen, die jetzt wieder an der Tagesordnung sind. Johanna Budczies schildert Rügen und Dänemark; Marie von Keudell bringt Studien aus der Schweiz, Helene Rousset und Mathilde Wurl malen Schloß Taufers in Tirol, Clara Stöckhardt, belebt das alte Pompeji in Skizzen, und Marie Zierold malt in schlichtem Vortrag einen Waldweg in Pommern. Vorzüglich in der Stimmung ist ein Motiv aus Masuren von Lina von Perbandt aus Düsseldorf. Wie eine jener traurigen slavischen Melodien klingt es aus diesem Landschaftsbild. Ein nahendes Gewitter jagt die Wolken vor sich her, schüttelt die Bäume und treibt im Flug Bauern mit ihrem Gefährt dem heimischen Dorfe zu. Die Malerin ist ein fein empfindendes Gemüth und ihre Technik reicht aus, um ihre Intentionen zur Anschauung zu bringen.

Am zahlreichsten ist naturgemäß das Blumenstück vorhanden. Für die Blumenmalerei sind die Frauen, die „himmlische Rosen ins irdische Leben weben", wahrhaft durch ihre Gemüthsart, ihre Feinfühligkeit, ihre Beobachtungsgabe prädestinirt. Den besten dieser Künstlerinnen sind wir schon sacht begegnet. Köstliche Schwertlilien von Margarethe Ludolf, italienische Blumen von Marie Remy, Alpenblumen von Marie von Reichenbach, die so trefflichen Vorlegeblätter für Blumenmalerei herausgegeben, Blätter

der angehenden Kunstjüngerinnen bilden den Reiz dieser Säle und verwandeln sie in einen wahren Garten. Ein Blatt mit Haidekraut und Aehren und Feldblumen von Auguste Reichelt aus Dresden wünschte ich für mein Arbeitszimmer, ein Duft vom Felde weht aus diesen poetischen Gebilden. Sehr hübsch ist eine Spiegelplatte von Therese Laudien gemalt. Ein anmuthiges Köpfchen sieht sich in diesem Spiegel von einem farbigen Blumenkranz bekränzt.

Genrebilder sind sparsam gesäet und die bessern sind zu zählen. Die Composition ist nur ausnahmsweise Sache der Frauen. Ein älteres Bild Blanca von Hagens: Hagar und Ismaël will einen höheren Flug nehmen. Aber er mißglückt. Die beiden Gestalten der von Verzweiflung verzehrten Mutter und des schon mit dem Todesschatten ringenden Ismaël sind zwei in die beabsichtigte Position gestellte Modelle; sie sprechen nicht zu uns, sie ergreifen uns nicht. Ich kenne die Wüste nicht, aber bei Gentz sieht sie anders aus; und diese Wüste scheint mir zwischen Potzdam und Berlin gemalt zu sein. Frau Jerichau-Baumann ist mit ihrem Finis Poloniae gleich unglücklich. Daß dieser grämlich bleiche Mensch, der auf düster nächtlichem Felde das schmerzgefurchte Haupt erhebt, der Inbegriff des gesunkenen Polen sein soll, muß der Katalog uns sagen. Interessanter ist der „Griechische Hirt", der etwas wohlbeleibt, aber prächtigen südländischen Hauptes sich vom tiefblauen Griechenhimmel und einem weißen Tempelbau abhebt. Die sehr schönen italienischen Köpfe von Helene Richter sind im vorigen Jahr genügend gewürdigt. Antonie Volkmar, die einst mit ihrer „neuen Gouvernante" einen packenden Novellenstoff malte, hat in ihrem „glücklichen Fund" keinen glücklichen Wurf gethan. Ein Kind, halberwachsenes Mädchen aus dem Volke, findet im Kehrichthaufen einen Schmuckgegenstand, den sie mit kindlichem Vergnügen vor sich blitzen läßt. Und nun zum Schluß von dem, was den Menschen stets am meisten interessirt, vom Menschenbildniß. Wer zählt die Sünden, kennt die Namen? Und es ist viel gesündigt und viel soll ihnen vergeben werden. Hohe Persönlichkeiten haben herhalten müssen, um den Ehrgeiz der Malerinnen zu befriedigen. Die imposante Heldengestalt des Kaisers mußte Manches einbüßen auf diesen Porträts, die dem Oelfarbendruck nicht unähnlich. Umsonst wird man in dieser bürgerlich nüchternen, faden Erscheinung die Liebenswürdigkeit des kaiserlichen Kronprinzen, seine Hoheit und männliche Kraft suchen. Diesen Aufgaben war der Pinsel der Damen nicht gewachsen. Sehr hübsch ist ein Kinderporträt von Elise Göbler; und die Porträts von Rosa Petzel zeigen die routinirte, vielbeschäftigte Malerin. Sehr hervorragend ist das Kniestück von Adele Tobias, einer Schülerin Professor Gussows. Schon auf der Ausstellung im Herbst erregte ihr Talent und die realistische Art der Auffassung Aufsehen. Was damals noch zu stark realistisch betont war, hat hier einer geistigen Auffassung Platz gemacht. Das Bild einer Dame im dunklen Costüm, breitrandigen Winterhut, die zum Ausgehen bereit den Handschuh über die eine Hand streift, ist von edler Haltung. Ruhige Noblesse ist das Gepräge derselben. Mit Bravour ist der goldig braune Vorhang gemalt und bis in Einzelnheiten sorgfältig ist das Beiwerk behandelt.

Mit derartig vielversprechenden Talenten kann man der weiblichen Künstlerwelt nur ein „Glück auf"! zurufen und ein auf Wiedersehen in den größeren Hallen der nächsten Ausstellung!

Eine Ballscene aus dem Berliner high life.

Auf dem letzten Opernhausball, der sehr viel besser war als sein Ruf, — denn man konnte sehen, stehen und gehen ohne im Gedränge todt gedrückt zu werden — begann eben die graziöse Quadrille à la cour, halb Menuett, halb Contretanz.

Unter den Cavalieren bemerkte man einige besonders ausgezeichnete Gestalten, namentlich in erster Linie den Prinzen Zeus, ein junger Gott in preußischer Uniform, und zwar in der kleidsamen der goldbehelmten Garde du Corps, „Garde du Coeur" hatte kürzlich eine junge Dame aus der französischen Gesandtschaft gesagt. Er war groß, schlank, blaß und brünett; aus seinen dunklen Augen zuckten zuweilen Blitze, die treffen konnten, wie „der Liebe heil'ger Götterstrahl", wenn ein weibliches Herz die Zielscheibe war. Sein Gegenüber, Graf Crösus aus D., konnte in fast allen Stücken für sein Gegentheil gelten, denn er war klein, dick, blond, hatte helle Augen und trug Civilkleider. Doch galt er für einen Liebling der Damen aller Altersstufen, denn er besaß die seltene Eigenschaft, „eine gute Partie zu sein", er war ein reicher Gutsbesitzer.

Auch Graf Tichau, der rothe Husar, mußte zu den distinguirten Cavalieren der Quadrille à la cour gezählt werden, er war zwar eigentlich zu roth für seine rothe Uniform und hatte sehr unregelmäßige Züge, aber er tanzte vortrefflich und war ebenfalls Majoratsherr, wenn auch seine Güter nicht ganz unverschuldet genannt werden konnten.

Den vierten Cavalier aber wollen wir nicht übergehen, er verdient vielleicht am meisten die Aufmerksamkeit des Beobachters. Er sieht in dem bunten Gewühl wie ein schwarzer Schwan aus. Die Weihe der Idealität schwebt auf seiner lockigen Stirn, er hat offenbar öfter am „Gastmahl des Plato" geistig geschwelgt, als an der Tafel des Reichthums üppigen Genüssen obgelegen. Aber jetzt naht ihm das Vergnügen in einer so bezaubernden Gestalt, daß er davon überwältigt worden ist. Er tanzt mit Leib und Seele, versunken in den Anblick seiner Dame, einer Sylphide aus Florgewebe und Blumen zusammengesetzt. Er war ein Gelehrter und Poet dazu, galt aber trotzdem für comme il faut in der Haute volée, denn er hatte eine diplomatische Verwendung im Ministerium des Auswärtigen erhalten und dazu das Wörtchen „von", welches noch immer der goldene Schlüssel zu den exclusiven Zirkeln ist. Herr von Lohm wurde stets von den vornehmsten Damen ausgezeichnet, sogar Fürstinnen baten ihn um seinen Arm, um sich von ihm durch den Saal führen zu lassen. Es war also natürlich, daß er den Muth erlangt hatte eine junge Gräfin zur Quadrille à la cour aufzufordern. Die andern mitwirkenden Damen ausführlicher zu schildern würde hier zuweit führen. Nur so viel sei gesagt, daß die Mehrzahl jung und schön war, daß die Toiletten reizende Phantasiegebilde darstellten und daß alle Männerherzen in Flammen gerathen mußten.

Als die Quadrille beendet war, stiegen die meisten Paare die große Treppe hinauf, um in der Logenreihe des ersten Ranges Platz zu nehmen. Einige ältere Damen unterhielten sich dort wohlgefällig über die Erfolge, die

der Ball für ihre Töchter und Nichten in Aussicht stellte. Die guten Heirathen konnten ja nicht ausbleiben, wo so viel brillante Partien vorhanden waren!

Viele Damen blicken nach der anderen Seite, wo die Diplomaten saßen, unter ihnen der chinesische Gesandte, der mit seinem weißen Atlasanzug genau wie eine alte Dame aussah. Auch ein hübscher Mann aus Constantinopel mit dem rothen Fez bekleidet, saß dort und freute sich augenscheinlich über die vielen entschleierten Reize der Berliner Damen. Ein Spaßvogel hatte ihm erst kürzlich erzählt, daß die schönen Frauen nicht, wie in seiner Heimat, zu hohen Preisen verkauft werden, sondern noch ein ansehnliches Heirathsgut mitbekommen. Er hofft nun wahrscheinlich sich ein großes Vermögen verschaffen zu können, wenn es ihm gelingt, ein halbes Dutzend Gemalinnen zu nehmen, wie es der Koran ihm erlaubt.

Die Mittelloge des ersten Ranges glich dem Schaufenster eines reichen Juwelierladens, so viel flimmernde Edelsteine erglänzten dort. Das lobenswerthe Bestreben der Damen, immer etwas Neues, Niedagewesenes zu erfinden, um ihre Schönheit auszuzeichnen, hatte zu höchst originellen Toiletten Veranlassung gegeben.

Lady Rodo war in gelbem Atlas mit rothen Schleifen erschienen, Perlenschnüre durchzogen die rothblonden Haare, sie glich vollkommen einem lebenden Bilde, nach Tizian gestellt. Drei ganz schwarz gekleidete Damen erinnerten an die Königin der Nacht aus der Zauberflöte; die schwarze Farbe diente den eigenartigen Schönheiten so vortheilhaft als Untergrund, daß ein moderner Paris schwerlich hätte sagen können, welcher der Preis gebührte. Jeder Leser wird unserer Meinung sein, wenn wir die Namen nennen. Fürstin Rolath, Gräfin Caly und Frau von Holtz.

Unmittelbar über der Mittelloge saßen, wie in einem Guckkästchen mit rothem Sammet ausgeschlagen, noch zwei einzelne Damen in der kleinen niedrigen Loge, welche stets für das Bühnenpersonal reservirt ist. Auf dem dunkelrothen Grunde hoben sich die weißgekleideten, schlanken Gestalten wie antike Marmorgebilde ab; man konnte sie unzweifelhaft mit einer Muse und einer Grazie vergleichen, wenn nicht die grünen Gewinde von Epheu und Weinlaub, die sich schräg mehrmals um die zierlichen Hüften schlangen, ihnen einen bacchantischen Zauber verliehen hätten. Große Sträuße frischer Maiblumen, wahre Füllhörner voll Frühlingsduft, bewegten sich in ihren zarten Händen und schienen eine Zeichensprache zu reden — ahnungslos, daß sie beobachtet wurden!

Die Blicke aus der gegenüberliegenden Loge hafteten mit leidenschaftlicher Neugier auf ihnen, Blicke von scharfsichtigen, eifersüchtigen, weiblichen Augen!

Dieselben hatten entdeckt, daß die Cavaliere, die so eben in der Quadrille à la cour sich ausgezeichnet hatten, in einer der malerischen Grotten des Saales standen und daß Prinz Zeus zu der kleinen, rothen Loge empor winkte, indem er seinen goldenen Helm schwenkte.

Es dauerte nicht sehr lange, dies Zeichenspiel — Muse und Grazie kamen vom hohen Olymp herab und verschwanden im Concertsaal des Opernhauses, wo es nicht gerade Nectar und Ambrosia gab, aber Austern und Schaumwein.

Mütter und Tanten sahen ihnen zornig nach; die jungen Augen ihrer Schützlinge blickten mit sichtlicher Enttäuschung in den leer werdenden Saal.

Die verhängnißvolle Pause des Abendessens vertrieb fast alle Herren. Vornehme Damen ohne Cavalier müssen aber hungern oder nach Hause fahren.

Als man sich zu letzterer Alternative entschlossen hatte, erschien Herr von Lohm unerwarteter Weise und bot seine Ritterdienste an. Er wurde als Ideal eines Cavaliers proklamirt und zur Belohnung erhielt er eine Einladung für den folgenden Abend.

Wie wir zufällig erfahren haben, las er dort einige poetische Episoden aus seinem reizenden Buch über Spanien vor und bezauberte dadurch die sylphidenhafte Comtesse, mit der er die Quadrille à la cour tanzte, so sehr, daß seine Bekannten bereits täglich die Verlobungsanzeige in der Kreuz-Zeitung suchen; villeicht theilen wir nächstens etwas Näheres darüber mit.

Arthur von Loh.

Die Perle.

Sieh mich an, Du meine Seele,
Sieh mich an, Du liebes Mädchen,
Deine Blicke, Deine Küsse
Sind ja meine Seligkeiten!

Kennst Du denn, mein trautes Liebchen,
Die Geschichte von der Muschel,
Der der Himmel einen langen,
Wunderbaren Kuß gegeben,

Und er schenkte ihr die weiße,
Tadellose, reine Perle
Zur Erinnerung an diese
Seligsüße Liebesstunde? —

Sieh, Dein Mund gleicht jener Muschel
Aus dem fernen, blauen Meere,
Dem begehrlich — feinen Lächeln
Ihrer rosenrothen Lippen.

Aber sage mir: wie viele
Küsse hast denn Du gegeben,
Daß Du eine ganze, lange
Perlenkette aufzuweisen?

A. von Lüttwitz.

Neue Lieder von Robert Franz.

Das ist ein künstlerisches Ereigniß! Lange hat Robert Franz's holdtönende Muse geschlummert und nun kommt sie mit dem jungen Frühling wieder! „Gott erhalte Franz den Meister", sollte man singen, denn in einer Zeit, wie der materiellen unsrigen ist die musikalische Poesie, die den Sang des Schwans von Halle durchglüht, ein seltenes Kleinod. Wir machen Franz zu Liebe heute eine Ausnahme und theilen die Worte Wilhelm Osterwald's mit, die derselbe jüngst in der Saalezeitung der neuesten Schöpfung von Franz widmete.

Dieselbe führt den Titel: „Sechs Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Op. 48. Leipzig, F. E. C. Leuckart. Pr. 3 M." Diese Gesänge, sagt Osterwald, sind den besten aus der schöpfungsfreudigsten und frischesten Zeit des gefeierten Meisters völlig ebenbürtig und werden überall, wo der Sinn für wahrhaft edle und seelenvolle Musik noch lebt, begeisterte Freunde finden. Alle tragen in tiefer Auffassung des dichterischen Wortes, die überall direct auf den Mittelpunct der Sache losgeht, ohne sich durch Nebenrücksichten beirren oder ablenken zu lassen, in prägnanter, deutscher Melodiebildung und in der wundervollen Zeichnung der Stimmungen oder Situationen, aus welchen das Gedicht hervorgegangen ist, oder in welche es den Hörer versetzen will, wofür der von Franz mit meisterhafter Technik gehandhabte polyphone Stil ganz besonders geeignet ist, das Gepräge der Franz'schen Lyrik überhaupt, bieten aber trotz ihrer Familienähnlichkeit mit den älteren Liedern des Tondichters so viele neue Eigenthümlichkeiten, daß jede einzelne Nummer zu einer besonderen Besprechung herausfordert.

Nr. 1 behandelt das Gedicht von H. Heine:

„Wenn zwei von einander scheiden,
So geben sie sich die Händ'
Und fangen an zu weinen
Und seufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzten nicht Weh und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach."

Hier ist das Wesentliche der Sache, daß die Seufzer hintennach kommen. Mit sicherem Griffe hat daher Rob. Franz den Schwerpunct seiner Musik in das Nachspiel gelegt; im Liede selbst referirt der Sänger einfach, wenngleich nicht ohne das Gefühl schmerzlicher Erinnerung durch eigenthümlich von der linken Hand in die Begleitung der rechten Hand hineingeworfene Einzeltöne anklingen zu lassen, ich möchte sagen, in echt Heine'scher Art, wehmüthig ironisch plaudernd, von dem gewöhnlichen Verlauf des Scheidens und von Leiden, die andere Leute dabei zu erleben pflegen; seine eigenen Leiden und Seufzer aber, die hintennach gekommen sind, bringt das Postludium in wahrhaft origineller und, weil der Effect im Wesen der Sache begründet ist, in tiefergreifender und nachhaltiger Weise und zwar mit der classischen Einfach-

heit der Mittel, die für das Genie des echten Künstlers von jeher bezeichnend gewesen ist.

Nr. 2 schildert in dem Gedichte eines Ungenannten den Frieden, der über dem Grabe eines liebenden Herzens ruht; von dem Kranz, den himmlische Engel auf dasselbe gelegt haben, pflückt sich der kranke Pilger wohl ein Blümchen „und kehret vom Grab und fühlet alsbald sich gesunden." Die Musik hat einen tief wehmüthigen Charakter und kann an manche der von Franz componirten M. Waldau'schen Lieder erinnern; in der zarten, durch eine Gegenmelodie im Tenor ausgezeichneten Begleitung erinnert es an die schönsten derjenigen Lieder von Franz, die auch ohne Gesang gespielt ein vollendetes Tongedicht geben: das Originelle dieser Nummer aber besteht in der tiefen Auffassung der Schlußworte des Textes: „und fühlet alsbald sich gesunden", die der Componist leise gesungen haben will und sie mit schwermüthig zwischen Dur und Moll hin- und herschwankenden Accorden begleitet. Dieser schwüle, wenngleich des Friedens schließlich nicht entbehrende Ausgang des Liedes zeigt, daß der Sänger desselben, wie Franz ihn auffaßt, sein Gesunden und seinen Frieden nur im Grabe finden kann.

Nr. 3 illustrirt das Gedicht, in welchem H. Heine seinen Abschied zu Schiffe vom Vaterland und Liebchen schildert und mit dem Schmerzensrufe schließt: „Mein krankes Herze brich mir nicht vor allzugroßem Wehe!" Die Musik zeichnet zuerst die Wasserfahrt: man hört die plätschernden Ruderschläge und gleichsam vorwärts schiebende Wellenrucke in der Begleitung und sieht den starrenden Mast des leicht hinschwebenden Schiffes in der Tenormelodie emporragen: Dem ohngeachtet brütet über dem anmuthigen Bilde ein verzehrender Schmerz, der mittelst einer sehr eigenartigen Behandlung der Tonarten erzielt wird, demzufolge man nicht weiß und nach der Intention des Componisten offenbar auch nicht wissen soll, ob die Composition in F-dur oder B-moll gehalten ist. Die Melodie baut sich in drei Strophen echt architektonisch auf, das erste Motiv zweimal wiederholend, aber um je einen Ton heruntergehend. Die Modulation ist ganz wundervoll.

Nr. 4 bringt das Rückert'sche Gedicht von der Himmelsthräne, die von der Muschel eingeschlossen wird, als sie sich im Meere zu verlieren meint, die der Dichter als Symbol seiner reinen Liebe nimmt und zum Schluß betet: „Gieb Himmel, daß ich im reinen Gemüthe den reinsten deiner Tropfen hüte." Die Composition ist in dem Tone der innigsten von Franz componirten Lieder Rückerts gehalten, aber fast noch mehr, als die früheren, durch ihre vollendet abgerundete Form ausgezeichnet. Der groß angelegte Mittelsatz, aus dem die schwärmerischste Gluth strahlt, und in dem die Stelle: „O du mein Schmerz, du meine Lust!" zu dem Seelenvollsten gehört, was Franz geschrieben hat, wird nach rechts und links von einem lieblichen Idyll oder, wenn man will, von Parabel und Gebet in weichen Linien eingerahmt.

Nr. 5 legt einen formell zum Theil spröden, aber gehaltvollen Text der Gräfin Ida Hahn-Hahn mit einer Tiefe aus, wie sie nur ein dem Genius Bach's geistes- und seelenverwandter Tondichter wie Franz besitzen kann. Das Gedicht wirft den Gedanken hin, wie das biblische Gebot uns vorschreibe, den bittersten Feind zu lieben und klagt sodann: „Ich bin bis zum Tode betrübet und hing dem Gebot treu doch an: Er, den ich am meisten geliebet, er hat mir am weh'sten gethan." Die Musik legt nun die erste Strophe in sequenzenartig-fugirter Begleitung, dem reflectirenden Charakter der Textesworte angemessen, in einer Weise aus, daß wir das hohe Gebot der christ-

lichen Ethik in seiner vollen Strenge und starren Erhabenheit vernehmen; dagegen weint in der zweiten Strophe eine Resignation der Leidenschaft ohne Gleichen, um schließlich der Siege göttlichsten: das Vergeben zu erringen, und demgemäß nimmt die Musik hier, ohne den von vornherein angeschlagenen Grundton eigentlich zu verändern, den Charakter der religösen Erhebung an, in welcher das zu Gott schreiende Herz seine Läuterung und Beruhigung findet, ohne deshalb sein menschliches Empfinden zu verleugnen oder zu ersticken. Es ist ein wunderbar tiefes und ergreifendes Seelengemälde, scheinbar zwei schneidende Gegensätze zusammenstellend, und doch beide durch wahlverwandtschaftliche Bedingungen unauflöslich mit einander verknüpfend, wie dies wohl nur der Musik, und auch ihr nur in der Hand eines Meisters vom ersten Range möglich ist.

Nr. 6 hat zur Textvorlage ein Gedicht des Norwegers J. S. Welhaven, worin uns das Bild der norwegischen stillen kühlen Lenznacht vorgeführt wird, die sich an die schwülen Thäler schmiegt, in denen die Elfen mit lieblichen Tönen ihre weißen Lilien begrüßen, während der Mond, vor dem die Wolken über die düsteren Nadelwälder von Tannen schweben, sein Licht auf den schneebedeckten Höhen glänzen läßt. Berg und Thal vergoldet so der holde Lenz und verbannt rings die Nacht, in deren Stille der Dichter sanfte Töne vernimmt, alte vergessene Lieder in seinem Herzen sich regen fühlt und im Anschauen all der Frühlingsbilder Milderung seiner Leiden, Heilung seiner Wunden empfindet. Die Musik schmiegt sich den schönen Worten des Dichters auf's Innigste an: kühle Gletscherluft und warmes Alpenglühen, beides weht und glänzt aus allen Ecken und Enden wie in glitzernden und leichtschwebenden Klängen hervor. Die Melodie ist strophisch gegliedert und steigt anmuthig erst schaukelnd nieder und dann im Gegensatz wieder auf, ein einfaches aber gehaltvolles Motiv dreimal um eine Terz steigernd. Die eingestreuten Secundendissonanzen, die man den feinen Eiskrystallnadeln des nordischen Frühlings vergleichen könnte, und die wie in rosigem Lichte schwebenden Triolen sind dabei ganz besonders wirksame Mittel, das anmuthige Bild der norwegischen Frühlingsnacht vor unsere Seele zu zaubern.

So bieten uns diese sechs neuen Gesänge des halleschen Meisters eben so viele neue Blätter aus dem tondichterischen Tagebuche seines Lebens und lassen uns in eine Welt tiefster Innerlichkeit und eines durch reiche, auch durch bittere Erfahrungen nicht verbitterten, sondern gereiften und geläuterten Gemüthslebens blicken, das sich mit dem Leben der äußeren Natur gern in Verbindung und Beziehung setzt und in ihren Erscheinungen sein Spiegelbild oder Gleichniß findet und vielleicht gerade dadurch auch im reifen, ja herben Ernst der Manneserfahrung sich die ursprüngliche Frische der Geistesjugend bewahrt, welche die Kunst ihren Lieblingen unverwelklich erhält, indem sie dieselben über den Staub des Alltäglichen in den Aether des Ewig-Schönen erhebt, in den wir mit erhoben werden, wenn wir uns mit der rechten Andacht in ihre Schöpfungen versenken.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die vielen Festlichkeiten der Kaiserfamilie haben unserer Residenz ein ganz verändertes Ansehen gegeben. Die fürstlichen Gäste, welche dazu so zahlreich erschienen waren, blieben theilweise noch hier, um Kaisers Geburtstag mit zu feiern, oder sie kehrten zu diesem Zeitpunct wieder nach Berlin zurück. Auf allen Straßen herrscht noch immer sehr sichtbar eine festliche Stimmung, und ein wahres Gewimmel von Mitgliedern der vornehmen Welt versammelt sich in den Theatern und auf den Promenaden. Namentlich sind letztere bei den sonnigen Frühlingstagen so belebt, als wäre man auf einem südlichen Corso. Es ist nicht nur die Siegesallee, sondern fast noch mehr die anderen kleineren Alleen des Thiergartens, wo „ganz Berlin" sich in den Nachmittagsstunden versammelt; es versteht sich von selbst, daß es für die Mehrzahl Vormittag ist, da auch bei uns die Essenszeit immer mehr abendlich wird. In erster Linie sind es die Hofequipagen, welche unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Kaiserin fährt im einfachen zweispännigen Stadtwagen und steigt erst aus, wenn die Hofjägerallee oder die Rauchstraße erreicht ist, wo sie nicht fürchten muß, von Neugierigen umringt zu werden.

Nur von einer Hofdame und zwei Lakeien begleitet, geht die hohe Frau raschen Schrittes, als gälte es eine Aufgabe zu lösen, eine Zeitlang auf und nieder, besteigt dann den nebenher fahrenden Wagen wieder, um noch irgend eine ihrer vielen Wohlthätigkeitsanstalten zu besuchen, eine Vorlesung anzuhören, oder eine Audienz zu ertheilen, ehe sie zur Tafel geht. Die Unermüdlichkeit in der Ausnutzung ihrer Zeit ist bei der Kaiserin wahrhaft bewundernswerth. Der kaiserlichen Familie begegnet man regelmäßig in drei bis vier Wagen. Der Kronprinz, stets in Begleitung der Kronprinzessin und der drei kleinen Prinzessinnen Töchter, liebt es ebenfalls, in der Hofjägerallee zu spazieren, und die Wagen nebenher fahren zu lassen.

Nur der Kaiser steigt nicht aus, sondern fährt in seinem kleinen offenen zweispännigen Wagen mit dem russischen Kutscher und einem gallonirten Jäger auf dem Bock pfeilschnell durch das Gedränge von Menschen und Pferden, unermüdlich freundlich die Grüße erwiedernd, die ihm unaufhörlich von allen Seiten zukommen. Trotz dieser Belästigung läßt er sich sehr selten in einsamere Wege fahren, er liebt das bunte, lebensvolle Bild der Promenaden, das sich in einer dreitheiligen Allee in der ganzen Ausdehnung der Thiergartenstraße aufrollt.

Die Fußgänger, die Reiter und die Wagen bewegen sich dicht neben einander und unterhalten sich oft zusammen, als wären sie in einem Gesellschaftssaal und nicht auf einer öffentlichen Promenade.

Namentlich ist der Reitweg in unmittelbarer Nachbarschaft der Spaziergänger belegen und die Damen verschmähen es nicht, neben den ritterlichen Pferdebändigern herzugehen, um eine etwas laute Unterhaltung zu führen. Noch öfter aber finden sich auf der Promenade lebhafte Bewunderer für die schönen Reiterinnen, die jetzt so zahlreich bei uns werden. Es ist ein reizender Anblick, sie in Begleitung ihrer Väter, Männer oder Brüder durch die Alleen fliegen zu sehen. Früher ritten nur sehr vereinzelte Damen, jetzt ist

es ein sehr gebräuchliches, wenn auch noch immer distinguirtes Vergnügen. Elegante Einfachheit ist unumgängliche Vorschrift bei der Toilette einer Dame zu Pferde, sonst geräth sie in die Gefahr, für eine Kunstreiterin zu gelten. Als eine vollendete Mustererscheinung wird jetzt eine junge Millionärin, Fräulein Pr., allgemein bewundert. Fürst Bismarck und seine Tochter sieht man auch oft, wie zwei imponirende Illustrationen zu einer Ballade, vorüberfausen.

Unter den Reitern bemerkt man einige neue Erscheinungen, den jungen Prinzen Biron, einen Studenten der hiesigen Universität, den Grafen Czapski, der bis vor wenigen Tagen dasselbe war, jetzt aber Gardedragoner geworden ist und für den reichsten Majoratsherrn der Armee gilt.

Auch Prinz Albrecht Solms weilt gegenwärtig hier, er ist ein Großneffe und Liebling des Kaisers, fehlt deshalb auch niemals zu dessen Geburtstag. Das Gerücht verlobt ihn von Zeit zu Zeit mit einer der Töchter des Prinzen Friedrich Karl, doch bis jetzt ganz ohne Grund.

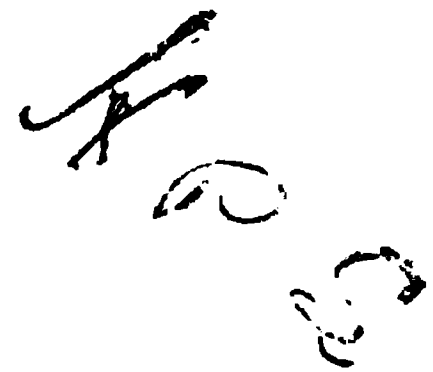
An Equipagenluxus ist Berlin eigentlich ärmer als Wien und selbst Dresden. Bei den mittäglichen Spazierfahrten zeichnet sich nur der Fürst Pleß mit einem eleganten Viergespann aus, das von blauen Livreen mit Roth und Silber begleitet wird; die Diplomaten erscheinen in sehr einfachen Coupés mit grauer Livrée, nur Graf Carolyi fährt neben seiner schönen Gemalin in offenem, atlasgepolsterten Wagen und gereicht damit der Promenade zur besten Zierde.

Ebenso zeigen sich die Chinesen stets in offenem Wagen; ihre Frühlingstracht besteht aus hellfarbigen großen Kragen oder eigentlich Mantillen, in denen sie, obwohl noch theilweise jung, ganz genau wie alte freundlichlächelnde Damen aussehen, und immer noch viel angestaunt werden. Der neue französische Gesandte, Graf Saint-Vallier, erscheint meistens zu Fuß auf der Promenade, als echter Cavalier an der Seite einer der vielen liebenswürdigen Gesandtinnen oder Fürstinnen Radzivill, Odescalchi-Redern, Biron, Liechtenstein. Auch der spanische Gesandte Graf Merry y Colomb, ein Abkömmling des Columbus, schließt sich meistens dieser distinguirten Gesellschaft an. Einige jüngere Diplomaten fehlen natürlicherweise auch nicht, unter ihnen der Markgraf von Pallavicini, den man fälschlich verlobt gesagt hat.

Dies Zusammentreffen auf dem Morgenspaziergang ist eine Fortsetzung der Unterhaltungen, welche in den Abendgesellschaften begonnen wurde. Es giebt nämlich noch immer Einladungen, sogar ein Ballfest beim Fürsten Pleß fand trotz der vorgerückten Jahreszeit statt und war so zahlreich besucht, als wäre man noch mitten im Winter. Auch bei Hofe waren noch große Festlichkeiten, jedoch ohne Tanz, die Triller von Etelka Gerster mußten dafür entschädigen. Sogar der Geburtstag des Kaisers wurde ohne Ball gefeiert, obwohl siebenhundert Personen dazu geladen waren. Die Kaiserin hatte ihre Gäste in überraschendster Weise unterhalten lassen. Außer Etelka's Gesang, dem wundermächtigen, wurden lebende Bilder dargeboten und zwar in seltenster Kunstvollendung, weil Herr von Hülsen selbst das Arrangement übernommen und die schönsten Gestalten vom Hofballet dazu ausgesucht hatte. Namentlich war Fräulein Forsberg mit ihren goldenen Locken eine wunderbar schöne Catarina Cornaro nach Makart's berühmtem Gemälde. Ein Bild des unvergeßlichen Dichter-Maler Henneberg, „des Siegers Heimkehr", ward ebenfalls meisterhaft dargestellt und rührte durch seine sinnige

Schwarzwild zum Wasser gehend.

Nach einer Originalzeichnung von C. Kreuzer



Auswahl augenscheinlich das erhabene Geburtstagskind aufs Tiefste. Der Kaiser war ohnehin durch die zahllosen Ovationen und Etikettenbesuche sehr angegriffen worden. Die Kaiserin hatte deshalb auch vorsorglich verhütet, daß er sich schon beim Beginn des Festes ermüdete, er durfte erst später erscheinen, und sah dann über alle Erwartung frisch und heiter aus. In der prächtigen scharlachrothen Uniform seines Garde du Corps-Regiments machten seine stattliche Gestalt und kerzengerade Haltung einen wahrhaft imponirenden Eindruck. Das Fest behielt trotz seines großartigen Glanzes einen familienhaften Charakter. Es war unbeschreiblich rührend, als der Kaiser am Arm der geliebten einzigen Tochter, der Großherzogin von Baden, erschien und die Kaiserin neben ihm am Arm des einzigen Sohnes, des Kronprinzen, dessen herrliche ritterliche Erscheinung den Ausdruck des Mutterstolzes rechtfertigte, der ihre Züge verklärte.

Noch zwei andere gekrönte Häupter erregten allgemeine Bewunderung an jenem Abende, der König Albert und die Königin Carola von Sachsen, Beide sind wahrhaft königliche, imponirende Erscheinungen, voll geistiger Hoheit neben herzlicher Leutseligkeit.

Unter den übrigen fürstlichen Gästen erblickte man auch den Prinzen Wilhelm von Württemberg mit seiner jungen Gemalin, der holdseligen Prinzessin von Waldeck, die zum ersten Mal am Berliner Hofe erschien. Auch Prinzessin Elisabeth von Weimar war eine neue Erscheinung, sie zeichnet sich durch die geistige Begabung aus, die sie als echte Tochter von Weimar-Athen empfangen hat. Ihre ältere Schwester, die Prinzessin Reuß, jetzt in Constantinopel, ging ihr in der Pietät für die literarischen Traditionen ihres Hauses allerdings stets mit gutem Beispiel voran. Die junge Prinzessin ließ sich vorzugsweise Schriftsteller vorstellen, namentlich den Privatsecretär der Kaiserin, Herrn von Mohl, der soeben eine poetische Reisebeschreibung über Spanien herausgegeben hat, und den Grafen Alfred Adelmann, Adjutanten des Prinzen Wilhelm von Württemberg, zwei junge Männer, denen das Glück lächelt, die Gunst der Musen und der Fürsten zu vereinigen.

Am folgenden Tage trat Etelka zum ersten Male im Opernhause auf und erlebte dort einen Triumph, wie er noch keiner Sängerin in Berlin zu Theil geworden ist. Es hat ja schon größere Sängerinnen gegeben, die Sonntag stand unzweifelhaft über ihr, die Lind ebenfalls, auch vielleicht die Lucca, aber die Aeußerungen des Enthusiasmus waren früher nicht so großartig.

Der erste Rang war gewissermaßen eine zweite Bühne im Theater und erregte die Schaulust des anwesenden Publicums in hohem Grade, denn die ganze Hofgesellschaft war dort anwesend, auch alle kaiserlichen Logen waren überfüllt, wie bei Gelegenheit einer Galaoper.

Seither wiederholte sich dies an jedem Abende von Etelka's Auftreten, die Meldungen um Plätze übersteigen stets um das Doppelte die Anzahl der vorhandenen Plätze, dennoch gelingt es zuweilen, noch Eintritt zu erlangen durch die schlimme Genossenschaft der Billetunterhändler, die freilich oft 50 bis 60 Mark für ein Billet zweiten Ranges fordern, aber mancher Fremde freut sich, doch wenigstens die Möglichkeit zu erlangen, die gefeierte Sängerin zu hören. Wir selbst haben das Vergnügen gehabt, sie auch in Privatcirkeln zu bewundern. Der Liebreiz ihrer Stimme war natürlicherweise dort noch viel größer, als bei einer anstrengenden Leistung im Opernhause, auch ist sie persönlich von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Ohne schön zu

sein, besitzt sie ein ausdrucksvolles, angenehmes Gesicht und ungemein viel Anmuth im Sprechen. Ihre Gestalt ist sehr biegsam, schlank und doch reich an Fülle. Sie ist erst zwanzig Jahre alt, sieht aber etwas älter aus. Ihr Verhältniß zu ihrem Gemal Herrn Gardini scheint sehr glücklich zu sein; er ist ein gebildeter, verständiger Mann, der sie sehr liebt und ihre Stimme mehr pflegt als sie selbst es thut. Er hat Medicin studirt, kann sie also mit ärztlicher Vorsicht behandeln. Auf die Ausbildung ihres Spiels wendet er gleichfalls viel Sorgfalt, es ist unleugbar, daß sie große Fortschritte in der Darstellungskunst gemacht hat, seit sie mit ihm verheirathet ist.

Die italienische Oper bei Kroll, wo einst Etelka entdeckt wurde, hat jetzt abermals eine schöne, große Stimme angezeigt, die Signora Saurel, angeblich aus Sicilien, besitzen soll, auch einen guten Tenor, Signor Vidal, kann man dort hören, doch hat man noch vollauf mit den andern Theatern seine Zeit einzutheilen. Die französische Bühne ist diesmal länger hier als sonst, und das Residenztheater bringt viel Novitäten, u. A. Risler und Fromont, nach der eigenhändigen Bearbeitung von Daudet hier durch Sonnenthals Risler vor dem Fall bewahrt. Im Schauspielhaus hat die großartige Dichtung „Tiberius" leider keinen Beifall gefunden und ein allerliebster, poetisch feinfühliger Einacter von unserm Auerbach, „Das erlösende Wort", ist ebenfalls, so sehr er auch gefiel, nicht nach Verdienst als eine dauernde Bereicherung des Repertoires gewürdigt worden. Daß die dramatischen Dichter unter solchen traurigen Erfahrungen leiden, ist nur zu natürlich.

Einige auswärtige Feste machte unsere vornehme Welt kürzlich mit, von denen sehr viel die Rede war. Die jungen meiningenschen Herrschaften hatten in ihrem kleinen Schloß zu Potsdam einen Thee befohlen, gewissermaßen um alle die reizenden Hochzeitsgeschenke zu benutzen, die ihnen zur Einrichtung ihrer jungen Häuslichkeit gespendet waren.

Auf dem Theetisch paradirte auch die silberne Zuckerdose mit dem Maikäfer als Knopf, die von dem Regiment der Gardefüsiliere dem „Kameraden" Erbprinz von Meiningen geschenkt wurde. Dies Regiment heißt nämlich im Volksmund „Die Maikäfer" und hat nun auch selbst diesen Titel sich angeeignet. Nach eingenommenem Thee besuchten die hohen Herrschaften mit ihren Gästen ein Concert im Palast Barbarini, wo stets die Elite der Berliner Künstler mitwirkt.

Ein anderes Fest fand in dem benachbarten Rathenow statt, wo die rothen Zietenhusaren stehen, die fleißigsten beliebtesten Tänzer der Berliner Hofbälle. Sie sind auch die gewandtesten Reiter und hatten den Wunsch, sich als solche der Damenwelt zu zeigen. Es ergingen Einladungen nach Berlin und nach den Gutsbesitzern der Umgegend, so daß sich eine wahrhaft vornehme Gesellschaft einfinden konnte. Prinz Friedrich Karl hatte ebenfalls seine Gegenwart zugesagt, er steht à la suite dieses Regimentes, trägt mit Vorliebe dessen Uniform und zeichnet es bei jeder Gelegenheit durch besondere Gunst aus. So hat er kürzlich demselben zwei silberne Pauken geschenkt, die bei festlichen Gelegenheiten im Frieden als riesige Bowlen fungiren.

In der prächtig geschmückten Reitbahn wurden die halsbrechendsten Kunstproductionen ausgeführt. Zuerst ward eine graziöse Quadrille mit Damen geritten, letztere sahen bezaubernd aus im Husarenkostüm, rothem Attila, Pelzmütze und blauen Dolman über einem langen, schwarzen Reitkleide, an der Seite mit Silberstreifen besetzt.

Dann folgte „Die Schleifentour", eine höchst pittoreske Scene, wobei

eine Schleife von der Schulter des Gegners geraubt werden muß. Zuletzt kam ein Jagdrennen mit Hindernissen, woran ebenfalls Damen, aber auch gemeine Soldaten theilnahmen. Es wurde dabei das Unglaublichste geleistet an Tollkühnheit und Sicherheit. Die Hürden waren z. B. mit Petroleum bestrichen und brannten lichterloh, dazu ging ein prasselndes Feuerwerk in die Luft und doch scheute kein einziges Pferd und keinerlei Unfall fand statt, alle Hindernisse wurden siegreich genommen. Es schienen nicht mehr Menschen, sondern Centauren zu sein, diese Pferdebändiger! Einige ihrer Namen hier zu nennen, ist uns eine angenehme Pflicht! Oberst Freiherr von Rosenberg, Rittmeister Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Lieutenants von Priem, von Winterfeldt, von Jagow, von Sydow, von Keller ꝛc.

Unter den Damen zeichneten sich besonders aus: die Gattin des Obersten Freiherrn von Rosenberg und ihre zwei erst eben erwachsenen Töchter, Frau Rittmeister Guniol, Frau Rittmeister Grell und Fräulein Jakobson aus Berlin.

Nach solchen Anstrengungen waren alle Betheiligten noch rüstig genug, um an einem Ball im Schützenhause theilzunehmen. Da sage man noch, daß unsere vornehme Welt schwache Nerven hat! H. v. N.

Wien.

Die Kalendermacher behaupten, daß jedes Jahr unter der Herrschaft eines besonderen Planeten stehe und der Historiograph des socialen Großstadtlebens darf seinerseits wieder behaupten, daß jeder einzelne Monat einer Metropole unter dem Einflusse seines speciellen Ereignisses sich befinde. Das Gestirn, welches die österreichisch-ungarische Hauptstadt im Laufe der letzten Wochen beherrschte, war — Hans Makart und die Nebensterne betitelten sich „Italiener". Das große Gemälde Hans Makart's ist bereits auf dem Wege nach Paris, wo es für die Weltausstellung bestimmt ist, ja wenn diese Zeilen meinen verehrungswürdigen Lesern und Leserinnen vor die Augen treten, dürfte die colossale Leinwand in dem Expositionsgebäude auf dem Trocadero auch schon ihren Platz gefunden haben, die leidenschaftlichen Discussionen über die Vorzüge und die Fehler des „neuen Makart" sind an der Donau bereits verhallt und „Figaro" nimmt sich daher die Freiheit, auf das bereits verpackte und aufgehäufte coloristische Ereigniß mit einigen ruhigen Worten zurückzukommen. Das vielbesprochene Gemälde behandelt den Einzug Karl V. in Antwerpen, ist auf eine der Reisenotizen Albrecht Dürer's aufgebaut und schließt in seinen Rahmen die ganze Tafelrunde des Malers ein; denn auch Makart hat seine Tafelrunde. Die Maler Wiens stritten darüber, ob das Colorit des Bildes mehr oder weniger kühn, ob die Zeichnung der einzelnen Figuren correct, ob die Perspective richtig sei; die Laienwelt beschäftigte sich zunächst mit der Frage, ob Frau Haupt, die Gattin des Bankiers, und Frau von Taschenberg, die Gattin des Ministers, gut getroffen, ob das Haar der Gräfin Khevenhüller auch in der Natur so goldblond und das Profil der Wolter auch in der Wirklichkeit so edel sei wie auf dem Bilde in der Umgebung des Fürsten Karl. Hans Makart, der in der vorvergangenen Saison jenen berühmt gewordenen Van Dyk-Abend veranstaltete, von dem ich seiner Zeit in diesen Blättern ausführlich gesprochen, hat die damalige Niederländersoirée mit dem Pinsel wiederholt, und so wan-

dern sie Alle im Frühjahr 1878 nach Paris, die zur gleichen Periode des siebenundsiebziger Jahres im Atelier des berühmten Meisters — Champagner getrunken. Doch Einige sind in der gemalten Societät, die allerdings nicht zur Tafelrunde gehörten und das sind die vier oder fünf ganz nackten oder ein wenig verhüllten Mädchengestalten, die sogenannten „Schaujungfrauen", die man dem Zuge des spanisch-habsburgischen Fürsten eingereiht. Die Medisance ließ sichs natürlich nicht nehmen, zu behaupten, daß in den so dürftig gekleideten weiblichen Figuren auch manche Gattin, manche Tochter bürgerlicher Sphäre zu erkennen sei und daß sich Hans Makart seine Modelle nicht blos von der Straße, sondern auch vom Salon hole, aber wer wird so leichtgläubig sein, und auf die Medisance hin horchen? — Wie dem aber auch immer sei, das Gemälde „Einzug Karl V. in Antwerpen" hat dem Künstlerhaus, wo es durch vierzehn Tage ausgestellt war, das nette Sümmchen von circa 12,000 Gulden eingebracht und Makart, der in Geldsachen äußerst generös ist, hat diesen ganzen Betrag der Genossenschaft der bildenden Künstler zugewendet, wofür ihn diese zu ihrem Stifter, zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt haben. — Was nun Paris zu dem jedenfalls höchst interessanten Werke sagen wird, bleibt abzuwarten, Wien hat durch dasselbe seinen Conversationsstoff, sein Amüsement und seinen Eclat auf Wochen hinaus bekommen. Die Kunst kann davon wohl nicht leben, aber der — Roman. Und einen colossalen Roman, in welchen zwei schöne Damen und mehrere Vertreter der Finanzaristokratie verwickelt waren, setzte es wirklich ab — es gab Herausforderungen, Cartellträger, Zeugen — glücklicherweise aber floß kein Blut.

Die letzten Momente der musikalischen Saison waren ganz und gar von den „Italienern" beherrscht. Im Grunde genommen giebt es ja keine eigentliche italienische Oper mehr, in dem Sinn und Charakter nämlich, wie sie uns Rossini, Bellini und der frühere Donizetti vermittelt und selbst Verdi ist mit seiner Aida bereits ins moderne Lager übergegangen, allein trotz alledem hat man sich von dem Begriff „italienische Oper" noch immer nicht ganz emancipirt. Sehr charakteristisch für die Wiener „Stagione" vom heurigen Jahre ist wohl der Umstand, daß eine der Hauptopern des Repertoires in — französischer Sprache gesungen wird. Diese Oper ist der Hamlet von Ambroise Thomas. Ganz natürlich. Madame Nilsson, die Ophelia, ist eine Schwedin und hat in Paris ihre künstlerische Erziehung genossen, Faure-Hamlet ist Franzose pur sang und die Königin — Madame Salla, ist Pariserin mit italienisirtem Namen. Doch ich will mich hier keineswegs auf das Wesen und den Werth der verschiedenen Opernrichtungen einlassen, sondern vielmehr unsere heurigen „welschen" Gäste ein wenig nach ihrer socialen Stellung mustern . . . Christine Nilsson, im vergangenen Jahre von der gesammten hohen Aristokratie verhätschelt und als Trumpf gegen Adelina Patti ausgespielt, die sich von einem, von ihrem Marquis hatte scheiden lassen, wird dieses Mal in auffallender Weise vernachlässigt. Die Coterie Hohenlohe, Metternich, Auersperg, Khevenhüller ꝛc., die für die schwedische Nachtigall einen diamantenen Käfig hatte bauen lassen, benimmt sich sehr zurückhaltend. Diese Frontveränderung macht natürlich nicht wenig von sich reden, doch will Niemand so recht mit der Sprache heraus. Es weiß es ein Jeder, doch sagt es Keiner und die ganze chronique scabreuse macht sich in geflüsterten Malicen Luft. Soll Einer aufstehen und sagen, daß die heilige Gebetstelle Unrecht habe, die da sagt: „Verlasset Euch nicht auf Fürsten!"

Frau Nilsson hält sich entsprechend der veränderten Situation auch einigermaßen in Reserve und begnügt sich damit, in ihrem Hauptquartier, dem „Grand Hotel", glänzende Diners zu geben. Das ist auch eine Art Revanche an Wien, denn die Direction des Hofoperntheaters muß der dramatisch-musikalischen Schöpferin der Ophelia nicht nur 5000 Francs per Abend geben, sondern auch ihre Hotelrechnungen bestreiten. Und die Direction hat bei der Unterzeichnung des Vertrages ganz vergessen, daß weltberühmte Primadonnen von Zeit zu Zeit großmüthige Dinersanwandlungen haben, namentlich wenn diese Anwandlungen auf die Rechnung Anderer gesetzt werden.

Faure (Jean-Baptiste) ist der Löwe des Tages und mit Recht. Sein Hamlet, sein Mephisto und sein Don Juan müssen gehört und müssen *gesehen* werden, damit diesen Rollen das volle Maß der Würdigung werde. Man kann sich nichts Durchdachteres vorstellen als diesen Dänenprinzen, nichts Geistvolleres und Lebendigeres als diesen Mephisto, nichts Eleganteres und Liebenswürdigeres als diesen Don Juan. Doch ich bin unversehens in die Kritik hineingerathen und wollte mich ja nur mit der Causerie befassen. Faure ist ein Gentleman vom Wirbel bis zur Zehe und neben der Liebe zur theatralischen Kunst giebt er sich mit wahrem Fanatismus der Sammlung von Gemälden und Antiquitäten hin. Ein großer Kenner im Reiche der Malerei, der Bronze- und Porzellanindustrie, ist vor seinem scharfgeübten Auge keine Imitation, keine Fälschung sicher und wo Andere aus der großen Familie der „Amateurs" und „Connaisseurs" zehn Mal betrogen werden, hat er höchstens ein sarkastisches Lächeln. Die Galerie der alten und modernen Meister, die Faure in Paris angesammelt hat, wird auf 6 bis 700,000 Francs geschätzt. Das ist ein Standpunct, den sich wohl jeder Künstler gefallen lassen kann, eine Capitalanlage, die auf sicheren Füßen ruht, als wäre sie auf den Actien einer modernen Mäklerbank errichtet.

Signora *Litta* war das erste Opfer der Stagione und zwar als Lucia. Sie kam, sang und fiel durch. Signora Litta ist Amerikanerin und heißt eigentlich Miß Litton. Doch giebt es eine dritte Version auch noch und diese dritte Version meint und behauptet steif und fest, die durchgefallene Lucia sei nicht Signora Litta und nicht Miß Litton, vielmehr Fräulein Rosenfeld. Ganz merkwürdig. Bisher war es Usus, jeden Künstler und jede Künstlerin von Bedeutung sofort zum Juden oder zur Jüdin zu machen und siehe da! Jetzt macht man sogar auch die Durchgefallenen mosaisch. Signora Litta — Miß Litton — Fräulein Rosenfeld ist erschreckend mager, abstoßend häßlich, hatte eine zwirnsdünne Stimme und ein höchst fades Spiel — sonst ist die Künstlerin sehr interessant. Pfui! wird manche meiner erzürnten Leserinnen ausrufen, wie kann man so ungalant sein und über eine Dame ein solch hartes Urtheil abgeben. Aber Du mein Gott — über gewisse entsetzliche Wahrheiten kann selbst der gefügige Figaro nicht hinaus. Uebrigens muß ich das Eine offen und ehrlich bekennen: Signora Litta ist in keine galanten Abenteuer verwickelt und durch diesen Namen wurde das Frauengeschlecht bis jetzt nicht im Geringsten compromittirt. — Mademoiselle — o Pardon! Signora Salla ist eine Pariserin, heißt eigentlich Septavaux, studirte vor mehreren Jahren bei unserer renommirten Gesangsprofessorin Mathilde Marchesi, besitzt eine hübsche Stimme und noch ein hübscheres Gesichtchen und verbringt ihre freie Zeit damit, daß sie mit Herrn Faure Ecarté spielt, wie überhaupt diese zwei Pariser Repräsentanten der italienischen Kunst recht freundschaftliche Beziehungen zu einander haben — hony soit

qui mal y pence. — Madame Trebelli liebt es nicht mehr, durch die Wiener Gassen zu kutschiren und auf der Ringstraße mit den Fiakern zu concurriren; im vergangenen Jahre hatte nämlich die Künstlerin einen kleinen Kutscherconflict mit der Wiener Polizei und so etwas vergißt sich nicht so leicht. Uebrigens unterhält sich Madame Trebelli bei uns sehr gut, denn ihr Gatte, Signor Bettini, von dem sie geschieden ist, weilt fern von der Donau. Signor Campanini, der Heldentenor, hat das Schicksal der Litta getheilt, auch er kam, auch er schrie und auch er wurde abgelehnt, nicht einmal das höchste C konnte diesen Sänger mit dem Gesicht eines Brauergesellen retten. Signor Angelo Masini, der lyrische Tenor, dagegen, ist wiederum der Abgott verliebter Seelen. Er flötet wie eine Nachtigall und wenn er sich auf einem Tone behaglich fühlt, läßt er sich auf demselben häuslich nieder, der vorwärts eilende Capellmeister Andeti mag noch so sehr zappeln und strampeln. Signor Padilla endlich ist der chevalereske Bariton, der er immer gewesen. — Nun bin ich zu Ende mit meiner Revue und komme zum Resultat, daß Faure, obgleich man von ihm, wie ich es in meinem letzten Briefe flüchtig angedeutet, nicht allzuviel erwartete und obgleich seine Stimme nicht mehr in der ersten Fraicheur steht, der Held des Tages und der Held der Opernabende zu sein verdient. —

Nun auch Einiges von den anderen Theatern.

Im Burgtheater gab man ein einactiges Stückchen von Dr. Emil Granichstätter, einem hiesigen Advocaten, mit vielem Glück. Seit es den hiesigen Advocaten herzlich schlecht geht — die Leute haben ja nicht einmal mehr so viel Geld, um Processe zu führen — scheinen sie unter die Poeten gehen zu wollen. Das Stückchen heißt: „Witwe Scarron" und bekundet ein hübsches dialectisches Talent. Die Schuldenfrage des Herrn Baumeister ist vorläufig erledigt und der Künstler bleibt vor der Hand dem Hoftheater erhalten, bis wieder neue Wechsel einzulösen sind und eine neue Krise heranbricht. Nicht immer jedoch pflegen sich finanzielle Krisen gütlich abzuwickeln, manchmal sind dieselben von einer Katastrophe begleitet. — Sehr schlimm wird seit einiger Zeit dem Stadttheater mitgespielt und Director Laube ist gegenwärtig der geplagteste Mann von ganz Wien. Zuerst trat Tewele, der Komiker des Hauses, aus, denn Franz Tewele wollte durchaus selber Director sein und pachtete das Carltheater; dann ging Robert und ließ sich für das Burgtheater engagiren und zuletzt kam Dingelstedt und nahm sich zu dem jugendlichen Helden Emerich Robert auch noch den „humoristischen Vater" Bukovics. Nun hat Laube nur noch zwei Säulen — Frau Schönfeld und Herrn Lobe — aber auch diese können fliehen über Nacht.

In den aristokratischen Kreisen ist es still und schwarz geworden und alle officiellen Lustbarkeiten und Amüsements sind plötzlich wie auf ein Commando abgebrochen. Das hat der Tod des Erzherzogs Franz Karl, des Vaters des Kaisers, gethan, für den sechs Monate allgemeine Hoftrauer — darunter zwei Monate tiefste Trauer — angeordnet worden sind. In den beiden Hoftheatern erscheinen sämmtliche Damen in schwärzestem Schwarz und die Säle machen dadurch den Eindruck eines lebenden und beweglichen Sarkophags. Erzherzog Franz Karl, „der gute alte Herr", ist sehr Vielen abgestorben, die auf die Milde und Güte ihrer Mitmenschen zu rechnen haben und namentlich Ischl, das österreichische Baden-Baden, hat alle Ursache, den Hingang des greisen Erzherzogs tief zu beweinen. Seit dreiundfünfzig Jahren bewohnte der Erzherzog im Sommer stets den reizenden

Markt an der Traun und es läßt sich denken, daß durch diesen Aufenthalt manch großes Stück Geld ins Land gebracht wurde. In den letzten Jahren belief sich die Summe, welche der erzherzogliche Aufenthalt jedes Mal in Ischl kostete, nicht weniger als 150,000 Gulden, denn 87 Personen gehörten dem Hofstaate des Erzherzogs Franz Karl an. In Wien vermißt man seit dem erfolgten Hinscheiden des alten Herrn die von sechs Schimmeln gezogene Carosse, in welcher Franz Karl jeden Mittag in den Prater fuhr. Diese Carosse mit den sechs Schimmeln und den drei Jockeys und den zwei Lakeien auf dem rückwärtigen Trittbrete gehörte gewissermaßen zu den Wahrzeichen des alten Wien. Der Kaiser, die Kaiserin, der Kronprinz — Niemand von diesen höchsten Mitgliedern des kaiserlichen Hauses fährt bei nicht officiellen Gelegenheiten anders als in zweispänniger Kutsche.

In die literarisch-wissenschaftliche Bewegung der Fastenzeit eine gewisse Rührigkeit gebracht zu haben, ist ein unschätzbares Verdienst des Schriftsteller- und Journalistenvereins „Concordia". Den drei Vorlesungen des Monats December folgten zwischen März und April zwei Abende ernstesten Charakters. Professor Häckel las über die Thierstaaten, Professor Lazarus hatte sich das Thema: „Zeit und Weile" gewählt. Zu beiden Vorlesungen hatte sich das Publicum in dichten Schaaren gedrängt und der Bösendorfer Saal in der Herrengasse konnte die Zahl Derer nicht fassen, die da ein Wörtchen der beiden Gelehrten erhaschen wollten. Ganz besonders anziehend gestalteten sich auch die Nachspiele, mit denen die zwei Gelehrtenabende — man konnte diese Gelehrtenabende wohl auch wissenschaftliche Soiréen nennen, denn der größte Theil des eleganten Auditoriums bestand aus schönen Damen — gefeiert wurden. Die Concordia veranstaltete nämlich nach der Häckelvorlesung einen Kneipabend für den kühnen Naturforscher und nach der Lazarusvorlesung einen solchen Kneipabend für den tiefen Denker. An beiden Abenden wurden viele Reden gehalten, viele Lieder gesungen und viele Gläser geleert und zweifelsohne werden die beiden Gelehrten aus Jena und Berlin aus der alten Kaiserstadt eine ganze Menge freundlichster Erinnerungen mitnehmen. Was die Gäste aus der Fremde am meisten interessirt haben dürfte, das sind wohl die „Bänkel", mit denen sie überrascht wurden. Es gab einen „Häckelbänkel" und einen „Lazarusbänkel", d. i. ein vielfach complicirtes Lied im Volkston, in welchem die Bebänkelten, resp. die Besungenen in der mannigfachsten Weise musikalisch-witzig apostrophirt werden. In solchen Bänkeln steckt oft sehr viel Witz, oft aber auch sehr viel Unsinn, die Hauptsache aber ist, daß man über dieselben möglichst viel lacht. Der Bänkel darf politische, literarische, finanzielle und confessionelle Ausfälle sich erlauben, nur — persönlich darf er nicht werden.

Nun aber ist das Ende aller Theater, Concerte, Vorlesungen, Picknicks, Reunionen und Redouten nahe an uns herangetreten. Die Charwoche mit ihren Graben- und Kohlmarktpromenaden läßt die neuen Ideen der Modeateliers an uns vorbei defiliren, Alles, was noch einen Wagen und ein Paar Pferde sein eigen nennt, trollt in der Nobelallee des Praters auf und ab, die aristokratischen Cavalcaden wirbeln den Staub der seitlichen Reitallee auf, die Mütter so und so vieler Kinder sind in Gedanken darüber versunken, wo sie für die Monate Juli und August ihrer Familie die beste Luft und sich selber das reichste Amusement zuführen, und die sorg- und kinderlose Eleganz macht Pläne über die Badereisen der Zukunft. Ach, das ließe sich ja Alles so sorgfältig zurechtlegen, das ließe sich Alles bis auf das I-Tüpfelchen

im Vornhinein bestimmen, aber da ist Rußland, das auf seinem Vertrag von St. Stefano beharrt, da ist England, das in dem Frieden von St. Stefano den Krieg sieht, da ist Oesterreich, das nicht sagt Ja und nicht sagt Nein, da ist Deutschland, das sich in tiefstes Schweigen hüllt, da ist ferner das knirschende Frankreich und das lauernde Italien — — und welcher Mann, der nicht absolut abhängig ist von den sogenannten Weltintriguen und Universalhändeln, welcher Mann wird da einen ganz bestimmten Plan auf Monate hinaus entwerfen und befolgen können? — Wenn diese Zeilen in Druck gehen, ist möglicherweise der erste Schuß bereits gefallen, möglicherweise wurde aber aus dem feindlichen Schuß ein liebevoller — Kuß, und wieder möglicherweise wars weder ein Kuß noch ein Schuß, sondern sie laviren noch immer hin und her, suchen sich noch immer wechselseitig zu dupiren und machen sich noch immer diplomatische Visiten zwischen St. Petersburg und Wien und London und Berlin. Ach, wie viel hatten sie zu thun in den letzten paar Monaten die armen Diplomaten, bis sie die ganze Angelegenheit in die rechte Bahn gebracht? Wie vielen Fleiß und Scharfsinn haben sie auf die totale Verwirrung der Situation angewendet? Aber endlich ist es ihnen oder wenigstens scheint es ihnen gelungen zu sein . . . Unter solchen Verhältnissen lobe ich mir den Gleichmuth jener liebenswürdigen, mit einem russischen Fürsten liirten Operettensängerin, die sich M . . . . . nennt. Besagter russischer Fürst ist Botschaftsrath bei der russischen Gesandtschaft in Wien und weiß natürlich nicht, wohin ihn der Dienst morgen oder übermorgen führen kann. „Wohin werden Sie den kommenden Sommer gehen?“ frug jüngsthin einer ihrer Bekannten die „fesche“ Operettensängerin echtester Wiener Schule. „Wohin ich gehe? Das hängt vom Frieden von St. Stefano ab —“ antwortete resolut die Dame mit dem koketten Grübchen im Kinn und ihren noch koketteren Liedern im Munde. Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

VIII.

Wahrlich, es ist ein trauriges Loos des Chroniqueurs, stets post festum kommen zu müssen; doppelt traurig aber, wenn er, wie diesmal, von fröhlicher Carnevalslust berichten muß, während Seine Tollheit, der ewig heitere Prinz, bereits längst sein lustiges Regiment niedergelegt hat und nunmehr der Ernst des Lebens wieder an Stelle des tändelnden Fastnachtsspieles getreten ist! Neun Wochen dauerte der Fasching, eine lange Zeit und doch zu kurz für die junge, lebensfreudige und tanzlustige Welt, obwohl der diesjährige Carneval — Sie wissen es aus eigener Erfahrung, meine Gnädige — durch eine Fülle von eleganten Festen und überraschenden Originalitäten seine letzten Vorgänger weitaus übertraf.

Gerade diese Originalitäten waren seine denkwürdigste Eigenschaft, und er hatte so ziemlich für jede seiner bevorzugten Residenzen, der Hauptstädte Europas, etwas besonders Originelles in dem Füllhorn seiner Gaben. Davon weiß Paris zu erzählen, dem er so liebenswürdig war, aus „dem schönen Land des Weins und der Gesänge" die spanischen Studenten zu schicken, lauter prächtige, tolle, unverwüstliche Jungen, die wahren Typen, die Sie aus Le Sage und seinem „hinkenden Teufel" kennen, — pardon, es war nur eine „vorübergehende Bosheit" meinerseits, meine englische Gebieterin im Verdacht so diabolischer Lectüre zu haben!

Freilich — das arme Rom lag noch in Trauer und Prinz Carneval hielt sich in tactvoller Entfernung; doch es ganz leer ausgehen zu lassen, konnte er in seiner bekannten Laune, in der er die Welt umarmen möchte, nicht über sich bringen und so sandte er ihm, zum Staunen und Ergötzen aller südländischen Gemüther, eine demselben gar verwunderlich scheinende nordländische Deputation, mit würdevollem Ernst und steifer Grandezza einherschreitende britische Herren, die gekommen waren, unter minutiösester Beobachtung des fünf Jahrhunderte alten Ordensceremoniels dem Könige Humbert das Strumpfband der schönen Gräfin Salisbury umzulegen. Ich war Zeuge des Momentes, als der würdige siebenundsechzigjährige Graf von Abercorn vor dem neuen Herrscher Italiens niederkniete und mit einer Ehrfurcht, die man nicht ohne Rührung bemerken konnte, das weltberühmt gewordene Band an den gebührenden Platz brachte. Die junge Königin stand dabei und — auf die Gefahr, Ihnen als Ketzer zu gelten! — ich begriff in dem Augenblicke die Verse Dingelstedts:

„Kam Dir wohl im vollen Saal
Bei dem Glanz der Girandolen
Nicht ein wunderbar Gelüste?"

So ertappte ich mich denn auf dem Gedanken: Warum ist dieser Orden der Könige nicht auch ein Orden für Königinnen? Sie zürnen mir? Und doch liegt „Hony soit qui mal y pense!" hier so nahe.

Apropos Rom — Leo der Dreizehnte will weder freiwilliger Gefangener (wie ich Ihnen schon das vorige Mal schrieb), noch freiwilliger Verbannter sein. Ich konnte mich überzeugen, daß der heilige Vater sich seine Gemächer im Vatican mit einem Luxus herstellen läßt, der auf alles Andere hindeutet, denn auf ein mögliches Exil — für das doch Cardinal Pecci noch in den Congregationen der Sedisvacanz eine große Rede hielt — und daß er entschlossen ist, bei Abhaltung der Consistorien sich stets in vollster Entfaltung des päpstlichen Ornates, in leuchtend rothem Piviali, die goldene Tiara auf dem Haupte, niedersitzend auf dem Throne Petri, zu zeigen.

Aber, um wieder auf Prinz Carneval zu kommen — gegen eine seiner allergetreuesten Provinzen ist er diesmal unbegreiflich boshaft gewesen! Das gute Cöln — da rüstet es sich aufs Außerordentlichste und macht die denkbarsten Anstrengungen, um am Rosenmontag einen künftigen Kaiser von Deutschland würdig zu empfangen, während dem aber setzt es Seine Tollheit durch, daß Kronprinz Rudolf von Oesterreich den Fastendienstagsball im Berliner Königsschloß mitzumachen beschließt, und natürlich sein junger Freund, Prinz Wilhelm von Preußen, sich dort von ihm treffen, also bei Dame Colonia sich entschuldigen lassen muß.

Ich konnte leider nicht mit dabei sein, wie Kronprinz Rudolf sich mit seiner jugendlichen Frische, Anmuth und Naivetät das Herz unseres erhabenen Kaisers und nebenbei wohl auch die Herzen so mancher preußischen Aristokratin eroberte — ich folgte vielmehr den Spuren seiner herrlichen Mutter, die aus England zurückkam und ihrerseits den Faschingsdienstagsball der Wiener Hofburg mitmachte. Ihre Majestät erschien im Saal am Arme des Kronprinzen von Hannover, gefolgt

von dem Kaiser, der die Erzherzogin Maria Theresia (seines Bruders Karl Ludwig dritte, zweiundzwanzigjährige Gemalin) führte. Kaiserin Elisabeth — ich habe es mir sehr genau gemerkt — trug eine mattweiße, von Goldblumen durchwirkte, anschließende Seidenrobe, welche die Gestalt der hohen Frau zur vollen Geltung brachte. Die lange Schleppe bildete einen Fächer. Der Aufputz bestand aus einer Guirlande von reich und geschmackvoll arrangirten Sträußen frischer Veilchen — war es mir doch, als flüsterte mit seinem Duft ein jedes derselben: „Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch für sie —!" Den Hals zierte ein prachtvolles Brillantcollier; das wallende, schöne Haar hing frei am Nacken nieder, wurde nur leicht aufgesteckt und auf dem Haupte durch ein Diadem festgehalten.

Aber die Kaiserin tanzte nicht. Nachdem Ihre Majestät Platz genommen, eröffnete Erzherzogin Christine den Ball mit dem Vortänzer Oberlieutenant Graf Chotek. Die noch nicht zwanzigjährige hübsche Dame trägt bereits die Würde und Bürde eines hohen geistlichen Amtes: sie ist Aebtissin des Theresianischen adeligen Damenstiftes auf dem Hradschin zu Prag. Das hindert sie nicht, sich weltlich freuen und am Vergnügen des Tanzes Theil nehmen zu dürfen. So kann es ein zwanzigjähriges Blut allenfalls leiden, zur Aebtissin gemacht zu werden. Erzherzogin Christinens Bruder, den zweiundzwanzigjährigen Erzherzog Friedrich, sah ich am Arme einer stattlichen fünfunddreißigjährigen Dame, Gräfin Therese Czernin-Schönborn. Sie wissen, wodurch Erzherzog Friedrich seitdem interessant für die Gesellschaft geworden ist: er hat vom Kaiser Franz Josef, seinem Vetter zweiten Grades, Erlaubniß erhalten, sich mit einer preußischen Aristokratin, Isabella Prinzessin von Croy-Dülmen (geb. am 27. Febr. 1856), zu verloben — der erste Fall, daß ein Habsburger eine Preußin heimführt, und daß zwischen einem Mitglied des österreichischen Herrscherhauses und der Angehörigen einer nicht souveränen, wenn schon „reichsunmittelbaren" Familie eine auf vollster Ebenbürtigkeit und Gleichheit beruhende Ehe geschlossen werden soll.

Es war ein schöner, froher Abend — damals standen zwei Augen noch offen, die seitdem sich geschlossen haben: Erzherzog Franz Karl, des Kaisers Vater, der populärste der Habsburger, in schlicht gemüthlichem, volksthümlichem Wesen seinem Vater, dem „guten Kaiser Franz" nachgeartet, weilt heute schon nicht mehr unter den Lebenden! Eine Lücke im Staat ist dadurch freilich nicht entstanden, auch nimmt der Strom des Wiener Straßenlebens nach wie vor seinen Lauf, obgleich nicht mehr, wie bisher alltäglich, Punct 2 Uhr die Seitenpforte der Hofburg sich öffnet und eine alterthümliche, sechsspännige Caroſſe dröhnend über das Pflaster rollt, hinaus nach dem Prater, wo den Erzherzog jedes Kind und er jeden Baum kannte. Aber vergessen wird man den Alten leutseligen Herrn, mit seiner anspruchslosen Verständigkeit und seinem weichen, offnen Herzen nimmer!

Ihr sonst von sich sehr bescheiden denkender Passepartout hat im abgelaufenen Monat Aehnlichkeit zwischen einem diplomatischen lumen mundi und sich entdeckt: General Ignatieff reiste als politischer commis voyageur Rußlands und ich als journalistischer commis voyageur der Gnädigen die Kreuz und Quer durch die Welt; von San Stefano und Pera nach London, von London nach Wien und von Wien nach Petersburg. In Pera und Stambul, wie in Petersburg — Friede! Nur war von dem „lieblichen Knaben" noch recht wenig zu sehen. In Petersburg wurde man nur dadurch inne, das Kriegsspiel sei zu Ende, daß die jungen Großfürstinnen nach Dünaburg fuhren und sich die lang entbehrten Männer heimholten, und in Constantinopel, daß Großfürst Nicolaus den vieldebattirten Besuch beim Sultan machte — worauf er, geschmückt mit dem türkischen Osmanie-Orden, nach Pera zur Taufe eines kleinen Deutschen fuhr.

Denn nicht vergessen darf der patriotische Chronist: unser neues, kürzlich erst bezogenes Botschafterpalais am goldenen Horn hat schon bald seine Weihe erhalten, indem ein junges Leben darin das Licht dieser Welt erblickte, ein Sohn unseres Vertreters bei der Hohen Pforte, des Prinzen Heinrich VII. von Reuß, und seiner Gattin, der Tochter des Großherzogs von Weimar. Ein erster Sprößling dieser Ehe ward todt geboren — man fürchtete jetzt abermals eine sehr schwere Entbindung und die Mutter, Großherzogin Sophie, ließ es sich nicht nehmen, der jungen Frau persönlich nahe zu sein, als ihre Stunde nahte. Der Verlauf ist ein günstiger gewesen und die Wöchnerin wohlauf, wie das Kind, welches den Ruhm hat, wohl das erste zu unserem Kaiserpaar in näherer Verwandtschaft stehende Wesen zu sein, das in Constantinopel geboren wurde.

Eine „Rückkehr vom Kriegsschauplatz" schuf auch für Belgrad einen festlichen Tag, bei dem Passepartout hier um so lieber in Gedanken weilt, als neben einem

Helden dieser Tag seine sehr schöne Heldin hatte, die Fürstin Natalie — ein reizendes Weib, von Gesicht Adeline Patti ähnlich, aber voller gewachsen als diese, und distinguirter. Es galt, den von Nisch kommenden Fürst Milan zu empfangen. Um drei Uhr Nachmittags erschien die Fürstin am Landungsplatz in einem von vier Schimmelhengsten gezogenen, mit blauem Atlas ausgeschlagenen Galawagen; sie war halb national, halb modern gekleidet — eine Farbencomposition, die ihrer an sich schon überaus anziehenden Erscheinung ausgezeichnet stand. Sie trug im Haar den hellrothen serbischen Fez, mit kostbaren Perlen wie besät, dann die vorn offene serbische Jacke mit weiten Aermeln, reich mit Silber gestickt, dazu weiße Atlasrobe mit langer Schleppe. Als das Schiff angelangt, schien der Fürst nur Augen für seine junge schöne Gemalin zu haben — es war herzerfreuend und rührend zu sehen! — er sprang schleunigst auf die Landungsbrücke und begrüßte sie ungemein herzlich. Dann reichte er, nach kurzer Bewillkommnung seitens der Spitzen der Behörden, der Fürstin den Arm, und erst nachdem er die Equipage bestiegen, begrüßte er auch das Volk in sehr leutseliger Weise. Er trug die einfache, schmucklose Campagneuniform der Serben; trotzdem machte seine Erscheinung einen angenehmen, würdevollen Eindruck. Zwei Adjutanten in derselben Uniform begleiteten den Fürsten, welcher erst vollends glücklich schien, als er neben seiner Gemalin im Wagen saß. Und schnell entführte ihn letzterer durch die mit Menschen bedeckten Straßen nach dem stillen Konak.

Wenn ich jetzt zurückblicke auf den März — welch bilderreicher Monat! Immer aber, und bis ganz zum Schluß, war es ein sehr kritischer Fall mit ihm, der ein wahrer „Monat der Krisen", wie ihn treffend eine Zeitung nannte — will sagen, der Ministerkrisen. In Italien Cabinetswechsel; in England Portefeuillewechsel, in Preußen und dem Reich drei Entlassungsgesuche und vier Neuernennungen. Denn auch den bisher nicht Vorhandenen, lange Gesuchten haben wir nun: den „Vicekanzler". Aber beruhigen Sie sich, schöne Herrin, ich stimme nicht das bekannte „garstige politische Lied" an und ich komme Ihrer echt weiblichen Frage nach den Familienverhältnissen der neuen Excellenzen zuvor, indem ich bezüglich des Vicekanzlers Ihnen mittheile, daß Graf Otto Stolberg-Wernigerode sich mit seiner Cousine, der am 9. Januar 1837 geborenen — er selbst ist am 30. October des gleichen Jahres geboren — Prinzessin Anna von Reuß, einer Halbschwester des obengenannten Prinzen Reuß, deutschen Botschafters bei der Pforte, vermält hat. Sechs Kinder sind bisher seiner Ehe entsprossen, und speciell für Berlin ist also mit der Uebersiedelung des Grafen ein neuer kindergesegneter, über ein glänzendes Vermögen gebietender hocharistokratischer Haushalt gewonnen; das Emporwachsen und die Erziehung der sechs gräflichen Sprößlinge bedingen wohl, daß das große Haus, welches die Familie macht, in Zukunft womöglich ein noch größeres werde. Und die vornehme Gesellschaft Berlins wird für kommende Saison abermals eine Stätte haben, in der es an Ballfestlichkeiten, Soiréen u. dgl. bestimmt nicht fehlen wird. Graf Otto und Gräfin Anna sind nicht gewöhnt, der Gesellschaft sich zu entziehen, sondern in Temperament und Repräsentation angethan, ihr zu leben. Zu den zwei Berliner Ministerhotels, die bisher von hervorragender Bedeutung in der Saison waren, dem Bismarckschen und dem Schleinitzschen, treten jetzt zwei weitere, das Stolbergsche und das Eulenburgsche. Das heißt: Preußen hat von nun an auch wieder eine Excellenz des Innern, welche in dem schönen Neubau Unter den Linden Berlins nicht blos, wie die bisherige, Herren wird empfangen können, sondern welche ihre Salons allgemein der großen Welt zu öffnen wird im Stande sein, weil — eine Frau Ministerin da ist! Graf Friedrich Eulenburg, der Abdicirte, war Junggesell; Graf Botho, der neu Creirte, der am 31. Juli 1831 geboren ist, also jetzt im siebenundvierzigsten Jahre steht, blieb bis 1875 unvermält, in welchem Jahre er einer verwitweten Dame, der am 22. September 1834 geborenen Gräfin Keyserlingk, Tochter des Generals und früheren Commandanten von Berlin Gebhard von Alvensleben, die Hand am Altar reichte. Kinder sind dieser zweiten Ehe der Gräfin Elisabeth bisher nicht entsprossen, doch leben im Hause des nunmehrigen Ministers des Innern aus ihrer ersten Ehe zwei junge Grafen Keyserlingk.

Anlangend die Italiener, so konnten sie zu den Engländern und zu uns etwa wie Ganymed in der „Schönen Galathee" sagen: Ministerkrisis habt Ihr auch, doch — „so classisch nicht wie wir!" Wegen Bigamie, wenn nicht im juristischen, gesetzlichen Sinne, so wenigstens im moralischen, seine Demission geben müssen — das war neu und originell, das ist an einem Minister noch nicht dagewesen; nun hat es Francesco Crispi fertig gebracht! Ich gehe hier nicht in die Details dieser

verdächtigen Geschichte ein, ich constatire nur, es ist immerhin ein Zeugniß und eine Genugthuung für das sittliche Bewußtsein der Menschheit, daß selbst ein so bedeutender Geist, guter Patriot und hingebender Bannerträger des Liberalismus „unmöglich" für den Staat, die Gesellschaft wird, wenn er also schroff gegen das moralische „Noblesse oblige" verstößt. Verweilen wir dagegen einen Moment noch bei dem neuen italienischen Ministerpräsidenten Cairoli, dem Sohn einer eminent volksthümlichen, an die alten Römerinnen mit der Größe ihres Patriotismus erinnernden Mutter. Er ist für seine Person auch etwas „noch nicht Dagewesenes": der eingefleischte, leidenschaftliche Republikaner erster Diener des Monarchen, zwar eines sehr constitutionellen, immer doch eines Monarchen.

Indessen — da hat mich schon wieder die „Hexe Politik", wie College Conrad Bolz sagt. Schnell also ein anderes Bild, etwas von Etikette, dem geläufigen Thema der Damenwelt, wobei ich von jenem Stoff nicht einmal gar weit abschweife — denn Etikette ist auch eine Politik. Was nun Cairoli betrifft, so sollten wir ihm im „Salon" freilich fast gram sein, weil er das Salonkleid, den Frack, perhorrescirt. Es ist eine kleine Schwäche des Mannes, die verziehen sein will — so wie über sie König Humbert hinwegsieht, der liebenswürdig léger, wie sein Vater, den Premierminister in zwangloser Joppe empfängt.

Mit dem „Fall Crispi" bin ich aber bei der partie honteuse meines jedesmaligen Monatsbulletins angelangt, die für die Signatur der Zeit und Gesellschaft nicht umgangen werden kann, bei der ich mich jedoch thunlichst kurz aufhalten will. Sie ahnen, um was es sich handelt — um den „neuesten Scandal", „le scandale d'hier", wie der Pariser Dramatiker es nennt. Ja, und wenn wir nur wenigstens so sagen könnten, aber hier ist der Plural zu brauchen: Die neuesten Scandale!

Da wäre der Proceß Simmère oder Simmeur in Wien — die Gelehrten scheinen sich uneinig über die Schreibart. Dr. Markbreiter, seit dem „Proceß Adams" und dem „Proceß Tourville" der gesuchteste Defensor dort, hat abermals eine glänzende Vertheidigungsrede gehalten, ohne jedoch seine Clientin, die gefährliche Kupplerin nicht nur, sondern auch die Giftmischerin von der verdienten Verurtheilung befreien zu können. Da wäre eine andere Verurtheilung wegen Quittungsfälschung bei Erhebung von Pensionsgeldern, verübt von der Witwe eines preußischen Obersten, einer Gräfin Leonida von Blumenthal, geb. v. Arnim, und ihrem Sohne, Lieutenant a. D., in Stralsund. Dann ein Pröbchen davon, „wie sich Cavaliere amüsiren". Am Faschingsdienstag wurde eine adelige Soirée im Sophieninselsaal zu Prag veranstaltet, zu welcher ledige Herren fünfzig und Herren, die mit Damen erschienen, 200 Gulden beizutragen hatten. Es wurde in der Gesellschaft so gemüthlich, daß einem Grafen Rumerskirch, als er sich setzen wollte, der Stuhl von rückwärts weggezogen und hierdurch vor den Damen eine Niederlage bereitet wurde, die ihn nicht wenig verlegen machte. Als nächste Folge fand ein Zweikampf statt, der dem Gegner und Thäter, einem Grafen Thun, eine nicht unerhebliche Kopfwunde eintrug und dem armen Grafen Rumerskirch zum Spott auch noch den Schaden fügte, indem ihm ein Finger abgehackt wurde.

Aber wenn das nur tragikomisch, so ist erschütternd tragisch jene Tragödie in Prenzlau: Der militärische Vorgesetzte verführt das junge Weib des kaum seit Jahresfrist Getrauten, prahlt in den Kreisen der Kameraden brutal mit seiner Eroberung und schießt dann im Duell Denjenigen, dem er Glück und Ehre geraubt, über den Haufen. O die Erbärmlichkeit irdischer Dinge! Das Dumas'sche „Tue-lui" gröblich vom blinden Schicksal mißverstanden! Man hat dem Gefallenen ein feierliches Begräbniß bereitet, der Ueberlebende hat sich dem Gericht gestellt — was hilft das? Ist damit die ewige Gerechtigkeit versöhnt?

Die „Eisenstuck-Affaire", von der ich in einem früheren Schreiben zu Ihnen sprach, ist nach den jüngsten überseeischen Informationen beigelegt: Das Erscheinen dreier deutscher Schiffe vor Leon genügte, um die Republikaner Nicaraguas mores zu lehren, ihnen Respect einzuflößen vor der neuen Großmacht, zu der in der alten Welt ein zerrissen gewesenes Land durch harmonische Verbindung seiner Kräfte sich erhoben hat. — Auf noch zweierlei früher Berührtes muß ich hier zurückkommen. Den Proceß Thurn und Taxis contra Dörnberg hat auch das Appellgericht (zu Nürnberg) in für die Klägerin ungünstigem Sinne entschieden: Erbprinzessin Helene ist mit ihren Ansprüchen abgewiesen und Graf Dörnberg behält unangefochten seine Dreiviertelmillion. Dann ist meine Furcht, daß es in der Angelegenheit Arnold Wellmers und Graf Platers zu Enthüllungen kommen werde, welche wohl Flecken zurücklassen dürften auf dem reinen Bilde, mit welchem sich bis dahin Caroline Bauer in unser Aller Gedächtniß eingeprägt, eine leider

nur allzubegründete gewesen. Die jüngste Wellmersche Publication: „Aus dem Leben einer Verstorbenen" zeigt uns diese „Verstorbene" als eine höchst unangenehme Plaudertasche, die mit dem ganzen Behagen der „bösen Zunge" unweiblich die Blößen, welche die weibliche Tugend ihrer Colleginnen sich giebt, aufdeckt, um schließlich in jedem einzelnen Fall die widerliche Prahlerei zu wiederholen: „Wie habe ich dagegen dagestanden!" Es ist kaum begreiflich und unendlich traurig, daß eine anmuthige Individualität sich also in ihr Gegentheil verkehren, daß eine süße, liebe Natur — um Worte H. Heine's von Hamlet zu brauchen — also den Stachel herauskehren kann. Und doch müssen wir annehmen, daß Caroline Bauer in ihrer Jugend eine ganz Andere gewesen, oder wir müssen auch an einer so sublimen Persönlichkeit, einem so hellstrahlenden Charakter, wie Leopold von Coburg, der spätere König der Belgier, der Carolinen ja zu sich emporhob, verzweifeln!*)

Wenden wir unsere Blicke auf Erfreulicheres. Ich lese in Ihren Augen, daß Sie mich fragen: Ist denn der März so ganz ohne Heirathen oder Brautschaften gewesen? noch hat Passepartout darüber mir so viel wie nichts mitgetheilt! Nur Geduld, schöne Herrin, ich bin gerade dabei, mich in den Standesbeamten zu verwandeln, der Ihnen gewissenhaft seine Bücher aufschlägt. Drin steht z. B. eine Doppelhochzeit verzeichnet: Graf Oswald Thun jun. in Prag vermälte sich mit Comtesse Christine Waldstein und seine Schwester, Gräfin Clotilde Thun, mit dem Grafen Rudolf Grünne. Da die Mutter Comtesse Christinens eine geborene Prinzessin Schwarzenberg, die Nichte des Cardinal-Erzbischofs ist, so fand die zweifache Trauung in der Hauscapelle des erzbischöflichen Palais auf dem Hradschin statt und zu der seltenen Feier war die aristokratische Gesellschaft äußerst zahlreich erschienen. Das gräfliche Ehepaar Waldstein besitzt vier Comtessen, die alle sehr anmuthige Erscheinungen sind, und besonders fällt darunter die nunmehrige glückliche junge Frau durch junonische Gestalt, große, feurige, schwarze Augen und ein beinahe südliches Colorit angenehm auf. Ich registrire ferner die zwar nicht an einem Tage, aber doch in demselben Monat gefeierten Hochzeiten der Gräfin Ellen Görtz-Wrisberg in Hannover mit dem Hauptmann und Compagniechef Böhmer, sowie ihres Stiefoheims, des Grafen Werner von Görtz, mit Fräulein von Hagen, Tochter eines preußischen Generals, sodann die Hochzeit des Düsseldorfer Bürgermeisters Becker mit einer jungen Witwe, Frau Helene Widenmann, geb. Overweg aus Letmathe, und die Hochzeit der Tochter des Herzogs von Audiffret-Pasquier in Paris. Der zweite „Goldfisch von Monaco" ist nun auch eingefangen und giebts noch höher, als der andere, die ältere Schwester, die einen Radziwill bekam. Dafür bekommt die jüngere (der Töchter des verstorbenen Spielpächters und vierzigfachen Millionärs Blanc) sogar einen Bourbon, zwar einen rechten Flügelmann seines Geschlechts, immer doch einen Bourbon — den 1847 geborenen Don Philipp v. Bourbon, zweiten Sohn des Grafen v. Aquila und der Prinzessin Januaria von Brasilien.

Aus der Reihe stattgehabter Verlobungen nenne ich Ihnen die der Prinzessin Marie Montenuovo in Wien (geb. am 10. September 1859, der Enkelin Marie Luisens, einstiger Kaiserin der Franzosen) mit Graf Anton Apponyi (geb. 1852), und die der Münchener Hofopernsängerin Mathilde Weckerlin, der „Gutrune" der Bayreuther „Götterdämmerung", mit einem Kunstcollegen, dem Virtuos Bußmeyer. Auch eine Doppelverlobung ist gefeiert worden; in Prag hat sich Graf Karl von Longueval-Buquoy (geb. 1854) mit Comtesse Philippine Czernin (geb. 1858), und deren Bruder Graf Rudolf Czernin (geb. 1855) mit Comtesse Emma Orsini-Rosenberg (geb. gleichfalls 1858) versprochen. Die Doppelhochzeit soll im Mai stattfinden, während vielleicht zur selben Zeit zwiefach die Fackel Hymens auch in einem gräflichen Hause Preußens leuchtet, wobei sogar zwei Brüder die Bräutigame und zwei Schwestern die Bräute sein würden: es verlobten sich nämlich Freiin Therese v. Saurma-Jeltsch (geb. 1858) und Graf Friedrich von Hohenau (geb. 1857, der zweite Sohn des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, Bruders des Kaisers, aus seiner späteren morganatischen Ehe), und Sie erinnern sich, daß ich vorigen Monat Ihnen die Brautschaft

---

*) Wir sind in dieser unerquicklichen Angelegenheit geneigt, dem audiatur et altera pars sein Recht zu geben. Mit dem literarischen Nachlaß von Caroline Bauer, die in jahrelangem literarischen Verkehr mit uns gestanden, wird jetzt in der Weise ein „Geschäft" getrieben, daß das „Vergnügen" daran aufhört. Wer bürgt uns denn dafür, daß Alles, was mit dem Stempel Caroline Bauer jetzt als ihre selbsteigensten Aeußerungen publicirt werden, von der Verblichenen für die Oeffentlichkeit bestimmt war? Sie kann sich nicht mehr verantworten, wenn man ihre Negliges rücksichtslos der lüsternen Meute zeigt. Die Redaction.

des älteren Bruders, des Grafen Wilhelm, mit der älteren Schwester, Freiin Lory, zu melden hatte.

Ich schließe mein Standesamtsregister mit dem Capitel „Künstlerehen". Hier wäre zu constatiren, daß Adeline Patti und ihr primo tenore amoroso Nicolini nun nicht „vor Gott" nur, sondern auch „vor der Welt" ein Paar sind. Dagegen ist die Scheidung der Primadonna Frau Marie Wilt von ihrem Gemal, Baurath Wilt in Wien, vollzogen, sowie diejenige der Frau Friederike Fischer von Albin Swoboda im Gange. Hirt Paris gab der „Schönen Helena" den Abschied und Eurydice (aus „Orpheus in der Unterwelt") tröstet sich mit Pluto-Aristeus, der den bürgerlichen Namen Schenk führt. Beide bereisen zur Zeit das Rheinland und die Pfalz nur zu gemeinschaftlichen — Gastspielzwecken.

Im blühenden Mai hoffe ich Ihnen den buntesten aller Sträuße voll Neuigkeiten mit nach Hause bringen zu können. Heißen Sie darum befriedigt jetzt wieder gehen und in vier Wochen abermals willkommen Ihren Passepartout.

Neueste Salonlectüre.

1) Die Türken in Europa von James Baker. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von Karl Emil Franzos und einer Einleitung von Hermann Bámbéry. Stuttgart, Levy und Müller. Preis 9 Mark.

Das Original der vorliegenden Uebersetzung (Türkey in Europe. By James Baker, M. A. Lieutenant-Colonel. London. Cassel, Petter und Galpin) hat sich, im April 1877 erschienen, in England wiederholter Auflagen und nicht blos im Publicum, sondern auch in der Kritik der glänzendsten Aufnahme zu erfreuen gehabt. Blätter der verschiedensten Parteirichtung haben dem Urtheil der „Saturday Review" beigestimmt, daß dieses Werk durch seinen reichen, durchweg aus der eigenen Erfahrung des Verfassers geschöpften Inhalt so vollauf geeignet sei über alle Verhältnisse und Zustände der europäischen Türkei zu orientiren, wie kaum ein anderes. Die Uebertragung des Werkes hat somit das Verdienst, ein gründliches Buch über die Türkei dem deutschen Leser mundgerecht zu machen und diese Ausgabe wird durch das gute Deutsch der Uebersetzung sowie die ungemein instructiven und liebevollen Anmerkungen von K. E. Franzos glänzend gelöst. Bámbérys Vorrede ist so farbenreich energisch, wie Alles, was dieser berühmte, aber nicht immer allzu gründliche und jedenfalls einseitige Orientalist schreibt. Das Buch kam seinem Standpunct freilich sehr entgegen, denn es ist türkenfreundlich, aber doch nobel und im Ganzen gerecht gehalten. Bakers Buch ist im Ganzen und Großen eine Reformschrift, welche erstens die Reorganisationsfähigkeit des türkischen Staatswesens erweisen, zweitens den nothwendigen Reformen die Ausgangspuncte und Wege weisen will. Gehört also auch das Werk keineswegs zu jenen, welche nur durch das Erscheinen in passendem Momente ihre Existenzberechtigung erlangen, so darf man doch sagen, daß es zu keiner gelegeneren Zeit erscheinen könnte, als jetzt, wo die Frage der Gestaltung der inneren Verhältnisse der Türkei wieder zur Hauptfrage wird.

2) Geschichten aus der Pariser Belagerung, von Paul d' Abrest. Leipzig, Philipp Reclam. Diese amüsanten Geschichten bilden den 959sten Band der Reclam'schen Universalbibliothek. Paul d'Abrest ist den Lesern des Salon ein alter Bekannter, der sehr hübsch zu plaudern weiß von Pariser und andern Dingen. Als Kriegsberichterstatter der Gartenlaube hat Paul d'Abrest bis zu den Kämpfen am Schipkapaß lebensvolle farbensatte Schilderungen des Russenthums gegeben; als Mitarbeiter der Independance, des Siécle und des Rappel ist seine Feder auch in Frankreich sehr geschätzt und die vorliegenden „Geschichten" zeigen sein Talent, eine große Zeit in kleinen Genrebildern zu malen, in bestem Licht. Zur Culturgeschichte des Paris im Winter 1870 auf 1871 sind diese Geschichten werthvolle Beiträge in anmuthiger Form.

3) Joseph und sein Freund. Roman von Bayard Taylor. Mit Portrait des Verfassers. Berlin, Otto Janke. Bayard Taylors poetisches Talent haben wir bereits im vorigen Salonheft unsern Lesern in einer Probe vorgeführt. „Joseph und sein Freund" ist eine noch viel überzeugendere Probe von der Dichterkraft des jetzigen amerikanischen Gesandten in Berlin. Die mit großem Feingefühl gearbeitete Uebersetzung spiegelt Geist und Gehalt des Originals treu wieder. Die poetische Physiognomie Taylors hat nichts Blendendes und Glänzendes, aber sie strahlt eine wohlthuende, besonders dem deutschen Leser sympathische Wärme und Tiefe der Empfindung und eine feine Seelenmalerei aus.

Salonpost.

Adolf N. in Potsdam. Der Gersterenthusiasmus der Berliner wird verständlicher, wenn man an die Pepitakrankheit zurückdenkt. Nur Liszt und Jenny Lind haben ähnliche Triumphe in Berlin gefeiert wie die Gerster, aber sie waren denn doch größere Künstler und es war nicht nur die Technik und die Stimme, sondern auch die Seele und der Geist, die bewundert wurden und die bekanntlich den wahren Künstler machen. Der sonst so nüchterne Berliner wird aber zum feurigen Südländer, wenn es gilt eine Mode mitzumachen, das nachzuahmen, was die Kehlfertigkeitsfanatiker des Thiergartenviertels für fashionabel erklären. Die Begersterung der Opernhäusler wird so lange dauern, als die Gerster „theuer und gut" singt, wenn sie im Engagement „billig und gut" singen würde, wäre der Reiz des Fashionabeln vorüber.

Rendant Bl. in H. Für Ihr Vertrauen besten Dank! Aber wir möchten Sie bitten, vorsichtig zu sein. Glauben Sie uns, mit der Liebe geht es wie mit den Masern. Wer sie in der Jugend nicht gehabt hat, bekommt sie fast nie.

Leser 23 in Wiesbaden. Nach der Lectüre Ihres Briefes ward uns eine längst gehegte Vermuthung zur Gewißheit, nämlich die, daß Linné in starkem Irrthum befangen war, als er die Gattung Mensch homo sapiens nannte.

O. W. Berlin. Das sollen Gedichte sein, Herr O. W.? O weh!

C. M. in R. Wir gehen mit Bismarck nicht durch Dick und Dünn, aber daß er Arnold Ruge von Reichswegen ein Jahrgehalt von 3000 Mark ausgesetzt hat, dafür rufen wir ihm ein herzliches Bravo zu.

Rosa L. Der Bräutigam erscheint vor dem Standesbeamten am passendsten nicht im Frack, sondern im eleganten zugeknöpften Oberrock, hohem Hut und hellen Handschuhen.

E. F. in Stuttgart. Wir rathen Ihnen von dem Verlag der R. Z. ab. Wenn Sie durchaus ein lucratives buchhändlerisches Geschäft machen wollen, so geben wir Ihnen folgenden Rath: Warten Sie bis zum Jahr 1886, in welchem das Verlagsrecht der Werke Heinrich Heine's seitens der Firma Hoffmann und Campe erlischt und Heine „frei" wird. Stellen Sie dann eine anständige Volksausgabe Heine's her für einen billigen Preis, (der jetzige exorbitante Preis von 27 Mark ist denn doch nicht für den deutschen Geldbeutel berechnet) und Sie werden sich ein(en) Verdienst im doppelten Sinne erwerben.

Brausewetter in K. Scheffel's „Heini von Steier" ist für Gesang und Pianoforte von W. Grimm in Schaffhausen componirt.

Rafael Kitta in Leipzig. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

B. Br. in Bielitz. Wir wollen Ihnen ein Räthsel aufgeben:

Das Ganze ist nicht die zweite und dritte,
Die erste find' ich im Ganzen nicht,
Im Anfang, am Ende und in der Mitte
Sieht man nicht die Spur von einem Gedicht.

Was ist das? (Ihr) „Sinngedicht".

L. N. in Bitterfeld. Betreffs A. V. verweisen wir Sie auf den in diesem Salonheft befindlichen Bericht über die Ausstellung Berliner Künstlerinnen.

K. Fr. Wilhelm Jensen hat bereits, in Erinnerung an das Chamisso'sche Gedicht „Drei Sonnen" seine im Salon zuerst erschienenen Novellen Pyramus und Thisbe und Mutter und Tochter unter dem Titel „Drei Sonnen" gesammelt.

Frau von W. in M. Wir haben Sie verstanden. Wir sind fest überzeugt, meine Gnädige, daß Ihnen der Irrthum eines geistreichen Mannes lieber ist, als die Wahrheit im Munde eines Dummkopfs.

Corona Schröterdenkmalcomité in Guben. Die Intention der großen Corona Schröter, der Freundin Goethe's und der ersten Iphigenie ein Denkmal in ihrer Vaterstadt Guben zu setzen, ist freudig zu begrüßen. Wir hoffen, daß das Denkmal vor Ihrem Stadttheater künstlerisch würdig zu Stande kommt und die Gubener Schauspieler mahnt, eingedenk zu sein, daß sie eine „Kunst" und nicht ein Handwerk zu pflegen haben. Möchte doch die Nachbarstadt Krossen den Gubenern nacheifern und den hundertjährigen Geburtstag (15. December 1878) einer anderen künstlerischen Freundin Goethes, seiner Euphrosyne, der in Krossen geborenen Christiane Neumann gleichfalls durch die Intention eines Denkmals ehren!

W. Ch. in Breslau. Die Adresse der gants de Jouvin ist: Jouvin et Cie. Boulevard des Italiens 6, Paris.

H. M. in Dresden. Wir wollen das Werk seines guten Zweckes wegen gern

besprechen, aber ein Buchhändlercircular kann uns von dem Werk selbst keine Idee geben, das übrigens, nach dem Inhaltsverzeichniß zu urtheilen, recht viel seichte Dilettantenwaare enthält.

Clarus Walden. Ihre Verse scheinen Ihre Achillesferse zu sein, denn Sie sind gewiß ein braver Mann. Ihre Orthographie ist tadellos, Ihr Papier ist sauber, Ihre Schrift sehr deutlich. Es ist übrigens immerhin möglich, daß wir Ihr Dichtertalent verkennen. Als Heinrich Heine das Manuscript seines Buch's der Lieder an Brockhaus in Leipzig schickte, lehnte dieser den Verlag ab. Vielleicht heißen wir in diesem Falle Brockhaus und Sie Heine, was sich ja nach einigen Jahren herausstellen muß.

Salonleserin E. R. Was Tact ist, ist sehr schwer zu definiren. Man hat ihn sehr glücklich den Verstand des Herzens genannt. Vielleicht können wir Ihnen an einem Beispiel klar machen, was Tact oder — sein Gegentheil ist. Frau Fanny Lewald-Stahr hat die achte Auflage von Stahrs Leben Lessings, das bekanntlich in der frühern siebenten Auflage Johann Jacoby gewidmet war (aus dessen Feder das Kapitel über Lessings Philosophie herrührt) dem Fürsten Bismarck gewidmet. Man sagt ja immer, daß die Frauen mehr Tact haben, als die Männer.

Wilibald Fein in Cöslin. Ueber Orden haben wir so unsere eigenen Gedanken. Ursprünglich sollte der Orden eine Auszeichnung für Verdienste sein, aber jetzt, seit jeder Lieutenant, der eine Ehrenwache bei einer hohen Persönlichkeit commandirt, jeder Bahnhofsinspector, durch dessen Station die hohe Persönlichkeit gefahren, jeder Theaterregisseur, der eine Festvorstellung zusammengedrechselt den Orden der „hohen Persönlichkeit" empfängt, ist der Orden im Preise bedeutend gesunken. Diese Ordensüberschüttungen ohne Wahl sind in Preußen leider unter Friedrich Wilhelm IV. nach russischem Muster Mode geworden. „Schwager Rußland" liebte es, seine treuen Diener mit allerlei bunten Decorationen zu belohnen, damit es in Rußland wenigstens äußerlich mehr anständige Beamte gäbe. Im Jahre 1806 gab es in ganz Preußen nur 98 Ritter des Rothen Adlerordens und jetzt?! Damals hatte ein Lieutenant nur in den allerseltensten Fällen einen Orden, und jetzt gilt der Lieutenant für zurückgesetzt, der gar keinen Orden hat, so daß die frühere Ausnahme (und ein Orden soll doch eben eine Ausnahme, eine Belohnung für ein außerordentliches Verdienst sein) jetzt zur Regel geworden ist. Wir sollten uns an England und an Frankreich, wo man viel sparsamer mit der Ordensverleihung ist, ein Beispiel nehmen. Die russische Erbschaft der Ordensüberschwemmung ist nicht gerade geeignet, zur preußischen Solidität und Prunklosigkeit zu stimmen. In Preußen sollte man den horazischen Vers

Dulce et decorum est pro patria mori

übersetzen: Es ist süß-Vaterlandsvertheidiger sein, da man auf alle Fälle eine Decoration (decorum) kriegt, und nur wenige Decorirte werden Pfeffel's nachfolgenden Versen zustimmen:

Der Thiere Großherr starb — die hohe Facultät
Vereinte sich, um seine Majestät
Nach Standsgebühr zu balsamiren.
Man schnitt den Leichnam auf. Doch welch ein Phänomen!
Man fand kein Herz. Die Aerzte disputiren
Sich braun und blau; Hippokrates, Galen
Und Avicenna siegt: die Herren demonstriren
Das Gegentheil von dem, was sie vor Augen sehn,
Und streichen sich den Bart. Den Unfug zu vermeiden,
Verbot der junge Schah aus weiser Politik
Der Facultät bei Knut und Strick
In Zukunft die Monarchen auszuweiden,
Und ließ auf allen Fall sich an des Herzens Platz
Auf seinem neuen Purpurlatz
Ein Supplement von Silberfaden sticken.
Sein Sohn umgab das Ding mit einem Strahlenkranz.
Sein Enkel wandelte, vielleicht aus Ignoranz,
Vielleicht aus bloßer Lust zu flicken,
Das abgenutzte Herz in einen Stern.
Und so entstand der Klecks, womit die großen Herrn,
Sich noch auf diesen Tag den leeren Busen schmücken.
Heil denen, Freund! die weder Stuhl noch Band
Erhöhen kann, die uns, wie Du, durch Thaten sagen,
Daß sie ein Herz fürs Vaterland
Und für die Freundschaft in sich tragen.

Neueſte Moden.

Nr 1. Spitzenfiſchü für Theatertoilette.

Daſſelbe beſteht aus ſpaniſcher Spitze, geſticktem Tüll oder Blonde; auf dem Rücken iſt es abgerundet. Die linke Seite geht vorn bis über die Mitte und verlängert ſich auf der rechten Seite in eine ebenfalls abgerundete Patte, unter welcher ſich unterhalb der Taille die rechte Seite des Fiſchüs verliert. Der innere und

Nr. 1. Spitzenfiſchü für Theatertoilette.

äußere Rand iſt mit einer Röllchengarnitur verziert. Am untern Rand iſt eine die Patte umrandende Spitze angeſetzt. Die Aermelmanſchette iſt gleichfalls aus einer aſſortirten Spitze und einem doppelten Pliſſé von mechelner Tüll zuſammengeſetzt. Am Abſchluß des Halsausſchnitts eine Schleife, in welche man zur Erhöhung des Effects eine Roſe befeſtigen kann.

Nr. 2. Elegantes Häubchen.

Der Grundstoff besteht aus Nansouk; der Fond ist sehr breit; die braungrüne Bandwindung ist vorn in Schluppen geschlungen; andere Schluppen fallen auf der Rückseite herab; vorn ein Narcissenbouquet; ringsherum eine sich herabneigende Spitze; vorn à la Maria Stuart arrangirt

Nr. 3. Haushäubchen.

Der Fond dieses Häubchens ist sehr breit; zusammengezogen wird es durch ein

Nr 2 Elegantes Häubchen

bronzefarbenes, zwischen zwei Fuß gegen Fuß zusammengenähte Spitzenreihen gesetztes Band. Vorn doppelte Bandschleife; oben Schmetterlingsschluppen.

Nr. 4 und 5. Costüm von Faille und gesprenkeltem moosfarbenen Stoff.

Der Rock ist unten mit einem Röhrenfaltenvolant garnirt, über welchem sich ein gleicher Volant erhebt, bei dem jedoch die Röhren zur Seite umgelegt sind. Ueber dem Rock eine Prinzeßtunica, deren Vordertaille aus einem Fattleplastron mit ausgezogenen Bouillonnés zusammengesetzt ist; das Plastron verliert sich unter

einer Faillescharpe, welche ihren Ausgangspunct in einer innern Tasche hat, deren Oeffnung durch Knöpfe und falsche Knopflöcher markirt ist. Diese auf der Vorderseite der Tunica drapirte Schärpe fällt auf der Rückseite in unregelmäßigen Falten lang herab; weiter oben ist sie in zwei einfache Schluppen geknüpft, welche eine an die Oeffnung der Tasche auf der entgegengesetzten Seite, am Ausgangspunct der Schärpe, anschließende Querbinde halten. Die Schärpe rafft die Rückbahn und bildet die zur Seite herabfallende Draperie, welche an dieser Seite befestigt ist. Auf dem viereckigen Halsausschnitt ist ein Kragen von russischer Guipüre und ein zurückgeschlagener Faillekragen in Reversform angesetzt. Runder Aermel mit Schleifen unter

Nr. 5. Haushäubchen.

einer glatten Guipüremanschette garnirt; inwendig ein Crêpe-lisse Plissé. Zu den Schnitten ist zu bemerken, daß die mittelsten Hintertheile deshalb kürzer sind, weil sie durch die Schärpe der Länge nach ergänzt werden.

Nr. 6 und 7. Bureaukorb.

Ein Korb von Eichenholz mit feiner Schnitzerei in der in Nr. 6 gegebenen Form wird mit einem Lambrequin von hell havannabraunem Tuch mit Vorzeichnung überzogen, auf welches ausgeschnittene Tuchapplicationen gesetzt werden. Das in Nr. 7 dargestellte gezackte Dessin ist von orangegelber Farbe und mit Stichen in

brauner Seide und blauen Kleeblättern umgeben. An den äußeren Rändern der Zacken und auf dem Grunde des Tuches werden die Contouren in schwarzer Wolle im Kettchenstich gemacht. Das Innere ist von starkem blauen Tuch mit gelber Stickerei und das Mittelschild von schwarzem Sammet mit rother Stickerei. Das in der untern Partie befindliche Motiv ist ebenfalls von starkem blauen Tuch. Zur weitern Verzierung eignet sich sehr wohl assortirte starke Passementerieschnur mit Quasten.

Nr. 4. Costüm von Faille und gesprenkeltem moosfarbenen Stoff. (Vorderansicht.)

Nr. 8 und 9. Visiten- oder Theatertoilette und Empfangstoilette.

Nr. 8. Costüm von meergrüner Faille. Oben ist die Taille mit einem mit Spitze bedeckten Marinekragen garnirt, welcher vorn zwei lange Revers bildet. Auf der Mitte des Rückens drei mit doppelten grauen Perlenreihen besetzte Galons, welche nach unten zu übereinander gelegt sind, um in dieser Weise flache

Schnallen vorzustellen; an den Enden lange, auf die Schleppe fallende Fransen. Das Vordertheil der Robe ist mit einer viereckig geschnittenen Schürze von brochirtem grün und grauem Seidenstoff garnirt; diese Schürze beginnt unterhalb der Büste; von den oben erwähnten Kragenrevers gehen Perlengalons herab, welche sich an die Ecken der Schürze anschließen. Die Seiten der Robe sind in der Schürze unter den Rückengalons nahe den Falten der Schleppe drapirt; die Schleppe kann übri-

Nr. 5. Costüm von Faille und gesprenkeltem moosfarbenen Stoff. (Rückansicht.)

gens auch als Puff arrangirt werden. Zur Verzierung der Seiten der Robe sind graue Fransen mit einem Perlengalon als Kopf angesetzt; der Galon der obern Franse setzt sich alsdann an den Rändern der Schleppenseite fort. Herzoginärmel, gleichfalls mit Perlengalons verziert und mit gleich garnirtem Aufschlag. Rüsche von feinem Leinen und Spitze um den Hals und am Ende der Aermel. Hut mit langer schwarzer Feder, welche sich auf der Rückseite ringelt.

Nr. 9. Prinzeßcostüm von blauer Faille und ausgeschlagenem Sammet, fischotterbraun auf blau. Das Vordertheil ist durch eine lange Reihe johannisbrodbrauner Knöpfe geschlossen. Zwei Revers von ausgeschlagenem Sammet zieren das Vordertheil der Taille und setzen sich über den Rücken vom gleichen Stoff fort, wo sie sich mit viereckigen Taschen vereinigen. Unter der Tasche auf der linken Seite langer dreieckiger Revers von ausgeschlagenem Sammet. Den untern Theil der Robe, die Schleppe eingeschlossen, umgiebt ein Faillepliſſé, das von einem Streifen von ausgeschlagenem Sammet übersetzt ist. Dieser Streifen schneidet eine durch Ringe gezogene blaue Failleschärpe. Die Ecke der Tasche auf der rechten Seite des Rückens ist mit einer großen Schleife von ausgeschlagenem Sammet garnirt. Auf den Aermeln ein längs der Ellbogennaht aufsteigender Sammetstreifen. Um den Hals und um die Manschetten Plissés von weißer Crêpe-lisse.

Nr. 6 Bureaukorb

Nr. 10 und 11. Elegantes Arbeitskörbchen. (Mit Dessin)

Der runde Körper von 19 Centimeter Durchmesser besteht aus Weidengeflecht in viereckigen Maschen und ist in ein Gestell von schwarzlackirtem Bambus eingeheftet. Die vorher ausgeschnittenen Applicationen von blauem Tuch bilden zwei Blättergnirlanden, welche mit langen Stichen in hellblauer Seide auf das mit der Vorzeichnung versehene Geflecht (s. Nr 11) angestochen werden. Auf dem Deckel sind die nämlichen Blätter je zwei zu zwei neben einander gestellt und durch ein Motiv von blauer Seide in zwei Tönen von einander getrennt. Der das Körbchen in der Mitte umgebende Bambusrand wird mit kleinen Quasten von hamburger Kammwolle verziert; das Blau derselben stimmt mit dem der Blätter überein. Das Innere wird mit blauem Atlas gefüttert.

Nr. 12 und 13. Toiletten-Nadelkissen.

Das Spitzenbändchen wird in bekannter Weise auf das mit Vorzeichnung ver-

sehene Wachstuch mittels Vorstichen befestigt und dann die verschiedenen Theile durch Stäbchen von Spitzenzwirn mit einander verbunden. Die fertige Spitze wird mittels eines sehr feinen Festonstichs auf ein Musselinrund geheftet und hierauf das Dessin (Nr 13) im Hochstich auf den Musselin gestickt. Ein rundes Nadelkissen von entsprechender Größe wird mit kirschrothem oder blauem Atlas überzogen und die Stickerei darüber gespannt. Das Ganze wird ringsum mit einem Bandplissé garnirt.

Nr. 14. Costüm von moosgrüner Faille und onyxfarbenem gemusterten Stoff.

Ziemlich langer Rock, auf den Rückbahnen mit drei übereinander gesetzten Plissé-

Nr 7. Dessin zu Nr 6.

volants garnirt; ein gleicher Volant an der untern Partie der Schürzenbahn. Dieser untere Rock, dessen oberer Theil von Musselin ist, wird von der Prinzeßrobe vom gemusterten Stoff bedeckt. Letztere ist auf der Rückseite, wo sie die Schleppe umschließt, ganz glatt. Die Schleppe ist unterhalb der Rückenschwerfung in Falten gelegt. Eine an der Seite schräg aufgesetzte Portefeuilletasche dient zugleich als Anhalt für eine Faillescharpe, welche auf der linken Seite der Robe, wo sich diese über dem Rock ausbreitet, mittels einer Querbinde befestigt ist. Ein gemusterter, am Rande festonnirter Volant umgiebt die Bahnen und schließt sich am untern

Nr. 8 und 9. Visiten- oder Theatertoilette und Empfangstoilette

Theil des Rückens auf der Schleppennaht an. Am Halsausschnitt großer abgerundeter Kragen und zurückgeschlagener Faillekragen. Aermel zur Hälfte von Faille, zur Hälfte von gemustertem Stoff. Als Manschette ein Volant, von einem, von einer Schleife gehaltenen Failleschrägstreifen übersetzt.

Nr. 10 Elegantes Arbeitskörbchen.

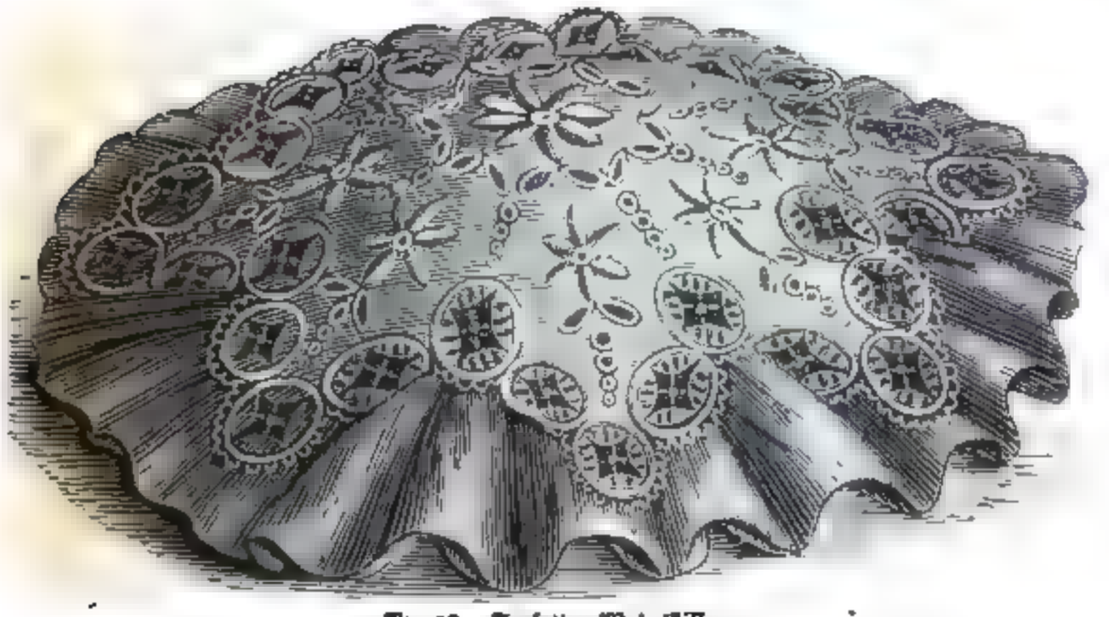
Nr. 15. Gesellschaftstoilette.

Dieselbe ist aus bronzefarbener Faille und gleichfarbigem gesprenkelten Stoff.

Nr 11 Dessin zu Nr 10.

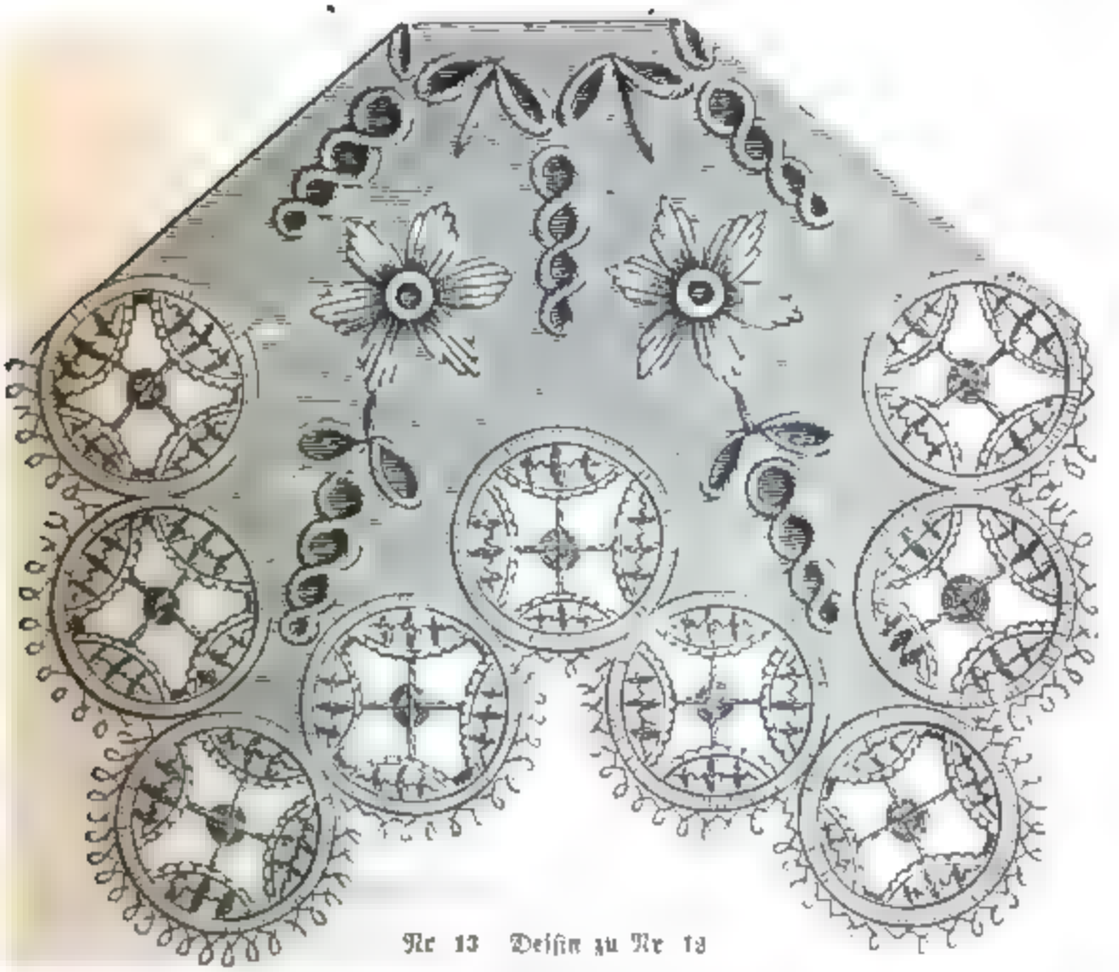
Die Schleppe, sowie die ein musselinenes Unterkleid bedeckenden Draperien sind von gesprenkeltem Stoff Das Unterkleid ist am untern Theil mit einem 30 Centimeter hohen Faille-Plissévolant garnirt, welcher den Eindruck macht, als sei der ganze Rock aus Faille. Die Schürzendraperie umschließt die Rückbahnen und

über einen sich auf der linken Seite erweiternden viereckigen Schooß. Eine kleine Unterdraperie geht auf der rechten Seite bis zum falschen Rock herauf; die Contouren der Draperien sind mit einer écrufarbenen Guipüre besetzt. Die an-



Nr. 12. Toiletten-Nadelkissen.

schließende Schooßtaille ist bis zum untern Schooßrande über ein gefälteltes Faille-plissé herzförmig ausgeschnitten. Der Rand dieses Ausschnittes ist mit einer von oben nach unten sich verjüngenden schönen Guipüreverzierung garnirt. Der Steh-



Nr. 13. Dessin zu Nr. 12.

kragen steigt aus einem gefälteltem Halsbindchen von Crêpe-lisse herauf. Faille-ärmel mit Plissémanschette, welche über einen gefälteltem Schrägstreifen gesetzt ist; an der Seite eine Schleife.

Nr. 16. Ausgeschnittene Robe für Kinder von 6 bis 9 Jahren.

Diese Robe in Prinzeßform von weißem indischen Caschmir ist viereckig ausgeschnitten; am untern Rande des Rockes ein Caschmirplissé, über welchem vorn eine unter der Aermelnaht angeheftete Draperie angebracht ist. Die Befestigungspunkte sind von langen blaßblauen Bandschluppen verdeckt. Auf der Rückseite des Rocks

Nr. 14. Costüm von moosgrüner Faille und onyxfarbenem gemusterten Stoff

drei übereinander gesetzte weiße Querstreifen in Bogenform; auf der Mitte jedes Streifens eine Gruppe Bandschluppen. Das Vordertheil wird durch Schmetterlingsschleifen geschlossen. Kurze Puffärmel mit einer Schleife verziert. Um den Halsausschnitt zwei Plissés, von denen das herausstehende von einer Spitze übersetzt ist. Die Spitze des unter den Rock genähten Musselinplissés muß über den untern Rand hervorragen.

Nr. 17 und 19. Schweizer Körbchen. (Mit Deſſin.)

Dieſes charmante Körbchen in moderner Form beſteht aus feinem Weidengeflecht n einem ſchwarzen Bambusrohrgeſtell. Die Höhe iſt 26 und der Durchmeſſer 18

Nr 15. Geſellſchaftstoilette.

Centimeter. Zur Verzierung werden auf das Weidengeflecht à la grecque ausgeſchnittene rothe Tuchſtreifen geheftet, welche daſelbſt im Fiſchgrätenſtich mit rother und brauner algieriſcher Seide geſtickten Strahlen abwechſeln. Zu jeder Seite eines Grecqueſtreifens werden noch grün und ſchwarze Kreuze, welche durch einen

horizontalen Stich von einander getrennt sind, auf das Geflecht gestickt. Der Deckel wird in gleicher Weise gearbeitet.

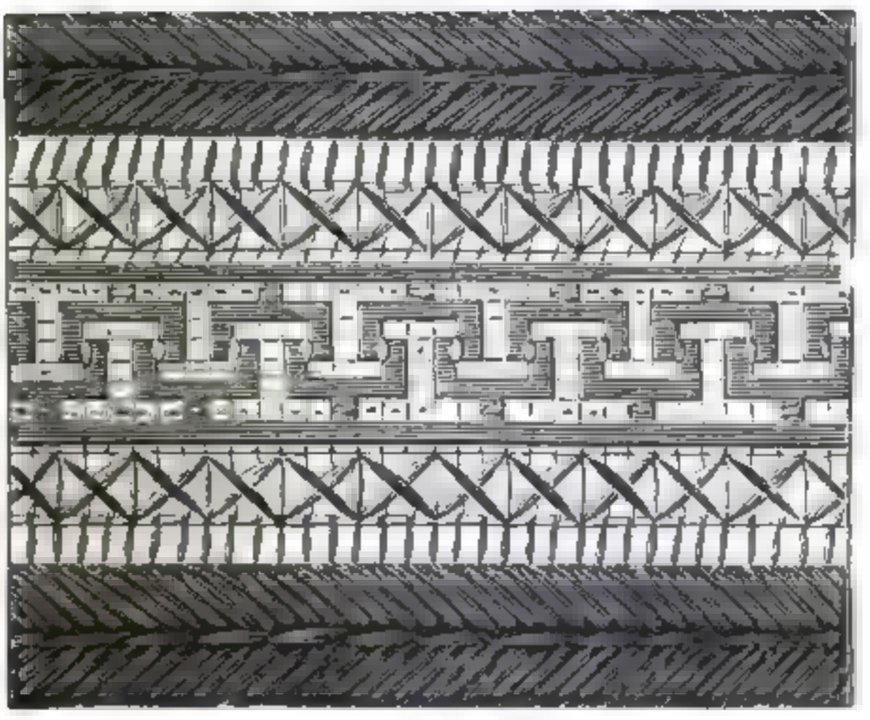
Nr 16 Ausgeschnittene Robe für Kinder von 6 bis 9 Jahren.

Nr 17. Schweizer Körbchen.

Nr. 18. Robe für ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren.

Prinzeßrobe von naturfarbenem Stoff, an den Seiten gerade herabgehend. Die

Nr. 18. Robe für ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren.



Nr. 19. Deſſin zu Nr. 17.

Mitte des Rückens iſt fein gefältelt und ſchmiegt ſich an die Robe ſelbſt an. Der Rücken ſetzt ſich bis an den aus einem Sammetſtreifen gebildeten Kopf über die

den untern Rand der Robe umgebende Plisségarnitur fort; etwas oberhalb des erwähnten Kopfes noch über die Breite des Rückenplissés ein kleinerer Sammetkopf aufgesetzt. Die Tasche ist sehr tief an der untern Aermelnaht angebracht und ist aus zwei Plissés zusammengesetzt, welche in der Mitte durch einen Sammetstreifen von einander getrennt sind. Runder Aermel mit Sammetplissés garnirt

Nr. 20 Robe für ein Mädchen von 7 Jahren und darüber.

Die vorn etwas weite Robe von jaspisgrünem Phantasiestoff ist unten mit

Nr. 20. Robe für ein Mädchen von 7 Jahren und darüber.

einem hohen, mit einem Sammetstreifen übersetzten Volant garnirt; hinten und an der Seite sind diese Streifen durch simulirte Knopflöcher und Knöpfe verziert. Die Mitte des Rückens und die Seiten sind durch einen Röllchenbesatz mit einander verbunden. Am untern Theil des Rückens, ein wenig über der Sammetgarnitur, ist die hintere Mitte des Rockes mittels einer breiten dreifachen Falte angesetzt. Der obere Theil der Falte ist von Sammet und trägt einen schmalen Querstreifen, welcher die Taille markirt. Runder Aermel. Das den Aufschlag bildende Plissé ist von einem Sammetstreifen mit simulirten Knöpfen übersetzt. Zurückgeschlagener Kragen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Botanische Studien.

Nach einer Originalzeichnung von Cretius

Der Salon.

Die Aus zweier Männer.

[illegible] F. von [illegible]

[illegible]

„Halt ein! So ist es nicht! So weit sind wir noch lange nicht! Wer zöge die Consequenzen solcher Theorien!“

„Die Consequenzen? Ich ziehe sie gleich, ich schrecke vor nichts zurück. Ich wage es, ich, Armand Düroy.“

„Es ist paradox, er will uns foppen! Es ist Unsinn!“

„Unsinn! Nicht so sinnlos wie Ihr denkt. Es ist Wahrheit in der Theorie, und war in der Praxis auch schon oft genug da, wenn Ihr es gleich verdammt. Nennt mir doch etwas von den sogenannten idealen Gütern der Menschheit, das nicht schon verkauft wurde, freiwillig ohne Zwang?“

Und nun die Stimmen durcheinander: sie sprachen von Ehre, von Ruhm, von Freundschaft, Treue, Vaterland, von Eltern-, Kindesliebe. Armand mit höhnischem Lächeln, mit schlagendem Beweise wies sie zurück: es war Alles schon feil! —

Da, — eine Pause war eingetreten, das Gewirre der Stimmen schlug weniger toll an mein Ohr, — hörte ich die schöne Frau, neben der Armand noch stand. In ihren Worten klang es wie giftiger Hohn: „Eines ist noch nicht genannt, dies Eine verkauft Keiner, verkauft es nicht um civilisirten Preis im Jahrhundert der gepriesenen Freiheit und Humanität.“

„Was ist's?“ fragte Armand und beugte sich zu ihr, fast berührte sein Gesicht ihr glänzend schwarzes Haar.

„Was es ist? — Der Gatte verkauft nicht sein junges, schönes Weib!“

Eine athemlose Stille — das Blut stockte in meinen Adern — welcher Satan flüsterte ihr dies Wort ein?

Wie lange die Stille währte weiß ich nicht, aber wieder schlug das Gewirre der Töne an mein Ohr, seine Stimme vernahm ich endlich aus Allen.

„Wo ist der Käufer, nenne mir ihn Einer, ich fordere die Summe und schließe den Handel selbst ab. Ist mein Weib nicht jung und schön und tugendhaft dazu?“ Sarkastisch, höhnend war der Ton, war es Ernst oder Scherz?

Laut auf schrie meine gefolterte Seele im namenlosen Leid — dies Wort hier, vor mir, in meinem, in seinem Hause — und Keiner unter den Vielen, der den Elenden züchtigt!

Sie nahmen es als Scherz. „Ein schlechter Spaß“, hörte ich Doctor Legrand sagen, „nimm ihn zurück, Düroy.“

„Kein Scherz, es ist Ernst“, antwortete Armand. „Wo ist der Käufer, ich nenne ihm die Summe, zahlt er sie her, so ist die Frau sein.“

„Der Käufer ist hier, er zahlt die Summe, gleichviel wie hoch sie sei!“

Das war Gaston Marillac's Wort.

„Ihr hört es Alle, ich, Gaston Marillac, kaufe Armand Düroy's Ehefrau im rechtlichen Kaufe!“

. . . . . .

Ich erwache aus langer finsterer Nacht, ich weiß nicht, was mir geschehen, noch wer und wo ich bin. Ich öffne die Augen aus einem Halbschlummer, in dem schreckliche Träume mich folterten. Ich schaue um mich, ich bin allein in fremder Umgebung, im Halbdunkel erkenne ich nur allmälig die Gegenstände, und diese verschwimmen vor meinen Augen, so oft ich versuche ihr Bild festzuhalten. Nur langsam gelingt es mir endlich.

Ich sehe mich in einem geräumigen Zimmer, neben mir im Kamin knistert ein munteres Feuer, ich liege auf einem Ruhebett, das so dicht als möglich an die Wärme gerückt ist, eine sanfte Decke hüllt mich sorglich ein,

Der Salon.

Die Frau zweier Männer.

Novelle von **F. von Stengel.**

Eine junge Frau saß am Schreibtisch, ihre Linke schützte die Augen vor dem Lichte der Lampe, die seitwärts zwischen zerstreuten Briefen und Papieren stand, während ihre Rechte halb mechanisch die beschriebenen Seiten in einem vor ihr liegenden Buche hin und zurück blätterte.

Es war spät am Abend, ja schon Nacht, durch die geschlossenen Fenster, die seidenen Gardinen drang kein Lichtstrahl hinaus, kein Ton von der Außenwelt herein, und doch wogte in den Straßen noch das laute pariser Leben, das Rollen der Wagen über die Boulevards dauerte noch fort und selbst in dem traulichen Zimmer konnte einem aufmerksamen Lauscher das ferne Dröhnen nicht ganz entgehen. Die Frau aber vernahm nichts davon. Sie schaute nur in das eigene Innere und lauschte den Stimmen, welche da sprachen. Sie mußten ihr Vieles erzählen. Die wechselndsten Empfindungen spiegelten sich auf ihrem schönen Gesichte, auf das jetzt, wie sie die Hand sinken ließ, das Licht der Lampe blendend fiel. Es waren fast mädchenhafte Züge, und doch mußte die Frau das Ende der Zwanzig bald erreicht haben; halb schüchtern sah das dunkle Auge unter den langen Wimpern hervor, als scheue es die Begegnung eines fremden Blickes, aber um den Mund zog eine strenge Linie, welche der Schüchternheit Willenskraft entgegenzusetzen schien, und die hohe Stirn von leicht gelockten, blonden Haarwellen umrahmt, mußte ernste Gedanken bergen. Aber dennoch war in dem ganzen Antlitze, dessen edles Oval von klassischer Reinheit an die lieblichen Züge einer Hebe erinnerten, die weibliche Zartheit vorherrschend, der Ausdruck war der eines sich anschmiegenden, der Stütze bedürftigen Kindes.

Jetzt schreckte die Frau auf, mit fieberhafter Hast schlug sie das Buch zu und schob es bei Seite unter die übrigen Blätter, dann saß sie lauschend.

Ein Wagen war unten angefahren, die Hausthüre rasch geöffnet worden, Schritte kamen die Treppe herauf, feste, männliche Schritte waren es, schon mußte der Kommende im Gange sein, jetzt hielten sie stille, gerade vor dem Gemache; die Hand der Frau zitterte, über ihr Gesicht flog eine leichte Röthe bis hinauf an die Schläfe, über die Stirn, scheu blickte sie nach der Portière, athemlos lauschend. Die Schritte entfernten sich — vielleicht hatten sie auch gar nicht innegehalten — jetzt wurde draußen eine Thüre leise geöffnet und wieder geschlossen; dann war Alles ruhig.

Die junge Frau athmete auf. Ein eigenthümliches Lächeln flog über ihre Züge, es war halb spottend, halb traurig. Sie zog das Buch wieder unter den Papieren vor und schlug es auf: die letzte Seite war es, nicht die letzte im Buche, nur die zuletzt beschriebene. Sie nahm die Feder, die auf dem Schreibtische lag, aber sie schrieb nicht. Sie las den ersten Satz auf der gerade begonnenen Seite. Es standen nur wenige Worte da und diese waren klar genug, aber sie las sie zwei-, dreimal, erst mit den Augen, dann bewegten sich ihre Lippen, endlich sagte sie laut: „Und morgen mögen sie mir die Braut bringen!“ —

Minute um Minute verging dann, die junge Frau saß sinnend über den Worten, wie träumend schaute sie auf das Blatt, die Buchstaben verschwammen und zerflossen vor ihren Augen, bis endlich ihre Finger die Seiten umwandten und sie zurückblätternd las, was mit unauslöschlichen Lettern in ihrer Seele geschrieben stand:

„Mir ist es noch wie heute, kaum weiß ich, warum ich es niederschreibe, denn ich kann es ja nie'vergessen, wenn auch Jahr um Jahr darüber hingeht und ich längst eine alte Frau sein werde.

Eine alte Frau! — Wie jung war ich damals, ein Kind von fünfzehn Jahren, das noch nichts wußte von Welt und Leben, die Klostermauern verschlossen mir beides — jetzt dünke ich mich alt, so alt! — Sind es denn die Jahre, die uns alt machen? —

Ich stand im Zimmer der Superiorin, sie hatte mich rufen lassen. Welches Ereigniß in unserm Leben, wenn eine von den Schülerinnen dahin bestellt wurde! Man wußte, um Kleines geschah es nicht, alle Augen folgten der Genannten: was mochte ihrer warten? Hat sie sich etwas zu Schulden kommen lassen, oder ists eine Nachricht von zu Hause? Wie stürmisch pochte das Herz, zaghaft stand man vor der Gefürchteten — die doch gut war, die man liebte. Auch mir war bange zu Muthe, trotzdem mein Gewissen mir nichts vorwarf.

Ich sehe sie noch vor mir, die hohe Gestalt in dem schwarzen Kleide mit dem langen, weißen Schleier, der sie wie eine dichte Wolke umhüllte. Sie stand vor ihrem Tische am Fenster, ein Sonnenstrahl beschien ihr ehrwürdiges Gesicht und ließ es wie verklärt erscheinen.

Sie hieß mich näher treten als ich zaghaft an der Thüre stehen blieb, ganz nahe zu sich, sie nahm meine Hand und hielt sie fest mit innigem Drucke, sie strich über mein Haar und küßte mir Stirn und Wangen. Ich weiß nicht wie mir war, die Thränen traten mir in die Augen, ich vermochte diese Zärtlichkeit nicht zu deuten.

Dann sprach sie von meiner Heimat, von meinen Eltern, von der Rückkehr ins Vaterhaus und zuletzt nahm sie einen schwarzgesiegelten Brief, las ihn mit den Augen, dann laut, und nun wußte ich was ich bis dahin aus ihren Worten wohl gehört, aber nicht verstanden hatte: mein Vater war todt.

Es war der erste Schmerz in meinem Leben, der erste Tod, der an mich herantrat, ich wähnte, es gäbe kein Leid diesem gleich. Thörichtes Kind, wenn es kein größeres gäbe, wie glücklich wäre die Welt!

Dann kam die Trennung vom Kloster, von den Freundinnen, die Mutter verlangte nach mir, ich war ja ihr einziges Kind, ihr einziger Trost, sie konnte mich nicht entbehren, wo sie so Vieles entbehren mußte.

Der Tod meines Vaters brachte sein trübes Geleite. Die Verhältnisse zeigten sich zerrüttet: ich kam nach der Heimat, nur um Abschied von ihr zu nehmen. Unser schönes Gut gehörte nicht länger uns, das Haus, die Räume, in denen ich aufgewachsen, der Garten, der Park, alles ging an Fremde über. — Wir zogen nach Paris.

Heiße Thränen weinte ich meiner schönen elsässischen Heimat nach, den waldgekrönten Vogesen, von deren Höhen ich so oft an meines Vaters Seite herabgeschaut hatte auf die lachenden Thäler, in die düstern Schluchten.

Und wie haßte ich dieses Paris! Mir war, als ich mit der Mutter zuerst dahin kam, als wälze sich ein ungeheurer Alp auf meine Brust, der stei-

nerne Koloß drohte mich zu ersticken. Viele Jahre lastete diese Empfindung auf mir, noch ist sie nicht ganz gewichen.

Wir bezogen eine kleine Wohnung unsern beschränkten Mitteln gemäß. Die Freunde — wenige nur waren uns treu geblieben — hatten uns gerathen, nach Paris zu ziehen, in der großen Stadt lebe man leichter und unbekannter; vielleicht auch wußten sie uns lieber da als in ihrer Nähe. Wir hätten sie nicht belästigt, auch in Paris sahen wir Niemanden, kaum daß wir ausgingen, wochenlang war der Gang zur Kirche unser einziger. Ich dachte nicht an mehr, vom Kloster war ich es nicht anders gewöhnt, nur nach den Freundinnen sehnte ich mich zuweilen, aber doch nicht allzusehr, ich hatte ja meine Mutter, die mir Alles war, wie ich ihr einziges Glück.

So blieb es geraume Zeit. Von Paris, der glänzenden Kaiserstadt, sahen wir nichts, kaum daß wir einmal über die Boulevards gingen; geschah es ja, so war es in den frühen Morgenstunden, ehe das Leben erwachte. Noch seltener führte die Mutter mich ins Bois de Boulogne, und dann mied sie stets ängstlich die besuchten Alleen und die Stunden der großen Welt.

Aber doch war es auf einem dieser Spaziergänge im Bois de Boulogne, wo wir Dem begegneten, der bald unserm Leben eine neue Richtung gab.

Er war ein Freund meines Vaters gewesen, viel jünger zwar an Jahren, aber doch vertraut mit ihm, freilich, wie mir allmälig klar wurde, mehr durch die Gleichheit ihrer politischen, philosophischen Ansichten, als ihrer Charaktere, denn diese waren grundverschieden, desgleichen ihre Naturanlagen. Mein Vater war ernst gewesen, fast wortkarg, gemessen im Reden wie im Handeln, Armand Düroy übersprudelnd von Witz und Laune, heiter, dabei sarkastisch, beißend, wie mein Vater wohlwollend, versöhnend. Der Eine war Naturfreund im echtesten Sinne des Wortes, der Andere sah nur den Menschen, welcher sich die Natur dienstbar macht; der Eine war selbstlos bis zur Schwachheit, der Andere Egoist im höchsten Grade. So erkannte ich später die Beiden; damals zog ich keine Vergleiche und fragte auch nicht, wie sie Freunde sein konnten.

Armand Düroy war Advocat und lebte schon lange in Paris. Von unserer Anwesenheit daselbst hatte er ebenso wenig gewußt wie wir von der seinen, als der Zufall uns zusammenführte. Früher in unsern glücklichen Tagen war er oft der Gast auf unserm elsässischen Landgute gewesen, damals mochte ich ihn nie recht leiden, ich hatte eine entschiedene Abneigung gegen ihn, die sich nun ebenfalls regen wollte; um der Mutter willen suchte ich sie jedoch zu bezwingen, da sie sich freute, mit ihm von meinem Vater sprechen zu können. Sie lud ihn auch sogleich in unsere Wohnung ein. Er kam, und es blieb nicht bei diesem ersten Besuche, er wußte sich meiner Mutter angenehm zu machen, so daß sie bald die Tage zählte, bis er wieder erschien, und es dauerte nicht lange, bis er täglich da war, wenn auch anfangs nur auf Minuten. Nach und nach blieb er um so länger, und bald brachte er ein anderes Leben in unsere bescheidene Wohnung, wir fühlten allmälig, daß wir in Paris, im Paris des Kaiserreiches lebten.

Er suchte unser Interesse für das Treiben des Tages, für Kunst, Wissen und Politik zu wecken; er sprach mit uns von seinen eigenen socialen Bestrebungen, unbemerkt zog er uns allmälig in den Kreis seiner Gesinnungsgenossen, und kamen wir auch mit seinen Freunden nicht in persönliche Berührung, so waren sie uns doch bald vertraut. Ich sage „uns“, obwohl ich selbst an dem Allen nur einen höchst passiven Antheil nahm.

Ich wurde kaum von Armand Düroy beachtet, er richtete nie das Wort an mich, erwies mir nie die geringste Aufmerksamkeit; sprach er mit meiner Mutter — sie war eine geistreiche, wohlunterrichtete Frau dann saß ich als stumme Zuhörerin dabei. Zuerst begriff ich wenig von dem was sie sprachen, erst nach und nach lernte ich verstehen, und damit erwachte mein Interesse. Aber von allem Anfange an konnte ich ihm meine Bewunderung nicht versagen: wie er sprach, mit welcher Beredsamkeit er schilderte, wie blendend sein Witz, wie köstlich sein Humor war! Aber doch überkam es mich oft eisig kalt, in meinem Innern schalt ich mich um der Bewunderung willen, die ich ihm spendete. Und seltsamer Weise, gerade in solchen Momenten war mir dann immer, als ob sein Auge, das einen scharfen stechenden Blick hatte, auf mir hafte und mich anschaue, als habe er meine Gedanken errathen. Aber nie begleitete ein Wort diesen Blick.

Wir waren seit vielen Monaten schon gute Freunde, wie er zu sagen pflegte, als mein Geburtstag kam, — der zweite schon seit dem Tode meines Vaters, wir lebten bereits über ein Jahr in Paris.

Wer den Tag an Armand Düroy verrathen hatte, weiß ich nicht, ich bat meine Mutter es nicht zu thun, aber er erfuhr ihn doch. Beim Erwachen fand ich als Erstes seine Gabe: ein prachtvolles Bouquet, Rosenknospen und Orangeblüthen, gemischt mit dem Grün der Myrthe, — die Blumen einer jungen Braut!

Mir stieg das Roth bis zu den Schläfen, ich war nicht mehr Kind genug die Meinung ganz mißzuverstehen, und war empört über das, was ich Anmaßung nannte.

Noch war ich nicht beruhigt, als meine Mutter zu mir trat und mir ihren Glückwunsch brachte. An ihrer Brust weinte ich meinen kindischen Aerger aus, denn nur Aerger war es, der mir die Thränen erpreßte; sie ließ mich gewähren, strich mir nur wiederholt über Stirn und Wangen und flüsterte besänftigend: „Still, Valerie, ruhig, mein Kind!“

Erst nachdem ich endlich ruhig und still geworden, sprach sie. Die Rosen und Myrthen waren kein Scherz, keine voreilige Anmaßung, sondern die Ueberbringer einer ernsten Frage: „Valerie, willst Du seine Frau werden?“

„Nein, nein, tausendmal nein! Nie, niemals!“ rief es in mir, und von meinen Lippen drängte die Antwort — aber als er am Abend kam, die Entscheidung zu holen, da legte die Mutter meine Hand in die Armand Düroy's, seine Lippen berührten meine Stirn, ich war seine Braut. Ich, das siebzehnjährige Kind die Braut des vierzigjährigen Mannes, des Mannes, den ich fürchtete, fast haßte, ohne zu wissen warum. Die Vorstellungen, die Bitten, die Thränen meiner Mutter, die wähnte, die Zukunft ihres Kindes glänzend zu sichern, hatten mich besiegt, der Freudestrahl in ihrem Auge ließ mich das Weh in meinem Herzen nicht empfinden.

Nach vier Wochen nannten sie mich Madame Armand Düroy. Ich war die Frau des reichen, bekannten Advocaten. —

Wie anders gestaltete sich nun das Leben für mich und die Mutter!

Unsere Wohnung auf dem Boulevards des Italiens war eine der schönsten und elegantesten, nichts fehlte uns, das Dasein behaglich zu machen. Armand Düroy schien reich genug, um mir keinen vernünftigen Wunsch zu versagen — er hatte mir nie einen zu gewähren. Ich nahm an, was er mir gab, zu verlangen wußte ich nichts. Ich sah meine Mutter zufrieden, beruhigt über meine Zukunft, das war mehr als ich brauchte um wunschlos zu

sein, selbst dann, wenn mir die Scheu und Furcht vor meinem Gatten nicht die Lippen verschlossen hätte.

Wie kam es wohl, daß von der Stunde an, in der er mich seine Braut nannte, es mir war, als habe der Alp, der seit ich Paris betreten mir die Brust beklemmte, sich in ihm verkörpert? Er war doch gut gegen mich! Ja, er muß mich wohl geliebt haben, in seiner Weise — warum hätte er mich sonst zur Gattin gewählt, mich, das arme, unbedeutende Mädchen, wo ihm doch frei stand unter Andern zu wählen? Weshalb suchte er die einfache Wiesenblume auf? War es, um sie ungestraft zertreten zu können, ohne Reue, nachdem er sich an ihrer bescheidenen Schönheit erfreut und ihren Duft abgestreift? Mir war Armand Düroy ein Räthsel vom ersten Tage an, ein Räthsel, das ich heute noch nicht gelöst habe, vielleicht nie lösen werde, es sei denn, die Lösung heiße: ein Egoist.

Mein Gatte umgab mich mit Luxus, ja mit Pracht, weit über seine Stellung und, ich fürchte, auch über seine Mittel. Er war aufmerksam, ja, besorgt für mich, aber es ließ mich kalt und in meinem Innern hörte ich eine warnende Stimme: traue ihm nicht, er ist falsch! — Und falsch war er, so falsch, so teuflisch, die Feder sträubt sich es niederzuschreiben.

Allmälig lernte ich ihn kennen. Ich hatte immer seinen Geist bewundert, sein Wissen angestaunt — freilich, was war ich gegen ihn! Ein unwissendes Kind, das gerade Verstand genug hatte, um zu fühlen, wie mangelhaft die Klostererziehung, die es erhalten, gewesen. Seit ich ihn kannte, lernte ich von ihm, als seine Frau ward es mir leichter mit Hülfe seiner reichen Bibliothek da und dort die Lücken meines Unterrichtes auszufüllen, meine Mutter half mir dabei nach ihren besten Kräften: sie mochte fühlen, was mir für Armand fehlte, und die Stunden, welche wir Beide im ernsten Studium verbrachten, waren die glücklichsten jener Zeit.

Armand wußte nichts davon, er hätte es gewiß nicht gebilligt; er, welcher die Unterhaltung bedeutender Frauen gern aufsuchte, äußerte oft, er wünsche nie, daß seine Gattin eine geistreiche Dame sei. Ich war ihm ein Spielzeug, das ihn reizte, das er begehrt hatte, dessen Besitz ihn eine zeitlang befriedigte, dann langweilte.

Mit der schneidendsten Schärfe griff er mir heilige und liebgewordene Gewohnheiten an, ihm war nichts heilig, nichts theuer, als das eigene Ich. Zerlegend und zersetzend ergoß er seinen galligen Hohn über das was mir das Höchste war, mir, der frommen Schülerin des Sacré Coeur. Mußte dies sein? — Was ihm, dem Manne, dem Philosophen, Ammenmärchen sein mochten, konnte es mir nicht heilig bleiben, mir, der schwachen Frau, die nichts an dessen Stelle zu setzen vermochte? Warum rüttelte er an diesem, wie an jedem Ideale?

Wie mir nach und nach seine Ansichten klarer wurden, als er rückhaltsloser damit zu Tage trat, wie er Alles in den Staub zog, jedes Gute im Menschen leugnend, die Tugend einen Wahn nannte, ihr Hohn sprechend, wenn sie nichts nützt, dem Laster die Gleichberechtigung zuerkannte, wenn es nur Befriedigung gewährt — da fing ich an zu begreifen, warum ich ihn haßte. Seine ganze Natur war auf die Spitze getriebener Egoismus, mochte er seinen Ansichten und Ideen noch so hochdröhnende Namen geben, es war die niedrigste Selbstsucht, die sich ihm eingeimpft hatte.

Ich sah dies in Allem und Jedem, nie aber deutlicher als bei der kurzen Krankheit meiner Mutter, der sie nach wenigen Tagen erlag.

Wo hätte ich meinen Schmerz ausweinen sollen, wenn nicht an der Brust meines Gatten? — Ein banales Trostwort war Alles, was er für mich hatte — und ich wähnte, er empfinde herzliche Freundschaft für die Geschiedene!

Ich blieb allein mit meinem Leide, das nur einen Trost hatte: meine Mutter ahnte nie wie weit entfernt ich von dem von ihr geträumten Glücke blieb. Wohl mußte sie sehen, daß meine Ehe nicht der glich, welche sie mit meinem Vater geschlossen; „aber", pflegte sie zu sagen, „man darf nicht den gleichen Maßstab anlegen, Armand zählt mehr als das Doppelte Deiner Jahre; glaube mir, mit der Zeit werdet Ihr einander näher treten. Vernunftehen sind meist die glücklichsten."

Sie schloß die Augen zum ewigen Schlafe, mit dem Bewußtsein ihre Tochter wohlgeborgen zurückgelassen zu haben. — Möge nie ein Traum ihren Schlaf stören!

Armand hatte viele Freunde, was man so gewöhnlich Freunde nennt, manchen Abend brachten sie bei uns zu, unser Salon war einer der beliebtesten in den Kreisen der Künstler, Journalisten, Schriftsteller. Unter unsern Gästen waren bedeutende Männer, deren Namen ich oft in den Tagesblättern las, wie sie sich auszeichneten als Redner in der Kammer und im Gerichtssaal, als Professoren der Universität, als Maler, Bildhauer, bei den Ausstellungen. Alle gehörten jedoch mehr oder weniger derselben Richtung an, wie Armand: erklärte Gegner des Kaiserreiches, Republikaner, Demokraten, Socialisten.

Ich hatte bald meine Freunde, meine Bevorzugte unter den Besuchern meines Salons. Sie ahnten wohl nichts davon, aber ich hatte Freude an ihnen.

Darunter ist Einer, ich sehe ihn noch an jenem ersten Abende, wo Doctor Legrand ihn bei uns einführte. Ich saß am Kamine, als er gemeldet wurde, der fremde Name schlug an mein Ohr, ich wandte mich um. Er stand neben der Portière, seine hohe, dunkle Gestalt hob sich fast majestätisch von der hellen Draperie ab, er überragte den Doctor um Kopfeslänge. Armand kam auf die Beiden zu, auch er kannte den neuen Ankömmling nur dem Namen nach, aber sie schüttelten sich die Hände und traten dann zu mir. Armand nannte mir den Fremden und Doctor Legrand empfahl ihn mit einem Scherzworte meinem besonderen Wohlwollen. „Ein Sohn des Südens, der segensreichen Provence, eine poetische, ideale Natur, Madame", schloß er, „ein Mann, der den Frauen gefährlich ist."

Ich weiß nicht, was ich antwortete, ich stammelte etwas, dabei sah ich kaum auf, denn ich fühlte Armand's Auge auf mir. Erst später, als die Conversation allgemein und lebhafter geworden, wagte ich den Fremden anzusehen.

Also dies war Gaston Marillac, der junge Arzt, von dem so oft in den öffentlichen Blättern die Rede gewesen, der so viel gethan, als der Hungertyphus unter den Arbeitern von Lyon wüthete, der noch Größeres geleistet, als ein Jahr darauf die schreckliche Rhoneüberschwemmung dieselben Armen so furchtbar heimsuchte, der mit Aufopferung seines Lebens den Bedrohten Hülfe und Rettung brachte! — Das war der Held, den man so hoch pries, dessen Thaten unvergessen bleiben werden! — Mein Herz pochte stürmisch. Ja, so mußte er aussehen, dieser unerschrockene Mann, so hatte ich mir ihn vorgestellt, als ich jene Berichte las, so stolz, so ernst, so männlich, und dabei

doch wieder so milde im Blick, mit dem sanften Lächeln um den Mund, mit der wohltönenden tiefen Stimme, welcher die weichern Laute des etwas südlichen Dialects so wohl anstanden.

Von diesem ersten Tage an zählte ich ihn zu meinen Freunden, und doch hatten wir kaum einige Worte gewechselt.

Wie gerne hätte ich meinen Dank gestammelt für das, was er den Armen gethan, — er hat es ja auch mir gethan; — ist mir doch immer, als ob das Gute, das ein edler Mensch thut, nicht nur denen zu Theil werde, welchen er es erweist, sondern Allen, die davon hören und sich daran erfreuen.

Dieser Abend bleibt mir unvergessen.

Nachdem Alle gegangen waren, saß ich am Kaminfeuer und schaute in die glimmende Asche sinnend und denkend, in mir war es so ruhig und friedlich wie lange nicht, als sei mir ein großes Glück widerfahren, ein Glück, das keinen Namen hat, eine Freude so rein, wie nur ein unschuldiges Kind sie genießen kann. Es mußte sich etwas davon auf meinem Gesichte abspiegeln, denn als ich die Augen zu Armand erhob, der plötzlich zu mir getreten war, da sagte er mit einem spöttischen Tone: „Es scheint, man ist heute zufrieden mit sich und Andern."

Ich vermochte nichts zu erwiedern, aber ich fühlte das Wort wie einen Vorwurf. Durfte ich denn nicht glücklich sein, nicht einmal mich in Gedanken freuen? —

Gaston Marillac war bald einer der eifrigsten Besucher unserer Mittwochsabende, an diesem Tage empfingen wir immer unsere Bekannten bei uns, außerdem trafen wir ihn oft bei Freunden, so daß ich ihn fast täglich sah. Bald erfuhr ich, er werde seinen bleibenden Aufenthalt in Paris nehmen.

Ich kann nicht genau angeben wie es kam, es war nicht am ersten, zweiten oder dritten Abende, daß er sich mir näherte und mehr mit mir sprach als nur ein flüchtiges Wort, aber es geschah bald, jedoch ohne auffallend zu sein. Es war auch gewiß keine Auszeichnung oder besondere Aufmerksamkeit von seiner Seite dabei, und ich nahm es eher als ein Zeichen des Mitleids, das ihn vielleicht zu mir führte; er mochte fühlen, daß ich nicht glücklich und stets einsam und unbeachtet war. Er wußte mir immer etwas zu sagen, das mir Freude machte und fand oft das beste Wort zur rechten Zeit. Mich dünkte, er lese in meinen Augen meine Gedanken und errathe die geheimsten Regungen meiner Seele. Ich faßte Vertrauen zu ihm und scheute mich bald nicht mehr, mit ihm zu sprechen. Er war auch so ganz anders als alle andern Männer, nie kam ein galantes Wort über seine Lippen, ein jedes war voll der zartesten Ehrerbietung und der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit; was er auch sagte, es trug den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit.

Wie Sterne leuchten diese Tage an dem düstern Himmel jener Zeit. Ich fühlte mich bald eine Andere werden; ich hatte etwas, woran ich denken, worauf ich mich freuen konnte. Ich war nicht länger einsam, ein menschliches Wesen wenigstens hielt es für der Mühe werth, nach etwas Andern bei mir zu fragen, als nach dem vielleicht hübschen Gesichte.

Mit Gaston Marillac ein paar Worte wechseln zu können — nur ernste Worte über irgend einen Gedanken, der mir im Laufe des Tages, vielleicht beim Lesen eines Buches, das er mir empfohlen, aufgestiegen war — diese Erwartung verkürzte mir die langen Stunden.

Lang? — Die Stunden waren endlos, sie dehnten sich zu Ewigkeiten, wenn ich sie nach dem bemessen, was ich in ihnen litt.

Ich sagte, Armand's Benehmen gegen mich machte verschiedene Phasen durch, von der des aufmerksamen zum tändelnden, dann zum gleichgültigen und zuletzt zum geringschätzenden Ehemann.

Ich war bei dieser angekommen. — Oft fragte ich mich in jenen Tagen, wie es wohl kam, daß Armand Düroy mich zur Gattin gewählt, welchen Namen man dieser Regung des Herzens, wenn es überhaupt eine solche war, geben muß. Liebe kann ich sie nicht länger nennen. — Und daß sie sich so rasch verwandelte! Wie lange war es denn, daß er mich mit der Mutter zum ersten Male sah? Waren es schon zwei Jahre? Dauert das Gefühl der Befriedigung einer Laune nicht länger? Langweilte ihn das junge Weib so schnell? Ließ er sie's entgelten, daß er sich ihrer nicht entledigen konnte? War dies der Grund seiner Mißachtung, oder war sie ihm eine Last? War ihm das Spielzeug zu kostbar geworden? — Fast sollte ich es meinen. Der Aufwand, den wir trieben, die Summen, die Armand oft für mich, gegen meinen Willen, vergeudete, schreckten mich. Meine Einwände, meine Vorstellungen und Bitten blieben erfolglos. „Was kümmert es Dich! Fürchtest Du etwa, ich schmälere Deinen einstigen Antheil! Sei ohne Furcht! Doch — ich lebe noch!" Eine rohe Anspielung auf eine Bestimmung in unserm Ehevertrag, die mir die Lippen verschloß. Mir bangte für die Zukunft wahrlich nicht um des Geldes willen. Alles was er mir gab, ich hätte es hingeworfen für einen einzigen Beweis der Achtung, die er mir schuldete. — Keinen! In Allem, im Großen und im Kleinen, ein Höhnen, Spotten und Spötteln, das sich über Alles erstreckte. Wie er meinen Anzug besichtigte und kritisirte mit einer nie zufriedenen Miene, die mir nur zu deutlich sagte: Geld und Mühe ist doch verloren. Jede Aufmerksamkeit, die er mir erweisen mußte, trug die Aufschrift: ich thue es für mich selbst, nimm es auf, daß es mir zur Ehre gereiche! — Ja, die Art, wie er mir den Arm reichte, wenn er mit mir in einen Salon trat, war eine Beleidigung für mich. Und doch hätte ich ihn nicht anklagen können, keine That sprach gegen ihn, kaum ein Wort, nannten mich doch selbst die Bekannten eine glückliche Frau!

Hätte ich es vielleicht sein können? Wer weiß es! — Warum verlangte ich auch Anderes als das, was mir geboten war! Hatte Armand Düroy mehr versprochen als er mir gab? Hatte ich nicht die sorgenfreie Existenz, die er meiner Mutter für mich zusagte? War es seine Schuld, daß ich eine Schwärmerin geworden und Idealen nachjagte?

Ich hatte Zeit genug darüber nachzudenken, und das Nachdenken war mir nicht zum Heile. — Wozu soll ich niederschreiben, wie neue, mir bisher fremde Empfindungen Raum in meinem Herzen fanden — genug, daß sie da waren und blieben! Kam doch auch die Katastrophe, die meinem Leben die Wendung brachte, so rasch, so unerwartet, daß es mir heute noch ist, als sei es nur ein Traum gewesen.

Kein Traum!

Der Nachmittag hatte den Empfangsabend, wo es galt froh und heiter zu sein, schlecht eingeleitet. Der Zufall hatte mir ein Papier in die Hände gespielt, das alle meine Befürchtungen über Armands schwierige Geldverhältnisse schwarz auf weiß bestätigte, noch mehr, ich erfuhr, was ich bis dahin nur in den schlimmsten Stunden geahnt: daß er sich tief in wühlerische, socialistische Verbindungen eingelassen, daß er Genossenschaften angehörte, deren vergiftete Philosophie ihn auf die gefährlichsten Abwege führte. Ich mußte sprechen. Die Scene, welche folgte, bleibe für immer begraben, ich möchte sie vergessen

können. Aber noch bebte mein Herz, noch brannten die erstickten Thränen in meinen Augen, und das Wort der Begrüßung für die ersten Gäste konnte ich kaum stammeln.

Später erlangte ich meine Fassung wieder, Armand war heiter, übersprudelnd von Witz und Humor, er riß Alle mit sich, und nie sah ich die Freunde so ausgelassen munter wie heute. Auch in meinem Innern hatte sich der Sturm endlich gelegt, ich suchte mich zu betäuben und nahm Theil an dem frohen Treiben um mich, ja, mein Lachen kam mir von Herzen. Man spreche mir nicht mehr von Vorgefühlen bei herannahenden großen Ereignissen, wo blieb damals das bange Ahnen, wo der warnende Dämon in meiner Seele? Oder hätte der Tag schon Warnung für den Abend sein sollen?

Es war spät geworden, aber noch Niemand dachte an einen Aufbruch. Ich saß mit ein paar Herren, darunter Gaston Marillac, in einem Seitencabinet, die weit geöffnete Thüre ließ den Blick nach dem großen Salon frei; ich überschaute die Gruppen draußen: es war ein belebtes, buntes Bild, zwei oder drei schöne Frauen zwischen den Männern; intelligente Gesichter, erregte Bewegungen und wieder behagliches Sichgehenlassen gab ein fesselndes Gemisch wechselnder Situationen, das mich anzog. Armand war unter den Lebhaftesten. Er stand an den Stuhl einer Dame — eine gefeierte Sängerin war es — gelehnt, und sprach eifrig zu ihr. Einige Andere mischten sich zuweilen ein, ich selbst konnte nicht hören, was sie sagten, während mir schien, als ob Marillac, der mit mir gesprochen hatte, seit einigen Minuten still und aufmerksam auf das was außen vorging geworden sei.

„Nein, das ist zu stark!" hörte ich jetzt eine Stimme laut ausrufen. „Unerhört! paradox!" riefen Andere und eine Bewegung entstand im Salon.

„Was giebt es? — Wem gilt es? — Wer hat das Wort gesagt? — Wovon ist die Rede? — Laßt uns auch hören! — Wiederholt es noch einmal!" So tönte es im Salon und neben mir.

Die Herren traten hinaus; Gaston Marillac folgte ihnen als der letzte und blieb an der Thür dicht neben mir stehen. Ich sah zu ihm auf. Sein Blick traf den meinen, es lag etwas darin, das mich schmerzlich berührte.

Mir ist, als könnte ich jede Secunde, die jetzt folgte, zurückrufen, und doch verging Alles traumhaft, rasch und plötzlich, und dabei ist es so furchtbar wahr.

Gaston Marillac war hinausgetreten, ich allein bewegte mich nicht weiter als bis zur Thüre. Eine junge Schauspielerin streifte an mir vorbei: „Kommen Sie doch, da giebt es etwas zu hören!" Ich antwortete nicht und blieb auf der Schwelle stehen. Ich sah und hörte genug.

„Nun ja, warum sollte ich es nicht wiederholen?" — Es war Armand, der dies rief, so laut, daß es durch den weiten Raum drang. „Wer wagt das Gegentheil zu behaupten? Käuflich ist Alles: Tugend und Laster, Ehre und Verrath, Treue und Meineid, es ist Alles feil für Geld. Warum auch nicht? Wer kann uns vorschreiben, mit welchen Waaren Schacher getrieben werden soll? Und Schacher ist ja überall auf dieser erbärmlichen Welt! Nennt mir den, welcher nicht das, was er besitzt, hingäbe für größern Gewinn, sei's nun Geldes werth oder ein Hirngespinnst, das er hinwirft für klingende Waare! Hat Keiner den Muth, mir nachzusprechen? Wenn Ihr ehrlich seid, so gesteht es nur ein, für Geld ist Alles feil, es muß nur die Summe sich lohnen. Und wer oder was könnte es uns auch verwehren!"

„Halt ein! So ist es nicht! So weit sind wir noch lange nicht! Wer zöge die Consequenzen solcher Theorien!“

„Die Consequenzen? Ich ziehe sie gleich, ich schrecke vor nichts zurück. Ich wage es, ich, Armand Düroy.“

„Es ist paradox, er will uns foppen! Es ist Unsinn!“

„Unsinn! Nicht so sinnlos wie Ihr denkt. Es ist Wahrheit in der Theorie, und war in der Praxis auch schon oft genug da, wenn Ihr es gleich verdammt. Nennt mir doch etwas von den sogenannten idealen Gütern der Menschheit, das nicht schon verkauft wurde, freiwillig ohne Zwang?“

Und nun die Stimmen durcheinander: sie sprachen von Ehre, von Ruhm, von Freundschaft, Treue, Vaterland, von Eltern-, Kindesliebe. Armand mit höhnischem Lächeln, mit schlagendem Beweise wies sie zurück: es war Alles schon feil! —

Da, — eine Pause war eingetreten, das Gewirre der Stimmen schlug weniger toll an mein Ohr, — hörte ich die schöne Frau, neben der Armand noch stand. In ihren Worten klang es wie giftiger Hohn: „Eines ist noch nicht genannt, dies Eine verkauft Keiner, verkauft es nicht um civilisirten Preis im Jahrhundert der gepriesenen Freiheit und Humanität.“

„Was ist's?“ fragte Armand und beugte sich zu ihr, fast berührte sein Gesicht ihr glänzend schwarzes Haar.

„Was es ist? — Der Gatte verkauft nicht sein junges, schönes Weib!“

Eine athemlose Stille — das Blut stockte in meinen Adern — welcher Satan flüsterte ihr dies Wort ein?

Wie lange die Stille währte weiß ich nicht, aber wieder schlug das Gewirre der Töne an mein Ohr, seine Stimme vernahm ich endlich aus Allen.

„Wo ist der Käufer, nenne mir ihn Einer, ich fordere die Summe und schließe den Handel selbst ab. Ist mein Weib nicht jung und schön und tugendhaft dazu?“ Sarkastisch, höhnend war der Ton, war es Ernst oder Scherz?

Laut auf schrie meine gefolterte Seele im namenlosen Leid — dies Wort hier, vor mir, in meinem, in seinem Hause — und Keiner unter den Vielen, der den Elenden züchtigt!

Sie nahmen es als Scherz. „Ein schlechter Spaß“, hörte ich Doctor Legrand sagen, „nimm ihn zurück, Düroy.“

„Kein Scherz, es ist Ernst“, antwortete Armand. „Wo ist der Käufer, ich nenne ihm die Summe, zahlt er sie her, so ist die Frau sein.“

„Der Käufer ist hier, er zahlt die Summe, gleichviel wie hoch sie sei!“

Das war Gaston Marillac's Wort.

„Ihr hört es Alle, ich, Gaston Marillac, kaufe Armand Düroy's Ehefrau im rechtlichen Kaufe!“

. . . . . .

Ich erwache aus langer finsterer Nacht, ich weiß nicht, was mir geschehen, noch wer und wo ich bin. Ich öffne die Augen aus einem Halbschlummer, in dem schreckliche Träume mich folterten. Ich schaue um mich, ich bin allein in fremder Umgebung, im Halbdunkel erkenne ich nur allmälig die Gegenstände, und diese verschwimmen vor meinen Augen, so oft ich versuche ihr Bild festzuhalten. Nur langsam gelingt es mir endlich.

Ich sehe mich in einem geräumigen Zimmer, neben mir im Kamin knistert ein munteres Feuer, ich liege auf einem Ruhebett, das so dicht als möglich an die Wärme gerückt ist, eine sanfte Decke hüllt mich sorglich ein,

mein müder Kopf ruht auf weichen Kissen. — Bin ich krank? — Doch, wie komme ich hierher? — Müde schließe ich die Augen, das Denken thut weh.

Aber bald schaue ich aufs Neue um mich: an den Wänden erheben sich Reihen von Büchern bis zur Decke, daneben steht ein Tisch mit Schriften und Mappen, ein paar Stühle und ein Armsessel davor, seitwärts am Fenster ein Schreibpult. Das Arbeitszimmer eines Gelehrten muß es sein. Mein Auge gleitet über die Gegenstände hin, jetzt bleibt es an der Wand mir gegenüber haften, dort sieht das lebensgroße Brustbild eines Mannes mit ernsten Blicken auf mich herab. Ich sollte das Gesicht kennen, den Blick! Ob ich ihn kenne! — Gaston Marillac! — Er ists! Doch nein, nicht er selbst, das Bild ist älter, viel älter, es ist sein Vater, der Vater Gaston Marillac's! Wie kommt das Bild hierher? Nein, wie komme ich zu dem Bilde? Im Augenblicke erwacht die Erinnerung in mir und mit ihr das Entsetzen. — Fort, fort von hier. Weit weg, mich verbergen will ich, damit Niemand die Schmach auf meiner Stirn geschrieben lese, die mir angethan worden.

Ich erhebe mich rasch, kraftlos sinke ich zurück. Eine Thür öffnet sich und eine ältliche Frau tritt ein. Schon steht sie an meiner Seite und legt mir die Kissen zurecht.

„Gottlob, Sie sind endlich erwacht! Wie froh wird der Herr sein! Ich eile, es ihm zu sagen. Aber bleiben Sie ja ganz ruhig, ich komme gleich zurück. Wie haben wir uns geängstigt, als der Herr Sie nach Hause brachte, so bleich wie eine Leiche; wie er Sie dann hier niederlegte, blieben Sie liegen, die vielen, langen Stunden, so still, so regungslos, als wollten Sie nie mehr die Augen aufschlagen, gottlob, Sie leben und werden bald wieder gesund sein!"

Sie schwatzte fort und fort und dabei war sie geschäftig Decke und Kissen fester um mich zu schlingen, vergebens suchte ich mich frei zu machen, vergebens bat ich: „Lassen Sie mich fort, ich muß gehen."

Zuletzt schien sie doch unschlüssig, ob sie meinem Drängen nachgeben solle oder nicht, als sich die Thür wieder öffnete: Gaston Marillac stand mir gegenüber.

Die Frau trat zurück, während ich selbst kraftlos liegen blieb.

Er sprach kein Wort, mit einer Handbewegung bedeutete er der Frau zu gehen. Als sie sich entfernt hatte, kam er näher, ich blieb regungslos, wie gebannt.

Jetzt stand er neben mir, seine Augen glitten prüfend über mich hin, ich schloß die meinen, ich konnte den Blick nicht ertragen, den Blick des Mannes, der mich gekauft, dem ich dennoch gefolgt war, an dessen Arm ich den Salon verlassen, verfolgt von der Neugier Derer, die Zeugen der empörenden Scene gewesen.

Warum war ich ihm gefolgt? Mußte ich nicht Den ebenso sehr verachten, der die Hand zum Kaufe bieten mochte, wie Den, welcher den Handel vorschlug? Was sprach in mir für den Einen und warum Alles gegen den Andern? Nochmals durchlebte ich die furchtbare Scene! Wieder hörte ich Armand's Wort: es ist kein Scherz, die Frau ist sein, wenn er die Summe zahlt. Und Gaston Marillac's Hand berührte leise meinen Arm, noch fühle ich den kaum bemerkbaren Druck, in seinem Gesichte lese ich, was er gethan: er hat mich frei gekauft, wo ich Sclavin gewesen, aber er kauft mich um Anderes noch als um elendes Geld!

Und ich nahm seinen Arm, ich folgte ihm in sein Haus und die Pariser nennen höhnend die Summe, für die Valerie Dürroy sich verkaufen ließ.

Ich weiß dies Alles, ich empfinde es in seiner ganzen Schwere. Ich kann die Augen nicht zu Gaston Marillac erheben, ich kann nicht sprechen, kaum denken. Ich vergesse nie diese endlosen, ewigen Secunden, die jetzt in tiefem Schweigen dahinschlichen.

Ein Wort endlich: „Valerie!"

Ich schlug die Augen nicht auf, ich mochte dem Blicke nicht begegnen, vor dem ich mich machtlos fühlte.

„Valerie! Vergebung! Verzeihung!"

Hatte ich ihm zu vergeben, zu verzeihen, und was? Daß er mich frei gekauft? War ich doch frei, gleichviel um welchen Preis!

„Valerie! Nur ein Wort! Sagen Sie, daß Sie vergeben können."

Ich fand keine Antwort, die Lippe war mir versiegelt.

Und er sprach weiter.

Wie Feuer brannten seine Worte in meiner Seele. Ihn hatte ich anklagen, auf ihn den Stein werfen wollen! An mir war es, ihn um Vergebung zu bitten, zu rufen „verzeih!" Er hatte mich geliebt von der Stunde an, in der er mich zum ersten Male sah. Er hatte gekämpft mit sich selbst und der Allgewalt der Liebe, ich war ja nicht frei. Aber in dem Augenblicke, wo Armand das Band, das mich mit ihm verknüpfte, frevelhaft zerriß, da galt es, mich frei zu machen um jeden Preis — und wer anders durfte wagen, die Freiheit für mich zu kaufen, als der, welcher mich liebte? — „Nehmen Sie die Freiheit, Valerie, und vergeben Sie, daß ich Ihnen das köstliche Gut nur befleckt darbringen kann. Was Ihnen Leides geschehen heute und je in Ihrem Leben, die Liebe wird es auslöschen. Lassen Sie uns vergessen, was die Welt Schlimmes birgt, wir wollen glücklich sein durch die Liebe."

Als er jetzt inne hielt, mußte ich antworten und nun fand ich auch Worte dazu. Wo war denn die gepriesene Freiheit, die er mir erkaufte? Ja, frei bin ich, aber wie der Sclave, der das Brandmal auf der Schulter trägt, den Namenszug seines Herrn in seinem Fleische! Frei, wie der entflohene Gefangene, der den eisernen Ring am Fuße trägt und den Rest der zerrissenen Kette nachschleppt. Frei? Ich bins kaum dem Namen nach. Ich bin sein Weib, bis uns der Tod trennt, kein Machtspruch kann mich frei machen vor mir selbst.

Ich folgte einem fremden Manne in sein Haus; wie die Welt diesen Schritt deutet, das wußte ich, vor der Welt hatte ich nichts zu verlieren. Aber meine eigene Achtung mußte ich mir bewahren, wollte ich das Leben auch nur ertragen. Nicht eine Minute durfte Gaston Marillac darüber im Zweifel sein. Mein Entschluß war gefaßt: ich mußte fort, noch zur Stunde. An Wohin dachte ich nicht, auch nicht an meine Ohnmacht, nur fort von ihm, von seiner Liebe.

In welche Worte ich mein Wollen kleidete? Genug, er verstand es.

Er beschwor mich mit tausend Bitten, er flehte, er bat: an ein Hirngespinnst wollte ich mich klammern — ob ich denn noch länger das Weib Dessen sei, der mich so entwürdigend behandelt? Verlangte nicht die Ehre selbst, offen vor aller Welt zu beweisen, daß ich ihm nicht angehöre? Und vor Allem, warum dem Glück entsagen, wenn wir es halten können? Weshalb sich selbst um das Höchste betrügen!

Wie beredt er war! Wie schwer machte er mir den Kampf! Und doch siegte ich.

„Sie wissen nicht, was Liebe ist, so hart könnten Sie nicht sein!“

„Nein, ich weiß es nicht! Sie sind mir ein theurer Freund, keinen bessern finde ich auf Erden, das weiß ich wohl, und werde es im Herzen bewahren, wo immer ich weile.“

„Aber wohin wollen Sie gehen, was beginnen? Allein, schutzlos, eine Frau, fast noch ein Kind. Lassen Sie mir die Sorge für Ihr Wohl! Sie nennen mich Freund, ja, ich bin es! Ihr Vater, Ihr Bruder, ich kann es sein! Mein Haus sei Ihre Heimat, Ihr Glück meine Sorge!“

Er sprach nicht lange, — nun war ich besiegt. Ich gab ihm die Hand, seine Lippen berührten meine Stirn im brüderlichen Kusse, ich war seine Schwester.

Ob ich recht gethan? Mein Gewissen sagt nicht nein. Die Welt flüstert und murmelt, ich selbst weiß mich rein von Schuld. Ob es leicht oder schwer zu tragen ist, was ich uns Beiden aufgeladen, ich frage nicht danach, ich habe es mir aufgebürdet, auch ihm, — kann er es tragen, warum nicht auch ich? Ich bin nur ein schwaches Weib, aber auch ein Weib erliegt nicht unter dem was Pflicht und Gewissen erheischt.

Die Frau am Schreibtische blätterte schon längst nicht mehr in dem Buche, sie brauchte ja die Geschichte nicht zu lesen, die Erzählung jener fernen, immer nahen Zeiten, die ein Meer von Leid und doch auch so seliges Glück bargen.

Der Zeiger an der Uhr rückte vor, längst war er über die Mitternachtstunde hinaus, deren Stille selbst in dem abgeschlossenen Gemache fühlbar ward, kein Geräusch mehr von den Boulevards ließ sich hören, statt dessen tropfte eintöniger Regen auf dem Balcon und der Herbstwind pfiff über die Dächer.

Für die junge Frau gab es nur eine innere Welt, für sie war nur eine Stimme laut, die der Vergangenheit.

Jetzt erhob sie die Augen wieder, sie leuchteten in feuchtem Glanze. Sie wischte einen Tropfen ab und flüsterte leise: „Es ist wohl ein thöricht Beginnen, die Nacht mit den alten Erinnerungen hinzubringen, aber ich nehme ja Abschied für immer von dem was gewesen; ich fange eine neue Zeit an, freilich, vor Jahren glaubte ich, sie sei schon angebrochen. Vor Jahren? Sind es denn wirklich Jahre? Mich dünkt, es sei ein einziger Tag. Hätte nicht meine eigene Hand Tages- und Jahreszahl niedergeschrieben, ich würde sagen: es war gestern und seitdem träumte ich in der Nacht einen kurzen, glücklichen Traum. — War er denn glücklich?“

Als sollten die Blätter Antwort auf die Frage geben, schlug sie sie wieder auf und war bald ins Lesen vertieft.

„Wenn es je im Menschenleben eine goldene Zeit geben kann, Tage ungetrübter Ruhe, des seligen Friedens, so kam sie jetzt für mich. Nicht gleich, aber sie kam doch, die tiefe Wunde, die mir geschlagen worden, mußte erst langsam ausbluten, ehe sie heilen konnte — vernarben wird sie nie. Aber wenn sie sich irgend wo zu schließen vermochte, so war es hier unter der Pflege des besten, zartesten Freundes.

Wie die ersten Tage vergingen, weiß ich mich nicht zu entsinnen, ich war immer allein, die Ruhe that meinem kranken Gemüthe wohl; Gaston

kam nur, wenn ich seinen Besuch wünschte; meine Bedienung besorgte die alte Frau, die ich bei meinem ersten Erwachen gesehen. Niemand störte mich, ich hatte Ruhe und Muse, über meine Lage nachzudenken.

Und warum sollte ich es hier vor mir selbst verbergen, daß der Gedanke an Armand mich bald genug peinlich quälte. Hat er wirklich alle Rechte an mich aufgegeben, kann er nicht zu jeder Stunde kommen und mich zurückfordern, mich, sein ihm gesetzlich angetrautes Weib? Kann er nicht den Vorgang als einen Scherz erklären und mich zwingen, ihm zu folgen? Mir schauderte vor dieser Möglichkeit.

Mein Stolz empörte sich, ich wollte nicht verschachert worden sein wie eine Waare, wo ich mich doch frei gemacht hatte um meine Frauenehre.

Das Auf- und Niederwogen der Gedanken machte mich unstät, die Unruhe mußte sich in meinem ganzen Wesen wiederspiegeln, sie konnte Gaston nicht entgehen, er errieth die Ursache nur zu rasch und endlich sprach er darüber mit mir.

„Valerie", er nannte mich immer nur mit meinem Taufnamen und ich ihn ebenso, ein stillschweigendes Uebereinkommen hatte es mit sich gebracht, „es ist besser, wir sprechen uns einmal über das aus, was Sie beängstigt: zwischen Ihnen und Düroy besteht keinerlei Gemeinschaft, er hat kein Recht mehr auf Sie, er gab sein Wort vor Zeugen und wird dies nicht vergessen."

Er muß das, was ich in diesem Augenblick dachte, errathen haben, denn er fuhr fort: „Ich darf Ihnen nichts verhehlen, ich müßte mich verachten und stünde als Feigling vor Ihnen, Valerie, wollte ich es thun. Armand Düroy wird sich Ihnen wohl nicht nähern, aber er willigt in keine gerichtliche Scheidung und so lange diese nicht vollzogen —"

Er hielt inne und ich vollendete den Satz: „Bin ich seine Frau vor dem Gesetze. Ist es nicht so?"

„Ja", sagte er, „aber vergessen Sie nicht, daß Sie Scheidung verlangen können."

„Mein lieber Freund, warum, wozu denn etwas verlangen, das ja doch nur Form ist und kaum Tragweite haben kann? Fester als der Paragraph des Code civil bindet mich das Gesetz des Glaubens meiner Kindheit, den nichts wankend machen wird. Ich habe mich Armand Düroy verbunden, bis der Tod dem Einen oder dem Andern das Wort zurückgiebt. Es ist ein hartes, grausames Gesetz, sagen Sie, aber sehen Sie, wenn ich die Segnungen, die mir zu Theil werden, annehme, darf ich mich denn weigern vor einer vielleicht nur scheinbaren Härte? Bindet mich doch kein Gesetz an mehr als an eine Form."

Er stand mir schweigend gegenüber, ich fühlte, wie er mich der Kälte beschuldigte, die nicht fassen konnte, was die Liebe litt. Es galt stark sein und Meisterin meiner selbst.

„Und nun danke ich Ihnen, Gaston", sagte ich, „daß Sie meine Furcht zerstreuten; mehr verlangte ich nie, als frei mir selbst leben zu dürfen. Und ich habe so viel mehr erhalten! So will ich denn auch nicht an verbotene Dinge rühren und mir keine Stunde verbittern durch quälende Gedanken. Sie sollen sehen, wie ich mich bei Ihnen zu Hause fühle; wir werden gute Wirthschaft führen und vor Allem vergessen, was hinter uns liegt."

Zwei Tage darauf kam Gaston mit einem Briefe zu mir.

„Lesen Sie", sagte er, „ich wollte nicht davon sprechen, ehe ich Gewiß-

heit hatte. Ich glaube, es wird Ihnen nicht unangenehm sein, Sie sind so allein und einsam, auch unsere Häuslichkeit wird nur gewinnen: es ist eine sehr mangelhafte Wirthschaft bei mir Junggesellen, die ganz gut eine Stütze brauchen kann. Vielleicht habe ich für alles Dies das Rechte getroffen."

Ich überflog die Zeilen des Briefes, es waren nur wenige Worte:

„Ob ich kommen will, Dein schreckliches Paris für die schöne Provence einzutauschen? Es wird schwer halten, die alten Gewohnheiten abzustreifen, aber wenn Deine gute Freundin, die ich liebe, weil sie meinem Jungen so theuer ist, Nachsicht mit den Schwächen einer alten Frau haben will, wird Tante Noëmi sofort ihre Koffer packen und mit ihren Siebensachen in acht Tagen in Paris sein."

Um was ich nicht zu bitten gewagt, er hatte es errathen und in einer Weise erfüllt, die nicht edler und zarter hätte sein können. Mein Herz überfluthete von Dank, aber ich fand kein einziges Wort, ihn auch nur zu stammeln.

Nach acht Tagen traf Tante Noëmi ein, mit so vielen Kisten und Koffern, Schachteln und Hüllen, daß wir rathlos standen, wo all den Reichthum unterbringen. Sie aber wirthschaftete ganz glücklich in dem Krame, ordnete und schichtete, sortirte, packte ein und aus, bis zuletzt Alles richtig paßte und kein Stückchen den Andern im Wege stand.

Mir war die neue Hausgenossin von der ersten Stunde an lieb und werth, als hätte ich sie bereits Jahre lang Freundin genannt. Mein ganzes Herz flog ihr entgegen schon in dem Augenblick, wo sie am Arme ihres Neffen in das Zimmer trat, in dem ich sie erwartete.

Ihr prüfendes Auge weilte eine Minute auf mir, ehe sie mir die Hand reichte, als müsse erst der Blick entscheiden, ob ich ihres Händedruckes werth, dann ergriff sie rasch meine beiden Hände, zog mich zu sich und küßte mir die Stirn, dabei sagte sie nichts weiter als: „Gott segne Sie, meine liebe Valerie."

Der fromme, einfache Gruß paßte so gut zu Tante Noëmi, er enthüllte ganz ihr kindlich warmes Herz. Wie sie mir an jenem ersten Abende erschienen, so ist sie geblieben in den kommenden Jahren, so treu, so gut, so aufopfernd, so mild, beruhigend und friedebringend.

Tante Noëmi ist seit über dreißig Jahren Witwe. Kaum zwanzigjährig zog sie nach dem Tode ihres Mannes mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, zu ihrem Bruder, welcher seine Frau in demselben Jahre verloren hatte; auch er hatte einen einzigen Sohn, Gaston. Noëmi ward den beiden Kindern Mutter. Sie wußte nicht, welcher der beiden Knaben ihr der liebste war. Da warf ein heftiges Fieber die Kinder darnieder, der eine, ihr Sohn, erlag der Krankheit, der andere, Gaston, genaß unter ihrer aufopfernden sich selbst vergessenden Pflege; auf ihn concentrirte sich nun die Ueberfülle ihrer Liebe.

Es war an einem der ersten sonnigen Tage im Frühjahr. Der „Salon" war vor kurzem eröffnet und Gaston hatte Tante Noëmi und mich aufgefordert uns zur bestimmten Stunde dahin zu begeben, er wollte dort mit uns zusammentreffen. Wie es nun kam, ob er oder wir an dem Irrthum schuld waren, weiß ich nicht, an dem verabredeten Platze fanden wir ihn nicht, wir warteten eine gute halbe Stunde vergebens. Zuerst waren wir unentschlossen ob wir gehen oder bleiben sollten, dann aber dachten wir ohne ihn unsern Weg in die Ausstellung zu suchen.

Die Räume waren stark belebt, ich glaube nicht, daß die Menschen alle der Bilder wegen da waren, es ist eben Mode den „Salon" ein oder zweimal gesehen zu haben, um dann mitsprechen und aburtheilen zu können, wenn über einen armen Künstler der Stab gebrochen wird. So dachte ich wenigstens als ich mit Tante Noëmi die Räume durchwanderte. Ich bin keine Kunstverständige, aber mich dünkten die um mich vernehmbaren Urtheile oft recht unüberlegt und hart.

Durch das Gedränge genöthigt hatte Tante Noëmi jetzt meinen Arm freigegeben, und als ich mich umsah gewahrte ich sie nicht in meiner Nähe. Etwas ängstlich suchte ich sie mit den Augen und trat dabei zurück, da begegnete ich Armand's stechendem Blick, seinem spottenden Lächeln. Er stand vor mir und mit einer Insolenz, die ihres Gleichen nicht hat, sagte er zu mir gewendet: „Sie suchen einen Begleiter, Madame, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?" Die Zunächststehenden vernahmen die Worte deutlich, sie sahen mein Erröthen und Erbleichen, ich fühlte die befremdeten Blicke auf mir haften und war keines Wortes, keiner Bewegung fähig.

„Und warum nicht, Valerie", fuhr er leiser fort, sein Ton klang wie gutmüthiger Spott. „Ich sehnte mich schon lange nach einem Wiedersehen, um zu erfahren, wie man mit dem Tausche zufrieden — ein gutes Geschäft, wie? Man scheint übrigens nicht sehr aufmerksam." Die letzten Worte flüsterte er mir, während er sich ganz nahe zu mir beugte, und ich hatte nicht die Kraft, die Hand, welche die meine berührte, wegzuschleudern, nicht den Muth ihm verächtlich den Rücken zu kehren.

„Ich habe ein wachsames Auge auf meine Frau!"

Wie diese Worte in meiner Seele brannten, wie sie die Wunde aufrissen, wie mein Stolz sich empörte, und ich doch nicht einer einzigen Bewegung fähig war! Ich glaube nicht, daß der ganze Vorgang länger als einige Secunden währte, mich dünkte er endlos und mir war, als müsse ich von den Fremden Hülfe erflehen.

„Aber Valerie, wo bleiben Sie denn?"

Dies war Tante Noëmis Stimme, ihr Arm lag auf dem meinigen, das Bewußtsein kehrte mir wieder. Ich sah wie sich die Beiden gegenüber standen. Einige Augenblicke schaute sie ihn an, dann sah sie mit einem fragenden Blick zu mir. Die Antwort las sie in meinem Gesichte und wußte sie zu verstehen, denn ihre Hand schwer auf den Arm Düroys legend, der Miene machte sich zwischen der Menge zu verlieren, sagte sie ihn scharf ansehend, laut genug um gehört zu werden: „Bitte, mein Herr, ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen — ein solches Gesicht sieht man nicht bei einem Andern."

In Armand's Auge blitzte es auf, aber er erwiederte kein Wort. Tante Noëmi nahm meinen Arm und schritt hoch erhobenen Hauptes durch die Menge. Mir schien, die welche sie gehört hatten wichen ihr ehrerbietig aus.

Gaston erfuhr nichts von dieser Begegnung, aber mir raubte sie für lange Zeit den Frieden.

Ich ging nun noch weniger aus als zuvor, ohne Gaston erst wieder nach Monaten.

Unterdessen hörte ich durch Tante Noëmi, welche es von Gaston vernommen hatte, daß Düroy bei seinen Gesinnungsgenossen immer mehr an Boden verliere, daß selbst die, welche seinen Ansichten beistimmten, sich durch seine Schroffheit und seine Extravaganzen verletzt fühlten und sich von ihm zurückzögen. Seine Hand sei leer, und er nur auf dunklen Wegen zu finden.

Warum mir Tante Noëmi dies erzählte? Muß ich es denn wissen, kann mir denn nichts erspart bleiben?

Eine berühmte Feerie zu sehen führte uns Gaston am Abende in das Theater der Porte St. Martin. Wir hatten eine Baignoire-Loge genommen, Gaston kennt meine Vorliebe für diese Plätze, und waren recht kindisch froh und heiter, lachten und scherzten über den tollen Unsinn des Stückes, das heute zum neunzigsten Male den Parisern vorgeführt wurde und immer noch Hände zum Beklatschen fand.

Ich saß weit vorgebeugt über die Logenbrüstung und folgte Tante Noëmis Weisung, die gerade etwas meiner besondern Aufmerksamkeit empfohlen hatte, als ich plötzlich kaum drei Schritte von mir entfernt an eine Säule gelehnt Armand Düroy stehen sah. Er mußte vor kurzem erst eingetreten sein, denn wo er stand konnte er nicht lange unbemerkt von mir bleiben. Die Begegnung war überraschend, so ungeahnt, mein Erschrecken so heftig, die Hand, mit der ich das Opernglas an meine Augen brachte, um mein Entfärben zu bedecken, zitterte, das Theater, die Bühne, die heitere Menschenmenge war nicht mehr für mich vorhanden, ich sah nur ihn, dessen Auge wie das der Klapperschlange auf ihrem Opfer, auf mir ruhte und mich bannte. Ich zählte die Minuten bis das Stück zu Ende, was hätte ich darum gegeben, weggehen zu können, aber ich mochte Tante Noëmis Vergnügen nicht schmälern, sie lachte so herzlich und freute sich so kindlich, bemerkte auch gar nicht wie still ich geworden.

Endlich kam der letzte Act, die letzte Scene, Armand wartete das Ende nicht ab, er verließ seinen Platz kurz vorher. Ich athmete auf, nur nicht ihm begegnen. Ich zögerte die Loge zu verlassen, hoffend, daß er dann nicht mehr in der Nähe sein würde.

Draußen im Corridor war das Gedränge noch groß als wir hinzu kamen. Ich sah mich rasch nach allen Seiten um. Nirgends — Schon fühlte ich mich erleichtert, was hatte ich mich zu fürchten an Gastons Arm?

Da berührte eine fremde Hand die meine, erschrocken zog ich sie zurück, etwas war mir zwischen die Finger geschoben worden. Ein Röllchen war es, ein Papier. Unwillkürlich hielt ich es fest, ich schaute um nach dem, der es mir zugesteckt haben mochte. Nur ganz gleichgültige Gesichter sah ich neben mir. Lasse das Ding fallen, die Füße der Menge sollen es in den Koth treten! so mahnte mich die erste Regung. Nein, bewahre es zur sichern Vernichtung durch Feuer! aber keinen Blick darauf! was hast Du mit diesem Manne gemein? An Düroy dachte ich natürlich sofort.

Ich sagte kein Wort, weder zu Tante Noëmi, noch zu Gaston. Das Papier brannte in meiner Hand, hätte ich es doch wegwerfen können, aber es war wie in mein Fleisch verwachsen.

In meinem Zimmer angekommen schickte ich das Mädchen weg, das mir beim Ablegen behülflich sein wollte. Ich mußte allein sein. Wozu allein? Was ist es denn Großes ein Papier ins Feuer zu werfen? Wollte ich dies thun?

Ich trat an die Kerze: es war ein kleines dünnes Röllchen, augenscheinlich ein Blatt aus einem Notizbuch, zusammengerollt wie eine Cigarrette. Ich hielt es geöffnet in der Hand, jetzt näherte ichs der Flamme, da faßte mich die Neugier, hastig glättete ich es, Armands Schrift in raschen Bleistiftzügen. Wieder hielt ich inne — durfte ich lesen was er mir schrieb, wagte zu schreiben! War es nicht eine Erniedrigung meiner selbst? Und doch las ich:

„Morgen verlasse ich Paris, Frankreich, auf lange, auf immer! In der neuen Welt will ich mein Glück versuchen. — Triumphire nicht zu früh, das macht Dich nicht frei! Warum ich Dich an mich kette, Dich, die ich doch verkauft? Wie die Katze mit der Maus, so spiele ich mit Dir! Warum? Weil mirs gefällt. Einst habe ich Dich wohl geliebt, glaubst Du es? Du warst die Blume an meinem Wege, wozu sind Blumen da wenn nicht zum Pflücken. Ich habe Dich verkauft, und doch bleibst Du mein! Giebt es ein tolleres Spiel? A. D.

Ich hielt das infame Billet in der Hand, und es versengte mir nicht die Finger, meine Augen lasen es und erblindeten nicht ob der Schmach, die sie sahen, meine Lippen konnten die Worte nachsprechen und verstummten nicht auf ewig.

Und ich zögerte noch, mich frei zu machen von diesem Manne, rechtlich auch in den Augen der Welt! . . .

Das Mädchen kam mich zum Thee zu rufen.

„Ich will allein bleiben, ich bin müde, mein Kopf schmerzt."

O Tante Noëmi hat Recht, es kommt die Stunde, wo der Kampf losbricht mit dem eigenen Herzen, das so stark sein will und so schwach ist! Wozu sich Lasten aufbürden, wo es so leicht wäre sie wegzuwerfen und zu sagen: ich bin frei, ich bin es ganz!

Ich habe lange nicht geschrieben, seit jenem Abende sind Jahre verstrichen. Ich weiß aber noch ganz gut wie einige Tage darauf Gaston und Tante Noëmi bei meinem Eintritt in den Salon ein Gespräch rasch abbrachen, ich hörte noch den Namen Düroy, und wie später die Tante mir sagte, sie wisse ganz bestimmt, daß Armand nach Amerika abgereist sei.

Friedliche Jahre liegen zwischen heute und damals, Jahre in denen ich so recht den Segen der wahren Freundschaft erfahren habe.

Seit einigen Tagen ist Gaston verreist nach Lyon, wo er jedoch nur kurz verweilen will, um sich dann eine längere Erholung auf dem Landgute eines Freundes in der Nähe jener Stadt zu gönnen. Er hat viel gearbeitet in den letzten Monaten, nicht nur sein Beruf, mehr noch seine literarischen Beschäftigungen strengen ihn über die Maßen an, Tante Noëmi und ich nöthigten ihn fast zu dieser Unterbrechung einer zu thätigen Lebensweise.

Ich kann mir gut ein Bild machen von der Familie, in welcher mein Freund schöne Stunden verbringen wird. Der Hausherr ist ein geistreicher, gebildeter Landedelmann, der Gastons politische und philosophische Ansichten theilt, seine Gemalin eine feine, liebenswürdige Dame, die es wohl versteht ihr Haus ihren Gästen heimisch zu machen. Zwischen Beiden stehen zwei reizende Töchter, die gerade erwachsen sind. Tante Noëmi meint, wenn sie hielten, was sie in früheren Jahren versprachen, so müßten sie Schönheiten ersten Ranges sein, und ihre Erziehung sei jedenfalls die beste gewesen.

Ich sehe Gaston sich in diesem Kreise einleben, sehe, wie die Freunde wetteifern, ihn lange festzuhalten. Beide Töchter bezaubern ihn durch ihre jugendliche Grazie und Anmuth; welcher von Beiden er den Vorzug giebt, ist mir noch unklar, ob der ernsten, sanften Hortense oder der lebhaften, schelmischen Melanie. Mir ist, als habe er zwischen Beiden zu wählen. Tante Noëmi regte zuerst diesen Gedanken in mir an. Sie wünscht ja längst, daß Gaston sich verheirathe; obwohl sie dem Wunsche nie Worte lieh, lese ich ihn nicht zum ersten Male in ihren Augen. Wenn das schöne Fa-

milienleben, in das er jetzt einen Blick wirft, ihm endlich den Weg zu seinem eigenen Glück zeigen möchte! Ein Mann wie er, und Junggeselle! Es darf nicht sein! Und wie das Eis gebrochen, wie sie sich endlich Luft gemacht hat, höre ich, daß sie Tag und Nacht über eine passende Partie für den Neffen brütet.

„Es ist schwer, Valerie", sagte sie neulich, „er denkt nur an seine Arbeiten; könnte ich ihm nur die Augen öffnen! Sie wissen, er muß seine Frau lieben können — sie natürlich wird ihn vergöttern, welches Mädchen könnte ihm so nahe stehen, ohne es zu thun? Hübsch muß sie sein, jung auch, Gaston ist noch nicht Vierzig, eine passende Mitgift darf ihr nicht fehlen, obwohl er darauf nicht zu sehen braucht, so ist es doch besser — bei Melanie oder Hortense fände er dies Alles, — wenn er sich nur entschließen könnte.

Wie mir zu Muthe ist, wenn Tante Noëmi so spricht! Und doch ist es ja am besten, ich stimme ihr gern bei. Aber wenn sie mich mit ihren grauen Augen so scharf anschaut und auf meine Antwort wartet, dann fühle ich, wie das Beistimmen mir gar nicht von Herzen kommt, eben deshalb ist es am besten, es geschehe wie Tante Noëmi wünscht und so bald als möglich. Wäre Gaston nur endlich wieder zurück, aus Briefen entnimmt man ja nie das Richtige, das große Wort ist stets umschrieben oder bleibt ungeschrieben.

Tante Noëmi's Wunsch scheint der Erfüllung entgegen zu reifen.

Gaston ist gestern angekommen, unerwartet, mehrere Tage früher, als er beabsichtigte.

Ich war allein zu Hause. Die Tante brachte den Abend bei Freunden zu, welche uns Beide zu Tische gebeten, während mich eine Migräne verhindert hatte, sie zu begleiten.

Gaston war wieder da. Als ich ihn nochmals begrüßte und zwar jetzt in aller Form und Regel, wehrte er mir ab und sagte: „Am besten ist es, wir nehmen an, ich sei gar nicht fort gewesen, dann bin ich auch sogleich wieder eingebürgert."

„Ja", entgegnete ich, „aber wo bleibt dann die Reiseschilderung?"

„Meinen Sie, ich habe Abenteuer bestanden?" fragte er zurück. „Soll ich erzählen, so muß ich dafür von Ihnen zu hören bekommen."

Der Eintritt des Dieners, der meldete, daß aufgetragen sei, enthob mich der Antwort. Gaston reichte mir den Arm und führte mich ins Speisezimmer.

Das erste Mal, seit ich in seinem Hause lebte, waren wir Beide allein bei Tische. Mir fiel dies plötzlich ein und es machte mich befangen; daß er es bemerkte, will ich nicht behaupten, aber auch er war nicht wie sonst, wie vor der Reise. „Es liegt etwas zwischen heute und damals", sagte ich mir wiederholt.

Nur allmälig kam das Gespräch in Fluß, dann aber ward es lebhafter und die Stunde bis zur Rückkehr der Tante verflog wie wenige Minuten.

Ihr Staunen war ergötzlich, wir hatten sie nicht benachrichtigen lassen, und nun fand sie keine Worte für ihre Ueberraschung. Sie hatte tausend Fragen zu stellen und wäre bis zum Morgen aufgeblieben, nur um ihn auszuforschen; als wir endlich spät genug aufbrachen, begleitete sie mich an mein Zimmer, um mir dort mit dem üblichen Gutenachtkusse zuzuflüstern: „Sie werden sehen, Valerie, es ist die blonde Hortense."

War es Hortense oder Melanie? — Ich fühlte nur Eines; ich träumte Wahrheit.

Gaston erzählt viel von seinem Ausfluge und, man hört es, auch gern. Er kommt immer wieder auf die Liebenswürdigkeit seiner Freunde zurück; daß er dabei weniger die Töchter als die Eltern nennt, ist doch nur natürlich, auch daß, spricht er von der Einen, er in demselben Athem die Andere erwähnt, begreiflich genug. Tante Noëmi ist ganz sicher über die Erfüllung ihres Wunsches: „Es bleibt nur noch die Zeitfrage", meint sie, „wir dürfen nicht drängen."

Neulich kam ein Brief von dort, er enthielt die Photographien der beiden Mädchen, welche die Eltern der Tante schickten. Wir waren gerade alle Drei beisammen. Sie reichte mir die Bilder. Gaston, der hinter uns stand, schaute über meine Schulter und sagte: „Nun, was sagen Sie, sind meine kleinen Freundinnen nicht allerliebst? Welche ziehen Sie vor?"

Es waren in der That zwei reizende Mädchenköpfe, einander sprechend ähnlich und doch grundverschieden. Die Verschiedenheit lag eben nur im Ausdruck, die Eine war ernst und sinnend, die großen Augen wie ins Weite gerichtet, um den Mund ein fast wehmüthiger, schwärmerischer Zug; die Andere blickte schelmisch unter den Brauen hervor, den etwas geöffneten Lippen schien eben ein neckendes Wort zu entschlüpfen. Wie ich die beiden Gesichter verglich, wußte ich sofort, welcher Gaston den Vorzug gab, und ihm die ernstere, blonde Hortense reichend, sagte ich: „Diese wähle ich."

„Auch ich", entgegnete er. „Sie sollten das Mädchen kennen: es ist ein Juwel. Auf den ersten Blick, ja, für die ersten Stunden mag Melanie den Vorzug erhalten, denn nur langsam erschließt sich Hortense; wer aber einmal einen Blick in dieses innige Gemüth gethan, der muß ihr für immer gut sein. Dabei hat sie Verstand, ja Geist, wenn sie auch nicht so blendend ist wie Melanie, sie ist ernster, gediegener und auch bildungsfähiger, wenn ich so sagen darf. Dies Mädchen ist eine seltene Perle."

Wie begeistert er sprach — Tante Noëmi und ich wechselten Blicke. Vielleicht ist er schon gebunden, wir warten nun stündlich auf die frohe Mittheilung.

Froh? Ich schreibe froh und mir blutet das Herz, während ich es denke. Habe ich in den langen Jahren so wenig gelernt, so wenig Macht über mich selbst errungen, daß ich nicht vermag dem klagenden Herzen Stille zu gebieten? Spiele ich nur eine Rolle vor mir selbst? Ist die Trägerin noch nicht mit der Rolle Eines geworden, sind die Empfindungen, die sie zur Schau trägt, denn noch nicht mit ihrer wirklichen Natur verwachsen? Sie ist doch so gleichmüthig, sie spricht ja so ruhig und verständig mit Tante Noëmi über Gaston's Zukunft, ja sogar über die ihrige. Sie will mit der Tante nach der Provence ziehen, diese sagt wohl, sie sei noch zu jung, um sich in das stille, beschauliche Leben eines Dorfes zurückzuziehen, sie werde Paris vermissen. Was könnte Valerie vermissen? An die Zukunft soll sie denken! Zukunft! Das Wort ist leer und hohl. Zukunft ist Tod, das offene Grab! Was liegt Valerie daran, wie die Welt treibt und denkt, wenn sie ohne Ihn denken soll!

Still, still, Valerie, schreibe solche Worte nicht nieder, bewahre sie im Herzen oder begrabe sie im kalten Zukunftsgrabe!

Gaston und ich, wir arbeiten seit Jahren täglich einige Stunden zusammen; das Buch, an welchem er schreibt, naht seinem Ende, bereits sind die ersten Bogen unter der Presse. Wir sind sehr beschäftigt, um bis zum Herbst abzuschließen.

Ich denke, er gönnt sich dann Ruhe und wird auch endlich offen sprechen, denn er läßt uns noch immer im Dunkeln, noch hat er durch kein Wort unsere Vermuthungen bestätigt, deshalb glaube ich auch, daß er sich noch nicht gebunden hat, er würde kein Geheimniß daraus machen, wenigstens vor mir nicht, wie Vieles theilte er mir doch schon mit, das ganz zwischen uns blieb.

Mit Wehmuth sehe ich das Ende unserer Arbeit nahen. Ich darf „unserer" sagen, durchdachte ich doch mit ihm jeden Gedanken, ist doch jedes Wort in meine Seele eingeschrieben!

Wird sie ihn verstehen, wie ich ihn verstehe? Mir ist oft, als könne kein anderes Wesen mit ihm Eines werden, wie ich es bin. Es ist Eitelkeit, Einbildung, eine Schwachheit, um die ich mich tadle; sagt er denn nicht, sie habe Geist, sei bildungsfähig? Und ist sie nicht jung und schön?

Gestern haben wir die letzte Seite von unserm Buche geschrieben. Wie ich die Feder niederlegte und nach dem Satze, den ich als den abschließenden ansehen mußte, nach ihm umschaute, trat er zu mir. Er nahm das Manuscript, das vor mir lag, an dem er und ich abwechselnd geschrieben, und überflog die letzte Seite. „Nun mag es genug sein, Valerie, wir wären zu Ende, einmal muß es ja genug sein, nicht wahr, und wir haben unser Bestes daran gegeben. Daß mein Buch geworden, was es ist — mag die Kritik urtheilen wie sie will — das danke ich Ihnen, Valerie, Sie haben nicht nur die Feder geführt, sondern die Gedanken, die Sie niederschrieben, sind geläutert, durchgeistigt worden. Wir sind zu Ende, ich kann mich nicht darüber freuen, ich fühle als sei ich auch zu Ende mit dem besten Theile meines Lebens."

„Sie beginnen einen neuen", sagte ich, dachte dabei aber nicht an eine neue Arbeit.

„Ein neuer Lebensabschnitt, ein neues Werk, eines ist mit dem andern unzertrennlich verknüpft für den, welchem Leben Arbeiten ist. Aber im vollendeten, zurückgelegten liegt ein Theil des Selbst des Autors, weiß er, ob es nicht sein Bestes, sein Alles war? Ist ihm doch bange, ob ihm je vergönnt, Neues, Besseres, oder nur des Vollendeten Ebenbürtiges zu schaffen", sagte er ernst.

„Sie stehen in der Vollkraft der Jahre, Gaston, Ihnen ist das Bangen nicht erlaubt. Ihr Genius wird Sie nicht verlassen."

„Nicht, Valerie, nie?" und die Schrift auf den Tisch legend, beugte er sich zu mir, seine Hand berührte die meine. „Sie sind mein Genius, Sie werden mir immer bleiben."

Er sagte dies nicht im Tone der Frage, ich fühlte die Frage nur. Wollte er damit sagen, ich müsse immer bei ihm bleiben, auch dann? Ich antwortete nicht und sah nicht auf zu ihm, aber als er jetzt seine Lippen auf meine Hand preßte, da fühlte ich, es war der Scheidekuß seiner einstigen Liebe.

Gaston's Buch ist erschienen. In wenigen Tagen war die erste Auflage vergriffen, Alles spricht davon, sein Name ist überall, Alle loben, nur Einzelne tadeln.

Wir sind glücklich für und mit ihm. Tante Noëmi spricht nur mit feuchten Augen davon, das heißt, wenn wir allein sind, vor Anderen trägt sie den Kopf hoch und schaut siegesgewiß um sich, als wolle sie sagen: ja, er ist mein Neffe, ich bin Tante Noëmi.

Ueber das große Ereigniß ist das Andere ganz in den Hintergrund gedrängt worden und wir waren sehr überrascht, als Gaston vor einigen Tagen mit einem Briefe zum Frühstück kommend erklärte, er habe beschlossen, Paris ein wenig aus dem Wege zu gehen, er werde die Einladung der Freunde nochmals annehmen und wieder einige Tage bei ihnen zubringen. Wir möchten uns unterdessen rüsten, in einer Woche etwa nachzukommen, dann würden wir den oft besprochenen Ausflug nach dem Süden noch vor Winter gemeinschaftlich machen. Ob der Plan uns passe?

Tante Noëmi antwortete für uns Beide zustimmend.

Am folgenden Tage waren wir wieder allein. Dieses Mal beschränkte sich Tante Noëmi nicht auf Vermuthen, sie war ihrer Sache sicher: er war gegangen, um zu werben.

Mit den Reisevorbereitungen hatte es indessen gute Weile. Tante Noëmi meinte, auf die Herbstreise könnten wir lange warten, ob es denn je erhört sei, daß ein Bräutigam seine Ferien mit Tante und Schwester verbringen werde?

Wir warteten nun täglich auf Nachricht von Gaston, Tante Noëmi mit fieberhafter Spannung; ich suchte sie oft zu beruhigen. Sie konnte meine Ruhe nicht fassen: man sähe wohl, wie fern ich ihm im Grunde doch stehe, sagte sie vorwurfsvoll.

In meiner Unruhe musterte ich eines Morgens die angekommenen Zeitungen, um mich zu zerstreuen. Dabei fiel mein Blick auf einen Namen, ich hielt ihn fest, war es Traum oder Wirklichkeit? Ich sah weg und wieder hin, ich wischte die Augen, las wieder und wieder den einen mir bis in den Tod verhaßten, gefürchteten Namen: Armand Düroy. Wie ein Schmerzensschrei rief ich ihn laut aus. Trat er mir höhnend entgegen, jetzt, wo ich mein ganzes Elend unendlicher fühlte als je?

Noch hatte ich nur den Namen gelesen, den ja Viele tragen konnten, nichts sagte, daß Armand Düroy wirklich Armand Düroy sein müsse. Aber jetzt las ich. Es war eine kurze Notiz: „Gestorben an Bord des französischen Dampfers „La Hirondelle" Herr Armand Düroy; auf der Reise von San Francisco nach Frankreich erreichte er diese seine Heimat nur um da sein Grab zu finden. Er wurde gestern zu Marseille beerdigt. Die Effecten, Papiere ꝛc. des Verstorbenen sind dem Gerichte übergeben worden. Wie wir hören, lebte Herr Duroy seit Jahren getrennt von seiner Gemalin, welche sich in Paris aufhalten soll. Man versichert, sein durch kaufmännische Speculationen in Californien gewonnenes Vermögen sei ein großes."

So ungefähr lautete die Notiz. Kein Zweifel, er war es, Armand Düroy war todt und ich — frei!

Ich lachte laut auf, — wie mein Lachen mich entsetzte. Ich war frei! Und doch, was ist mir diese Freiheit heute; was anderes als ein leerer Schall! Oder nein, sie ist eine Kette, schwerer, drückender als die Sclavenkette; ein Hohn, ein Spott, ein Schlag ins Angesicht, ein Fußtritt auf den Schwachen!

Frei! Weshalb denn frei? War ich denn nicht elend, bejammernswerth genug, bedarf es noch mehr, um das Maß überfließen zu machen? Welch höhnenderes Geschenk konnte mir werden als diese Freiheit? Und gerade heute! Warum nicht schon längst, warum nicht erst nach Jahren? Was habe ich denn verbrochen, welche Schuld lastet auf mir, die ich abzahlen muß, büßen durch namenloses Leid?

Die Gedanken jagten und stürmten durch mein Gehirn, aber keiner

nahm Gestalt und Form an. Ich weinte nicht, mein Weh fand keine Thränen, es brannte nur wie Feuer in meiner Seele — und doch hatte ich es nicht ganz gekostet, das Härteste wartete meiner noch.

Endlich raffte ich mich auf und ging nach meinem Zimmer. Nebenan hörte ich, wie Tante Noëmi Befehle zu den Reisevorbereitungen ertheilte. Ich rührte keine Hand.

Ein Pochen an meiner Thür schreckte mich plötzlich auf.

Es war nur das Mädchen, welches mir einen Brief brachte und ich weiß nicht was, fragte, ich nahm das Schreiben und schickte das Mädchen weg. Es war ein gewichtiges Packet in großem Format, die Aufschrift stand in mächtigen Zügen da, ein amtliches Siegel schloß es. Ich kannte den Inhalt, ohne Zweifel beglaubigte es die Zeitungsnachricht.

Ich erbrach das Siegel.

Ein kurzer Brief, nur wenige Zeilen lang, aber ich las sie drei-, viermal ehe ich sie fassen konnte, sie waren doch klar genug. Mit trockenen, geschäftsmäßigen Worten theilt Armand Düroy seiner Ehefrau Valerie Düroy, geborenen von S . . . mit, daß sie bei dem Bankier X . . . die Summe von 100,000 Franken, auf ihren Namen dort deponirt, zu jeder Zeit erheben könne, dieselbe Summe, für die Armand Düroy seiner Zeit besagte Valerie Düroy an Herrn Gaston Marillac verkauft hat. Er fühlt die Verpflichtung, seiner Ehefrau die Möglichkeit an die Hand zu geben, sich wieder zurückzukaufen, da mit seinem Tode Armand Düroy sein Recht auf sie als erloschen ansehen muß, ihn überdies günstige Umstände befähigen, seine Schulden zu tilgen.

Also das war es, zurückkaufen sollte ich mich um die elende Summe, die Armand Düroy ermöglicht hatte ein Leben fortzusetzen, an das ich nicht ohne Schauder denken konnte, doch nein, nicht dieses Geld war es ja, er hatte die neue Summe ja erworben, gewonnen, Gott weiß, wodurch! Nicht genug, daß er mich einmal verkaufte, wie er seinen Hund, sein Pferd verkauft hätte, nochmals bot er mich zum Kaufe aus und dieses Mal sollte ich selbst der Käufer sein! Ich hatte gewähnt, der Schritt, den ich öffentlich gethan, der mich in den Augen Aller erniedrigte, der hätte genügt, mich frei zu machen, meine Frauenehre, meinen Frauenstolz hatte ich dem Achselzucken der Welt preisgegeben, um einem entwürdigenden Loose zu entgehen und er mahnt mich daran, daß dies nichts gewesen, daß nur Geld mich wieder frei machen kann. Mit bitterm Hohne ruft er mir das Wort „verkauft“ noch von jenseits des Grabes zu, und nun sei Dein eigener Käufer, Valerie!

Bin ich es denn wirklich selbst, der diese Schmach angethan, oder ist's eine Andere, von der ich gehört und geträumt?

Und er, Gaston Marillac, warum hat er denn sein Recht nie geltend gemacht, das er auf die Waare hat, die er ja um ein halbes Vermögen gekauft, soll ich ihn darum bewundern oder bemitleiden? Ist es edel von ihm, oder welchen Namen soll ich diesem Thun geben?

Still, still, Valerie, höhne nicht! Das Weh hat Dir die Sinne verwirrt! —

Es war noch früh am andern Morgen als ich draußen auf dem Gange rasches Gehen und eiliges Oeffnen und Schließen der Thüren hörte, mich dünkte, ich vernehme Gaston's Stimme, seinen Schritt. Halb im Schlafe dachte ich, es sei ein Traum, beim Erwachen hatte ich es vergessen, als Tante Noëmi bei mir eintrat und sagte, daß Gaston angekommen

„Ihretwegen ist er da; er glaubt Sie möchten eines männlichen Rathes bedürfen wegen Düroy's Hinterlassenschaft, seine erste Frage war nach Ihnen, er hat die Nachricht aus der Zeitung, ob Sie schon davon gehört und wie Sie es aufnähmen? Man kann nicht theilnehmender sein!"

Ich unterbrach sie rasch und forschte nach, ob sie denn nichts von seiner Angelegenheit erfahren habe.

„Nein, als ich nur nach den Freunden fragte, ward er fast böse. Er wartet im Salon auf Sie, Valerie", schloß sie, „soll ich ihm sagen, daß Sie kommen?"

Ich bejahte, kleidete mich rasch an, einmal mußte ich ihm doch begegnen, und sogleich war besser als später.

Da war er, der meine ganze Seele ausfüllte.

„Ich dachte, Sie bedürften meiner, Valerie, darum bin ich zurückgekehrt", sagte er, „geben Sie mir das Recht, Ihre Angelegenheit in meine Hand zu nehmen, und für Sie zu thun, was Ihnen peinlich sein muß."

„Ich danke, Gaston", antwortete ich, „aber ich verstehe Sie nicht recht. Zwischen Düroy und mir ist und war längst keine Gemeinschaft mehr, sein Tod ändert darin nichts."

„Ich begreife Ihr Denken, aber Andere urtheilen anders, und auch Sie dürfen Ihr Interesse nicht außer Augen lassen, als Freund muß ich Sie daran erinnern. Düroy hat ein großes Vermögen in Amerika gesammelt, Sie sind seine Witwe, Sie haben Rechte."

„Rechte! Er hat mich ja verkauft!" rief ich, mir selbst schnitt das Wort ins Herz, so grell schrie ich es hinaus.

Gaston wich zurück. „O Valerie, können Sie denn nicht vergessen, begraben?"

„Vergessen, begraben! Warum soll ich vergessen, weshalb begraben, heute wo ich auf's Neue zum Kaufe geboten bin? — Ich soll ihm vielleicht danken, daß er mir die Summe schenkt, damit ich mich zurückkaufe?" rief ich, ich weiß nicht, welcher böse Geist mich dazu trieb.

„Valerie, sprechen Sie deutlich, was haben Sie denn erfahren?"

„Was ich erfahren? Lesen Sie selbst", damit reichte ich ihm den Brief, warum ich es that, weiß ich so wenig, als ich weiß, weshalb ich ihn zu mir gesteckt hatte, ich wollte ihn doch Niemandem zeigen.

Er las das Blatt, dann gab er es mir zurück: „Arme Valerie, warum konnte ich Ihnen dies nicht ersparen."

Die edle Milde in seinem Tone beschwichtigte die Leidenschaft in mir.

„Sie verstehen nun, warum ich keine Gemeinschaft mit ihm haben kann", sagte ich ruhiger.

„Gewiß, aber" —

„Kein Aber, ich will es so und Gaston Marillac denkt gerade so wie ich. Nun lassen wir die Sache bei Seite, sie ist abgemacht, ein- für allemal, wo nöthig handeln Sie für mich, nicht wahr, aber bitte, sagen Sie mir gar nichts davon, was Sie thun ist recht. Sprechen wir von Ihnen, Sie haben schöne Tage um meinetwillen abgebrochen, ich sollte Sie darum auszanken; es giebt ja so wenige wahrhaft glückliche Stunden, man sollte keine schmälern um Anderer willen."

„So egoistisch denken Sie nicht, Valerie, und zudem, ich brachte kein Opfer, ich that es für Sie."

„Ich stehe gerne zurück, wo stärkere Bande binden."

„Ich kenne keine stärkern, als die, welche uns verknüpfen."

„Ja, Sie haben mir viel gegeben, Gaston, tagtäglich muß ich Ihnen dafür danken, nichts wird je die treue Dankbarkeit Ihrer Schwester ändern."

„Warum Schwester, Valerie, heute sind Sie frei."

Mich faßte ein Schauder: ahnte ich recht, war er gekommen, um mir zu sagen, daß er sich an mich gebunden fühle, daß er das neue Band löse, weil er dem alten sein Recht zukommen lassen müsse, daß er um mich werbe aus Pflicht!

„Ja", entgegnete ich, „ich bin frei wie die Sclavin, welche die Freiheit nicht lieben kann, die sie in den langen Jahren zu kennen verlernt hat."

„Valerie!"

„Denken Sie nicht an mich, nur an Ihr Glück, Ihre Zukunft."

„Valerie, als ich das Blatt mit der Botschaft Ihrer Freiheit in der Hand hielt, eilte ich zu Ihnen, nicht nur, um Ihnen meine Hülfe zu bieten, mich führte Anderes. Ich dachte an Worte, die einst gefallen sind. Die langen Jahre zwischen heute und damals sind ausgelöscht, heute wie einst frage ich."

„Still, still Gaston, kein Wort, ein jedes ist zu viel", rief ich, „warum wollen Sie die Jahre vernichten, die so glücklich gewesen, warum wollen Sie, daß ich bereue, sie mir gewährt zu haben!"

„Ist dies Ihre Antwort, Valerie? Sind Sie so kalt, so unnahbar?"

„Wenn Sie es so nennen, ja", sagte ich versuchend zu lächeln.

„Aber warum, warum?" rief er in einem Tone, der mich erbeben machte, ich bedurfte meiner ganzen Kraft, um zu sagen: „Es ist besser so, Gaston, einst werden Sie mir noch danken, daß ich klüger bin als Sie."

Das kalte Wort traf. Er erwiederte nichts und ich verließ das Zimmer. Es ist geschehen. — Nun mögen sie mir die Braut bringen."

Die junge Frau hatte längst aufgehört zu lesen. Aber jetzt wiederholte sie die letzten Worte nochmals, und dann leise flüsternd fügte sie bei: „Einmal geschieht es ja doch, was ist ein Tag mehr oder weniger, früher oder später. Darf ich an mich denken, wo es sich um sein Glück handelt? Schließe ab mit der Vergangenheit, Valerie, versiegle das Buch mit doppeltem Siegel und lerne vergessen."

Und als ob sie die That dem Worte folgen lassen müsse, schlug sie das Buch zu und schob es bei Seite.

Einige Minuten saß sie noch sinnend am Schreibtische, dann erhob sie sich rasch, ihr Blick fiel auf die Uhr, die bereits eine späte Morgenstunde zeigte.

„Wie könnte ich so thöricht sein, die Nacht mit diesen Erinnerungen hinzubringen", schalt sie sich dann selbst, „ist dies der Weg, um vernünftig zu werden? Es soll das letzte Mal sein. Rasch zur Ruhe."

Wie um die versäumten Stunden nachzuholen, eilte sie jetzt, ihr Lager aufzusuchen, und wenn auch der Schlaf sich nicht gebieten ließ, so war doch nach wenigen Minuten im Zimmer alles still, und die Ruhe der Nacht breitete sich mildthätig aus, während draußen schon der Morgen graute.

Es war heller, lichter Tag, die Sonne streifte das Fenster und sandte ihren leuchtenden Strahl hinein; er spielte auf den Falten der Bettgardinen und bemühte sich vergebens die Schläferin zu wecken. Da wurde leise die Thür geöffnet und ein paar kluge, freundliche Augen spähten herein und schauten nach dem Bette. Einen Moment zögerte die Hand, welche die Thür-

klinke noch hielt, ob sie weiter öffnen solle oder nicht, hierauf schob sie vorsichtig die Portière zurück, damit ja kein Geräusch sie verrathe, dann erst trat die Inhaberin der klugen, freundlichen Augen, Tante Noëmi, ein, noch zögernd und unschlüssig sich besinnend, ob sie überhaupt ein Recht habe, jetzt hier einzudringen.

„Sie wird doch nicht krank sein, es ist schon so spät. Was sie nur jeden Abend so lange treibt, gestern hörte ich sie noch spät nach Mitternacht! Das taugt nichts, weshalb das Nachtwachen, ich darf es nicht dulden, wozu bin ich denn hier, wenn ich nicht nach dem Rechten sehe", flüsterte sie halblaut, dabei warf sie energisch den Kopf auf und nickte sich selbst beistimmend.

Sie näherte sich dem Bette, die feine durchsichtige Gardine war nicht ganz geschlossen, Tante Noëmi konnte das Gesicht der Ruhenden sehen. Sie war beruhigt. Da fiel ihr Blick auf den Schreibtisch. „Was sie nur immer zu schreiben hat. Gaston überhäuft sie wohl gar mit Arbeiten, ich werde ihm Vorwürfe machen müssen", dachte sie halblaut und trat zu dem Tische.

Briefe und Notizblätter lagen dort, dazwischen ein Buch. „Am Ende liest sie die halbe Nacht! Und was denn nur? Ich muß doch sehen. — Ein geschriebenes Buch! Wohl gar Memoiren, ein Tagebuch! — Weg mit der Hand, Noëmi, das ist ja nicht für Dich bestimmt! — Warum nicht? — Wenn nicht zum Lesen, wofür ist es denn sonst geschrieben?"

Während des halb gedachten, halb gesprochenen Monologes blätterte Tante Noëmi in dem Buche; schon überflog ihr rasches Auge Seite um Seite, sie vergaß die Schlafende, keinen Blick mehr nach ihr, und jetzt, hastig, um nicht auf der That ertappt zu werden, huschte sie durch's Zimmer, die Thüre zu — Valerie's Tagebuch verborgen unter den Falten ihres schwarzen Cachemirtuches.

Drüben im Speisezimmer saß Gaston Marillac, eine Zeitung in der Hand, die ihn nicht zu fesseln vermochte, denn er schaute gar oft über sie weg nach der Thüre. Wo nur die Damen bleiben? — Die Frühstücksstunde hatte längst geschlagen, Tante Noëmi war doch sonst pünktlich wie die Glocke, auch Valerie ließ nie auf sich warten, nur in den letzten Tagen war sie saumselig geworden, aber mit ihr durfte man jetzt nicht rechten, man mußte ja sehen, daß sie leidend war.

Endlich! — Tante Noëmi war es. Sie entschuldigte ihr Verspätetsein gar nicht, sondern rasch zu dem Neffen tretend sagte sie: „Gut, Gaston, daß ich Dich allein finde, ich habe Dich etwas zu fragen, aber höre, ich verlange eine ordentliche Antwort, keine Umschweife, der Sache muß ein Ende gemacht werden, so oder so, das arme Wesen dauert mich — und ich bin am Ende gar an der ganzen Geschichte schuld! Wer weiß, er hätte vielleicht gar nicht an die Andere gedacht, sich, wenn er es gewußt, in sie verliebt, er war es doch schon einmal ernstlich genug, kurz und gut, es wäre Alles so hübsch glatt abgegangen ohne meine Idee! Es ist zum Verzweifeln!"

Sie sprach rasch in abgebrochenen Sätzen, halb zu sich selbst, halb zu Gaston. Er konnte natürlich keinen Sinn erfassen.

„Aber, liebe Tante, was ist denn geschehen, sei doch deutlicher", bat er.

„Du bist seit vier Tagen wieder hier", fuhr sie fort, „und hast noch mit keinem Worte angedeutet, wie es dort steht. Ist dies nicht ein Mangel an Vertrauen, das unverzeihlich ist?"

„Wie es wo steht, Tante", fragte er erstaunt.

„Heiliger Gott! Er fragt noch wo!“ rief sie außer sich, „wo! Bei den Freunden, bei denen Du gewesen.“

„Nun, Alle sind wohl und lassen Dich grüßen, habe ich dies nicht gesagt?“ antwortete er lächelnd, „aber —“

„O Gaston, wie magst Du noch spotten, frage ich denn danach“, unterbrach sie ihn vorwurfsvoll.

„Aber wonach sonst, liebe Tante?“

„Wonach sonst? Muß ich Dir's denn mit glatten Worten sagen. Ich Dir! Wie steht es mit der Verlobung? Wie lange soll sie noch geheim bleiben? Um welche von den Beiden hast Du Dich beworben? — Mir sind Beide gleich lieb, ich kannte sie als Kinder und nehme die Gewählte mit offenen Armen auf. Glaube auch nicht, daß Du Rücksichten auf mich zu nehmen hast, Tante Noëmi dankt für die Rolle der Schwiegermama, sie geht, Valerie geht mit ihr! Arme Valerie, ihr thut das stille Leben gewiß gut, Paris hat doch eine ganz perfide Luft! Wir beide werden es schon verschmerzen.“

Und fort und fort redete sie, nicht achtend wie erstaunt Gaston sie anhörte, der sie erst nur halb verstehen konnte, dem allmälig klar wurde, was sie eigentlich meinte, dessen, „Aber, liebe Tante, Du irrst!“ sie nicht beachtete, oder nicht beachten wollte, bis sie zuletzt athemlos innehalten mußte.

„Wer aber hat Dir denn dies Alles vorgespiegelt, Tante? Du glaubst doch nicht im Ernste, daß ich, der bald vierzigjährige Mann, eines der beiden Kinder heirathen werde? Ihr Vater könnte ich ja sein, wie ich der Freund ihrer Eltern bin, als deren Töchter sie mir lieb sind, an Anderes dachte ich nie, nun endlich verstehe ich Deine immerwährenden Anspielungen. Also das hast Du vermuthet! — Daran dachte ich nie!“

„Nicht, nicht! Gaston, gewiß nicht! Ist es wirklich wahr, o Gaston, sage es wieder und noch einmal!“ rief Tante Noëmi und faßte seine beiden Hände. „Hast Du nie an die Ehe gedacht?“

„Jetzt, Tante, wirst Du inquisitorisch!“

„Antworte nur, Gaston.“

„Was ich gedacht habe, ist ja vorüber.“

„Vorüber?“

„Frage nicht weiter, ich kann nicht antworten.“

„Höre, Gaston, Tante Noëmi hat ein gutes Gedächtniß und sie erinnert sich, einmal gehört zu haben, es gäbe wohl eine Frau, die Gaston Marillac zu fesseln vermöchte.“

„Ja, so war es.“

„So war es?“

„Ja, die Frau war nicht frei.“

„War nicht frei! — Sie ist es heute.“

„Nein, denn sie hat sich selbst gebunden.“

„Wie so!“

„Sie ist meine Schwester, Du weißt es, sprich nicht weiter davon.“

„Deine Schwester! Ob ich es weiß! — O Gaston, lies dies hier, und dieses, und da, und jene Seite, und dann sage mir, ob sie Deine Schwester ist, es je war!“ und damit schlug sie Valerie's Buch auf, das sie bisher unter den Falten ihres Tuches verborgen hatte und hielt es ihm entgegen.

Er sah auf das Buch, in Tante Noëmi's strahlendes Gesicht, und dann wieder auf die beschriebenen Blätter, auf Valerie's bekannte, geliebte Schriftzüge, die ihm ein wunderbares, nie geahntes Geheimniß enthüllen sollten.

Er hörte nicht weiter was Tante Noëmi noch sagte und erzählte, wie sie sich anklagte, die Verwirrung hervorgerufen zu haben; ihn als Junggeselle zu sehen, hätte sie nicht länger ertragen können, auch habe sie die Geschwisterschaft ernst genommen — warum spielten die Beiden aber auch so vortrefflich ihre Rollen? Gottlob, daß sie nun entwirren könne, was sie geschürzt!

Gaston hielt das Buch in der Hand, aber er las kein Wort, wie viel wird er in Valerie's Augen lesen, was die Zeilen ihm enthüllen können.

Wo sie nur so lange weilt?

Endlich tönen Schritte im Corridor, ihr leichter Tritt ist es.

Tante Noëmi ging an den Tisch und griff nach der Glocke, als wolle sie um das verspätete Frühstück schellen.

Gaston blieb gebannt am Kamine stehen, die Hand auf dem Buche, das er auf das Marmorgesims gelegt hatte.

Valerie's Morgengruß begleitete eine Entschuldigung, welche sie an Beide zugleich richtete, während sie zu Tante Noëmi trat.

„Gut, gut", sagte diese mit einem Blicke auf den Neffen, der seine Stellung noch nicht geändert hatte, „das müssen Sie mit Gaston ausmachen, ich habe nichts zu versäumen."

Es lag etwas in dem Tone der Tante, das Valerie auffallen mußte, sie folgte der Richtung des Blickes, der zu Gaston hinstreifte.

Ein glühendes Roth überzog ihr Gesicht, dann eine Leichenblässe, sie bebte und wankte, sie mußte sich an die Stuhllehne halten, um nicht umzusinken: ihr Memoirenbuch in seiner Hand!

Er sah ihr Erröthen, ihr Erbleichen, er machte rasch einen Schritt zu ihr, abwehrend streckte sie die Arme aus. Er blieb stehen. Da legte sich Tante Noëmi's Hand sanft auf ihre Schulter: „Kind", sagte sie halb lächelnd, halb ernsthaft, „da steht die Missethäterin, er ist schuldlos, er hat noch kein Wort gelesen, er wartet, bis Sie ihm Alles mündlich erzählen. Tante Noëmi hat das Sündenbekenntniß entdeckt, es ist nicht so schlimm, allgemeine Absolution dem reumüthig Bekennenden, auch der Tante für die Evasünde. Macht die Sache nur kurz, Kinder, unterdessen will ich aber doch das Frühstück warm stellen lassen." Damit verließ sie das Zimmer.

Vierzehn Tage später waren Gaston und Valerie vermält. Tante Noëmi verließ an demselben Tage Paris, sie wollte durchaus die Rolle der Schwiegermutter nicht übernehmen, und zog nach ihrer provencalischen Heimat zurück, jedoch nicht ohne versprochen zu haben, dem Rufe rasch zu folgen, wenn je ihre Gegenwart nothwendig sein sollte.

Zu gleicher Zeit notirte das Kloster „der Büßerinnen" zu Paris unter den Gaben, die ihm von unbekannter Hand zugekommen, die Summe von hunderttausend Franken.

Das Schillerkränzchen.

Von **Ernst Eckstein.**

In einer kleinen Stadt des mittleren Deutschland blühte zu Anfang der sechziger Jahre unter anderen geselligen Vereinen mit oder ohne künstlerisch-ideale Tendenz ein wohlconditionirtes Schillerkränzchen, dem der Lehrer der städtischen Mädchenschule, ein imposanter Vierziger von glänzenden Stimmmitteln, präsidirte. Mitglieder zählte das Kränzchen außer dem Vorsitzenden dreiundzwanzig — lauter ausgezeichnete Persönlichkeiten, die sich theils durch hohe Geburt, theils durch die Bedeutsamkeit ihrer amtlichen Stellung, theils endlich durch reich entfaltete Gaben des Geistes und des Gemüthes über die Schaar der profanen Bevölkerung glorreich emporhoben. Alle aber begegneten sich in der schönen Begeisterung für den Dichter des Wallenstein, — alle, — von Doctor Busch, dem geistvollen Mädchenschullehrer und Präsidenten, bis herab zu den beiden sechzehnjährigen Zwillingsschwestern Emilie und Nanny, die der leitenden Fürsorge ihres nunmehrigen Vereinsmitgliedes, und bisherigen Lehrers kaum entwachsen, in den auslegenden Bemerkungen des Präsidenten freundliche Anklänge an die Literaturstunden des verflossenen Winters aufspürten und sich bei besonders wichtigen Fällen verständnißinnige Blicke zuwarfen. Dem enthusiastischen Eifer dieser Zwillingsschwestern war es zu danken, wenn der Verein auch die Mutter des blühenden Paares zu seinen Mitgliedern zählte. Frau Oberlandesgerichtsrath Weißenborn war nämlich ihrer ursprünglichen Veranlagung nach minder fürs Literarische als fürs Praktische; auch litt sie an Congestionen, die in dem heißen Raume des Kränzchens — Vereinslocal war die zweifenstrige Hinterstube im Gasthof „Zur Traube" — nicht eben gelindert wurden. Dem Einfluß der Töchter aber war es gelungen, die verborgenen Keime des literarischen Bewußtseins, die ja in jedem Gemüth schlummern, ans Licht zu rufen, so daß die Frau Obergerichtsräthin alles, was in dem Schillerkränzchen vorgelesen und interpretirt wurde, außerordentlich schön fand. Feinde und Verkleinerer des Vereins wollten allerdings wissen, der Umstand, daß ein junger Referendar, Namens Moser, und ein junger Großwaarenhändler, Namens Riedel, dem Kränzchen angehörten, sei bei den Entschlüssen der Mutter von entscheidender Kraft gewesen. Wie dem auch sein möge, die Thatsache dieser seelischen Umwandlung gehörte nicht zu den kleinsten Triumphen des Kränzchens; und der Redacteur des städtischen Anzeigers, Dr. Weinholz, der im Vereine das Amt des Vicepräsidenten bekleidete und sich eben so sehr durch die Anmuth seiner „Vermischten Mittheilungen" wie durch den erhabenen Schwung seiner im Schiller'schen Geist gedichteten Oden auszeichnete, hatte im letzten Festpoem in feinfühligster Weise auf die Bekehrung angespielt.

Im Uebrigen bestand der Verein aus zwei talentvollen Primanern, einem angehenden Architekten und verschiedenen anderen Persönlichkeiten, deren nähere Charakteristik wir uns ersparen können. Zweck des Vereins war „die Pflege und die Kräftigung des idealen Sinnes und des vaterländischen Be-

wußtseins durch die Lectüre und Interpretation der Werke unseres größten Nationaldichters".

Jahre hindurch hatte das Schillerkränzchen segensreich und erhebend gewirkt, als ein Ereigniß eintrat, das, so geringfügig es auf den ersten Blick scheinen mochte, dieser Wirksamkeit ein plötzliches Ziel setzte, und allen Bestrebungen des Präsidenten und der beiden Zwillingsschwestern zum Trotz, die Sprengung des Vereins herbeiführte.

Es war am 17. Januar — kein Mitglied des entblätterten Kränzchens wird diesen verhängnißvollen Tag jemals vergessen — als der Rezerendar Moser einen Künstler mit in die Sitzung brachte, der auf den Mädchenlehrer und Präsidenten Busch von vornherein den beklemmendsten Eindruck machte. Der Gast, ich will ihn der Bequemlichkeit halber Feodor nennen, trug nämlich schon beim Eintreten eine seltsame Weiheloſigkeit der Gesinnung zur Schau. Während alle übrigen Mitglieder des Kränzchens die Schwelle jenes gebenedeiten Hinterzimmers nur mit einer gewissen Feierlichkeit in Haltung und Miene zu überschreiten pflegten, gab sich dieser Feodor so verzweifelt natürlich, daß Dr. Busch unwillkürlich die Stirne runzelte. Der Odendichter und Localredacteur Weinholz warf ihm einen Seitenblick zu, stolz und durchbohrend, wie etwa die Platen'sche Hymnenlyrik das deutsche Volkslied anschauen könnte; Emilie und Nanny aber hatten das Gefühl der gläubigen Trasteverinerin, die beim Frühgebete durch die hallenden Schritte eines kunstsinnigen Engländers unterbrochen wird. Und doch hatte Feodor durchaus keine Pietätsloſigkeit begangen; er hatte sich nur chevaleresk vor der Gesellschaft verneigt und hatte die geflüsterte Frage seines Freundes, ob er dort am Fenster Platz nehmen wolle, mit einem ungezwungenen Kopfnicken beantwortet.

Der Referendar stellte den Künstler als einen leidenschaftlichen Literaturfreund und Aesthetiker vor und bat den Präsidenten um Entschuldigung, daß er die in den Statuten vorgeschriebene Anmeldung des Gastes mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit unterlassen habe. Feodor befinde sich auf der Durchreise; er sei gestern mit dem letzten Zuge hier eingetroffen und gedenke schon morgen seine Fahrt in das gelobte Land der Künste, das schöne Hesperien — im Schillerkränzchen sagte man niemals Italien, sondern immer Hesperien — fortzusetzen.

Diese Mittheilungen wirkten beruhigend. Dr. Busch bestieg das „Katheder", ein kleines Podium, an dessen vorderem Rande man ein emeritirtes Notenpult aufgestellt hatte, und begann dem lauschenden Zuhörerkreise den vierten und fünften Act der „Jungfrau von Orleans" vorzutragen, ganz in der Weise des berühmten Vorlesers Emil Palleske, nur, wie die Mitglieder des Kränzchens meinten, mit größerem Verständniß für die seelischen Feinheiten. Auch im Puncte der Tonmalerei war er seinem Vorbild zweifellos überlegen. Die Schilderung des Ungewitters beim Beginne des fünften Actes war großartig. Mit fürchterlichem Augenrollen donnerte er auf das bebende Auditorium los:

„Der Himmel droht, in Feuerbächen sich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Ist's Nacht, daß man die Sterne könnte sehn.
Wie eine losgelass'ne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt, und krachend beugen
Die alt verjährten Eschen ihre Kronen."

Als ihm bei diesem letzten Verse die Stimme in einen kreischenden Diskant überschnappte, da meinte man ordentlich zu sehen, wie die Kronen der alt verjährten Eschen von dem Sturm gellend geknickt wurden.

Und dann wieder:

„Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geschützes . . ."

Das „Gott steh' uns bei!" des Köhlerweibes klang hierauf wie eine Interpretation der erschütternden Empfindungen im Zuschauerraume.

Aber gleich darnach schien sich das Antlitz des Präsidenten und Mädchenlehrers um vier Zoll zu verbreitern . . ..

„Erheitert euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich strahlend geht die Sonne nieder . . ."

„Wunderschön", sagte die Frau Oberlandesgerichtsrath Weißenborn, deren congestionirtes Haupt fortwährend mit dem Einnicken kämpfte.

So meisterhaft war der Vortrag, daß selbst die Stelle im vierten Auftritt, wo Johanna sagt: „Ich bin nicht unbegleitet", eine Wendung, die im Munde des Dr. Busch täuschend klang wie: „Ich bin nicht unbekleidet", ohne komische Wirkung vorüberging.

Bei den Schlußversen:

„Hinauf, hinauf, die Erde flieht zurück,
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude . . ."

hob der Vortragende das Buch erst hinauf, hinauf und ließ es dann, um der parenthetischen Anweisung des Dichters: „die Fahne entfällt ihr" mimisch gerecht zu werden, aus höchster Höhe aufs Pult fallen.

„Nun?" fragte der Referendar seinen Nachbar, als der Beifallssturm der Zuhörerschaft sich gelegt hatte.

Feodor erwiederte diese unverblümte Aufforderung zur Kritik mit einem fragenden Blicke.

„Sagen Sie's nur ganz ungenirt", bemerkte der Präsident mit Herablassung, „wenn Sie irgend eine kritische Ausstellung haben. Wir halten das freie Wort hier in Ehren!"

Feodor schien zu zögern. Durch die Reihen der Versammlung lief ein eigenthümliches Murmeln, das lauter und lauter wurde.

Der Präsident griff nach der Schelle.

„Ich sehe es unserem geehrten Gaste an, daß ihn irgend etwas in meinem Vortrag befremdet hat, und als Vorsitzender dieses literarisch-ästhetischen Cirkels fordere ich ihn hiermit auf, seiner Meinung Ausdruck zu geben. Paragraph sechs der Statuten betont speciell das Recht jedes Anwesenden, selbst falls er nicht Mitglied sein sollte, an der Debatte Theil zu nehmen, und ich darf wohl diesen Paragraph dahin interpretiren, daß dieses Recht auch die Pflicht bedeutet."

„Der Herr Präsident irrt", sagte Feodor. „Sein Vortrag bietet meines Erachtens keine Veranlassung . . . ."

„Der Vortrag nicht?" fragte Dr. Weinholz, der Odendichter. „Aber vielleicht die Dichtung?"

Es lag in diesem Augenblicke eine dumpfe Schwüle über dem Cirkel, ganz wie im ersten Auftritt des fünften Actes:

„Der Himmel droht, in Feuerbächen sich
Herabzugießen . . ."

„Auch die Dichtung als solche nicht", erwiederte Feodor ein wenig gereizt. „Alles was sich zur kritischen Analyse dieser Tragödie vorbringen läßt, ist längst erschöpft."

„Nun denn, was wollen Sie eigentlich?" rief der Odendichter triumphirend.

„Was ich will? Ich habe hier durchaus nichts zu wollen, denn ich bin Gast; da Sie mir aber um jeden Preis die Rolle eines Dissidenten aufzwingen möchten . . ."

Lebhafte Unruhe auf allen Sitzen. Die Frau Oberlandesgerichtsrath Weißenborn rief halb im Traume: „Wie wunderschön!" Ihre beiden Töchter glichen mehr als je der obgedachten Trasteverinerin; Dr. Busch legte die kurze, fleischige Hand an die Schelle, während Dr. Weinholz sich in kriegerischer Attitüde die Weste über den Leib zog.

„Jawohl, eines Dissidenten", wiederholte Feodor.

„Hört, hört!" riefen die beiden Primaner.

Gellend erklang die Schelle.

„Unser geehrter Gast hat das Wort", sagte der Nacheiferer Emil Palleske's mit vornehmer Ironie.

„Meine Herrschaften", begann Feodor, seltsam lächelnd, „ich weise jede Verantwortung für den Eindruck dessen, was Sie jetzt hören werden, kategorisch zurück. Es wäre mir nie beigefallen . . ."

„Zur Sache!" rief der Localredacteur Weinholz mit einer provocirenden Geste.

„Gut denn, zur Sache! Kurz und bündig: was mich hier in Ihrem so schätzbaren Kreise befremdet hat, ist nicht diese oder jene Nuance im Vortrag des Herrn Präsidenten, nicht das berühmte Trauerspiel des Poeten — nein, es ist der Umstand, daß Sie die deutsche Poesie par excellence und das aus ihr erstarkende Nationalgefühl zu cultiviren glauben, wenn Sie Schiller lesen."

„Wie wunderschön", sagte die Zwillingsmutter, indem sie das rechte Auge ein wenig öffnete.

„Aber Mama", hauchte Emilie verzweiflungsvoll.

„Hört, hört!" riefen die beiden Primaner.

Dr. Weinholz lachte aus vollem Halse; Dr. Busch strich sich lächelnd das glatte Doppelkinn; die übrigen Mitglieder gaben ihrer Verwunderung durch „Oh!" und „Ah!" Ausdruck. Nur der Referendar und Herr Riedel, der Großwaarenhändler, verriethen eine wirkliche Spannung.

„Vortrefflich!" sagte der Präsident. „Weil unser gottbegnadeter Schiller in dieser seiner unsterblichen Dichtung einen französischen Stoff behandelt; weil er die Prophetin von Domrémy zur Heldin seiner Tragödie erkor; weil die Feldherrn, die darin auftreten, Lahire, Du Chatel, Chatillon und nicht etwa Moltke, Steinmetz und Falkenstein heißen, deswegen, verehrter Herr, bestreiten Sie dem Schwane von Marbach die Krone des Deutschthums! Wirklich höchst originell! Höchst originell! Aber ich glaube, Schiller braucht sich über diese posthume Verunglimpfung keine grauen Haare wachsen zu lassen. Sie werden mit solchen Spitzfindigkeiten bei dem Volke der Dichter und Denker kein Glück haben."

„Sie verstehen mich falsch", sagte Feodor mit eisiger Ruhe. „Es wäre lächerlich, das Verdienst unseres größten Dramatikers in Frage stellen zu wollen; ebenso lächerlich aber scheint mir die Monomanie, ihm Verdienste an-

derliche Felswürfel der Dachsburg und der hohe Gipfel des Donon am Horizonte deutlich abhoben.

Ganz wundervoll war der Lichteffect der untergehenden Sonne und die Tinten, welche die Wälder und Berge allmälig annahmen. Mir schien es, als hätte ich nie in so feiner Bläue sich die Berge von dem warmen Abendhimmel abheben sehen. Die Luft war weich und mild, man ist doch entschieden hier schon nicht mehr im Norden, und ich begreife, daß bereits im Februar die Veilchen zu blühen pflegen.

Es wurde dunkel aber nicht kalt. Bis gegen 9 Uhr saßen wir im Freien zusammen. Dann trennten wir uns — die jungen Officiere gingen ins Casino, die verheiratheten nach Haus — ich selbst vergaß am Theetisch, daß ich in weniger als zwei Tagen über 100 Meilen durchflogen habe und weit vom eignen Daheim entfernt bin.

II.

Pfalzburg ist eine Stadt von 1300 Einwohnern und wie ich schon sagte, eigentlich nur eine befestigte Caserne, bestimmt die große Heerstraße von Saverne nach Paris zu sperren. Im Jahre 1814 hat es, wie in dem vortrefflichen Roman von Erkmann-Chatrian „Le Bloeus" des Weitern zu lesen, lange den verbündeten Armeen getrotzt; auch 1870 hat es sich brav vertheidigt. Eine nicht unbedeutende Anzahl hervorragender Officiere des französischen Heeres entstammen der Stadt; ich nenne nur den Marschall Lobau und aus neuester Zeit den General Ubrich, den heldenmüthigen Vertheidiger Straßburgs. Und dieses ehemalige Prachtstück einer kleinen Festung, dieser durch und durch militärische Ort, ist nun plötzlich zur offenen Landstadt degradirt und sieht die verhaßten deutschen Uniformen seine Straßen füllen. Edmond About schildert in seinem berüchtigten Buche L'Alsace seinen ersten Besuch in Pfalzburg und die Physiognomie und Stimmung der Stadt bald nach der Annexion, allerdings in echt französischer Weise, folgendermaßen:

„Die Heerstraße von Saverne nach Pfalzburg war ehemals sehr belebt und namentlich zog in der ersten Hälfte des September das Fest der Schutzpatronin von Saverne die ganze Umgegend unwiderstehlich an. Jetzt tanzt man nicht mehr in Saverne und sogar der Jahrmarkt ist verödet. Ich traf auf dem ganzen Wege bis Pfalzburg Niemand als einen Greis auf einem leeren Karren und zwei Officiere im Galopp.

Etwas jenseits des Dorfes Quatre vents wurden die braunschweigischen Tambours und Pfeifer im Lärmmachen unterwiesen. Die deutsche Trommel ist kleiner und handlicher als die unsere, aber weit weniger wohlklingend; ihr Ton ist trocken und klingt als wenn man mit einem Hammer auf ein Brett schlägt. Ich will nicht bestreiten, daß unsere Besieger in der Musik nicht ihres Gleichen haben, denn sie sagen es ja selbst; aber alle die verschiedenen Arten von Lärm, welche sie vollführen, von ihren Militärmusikstücken bis zum Pfeifen ihrer Locomotiven sind ohrzerreißend. Ihre Stimmen sind scharf und schneidend, sogar das Commando der Officiere hat etwas Insolentes und Brutales. Wenn ein französischer Capitän seinen Soldaten zuruft: Portez armes! so ist sein Ton zugleich natürlich, martialisch, und, um so zu sagen, mit ein wenig Stolz gewürzt. Es ist als ob er sagen wollte: Nun, meine Kinder, jetzt zeigt einmal den Civilisten da, die Euch

zuerfinden, die er nicht hat. Die tausend und aber tausend Mal wiederholte Behauptung, Schiller sei der wahrhaft und eigentlich deutsche Poet, die echte Incarnation des deutschen Geistes, gleichsam die deutsche Nation in Poesie aufgelöst, diese Behauptung ist unwahr." .

„Er blasphemirt", rief Dr. Weinholz in höchster Aufregung, „Beweise für diese Schmähung! Beweise! . . . ."

„Beweise?" fuhr der Sprecher, etwas lebhafter werdend, fort. „Und wenn ich Ihnen Beweise brächte, zwingend, wie die Logik des Pythagoräischen Lehrsatzes: Sie würden mir doch nicht glauben; denn das blinde Vorurtheil will sich nicht überzeugen lassen. Gleichviel: an mir soll's nicht fehlen. Ich wage den unfruchtbaren Versuch, Ihnen mit wenigen Worten darzuthun, was, zur ausführlichen Begründung, eines ganzen Bandes bedürfte: daß Friedrich Schiller, den Sie für den verkörperten Genius der deutschen Nation halten, ein französischer Dichter ist."

Chaotischer Lärm war die Folge dieser unverhofften Erklärung. Frau Oberlandesgerichtsrath Weißenborn sagte diesmal nicht ihr stereotypes „Wie wunderschön!" Die Aufregung des sonst so friedlichen Schillerkränzchens hatte sie völlig ermuntert.

„Also doch", schmunzelte Dr. Busch, indem er von seinem Präsidentensitz nach rechts und links selbstzufriedene Blicke entsandte. „Die unglücklichen Namen La Hire und Du Chatel haben es dem verehrten Gaste unwiderruflich angethan. Ein Majestätsverbrechen an der deutschen Nation, daß unser Dichter Franzosen schilderte!

„Gut", sagte Feodor, durch die Art und Weise des Mädchenlehrers ein wenig aus der Fassung gebracht; „wenn Sie darauf bestehen, acceptire ich auch die Frage der poetischen Stoffe. Die Stücke, in denen Schiller wirklich nationale Stoffe behandelt, sind spärlich gesä't. In wiefern zum Beispiel der Wallenstein geeignet sein soll, unser nationales Bewußtsein zu kräftigen, bleibt mir unerfindlich. Jedenfalls aber giebt kein einziges Werk Schillers ein so plastisches und tief empfundenes Bild deutschen Wesens wie Goethe's Faust oder Hermann und Dorothea. Ein Ausländer wird aus der verständnißvollen Lectüre dieser beiden Dichtungen unsere nationale Eigenart besser und gründlicher kennen lernen als aus sämmtlichen Werken Schillers zusammengenommen."

„Und gesetzt, dies wäre der Fall, was ich entschieden bestreite", sagte der Präsident, als Feodor inne hielt, „würde das Ihre paradoxe Behauptung rechtfertigen, Schiller sei ein französischer Dichter? Was in aller Welt hat Schiller Französisches? Daß er die Phädra, den Parasiten und den Neffen als Onkel übersetzt hat? Sie vergessen, daß auch Goethe sich mit französischer Literatur befaßte, daß er den Mahomet Voltaire's in sein geliebtes Deutsch übertrug . . . Oder wollen Sie hier vielleicht geltend machen, daß Schiller die alten Classiker vorzugsweise aus französischen Uebersetzungen kennen lernte? Das würde noch lange nicht ausreichen, um seiner classischen Bildung einen französischen Anstrich zu geben."

„Nein", erwiederte Feodor, „diesen Punct lasse ich vollständig unerörtert, obgleich das letzterwähnte Moment auf die Entwickelung der Schiller'schen Dichtweise vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben ist. Wenn ich die natürlich cum grano salis zu verstehende Behauptung aufstellte, Schiller sei ein französischer Dichter, so hatte ich vor Allem das specifische Colorit seiner dichterischen Begabung im Auge. Diese Begabung aber trägt im Wesentlichen

den Stempel des romanischen und speciell des französischen Volkscharakters, — ganz im Gegensatze zu Goethe, dessen Begabung eine wesentlich germanische ist, — germanisch selbst da, wo sie im Gewande des Hellenismus einherschreitet. Beide Richtungen sind mit wenigen Strichen skizzirt. Bei dem Franzosen präponderirt das Talent der Composition, die Architektonik, die Fülle der Situationen: bei dem Deutschen die Charakteristik und die Feinheiten der Stimmung. Der Franzose ist dramatisch, der Deutsche episch-lyrisch; der Franzose verpflanzt selbst in die Lyrik den schwunghaften Lapidarstyl des Dramas, der Deutsche selbst in das Drama die herzergreifenden Klänge der Lyrik. Genau so verhält sich Schiller zu Goethe. Schiller errichtet mit sicherer Hand den majestätischen Kuppelbau der Tragödie: aber es fehlt ihm der feine Meißel für die plastische Herausarbeitung des Innerlichen, es fehlt ihm der Zauber des Goethe'schen Colorits. Schiller's Schwäche, wie die der französischen Classiker, liegt nach der Seite der Charakteristik: hier ist Goethe der unübertroffene Meister. Für die gröbere Arbeit reicht der Meißel Schillers noch aus; seine Männergestalten tragen erkennbare Physiognomien, ganz wie die der französischen Classiker. Wo aber das Minutiöse der Arbeit beginnt, wo die Meißelschläge en gros nicht mehr ausreichen, da hört Schiller auf, wahr zu sein, während gerade an dieser Grenze Goethe seine vollendete Meisterschaft entfaltet. Das Kriterium der ächten Begabung für die Charakteristik ist die Fähigkeit, lebenswahre Frauengestalten zu schaffen. Ein Clärchen, eine Margarethe, eine Dorothea, eine Philine sind uns vertraut wie Persönlichkeiten, mit denen wir seit lange verkehrt haben: die Frauengestalten Schillers aber sind ohne Ausnahme unwahr, conventionell, Schemen, die sich zu der Natur verhalten, wie die aus Holz geschnitzten Strahlen eines Heiligenbildes zu dem himmlischen Lichte. Genau so steht es mit den Frauengestalten der französischen Classiker. Selbst ein Molière bringt, abgesehen von seinen komischen Figuren, denen just wegen dieser Komik das Specifisch-Weibliche fehlt, nur Typen hervor ohne individuelles Leben. Mit einem einzigen der herzergreifenden Worte Gretchens sprengt man den ganzen Frauenolymp der französischen Classicität mitsammt den Thekla's und Amalien Schiller's in alle Lüfte. Auch in diesem Puncte zeigt sich uns Schiller als französischer Dichter, — wohlgemerkt in dem Sinne, den das Wort „französischer Dichter" zur Zeit Schiller's hatte; denn seitdem hat sich bekanntlich in Frankreich Vieles geändert, und gegenwärtig zählt die französische Literatur eine Reihe von Autoren, die sich auf's engste an Goethe und die Engländer anschließen . . ."

„Das gehört nicht hierher", rief Dr. Weinholz erbittert.

„Weshalb nicht?" versetzte der Referendar, und der Großhändler Riedel fügte hinzu:

„Bis jetzt hat der verehrte Gast nichts vorgebracht; was sich nicht hören ließe."

„Im Gegentheil", riefen die beiden Primaner. „Fortfahren! Fortfahren!"

„Ich habe nur wenig hinzuzufügen", hub Feodor wieder an. „Es wäre ein Leichtes, das Gesagte nach allen Richtungen hin auszuführen. Das hieße jedoch die Geduld dieses verehrten Cirkels mißbrauchen. Ich will nur noch bemerken, daß auch äußerlich, sprachlich genommen, Schiller mehr als irgend ein anderer deutscher Poet an die französische Diction anklingt. Schiller's Sprache ist wesentlich rhetorisch; er liebt den Wortprunk, er glänzt durch den Reichthum seiner Bilder, er ist ein Freund blendender Antithesen; seiner Sprache fehlt die Innerlichkeit, die uns aus Goethes kleinsten Liedern so er-

greifend entgegen tritt. Ohne die Verschiedenheit des Metrums würde man wie oft glauben, den Dichter des Polyeucte zu hören. Lesen Sie doch die Schiller'sche Phädra, die sich so eng als möglich an die des Racine anschließt, und sagen Sie mir, ob dies Alles nicht Schiller ist, durch und durch, in jeder Zeile, in jeder Silbe; und doch ist diese Phädra auch durch und durch Racine — ein scheinbar unbegreifliches Wunder und doch leicht erklärlich, wenn Sie sich vorhalten, daß Schiller, wie ich behauptet habe, ein französischer Dichter ist."

„Nun, und?" fragte der Präsident.

„Nun, die Schlußfolgerung ist einfach genug. Ich bin der Letzte, der von der Lectüre Schiller's abmahnen möchte. Ich habe Schiller *gelesen*, obgleich es unstreitig einen größeren Genuß gewährt, die Dramen Schiller's zu *sehen*. Ich habe Corneille und Racine gelesen und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß man beide Poeten in Deutschland weit unterschätzt. Weshalb sollte ich nicht mit noch größerer Freude ein Werk Schillers zur Hand nehmen, eines Dichters, der in meiner Muttersprache geschrieben und einen so ungeheuren Einfluß auf unser ganzes geistiges Leben ausgeübt hat? Ich finde es nur unlogisch, wenn man diese Lectüre in der Absicht und der Meinung betreibt, gerade durch sie wahrhaft deutsches Wesen zu pflegen und so gewissermaßen dem Schutzgotte der Nation zu opfern. Wünschen Sie das, wollen Sie sich in die Tiefen wahrhaft nationaler Poesie und lauteren germanischen Geistes versenken, so lesen Sie Goethe. Giebt es ein Werk, in welchem das Herzblut unseres Volkes heißer pulsirt als im Faust? Giebt es etwas Deutscheres? — nicht im Sinne der Turner- und Männergesangsvereine, sondern im Sinne des unverkünstelten, allem Phrasenthum feindseligen deutschen Gemüthes? Gerade daß Schiller und nicht Goethe der ausgesprochene Liebling der Majorität ist — gerade das ist für unsere Zustände charakteristisch. Es erhellt daraus, daß der Deutsche trotz aller Wandlungen, die er nach innen und außen erfahren, noch immer nicht gelernt hat, deutsch zu sein."

Es wäre ein eitles Beginnen, den Sturm der Aufregung schildern zu wollen, der in den verschiedensten Modulationen durch das Kränzchen zitterte, als Feodor geendet hatte. Drei oder vier Mal mußte der Präsident vergeblich die Schelle handhaben. Die Verwirrung wuchs durch den Umstand, daß einige Mitglieder des Cirkels für den ketzerischen Fremdling Partei ergriffen. Der Großhändler, der Referendar und die beiden Primaner hatten der Rede Feodor's mit immer wachsendem Interesse gelauscht. So kurz und aphoristisch die Darlegung auch gewesen: hier war sie auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Primaner und der Referendar unterstützten den Redner enthusiastisch; der Großhändler mit gemessener Ruhe, aber um so entschiedener.

„Sie sollten sich schämen", rief endlich Weinholz, der Odendichter, indem er sich augenrollend zu Moser wandte. „Wie können Sie uns einen solchen Affront anthun . . .? Das ist ein schnödes, abgekartetes Spiel."

„Silentium!" brüllte der Präsident aus Leibeskräften, die Schelle bewegend.

„Verehrter Herr Doctor", sagte Moser zu Weinholz gewendet, „solche Reden dulde ich nicht."

„Um Gottes willen, das giebt ein Duell", flüsterte Emilie ins geröthete Ohr ihrer Mutter. „Ach, Mama, laß uns gehn! Ach, Mama, das giebt ein Duell!"

In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre.

„Herein!" rief der Präsident mit Donnerstimme.

Und herein trat der Hausknecht, das verschwollene Antlitz in hundert freundlich sein sollende Falten quetschend.

„Der Herr Oberländer — (so hieß der Wirth) — läßt ergebenst bitten, die Herrschaften möchten sich etwas ruhiger verhalten. Der Herr hier neben hätte die ganze letzte Nacht nicht geschlafen wegen der Wanzen. . .“

„Hinaus, frecher Geselle!“ donnerte Busch, der Mädchenlehrer. „Mit welchem Rechte mischt Er sich in literarische Streitfragen?“

„Ich meinte nur, weil der Herr Oberländer . . .“

„Schließen Sie unverzüglich die Thüre! Herr Oberländer mag seinen schlaflustigen Gast ausquartieren . . .“

„Ich muß doch sehr bitten“, erklang jetzt die Stimme des Wirthes, der hinter seinem Bevollmächtigten auf die Thürschwelle trat.

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, stieß dem Fasse vollends den Boden aus. Wüthend stülpte Herr Dr. Busch seinen grauen Cylinder auf. Fünf Minuten später hatte die Gesellschaft das Local in der „Goldenen Traube“ verlassen, um niemals wieder dahin zurückzukehren.

Als der Präsident vierzehn Tage später den Versuch machte, das Kränzchen in seiner eigenen Wohnung zu installiren, empfing er nicht weniger als vierzehn bündige Absagen. Unter den Renitenten befand sich auch die Frau Oberlandesgerichtsrath Weißenborn mit ihren Töchtern. Als diese würdige Matrone erfahren hatte, der Referendar und der Großhändler hätten von einer ferneren Betheiligung Abstand genommen, da sagte sie pathetisch zu ihren Töchtern:

„Der fremde Herr hat vollständig Recht. Warum hat der Schiller auch all seine Stücke aus dem Cornelius genommen! Wir bleiben daheim!“

So fand das einst so blühende Schillerkränzchen sein ruhmloses Ende. Der Präsident selber verlor die Lust, und Dr. Weinholz folgte kurze Frist darauf einem ehrenvollen Ruf nach Gaubickelheim, wo er Chefredacteur des Wochenblatts wurde. Eins nur tröstete den Nacheiferer Emil Palleske's in seiner Verstimmung: auch ein Goethekränzchen ist an der Stätte seiner ruhmvollen dramatischen Vorträge niemals zu Stande gekommen.

Die Glockenblume.

Von **Alfred Friedmann.**

Wunderſame Glockenblume,
Die am Fuß der Tannen blauſt,
In des Waldes Heiligthume —
Sag' mir, was Du denkſt und ſchauſt?

Schmückſt Du Dich zu eignem Ruhme
Mit dem blauen Wunderkleid?
Kennſt allein Du, Glockenblume,
Nur Dein eigen Glück und Leid?

Auf des Menſchenkindes Frage
Ward es ſtiller noch im Wald,
Und mir rauſcht's wie Völkerſage,
Und ich glaub', ich ſchlafe bald.

Und ich glaub', ich hör' ein Läuten
Aus dem Blumenkelche gar,
Und im Traum wird das Bedeuten
Des Geläuts dem Schläfer klar:

„Sieh', ich bin die Kirchenglocke
Dieſes allbelebten Wald's!
Sieh, ich traure und frohlocke!" —
Alſo aus dem Kelche ſchallt's. —

„Ich frohlocke, wenn ein Neſtchen
Mit dem Fink die Finkin baut;
Wenn das Junge übers Aeſtchen
Nach dem Wurm tief unten ſchaut.

Wenn das dunkle Grün der Fichten
Sich mit hellerm Grün geſchmückt;
Wenn die Bäume Knospen dichten,
Und ſo ſchönes Lied geglückt!!

Wenn es rauſcht vom Berg herüber
Durch die Kronen, märchenhaft;
Wenn der Mond ſich leiſe drüber
Einen Weg im Aether ſchafft.

Dann berührt mein Hammer leiſe,
Traumhaft nur, die blaue Wand,
Und dann ſchwimmt die Sangesweiſe
Duftend von dem Blumenrand.

Und dann tön' ich Melodien,
Wie ein Dichtergeiſt ſo rein;
Doch, zu hören, wie ſie fliehen,
Mußt Du ſelbſt ein Dichter ſein! —

Aber wenn in meinen Forſten
Herbſt und Tod den Einzug hält,
Wenn der Neſtbaum, jäh geborſten
Unterm Blitz, ein Dulder, fällt;

Wenn die Axt den Bruder fällte,
Der den Blitzerſchlagnen liebt;
Wenn des Hirſches Nothruf gellte,
Den Ihr, Menſchen, vor Euch triebt;

Wenn vom Aſt die Eichel gleitet,
Raben krächzen Winterfluch,
Und der erſte Schnee verbreitet
Auf uns All' ſein Leichentuch —

Leg' den zweiten Hammer, leiſe,
Sanft ich an die Blumenwand —
Und die ernſte Sangesweiſe
Schwillt dann trüb vom Zackenrand!

Nur ein Menſchenherz, im Leiden
Wie in Freuden wohl geübt,
Wird von dieſen erſten beiden
Glöckchen — freudvoll und betrübt!"

Doch des dritten Hammers Klingen,
Das verſteht ſelbſt kein Poet,
Und ſein Schwingen und ſein Singen
Wird im Sphärenklang verweht.

Reisebriefe aus dem Elsaß.

Von einem norddeutschen Officier.

(Hierzu die Ansicht von Lützelstein.)

Pfalzburg, 20. Aug. 1876.

So bin ich denn hier in dem Orte, dessen Namen in der Heimat so oft genannt wird, und den wir aus den vortrefflichen Romanen Erkmann-Chatrian's so gut kennen, im Kreise der Verwandten und der alten Braunschweigischen Kameraden.

Die Fahrt von Weißenburg hierher war recht interessant. Zwar läuft die Bahn anfangs in der Ebene und entfernt sich sogar vom Gebirge. Aber in Wendenheim, eine Station diesseits Straßburg, wo man den stolzen Thurm des Münsters deutlich und Gottlob unversehrt emporragen sieht, erreicht uns der Straßburg-Pariser Zug, und nun geht es rasch den schönen Bergen zu.

Nach einer Stunde waldbewachsene Hügel zur Rechten; das Flüßchen Zorn vom Gebirge herabkommend, strömt an ihnen entlang. Und es dauert nicht lange, da bietet sich ein prachtvoller Anblick dar. Vor uns liegt die Kette der Vogesen; schöngerundete waldige Berge, aber nicht einförmig in den Contouren und geziert von prachtvollen Ruinen. Da schmiegt sich an den Fuß der Berge das freundliche Städtchen Zabern. Es hat nichts in die Augen Springendes, als das Schloß, welches der Cardinal Rohan erbaute. Aber der Hintergrund ist wundervoll. Das Thal, aus welchem die Zorn hervorbricht, ist tief eingeschnitten und gerade da, wo es endigt, heben sich die Kuppen nochmals zu bedeutender Höhe. Malerisch hält oben auf dem Abhange zur Rechten der schlanke Thurm des Greifenstein Wacht. Ihm gegenüber liegt auf der linken Seite des Zornthales, oberhalb Zabern, die imposante Masse der Burg Hoch-Barr; weiter nach links folgen Groß-Geroldseck und Klein-Geroldseck. Und in weiter Ferne südwärts schimmern noch andere ruinengekrönte Berghäupter. Abgesehen von der hohen malerischen Schönheit drängt dieser Anblick dem Beschauer lebhaft das Gefühl auf, daß nirgends so früh und so reich wie im Elsaß sich deutsches Leben und deutsche Sitte entfaltet haben. Welch lebendige Illustration zu den Worten der Straßburger Tanne in Rückert's herrlichem Liede:

Ich sah in alten Zeiten
Die Ritter und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten —
Wie liegt das nun so fern!
Da mocht' ich wohl mit Rauschen
Sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Doch der Zug hält. Auf dem Bahnhofe von Zabern deutsch sprechende Beamte in deutschen Uniformen — einige Leute des hier garnisonirenden braunschweigischen Bataillons — im Uebrigen ist es öde und still. Dennoch freut man sich, denn jetzt „liegt hier wiederum Deutschland", wie zur Zeit, da die alte Tanne jung war.

Nun beginnt die Berglandschaft der Vogesen. Den eigenthümlichen Charakter dieses Gebirges bezeichnen zwei Worte: Wald und Ruinen! Wir fahren ins Thal der Zorn hinein und es beginnt der prachtvollste Wald. Und während der auf dem jenseitigen Ufer den Rhein begleitende Schwarzwald meist Tannenwälder trägt, prächtige wohl, aber doch immer nur Tannenwälder, so erfreut uns hier eine Vegetation von Buchen, wie sie nur die Abhänge des Harzes und die Küsten der Ostsee aufweisen.

Im Zornthal ist mit Mühe der Weg gebahnt für die drei Verkehrsmittel: die Eisenbahn, den Canal und die Landstraße. Alle drei laufen friedlich neben einander her, zuweilen auch wohl über einander weg und geben Zeugniß davon, wie vortrefflich die französische Regierung für die Communicationen gesorgt hat. Von beiden Seiten münden liebliche Seitenthäler mit kleinen frischen Wiesengründen ein, die gewiß zu reizenden Berghöhen hinaufführen. Durch zwei Tunnels donnert der Zug; dann erblickt man die beiden hochragenden Thürme der Ruine Lützelburg, wieder geht es in einen Tunnel und gleich darauf halten wir auf dem Lützelburger Bahnhofe. Da steht auch schon der Regimentscommandeur mit schwarzem Rocke, goldenem Kragen und der goldbesetzten kleinen Mütze, mich zu erwarten.

Rasch bestiegen wir den bereit gehaltenen Einspänner und es ging durch den kleinen Ort auf die neu angelegte Kunststraße, welche in dem von Norden herabkommenden Seitenthale hinauf zum Plateau von Pfalzburg führt.

Ein fröhlicher Bach rauscht uns entgegen. Steil fallen die Berge der rechten Thalwand ab; der nackte, rothe, rundliche Sandstein bildet eine Art von Gesimse zu der Plattform, auf welcher sich eben herrlicher hochstämmiger Buchenwald erhob. Bald erblicken wir im Hintergrunde den spitzen Thurm des Dörfchens Les barraques de Lützelbourg. In weitem Bogen windet sich nun die neue Straße auf das Plateau selbst hinauf. Der Wald verschwindet, das Terrain wird eben, Wiesen und Felder beginnen und Pfalzburg taucht auf. Der Anblick war nun freilich durchaus nicht erfreulich. Die Hochebene erschien kahl und öde; nur die Pappelreihen der großen „Pariser Heerstraße" unterbrachen die Einförmigkeit. Dafür erwartete ich nach den Schilderungen von Erkmann-Chatrian hier oben, weithin sichtbar, eine schmucke, kleine Festung mit eleganten Wällen und Mauern. Aber statt dessen erblickt man einen entsetzlichen Gräuel der Verwüstung. Es ist ja ganz in der Ordnung, daß man diese kleinen, für die jetzige Kriegführung bedeutungslosen Festungen schleift. Hier konnte man außerdem die gewaltigen Werkstücke, welche Vauban aufgethürmt hatte, auf dem Rhein-Marne-Canal nach Straßburg schaffen und sie vortrefflich zum Bau der neuen Befestigungen verwenden. Daß man aber einfach die Quadern losriß und die von ihnen umkleideten Wälle als harmlosen Inhalt stehen ließ, gleich einer Pastete, von welcher die harte äußere Schale abgebröckelt ist und die nun zerfällt und zerfließt, das heißt denn doch den Schönheitssinn der unglücklichen Bewohner auf eine zu harte Probe stellen. Ich kann den Anblick, welchen die Wälle und Gräben, die nur zum kleinsten Theile eingeebnet sind, gegenwärtig bieten, nur mit dem Worte widerlich bezeichnen, er allein würde mir den tiefen Deutschenhaß erklären, welcher die Stadt noch jetzt erfüllt. Einen wunderbaren Contrast dazu bietet die noch unvollendete schöne neue Stadtkirche, welche anstatt der bei der Belagerung zerschossenen aus der reichlich gewährten Kriegsentschädigung aufgeführt worden ist. Durch die mit Emblemen reich gezierte, freilich jetzt völlig zwecklos abstehende Porte de France fahren wir in das Städt-

chen ein. Ich hatte von diesem sehr wenig erwartet, aber wie sehr blieb das, was ich fand, noch hinter meinen bescheidensten Erwartungen zurück!

Pfalzburg ist eigentlich gar keine Stadt, sondern ein Viereck von Casernen, zwischen denen sich einige Straßen angesiedelt haben, um die geringe Bevölkerung von Gewerbtreibenden aufzunehmen; das Ganze war von einer prachtvollen, doppelten Reihe von Befestigungswerken umgeben. Daher das Mißverhältniß der kleinen Häuserzahl zur Ausdehnung der großen Place d'armes, mit der neuen Kirche, der Hauptwache, einer dreifachen Reihe von Ulmen und der imposanten Statue des General Mouton, Graf von Lobau. In einer Seitenstraße liegt das einzige anständige Haus Pfalzburgs, die ehemalige Commandantur, jetzige Dienstwohnung des Regimentscommandeurs. Hier hielt der Wagen. Ich wurde sofort in das Gärtchen geführt, welches sich zwischen dem Wohnhause und dem Walle eingenistet hat. Es ist überraschend hübsch. Hohe Gebäude schließen es von drei Seiten ein, von der vierten der Wall, dessen alte Linden herüberragen mit dem ehemaligen Zeughause. Es ist daher, um mich dieses Scherzwortes zu bedienen, in Wirklichkeit weit mehr hoch als breit und lang. Aufs Lebhafteste erinnerte es mich an den wunderbaren Garten des Capuzinerklosters bei Syracus, der sich in einem antiken Steinbruche angesiedelt hat und wo inmitten der trostlosesten Steinfläche sich plötzlich tief unten eine Fülle der schönsten immergrünen Bäume und Gesträuche enthüllt. Hier erfüllten den engen Raum zwar nicht Palmen und Granaten, aber zierliche Pyramidenobstbäume, einen förmlichen Wald bildend. An den Wänden der Gebäude hinauf rankte sich üppiger Wein. Nur vorn hatten die kleinen Pyramiden vor einem großen runden Beete zurückweichen müssen, welches schöne Blattpflanzen und herrlich blühende hochstämmige Rosen enthielt. Welch reizende Oase in der Wüste!

Wohl eine Stunde hatten wir hier behaglich am Kaffeetische gesessen, da ertönten plötzlich vom nahen Walle her die mir wohlbekannten Klänge der Regimentsmusik. Jetzt, während der Concentrirung des Regiments spielt sie täglich um 6 Uhr Abends dort im Freien vor dem Officiercasino. Dies lockte uns zum Walle hinauf. Unter den schönen alten Linden, welche die Belagerung überlebt haben, saßen die jüngeren Officiere des Regiments; in einiger Entfernung bemerkte ich eine andere Gruppe von Officieren mit Damen.

Ich trat zu den Kameraden heran. Die meisten hatte ich seit dem Tage des Ausmarsches i. J. 1870 nicht wieder gesehen. Manche der Jüngeren waren mir unbekannt; die alten Freunde aber begrüßten mich mit rührender Herzlichkeit. Was lag Alles dazwischen! Und nun begann ein Hin- und Herreden von den alten Zeiten und von den neuen Zeiten, wir vergaßen über der Vergangenheit die Gegenwart und über der Gegenwart die Vergangenheit.

Nach einiger Zeit trat ich auch zu den Damen heran. Ich war im höchsten Grade überrascht über den herrlichen Blick, welchen man von diesem höchsten Puncte Pfalzburgs aus hat. Das Plateau senkt sich nach der Rheinebene zu freilich sehr allmälig; aber in der Entfernung von einer halben Stunde beginnen doch die Wälder der von ihm auslaufenden Thäler. Deutlich erkannte man jenseit des Zinzelthales den Höhenzug, welcher die kleine Felsenfeste Lützelstein trägt. Weithin zieht sich die fruchtbare Ebene am Rhein entlang; jenseit des Stromes steigt der ferne Schwarzwald auf. Nach rückwärts aber, über die Stadt hinweg schweift der Blick weithin über das eigentliche Gebirge der Vogesen, aus dessen Gewirre sich der Schneeberg, der wun-

derliche Felswürfel der Dachsburg und der hohe Gipfel des Donon am Horizonte deutlich abhoben.

Ganz wundervoll war der Lichteffect der untergehenden Sonne und die Tinten, welche die Wälder und Berge allmälig annahmen. Mir schien es, als hätte ich nie in so feiner Bläue sich die Berge von dem warmen Abendhimmel abheben sehen. Die Luft war weich und mild, man ist doch entschieden hier schon nicht mehr im Norden, und ich begreife, daß bereits im Februar die Veilchen zu blühen pflegen.

Es wurde dunkel aber nicht kalt. Bis gegen 9 Uhr saßen wir im Freien zusammen. Dann trennten wir uns — die jungen Officiere gingen ins Casino, die verheiratheten nach Haus — ich selbst vergaß am Theetisch, daß ich in weniger als zwei Tagen über 100 Meilen durchflogen habe und weit vom eignen Daheim entfernt bin.

II.

Pfalzburg ist eine Stadt von 1300 Einwohnern und wie ich schon sagte, eigentlich nur eine befestigte Caserne, bestimmt die große Heerstraße von Saverne nach Paris zu sperren. Im Jahre 1814 hat es, wie in dem vortrefflichen Roman von Erkmann-Chatrian „Le Bloeus" des Weitern zu lesen, lange den verbündeten Armeen getrotzt; auch 1870 hat es sich brav vertheidigt. Eine nicht unbedeutende Anzahl hervorragender Officiere des französischen Heeres entstammen der Stadt; ich nenne nur den Marschall Lobau und aus neuester Zeit den General Ubrich, den heldenmüthigen Vertheidiger Straßburgs. Und dieses ehemalige Prachtstück einer kleinen Festung, dieser durch und durch militärische Ort, ist nun plötzlich zur offenen Landstadt degradirt und sieht die verhaßten deutschen Uniformen seine Straßen füllen. Edmond About schildert in seinem berüchtigten Buche L'Alsace seinen ersten Besuch in Pfalzburg und die Physiognomie und Stimmung der Stadt bald nach der Annexion, allerdings in echt französischer Weise, folgendermaßen:

„Die Heerstraße von Saverne nach Pfalzburg war ehemals sehr belebt und namentlich zog in der ersten Hälfte des September das Fest der Schutzpatronin von Saverne die ganze Umgegend unwiderstehlich an. Jetzt tanzt man nicht mehr in Saverne und sogar der Jahrmarkt ist verödet. Ich traf auf dem ganzen Wege bis Pfalzburg Niemand als einen Greis auf einem leeren Karren und zwei Officiere im Galopp.

Etwas jenseits des Dorfes Quatre vents wurden die braunschweigischen Tambours und Pfeifer im Lärmmachen unterwiesen. Die deutsche Trommel ist kleiner und handlicher als die unsere, aber weit weniger wohlklingend; ihr Ton ist trocken und klingt als wenn man mit einem Hammer auf ein Brett schlägt. Ich will nicht bestreiten, daß unsere Besieger in der Musik nicht ihres Gleichen haben, denn sie sagen es ja selbst; aber alle die verschiedenen Arten von Lärm, welche sie vollführen, von ihren Militärmusikstücken bis zum Pfeifen ihrer Locomotiven sind ohrzerreißend. Ihre Stimmen sind scharf und schneidend, sogar das Commando der Officiere hat etwas Insolentes und Brutales. Wenn ein französischer Capitän seinen Soldaten zuruft: Portez armes! so ist sein Ton zugleich natürlich, martialisch, und, um so zu sagen, mit ein wenig Stolz gewürzt. Es ist als ob er sagen wollte: Nun, meine Kinder, jetzt zeigt einmal den Civilisten da, die Euch

voll Bewunderung angaffen, mit welchem Geschick Ihr Euren famosen Chassepot handhabt und wie bei Euch Alles klappt! — Commandirt ein deutscher Hauptmann mit seiner quäkigen Stimme: Gewehr auf Schulter! so klingt das als riefe er: Ihr Haufen Sklaven, Ihr dummen Thiere, muß man Euch erst die Knochen entzwei schlagen, damit Ihr lernt das Gewehr aufzunehmen?

Da ist endlich Pfalzburg, ich sehe es, ich berühre es und ich kenne es nicht wieder. Die ganze Steinbekleidung der Escarpe und der Contrescarpe ist losgerissen und in die Gräben geworfen, das nackte Erdreich steht da — es ist ein entsetzlicher Anblick!

Ich trete in die Stadt durch die Porte d'Allemagne; diese hat natürlich ihren Namen behalten. Ich wandre bis zur gegenüberliegenden Porte de France; dort ist der Name weggemeißelt und kein anderer an die Stelle gesetzt. Auf dem Lobauplatze, wo noch einige Reihen alter Bäume aufrecht stehen, gehen vier alte Männer melancholisch auf und ab; der Eine trägt das Band der Ehrenlegion; man sieht ihnen den alten Officier auf den ersten Blick an. Pfalzburg wimmelte von pensionirten Officieren; die Schönheit der Gegend, die Leichtigkeit des Lebens und der Anblick der kleinen stets in Bewegung befindlichen Garnison zog sie an und erfreute sie. Wo sollen sie den traurigen Rest ihrer Tage hinbringen? Die, welche ich sah, hatten nur noch Kummer und Sorge, keine Freude mehr. Die Civilbevölkerung, gewohnt die Officiere bei sich aufzunehmen und stets mit ihnen zu verkehren, war auch zu drei Vierteln militärisch geworden. Ich habe mehr als einen Notar gekannt, welcher die Rang- und Quartierliste auswendig wußte. Man ist nicht für umsonst Bürger einer uneinnehmbaren Festung, und dafür hat Pfalzburg stets gegolten, bis die Deutschen es durch Hunger bezwangen. Die Einwohner leiden grausam durch die tägliche unvermeidliche Berührung mit der fremden Uniform. Eine Wache an jedem Thore, eine Wache auf dem Platze, alle zehn Schritt ein Posten, in jeder Straße vier Soldaten auf einen Bürger. Die Garnison versteht nur Deutsch und drei Viertel der Einwohner sprechen nur französisch.

Man hat mir erzählt, daß die Kriegsentschädigungen reichlich gezahlt sind, Dank den Bemühungen des Maire, eines Mannes von Kopf und Herz. Das hat die Auswanderung nicht aufzuhalten vermocht; die Stadt entvölkert sich sichtlich, und zwar gehen wie überall die Armen mit ihrem Beispiele den Wohlhabenden voran. Mein Gewährsmann zeigte mir ein Stückchen Straße und sagte: Aus diesem Winkel sind nicht weniger als acht Familien fortgezogen, und mehr als eine wußte nicht, ob sie in Frankreich einen Bissen Brod finden würde. Es ist nicht die Noth, was sie treibt — es ist der Haß gegen den Fremdling. Die materiellen Verhältnisse sind nicht schlechter geworden, eher besser. Wir haben hier nie Industrie gehabt und der Handel beschränkte sich auf dasjenige, was die Garnison bedurfte. Die Garnison ist aber nicht kleiner geworden, im Gegentheil stärker. Die Deutschen richten sich in den Casernen häuslich ein; sie haben im Zeughause ein Officiercasino angelegt, und für 30,000 Frcs. einen Exercirplatz angekauft. Man wird also ebensogut seinen Lebensunterhalt finden wie früher; aber Viele wollen lieber in Frankreich sterben als in Deutschland leben. Der Anblick der deutschen Uniformen macht ihnen Heimweh." — —

Und in dieser Stimmung ist, so viel ich habe ermitteln können, nicht die geringste Aenderung erfolgt. Von allen Städten des Reichslandes i

Pfalzburg bei Weitem die widerwilligste. Nur ein einziger Pfalzburger ist bis jetzt freiwillig in die deutsche Armee eingetreten. Kein Handwerker oder Kaufmann hat ein deutsches Schild. Die Einwohner vermiethen nur mit Widerstreben ihre Wohnungen an die verhaßten deutschen Officierfamilien. Die deutschen Dienstboten, welche die Frauen des Regimentes mitbrachten, konnten sich mit den Einwohnern nicht verständigen und kehrten bald in die Heimat zurück. Die Mädchen des Ortes und der Umgegend halten es für erniedrigend deutschen Herrschaften zu dienen. So kommt es denn, daß eine nicht geringe Anzahl der Damen des Regimentes, denen dies wahrlich nicht an der Wiege gesungen ist, ohne alle weibliche Dienerschaft, blos mit Hülfe des Officierburschen ihren Haushalt besorgt. Das ist doch wahrhaft haarsträubend.

Von einem geselligen Verkehr mit den Bewohnern des Städtchens ist natürlich gar keine Rede. Den unverheiratheten Officieren bleibt somit nur der Dienst auf dem Exercirplatze und das Officiercasino, wo sie ein großes, sehr geschmackvoll eingerichtetes Speisezimmer und ein Billardzimmer besitzen und wo eine tüchtige Haushälterin sie materiell ganz gut versorgt. Aber aller geselliger Verkehr und jede geistige Erfrischung, wie dies die Heimat in so reichem Maße bot, ist ihnen abgeschnitten. Wohin soll das zuletzt führen?

Eine der schwerstwiegenden Schattenseiten Pfalzburgs ist endlich die Unmöglichkeit, den Kindern guten Unterricht zu verschaffen. Für die Mädchen ist jetzt durch Engagement einer gemeinschaftlichen deutschen Lehrerin eine Aushülfe geschaffen worden, immerhin eine sehr precäre. Die heranwachsenden Knaben dagegen müssen, sobald sie die Schule nicht mehr entbehren können, nach Saverne auf das deutsche Gymnasium geschickt werden, oder gar noch in weitere Ferne — eine trostlose Nothwendigkeit! Sollte aber gar ein Ausmarsch der Garnison stattfinden, so bleibt nach der übereinstimmenden Versicherung Aller den Familien der Officiere gar nichts übrig, als thunlichst bald die Stadt gleichfalls zu verlassen, weil sie sonst Alles für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten haben würden.

So stehen gegenwärtig die Sachen in Pfalzburg! Doch nun zu freundlicheren Bildern!

Der Blick, welchen ich gestern Abend von der Höhe des Walles auf die Gegend geworfen hatte, lockte unwiderstehlich in's Weite. Heute war Sonntag. In Folge der schon acht Tage zuvor gemachten Bestellung war es gelungen, für den Nachmittag die „Kutsche" des Ortes zu unserer Disposition zu haben. In Hinsicht auf meine bevorstehende Ankunft war der Wagen sogar ausgebessert worden. Dennoch gehörte einige Ueberwindung dazu, einzusteigen. Die Polster waren so beschmutzt und fettig, daß man fürchtete, kleben zu bleiben. Auch hatte der Ausbessernde durchaus nicht das Wort der Schrift beherzigt: Niemand setzet einen neuen Lappen auf ein altes Kleid. Aber wir hatten nicht die Qual der Wahl: ganz Pfalzburg besitzt nur diesen einen Zweispänner. Also muthig hinein!

Es ging nun bei köstlichem Wetter durch das deutsche Thor, bei dem kleinen Kirchhofe vorbei, auf der pappelbepflanzten Zaberner Chaussee nach Osten über das Plateau allmälig abwärts. Einzelne Gehöfte inmitten fruchtbarer Felder und schöner Wiesen, dann das Dorf Quatre vents mit vielen Obstgärten. Zur Linken und zur Rechten begleiteten uns in einiger Ent-

fernung die Wälder, welche den Rand des Plateaus umkränzen. Nach einer halben Stunde erreichten wir diesen Rand; die Heerstraße wandte sich rechts am Hange hinab nach Zabern; wir aber schlugen den schönen, wie es schien neu angelegten Weg links ins Haspelthal ein. Auf diesem unter schönen Buchen abwärts fahrend gelangten wir bald in das breitere, ebenere Zinzelthal, welches die Plateaus von Pfalzburg und von Lützelstein der Länge nach scheidet und bei Dossenheim in die Rheinebene ausläuft. Am Zinzelbache hinauf ging es nun auf guter Chaussee zum Forsthause Oberhof, wo eine einfache Wirthschaft uns mit vortrefflichem Kaffee versorgte. Am Berghange waren im Walde kunstlose Sitzplätze angebracht. Die Bäume rauschten und die Wiesen des Thales prangten in so frischem Grün, wie man es sonst nur in der Schweiz und in England findet. Es war ein reizendes Fleckchen Waldlandschaft! Bald etablirte sich nicht weit von uns eine fröhliche Sonntagsgesellschaft aus Buchsweiler. Sie sangen französische Chansons und tanzten dazu auf dem Grünen. Von der Trauer um ihr verlorenes Vaterland war bei diesen Leuten nicht viel zu merken. Vielleicht waren sie auch so lustig, um uns ein wenig zu ärgern.

Am Rande des Waldes wanderten wir nun auf schattigem Fußpfade weiter, thalaufwärts nach dem Dörfchen Graufthal. Hier habe ich zum ersten Male in meinem Leben Trogladytenwohnungen gesehen. Die Vogesen haben außer der schönen fast dunkelrothen Farbe ihres Sandsteines noch die Eigenthümlichkeit, daß an vielen Stellen und namentlich an den Thalrändern die oberste Schicht der Felsen weit über die untere hervorragt. Dadurch entstehen wettergeschützte Plätze und Höhlen. Es bedarf oft nur geringer Nachhülfe durch Ausmeißeln oder durch Aufführung von Mauerwerk, um bewohnbare Räume daraus herzustellen. In Graufthal hatten sich in bedeutender Höhe über der Thalsohle unter der schützenden Bedachung der Felswand wohl ein halbes Dutzend von Wohnungen in einer Reihe neben einander angesiedelt. Gern zeigten uns die ärmlichen Insassen ihre Räume. Die Vorderfront nach dem Thale zu war von Steinen aufgemauert und mit Fenstern versehen. Die Decken und das Innere dagegen bildete der nackte, nur hier und da ein wenig nachgearbeitete Fels. Durch Querwände waren verschiedene Abtheilungen gebildet, Küche, natürlich ohne Rauchfang, Wohn- und Schlafräume. Auch der Fußboden war nackter Stein. Nun in einem der Häuser zeigte man uns mit Stolz einen aus halbvermoderten Brettern hergestellten Estrich. Die Ausstattung mit Mobilien war so primitiv als möglich. Der harte Felsen machte den Eindruck, als müßte es hier entsetzlich kalt und feucht sein. Doch versicherten die Leute, ihre Wohnungen seien im Winter warm und trocken, im Sommer kühl. An dem steilen Abhange des Pfades, welcher zu diesen Behausungen hinaufführt, spielten sorglos einige blonde Kinder. Wir fragten ob das nicht gefährlich wäre; man sagte uns, es sei nie ein Kind hinabgestürzt. So mächtig entwickeln die Umstände den Instinct. Daß die Leute sehr arm waren, sah man an der Freude, mit welcher sie ein kleines Geschenk von uns annahmen. Doch machten sie keineswegs den Eindruck cretinartigen Verkommenseins.

Beim herrlichsten Abendsonnenschein kehrten wir auf demselben Wege nach Pfalzburg zurück. Zum ersten Male hatte ich einen tüchtigen Blick in die Waldlandschaft der Vogesen gethan, und ich muß sagen, sie ist unvergleichlich schön. Die Forstwirthschaft soll schlecht sein, d. h man läßt die haubaren Bäume noch lange stehen, ehe man das Beil an sie legt. Gott segne

diese schlechte Wirthschaft und bewahre das schöne Gebirge noch lange vor rationeller Forstcultur, mit Eintheilung in Schläge und regelmäßigem Umtriebe — dem Tode aller Waldespoesie!

III.

Pfalzburg, 21. August.

Auch heute habe ich wieder einmal so recht in den Wäldern geschwelgt! Morgens, während das Regiment auf dem Exercirplatze beschäftigt ist, studire ich fleißig, um mich auf die weitere Reise vorzubereiten; Nachmittags wird umhergestreift. Heute machten wir uns zu Pferde auf. Es ging vom Plateau bei Quatre vents rechts hinab in das Thal. Auch hier prachtvoller Baumwuchs, Waldwiese und rauschender Bach. Am Ende des Thales, da wo es sich wieder mit der Chaussee vereinigt, steht das unscheinbare Denkmal, welches einem bei der Belagerung von Pfalzburg an dieser Stelle gefallenen deutschen Sergeanten seine Braut hat setzen lassen. Wir waren noch immer hoch am Berge und ritten nun auf dem Höhenzuge entlang zur St. Michaeliscapelle. Zahlreiche Inschriften auf den Steinblöcken am Wege wiesen uns zum Ziele des heutigen Tages. Sie sind das Werk des nach der Annexion begründeten, sehr thätigen Vogesenclubs, welcher gleich dem Alpenverein sich die Aufgabe gestellt hat, die Vogesen den Touristen, namentlich den Fußwanderern zugänglich zu machen.

Die Michaeliscapelle ist ein altes, graues Kirchlein ohne jegliche Architectur, da gelegen, wo der in die Ebene vorspringende Bergzug sich zu einer ganz schmalen Felsenzunge zusammenzieht, ehe er steil abstürzt. Die Bäume weichen zurück; nur niedriges Gebüsch faßt den Rand ein. Aber darüber hinweg, welch' wundervoller Blick! Die weite Rheinebene ist vor uns ausgebreitet, durch reichen Anbau herrlich mit dem Waldgebirge contrastirend, welches hier und da in sie vortritt. Wer ermißt die Zahl der Dörfer und Städte! Da liegt in nicht großer Entfernung unter uns das freundliche Buchsweiler, weiter südlich das weiße Zabern; darüber hinaus erglänzt Mauersmünster, das älteste Kloster des Landes, schon um 590 von St. Leobard erbaut; in der Ferne erkennen wir durchs Fernrohr deutlich den Straßburger Münster. An vielen Stellen wird das Silberband des Rheines sichtbar. Und jenseits desselben erhebt sich die ruhige, schön geschwungene Linie des Schwarzwaldes, zum Theil in heller Beleuchtung, zum Theil in duftiger Bläue daliegend. An besonders klaren Tagen soll man von hier die Alpen sehen.

Um einen noch besseren Ueberblick des Vordergrundes zu gewinnen, eilten wir zum äußersten Puncte des Vorsprunges. Hier ist eine höchst interessante Stelle, nämlich eine alte Opferstätte der Druiden. Daß zu der Zeit, wo Cäsar Gallien eroberte, der Druidencultus in voller Blüthe stand und erst im sechsten Jahrhundert allmälig durch irländische Bekehrer, namentlich St. Columban, verdrängt wurde, ist bekannt. Zu diesem Cultus gehörten leider massenhafte Menschenopfer, deren vollständige Unterdrückung erst dem Kaiser Hadrian gelang. Die Stätten des Druidencultus waren runde aus einem Felsblock gehauene Altäre unter freiem Himmel, häufig von einem Kreise aufrecht stehender roher Steinpfeiler (Menhir) umgeben, auf welchen (wie z. B. bei dem berühmten Storchenge von Salisbury) theilweis noch jetzt die

verbindenden steinernen Deckbalken liegen. In den Opfersteinen findet sich meist eine Rinne zum Abzug des Blutes.

Die Opferstätte neben der St. Michaeliscapelle unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß nicht ein freiliegender Steinblock, sondern der ganze äußerste Vorsprung des Felsrückens als Altar benutzt ist. In den rothen Sandstein ist eine etwa $1^1/_2$ F. tiefe und wohl 12 F. im Durchmesser haltende kreisförmige Vertiefung kunstvoll hineingearbeitet. Diese umschließt ein Rand von wenigen Fuß Breite, welchen wiederum ein etwas tiefer liegender, sorgfältig geebneter, nach dem Abhange zu abgeschrägter und an der schmalsten Stelle nur etwa 5 F. breiter Rundgang umzieht. Dann folgt unmittelbar der Absturz des Felsens, dem Auge durch das aus den Spalten des Gesteins hervorgewachsene Gesträuch verdeckt. Das Ganze macht einen echt druidenhaften Eindruck. Hier Nachts im Mondenschein zu sitzen, müßte grauenhaft schön sein.

In dem „Cromlech", d. h. der kreisförmigen Vertiefung, stand vom Gewitterregen der gestrigen Nacht das Wasser; die Blutabzugsrinne mochte wohl nicht ganz mehr in Ordnung sein. Es war gar zu einladend, den Pferden darin die Hufe zu kühlen. An der Seite, von welcher wir kamen, verlief sich der Rand des Opferkreises sanft in den Weg; der große Braune, welchen der Oberst ritt, schritt ruhig auf diesem entlang und stapfte dann mit Wohlbehagen hinab in das Wasser. Aber mein Pferd wollte nicht folgen. Daher kam mein Begleiter wieder aus dem Cromlech heraus, nahm es beim Trensenzügel und zog es hinter sich her. Dies gelang so weit, daß das Pferd auch richtig die Vorderfüße ins Wasser setzte. Aber nun wurde es unruhig, wollte wieder heraus und begann sich mit den Hinterbeinen auf dem Rande des Steinkreises herumzudrehen, bis es richtig den Schwanz nach der schmalsten Seite des Felsens hatte. Jetzt fing es gar an rückwärts zu treten, glitt mit den Hinterfüßen von dem Rande auf den abschüssigen Rundgang hinab, setzte die Vorderfüße auf den Rand der Vertiefung, und schickte sich an, den Rückzug fortzusetzen, nicht bedenkend, daß unmittelbar hinter ihm der Abgrund gähnte. Deutlich fühlte ich, daß die Hinterfüße nur noch einen Schritt vom Absturz entfernt waren; ich ließ die Bügel los, um mich zur Seite hinabwerfen zu können. Jetzt glaubte ich zu fühlen, daß das Pferd hinten schwankte, da griff ich zur ultima ratio, ich gebe ihm einen derben Peitschenhieb und stieß ihm mit voller Kraft die Sporen in die Seite. Und Gottlob, das half! Noch hatte der Gaul festen Grund unter sich; er hob sich vorn hoch empor, und setzte mit einem Sprunge über den Rand in den Steinkreis hinein, wo er wie eingewurzelt mitten in dem hochaufspritzenden Wasser stand. Wir zwei Reiter sahen uns an — wir waren Beide blaß geworden. So nahe war ich dem sichern Untergange noch nie gewesen, wie in diesem Augenblicke. Ich versuchte durch das Opernglas die Gegend anzusehen, aber vor Aufregung zitterte mir die Hand. Ja es ergriff mich, als ich auf dem Felsen die Schrammen der Hufeisen dicht am Abgrunde sah, nachträglich ein solcher Schwindel, daß ich baldigst den Steinkreis verließ, um den Rasen bei der Capelle wieder zu gewinnen.

Von der Capelle führen Stufen hinab zu der Grotte, in welcher der Legende nach irgend ein alter Verbreiter des Christenthums gehaust hat. Diese weitläufige Grotte ist wiederum dadurch gebildet, daß die oberste Deckplatte des Felsens weit über die unteren Schichten vorragt. Sie umzieht gleich einem gewölbten Gange den ganzen Fels, der unter ihr wiederum

schroff abfällt. Ohne jenen rechtzeitigen Hieb würde ich vor der Grotte vorbei in eine Tiefe von vielen hundert Fuß gestürzt sein, und das wäre doch um Roß und Reiter schade gewesen!

Es ging nun in scharfem Tempo zurück durch den Wald und hinab zu dem kleinen Kirchlein Belle fontaine. Im Vergleiche zu dem hochgelegenen ernsten Druidenheiligthume, welch liebliche christliche Waldidylle! Neben der kleinen Einsiedelei, welche ein anmuthiges Gärtlein umkränzt, sprudelte am Abhange unter hohen alten Bäumen ein klarer kalter Quell in ein steinernes einfaches Bassin, zu dem Stufen hinabführen. Das Wasser soll wunderthätige Kraft gegen viele Krankheiten besitzen. Zwei wunderschöne Kinder saßen an dem Bassin und reichten uns freundlich den gefüllten Becher.

Noch tiefer abwärts führte uns der Weg in das frische Waldthal von Büchelberg und durch ein Seitenthal wieder hinauf aufs Pfalzburger Plateau. Schon aus der Ferne klang uns vom Walle die Regimentsmusik entgegen. Rasch stiegen wir vom Pferde und verbrachten den lauen Abend im Freien vor dem Casino sitzend mit den Kameraden.

IV.

Pfalzburg, 22. August 1876.

Schönheiten der Natur und Kunst habe ich heute kennen gelernt. Schon früh machte ich mich bei warmem etwas trüben Wetter auf; diesmal nach der entgegengesetzten Seite, durch die Porte de France hinaus auf der Pariser Heerstraße nach Mittelbronn. Von diesem freundlichen Dorfe wandte ich mich durch den Lobauwald links nach Dannelburg und nun durch ein reizendes Wiesenthal hinab in das Hauptthal der Zorn. Sehr interessant war es, in diesem Seitenthale das Brechen und Bearbeiten der ungeheuren, feinkörnigen Mühlsteine zu beobachten, welche von hier aus in die ganze Welt versendet werden. Die frische rothe Farbe des Vogesensandsteins tritt hier so recht zu Tage. Durch Luft und Wetter geht dies Roth mit der Zeit in ein warmes Braun über. Von welch wundervollem Effect diese Farbe ist, hat man beim Heidelberger Schlosse und beim Freiburger Münster selbst zu beobachten Gelegenheit. Auch der Straßburger Münster und alle die Kirchen des Elsaß sind von rothem Sandstein aufgeführt. Ganz besonders schön aber tritt das Warme und Poetische der Farbe in den zahlreichen Ruinen hervor. Ein altersgraues Gemäuer ist ja immer ehrwürdig und interessant; aber unendlich anziehender sind die in der Abendbeleuchtung förmlich flammenden Thürme und Zinnen auf den Kuppen der Vogesen. Der Stein ist anfangs weich und leicht zu bearbeiten; später erhärtet er. Hieraus erklärt es sich wohl, daß man die Burgen nicht wie bei uns aus rohen Massen zusammengethürmt hat, sondern daß die Außenseite stets aus sorgfältig behauenen gleichförmigen Steinen besteht, von denen ein jeder durch zierliche Meißelhiebe gleichsam gemustert und am äußern Rande mit einer Facette versehen ist. Das giebt der Bauweise eine große Eleganz, und deutet entschieden darauf hin, daß zur Zeit des Mittelalters in diesen Schlössern nicht etwa das rohe Raubrittherthum herrschte, sondern feine höfische Sitte, wie sie Gottfried v. Straßburg in Tristan und Isolde und Wolfram v. Eschenbach im Parcival uns schildern.

Auf der Sohle des Zornthales gelangte ich sofort an den Rhein-Marne-Canal, ein wahrhaft bewundernswürdiges Bauwerk. Um die Bedeutung dieses Canales zu erklären, muß ich etwas Allgemeines vorausschicken.

Die Vogesen sind ein langgestrecktes Gebirge, welches sich südlich mit dem Jura, nördlich mit dem pfälzischen Hardtwalde durch niedrige Einsattelungen verbindet und den Rhein auf dessen linker Seite ebenso begleitet, wie der Schwarzwald und der Odenwald es auf der rechten thut. Der Kamm des Gebirges bildet die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, jetzt auch wieder die politische; die Sprachgrenze freilich schon lange nicht mehr. Von diesem Kamme ziehen sich nun rechts zur Rheinebene hinab die Flußthäler der Zorn, Breusch, Lober, Weiß, Fecht, Thur und Doller. Nach der französischen Seite strömen die Saar, Mosel, Vologne, Meurthe und Savoureuse. Natürlich sind alle diese Thäler nicht parallel; aber sie haben doch dieselbe Hauptrichtung; auf deutscher Seite von Westen nach Osten, auf französischer umgekehrt. Im Allgemeinen verläuft sich das Gebirge nach Frankreich langsamer in die Ebene als nach Deutschland; hier ist es vom Kamme aus etwa sieben Stunden breit, und fällt dann, nicht schroff, aber entschieden gegen die Ebene ab.

Ueber das Gebirge hinüber führen nun verschiedene große Communicationen. Wie ich schon sagte hat die französische Regierung stets sehr viel für den Straßenbau gethan. Die hauptsächlichste Verkehrsader zwischen Paris und Straßburg war früher die Route de Saverne. Sie führte von Straßburg bis Saverne in der Ebene, dann die Zaberner Steige hinan aufs Plateau von Pfalzburg und so über das Gebirge weiter nach Metz. Die Zaberner Steige wurde 1737 vollendet. Sie verschwindet zwar völlig gegen die großartigen Zickzackwege der Schweiz, zu ihrer Zeit aber war sie so berühmt, daß die Pariser Damen eine coiffure à la Saverne trugen, und noch Goethe nennt sie ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Weil nun aber der Transport von schweren Lasten über das Gebirge hinweg auch auf guten Wegen sehr kostspielig ist, so sann man auf andere Verkehrsmittel. Und so sind denn innerhalb der Jahre 1809 bis 1841 über die Vogesen hinweg 2 Canäle hergestellt worden, von denen der eine, der Rhein-Rhone-Canal, das Mittelmeer mit der Nordsee verbindet, der andere, der Rhein-Marne-Canal, einen directen Wassertransport zwischen Straßburg, Paris und Havre ermöglicht. Sind nun diese Canäle auch an Großartigkeit nicht mit dem Caledonischen und dem Trollhätta-Canal zu vergleichen, so überwinden sie doch eine bedeutend größere relative Höhe als jene beiden. Natürlich werden auf den Canälen selbst die beladenen Schiffe durch Pferde gezogen; aber gerade das Berganfahren geschieht wesentlich durch eine andere Kraft.

Der Rhein-Marne-Canal, an welchem ich heute stand, ist etwa 36 F. breit und fließt fast unmerklich zwischen eleganten rasenbedeckten Böschungen dahin. An der Südseite befindet sich der feste Lehmpfad für die Pferde. Eine doppelte Baumreihe bildet eine schattengebende Allee. Von Zeit zu Zeit unterbricht den Canal eine Schleuße, d. h. ein von Quadersteinen gemauertes Bassin, etwa 15 F. breit und 80 F. lang. Die auf dem Canal verkehrenden Schiffe haben, so weit ich beobachtete, genau die Dimensionen, daß sie gerade eine solche Schleuße füllen. Geschlossen sind die Schleußen an beiden Enden durch große doppelte eiserne Thorflügel, welche sich in der Richtung gegen den Strom zu öffnen. An diesen befindet sich in der Höhe des oberen Randes der Schleuße ein hölzernes Laufbret. Darauf tritt der Schleußenwärter und öffnet die Flügel, anfangs mit einem großen eisernen Schraubenschlüssel. dann legt er sie mit einem langen Haken fest an die Seitenwände der Schleuße. Hat er nun die Thür am obern Ende der Schleu

geöffnet, so strömt das Wasser aus dem höher liegenden Theile des Canales in die Schleuße und füllt das Bassin, so daß das darin befindliche Schiff nun in den Canal oberhalb der Schleuße hineinfahren kann. Werden dagegen die Flügel am untern Ende der Schleuße geöffnet, so sinkt das Wasser in der Schleuße und das Schiff kann seine Fahrt stromabwärts fortsetzen. Auf diese Weise überwindet das Schiff bei jeder Schleuße einen Höhenunterschied von etwa zehn Fuß. Das Füllen sowohl als das Entleeren einer Schleuße dauert etwa zehn Minuten. Die Zahl der Schleußen wird im Ganzen etwa 40 betragen. Der Canal verbraucht auf diese Weise ziemlich viel Wasser. Dies liefern ihm die Zorn und die Zuflüsse aus den Seitenthälern. Sehr selten friert er im Winter zu. Uebrigens hat der Verkehr auf dem Canale (so erzählte mir der Wärter der Schleuße 24 in gutem Französisch) seit der Annexion außerordentlich abgenommen — natürlich, die Fäden zwischen Paris und Straßburg sind ja großentheils durchschnitten.

In einiger Entfernung von dem Canale schlängelt sich auf der Sohle des Thales das Flüßchen Zorn, welches glücklicherweise noch nicht zu Gunsten des Canales seines Wassers völlig beraubt ist. Seinen Windungen folgt die gutgehaltene Chaussee. Und daneben, noch häufiger hoch darüber, thunlichst in gerader Linie, zuweilen die Chaussee und den Canal auf einem Viaduct übersetzend und mit Tunneln die Felsvorsprünge durchbrechend, saust die Locomotive der Paris-Straßburger Eisenbahn dahin. Die Bahn wurde i. J. 1852 in Gegenwart des Kaisers Napoleon III. feierlich eröffnet und gehört jetzt auf der Strecke von Straßburg bis Avricourt dem deutschen Reiche. Eine solche Verschlingung von Heerstraße, Canal und Eisenbahn, wie hier in dem reizenden Zornthal, findet sich gewiß nirgends in der Welt. Und doch ist das Thal einsam geblieben und seine landschaftliche Schönheit leidet nicht im Mindesten darunter.

Oberhalb Lützelburgs stehen zwei stattliche Thürme einer Burgruine. Auf steilem Pfade stieg ich zu ihnen hinauf. Der eine der beiden Thürme war gesprengt, der andere hoch und von außen wohl erhalten. Von sonstigen Resten der Feste war fast nichts mehr zu entdecken. Ich hoffte in dem viereckigen Thurme eine Treppe zu finden. Aber als ich durch die niedrige Bogenpforte hineintrat war er leer. In der Ecke dem Eingange gegenüber hatten die Waldarbeiter einen Haufen trockener Baumäste aufgeschichtet. Auf dem Reisholze saß ein prachtvoller brauner Uhu, wohl $1^1/_2$ F. groß. Mit seinen großen, runden Augen sah er mich fest an. Ich sann nach, ob es möglich und rathsam sei, mich in einen Kampf mit ihm einzulassen. Aber der Uhu war weit resoluter als ich. Er erhob sich und flog mit unhörbarem Fluge nicht etwa im Thurme in die Höhe, sondern direct auf mich zu. So überraschend war sein Angriff, daß ich nur eben Zeit hatte, mich zu drücken; der Feind streifte mir den Hut vom Kopfe, und gewann über mich hinweg die Pforte, durch welche er verschwand. Welch prächtige Staffage für einen alten Thurm im Walde!

Um mich von dieser verlorenen Schlacht zu restauriren trat ich unten in Lützelburg einen Augenblick in das Café de la cicogne, ein ganz kleines Estaminet, obschon das eleganteste des Ortes, und ließ mir einen Schoppen von dem weißen vin du pays geben. Der Wein war gut und billig. Die Wirthin rechnete nach Mark und Pfennigen, klagte aber sehr über die unbequeme neue Münze, obgleich sie unzweifelhaft pecuniär dabei nicht verloren hat. Zum ersten Male trat mir hier die Abneigung gegen deutsches Wesen

im Gespräche mit einer Bewohnerin des Landes entgegen, vorsichtig aber sehr entschieden. Die Zeitung auf dem Tische, das Elsasser Journal, war in beiden Sprachen geschrieben. Ihre Haltung machte den Eindruck absichtlicher Zahmheit; dennoch schien mir der französische Theil bevorzugt: er hatte ein Feuilleton.

An dem Canal auf gutem Fußpfade abwärts wandernd und dann in dem reizenden mit jungen Buchen bewachsenen Brunnenthale hinauf, gelangte ich um Mittag wieder nach Pfalzburg.

Mein kleiner Handkoffer ist gepackt; übermorgen marschirt das Regiment zu den Manövern nach Metz ab — ich muß morgen früh das gastliche Pfalzburg verlassen. Dieser letzte Tag war noch ein sehr schöner. Freilich hatte es Vormittags stark geregnet und das vom Musikmeister K. mir zugedachte Morgenständchen war dadurch vereitelt worden. Aber um Mittag begann es sich aufzuhellen, und da die Pfalzburger „Equipage" gerade disponibel war, so wurde sie rasch noch zu einem Ausfluge mit den beiden Damen benutzt. Wiederum fuhren wir aus der Porte d'Allemagne hinaus über Quatre vents bis dahin, wo die Zaberner Chaussee sich in die Ebene hinabzusenken beginnt. Hier bogen wir rechts ab und verfolgten den Waldweg, welcher auf demselben Höhenzuge, an welchem die Chaussee abwärts zieht, oben entlang nach der Richtung von Saverne zuführt. In diesem Gebiete sind die alten Buchen besonders hoch und kräftig. Sie haben wenig Unterholz und die Schönheit der glatten Stämme enthüllt sich so recht. Wie an den Küsten der Ostsee und bei Tharand sind die Bäume bis zu bedeutender Höhe zweiglos, und breiten sich dann zu wundervollen Blätterkronen aus. Vereinzelte alte Eichen stehen dazwischen. Die Vegetation ist so urkräftig, daß Einem das Herz im Leibe lacht. Aber leider trug der Waldweg schon bedenkliche Spuren von Chaussirung. Die deutsche Forstcultur lauert im Hintergrunde: sie beutet die Wälder rationell aus, das bringt Geld in den Säckel und den schönen alten Bäumen den Untergang.

In dem zierlich gebauten „Kaiserlichen Forsthaus Schweizerhaus" hauste bereits ein deutscher Förster. Die französischen Förster waren nicht wie bei uns, in dieser Carrière großgewordene Fachleute, sondern ehemalige Unterofficiere der Armee. Ihr Titel garde-forêt schon weist darauf hin, daß sie hauptsächlich zur Beaufsichtigung, nicht zur Cultivirung der Forsten bestimmt waren. Sie begannen mit einem Gehalte von 120 Thlr. und konnten bis zu 220 Thlr. aufrücken; ihr Loos war also wirklich nicht beneidenswerth. Aber die Leute hingen an ihren Wäldern und an ihrem Lande mit unglaublicher Liebe. Dies zeigte sich namentlich während des letzten Krieges. Als sich nach der Katastrophe von Sedan das Land zur Vertheidigung aufraffte, da waren es die Förster, welche die wesentlichsten Dienste leisteten. Sie, die der Gegend Kundigsten, dienten als Kundschafter, als Boten, als Führer der Franctireurschaaren. Sie schlichen mitten durch die feindlichen Truppenmassen in die belagerten Festungen; sie verbreiteten die Decrete der Pariser Regierung unter den Augen der Deutschen in Städten und Dörfern; sie verbarricadirten den anrückenden Colonnen die Wege; sie hüteten die Schlupfwinkel im Walde, wo die Waffen versteckt lagen. Von allen Classen der Bevölkerung waren sie den Deutschen bei Weitem die gefährlichsten.

Vielleicht war es deshalb, daß man nach der Annexion gegen diesen Stand mit ganz besonderer Härte zu Werke ging. Kaum war der Frieden unterzeichnet, da fragte man sie: wollt ihr in den Dienst des deutschen Rei-

ches übertreten? Nur zwanzig bis dreißig im ganzen Elsaß sagten Ja, durch die Noth gedrängt. In den Uebrigen schlug das französische Soldatenherz zu mächtig, um dasjenige thun zu können, was ihnen als ein Treuloswerden erschien. Frankreich verließ sie -- sie konnten sich nicht entschließen, Frankreich zu verlassen — sie wanderten aus. Und wenn man bedenkt, welches Loos ihrer wartete — wie sie vielleicht Jahre lang auf eine Wiederanstellung zu warten hatten, denn Frankreich hatte auf einen Schlag mehr als den siebenten Theil seiner sämmtlichen Forsten verloren — und wie sie ihre schönen alten Bäume nun dem deutschen Beile preisgeben sollten, so kann man sich der Bewunderung nicht erwehren. Je mehr ich mich in das Detail vertiefe, um so mehr sehe ich ein, daß das in Deutschland mit solchem Jubel begrüßte Wort: Wiedervereinigung der alten deutschen Lande — auch seine furchtbare Kehrseite hat.

Wohin?

Es säuseln und wehen die Lüfte
Hin über frischgrünende Wälder,
Hin über goldglänzende Felder,
Hin über vermodernde Grüfte,
Wohin?

Es rieseln und rauschen die Quellen
Durch Waldnacht auf mosigen Steinen,
Bis drängende Ströme sie einen,
Sie wogen im Meere als Wellen,
Wohin?

Es flimmern und leuchten vom Himmel
Stets kreisend in schwindelnder Ferne
Die flammenden „ewigen" Sterne,
Verschwinden im Weltengewimmel,
Wohin?

Es weinen und jubeln die Herzen
Und altern in Seufzern und Küssen,
Verbluten unter dem Müssen,
Dann schwinden die Freuden, die Schmerzen,
Wohin?

Murad Efendi.

Hygiäa.

Historische Novelle von **Karl Nissel.**

I.

Das Gemach war eben so elegant als prachtvoll ausgestattet, durch dessen nach der Südseite geöffneten Fenster eine breite Goldfluth von Sonnenschein floß und Walddust fächelte, und das Rauschen und Murmeln der Meereswogen tief unten wie ein geheimnißvoller Chor von Geisterstimmen klang. Durch diese Fenster schweifte der Blick über das blaue Meer und landschaftliche Bilder von wunderbarem Reiz in die duftverlorene Ferne, um schließlich auf der exotischen Blüthenpracht des Zimmers selbst wie träumend auszuruhen. Der einzige Bewohner des Zimmers wurde aus derartigen Betrachtungen durch den Eintritt eines schon bejahrten Mannes aufgestört, der nach allen Anzeichen die Stelle eines Kammerdieners bekleidete. So geräuschlos dieser Eintritt auch geschehen und die Entschuldigung dafür der Miene des Kammerdieners aufgeprägt war, so konnte doch der Bewohner des Zimmers, dessen äußere Erscheinung ebenso den feinen als erfahrenen Weltmann verrieth, einen unfreundlichen Ausdruck über die Störung nicht unterdrücken. Unmuthig lehnte er sich in den Fauteuil zurück und ließ einen fragenden Blick auf dem Eingetretenen haften, die aufgeschlagenen Blätter auf dem Tische vor sich verdeckend.

„Was giebts?" fragte er kurz.

„Man wünscht Euere Herrlichkeit zu sprechen", antwortete zwar leise, doch ruhig fest der Kammerdiener, näher tretend.

Der Ritter Hamilton, der Botschafter Englands am Hofe von Neapel, denn dieser war der Bewohner des Zimmers, richtetete sich ungeduldig empor und sah nach der Uhr, die auf einer vergoldeten Console ihm gegenüber stand.

„Du weißt, John, daß ich um diese Zeit für Niemand zu sprechen bin, wohlgemerkt, für Niemand", sagte er kurz, doch ohne Härte. „In einer Stunde, wenn es dringend ist, sonst erst morgen. So habe ich bestimmt. Nun, was zögerst Du?"

„Verzeihung, Mylord, der Fall ist außerordentlicher Art", versetzte höflich der Diener. „Es ist eine soeben aus England angekommene Dame, die Eure Herrlichkeit zu sprechen wünscht und die ich nicht abweisen konnte, weil nach ihrer Angabe ihr Anliegen dringender Art ist."

„Das entschuldigt Dich allerdings", versetzte der Ritter, dessen Neugier erregt schien. „Eine aus England zu mir kommende Dame, fordert allerdings meine Nachsicht heraus, selbst zu so ungewohnter Stunde. Ist sie jung? Schön?"

„Jung gewiß, dem Tone der Stimme nach", antwortete John. „Und nach Figur und Anstand zu schließen, sicher auch schön. Doch ist das nur Vermuthung, da sie mir ihr Antlitz nicht enthüllt hat."

„Gut. Führe sie herein!"

Der Kammerdiener entfernte sich möglichst geräuschlos und der von der

Gicht geplagte Ritter gab sich Mühe, eine festere, strammere Haltung anzunehmen und seine Toilette zu vervollständigen, was ihm auch gelang. Nach kurzer Weile öffnete John die Thüre, trat aber zurück, um eine tief verschleierte hohe Frauengestalt Eintritt nehmen zu lassen, deren Formen das schönste Ebenmaß verriethen. Sie machte nur einige Schritte nach dem Ritter Hamilton gewendet, der sie scharf fixirte, und blieb dann wie zaghaft schüchtern stehen. Der Ritter beobachtete alle ihre Bewegungen schweigend und prüfend und gab ihr dann einen Wink, näher zu treten, ohne selbst jedoch seine Lage zu verändern.

Sie trat mit graziösem Anstande näher.

„Darf ich zunächst um Ihren Namen bitten — Miß oder Lady?" sagte Hamilton und seine Stimme klang mild und wohlwollend. „Es ist die erste und nothwendigste Bedingung einer Unterredung mit mir."

„Emma Harte", antwortete eine tiefklingende, melodische Frauenstimme durch die Maschen des Schleiers; den ihre schöne, schlanke Hand festhielt.

Der Ritter horchte sichtlich überrascht auf den Wohlklang der Stimme.

„Also Miß!" versetzte er und seine Augen versuchten vergeblich die dichten Maschen des Schleiers zu durchdringen. „Was wünschen Sie von mir? Was war der Beweggrund einer in dieser Zeit nicht unbeschwerlichen Reise von London nach Neapel?"

Sie schritt langsam und gemessen dicht an den Ritter heran. In allen ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen lag dabei so viel ungezwungene Grazie, daß sie Hamilton mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete. Durch eine Handbewegung lud er sie ein, auf einem in seiner Nähe stehenden Sessel Platz zu nehmen, aber sie zog es vor, neben dem Ritter stehen zu bleiben und er sah dies nicht ungern.

„Mylord, ich bin nur eine arme Bittstellerin."

„Das muß jedoch eine Bitte ganz besonderer Art sein!" sagte Hamilton lächelnd, „und ich bin sehr begierig, sie zu hören."

„Ganz recht, Mylord, es ist eine Bitte ganz besonderer Art", antwortete sie leise, „von deren Erfüllung jedoch das Lebensglück zweier Menschen abhängt."

Sie reichte bei diesen Worten dem Ritter ein Schreiben, das dieser hastig entgegen nahm, ohne jedoch seine Augen von der Dame abzuwenden, deren ganzes Wesen einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien.

„Sie verlangen viel, denn Lebensglück ist doch das höchste Gut jedes Lebens", versetzte Hamilton und öffnete das Schreiben. Kaum hatte er einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als er ausrief:

„Ah, das ist ja von dem Taugenichts Greville, meinem sauberen Neffen! Laß doch sehen, was der Bursche auf diesem Wege und durch einen solchen Boten von mir begehrt!"

Der Ritter durchflog hastig den Inhalt des Schreibens und ein sarkastisches Lächeln umspielte schließlich den Mund.

„Heirathen will der leichtsinnige Thor, und ich soll ihm dazu meine Einwilligung und, was das Wichtigere, auch die nöthige Aussteuer geben! Das ist komisch, Miß Emma, sehr komisch, denn Carl Greville hat durchaus kein Geschick, noch weniger aber die Eigenschaften, die zu einem guten Ehemann erforderlich sind. Er trinkt, spielt, ist Nachtschwärmer und besitzt noch eine Menge ähnlicher nobler Passionen, wie sie einem großen Theil der goldenen Jugend Englands eigen sind. Ihm fehlen Willensstärke und Charakter,

er ist mit einem Wort kein Mann, besitzt nichts, kann nichts, weiß nichts. Und will heirathen? Wovon? Wozu? Aber ich verstehe! Die Sache läuft auf eine bloße Comödie hinaus! Ich soll den geprellten Oheim in diesem Lustspiel spielen und Geld zu irgend einer Thorheit hergeben, aber der Ritter Hamilton ist zu der Art Mimen verdorben, wenngleich er manche schwierige Rolle auf dieser Lebensbühne schon verstanden hat zu spielen. Sie werden wahrscheinlich ohne meine Einwilligung und was vielleicht das Traurigere, sogar ohne die gewünschte Aussteuer die Rückreise nach London antreten müssen, falls Sie den Aufenthalt in Neapel nicht vorziehen sollten."

„Mylord", versetzte sichtlich erregt und mit bebendem Tone die Dame, indem sie einen Schritt zurücktrat: „Ihr Spott ist grausam! Statt zu heilen, verwunden Sie nur tiefer, unbekümmert um den Schmerz, den Sie verursachen."

„Ei, wer sagt Ihnen denn, daß ich spotte, Miß Emma?" erwiederte Hamilton. „Obgleich mir diese Angelegenheit Grund genug dazu böte. Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht gerade so meinen Neffen am sichersten von irgend einer Thorheit heile?"

„Mylord, es ist Ihr Neffe!" Es klang ein Ton des Vorwurfs in diesen Worten.

„Gewiß, Miß Emma, eben darum erlaubte ich mir die Bemerkung zu machen", sagte Hamilton und ließ wieder seine Blicke auf der Dame haften. „Doch möchte ich wohl vorher einmal das Antlitz sehen, das meinen Neffen zu solchem Entschluß hinreißen konnte? Vielleicht verstehe ich dann erst sein Anliegen zu würdigen."

Die Dame schlug den Schleier zurück und enthüllte ein in voller stolzer Jugendschöne prangendes Antlitz von dem süßesten Inkarnat, aus welchem ein Paar große, schöngeschnittene Augen in wunderbarem Glanze dem Ritter entgegen leuchteten, bezaubernd und berauschend zugleich. Um die rosigen Lippen des kleinen Mundes spielte ein wehmüthiges Lächeln. Hamilton konnte einen Ausruf der Ueberraschung bei diesem Anblick nicht zurückhalten.

„Goddam! Das ist allerdings ein Commentar, der sehr verständlich ist. Dieses Antlitz kann freilich mehr, als bloßes Gefallen erregen und aus diesen Augen leuchtet eine ganze Zauberwelt. Und das sollte Greville besitzen und zu würdigen verstehen? Nein, Miß Emma! Es wäre ein gefährliches Wagniß, eine Ehe mit meinem Neffen einzugehen, ein verhängnißvoller Schritt, den Sie unmöglich mit Ueberlegung thun können, und nun ich Sie gesehen, thun dürfen."

„Der Schritt würde nur dann verhängnißvoll genannt werden können, wenn ich ihn ohne den Segen Eurer Herrlichkeit wagte", antwortete sie mit dem Tone der Innigkeit, sich anmuthig vor dem Ritter verneigend. „Diesen zu erbitten bin ich hier, und Eure Herrlichkeit sehen nicht aus, als ob Sie zu den Grausamen Ihres Geschlechtes gehörten."

„Selbstverständlich doch den goldenen Segen", versetzte lächelnd Hamilton, doch war in seinem Blick und Wesen eine merkbare Veränderung vorgegangen, auch sein Ton war milder und ohne spöttischen Beiklang. Das Eis seines Herzens schmolz gewissermaßen unter dem Strahl ihrer Schönheit hin, denn er vermochte nicht die Augen von ihr zu wenden, die in diesem Anschauen versunken mehr und mehr aufleuchteten.

„Mylord, ich komme nicht des goldenen, ich komme des weihenden, heiligenden Vatersegens willen, den Sie allein zu ertheilen vermögen", antwor-

tete die Dame mit einem Anfluge von Hoheit, indem ein rosiger Schimmer ihr Antlitz überflog und es noch reizender erscheinen ließ.

„Daraus allein würde sich mein Neffe verteufelt wenig machen, denn es lassen sich davon keine Schulden bezahlen und keine Vergnügungen damit erkaufen. Und Greville besitzt, wie ich Ihnen schon gesagt, viele und kostspielige Neigungen. Auch dürfte die Neigung zu Ihnen, die ich für kostbar halte, nicht zu den billigsten zählen, wenngleich sie für eine Läuterung seines Geschmackes spricht." Es klang Humor aus den Worten.

„Mylord verkennen Ihren Neffen, er hat mir Besserung gelobt."

„Das ist ein sehr trügliches Gelöbniß, schöne Miß, das er mir jedes Mal gethan, wenn ich seine Schulden bezahlte. Und das geschah oft. Ich kenne meinen Neffen zu genau, und wie es scheint genauer als Sie. Trotz Ihrer Anmuth und Schönheit, die wohl angethan jedes Männerherz zu besiegen und zu unterjochen, würde er Sie ohne Besinnen Preis geben, wenn ihm daraus der Vortheil erwüchse, seinen gewohnten Neigungen ungehindert nachzuhängen."

„Mylord!" versetzte sie im Tone der Entrüstung, bei dem zugleich ein tieferes Roth ihre Wangen färbte: „Sie sprechen von einem jungen Mann, bei dem Sie Vaterstelle zu vertreten haben?"

„Das ist leider wahr, und so scheinbar gefühllos meine Worte auch klangen, so enthielten sie doch nur die lautere Wahrheit. Ich habe die Fülle trauriger Erfahrungen zur Bestätigung. Erlauben Sie mir einen Vorschlag zu machen, der aus der Fülle meines Gefühls entsprungen ist."

Sie machte eine zustimmende Bewegung und eine Ahnung durchflog ihre Brust, eine seltene, geheimnißvolle Ahnung, die sie leise erbeben machte, wie ein Wonneschauer durchrieselte.

„Sie gefallen mir", sagte der Ritter mit Wärme, den Blick unverwandt auf sie gerichtet. „Ihre Erscheinung, Ihr ganzes Wesen hat mich für Sie eingenommen, Sie besitzen den Zauber der Circe, ja mehr als das, die Anmuth der Grazien —"

„Mylord", fiel sie ihm mit halbverhaltener Stimme ins Wort.

„Lassen Sie mich zu Ende kommen, Miß Emma! Deshalb möchte ich Sie nicht gern ins Elend stürzen sehen, so lange ich dies verhindern kann. Bleiben Sie hier in Neapel — bleiben Sie in meiner Nähe, ja um es rund heraus zu sagen, bleiben Sie bei mir und verschönen Sie durch Ihr Wesen einem Manne seine Lebenstage, der zwar nicht mehr jung zu nennen, aber immer noch Freude am Leben hat und die nöthigen Dinge besitzt, das Dasein erträglich auszuschmücken."

„Mylord, Sie scherzen mit einem armen Mädchen", sagte sie leise und mit niedergeschlagenen Augen, aber ihre Stimme zitterte hörbar.

„Durchaus nicht, Miß Emma! Es ist vielmehr mein vollkommener Ernst, Ihnen ein glückliches Loos zu bereiten, wie Sie es wohl auch verdienen mögen. Ihnen das zu bieten steht in meiner Macht und unter diesem lachenden Himmel genießt man doppelt die Freuden des Lebens, wenn anders Sie an meinen Neffen nicht bereits unlösliche Bande knüpfen."

„Nein", war die rasch gegebene Antwort, „aber wer weiß, ob Sie meinen Werth nicht überschätzen, Mylord?"

„Ich besitze den ungetrübten Blick des Kenners! Jeder Mensch trägt zwar seinen Werth in sich, aber es giebt bevorzugte Wesen, die schon

äußerlich den Werthstempel ihres Innern tragen und zu diesen bevorzugten Wesen gehören Sie."

Eine Fluth ungekannten Gefühls durchströmte sie plötzlich, vor ihren Augen dämmerte es auf wie eine neue, schönere Welt. Aber noch breitete der Zweifel seinen Schatten darüber.

„Und Greville? Was würde aus ihm? Würde er mich nicht für eine Verrätherin der schwärzesten Art halten?"

„Weshalb schickte er Sie denn nach Neapel und kam nicht selbst? Weil er aus Ihrer Schönheit Capital schlagen wollte und zu diesem Mittel in Zukunft oft greifen würde", antwortete Hamilton direct auf sein Ziel losgehend. „Greville erhält von mir eine Summe zur Schadloshaltung, die seine ganze Zukunft sicher stellte, wenn er nicht eben ein unverbesserlicher Taugenichts wäre. Und glauben Sie mir, er wird den Tausch für einen sehr guten halten, dazu lachen und Sie in den Armen einer Anderen nur zu bald vergessen. Wollen Sie meinen Vorschlag in Erwägung ziehen? Was ich Ihnen sagte war nur die volle Wahrheit. Der rascheste Bescheid ist mir der liebste. Sie haben die Wahl zwischen dauerndem Gewinn und dauerndem Verlust, zwischen Wonne und Weh. In Ihren Händen liegt das Lebensglück eines Mannes von Wahrhaftigkeit und Ehre, vielleicht auch Ihr eigenes Lebensglück."

Sie vermochte nicht zu antworten, in Nachsinnen versenkt. Das Anerbieten war außerordentlich verlockend, ja mehr, es war wirkliches Glück in erreichbarer Nähe. Tausend lachende Bilder zogen mit Gedankenschnelle an ihrem inneren Auge vorüber, in den brennendsten Farben und von verlockendem Reiz, aber eben so schnell folgten ihnen andere von düsterer Färbung und mit tiefem Schatten. Hatte Hamilton Recht, und sie fühlte das, eine innere Stimme flüsterte es ihr zu, so winkte ihr bei ihrer erfolglosen Rückkehr in England vielleicht bitteres Elend, und vor dem Elend entsetzte sie sich, weil sie es bereits in seiner abschreckendsten Gestalt kennen gelernt, so sank sie wohl gar, verstoßen von Greville, in den Ring der Schmach zurück, dem sie entronnen, so diente ihre Schönheit wieder einem Charlatan als lockender Köder; hatte der Ritter jedoch Unrecht mit seinen gemachten Voraussetzungen, so beging sie freilich einen Treubruch, aber es war ja nicht der erste. Schon zu tief hatte Emma aus dem verhängnißvollen Genußbecher des Lebens getrunken, um Entsagung üben zu können, oder sich ernstlich Scrupel zu machen, aber sie mußte sein, was sie dem Ritter schien und das Vergessen mußte seinen dichten Schleier über ihre Vergangenheit breiten. Und hier in Neapel wurde sie nicht an ihre Vergangenheit erinnert. Das entschied. Auch flüsterte ihr eine geheime Stimme zu, das dargebotene kostbare Gut nicht zurückzuweisen, da die Reue es nicht wieder zu holen vermöchte.

„Und welche Stellung sollte ich hier einnehmen?", fragte sie leise.

Des Ritters Augen leuchteten in erhöhtem Glanze.

„Dieselbe Stellung, die Ihnen mein Neffe zugedacht, statt die des Lord Greville sollen Sie die Gemalin des Ritter Hamilton werden."

Alle dunkeln Schatten versanken um sie her und wie heller Sonnenschein umfloß es sie.

„Ihre Gattin?" was klang nicht alles aus diesem Worte. „Und Sie fragen nicht einmal nach meinem Stande? Nach meiner Herkunft?"

„Hat Sie darnach mein Neffe gefragt? Ihre Herkunft und Ihr Stand sind mir vollkommen gleichgültig; ich anerkenne in dieser Beziehung die zur Anerkennung gebrachten Grundsätze der französischen Revolution; ich bin frei

von allen Vorurtheilen und mich bestimmt einzig Ihr mir sympathisches Wesen. Wie Sie sehen, habe ich auch nicht mehr allzuviel Zeit übrig. Sagen Sie mir ein bestimmendes Wort, so lassen wir uns schon morgen in der Gesandtschaftskapelle trauen und die Sache ist abgemacht. Nun?"

Der letzte Zweifel war bereits in ihrer Brust niedergekämpft, statt der Antwort wollte sie die Hand des Ritters an ihre Lippen ziehen, aber er zog sie nieder zu sich und küßte sie, ohne daß sie sich dagegen sträubte, auf den Mund.

„Lassen Sie das als unseren Verlobungskuß gelten", sagte Hamilton und zog die Glocke. Der Kammerdiener trat ein.

„John", rief ihm der Ritter zu, „in dieser Dame siehst Du Deine zukünftige Herrin, die morgen mit den Ehren des Namens Hamilton bekleidet wird. Die Einsamkeit meines Hauses ist zu Ende. Verkünde dem ganzen Dienstpersonal in meinem Auftrage, daß allen Anordnungen und Befehlen dieser Dame unweigerlich Gehorsam geleistet werden muß! Geh und schicke mir meinen Cassirer!"

Ehrfurchtsvoll entfernte sich John.

„Und nun treffen Sie alle die Anstalten und Einrichtungen, die Sie für nothwendig erachten, um morgen als gebietende Herrin in diesen Räumen Ihren Einzug halten zu können."

II.

Es war ein glänzendes Fest, das König Ferdinand der Vierte zu Ehren seiner Gemalin in dem dazu mit seltener Pracht ausgeschmückten Banketsaale des Residenzschlosses zu Neapel veranstaltet hatte. Indeß barg sich hinter dem vorgegebenen Grunde ein wichtigerer, politischer; der Hof wollte mit dem bisher zurückgestoßenen und verfolgten intelligenteren Theile der Bevölkerung Fühlung nehmen, um zu wissen, wie er dem heranbrausenden Revolutionssturme am sichersten Widerstand leisten könne. Dazu hatte besonders die Königin Carolina gerathen, die das entsetzliche Loos ihrer Schwester Maria Antoinette von Frankreich besorgt gemacht, deren Brust aber noch nicht von dem glühenden Rachegefühl erfüllt war gegen alle Forderungen der Zeit, welches ihr den Zunamen „die Blutige" eintrug. Deshalb hatte man außer den fürstlichen Personen, den Gesandten der fremden Mächte und dem höchsten Adel des Königreichs auch die Spitzen der Bevölkerung der Stadt Neapel und die Führer des aufgeklärten Theiles derselben geladen. Es drängten sich hier in buntem Gemisch die Generale Massa und Manthonè, berühmt als tapfere Männer, die Gelehrten Conforti und Fiorentino, Pagano und Ciaja; da durchschritten das Gewühl der Admiral Carracciolo am Arme des jungen und schönen Grafen von Ruvo, der erst vor kurzer Zeit aus England zurückgekehrt war, die Brust voll Freiheitsgluth, als kühner und unerschrockener Cavalier bekannt. Freilich fehlte in diesem glänzenden Kreise auch der Cardinal Ruffo nicht, aber man sah zur Zeit in ihm nur den galanten, lebenslustigen Cavalier, dem das Priesterkleid keinerlei Zwang auferlegte. Auch Englands erster Seeheld, der Admiral Nelson befand sich unter den Theilnehmern des Festes und wurde mit Ovationen überhäuft, die der stolze Engländer im Bewußtsein seiner Würde entgegennahm. Aus dem Kreise der fremden Diplomaten und Gesandten strahlte durch ihre Schönheit, die Eleganz und Pracht ihrer Toilette die junge Gemalin des Ritters Hamilton her-

vor, alles um sich her verdunkelnd. Sie war einer besonderen königlichen Einladung zufolge bei dem Feste erschienen, obgleich ihr Gemal abwesend. Der Zauber ihrer Schönheit, die ungezwungene Anmuth ihres Wesens versammelte stets einen Kreis Bewunderer um sie her, man munkelte zwar hier und da mancherlei seltsame Dinge von ihrer Vergangenheit, doch nur insgeheim und der stürmische Wogenschlag der Zeit verschlang alle persönlichen Interessen. Auch die stolze Königin Carolina hatte bereits soviel von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Lady Hamilton gehört, daß sie deren Bekanntschaft zu machen wünschte, um dadurch dem englischen Botschafter, der bei ihrem Hofe in hohem Ansehen stand, zu schmeicheln. Vielleicht war es auch eine Art Instinct, eine seltsame Ahnung, was die Königin zur Lady Hamilton zog, etwas dergleichen aber hatte Carolina bestimmt, gerade an dem heutigen Feste die Bekanntschaft der Lady zu machen und zwar in einer Weise, die zugleich als eine besondere Auszeichnung für Lady Hamilton erscheinen sollte. Als deshalb das Königspaar den Festraum betreten und auf den für sie bereitstehenden Thronsesseln Platz genommen, um die Huldigungen der Anwesenden entgegen zu nehmen, ließ die Königin ihr leuchtendes Augenpaar über das glänzende Gewühl schweifen und ein herzgewinnendes Lächeln flog über ihre Züge. Mit einer Frage wandte sie sich dann an den unterwürfig herantretenden Cardinal Ruffo, der die Versammlung einen Moment überblickte, bejahend nickte und sich dann unter die auf und niederfluthende Menge drängte, um den entfernt stehenden Grafen von Ruvo zur Königin zu entbieten. Der Graf schien von der ihm zu Theil gewordenen Gunst sichtlich überrascht, aber der stolze, schöne Mann zögerte auch keinen Augenblick, dem Gebot der Königin Folge zu leisten, durchschritt die bunten Gruppen und trat mit würdevollem Anstande vor die Königin, um ihre Befehle oder Wünsche entgegen zu nehmen.

„Herr Graf", sagte die Königin mit mildem, bittenden Tone, „ich ersuche Sie, mir einen Ritterdienst zu erweisen!"

„Majestät", antwortete Ruvo, „die Ruvos waren stets bereit, ihren Königinnen Ritterdienste zu leisten. Befehlen Sie deshalb über mich, hohe Frau! Der Frauendienst war ja stets eine besondere Zierde unseres Standes."

Die Königin ließ einen Augenblick wie verwundert ihre großen strahlenden Augen auf dem Grafen ruhen. Der Ausdruck stolzer selbstbewußter Männlichkeit imponirte ihr offenbar. Lag es doch in ihrer Absicht, sich den Grafen durch den Dienst zu verbinden, den sie ihm eben auftragen wollte.

„So haben Sie die Güte, und geleiten Sie die Gattin des englischen Botschafters, Lady Hamilton, die dort im Hintergrunde des Saales ziemlich einsam sitzt, zu mir, ich habe ihr etwas mitzutheilen. Vergessen Sie dabei nicht, daß Lady Hamilton eine Engländerin und zugleich die schönste der Frauen ist, welche heute diese Räume schmücken."

Graf Ruvo verneigte sich und durchschritt den Saal der bezeichneten Stelle zu, wo die Gattin des Ritter Hamilton Platz genommen, und in der That einsam dasaß und wie träumerisch in das bunte Gewoge um sie her schaute. Vieler Blicke waren theils auf Ruvo, theils auf die Lady gerichtet, die bei der Annäherung des Grafen die Augen niedersenkte, um das Leuchten der Freudenblitze über die ihr zu Theil werden sollende hohe Gunst zu verbergen, denn sie war von der ihr heute bevorstehenden Auszeichnung bereits unterrichtet. Ehrfurchtsvoll trat Ruvo an die Lady heran, aber als er den Blick auf sie richtete, um sie anzureden, malte sich Ueberraschung in seinen

Zügen, er maß sie eine Weile stumm mit durchdringendem Blicke, als wolle er sich von der Wahrheit dessen versichern, was er vor sich sah, dann flog ein dunkles Roth über seine Wangen und er trat vor der gleichfalls hocherröthenden Dame zurück, wandte sich stumm ab und ging langsam und mit wankenden Schritten hinweg, wobei ein zwischen Hohn und Schmerz getheiltes Lächeln seinen Mund umspielte. Die Königin schaute den allein zurückgekehrten Grafen mehr erstaunt als verwundert an und ein Geflüster durchlief den Saal. Mit mehr Hast als Ungeduld sagte die Königin zu Ruvo:

„Weigert sich die stolze Engländerin vor mir zu erscheinen? Oder sind Sie nur von ihrer Schönheit so geblendet, daß Sie ihr nicht zu nahen wagen? Fürwahr, dann würde ihr selbst kein Gott den Preis der Schönheit streitig machen."

Graf Ruvo that einen tiefen Athemzug und das tiefe Roth seines Antlitzes hatte sich in Bläße gewandelt. Leise und mit vor innerer Erregtheit bebender Stimme antwortete er der Königin:

„Wollen mich Ihro Majestät meines Auftrages entbinden? Ich bitte darum, als um eine Gnade."

„Warum?" gegenfragte die Königin gereizt mit zürnendem Beiklang und ihr Blick ruhte wie durchbohrend auf Ruvo, der aber wenig darauf zu achten schien, weil seine Seele im Banne einer düsteren Erinnerung gefangen war.

„Weil ich diesen Ritterdienst Ihro Majestät nicht zu leisten vermag."

Ueber das Antlitz der Königin schoß es wie eine Flamme.

„Graf Ruvo!" sagte sie drohend und nicht ohne einen Zug von Herrscherhoheit. „Sie stehen vor Ihrer Königin, die den Grund Ihrer sie beleidigenden Weigerung zu wissen begehrt!"

„Unmöglich kann meine Weigerung Ihro Majestät beleidigen, die Sie sich selbst unter dem Banne einer schweren Täuschung zu befinden scheinen", versetzte der Graf. „Aber ich bitte Ihro Majestät ganz ergebenst, nicht weiter in mich zu dringen, weil sich meine Lippen dagegen sträuben würden, eine Wahrheit auszusprechen, die auch Ihro Majestät unbedingt verletzen müßte."

„Dennoch muß und will ich Alles wissen", versetzte immer gereizter die Königin, die ihre Ungeduld nur mühsam zügelte. „Ich bitte Sie um einen Ritterdienst, der Ehre und Gunst zugleich umschließt, und Sie verweigern mir denselben in einem Augenblicke, wo sich die allgemeine Aufmerksamkeit bereits auf uns zu richten beginnt, verweigern mir, Ihrer Königin, denselben ohne Angabe jedes Grundes? Soll ich darin nicht eine schwere absichtliche Beleidigung sehen, so will und muß ich Ihre Gründe erfahren."

Der Graf richtete sich hoch auf.

„Nun denn", flüsterte er gedämpften Tones der Königin zu, „so erfahren denn Ihro Majestät, daß Graf Ruvo zu stolz ist, die ehemalige Modellstatue des Doctor Graham zu London, die als Hygiäa das dummgläubige Publicum anzulocken durch ihre in der That wundersame Schönheit bestimmt war, zur Königin von Neapel zu geleiten."

Die Königin war bleich geworden, doch behielt sie äußerlich ihre Fassung, wenn auch ihr Inneres gewaltsam erregt war, was das leichte Beben ihrer Stimme verrieth.

„Graf Ruvo, Sie sind zwar ein Feind unseres Hauses, aber Sie werden deshalb nicht vergessen, vor wem Sie in diesem Augenblick stehen, so wenig, wie den Inhalt der eben gesprochenen Worte! Es ist die Frau des Ritter Hamilton, der sie gegolten."

„Majestät, ich habe allerdings das Schmeicheln nicht gelernt und mich niemals an den Hof herangedrängt, ohne deshalb feindliche Gefühle für denselben zu hegen; am wenigsten jedoch vergißt Graf Ruvo, vor wem er steht und was er thut.“ Die Worte waren zwar mit ruhiger Ueberlegung ausgesprochen, doch machte sich ein leises Zittern in ihnen bemerkbar, was auf inneren Sturm deutete. „Bewundern muß ich allerdings das seltene Talent dieser — Dame, die die Rolle der hochgestellten Lady ebensogut zu spielen versteht, als die der Göttin der Gesundheit in Grahams Cabinet, obgle ich zu ersterer in solcher Umgebung mehr Muth gehört.“

„Und Sie irren sich nicht in der Person?“ preßte die Königin mühsam hervor.

„Nein, denn dies Antlitz giebt es nicht doppelt.“

Graf Ruvo verneigte und entfernte sich. Die Königin blickte ihm mit einem seltsamen Blicke nach, dann raunte sie ihrem Gemal, der sich fragend an sie gewendet, hastig einige Worte zu, die auf diesen einen eigenthümlichen Eindruck zu machen schienen, denn seine Stirn umschattete plötzlich eine düstere Unmuthswolke. Das Königspaar erhob sich plötzlich, und verließ, unter dem Vorgeben des Unwohlseins der Königin das Fest und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Mancherlei Vermuthungen durchschwirrten den Saal, einige Herren drängten sich an den Grafen von Ruvo, um von ihm den Grund des schnellen Aufbruchs des Königspaars zu erfahren, aber er gab abweisende oder ausweichende Antworten, erfaßte im Gedränge den Arm des Admiral Carracciolo und raunte diesem zu:

„Admiral, wir stehen an der Schwelle einer sehr verhängnißvollen Zeit, denn wo Sünde und Laster in den Tugendschleier gehüllt auftreten, muß das Verderben folgen.“

Damit zog er den Admiral aus dem Saale.

Aber sie, die die Ursache alles dessen was geschehen war, welcherlei Empfindungen mochten ihre Brust durchtoben! Auch ihr war die Person des Grafen von Ruvo bekannt erschienen, aber sie ahnte nicht, daß er sie wiedererkennen würde, wiedererkennen würde unter dieser glänzenden Maske und in dieser bevorzugten Umgebung. Aber als sie ihn zurücktreten sah, nachdem sein scharfer Blick wie ein todtbringender Pfeil in ihr Inneres gedrungen, nachdem er sich abgewendet und zur Königin zurückgekehrt war, da wußte sie, daß sie erkannt sei, aber sie fühlte nichts weiter, als die tödtliche Beleidigung, die ihrem jetzigen Stande galt, denn ihre Vergangenheit hatte sie ja in das Meer der Vergessenheit versenkt, und als Alle sich entfernten, da bäumte sich das schwerverletzte Weib in ihr auf, da fühlte nur die Lady Hamilton den ihr angethanen Schimpf und sann darauf, ihn abzuwaschen. Einen Moment beschlich sie das Gefühl der Vernichtung, dunkle Schatten breiteten sich über das glänzende Gewühl um sie her und daraus empor schien sich eine Riesenhand zu erheben, die nach ihrem Herzen griff, aber nur einen Moment, dann wurde dies Gefühl von anderen Empfindungen verdrängt, für die sie keinen Namen fand; da war es glühender Haß, der seine sengenden Tropfen in ihr Herz fallen ließ, da war es verzehrende Sehnsucht, die ihr ganzes Wesen erfaßte und nach Befriedigung rang, da war es der mächtige Drang einer Empfindung, die keine Gestaltung gewinnen konnte, da huschten durch ihr Inneres wie grelle Streiflichter in rascher Folge Zorn, Wuth und Rachegefühle. Ihr schönes Antlitz hatte einen dämonischen Ausdruck angenommen, als sie Alle mit höflichen Mienen zurückweichen sah, aber mit Mienen, in

denen sich auch ein höhnisches Zucken bemerkbar machte; so konnte dereinst nur der aus dem Paradiese gestürzte Lucifer um sich geblickt haben, um eine Welt mit den Flammen seines Blickes in Asche zu wandeln. Nur Einer aus der großen und glänzenden Versammlung, der sie fortwährend mit verwundernden, verzehrenden Blicken betrachtet, trat nach einer Weile an sie heran, aber es war dieser Eine unter all den berühmten Männern hier sicher der berühmteste, der englische Admiral Nelson.

„Mylady", sagte er im Tone der Ehrfurcht, „ich biete Ihnen meinen Arm und meinen Schutz, wenn Sie Beides nicht zurückweisen."

Die Lady blickte auf und ein leichtes Roth flog über ihre Wangen und ein Blitz der Freude schoß aus ihren Augen.

„Ich verstehe zwar nicht recht", fuhr er fort, „was das Geschehene zu bedeuten hat, aber ich habe so etwas wie eine Beleidigung mitempfunden, die dieser Neapolitaner der Gemalin des Ritters Hamilton zugefügt."

„Mylord, ich sage Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank", erwiederte die Lady sanft, aber schon mit festerer Stimme, als die Aufregung ihres Innern vermuthen ließ. Sie reichte dabei dem Admiral ihre Hand, die dieser an seine Lippen zog und mit Küssen bedeckte. „Also doch ein Mann unter so Vielen, der sich eines unerhört beschimpften Weibes anzunehmen wagt."

„Mylady, ich sagte schon, daß ich das Vorgefallene nicht begreife, aber es für unmöglich halte, daß man eine Dame beschimpfen kann, die anbetungswürdig ist." Die Worte kamen aus der Tiefe von Nelson's Brust.

„Mylord", sagte sie leise, doch mit warmer Empfindung, „wenn diese Worte mehr als eine bloße Schmeichelei sind, und ein Nelson versteht wohl kaum zu schmeicheln, dann muß dieser Mann auch den Muth und den Willen haben, das beleidigte Weib zu rächen."

„Gewiß, wenn ihn das Weib zu ihrem Ritter erwählt."

„Und wenn ich Sie beim Worte nähme, und dies Verlangen an Sie stellte? Was würde der Admiral Nelson thun?"

„Den Beweis führen, daß er dieser Auszeichnung würdig, und daß er nach einer höheren Anerkennung bei der Dame, der er seine Ritterpflichten weiht, trachtet, als nach einer vorübergehenden flüchtigen Gunstbezeigung."

Der Blick der Lady leuchtete auf und ruhte lange und fragend auf Nelson's Antlitz.

„Gut denn, Mylord, es sei, ich wähle Sie zu meinem Ritter", versetzte sie. „Aber ich würde es nicht ertragen, wenn Sie einst bereuen sollten, wozu Sie vielleicht nur eine flüchtige Anwandlung von Mitgefühl getrieben."

„Nelson kennt keine flüchtigen Anwandlungen, aber er bereut auch niemals, was ihm sein heiligstes Gefühl zu thun zwingt."

„Niemals?" fragte sie und aus ihren Worten klang der Ton herzbezwingender Innigkeit. „Gewiß, Mylord, niemals?"

„Niemals", betheuerte Nelson. „Nelson wird sich jederzeit hochgeehrt fühlen, wenn er der Gattin des Ritters Hamilton seine Dienste widmen darf." Leiser und inniger setzte er hinzu: „Mylady, Ihre Gunst zu erringen, wäre meines Strebens schönstes Ziel."

„Vergessen Sie nicht, Admiral, daß meine höchste Gunst immer nur die Gunst eines beschimpften Weibes ist."

„Daß sie dies nicht lange mehr ist, sei meine Sorge", antwortete der Admiral. „Darum lassen Sie Zweifel und Besorgniß schwinden. Bleiben

Sie nur dessen eingedenk, was Ihnen Nelson gelobt, für Sie zu thun und Ihnen zu sein."

„Dessen werde ich eingedenk bleiben, so lange eine Erinnerung in meinem Gedächtniß haftet", versetzte sie, indem sie einen Blick auf dem Admiral haften ließ, der ihm bis in die Tiefen der Seele drang. „Doch ein längeres Verweilen in diesen Räumen erfüllt mich mit Grauen und Entsetzen. Sei darum Ihr erster Ritterdienst, mich nach meiner Wohnung zu geleiten! Ich bedarf der Ruhe."

III.

Am Morgen nach dem gestörten Feste der Königin empfing der Admiral der neapolitanischen Flotte, Carracciolo, den Besuch des Admirals der im Golf von Neapel ankernden britischen Flotte, des Seehelden Nelson. Carracciolo war ebenso erstaunt als überrascht über die ihm zu Theil werdende Ehre und begrüßte Nelson mit aufrichtiger Freude und jener Ehrfurcht, die ein Biedermann stets dem Ruhme zu zollen bereit ist.

„Die Stunde preise ich als eine sehr glückliche, die mir den Besuch eines Helden zuführt, dem ich meine Bewunderung und Verehrung zolle", sagte nach der kurzen militärischen Begrüßung Carracciolo zu Nelson, der offenbar sehr ernst gelaunt schien und ziemlich kühl das warme Entgegenkommen des Neapolitaners erwiederte:

„Zuviel der Ehre, Admiral, besonders Ihnen gegenüber, der selbst Verdienste genug aufzuweisen hat als tüchtiger Seemann."

„Dank der Anerkennung aus Ihrem Munde, wenn auch in Wahrheit meine Verdienste unbedeutend genug sind. Doch welchem Antriebe danke ich die seltene Ehre?"

„Mich führt ein Anliegen ernster Art zu Ihnen, ein Ehrendienst."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung", versetzte Carracciolo und schob Nelson einen Sessel hin, auf dessen Lehne sich dieser jedoch nur stützte. „Aber wollen Sie nicht erlauben, Admiral, daß ich diesem Besuche durch einige Thränen Christi die Weihe geben darf?"

Nelson machte eine ablehnende Geberde.

„Ich danke Ihnen aufrichtig, denn ich fürchte, daß selbst diese süßen Thränen meine herbe Stimmung nicht mildern würden."

Carracciolo verneigte sich schweigend.

„Sie kennen den Grafen von Ruvo?"

„Er ist mein Freund", antwortete Carracciolo.

„Sie waren gestern mit ihm auf dem Feste der Königin?"

„Ich war dazu geladen."

„So sind Sie also auch von dem Vorfalle, der dort passirt ist, genau unterrichtet?"

Carracciolo bejahte durch eine Geberde.

„Sie wissen also, daß sich der Graf von Ruvo Angesichts des Hofes und all seiner Anhänger erlaubt hat, Lady Hamilton in unerhörter Weise zu beschimpfen?"

„Nein", antwortete Carracciolo; „von einer derartigen Beschimpfung ist mir nichts bewußt! Ich weiß nur, daß mein Freund Ruvo zu einem Dienste ausersehen war, der für ihn genau einer Beleidigung ähnlich sah. Aber was hat Ihr schätzenswerther Besuch bei mir mit diesem Vorfalle zu thun?"

„Es ist eine Bitte, oder richtiger gesagt, ein Ehrenauftrag, den der Admiral Nelson an den Admiral Carracciolo richtet."

„Ah", sagte Carracciolo, „dann fühle ich mich doppelt geehrt. Und dieser Auftrag lautet?"

„Daß Sie in meinem Namen den Grafen von Ruvo veranlassen, der von ihm bei dem gestrigen Feste durch sein Betragen schwer beleidigten Lady Hamilton eine bündige Ehrenerklärung zu geben und Abbitte zu leisten — oder sich mit mir zu schlagen!"

„Sie scherzen, Admiral!"

„Ich war nie in ernsterer Stimmung."

„Darf ich mir die Frage erlauben: sind Sie der Ritter der Lady Hamilton?"

„In Abwesenheit ihres Gatten. Wundert Sie das?"

„Es überrascht mich", antwortete Carracciolo. „Und ich bin immer noch im Zweifel darüber, ob Sie die Sache ernstlich meinen."

„Und hören Sie nicht aus meinen Worten, daß meine Sendung bittrer Ernst ist?" sagte Nelson mit einem Beiklange von Gereiztheit. „Ich hätte vielmehr das Recht, mich über Ihre sonderbaren Fragen und Einwürfe zu wundern."

„Zu denen ich noch die fügen muß: kennen Sie die Vergangenheit der Dame, die Ruvo beleidigt haben soll?"

„Mit ihrer Vergangenheit habe ich nichts zu schaffen", versetzte im Tone größerer Gereiztheit Nelson. „Vergangenheit hin, Vergangenheit her! Gegenwärtig ist diese Dame, der ich Hochachtung zolle", fügte er mit Nachdruck hinzu, „die Gemalin des englischen Botschafters! Und ich bin ein zu guter Engländer, um nicht zu wissen, was ich der Ehre meines Landes schuldig bin."

„Admiral, die Ehre Englands hat damit nichts zu thun, dazu ist sie zu unnahbar", erwiederte in bestimmendem Tone Carracciolo. „Aber in der Sache selbst sind Sie in einem Irrthume befangen, Admiral! Und nimmermehr würde der Graf von Ruvo sich zu einer Erklärung herbeilassen, da, wo er weder beleidigen wollte, noch beleidigen konnte; denn die von Ihnen genannte Dame zu beleidigen lag ihm fern; wohl aber würde es der Graf von Ruvo für eine Beleidigung seiner Ehre ansehen, wenn ich ihm eine solche Erklärung abverlangen sollte, wie Sie dieselbe fordern."

„Ist der Graf von Ruvo ein Feigling?"

„Admiral, ich habe das Wort nicht gehört, will es nicht gehört haben, denn der Graf von Ruvo ist mein Freund", versetzte ernst und gemessen Carracciolo. „Aber ich weiß, daß er selbst nicht den kleinsten Schatten auf seiner Ehre dulden würde."

„Um so eher wird er sich meiner Forderung stellen!"

„Er wird es nicht thun, selbst mir gegenüber nicht."

„Und warum nicht?"

„Weil er es nicht glauben würde, daß ein gepriesener, ruhmgekrönter Held für eine Dame in die Schranken treten könnte, auf deren Vergangenheit ein sehr dunkler Schatten liegt."

Nelson schnellte empor und seine Brust hob sich ungestüm.

„Ich sprach von der tödtlich beleidigten Gattin des Ritters Hamilton!" stieß er in heftiger Erregung heraus.

„Und ich sprach von Emma Lyson, der Dame, die ihre enthüllten Reize

als Göttin der Gesundheit im Cabinet des Doctor Graham zu London dem lüsternen Publicum bereitwillig zur Schau stellte", erwiderte mit einem bitteren Beiklange Carracciolo.

„Sie scheinen zu vergessen, zu wem Sie solche Worte sprechen?"

„Zu dem größten Seehelden Europas."

„Keine Schmeicheleien in diesem Augenblicke, Admiral!"

„Nun denn, es thut mir leid, Ihren mich ehrensollenden Auftrag nicht übernehmen zu können, Mylord! So gern ich auch sonst zu Ehrendiensten meine Hand biete."

„Und Sie glauben doch nicht, daß Nelson etwas Anderes von Ihnen heischen würde?" fragte Nelson auflodernd.

„Nein; aber ich enthalte mich da jedes ferneren Urtheils, wo ich eine Täuschung vorwalten sehe, die der Augenblick nicht aufzuklären vermag", war die ruhige Entgegnung. „Wir glauben Beide nach unserer besten Ueberzeugung zu handeln. Sei es denn. Aber so sehr es mich schmerzt, Ihnen, Admiral, einen Dienst versagen zu müssen, kann ich Ihnen den geforderten doch nicht leisten."

Diesem zwar kühlen, aber höflichen Bescheide gegenüber mußte Nelson sein aufloderndes Wesen gewaltsam niederhalten, aber sein flammender Blick sagte mehr, als seine Worte vermocht hätten. Hastig griff er nach seinem Hute und versetzte, nachdem er sich kurz verabschiedet, unter der Thür zu dem ihm das Geleit gebenden Carracciolo mit scharfer Betonung:

„Herr Admiral, merken Sie sich genau die Stunde, in der Sie Nelson einen geforderten Ehrendienst verweigert; ich werde derselben sicher eingedenk bleiben!"

IV.

Der stürmische Wogenschlag der Zeit verschlang alle persönlichen Interessen, und so auch die Herausforderung Nelsons an den Grafen von Ruvo und das Fest mit dem, was darauf geschehen, schien in Vergessenheit zu sinken. Die Heere des republikanischen Frankreichs durchstürmten Italien im Siegesfluge und ihnen vorauf flog die Kunde, daß sie allen unterdrückten Völkern die Freiheit brächten, wenn auch diese Freiheit für die Mehrzahl noch ein unfaßbarer Begriff war. Auch das Königreich Neapel setzte dem siegreichen Vordringen der französischen Heere einen kaum nennenswerthen Widerstand entgegen; denn das unter dem schweren Doppeljoche jahrhundertelanger geistiger und weltlicher Knechtschaft seufzende Volk hatte doch ein offenes Ohr für der Freiheit lockenden Ruf und kämpfte fast überall da, wo es gegen die vermeintlichen Befreier kämpfen mußte, mit Unmuth und Widerwillen und reihte so Niederlage an Niederlage. In der Hauptstadt Neapel selbst züngelte die Flamme des Aufstandes schon hier und da empor und fand bereite Hände zum Schüren; man wagte es bereits, von der Gründung einer parthenopäischen Republik zu sprechen, verbreitete sogar schon Proklamationen in diesem Sinne und erfüllte dadurch die Gemüther immer mehr und mehr mit Erbitterung und Abscheu gegen ein Herrscherhaus, dessen welthistorische Verschuldung groß zu nennen war und das durchaus kein Talent besaß zu herrschen, um sich die Sympathien des beherrschten Volkes zu erwerben. Grenzenlose Verwirrung und stündlich wachsende Besorgniß griffen in den Hofkreisen um sich; hier, wo Genuß die stehende Parole war, verlor man

Voltaire.

zuerst den Muth und das Vertrauen zur eigenen Sache. Mit dem schwindenden falschen Nimbus schwand auch die Hoffnung auf baldige Besserung der Dinge. Nur die Königin Carolina sog aus ihrem Haß gegen die Franzosen und die Ideen, zu deren Trägern sie sich machten, täglich neuen Muth und fühlte sich von dem allgemeinen Schwanken um sie her nicht mit ergriffen, aber sie fand an ihrem Gemal keine Stütze. Ferdinand IV. gehörte bekanntlich nicht unter die Fürsten mit politischem Scharfblick und Verständniß; er war eine phlegmatische Natur mit dem ausgesprochensten Legitimitätsgefühl und von der Unfehlbarkeit seiner Gottesgnadenschaft fest überzeugt. In Unwissenheit erzogen und geflissentlich darin erhalten, bigott, abergläubig und, wie das dabei gewöhnlich, auch mit dem Hange zur Grausamkeit begabt. Ueberhaupt war er im vollsten Maße mit all den verderblichen Charaktereigenschaften ausgestattet, die dem Geschlecht der Bourbonen als Erbtheil zugefallen zu sein scheinen, ein Erbtheil, das sich fast immer in Fluch verwandelt hat.

Der König hatte den Cardinal Ruffo zu sich beschieden, um sich bei diesem Raths zu erholen, denn die Gefahr wuchs von Minute zu Minute wie ein uferloses Meer. Ruffo stand besonders in hoher Gunst bei der Königin, weil er der einzige Mann war, der ihren Plänen geneigtes Gehör schenkte, den Muth nicht verlor und selber einen erfinderischen Kopf besaß. Ränkevoll und schlau, besaß er die nöthige Welt- und Menschenkenntniß, um an der Höhe der gegenwärtigen Volksbildung einen Maßstab für die Zukunft zu finden, und seine Berechnung trog ihn nicht. Skeptiker in religiösen Dingen, schreckte er vor keiner Gräuelthat zurück, wenn sie nur zum Ziele führte, und jede ideale Anschauung der Dinge lag ihm eben so fern, als er sie verspottete. Dieser Mann besaß das unumschränkte Vertrauen des Königspaares, das auch heute von ihm guten Rath erwartete und ihn freundlich empfing.

„Cardinal", sagte der König mit besorgtem Tone, „was beginnen wir nun?"

„Wir warten ab", antwortete mit dem Tone der Ungezwungenheit und heiterer Miene Ruffo.

Der König war dem Cardinal einen Schritt entgegengetreten und stand nun dicht vor ihm, während die Königin ihm von ihrem Sessel aus nur leutselig die Hand entgegenstreckte, die Ruffo ehrfurchtsvoll küßte.

„Abwarten, während die Wogen immer höher und höher steigen? Cardinal, der Himmel scheint sein Ohr unserem Flehen zu verschließen."

„Der Himmel straft uns dafür", setzte die Königin hinzu, „daß wir das Verbrechen ungestraft lassen. Er hilft nach, wo wir säumen."

„Der Himmel straft immer nur dort, wo er nach seiner Weisheit die Strafe für verdient hält", sagte Ruffo. „Aber er warnt oft durch seinen Zorn, nur daß wir zu selten seine Warnungen verstehen."

„Das klingt ein wenig räthselhaft, Cardinal", versetzte der König. „Aber wollten Sie uns nicht rechtzeitig den Dolmetscher seines Zornes machen, um seine Warnungen nicht zu verspäten! Ihr Rath ist überhaupt jetzt von unschätzbarem Werthe für uns."

„Sire, Sie überschätzen mein bescheidenes Talent", antwortete Ruffo, der sich offenbar geschmeichelt fühlte und den König zu gut kannte, um eine eigene bestimmte Meinung von ihm zu erwarten, es sei denn, daß sie ihm die Königin zuvor soufflirt. „Vor allen Dingen müssen wir unbedingt den

Lauf der Begebenheiten abwarten und dieselben nur genau verfolgen, um unsere Stellung sodann nehmen zu können."

„Cardinal, Sie haben also noch Hoffnung?" sagte die Königin.

„Gewiß. Ich hoffe, daß aus diesem gährenden Chaos heraus für uns eine Zeit des Glückes und der Ruhe steigen wird."

„Cardinal, ich fürchte nur, daß die Zeit zu lang sein wird für unser sehnende Erwartung!" sagte der König.

„Der sehnenden Erwartung ist selbst die kürzeste Zeitspanne noch zu lang", antwortete Ruffo. „Dennoch dürfen wir den Dingen nicht vorgreifen, sondern müssen sie nur sorgfältig beobachten, um Erfahrungen zu sammeln. So verfehlen wir auch nie die rechte Minute zum Handeln. Im Wogensturm der Zeit wird sich, wie immer, die Festigkeit des Thronsitzes von Neapel bewähren."

„Wenn nicht ein neuer Massaniello daran rüttelt!" warf der König ein.

„Und wie der erste daran zerschellt."

„Darin bin ich mit Ihnen einverstanden, Cardinal!" nahm die Königin das Wort. „Denn alle Thronsitze hat die Hand Gottes aufgerichtet und nun stürzt sie dieselben wieder, wenn sie ihre hohe Bestimmung erfüllt oder sich derselben unwürdig erwiesen haben. Aber da wir aus gesicherter Entfernung am besten beobachten können und uns weniger der momentanen Ungunst der Dinge aussetzen, so wollen wir im gegenwärtigen Fall Sicilien wählen und in Palermo unseren Aufenthalt nehmen. Deshalb sollen Sie uns auch vorausgehen, Cardinal, und dort Quartier für uns bestellen." Es lag bei aller Freundlichkeit doch etwas so Bestimmendes in dem Tone der Königin, daß sich ihm nicht widersprechen ließ. „Auf Sicilien dürfte uns auch der böse Geist, der gegenwärtig die Welt durchzieht, weniger zu nahen wagen."

Der Cardinal verneigte sich unterwürfigst vor der Königin und ein leichtes Lächeln glitt über seine Züge.

„Ihre Majestät wissen stets den besten Rath selbst zu finden", sagte er. „Denn auf Sicilien sind die geweihten Häupter Ihrer Majestäten am allersichersten geborgen vor dem Gifthauch der Revolution, dieser Krankheitserscheinung, die epidemisch um sich zu greifen droht. Aber wäre außerdem nicht der Schutz der europäischen Großmächte anzurufen?"

„Bedroht sie nicht fast alle dieselbe Gefahr?" sagte die Königin.

„England ausgenommen, das in voller Sicherheit dem tollen Treiben zuschaut, und gewiß gern bereit sein wird zu interveniren und das gute Recht zu stützen", versetzte Ruffo.

„England?" sagte der König rasch. „Ganz recht, Cardinal, daran habe ich auch bereits gedacht; aber das Wie? scheint mir nicht so leicht."

„Doch auch nicht schwer", nahm die Königin das Wort. „Wir müssen nur den Admiral Nelson zu gewinnen suchen und den Ritter Hamilton, und dazu denke ich ein Mittel gefunden zu haben, selbstverständlich nicht ohne Deine Zustimmung."

„Deren Du in jedem Falle sicher sein darfst", sagte der König, der sichtlich überrascht schien. „Aber dieser Nelson scheint doch ein sehr spröder Charakter zu sein und viel Stolz zu besitzen? Mit den gewöhnlichen Bestechungsmitteln dürfte da nicht anzukommen sein."

„Wo die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen, greift man auch einmal zu außergewöhnlichen Mitteln", versetzte lauernd Ruffo. „Und Nelson ist ja auch nur ein schwacher Mensch."

Die Königin warf dem Cardinal einen Blick des Einverständnisses zu.

„Sie, der Sie Alles zu kennen scheinen, kennen also auch die kleinen menschlichen Schwächen des Admirals?“ fragte sie mit einem kaum merklichen Lächeln.

„Wie meine eigenen. Der Admiral besitzt ein sehr weiches, für Liebe empfängliches Herz.“

Der König schaute auf und blickte bald die Königin, bald den Cardinal fragend an.

„Was hat das weiche Herz des Admirals mit unseren Angelegenheiten zu schaffen?“ fragte er staunend. „Liebt denn der kalte Engländer noch einen andern Gegenstand neben seinem Ruhme?“

„Er liebt diesen Gegenstand so sehr“, antwortete Ruffo, „daß er seinen Ruhm darüber vollkommen vergißt.“

„Ah! Und dieser kostbare Gegenstand?“

„Ist die Gemahlin des englischen Gesandten Ritter Hamilton.“

Der König schnellte von seinem Sessel empor.

„Dieselbe, von der Graf Ruvo —?“

„Die Unwahrheit gesprochen“, fiel ihm die Königin in das Wort. „Ich habe genauere Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß der Graf von Ruvo ein Verleumder und noch dazu auf unsere eigenen Unkosten gewesen ist. Schon um deswillen soll und wird die Lady bei Hofe erscheinen. Sie ist eben so schön als liebenswürdig, und auf ihrer Gewinnung für uns ist mein Plan gegründet.“

„Ihr häuft Räthsel um mich her, auf deren Lösung ich begierig bin“, versetzte der König. „Dieselbe Lady Hamilton, die, wenn auch schuldlos, doch immerhin in unserer Gegenwart beleidigt worden ist, so beleidigt, daß sich die Beleidigung gewissermaßen auf uns mit erstreckte und die wir durch unsere plötzliche Entfernung von dem Feste noch verschärften, dieselbe Dame soll nun ohne jeden vermittelnden Uebergang bei Hofe, sogar in unserem Kreise erscheinen?“

„Und zwar vielleicht noch in dieser Stunde“, antwortete kurz und bestimmt die Königin. „Wer eine Unvorsichtigkeit begangen, muß sie gut zu machen suchen.“

„Aber hast Du auch genau erwogen, was Du thun willst?“ warf der König ein. „Die Königin von Neapel hat mehr zu verlieren, als zu gewinnen.“

„Die Königin von Neapel hat in diesem Falle nur zu gewinnen, und zwar keinen geringeren Gewinn, als die Sicherheit ihres Thrones“, versetzte sie.

„Keinen geringeren“, fügte der Cardinal hinzu. „Und wenn die Königin von Neapel ein so schönes Weib, wie Lady Hamilton in der That ist, in ihre Nähe zieht, wer wollte wohl daran Anstoß nehmen? Wen kümmert es, wenn dieser Dame der Admiral Nelson seine Huldigungen darbringt? Uebt er doch als Landsmann und guter Engländer nur eine Pflicht der Courtoisie aus! Wer hätte an jenem verhängnißvollen Feste die Lady in Schutz nehmen sollen, waren doch die meisten der Anwesenden Feinde der Engländer und des Hofes! Der Admiral Nelson hat sich zwar sofort zum Ritter der beleidigten Dame aufgeworfen, soll aber dabei neue Kränkungen erfahren haben und hat wohl deshalb nur die Sache einstweilen vertagt, was unserer Berechnung zu gute kommt. Darum ist es auch mit Bestimmtheit anzunehmen,

daß durch die Genugthuung, die der Hof der Lady Hamilton zu Theil werden läßt, die Gunst des Admiral Nelson gewonnen wird."

Die Königin warf dem Cardinal einen Blick des Dankes zu. Der König war sichtlich verlegen. Ihm galt es nur, den Schein zu wahren. Deshalb mäkelte er an dem Mittel zur Erreichung seines Zweckes.

„Wenn nun aber diese Lady wirklich von so niederer Herkunft ist, als man sagt?" warf er ein. „Wenn sie in Wahrheit Malern und Bildhauern zum Modell gedient hat? Wenn sie das lebende Aushängeschild eines Arztes gewesen ist und sogar von dem Ritter Hamilton seinem Neffen für einen ziemlich hohen Preis abgekauft worden sein soll? Was würde dann die Welt dazu sagen, wenn wir sie in unsere Nähe zögen?"

„Neid und Mißgunst sind gefährliche Verleumder", versetzte die Königin, „und unsere Nähe würde alle Beschuldigungen zum Schweigen bringen. Sie würde nicht", setzte sie sich verbessernd hinzu, „sie wird."

„Auch giebt ja die Herkunft dem Menschen nicht immer die Weihe der Bevorzugung", sagte Ruffo. „Schon mancher Ahn ist aus niedriger Hütte hervorgegangen."

„Cardinal, vergessen Sie nicht —!" fiel der König ein, ohne den angefangenen Satz zu Ende zu bringen.

„Daß sich das Gottesgnadenthum in reiner, unbefleckter Weise von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt? O, nimmermehr!" antwortete Ruffo. „Aber in dem großen Strome der Geschlechter der Menschen von der Höhe zur Tiefe gemessen, entscheiden einzig und vorzugsweise Begabung und Talent; wer sie besitzt, steht unter dem besonderen Schutze der Vorsehung, und dieses Schutzes erfreut sich in hohem Maße Lady Hamilton, denn sie ist bevorzugt an Leib und Seele, ist ebenso schön als klug. Daß sie sich malen ließ, ist ihr doch nicht als Verbrechen anzurechnen, die Zahl derartiger Verbrecherinnen wäre sonst Legion. Auch gehört die Schönheit der ganzen Welt zur Bewunderung, wie sie die ganze Welt zu ihrem Dienste zwingt. Und ein wenig Eitelkeit ist ja das Erbtheil schöner Frauen. Es geht der Schönheit wie der Größe und dem Ruhme, sie wird immerdar von der Kunst als würdigster Vorwurf gesucht. Haben doch Eure Majestät selbst schon einem Canova als Modell gesessen!"

„Cardinal, Sie sind zuweilen ein recht loser Schwätzer, wenn ich auch zugebe, daß in dem, was Sie eben mit einem poetischen Aufschwunge sprachen, Wahrheit enthalten war. Doch enthielt es auch Dinge, die nicht für Jedermanns Ohren und aus dem Munde eines Priesters etwas seltsam klingen", sagte mit einem Anflug von Lächeln der König, Ruffo mit dem Finger drohend. „Und wenn das nun gar die Welt gehört hätte?"

„Sire, die Welt hat schon ganz andere Dinge gehört und doch vergessen", antwortete der Cardinal. „Weiß sie doch nicht einmal genau, was sie eigentlich bewegt. Aber ich will meine Abreise beschleunigen und deshalb die nöthigen Vorkehrungen treffen, denn die Zeit ist nicht blos sprüchwörtlich edel. Auf Sicilien finde ich vielleicht Gelegenheit, neue und wichtige Verbindungen anzuknüpfen, denn ich hoffe, daß meine Agenten nicht lässig in ihren übernommenen Pflichten gewesen sind."

Der Cardinal verabschiedete und entfernte sich, von den Worten des Königs geleitet:

„Auf recht baldiges und frohes Wiedersehen!"

Die Königin hatte sich von ihrem Sitze erhoben.

„Er ist ein treuer, zuverlässiger Freund", sagte sie dem Cardinal nachblickend.

„Gewiß ist er das", versetzte der König. „Es dürften sich nicht allzuviele finden, von denen sich ein Gleiches sagen ließe. Aber glaubst Du wirklich, daß wir durch diese Lady Hamilton Nelson für uns gewinnen könnten? Daß sie die Macht besitzt, ihn vielleicht zu einem Gewaltact zu verlocken?"

„Nach allem was ich über die Lady gehört, glaube ich daran. Ein recht Verliebter ist zu außerordentlichen Thaten fähig, ohne ein eisenköpfiger Engländer zu sein, und für die Lady ist Königsgunst gerade jetzt ein sehr werthvolles Gut."

„Wenn nur unsere Ehre nicht Gefahr dabei läuft!" warf der König schüchtern ein.

„Hast Du vergessen, daß unsere Ehre so lange unantastbar ist, bis wir selbst Hand daran legen?" sagte stolzen Tones die Königin. „Die Lady soll nur ein Werkzeug für mich sein, das ich beliebig bei Seite legen kann. Nichts weiter."

„Aber es giebt Werkzeuge, an denen man sich verletzen kann."

„Wenn man nicht die Geschicklichkeit besitzt, sie zu gebrauchen", antwortete unmuthig die Königin. „Ich bitte Dich, laß alle Einwürfe fallen! Was geschehen soll, muß geschehen; denn nur, wenn wir den Muth verlieren, sind wir auch selbst verloren. Wer zum Herrschen berufen ist, darf seinen hohen Beruf selbst nicht einen flüchtigen Moment aus den Augen setzen. Was auch eine Königin thun und unternehmen mag, es wird stets erhaben über dem Gemeinen schweben."

Der König war besiegt und schwieg. War es ihm doch mit seinen Einwürfen kaum Ernst, denn um seinen Thron im vollen Glanze des Absolutismus zu erhalten, hätte er und hat er in der That vor keinem noch so abscheulichen Mittel zurückgeschreckt. In diesem Augenblicke wurde Lady Hamilton gemeldet. Ein Zug lüsterner Neugier überflog des Königs Antlitz, blieb aber unbemerkt von der Königin, die den Befehl gab, die Dame sofort einzulassen und der Eintretenden sogar mit huldvoller Miene einen Schritt entgegenging. Die Lady trat mit einem Anstande ein, der nicht darauf schließen ließ, daß sie solchen Boden zum ersten Male beträte. Ihre wahrhaft strahlende Schönheit imponirte der Königin, und auch Ferdinand IV. konnte das Gefühl der Ueberraschung nicht verbergen, als sie sich tief verneigend vor ihm stand. Er rühmte sich ein Kenner der Schönheit zu sein, besonders der weiblichen, aber die Schönheit der Lady Hamilton schien über seiner Schätzung höchstes Maß hinauszugehen und entlockte ihm sogar einen leisen Ausruf der Bewunderung. Die Königin zog die Lady auf einen Sessel und nahm an ihrer Seite Platz, der König lehnte sich den Damen gegenüber auf die Lehne eines Sessels. Das gewinnende Wesen der Königin ließ eine Befangenheit in der Brust der Lady nicht aufkommen, die sich bald vollkommen sicher fühlte, aber schlau genug war, keinen Augenblick zu vergessen, wo sie sich befand und daß nur hier der Ort sei, volle Genugthuung für die ihr angethane Beleidigung zu erhalten. Deshalb mischte sie ihrem Wesen einen Schimmer leidenvoller Besorgniß bei, und ihr Antlitz überschattete eine leichte Wehmuthswolke. Die Unterhaltung war bald im besten Gange, die Leutseligkeit der Königin bezauberte förmlich die Lady, die ihrerseits die ihr angeborene natürliche Grazie und die Anmuth ihres Wesens nicht vergebens ins Feld führte

und gar bald das Königspaar gewonnen hatte. Man wurde rückhaltloser und vertraulicher, zwischen der Königin und der Lady machte sich ein sympathischer Zug geltend, der, die Standesschranken überspringend, in Innigkeit überging. Mit den weichsten Tönen, die ihr zu Gebote standen, sagte die sonst so stolze Königin:

„Als ich den Wunsch äußerte, Sie in meine Nähe zu ziehen, Mylady, trieb mich nur die geheime Sehnsucht, Ihr Vertrauen zu gewinnen. Es war ein geheimnißvoller Drang, dem ich Folge leisten mußte und ich bin hocherfreut, dies gethan zu haben."

„Und ich kann den Worten der Königin nur hinzufügen", sagte der König, „daß auch ich hocherfreut bin, Sie hier zu sehen."

Auch diese Alltagsphrase erweckte in der Brust der Lady ein freundliches Echo.

„Majestät beschämen und beglücken mich zugleich", antwortete die Lady mit dem ganzen Wohllaut ihrer Stimme. „Die heiße Sehnsucht meines Herzens rankte längst, wie ein verlorener Zweig im Sturme, einen Halt zu gewinnen in schützender Obhut, und wo könnte ich dies besser und schöner, als an der Huld einer Königin, die, wie Ihre Majestät, Seelengröße mit Seelenadel verbindet. Aber ich bin ja nur ein schlichtes, einfaches Weib, die nichts, nicht einmal eine Schutzwaffe gegen ungerechte und unerhörte Beleidigungen besitzt und wie ein auf den erregten Meereswogen treibendes ankerloses Schiff nicht weiß, ob es jemals einen sicheren Hafen erreichen wird."

Der König war förmlich entzückt; soviel Unschuld in Miene und Ton konnte doch nur volle Wahrheit sein. Verstellung schien ihm da unmöglich. Auch die Königin stand unter dem Banne einer Regung ihrer tief innersten Empfindungen, die alle Vorurtheile gegen Lady Hamilton verscheuchte. Gerade das Wesen der Lady gab der Königin die feste Zuversicht, daß diese leidenschaftliche Frau in stürmischem Zornesbrande alle Schranken überspringen würde, besonders einem sie liebenden Manne gegenüber, und daß sie ein vortreffliches Werkzeug zur Ausführung wichtiger Pläne werden könne.

„Mylady, die Beleidigung, die Sie erfahren, galt mehr uns als Ihnen! Es war ein nach unserem Herzen gerichteter Pfeil mit vergifteter Spitze", versetzte die Königin mit großer Wärme. „Wir kennen den Schützen und werden ihn seiner Zeit zu finden wissen. Vorläufig mag Ihnen unsere königliche Freundschaft vor aller Welt als Sühne gelten. Sie sollen aber mit uns zugleich volle Genugthuung erhalten, denn Sie waren ja gewissermaßen für uns die Märtyrerin, das schuldlose Opfer niederträchtiger Ruchlosigkeit. Deshalb würden wir es als ein Zeichen Ihrer Gunst betrachten, wenn Sie die Räume unserer Schlösser als trauliche Heimstätte ansehen und benützen wollten, überall und soweit es Ihnen Zeit und Pflichten gestatten."

Das war heilender Balsam in die brennenden Wunden der Lady.

„Majestät", erwiederte sie und ihr überströmendes Gefühl schien Wahrheit; „mein eifrigstes und einziges Bestreben soll es sein, mich dieser großen Ehre und Auszeichnung würdig zu machen, das mir geschenkte heilige Vertrauen auch ganz und voll zu verdienen. Ich will versuchen, ob ich mit der bescheidenen Summe meiner Liebe den hohen Preis bezahlen kann. Es durchdringt mich ein so seltenes Gefühl, für das ich im Augenblick keinen Namen finden kann, ein Gefühl so seliger Art, als ob ich mit einem Male in eine schönere Welt versetzt worden, aus der ich nimmermehr in die Wirklichkeit zurückkehren dürfe."

„Und dennoch ist es gerade die Wirklichkeit, die für uns Alles umschließt!“ versetzte die Königin, die vor die Lady trat und die sich ehrfurchtsvoll Erhebende an ihre Brust zog und auf die Stirn küßte.

„Kommen Sie in mein Plauderzimmer, theuerste Freundin, dort sind wir unbelauscht und ich habe Ihnen Einiges zu vertrauen, was sich besser in traulichem Beisammensein verhandeln läßt. Meinen Gemal rufen ernste Pflichten, wir wollen die Herzen sprechen lassen.“

Dabei faßte die Königin den Arm der Lady Hamilton, verabschiedete sich flüchtig von ihrem Gemal und zog sie durch eine schwerfaltige Sammetportière in ein Seitengemach.

Der König blickte ihnen wohlgefällig nach und murmelte: „Bei Gott, dies Weib ist ebenso schön als liebenswerth.“

V.

Lord Nelson war nicht allein ein stets gern gesehener Gast, sondern in Wahrheit ein intimer Hausfreund in Lord Hamilton's Hause, in dem er besonders seit jenem verhängnißvollen Feste oft und gern weilte. Es hegte für den stolzen Admiral denselben Zauber, den einst das Eiland der Circe und Kalypso für Odysseus gehegt, dem sich jedoch der große Seeheld nicht entringen konnte, sondern sich immer mehr und mehr von ihm umstricken ließ. Der Ritter Hamilton hing nur zu bald von den Launen seiner jungen, schönen Gemalin ab, die seit ihrem Besuch bei der Königin die meiste Zeit bei Hofe verbrachte und dort von dem Königspaar fast in allen Dingen zu Rathe gezogen wurde. Es war eine wahrhaft dämonische Macht, die sie ausübte. Ein inniges Freundschaftsband schien das Königspaar an die Lady zu fesseln, das sich täglich fester und fester schloß; und so sehr dies auch dem alten Ritter schmeichelte, so preßte es ihm doch auch gar manchen Seufzer aus und verursachte ihm manche unangenehme trübe Stunde. Die Creaturen des Hofes, der ganze Troß der feilen Schmeichler und kriechenden Stellenjäger bewarben sich nunmehr um die Gunst der allmächtig scheinenden, vielvermögenden Frau, die dafür von dem liberalen Theile der Bevölkerung bitter gehaßt wurde und von der Mehrzahl der in Neapel lebenden Engländer eine nur sehr entfernte Achtung genoß. Aber Lady Hamilton kümmerte sich weder um den Haß der Ersteren, noch um die Mißachtung der Letzteren; die Woge des Schicksals hatte sie auf eine Höhe emporgetragen, zu der sie selbst in ihren kühnsten Hoffnungsträumen nicht zu blicken gewagt hatte, und, was für sie das Hauptsächlichste, über ihre Vergangenheit lag ein dichter Schleier gebreitet. Freilich hatte denselben eine kecke Hand zu lüften gewagt, doch nicht weit genug, um unberufenen Augen Einblick zu gestatten, und das dies geschehen, hatte ihr ja gewissermaßen erst zu dieser beneidenswerthen Stellung verholfen. Dennoch fraß heimlich an ihrem Innern ein gierig nagender Wurm, der sich jedoch nur in unbewachten Augenblicken in seiner ganzen Häßlichkeit zu zeigen wagte, die Furcht. In solchen Augenblicken erblickte sie schaudernd durch den sie umgebenden Glanz und Schimmer die ausgestreckte furchtbare Hand, die diesen gleißenden Nimbus hinwegreißen konnte wie ein leichtes Gewebe, und sie bebte vor diesem entsetzlichen Momente zurück. Ihr heißes Sehnen war, einen Bund mit der Vernichtung ihrer Vergangenheit zu schließen und die Mahner an dieselbe zu verderben. Ein weites, tiefes Grab für das was sie gewesen und durchlebt, für die Augen, die es erschaut

und zu Verräthern werden könnten, für die Erinnerung mit allen ihren Bildern. Sie schmachtete nach dem Becher, aus welchem sie den Trunk der Vergessenheit schlürfen könne, aber wo war die Hand, die ihn aus der dunklen Quelle zu schöpfen wagte und kredenzte? In welch geheimnißvoller blutdunkler Tiefe sprang dieselbe empor, durch das überhangende Geklüft der Schuld? Und war es nicht eine kühne starke Hand, die sie an den Rand dieser Tiefe gewaltsam gezogen und aus dem glänzenden Traume der Gegenwart aufgerüttelt hatte? Und war es nicht dieselbe Hand, die sie in eine Sturmfluth widerstrebender Empfindungen hineingerissen, die einst prüfend ihre Schönheit angetastet und sich dann mit einem aus Bewunderung und Abscheu gemischten Gefühl abgewendet? Hatte nicht der Mund des Mannes dazu mit einem zwischen Wehmuth und Spott getheiltem Tone geflüstert: „Wie schade, daß auch solche Schönheit der Sünde zum Opfer fallen muß!“ Und der Mund war noch nicht geschlossen, die Hand regte sich noch, derselbe Mann hatte wieder vor ihr gestanden, aber nicht als flüchtiger Bewunderer ihrer Schönheit, sondern in furchtbar drohender Gestalt, einer Gestalt, die ihr immer und immer wieder vor den Augen erschien. Nur in dem glanz- und geräuschvollen Treiben am Hofe, in dem rauschenden Gewühl, das sie schimmernd umwogte und in seine Kreise zog, wo man von Genuß zu Genuß taumelte, um den donnernden Wogenschlag der Zeit nicht zu hören, wo man ihr Liebe und Verehrung, wenn auch nur scheinbar zollte, nur hier fühlte sie sich frei von allen Anwandlungen der Reue und stürzte sich kopfüber in die lockende trügerische Fluth, auf der süßklingende Sirenenlieder von Glück und Wonne sie umtönten und einlullten in Schlaf und Traum. Darum war ihr die Freundschaft, die ihr die Königin Carolina entgegentrug, von so unschätzbarem Werthe und sie forschte nicht den Gründen ihres Entstehens nach.

Der Admiral Nelson betrat den Palast des Ritter Hamilton in dem Momente, als Lady Hamilton alle Vorkehrungen zu einer Reise traf, und zwar mit solcher Hast, als ob aus der geringsten Zögerung der größte Nachtheil entspränge. Hamilton lehnte in einem bequemen Armsessel an einem offenen Fenster, welches die Aussicht auf den Golf von Neapel mit seinem Mastenwalde und den darin verstreuten lachenden, leuchtenden Inselgruppen bot, von Wogengebraus und geräuschvollem Leben umdrängt, und schlürfte in vollen Zügen die hereinströmende balsamische Luft. Zuweilen nur warf er einen nicht gerade zufriedenen Blick auf die emsige Beschäftigung seiner Gemalin, den er oft mit einem unmerklichen Kopfschütteln begleitete, aber kein Wort sprach. Der Eintritt des Admiral Nelson schien ihm sehr willkommen zu sein, da er eine Situation unterbrach, die peinlich zu werden begann.

„Willkommen, herzlich willkommen, mein lieber Admiral!“ rief er dem Eintretenden entgegen und reichte ihm die Hand. „Kommen Sie nur zu mir hierher, das ist tröstlicher für Ihre Augen, als das, was Sie heute in meinem Zimmer erblicken, das eine schreiende Dissonanz zu der Harmonie bildet, die da draußen weht und waltet.“

Lady Hamilton nickte dem Admiral einen flüchtigen Gruß zu, ohne sich bei ihrer Arbeit stören zu lassen, und der staunend das emsige Treiben betrachtende Nelson wurde von Hamilton an das offene Fenster gezogen.

„Meine Frau hat das Gelübde des Schweigens abgelegt, da sie selbst für einen so werthen Besuch kein Wort hat“, sagte Hamilton. „Lassen Sie deshalb lieber den Blick hier hinaus schweifen, das ist erquickender. Vielleicht

bricht indeß irgend ein Zufall den Bann. Ist das nicht eine Aussicht und eine Luft hier, daß man wieder jung davon werden könnte?"

Die Lady hatte wohl einen Augenblick unmuthig aufgeblickt, doch ohne ihr Schweigen zu brechen. Befahl sie doch auch den dienenden Helfern nur durch Winke. Aber auch den halbverwundert dareinschauenden Admiral überschlich es wie Unmuth und Ungeduld. War es doch nur die Lady, der sein Besuch eigentlich galt und die nicht einen Augenblick für ihn übrig zu haben schien. Halbzerstreut antwortete er:

„Aussicht und Luft sind allerdings wundervoll, aber sie scheinen doch nicht Zauber genug zu besitzen, um Sie hier festzuhalten, denn wie ich sehe, lassen Sie zur Reise rüsten. Wollen oder müssen Sie Neapel verlassen?"

„Ja und Nein, Admiral!" erwiederte der Ritter. „Ich werde allerdings Neapel verlassen, wenn auch nicht heute oder morgen, aber der zwingende Grund liegt nicht allzu fern. Doch da Ihnen das räthselhaft klingen dürfte, so will ich mich kürzer und deutlicher ausdrücken. Meine Gemalin soll die Königin nach Palermo begleiten, um ihr dort die Zeit vertreiben zu helfen, und da ich die Freuden der Einsamkeit genugsam genossen, so will ich ihr dahin sobald es angeht nachfolgen. Hüten Sie sich, Admiral, daß Sie nicht auch eine Gemalin wählen, die so liebenswürdig ist, die Freundschaft einer Königin zu gewinnen! Derartige Freundschaften sind eine sehr lästige Ehre für den betreffenden Ehemann, die ihm noch obendrein Neid und Mißgunst eintragen."

„Wie sagen Sie?" versetzte Nelson mit jenem Stimmeton, der Zweifel über das Gehörte ausdrückt. „Will sich denn das Königspaar auf die Flucht begeben, jetzt und unter den Augen Großbritanniens? Ist die Nothwendigkeit zu diesem verhängnißvollen Schritte wirklich vorhanden? Sind alle Bande soweit gelockert, daß Neapel keine genügende Sicherheit seinem Königshause mehr zu bieten vermag?"

Das war der Zufall, der das Schweigen der Lady brach, die sich hastig aufrichtete und mit einem Anfluge von Bitterkeit die Worte hervorstieß:

„Leider ist es in diesem unglückseligen Lande so weit gekommen, daß selbst das Königspaar in seiner Residenz nicht mehr sicher ist und jede Stunde den Ausbruch der Revolution erwarten muß, deren Flammen schon hier und da gierig aufzüngeln. O, welch' eine verderbenschwere Zeit!" fügte sie mit einem Seufzer hinzu und nahm ihre Beschäftigung wieder auf, die sich jedoch dem Ende zu nähern schien.

„Wenn man nicht rechtzeitig andere Bahnen einschlägt, wird es noch weiter kommen und wir dazu", sagte Hamilton sarkastisch. „Die Italiener sind zwar keine Engländer, sie sind leicht erregter, heißer und ungestümer und bedenken nicht, was sie thun, aber als die Stuarts aufhörten, Recht und Gesetz zu achten, war es mit ihnen zu Ende. Und diese Bourbonen betrachten ihre Unterthanen für eine Sclavenhorde, mit der sie nach Laune und eigenem Belieben schalten können, ohne daß diese sich dagegen sträuben darf. Ich gebe nur das Urtheil eines ruhigen Zuschauers dieses Schauspiels ab. Die Königin Carolina ist freilich der einzig wirkliche Charakter an diesem Hofe, aber das hebt ihren verderblichen Einfluß nicht auf, sondern verschärft ihn nur und dazu kommen noch als besondere Stützen ihr unbegrenzter Stolz und ihr hochfahrendes Wesen, für das es kein Ziel in der Erdenferne giebt. Ich wiederhole, daß ich diese Flucht für einen großen Fehler halte, und anders kann ich doch diese eilige Reise nach Palermo nicht nennen als eine Flucht."

„Und soll sich die königliche Familie dem Aeußersten aussetzen?“ warf die Lady ein. „Soll sie warten, bis die Unmöglichkeit vor der Thür ist und jede Hülfe zu spät kommen würde?“

„Verzeihung, Lady Hamilton!“ sagte der Admiral Nelson. „Wenn der König von Neapel die Hülfe Englands anruft, so wird diese ganz sicher nicht zu spät kommen.“

„Aber muß denn diese Hülfe erst erfleht werden?“ versetzte die Lady. „Wäre jetzt nicht der rechte und zugleich günstigste Augenblick, sie anzubieten?“

„Das streift das Gebiet der Diplomatie, meine Gemalin“, antwortete ebenso höflich als galant der Ritter Hamilton. „Und auf diesem wünsche ich Dich nicht zu finden, da es ein sehr steriles Gebiet ist. Die Staatskunst hat mit dem Herzen nichts zu schaffen und erkältet das Gefühl, und diese Oase will ich mir in meiner Lebenswüste frisch und grün bewahren. Die Fehler der Könige sind nicht allein Verbrechen an ihren Völkern, sie sind auch meist Verbrechen an ihrem eigenen Heile. Ein König darf den ihm von der Vorsehung zugewiesenen hohen Posten nie muthlos verlassen, nie verlassen, ohne das Aeußerste zu seiner Vertheidigung gethan zu haben, sonst begiebt er sich seiner Würde.“

„Wenn die Königin von Neapel den Weg der Flucht einschlagen will, so mag sie wohl ihre guten Gründe dafür haben“, meinte der Admiral Nelson, der gern etwas der Lady Hamilton Gefälliges sagen wollte und den rechten Ton nicht finden konnte. „Uebrigens ist Palermo ja auch eine Residenz, die momentan den Vortheil vollkommener Sicherheit bietet. Allerdings“, setzte er beschönigend hinzu, „würde ich als König von Neapel diesen Weg erst einschlagen, wenn kein anderer mehr offen stände.“

„Das ist auch meine Meinung“, sagte beifällig nickend Hamilton. „Wäre ich nicht gewissermaßen prädestinirt zum Reisen, so könnte die Königsfamilie hinflüchten, wohin sie wollte, das sollte meine Ruhe nicht stören. Aber einmal ist meine Gemalin in den Schlingen der Königin und zum andern bindet mich selbst meine Pflicht an den Hof, der ich gehorchen muß.“

Der Eintritt eines Dieners unterbrach den Ritter, der Hamilton schweigend einen Brief überreichte und sich wieder entfernte. Hamilton erbrach den erhaltenen Brief und durchflog hastig seinen Inhalt, der ihn mächtig erregte. Nachdem der Ritter gelesen, wandte er sich zu Nelson.

„Admiral, schenken Sie meiner Gemalin noch für eine kurze Weile Ihre werthe Gegenwart, damit sie mir nicht allzu viel Grillen fängt! Sie erweisen mir dadurch einen wahrhaften Freundesdienst. Mich ruft meine Pflicht sofort zu dem Ritter Acton, bei dem soeben Nachrichten von großer Wichtigkeit eingelaufen sind.“

Nelson schaute Hamilton fragend an, die Bitte des Ritters hatte ihn überrascht. Mit Emma allein zu sein, war ja seiner heißen Sehnsucht Ziel. Aber er suchte so gut es anging sein inneres Wohlgefallen über den gemachten Vorschlag zu verbergen und entgegnete, so ruhig es ihm der Moment gestattete, indem er dabei seinen Blick auf Lady Hamilton haften ließ, die darauf nicht zu achten schien:

„Wenn nur Mylady damit zufrieden ist?“

„Sie wird dies um so mehr sein, wenn ich sie darum bitte!“ antwortete der Ritter. „Nicht wahr, meine Theuerste?“

Die Lady bestätigte dies durch ein leises Kopfnicken.

Der Ritter Hamilton verabschiedete und entfernte sich, Lady Hamilton

gab Zofe und Diener das Zeichen der Entlaſſung, die ſich mit den gepackten Kiſten entfernten. Sie richtete ſich dann empor und trat einen Schritt auf den Admiral Nelſon zu, der ſich in ſichtlichem Kampfe mit ſeinen Empfindungen befand.

„Mylady, wollen Sie in Wahrheit die Königin nach Palermo begleiten?“ fragte er mit einem Tone, der eine Verneinung der Frage herauszufordern ſchien.

„Mylord“, antwortete ſie halb verſchleiert, „die Pflichten der Freundſchaft gehören zu den Heiligen.“

„Aber die Pflichten der Liebe ſind heiliger.“

„Gewiß, Admiral! Doch bindet mich hier keine derartige Pflicht“, erwiederte ruhig die Lady und ſah vor ſich nieder.

„Sprechen Sie in vollem Ernſte?“ fragte erregter Nelſon.

„Allerdings“, antwortete ſie halblaut und ließ einen flüchtigen Blick über ihn dahingleiten. „Was wundern Sie ſich darüber?“

„Sie ſind grauſamer als Sie ſcheinen“, antwortete er bewegt. „Aber ich bitte Sie, treiben Sie dies entſetzliche Spiel nicht weiter mit mir!“

„Ich verſtehe Sie nicht, Admiral!“ erwiederte die Lady im Tone vollkommener Unbefangenheit, doch war dies nur ein Schleier, der leicht über ihre wahren Empfindungen gebreitet lag und den ein Hauch der Leidenſchaft hinwegwehen mußte. „Und Sie glauben wohl am Ende ſelbſt nicht an Ihre Worte. Zu wem bin ich grauſam? Das Weib des Ritters Hamilton gehört doch zuerſt in die ſchützende Nähe ihres Gatten. Ihm allein ſind doch ihre Liebespflichten geweiht.“

„Ihm allein?“ Eine ganze Welt voll Gefühl lag in dieſer Frage.

Die Lady durchrieſelte ein Wonneſchauer.

„Ihm allein — oder wiſſen Sie es anders?“

Der Admiral ſchien oder wollte die Frage nicht verſtehen.

„Ich weiß nur das Eine, — daß ich vielleicht unglücklich liebe — ich weiß nur, daß man dem Gegenſtand, der ſie verſteht und theilt, Liebespflichten widmen kann, nur ihm allein!“

„Nur ihm allein?“ fragte ſie mit innerem Wohlgefallen.

„Gewiß; aber das iſt es auch nicht, was Sie bindet, Sie ſtehen ja im Begriff, Ihren Gemal zu verlaſſen, der hier in Neapel zurückbleibt.“

„Nur ſo lange, bis ſeine Angelegenheiten geordnet ſind.“

„Nein und abermals nein, Mylady, das iſt nicht der wahre Grund, kann es nicht ſein“, ſagte dringender, feuriger Nelſon. „Leugnen Sie es nicht, daß Sie, in ſtrahlender Jugendſchöne und Jugendfriſche, unmöglich einen Mann lieben können, der nur noch der Schatten eines Mannes iſt und Ihnen nicht die geringſte Gegenliebe zu bieten vermag, als nur den Namen derſelben! Für den Sie eben nur die grüne Oaſe in ſeiner Lebenswüſte ſind, auf die er nicht eine einzige Blume der Wonne oder des Genuſſes zu pflanzen vermag.“

Sie ſchaute den Admiral an, voll und groß.

„Hamilton iſt ein edler Mann“, ſagte ſie halblaut wie ein Echo.

„Niemand weiß das beſſer als ich, aber er iſt ein Greis, der am Rande des Grabes ſteht, mit allen Gebrechen des Alters behaftet. Der Duft der Blume entzückt ihn, aber ſie welkt in ſeiner Hand. Was ſoll ihm ein Weib, wie Sie es ſind? Eine Roſe für den Kirchhof, zum Schmuck eines Grabes gebrochen — nichts weiter. Nur die wahre Männlichkeit hat Anſprüche auf

Liebe und Rechte auf Genuß, das Alter mag sich in der Erinnerung sonnen und sterben."

„Und wenn ich nun die für das Grab des Ritter Hamilton bestimmte Rose wäre?"

Die Frage klang weich und nach Schwärmerei.

„So würde ich diese Rose mir heimlich holen, ehe sie Wurzel gefaßt, und gälte es den höchsten Einsatz!" versetzte Nelson mit steigender Wärme. „Aber das ist nur Schwärmerei, das Gefühl des eigenen Unbefriedigtseins. Ich kann nicht leben ohne den beseelenden Hauch Ihrer Liebe! Und auch Sie bedürfen desselben Impulses. Es müßte sonst alles lügen, was dafür spricht, Jugend, Schönheit und Ihr mit voller Weiblichkeit gesättigtes Wesen."

Sie ließ einen vollen strahlenden Blick auf dem Admiral ruhen.

„Meine Gefühle sind noch immer in den dunklen Schleier des Schmerzes gehüllt", sagte sie mit leisem Beben der Stimme. „Ich sagte Ihnen an jenem verhängnißvollen Feste, auf welchem Wege meine Liebe erreicht werden könnte und dieser Weg ist kein leichter. Mein Herz gesundet erst wieder, wenn meine Ehre gerächt ist."

Es lag viel Verlockendes, eine Fülle von Hoffnung in diesen Worten.

„So zeigen Sie mir den Weg zu diesem Ziele, und es soll mich wahrlich kein Hinderniß zurückschrecken, wie groß es auch immer scheine!"

„Vor keinem Hindernisse, selbst wenn es auch gewagt sei, ihm zu trotzen?"

Sie war bei dieser Frage dicht an ihn herangetreten und der warme Hauch ihres Mundes streifte seine Wange.

„Vor keinem und wenn ich meine Seligkeit zum Pfande geben müßte!" antwortete er und ergriff im Gefühlsdrange ihre rechte Hand, die sie ihm überließ und die er mit heißen Küssen bedeckte.

„Nelson", sagte sie mit Innigkeit, „ich achte und schätze Sie höher als ich irgend einen Mann geachtet und geschätzt habe, ja, ich fühle es, daß ich für Sie mehr empfinde als mir erlaubt ist — aber das Ziel ist noch fern!"

Das war nicht blos Hoffnung, das war schon Verheißung.

„Ich will es erreichen!" sagte er mit ausbrechender voller Empfindung und preßte einen Moment lang ihre Hand an sein hochklopfendes Herz, die sie ihm langsam entzog.

„Wann reisen Sie?"

„Noch heute", antwortete sie.

„Darf ich Ihnen das Geleit geben?"

„Wenn Ihnen Ihre Pflichten diesen mir theuren Freundesdienst nicht verweigern?"

Dem Admiral flirrte es vor den Augen, er bebte vor innerer Erregung.

„Ihre Liebe muß ich erringen und sollte ich das Aeußerste thun!" sagte er mit nicht mehr verhaltener Gluth. „Ueber Abgründe voll Grausen und durch Schluchten voll Gefahren würde ich dahinstürmen, ständen Sie jenseits derselben als Siegespreis aufgestellt. Mein Leben hat in Ihrer Anschauung erst seinen vollen menschlichen Werth gewonnen."

„Der tapfere Held wird sein Ziel leichter zu erreichen wissen", versetzte sie leise. „Und vielleicht kann ich selbst die Hand dazu bieten. Aber jetzt verzeihen Sie mir, wenn ich mich zurückziehe, um meine letzten Anordnungen zu treffen. Sie geben mir ja Geleit und Schutz!"

(Schluß folgt.)

Meine Freundin.

Ich hab' mich gelobt der reizendsten Frau;
So sie mir lacht, ist der Himmel blau
Und die Seele mir wonnetrunken.
Sie küßt mir die Lippen und küßt mir die Stirn
Und das Herz jauchzt auf und es zuckt durch das Hirn
Als wie ein elektrischer Funken.

Doch ach! Nur selten ist's, daß ich sie seh',
Die wonnespendende holde Fee,
Verstohlen nur darf ich sie küssen.
Was breitest Du aus Dich sehnender Arm?
Was klopfst Du Herz? Dein harret der Harm:
Heut' mag sie von Dir nichts wissen.

Sie zieht zu Andern treulos dahin,
Du aber laß ab von ihr, heißer Sinn,
Denn nimmer läßt sie sich zwingen!
Nicht holst Du sie ein, nichts hält sie zurück,
Sie kommt unverhofft, wie die Lieb' und das Glück
Sie läßt sich nimmer erringen.

Sie kommt — Du weißt nicht, wie Dir geschah' —
Oft lockt sie ein Lied und sie ist da,
Oft Augen, tief, unergründlich.
Oft Frühlingsgrün und der Nachtigall Schlag,
Oft schneeige Nacht, oft Maientag,
Oft Lippen, so roth und ründlich.

Und schnell, wie sie kam, so flieht sie schnell
Sie küßt Dich heiß: „Ade, mein Gesell,
Das ist das Ende des Festes"!
Doch was Du dachtest und fühltest, als
Sie wonniglich lag an Deinem Hals,
Dein Edelstes ist's, Dein Bestes!

Sie liebt und lebt, und waltet und webt;
Wie dem Aar, der hoch zum Aether schwebt,
Liegt der Weg Dir klar ohne Krümmung.
Sie läutert Dein Herz. — O halte sie warm
Und laß sie nimmer aus Deinem Arm,
So lang sie Dich küßt — die Stimmung!

Franz Hirsch.

Der Heros des Aufklärungszeitalters.

(Mit dem Portrait Voltaires)

Der große Todte, dessen hundertjährigen Sterbetag der Salon durch einen kurzen Abriß seines bewegten Lebens, seiner reichen geistigen Schöpfungskraft, seinen Haß gegen jede Art von Unterdrückung heute zu feiern gedenkt, hat mehr als irgend ein Schriftsteller vor und nach ihm die siegreiche Gewalt eines starken Geistes über die Gemüther bekundet, aber Keiner wie er hatte auch so unter dem gelitten, was sich unter dem Titel „der öffentlichen Meinung" über berühmte Persönlichkeiten durch Mund und Schrift fortzupflanzen pflegt und deren gute und schlimme Eigenschaften in den Verzerrungen sogenannter Vexirspiegel zu groß oder zu klein erscheinen läßt. Wem schwebt nicht bei der Nennung von Voltaires Namen das Satyrbild eines Mannes vor, dessen unvertilgbare Eitelkeit und Frivolität seine besten Eigenschaften überwucherte und daher seine Feindschaft so höchst gefährlich machte, eines Mannes, welcher mit seiner Alles negirenden Philosophie den Samen der großen französischen Revolution in die Gemüther warf und in seinen Werken und Schriften Gott selbst in seinen Vertretern, der Geistlichkeit, den Krieg erklärt hatte! — Sehen wir nun in dieser kurzen Skizze, welche vor Allem als das Ergebniß einer vorurtheilslosen Anschauung zu betrachten ist, wie das Leben eines Mannes verlief, welches das so oft für Epigonen angewandte Wort: „Ein Bahnbrecher" seines Zeitalters gewesen zu sein, in vollem Maße verdienen sollte.

Franz Marie Arouet Voltaire, über den so viel geschrieben wurde und dessen Geburtstag nicht einmal nach authentischen Quellen festgestellt ist, denn die einen Historiker geben den 20. Febr. 1694 dafür an, während die Anderen denselben auf den 20. November desselben Jahres verlegen, ist im Dorfe Chaleney bei Sceaux geboren. Sein Vater, welcher lange Notar und später Rechnungsbeamter gewesen, stand im Rufe eines Ehrenmannes, seine Mutter, Marie Daumart, eine höchst geistreiche und weltkluge Frau, zog durch die Liebenswürdigkeit ihres Umganges nach der Sitte der damaligen Zeit Männer von Geist und Bildung in ihr Haus, unter welchen der Abbé von Chateauneuf, späterer Pathe unseres Helden, durch seine Herzensgüte und ausgebreitete Bekanntschaft der Familie von großem Nutzen war.

Trotz aller Verirrungen, in welche Voltaire in der Zeit seines Lebens verfiel und zu welchen ihn schäumende Lebensbegierde, eine unwiderstehliche Neigung zur Satyre, große geistige Ueberlegenheit und leider auch die Eitelkeit verleitete, zieht sich wie ein rother Faden eine herrliche Eigenschaft des Menschen durch die lange Strecke seiner Jahre, nämlich die großartigste Gerechtigkeitsliebe; er hat dieselbe in der schönsten Weise bethätigt, denn er hat nicht allein einen großen Theil seines Vermögens, sondern auch viele Jahre seines Lebens geopfert, um den Unterdrückten beizustehen und den unschuldig Verurtheilten wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Voltaire war bei seiner Geburt ein so schwächliches Kind, daß er die Nothtaufe empfing, doch später befestigte sich seine Gesundheit; in seinem siebenten Jahre hatte er das Unglück seine Mutter zu verlieren und sein Vater, welcher seine feurige Natur nicht

verstand, entsetzte sich vor seinen muthwilligen Streichen und gab ihn mit zwölf Jahren in das Jesuitenconvict von Louis le Grand, wo er bis zu seinem sechzehnten Jahre verweilte. Obwohl Voltaire noch in späterer Zeit mit dem früheren Präfecten seiner Classe, dem Pater Thoulié, so wie mit einigen Professoren des Instituts in gutem Einvernehmen blieb, so mag der scharfsinnige Knabe doch schon damals die Schattenseiten der jesuitischen Erziehungsweise sehr gut herausgefunden, und die Erfahrungen seiner Jugend mögen wohl den Haß gegen jeden, auch den kirchlichen Zwang in seine Brust gepflanzt haben.

Er war im Alter von zwölf Jahren, als sein Name als jugendlicher Dichter zuerst über die Mauern des Collegs in die Welt drang und zwar bei Gelegenheit eines poetischen Bittgesuches, welches Voltaire für einen armen Invaliden verfaßt hatte, der im Regiment Dauphin gedient und nun der bittersten Armuth preisgegeben war. Der alte Soldat, des Schreibens unkundig, ging in das Jesuitencollegium, einen der Vorsteher ersuchend, ihm eine Bittschrift an den König zu verfassen; da dieser nun gerade keine Zeit hatte, verwies er ihn an den Schüler Voltaire, welcher ihm sein Gesuch in ganz artige Verse brachte, von welchen wir hier zwei Strophen wiederzugeben versuchen.

Als Du, o hoher Herr, geboren
Mars Dir Tapferkeit verlieh,
Apollo hatte Schönheit Dir erkoren
Und Minerva, Weisheit gab Dir sie,
Wird ein güt'ger Gott der Noth gedenken
Die mich drückt, und meiner schweren Pein,
Mir durch Dich auch eine Gabe schenken
Und Dir, Prinz, Freigebigkeit verleihn?

Dieses erste Lallen des Genius brachte dem armen Mann einige Louisdor, dem jugendlichen Dichter aber Beifall ein, man sprach in Paris und Versailles von ihm, und sein Beschützer Chateauneuf mußte ihn zur Ninon de l'Enclos führen, welche ihm, wie behauptet wird, zweitausend Francs zum Ankauf von Büchern vermachte. Vielleicht war das Gelingen dieses ersten Versuchs die Ursache, daß Voltaire noch mehr Freude am poetischen Schaffen bekam, welche bei seinem Austritt aus dem College noch durch den Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz verstärkt wurde, so daß er sich immer mehr zum großen Mißvergnügen seines Vaters der schönen Literatur zuwandte.

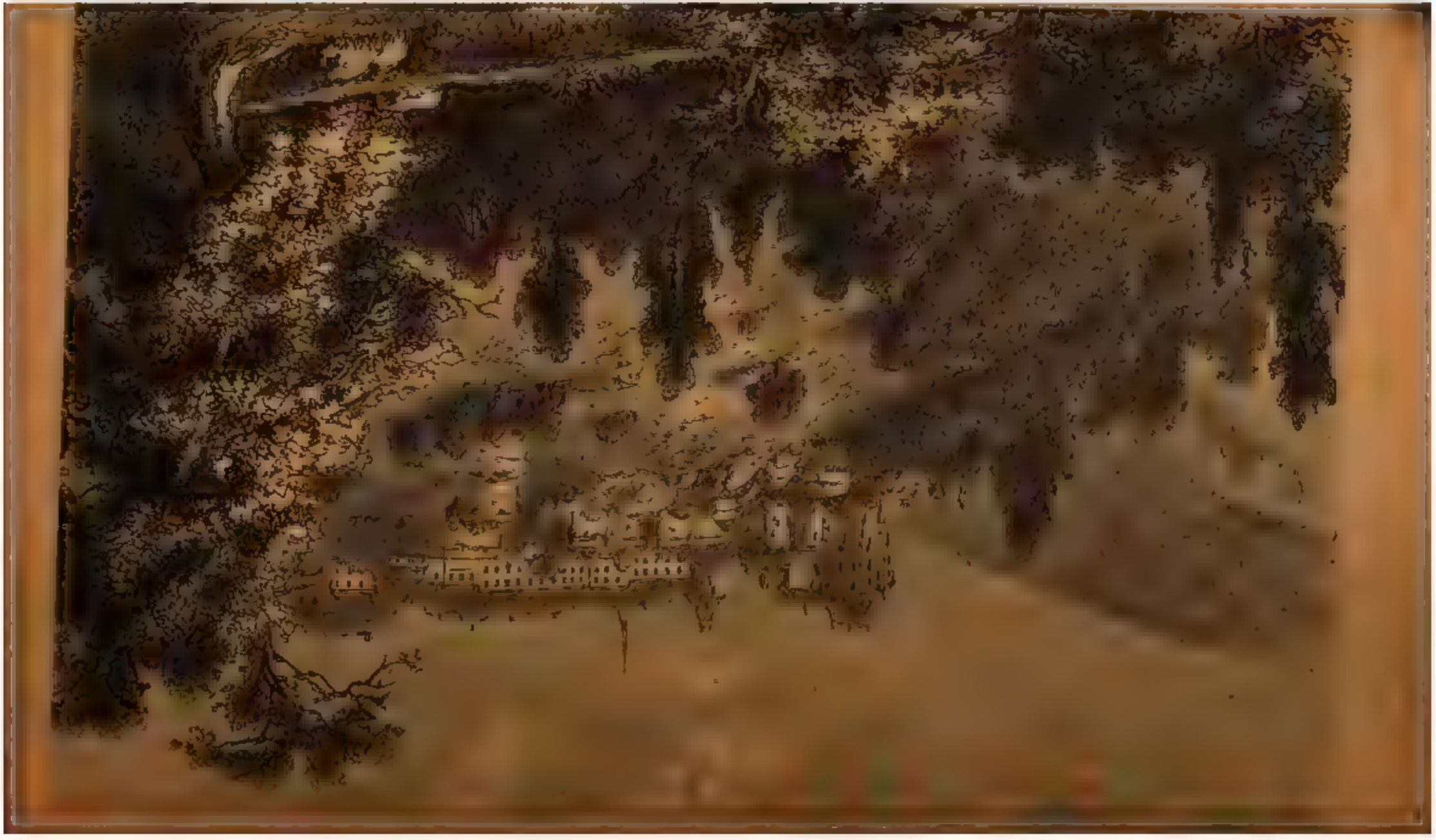
Schon im Jesuitencollegium, welches adelige und bürgerliche Schüler enthielt, schloß Voltaire Freundschaften, welche, wie die mit den Brüdern d'Argenson und dem Grafen Argental, durch das Leben dauerten und ihm von Nutzen waren, aber auch jetzt, kaum an der Schwelle des Jünglingsalters angelangt, wurde er durch die freundliche Zugneigung älterer Männer geehrt, der Abbé Chaulieu, der Marquis de la Fare, der Herzog von Sully, der Abbé Courtin zogen ihn in ihren Kreis, was seinen Vater zu dem Ausspruch veranlaßte, „daß sein Sohn verloren sei, denn er mache Verse und bewege sich nur in der guten Gesellschaft", eine Furcht des Papa Voltaire, welche übrigens nicht ganz unbegründet war, da es der sogenannten „bonne Compagnie" der damaligen Zeit zwar nicht an Bildung (denn die Schöngeisterei war gerade Mode), aber durchweg an Sittlichkeit fehlte.

Um durch den unordentlichen Wandel seines Sohnes nicht noch mehr beunruhigt zu werden, wollte ihn sein Vater auf Reisen senden und der

Marquis von Chateauneuf, Bruder des Abbé, der inzwischen gestorben, war so freundlich, ihn, als er als Gesandter nach dem Haag ging, mitzunehmen. Dort verliebte er sich in ein Fräulein de Noger, deren Mutter übel beleumundet, nach Anderen nur verleumdet war. Diese himmelanstürmende Leidenschaft, von welcher uns hier Briefe vorliegen, zu welchen der knappe Raum dieser Skizze keine Veröffentlichung zuläßt, spricht stets von Entführung, Selbstmord und ähnlichen jugendlichen Verzweiflungsacten und es ist beinahe erfreulich, ein Genie wie Voltaire in die bekannte „Jugendeselei", von welcher Heine spricht, verfallen zu sehen. Jedenfalls war seine Neigung dauernder und stärker als bei der jungen Dame, welche ihn bald nach seiner Abreise vergessen hatte. Olympia de Noger heirathete später einen Herrn von Winterfeld, und Voltaire, welcher sie schon früher unterstützt hatte, gab ihr auch später noch Beweise seiner freundschaftlichen Anhänglichkeit. Das beste Zeugniß, daß es dem Philosophen Voltaire keineswegs an Gemüth gefehlt hat.

In seinem achtzehnten Jahre schrieb unser Dichter den Oedipus, in welchem er nach der Sitte der alten Griechen Chöre anbringen wollte. Die Schauspieler weigerten sich eine Tragödie aufzuführen, deren Sujet der große Corneille schon bearbeitet hatte, und erst später gelang es dem jungen Dichter durch die Protection seiner Gönner die Aufführung zu erzwingen. Bezeichnend für den Muthwillen des Jünglings ist, daß er in seinem eigenen Stücke das lange Gewand des Oberpriesters tragen half und durch diesen Scherz in einer höchst tragischen Scene das ganze Trauerspiel in Gefahr brachte. Wenn es ihm darum zu thun gewesen, aufzufallen, so erreichte er seinen Zweck vollkommen. Die Marschallin Villars, welche sich in einer Prosceniumsloge befand, fragte sogleich wer der junge Sausewind sei, der das Stück habe zu Falle bringen wollen, und als man ihr bedeutete, das sei der Dichter selbst gewesen, ließ sie Voltaire in ihre Loge kommen und versicherte ihn sowohl ihrer, als ihres Gatten Protection, welche sich übrigens auch im Laufe seines ganzen Lebens bewährte. Auch den Herzog von Richelieu lernte er bei dem Marschall kennen, dessen Wohlwollen für ihn sich auch während sechzig Jahre gleich blieb. Sie alle mochten wohl bei dem Jünglinge den Flügelschlag des Adlers vernehmen, mochten fühlen, daß eine neue Zeit hereingebrochen sei, welche neue Menschen verlange, eine Zeit, welche mit der umständlichen Gedankenarmuth und Versekünstelei der damaligen Tage brechen würde. Die schöne Literatur sollte nicht mehr eine Stilübung sein, sondern dazu dienen, große Ideen zu vertreten, alte, vermoderte Anschauungen zu erschüttern; daß dies Alles nicht ohne Kampf abgehen würde, war vorauszusehen, und Duclos hatte nicht so Unrecht, wenn er sagte: „die Großen der Erde fürchten die Schriftsteller, wie die Räuber die Straßenlaterne."

Voltaire begann seine Henriade auf dem Gute des Herrn von Caumartin, Intendant der Finanzen, und seine Freunde hörten ihn öfters eingestehen, daß er beide Dichtungen, den Oedipus und die Henriade, angefangen habe, ohne zu glauben, daß er sie vollenden werde, da er weder die Regeln der Tragödie, noch die der epischen Dichtung kannte. Nachdem einige Gesänge beendet waren, las der Verfasser sie eines Abends bei dem jungen Präsident von Maison einigen Bekannten vor; man machte mehrere Einwendungen, welche seine ungeduldige Natur nicht ertrug und er warf das Manuscript ins Feuer. Der Präsident Henault zog es von Rauch geschwärzt wieder heraus. „Vergessen Sie nicht", schrieb ihm der Präsident bei einer andern



Gelegenheit, „daß ich es war, welcher die Henriade rettete und daß diese Rettung mich ein Paar wundervolle Manschetten gekostet hat!“

Man kann sich denken, welche Fluth von Cabalen nach Veröffentlichung der letzten Dichtung auf den Verfasser einstürmten, alle Schriftsteller von Paris warfen sich auf ihn wie eine Meute hungeriger Hunde, es regnete Broschüren, man wandte sich an den Bischof Frejus, welcher Lehrer des Königs gewesen und stellte ihm vor, wie anstößig eine Dichtung sei, in welcher die Königin Elisabeth und der Admiral Coligny gelobt würden, ja man ging so weit, den Cardinal Bisti, welcher Präsident des geistlichen Collegs war, zu beschwören, das Werk durch die Justiz verurtheilen zu lassen. Der junge Dichter war erstaunt und ärgerlich über diese Intriguen, das Weltleben, welches er führte, hatte ihn nicht dazu kommen lassen, sich Freunde unter den damaligen Gelehrten und Schriftstellern zu erwerben, er konnte also die Cabalen nicht mit Cabalen vertreiben oder erwiedern, eine Sache, welche in Paris damals so nöthig wie heute war, um zu seinem Zweck zu gelangen. Um seine Feinde auf andere Gedanken zu bringen, ließ er 1722 die Tragödie Mariamme aufführen — wird durch Herodes vergiftet. Als die betreffende Schauspielerin den Becher an die Lippen setzte, riefen seine Gegner: „die Königin trinkt“ (eine Ceremonie, welche bei Hofe beobachtet wurde, wenn der König zu trinken pflegte). Alles lachte und das Stück fiel wegen dieses einzigen Ausrufs durch.

Nach diesen Schicksalsschlägen beschloß Voltaire die Henriade in England drucken zu lassen, und dort hatte er einen glänzenden Erfolg; König Georg und vorzüglich die Prinzessin von Wales verschafften ihm eine so großartige Subscription auf das Werk, daß dies der erste Grundstein zu seinem Vermögen wurde, denn er kaufte nach seiner Rückkehr nach Frankreich von diesem Gelde Loose für eine Lotterie, welche Desforts, der Controleur der Finanzen, errichtet hatte und von welcher man Renten, zahlbar von der Stadtcasse, erhielt. Da Voltaire mit einer zahlreichen Gesellschaft Compagnie gemacht hatte, gewann er viel Geld dabei. Trotz aller dieser Speculationen versäumte Voltaire dennoch keineswegs die schöne Literatur, 1730 gab er Brutus heraus, welches man längere Zeit bis zum Erscheinen der Merope für sein bestes Werk hielt, selbst Mahomet nicht ausgenommen. Sodann ließ er Zaire aufführen, welche beinahe ausgepfiffen wurde, da seine Feinde es an Spöttereien darüber nicht fehlen ließen. Unglücklicherweise schlug gerade zu dieser Zeit ein Mitglied der Akademie vor, Voltaire auch zu dieser Ehre gelangen zu lassen. Dagegen erklärte nun der Präsident Boye in einem geharnischten Artikel, daß der Autor von Brutus und Zaire niemals einen Sitz in der Akademie beanspruchen könne.

Voltaire's ganzer Lebensberuf war für ihn in der Hebung der französischen Tragödie gelegen, dort suchte er seine Lorbeeren, welche er indessen nur theilweise dort fand, denn auch er konnte sich nicht ganz von der gespreizten Schönrednerei, welche die Franzosen heute noch in ihrer Tragödie haben, losreißen, welche Goethe so treffend „die gallische Art“ nennt. Man sieht dies noch mehr in seinen Kritiken über Shakespeare, dessen schrankenlose Phantasie er zu tadeln versuchte und dessen Dichtungen Voltaire vielleicht weniger aus Neid, als aus tief eingewurzeltem Sinn für das Hergebrachte in der Dichtungsart verspotten und bekritteln möchte. Daß indessen unser Schriftsteller Alles aufgeboten, den zu engen Horizont der französischen Tragödie zu erweitern, wird Niemand zu leugnen vermögen. Und wie wurden

ihm diese Versuche erschwert, welche Cabalen mußte er ertragen, nicht vom Könige, von welchem er sogar wie von der Königin Marie Lescinska eine Pension auf ihre Cassette erhielt (welche er indessen nie erhoben haben soll), sondern von den Machthabern, an deren Spitze die Geistlichkeit, welcher er auch als schuldigen Dank trotz seiner jesuitischen Erziehung Zeit seines Lebens einen dauernden Haß geweiht hatte. In diesem Sinne muß auch Voltaire's bekanntes Wort „ecraser l'infâme", welches seine Feinde auf Gott bezogen, angewendet werden; unter „l'infâme" verstand der Dichter die Heuchelei, die Unterdrückung der Geister. Das höchste Wesen selbst liebte er, denn er sagt ja in einer Ode:

„Der heil'gen Lehre kann die Menschheit nicht entrathen"

und zum Schlusse:

„Und gäb es keinen Gott, man müßt ihn flugs erfinden."

und an einer andern Stelle sagt er: „Ich glaube fest, daß es eine bildende Kraft, einen Gott giebt, über alles Weitere tappe ich im Finstern!"

Was Voltaire in den Augen der weltlichen und geistlichen Machthaber Frankreichs indessen am Meisten schadete, war die ausgesprochene Vorliebe, womit er seit seiner englischen Reise die Institutionen dieses Landes und ihre Regierungsform überall betonte und deren Beschränkungen in seinem Vaterlande er aufs Schmerzlichste fühlte. Leicht wurde ihm sein Beruf keineswegs gemacht, Schritt für Schritt mußte er sich seinen dichterischen Ruhm erkämpfen, und welche geistige Productivität er bewährt hat, erhellt daraus, daß er siebenundzwanzig Tragödien, fünfzehn Comödien und Festspiele hinterlassen hat; unter ihnen allen sind die Merope, Zaire und Alzire wohl als die vorzüglichsten zu benennen.

Durch seine philosophischen Briefe „Ueber die Engländer" hatte sich unser Dichter wohl die meisten Feinde gemacht. Die Selbstliebe, welche bei den Franzosen bekanntlich stärker als bei einer anderen Nation entwickelt ist, ward dadurch beleidigt und die Exemplare seines Buches mit Beschlag belegt und später durch den Henker zerrissen und verbrannt, Voltaire selbst sollte in die Bastille gesetzt werden, aber noch rechtzeitig gewarnt, gelang es ihm, zu entkommen und sich auf dem Schlosse Cirey hart an der lothringischen Grenze bei der Familie Chatelet zu verbergen, mit welcher der Dichter, besonders mit der Dame des Hauses aufs Innigste befreundet war.

In diese Zeit fällt Voltaire's Verhältniß zu Madame de Chatelet, welches, sechzehn Jahre dauernd, nur mit deren Tode endete und welches seinerseits von einer Beständigkeit und Treue, von einer Opferfreudigkeit und edler Selbstvergessenheit beseelt war, welche in den Annalen der freien Herzenszuneigungen wohl unübertroffen dasteht. Frau von Chatelet war gerade nicht unglücklich verheirathet, die Zeitgenossen schildern ihren Mann als höchst gutmüthig, aber ungebildet, allein einer jungen siebenundzwanzigjährigen geistreichen Frau konnte der damals neununddreißig Jahre alte Voltaire im Zenith seines Strebens schon gefallen; eine edle und reine Zuneigung hat die Dame jedoch keinenfalls für ihn gehegt. Sie, die gefeierte Gelehrte, welche sich mit Newtonischen Studium abgab, wollte offenbar mit dem Dichter glänzen, ihn lockte die Häuslichkeit, welche er dort fand, ein Zug, welcher Zeitlebens bei Voltaire eine Rolle spielte und für sein Gemüthsleben spricht. Von ihren Zeitgenossen, welche wahrlich im Puncte der Moral nicht allzu streng verfuhren, wurde Frau von Chatelet als höchst unsittlich ge-

schildert. Voltaire erklärte dies als Verleumdung und doch mußte er an sich selbst in späterer Zeit die Wahrheit dieses Ausspruches erleben, indem seine Freundin, in einem Alter, wo nach Shakespeares Ausspruch der Tumult im Blute doch gestillt sein sollte, den Dichter um den schönen Marquis von St. Lambert verrieth und in Folge dieses Verraths auch ihren Tod fand!

Doch greifen wir der Zeit nicht vor und wenden wir uns zu einem glänzenden Erfolge, welchen Voltaires Muse bei Aufführung der Alzire erhielt und welchen der Dichter, humoristisch genug, seiner Abwesenheit von Paris zuschreibt.

Wenn auch die Jahre 1734 bis 49 Voltaire mehr auf dem Landgute der Chatelets als in seinem Hause sahen, so wurde doch Paris nicht vergessen und der Dichter suchte so oft als möglich dorthin zu gelangen, um seine dortigen Beziehungen und Gönner nicht zu verlieren. Indessen hatte er sich auch in Cirey häuslich eingerichtet, hatte, da seine Gastfreunde nichts weniger als reich waren, dort eine eigene Galerie zu Studien über Licht und Electricität bauen lassen. Der Mann ging ab und zu, die Sitte der damaligen Zeit verlieh ihm weder die Lächerlichkeit des Betrogenen, noch dem gelehrten Paare die Mißbilligung der Gesellschaft, und hätte Voltaire nicht andere Fehler begangen, Sünden gegen seine eigene, großartige Natur, indem er bei gelegentlichen Verfolgungen kein Mittel verschmähte, um wieder bei Hofe in Gnaden aufgenommen zu werden, dieses Freundschaftsverhältniß hätte ihm in den Augen der Welt keinen Schaden gebracht!

Unter den vielen Undankbaren, welche Voltaire auf seinem Lebenswege fand, stehen Desfontaines und J. J. Rousseau oben an. Ersterem, welchen er durch Protection von einem schimpflichen Tode errettete und welcher vierzehn Tage darauf ein anklägerisches Libell gegen ihn drucken ließ, sei nur mit wenigen Worten gedacht; es ist dies derselbe Desfontaines, welcher, um sein Benehmen vor dem Minister d'Argenson zu rechtfertigen, sagte: „aber ich muß doch leben", und dieser ihm antwortete: „diese Nothwendigkeit sehe ich nicht ein." Dies sind Menschen, mit welchen Voltaire leider in Berührung kam und sie sehr treffend „la Canaille de la Litterature" genannt hat, welche ihr Leben von Verbrechen und Broschüren fristeten.

In demselben Jahre im October ließ unser Dichter trotz aller Widersprüche, Unannehmlichkeiten und Verleumdungen wieder eine Comödie erscheinen, welche „Der verlorene Sohn" heißt, aber nicht unter seinem Autornamen erschienen ist. Auch überließ Voltaire das Honorar zweien seiner Schüler, den Herren Linaut und Lamarre, welche nach Cirey kamen, wo er sich gerade mit Frau von Chatelet befand. Das Stück hatte großen Erfolg und Voltaire schrieb darauf an die Schauspielerin Quinault:

„Sie, meine Freundin, welche ebenso gut die fremden wie die eigenen Geheimnisse zu bewahren weiß, sollen den Autor kennen. Hätte ich mich als Verfasser genannt, wäre das Stück wahrscheinlich ausgepfiffen worden, denn die Menschen lieben einmal nicht, daß man in zwei verschiedenen Genres Erfolge aufweise. Oedipus und die Henriade haben mir schon genug Feinde gemacht!"

Zu dieser Zeit war es, wo der Dichter, um sich von seinen physikalischen Studien zu zerstreuen, „Die Pücelle" dichtete, welche zuerst nur ein Scherz für Frau von Chatelet sein sollte, die die Poesie ebenso liebte, wie sie die Geometrie verstand. Man fand, obgleich es nur ein satyrisches Gedicht war, mehr Poesie darin als in der Henriade, aber auch diese Dichtung wurde

von seinen Feinden benutzt, um ihm zu schaden, wenigstens behauptete Voltaire, welcher indessen in solchem Ableugnen einige Virtuosität besaß, daß man unter der Aegide seines Namens dies Buch, mit schändlichen Zuthaten versehen, in die Welt gesandt habe und daß nur der Verleger Cramer die wahre Ausgabe dieser Dichtung besitze.

Da Herr und Frau von Chatelet eines Processes wegen Cirey verlassen und nach Brüssel reisen mußten, so schloß sich der Hausfreund dem Paare an und es gelang Voltaire auch, durch den Einfluß seiner dortigen Bekannten den Streit zu Gunsten der Chatelets, welchen 30,000 Francs ausgezahlt wurden, geschlichtet zu sehen.

Damals befand sich Rousseau gerade in Brüssel, und obwohl die Marquise denselben nicht sehen wollte, weil er einst eine Satyre auf den Baron von Breteuil, ihrem Vater, geschrieben hatte, in der Zeit, wo er in dessen Diensten gestanden, so versäumte Voltaire doch nicht, ihn zu begrüßen, leider aber fiel diese Zusammenkunft keineswegs günstig aus. Die beiden Dichter fühlten einen gegenseitigen Widerwillen in sich aufkeimen, welcher bei Rousseau zu vollem Haß ausartete, als er Voltaire seine „Ode an die Nachwelt" vorlas und der Satyriker die bekannte Antwort ertheilte, „daß dieser Brief wohl nie an seine Adresse gelangen würde."

Doch über diesen Haß konnte sich Voltaire mit der erwachenden Freundschaft Friedrich's des Großen vollkommen trösten, welchen er auch auf dessen dringende Aufforderung bereits im Jahre 1740 vor dem schlesischen Kriege im Cleveschen besucht hatte.

Von dort zurückgekommen, schrieb der Dichter den Mahomet und ließ denselben in Lille, wo sich eine ausgezeichnete Truppe, darunter die berühmte Clairon befand, aufführen.

Seine Nichte, Madame Denis, Frau eines höheren Kriegsbeamten, machte dort ein ansehnliches Haus und nahm trotz einer Verstimmung, welche zwischen ihr und ihrem Onkel geherrscht hatte, ihn und Frau von Chatelet als hoch willkommene Gäste bei sich auf. Mitten in der Aufführung des Mahomet erhielt Voltaire einen Brief seines Freundes, des Königs Friedrich's II. von Preußen, welcher ihm den Sieg bei Molwitz verkündete; der Dichter las denselben im Entreacte dem Publicum vor, was mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Im Februar 1743 hatte er Merope, unstreitig sein gelungenstes Trauerspiel, beendet, es wurde bei seiner Aufführung mit großem Beifall begrüßt; der Dichter selbst schreibt darüber an einen Freund in Toulouse, „daß die jubelnde Menge ihn durchaus sehen wollte und daß er, in die Loge der Herzogin von Villars geführt, von dieser auf Wunsch des Publicums geküßt wurde, gerade so wie Alain Chartier von der Prinzessin Margarethe", fügte er scherzend hinzu, „nur mit dem Unterschiede, daß ich so glücklich war zu wachen, während der arme Alain schlief. — Jedenfalls wird mich diese Gunst des Publicums über die Verfolgungen Boyer's trösten, welcher, obgleich der König und die allgemeine Stimme mich in der Akademie zum Nachfolger des verstorbenen Cardinal Fleury bezeichneten, davon Abstand nahm und einen Anderen, ebenfalls wieder einen Geistlichen, für den leeren Sitz erwählte. Ich glaube nun wirklich, daß ein profaner Geist wie ich nicht in die Akademie gehört."

Wenn nun Voltaire unter diesem Scherz geschickt einen geheimen Groll zu verbergen weiß, so fühlte er doch auch, daß sein Stern bei Hofe allgemach zu sinken begann, wohl auch etwas durch seine eigene Schuld. Er

fühlte manchmal eine Anlage zum Hofpoeten in sich und so hatte er einstens ein artiges Madrigal auf die Pompadour gemacht, welches die Königin und deren Töchter sehr erbittert hatte, ohne ihm beim Könige zu nützen. Später schriebs er auf Madame Etioles Veranlassung eine kleine Comödie in Versen zu Ehren der Vermälung des Dauphins mit der spanischen Infantin, der berühmte Rameau schrieb die Musik dazu und Frau von Etioles erhielt für den Verfasser den Titel eines Kammerherrn nebst einem Geschenk von 60,000 Lire, nebst der freilich etwas sonderbaren Erlaubniß, die Stelle wieder verkaufen zu dürfen, aber die Titel und Privilegien zu behalten.

In der Zwischenzeit war Voltaire wieder einmal in Berlin gewesen, aber auf längere Zeit vermochte er doch nicht sein geliebtes Frankreich zu entbehren, trotz den vielen Unannehmlichkeiten, welchen er jetzt mehr denn je ausgesetzt war und deren letzte ihn in ernstliche Gefahr bringen sollte. Die Marquise von Chatelet hatte nämlich, eine leidenschaftliche Spielerin wie sie war, eines Abends in Fontainebleau beim Spiele der Königin eine ungeheure Summe verloren. Voltaire, welcher dabei stand, flüsterte ihr in englischer Sprache eine Warnung zu, daß sie es mit vornehmen Gaunern zu thun habe, dieses wurde von den Mitspielenden verstanden und Beide flüchteten noch in dieser Nacht, Voltaire nach Sceaux zu seiner Gönnerin, der Herzogin von Maine, wo er thatsächlich während zwei Monaten in einem dunklen Zimmer mit geschlossenen Läden zubrachte. Die Marquise hatte inzwischen die Zeit benutzt, ihre Schuld wenigstens theilweise zu tilgen und Voltaire's Gegner zu besänftigen. Sie kam nun nach Sceaux, um dem Dichter diesen glücklichen Ausgang der Dinge zu verkünden. Die Herzogin ließ auch diesen neuen Gast nicht sobald wieder los, aber dann eilten Beide auf den Landsitz der Marquise zurück, um einer Einladung des Exkönigs Stanislaus zu folgen, welcher damals in Lüneville residirte und sehr froh war, durch solch geistreichen Besuch die Langeweile des Hoflebens unterbrochen zu sehen.

Dieser Aufenthalt wurde durch jeweilige Reisen nach Paris und Berlin unterbrochen, indessen waren beide Ausflüge nicht geeignet, Voltaire ganz zu befriedigen. In Paris hatte man ihm zwar endlich den Sitz in der Akademie gewährt und seine Antrittsrede war ein Muster von gutem Geschmack und feinem Tact gewesen, am Hofe und in der Gesellschaft aber beobachtete man die Tactik den alternden Crebillon vorzuziehen und wieder in die Mode zu bringen. In Berlin dagegen wurde er freilich von Friedrich dem Großen, welcher ihn durchaus an seinem Hofe behalten wollte, mit Freuden empfangen, den Gesprächen über Politik aber wußte der König mit der ihm eigenen Schlauheit stets aus dem Wege zu gehen, besonders als er die Mission bemerkte, welche Voltaire von seinem alten Freunde d'Argenson, welcher nun am Staatsruder war, erhalten hatte.

Nun war aber Voltaire ein leidenschaftlicher Historiograph und die damaligen Zeitbegebenheiten lieferten ihm ein reichliches Material dazu, er ließ also eine zeitlang Melpomenen schweigen, um sich Klio zuzuwenden und ward zu dieser Thätigkeit bei seinem gelegentlichen Lüneviller Aufenthalt vom Könige Stanislaus, welcher auch den Geschichtsschreiber in Voltaire schätzte, bedeutend aufgemuntert und unterstützt.

Und nun gelangen wir zu der traurigsten Episode von des Dichters — nennen wir es Freundschafts- oder Liebesroman? — welche im Jahre 1747 nicht allein mit dem Tode der Marquise, sondern noch zuvor mit der

Entdeckung ihrer Untreue seinen Abschluß fand. Die Dame hatte ihr Herz und ihre Sinne an den Capitain Lambert verloren, und die Entdeckung dieser Thatsache mag den Dichter wohl über ihren bald darauf in Folge der Niederkunft entstandenen Tod beruhigter gefunden haben, als er es sonst gewesen wäre, obgleich auch dort sein Schmerz sich in einer tiefen Ohnmacht kund gab, welche ihn nach dem Verlassen der Leiche befallen hatte.

Nun aber gab es keinen Grund mehr, dem stets liebevoller auftretenden Drängen des Großen Königs, welcher den Dichter nach Berlin ziehen wollte, zu widerstehen. Im steten Briefwechsel mit demselben und seiner geistreichen Schwester, der Markgräfin von Bayreuth geblieben, konnte Voltaire es sich nicht verhehlen, daß ihn dort andere Ehren erwarteten als in Paris, wo er der Spielball der Launen eines ränkevollen Hofes war. Zuvor hatte er seine Nichte, Madame Denis, welcher die Zeitgenossen wenig Gutes nachreden, als Hüterin seines Haushaltes bestellt. Der König von Preußen hatte seinem Freunde Voltaire den Kammerherrnschlüssel und das Kreuz des Verdienstordens gesandt und einen Jahrgehalt von 6000 Thalern nebst freier Wohnung, Tafel und Equipage zugesichert.

Hier war Voltaire so eigentlich in seinem Elemente, die Freisinnigkeit des großen Königs, seinen Haß gegen frömmelnde Heuchelei theilte Voltaire vollkommen, dabei konnte er Festspiele schreiben, Theateraufführungen einrichten und hatte die Sicherheit, von seinem großen Freunde in jedem Gedankenaustausch verstanden zu sein, schreibt er doch selbst darüber an seine Nichte: „Mein Leben hier ist köstlich frei und doch beschäftigt, Vernunft, Geist und Freiheit sind hier Herrscherinnen."

Leider störte ein Geldgeschäft, welches Voltaire mit einem jüdischen Wucherer betrieben hatte und welches mit Recht des Königs Mißbilligung erhielt, dieses glückliche Zusammenleben auf eine kurze Zeit, aber bald war die Versöhnung im vollen Gange und Voltaire war in Berlin und Potsdam stets mit dem Könige zusammen in Arbeit und geistreichen Gesprächen begriffen. „Das ging nun", um mit Nathan dem Weisen zu sprechen, „so lange es ging", bald aber wußten Hetzer und Klatscher, an denen es bei Hofe noch weniger als sonst wo fehlt, die beiden Freunde zu entzweien. Da sollte Voltaire des Königs Dichtungen verspottet, der König dagegen sich ungünstig über den Dichter ausgelassen haben. Der berühmte Mathematiker Maupertuis, welchen er schon früher in Cirey gekannt, spielte nicht die schönste Rolle in diesem bösen Conglomerat von Neid und Cabale, man verdächtigte Voltaire's Briefwechsel mit Lord Bolingbroke, machte den Dichter verantwortlich für eine Menge Intriguen, welche hinter seinem Rücken geschmiedet, am Ende hauptsächlich doch gegen ihn gerichtet waren, wenn sie dabei auch den König beleidigen sollten, kurz, dem Fasse wurde der Boden ausgeschlagen, als eine von Voltaire verfaßte Satyre auf Maupertuis durch den Befehl des Königs öffentlich in Berlin durch Henkershand verbrannt wurde. Voltaire glaubte nun nichts sicherer, als daß er irgendwo eingesperrt, oder doch aus dem Lande geschickt würde, und sandte zu Neujahr 1753 dem König den Orden und den Kammerherrnschlüssel mit folgenden Worten zurück:

„Mit Ehrfurcht hab ich ihn erhalten,
Mit Kummer geb ich ihn zurück,
Ein Eifersücht'ger giebt in seiner Laune Walten
Ja auch das Bild zurück, das früher war sein Glück."

Da der König einen solchen Bruch nicht beabsichtigt hatte, sondern Voltaire nur einfach zeigen wollte, wer in Preußen Herr sei, sandte er ihm Kreuz und Schlüssel wieder zurück, Voltaire bestand aber darauf, fortzugehen, schützte seine wirklich leidende Gesundheit vor und ließ sich, trotzdem er wieder acht Toge in Potsdam verlebt, nicht zum Bleiben bewegen.

Zuerst wollte er nach Gotha, dessen Herzogin ihm freundlich gesinnt war und für welche er auch die „Reichsannalen" geschrieben, dann eilte er nach Frankfurt, wo er seiner Nichte Denis ein Rendezvous gegeben hatte. Bis dahin aber hatten seine Feinde schon wieder volle Thätigkeit entfaltet, man klagte ihn der Unterschlagung von Schriften an, er wurde in Frankfurt angehalten und ihm Kreuz und Kammerherrnschlüssel, so wie die Gedichte Friedrichs des Großen abgefordert, und als er Letztere nicht geben konnte, weil das Buch in Leipzig sei, im Gasthause internirt, bis das Buch angekommen war. Sollte man nicht glauben, ein Liebespaar im Streite vor sich zu haben, wenn man erfährt, daß die Zuneigung der Beiden bald wieder die Oberhand gewann und der König Voltaire einen reizenden Abbittebrief schrieb, auf welchen der Dichter antwortete, daß, nach einem solchen Briefe, er nur es sein könne, welcher gefehlt. Dennoch aber ging er nicht nach Berlin, sondern nach Colmar, wo er seine Annalen bei Schöchlin drucken ließ, und dann später mit seiner Nichte und seinem damaligen Secretair und Freunde Coligny nach Genf, wo er sich ein Landhaus kaufte, ebenso in Lausanne, wo er dann abwechselnd wohnte. Er war der erste Katholik, welcher sich, nachdem Calvins Lehre dort verbreitet worden, in dieser Gegend niedergelassen hatte. Sein Hauptaufenthalt blieb indessen Ferney, welches er seiner Nichte geschenkt; die gänzliche Unabhängigkeit dieses Gutes von allen Hoheitsrechten machte ihm dessen Besitz wünschenswerth, zudem war der Canton verarmt und verwildert, ein Grund mehr für Voltaire, denselben durch Cultur zu einem blühenden zu gestalten, aber nicht allein in materieller, sondern auch in geistiger Hinsicht ist er der Schutzengel dieser Gegend geworden. Wie sehr er die Bewohner des Cantons vor jeder Art von Unterdrückung zu schützen verstand, bewies er bei einem Pfarrer, welcher seinen Gutsbewohnern einen Proceß anhing, und da sie nicht zahlen konnten, von der Polizei Beschlag auf ihre dürftigen Habseligkeiten legen ließ. Voltaire ließ ihm sagen, daß er drei Viertel des Geldes für die armen Leute entrichten wolle, das Uebrige möge er ihnen schenken, und da der Geistliche nicht darauf einging, bezahlte er das Ganze, schrieb aber dem Bischof von Annecy, zu dessen Bezirk die Pfarrei gehörte, die ganze Handlungsweise des Pfarrers mit der Frage, ob dies ein echter Nachfolger Christi sei?

Einen anderen, aber viel spaßhafteren Handel hatte er mit der calvinistischen Partei, welcher er einmal vorwarf, daß Calvin der wahre Mörder Servet's gewesen sei. Ein Genfer, Namens Rival, widmete ihm nun ein hübsches Gedicht, dessen Sinn war, daß Voltaire Unrecht habe, ein Land zu tadeln, wo es ihm so gut ginge und er so beliebt sei. Voltaires Antwort wollen wir nur in einigen Strophen wiedergeben.

„Ich trotze nun seit vierzig Jahren,
Der feigen Geistestyrannei,
Und soll bei Euch nun auch erfahren
Daß Wahrheit sprechen Thorheit sei.

Von heiliger Tiar' bedecket,
Wie von Calvinus Priesterkleid,
Seh Mörder ich, mit Blut befleckt,
Zur Ehr' dem Gott der Christenheit.

Nein, bis zum Ende meiner Tage
Wird meiner Seele Kummer dauern,
Nie wird versiegen meine Klage,
Denk ich der Opfer Todesschauern.

Die Possenreißer am Altare
Mit schlechter Predigt, falschem Sang,
Mit ihrem schleppenden Talare
Verachte ich mein Leben lang."

Man sieht durch diese Antwort, daß Voltaire, um biblisch zu reden, weder zu Apollo noch zu Cèphas schwor und beiden Kirchen Toleranz predigte. Da Voltaire die feste Ueberzeugung besaß, daß die schönen Künste die Seele am besten bilden und veredeln könnten, so ließ er in Ferney ein Theater bauen, in welchem nicht allein Dilettanten (seine Nichte war keine üble Schauspielerin), sondern auch Künstler wie die Clairon und Lekain Vorstellungen gaben. Inmitten dieser Beschäftigungen und Thätigkeit fiel ihm noch die Rolle eines Adoptivaters zu, indem er eine Enkelin des großen Corneille zu sich nahm, mit dem hübschen Ausspruch, daß es Pflicht eines alten Soldaten sei, den Verwandten seines Generals zu Hülfe zu kommen. Später stellte sich nun freilich heraus, daß dieses junge Mädchen von einer Seitenlinie stamme. Voltaire hatte sie indessen liebgewonnen und verheirathete sie später an einen braven, jungen Mann, welcher in der Nähe seinen Wohnsitz hatte, und das behagliche Stillleben, was der Dichter führte, seit er in Ferney seinen Wohnsitz genommen, wurde durch die Dankbarkeit und Liebenswürdigkeit des jungen Paares noch erhöht. Es war vielleicht der einzige Fall in Voltaires Leben, wo er für seine Wohlthaten keinen Undank erntete und daher müssen wir immer von Neuem bewundern, daß er sich in keinem seiner guten Werke irre machen ließ.

Auch die mit Unrecht Geopferten wußte er wieder zu Ehren zu bringen und ihren Namen der Nachwelt rein zu überliefern, denn auf Voltaires Betrieb wurde der Proceß des unglücklichen Lally-Tollendal wieder aufgenommen und bewiesen, daß er, welcher die Engländer gehaßt, Frankreich nimmermehr an sie verrathen konnte. Die Unschuld des durch einen Justizmord geopferten Generals kam freilich, leider für ihn zu spät, glänzend zu Tage. Einen ebenso glorreichen Proceß führte Voltaire im Namen des jüngsten Sohnes des Jean Calas für das Andenken von dessen Vater, welcher von dem fanatisch aufgehetzten Pöbel in Toulouse als der Mörder seines durch einen Selbstmord getödteten ältesten Sohnes bezeichnet und von der Justiz zum Tode durchs Rad verdammt wurde, obgleich der unglückliche Mann beweisen konnte, daß er seinen Sohn nicht weil dieser katholisch geworden, sondern weil er einen unordentlichen Lebenswandel geführt oftmals getadelt, aber niemals gestraft hatte. Alle diese Beweise waren nichts in den Augen des fanatischen Volkes, Calas Urtheil wurde vollstreckt und der Sohn verbannt. Voltaire arbeitete drei Jahre, bis er es dahin brachte, daß der Proceß noch einmal vorgenommen und ein für Calas reinigendes Urtheil einstimmig von den Richtern gesprochen und den Hinterlassenen eine Schadloshaltung von 36,000 Livres zuerkannt wurde. Daß Voltaire es gewesen, welchem die Familie Calas diese Freisprechung verdankte, wurde von derselben, sowie von allen Freunden des Rechts dankbar anerkannt. Bei dieser Veranlassung schrieb der Dichter auch den Tractat über die Toleranz, welcher in ganz Europa Epoche machte und

die Kaiserin Katharina von Rußland bewog, ihren Unterthanen eine allgemeine Toleranz zu gewähren.

Aber es schien von nun an die Bestimmung unseres schweizerischen Einsiedlers zu werden, sich der unschuldig Verfolgten anzunehmen. In einem kleinen Dorfe wurde die Familie Sirven angeklagt, ihre Tochter, welche aus religiöser Ueberspannung in einen Brunnen gesprungen war, erdrosselt und dann ertränkt zu haben; auch hier gelang es Voltaire den Unglücklichen zu ihrem Recht zu verhelfen, und kaum hatte er dieses Werk vollendet, als ein anderes Urtheil wieder seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Ein Ehepaar in St. Omer, Namens Montbailly, brave, unschuldige Leute, waren des Vatermordes angeklagt, der Mann wurde aufs Rad geflochten, die Frau sollte verbrannt, zuvor aber ihre Niederkunft abgewartet werden. Auch bei ihr gelang es Voltaire ihre Unschuld zu beweisen, sie wurde freigesprochen, das Andenken des Gatten rehabilitirt, freilich eine schlechte Entschädigung für eine solch greuelvolle That! — Doch bei allen diesen Urtheilen war wenigstens ein wenn auch irrthümlicher Glaube an die verübte That bei den Richtern vorhanden gewesen, nun lag aber ein, Voltaire darum tief erschütternder Fall vor, bei welchem das Verbrechen nur imaginär war, und die Handlung, wenn sie geschehen war, höchstens eine Polizeistrafe verdient hatte. In der Picardie wurden nämlich zwei junge Leute von 17 und 18 Jahren, der eine der Sohn des Präsidenten d'Etallonde, der Andere der eines Officiers, Namens Barre, beschuldigt, ein Crucifix auf der Brücke beschädigt und bei einer Procession den Hut nicht abgenommen zu haben. Bewiesen konnte eigentlich nichts werden, besonders das Erste nicht, allein trotzdem wurde d'Etallonde verurtheilt, die Zunge ausgeschnitten, die rechte Hand abgehauen zu bekommen und dann auf dem Marktplatze verbrannt zu werden; glücklicherweise gelang es ihm nach Deutschland zu entfliehen. An de la Barre aber wurde das Urtheil vollstreckt, was er mit männlicher Standhaftigkeit ertrug. Dieser Fall erregte Voltaires tiefste Trauer, er verabscheute die Rechtspflege eines Landes, welches, wie er sich ausdrückte, von Affen bewohnt sei, welche so oft zu Tigern werden.

Unter diesen Bestrebungen, das Rechtswesen zu verbessern, und des großen Königs kriegerischen Beschäftigungen war eine geraume Zeit vergangen, und hatte der große König auch im Zusammenleben mit dem Philosophen manchen Anstoß empfunden, an seinen Schriften hatte er noch dieselbe Bewunderung und Freude, sie waren seine Begleiter im Kriege wie im Frieden gewesen. Auch als Beschützer der unschuldig Verfolgten erkennt der Einsiedler von Sanssouci, wie Friedrich sich unterzeichnet, den Patriarchen von Ferney gerne an, und es freut ihn, etwas für den jungen d'Etallonde, von welchem oben die Rede war, thun zu können und ihn, welchem Voltaire inzwischen militärische Ausbildung hatte geben lassen, als Hauptmann im Geniecorps anzustellen.

Leider hatte der Patriarch von Ferney das Unglück in seiner Häuslichkeit durch seine Nichte Fr. Denis trübe Erfahrungen zu machen. Vergnügungslustig und unzuverlässig wie diese Dame war, wurde er genöthigt sie nach Paris zu senden, wo er ihr indessen großmüthig ein Jahrgehalt von 20,000 Fr. zukommen ließ. Er beschränkte seine Gastfreundschaft und lebte fast nur der Arbeit, und da er stets von großer Mäßigkeit gewesen und sich auch die Aerzte und ihre Medicamente vom Leibe hielt, war es kein Wunder, daß er ein so hohes Alter erreichte. Obwohl die Sorge für ein halb verlorenes

Vermögen, sowie literarische Streitigkeiten, welchen er sein ganzes Leben nicht aus dem Wege gegangen, seine Gesundheit zu schädigen begannen, so erlebte er dennoch, daß das Voltairedenkmal zu Stande kam und der große Friedrich ebenfalls eine Büste seines Freundes, in der Porzellanfabrik zu Berlin gefertigt, mit der Inschrift „Immortali" ihm zusandte.

Durch seine Nichte und wohl auch durch unkluge Freunde, welche ihm einen schmeichelhaften Empfang bei dem neuen König und der Königin Marie Antoinette verheißen, verführt, ging Voltaire nochmals 1778 nach Paris.

Sein Abschied von Ferney war ein trauriger, kein Auge blieb trocken, als aber der alte Herr in Paris ankam, war der Empfang bei Hofe doch nicht so ganz wie er sich gedacht, der König suchte sogar nach einem Grunde ihm den dortigen Aufenthalt zu verbieten, die Geistlichkeit rührte sich, den Antichrist, wie sie ihn nannten, mit ihren Waffen zu bekämpfen; indessen hatte ein Gewaltigerer als sie Alle gesprochen „Bis dahin und nicht weiter." Den vielen Aufregungen des Pariser Lebens war der seit Jahren an Regelmäßigkeit gewöhnte Körper des Greises nicht mehr gewachsen, Voltaire wurde krank, genas zwar wieder so weit, daß er an die Rückreise nach Ferney denken konnte, erkrankte abermals und starb am 30. Mai 1778 nahe an Mitternacht. Vorher hatte er noch folgende Worte, eine Art Glaubensbekenntniß geschrieben, welche die Pariser Bibliothek noch heute aufbewahrt. „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde, mit Verwünschung des Aberglaubens." Voltaire.

Voltaire wollte in Ferney begraben sein, aber seine Angehörigen befolgten diesen Wunsch nicht, sondern ließen die Leiche einbalsamirt zu seinem Neffen Mignot in die Champagne bringen, wo sie in der Klosterkirche beigesetzt wurde. Seine Nichte war seine Erbin. In der Revolution wurden seine Ueberreste ins Pantheon zu Paris überführt.

Voltaire ist wohl von Freunden und Feinden nicht immer ganz gerecht beurtheilt worden, seine Fehler waren zum Theil die seines Zeitalters. Der Einzige, Goethe, welchem er auch in Vielen geistig verwandt gewesen, stellt in dem großen Register seiner Vorzüge Genie, Phantasie und Vernunft oben an, und wir möchten mit dem grünen Zweige, welchen wir auf des großen Mannes Grabe niederlegen, vor allem den Accent auf seine Menschen- und Gerechtigkeitsliebe gelegt wissen und den Wunsch aussprechen, daß auch unserem Jahrhundert bald wieder ein so vorurtheilsfreier Geist entstehen möge, der im Verein mit seinem Freunde Friedrich dem Großen seinem Zeitalter Namen und Geistesrichtung gegeben hat. J. Dungern.

Dresdens Theaterschattenseiten.

Gut Ding will Weile haben!

Es währte ziemlich lange, ehe in Elbathen der theatralische Phönix aus der Asche wieder erstand — aber endlich kam es denn doch dazu.

Nach acht Jahren und wiederholten Nachtragscrediten konnte endlich an die Eröffnung des Hauses geschritten werden. Der 2. Februar ward zu dieser hehren Feierlichkeit ausersehen, und der lange vorbereitete Prolog konnte vom Stapel gelassen werden.

Alle, nein, das war nicht möglich, aber ein Theil von Denen, die sich in Dresden berufen fühlen, eine Feierlichkeit durch ihren officiellen oder officiösen Glanz zu ergänzen, nämlich die immer dabei sein müssen und Jene, die um Alles in der Welt nicht fehlen möchten, waren auf dem Platz. Auch All-Deutschland hatte mehrere seiner Bühnenpotentaten abgesandt, weithin ausposaunte Namen, deren Träger im vollsten Glanz ihrer Sterne, Kreuze und Ordensbänder strahlten; ein bekannter Regisseur im Sonnenglanz des Sanct Marino-Ordens. Es schien recht symbolisch, so viele Todtengräber der dramatischen Kunst bei dieser Einweihung des neuen Hauses versammelt zu sehen. Diesem neuen Haus steht es übrigens unter Anderem auf der Stirne geschrieben, daß man bei seiner Erbauung die dramatische Kunst als sichtlich überwundenen Standpunct betrachtet habe: Dresden sollte ein Baumonument bekommen. Das war der Hauptzweck; die Zweckmäßigkeit für theatralische Zwecke Nebensache.

Zwischen der Elbe und der Bildergalerie, gegenüber der Kirche lagert der Mauerncoloß. Dresden hat damit nebstbei ein Haus für die Oper gewonnen, ich würde hinzusetzen: und für Ballet und Spectakelstücke. „Wenn ich es unterlasse, so geschieht dies nicht etwa, weil das Ballet fehlt, das wäre Nebensache — sondern weil bei diesen Productionen das „Sehen" denn doch ins Gewicht fällt und diese Art zu genießen hier blos einem ganz gewählten Theil des Publicums zugänglich gemacht wurde.

Das Haus — wir müssen bei unsern künstlerischen Zuständen und bei der theatralischen Leitung bombastischen Ausdrücken wie „Kunstinstitut", „Musentempel" vorsichtig aus dem Weg gehen — das Haus also stellt sich äußerlich als ein recht massiger und massiver Bau dar, der die an ihn verwendeten Zeit- und Geldsummen quantitativ allenfalls rechtfertigen mag. Ich hoffe, er begnügt sich mit diesem Anspruch. Den vielversprechenden Anlauf, der zu Beginn und in den unteren Theilen genommen wurde, dementirt auf das Entschiedenste die nüchterne Scheune, die das Ganze überragt; die Statuetten, die sich wohl zum Schmuck darauf verirrt haben, scheinen eher für eine Patriciervilla bestimmt gewesen zu sein. Sie nehmen sich aus wie Nippfigürchen auf mächtigen Säulen.

Ueberall stoßen wir auf unvermittelte Gegensätze und Widersprüche: Phantasie und Nüchternheit, — Verschwendung und Knickerei — Größe und Kleinlichkeit.

Ein fanatischer Dresdner versicherte mich zwar, daß durch dieses Theater eine neue Aera im Theaterbau herangebrochen sei. — Mag sein! Im Interesse der Kunst ist zu wünschen, daß sie nicht von Dauer sein möge.

Doch ein Theater kann von Außen häßlich sein und im Innern schön und zweckmäßig oder doch das eine oder das Andere. Sehen wir nun zu, wie es damit bestellt ist.

Der Eingang in das Haus und zu den Cassen ist jeglichen Prunkes bar, puritanisch einfach und erst beim Aufgang zu den Plätzen überraschen uns die grünen Säulen mit den schwarzen Marmorgeländern des Treppenhauses. Es ist, wie wenn wir aus einer weißgetünchten Kasernenstube in einen glänzenden Marmorsaal eintreten würden. Gehörig vorbereitet müßte dieses Treppenhaus, trotzdem es gedrückt erscheint und trotzdem die grauen Stufen und das beunruhigende bunte Gefleckse auf der Decke den Totaleindruck beeinträchtigen müssen, günstiger wirken. So aber hebt der Mangel jeder Vermittelung zwischen dem Eingang und dem Treppenhaus von vorne herein die Wirkung auf; der unvermittelt schroffe Uebergang paralysirt den Eindruck. Das ist wieder nicht einheitlich gedacht, das ist abermals Stückwerk.

Das Foyer hingegen reiht sich passend an das Treppenhaus an; da aber die Beleuchtungskosten sich als zu hoch erwiesen, so werden die plumpen Gaslüster seit der Eröffnungsfeier nicht mehr gebraucht und wir wandeln im traulichen clair-obscur in dem schimmernden Rundgang umher. Die kleinen Buffets mit den primitiven Erfrischungen protestiren abermals gegen Treppenhaus und Foyer, desgleichen die kleinen, niederen Corridors längs den Logengängen, und die Garderoben. Stillose Zusammenwürflung auf Schritt und Tritt!

Wir betreten unsere Loge.

Auch im Saal herrscht trauliche Dämmerung. Es scheint, daß das Wort eines eifersüchtigen Bühnenpotentaten: „Dieses Theater wird an der Beleuchtung zu Grunde gehen!“ richtig befunden wurde.

Der Saal ist groß und besonders hoch. Der hellgrüne Grundton wirkt vornehm, aber kühl. Die gräulich bekleckste Decke, die sinnreichen Käfige für die letzte Galerie, die kahlen Eckwände derselben widersprechen abermals der anmuthigen Zeichnung der Logenreihen.

Der Keller'sche Vorhang ist ein würdiger Genosse des nach Makart gemalten Vorhanges im Wiener Stadttheater. Hier wie dort dieselbe trostlose Farblosigkeit, derselbe Leichenton des Fleisches, dasselbe Festgeklebtsein an der Scholle.

Daß das Haus darauf eingerichtet ist, nur einem Theil der Zuschauer die Aussicht auf die Bühne oder einen Theil derselben zu gestatten, wurde schon bemerkt, aber von diesen ist es auch nur Wenigen gegönnt, das schauspielerische Mienenspiel wahrzunehmen. Als akustisch scheint es sich zu bewähren, daß aber demungeachtet die Größenverhältnisse die Wirkung des intimeren Dramas und namentlich des Conversationsstückes beeinträchtigen werden, ist jetzt schon voraussichtlich.

Diese Größenverhältnisse kommen aber nicht etwa der Fassungsfähigkeit des Raumes zu Gute, denn das große, namentlich hohe Haus enthält nicht mehr Sitze, ja kaum so viel brauchbare Sitze als das Theater in der Neustadt — und dieser Umstand dürfte der Theaterleitung Sorge schaffen, denn er berührt die Casse, den Kern ihrer ästhetischen Bestrebungen.

Dresden hat ein großes Opernhaus bekommen, ob es aber trotz seiner Fremden in der Lage sein wird, ein solches zu erhalten, wird die Zukunft ergeben, der Kenner hiesiger Verhältnisse muß es bezweifeln.

Aber, Dresden sollte ein monumentales Theater haben, und es hat ein — großes, theures, kostspieliges Theater.

Daß es an der Beleuchtung nicht zu Grunde gehe, dafür hat die Direction bereits gesorgt — etwas muß sie ja selber thun!

Justus Ehrlich.

Botanische Studien.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Auf steilem Alpenabhangsrücken
Die Blumen des Gebirgs zu pflücken
Und sie dann zu classificiren,
Zu definiren, rubriciren,
Ha, wie durchglüht die hohe Lust
Botanischen Professors Brust.
Derweil er durch die Loupe schaut
Das gar so seltne Alpenkraut
(Der Führerknabe verwundert blickt
Was den „Studirten" so entzückt)
Senkt's Aug' das holde Töchterlein
In Alpenrosenkelch hinein,
Und eifrig sieht ein junger Mann
Die Rose „wissenschaftlich" an.
Der Herr Papa hat's brav gemacht,
Daß er den Studio mitgebracht,
Ist er doch seines Hörsaals Stolz,
Ein schmucker Junge von feinem Holz.
Botanik liebt er für sein Leben,
Professorstochter ehrt sein Streben
Und sie „bestimmen" der Pflanzen soviel,
Bis froher Ernst wird aus dem Spiel.
Als sie den Berggrat dort erklimmt,
Da haben sie sich für's Leben „bestimmt".

F. H.

Zur Naturgeschichte des Weibes*).

Von **Dr. Otto Zacharias.**

Den nachfolgenden Darlegungen möchte ich, aus Rücksicht für die weiblichen Leser derselben, die Beruhigung voranschicken, daß es sich hier nicht um bekannte anatomische und physiologische Thatsachen, sondern um ein noch sehr wenig discutirtes psychologisches Thema handelt. Es sollen nämlich die geistigen und gemüthlichen Eigenschaften des Weibes einer wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen und die Frage aufgeworfen werden: „Worin besteht der geistige Unterschied zwischen Mann und Weib, und wie haben sich differente geistige Eigenschaften bei beiden Geschlechtern naturgeschichtlich entwickelt?"

Unter „Naturgeschichte" verstehen wir an dieser Stelle die von Darwin begründete Wissenschaft von den Modificationen, welche die Organismen während der Dauer sehr langer Zeiträume in körperlicher und geistiger Beziehung erleiden, wenn sie veränderten Lebensbedingungen ausgesetzt werden. Jedes lebende Wesen hat in diesem Sinne seine Geschichte: der hochorganisirte Mensch so gut wie das zu seinen Füßen kriechende Reptil oder der noch tiefer als dieses letztere auf der Organisationsstufe stehende Fisch.

Für solche Betrachtungen sind uns, wie schon angedeutet, erst durch Charles Darwin die Augen geöffnet worden und das Studium der Werke dieses genialen Naturforschers ist daher für den Psychologen ebenso unumgänglich nothwendig, wie für den Zoologen oder Botaniker. Leider ist die Ueberzeugung davon, daß diese Nothwendigkeit in der That besteht, durchaus noch nicht allgemein und es findet sich auch hierin die Wahrheit des Darwinschen Gesetzes — daß Anpassung nicht plötzlich, sondern ganz allmälig erfolgt — bestätigt. Das Naturgesetz gestattet auch in dem Falle, wo es sich um die Anpassung der Geister an eine neue Anschauungsweise handelt, keine Ausnahme. Fügen wir uns darum in das Unvermeidliche und thuen wir unsererseits etwas zur Wegräumung der Vorurtheile, welche der neuen Wissenschaft hemmend in den Weg treten. Das geschieht mit nachstehender Betrachtung.

Es ist eine bekannte, aber in ihrer philosophischen Bedeutung nicht hinlänglich gewürdigte Thatsache: daß der Gegensatz von männlichen und weiblichen Individuen kein Urphänomen, sondern ein Resultat desselben allmäligen Differenzirungsprocesses ist, welcher bewirkt hat, daß sich aus Organismen von ganz einfacher Structur, Wesen mit specialisirten Organen entwickelt haben. Auf einer sehr frühen Stufe der organischen Entwickelung — bei

---

*) Der durch seine frühern Beiträge für den „Salon" unsern Lesern bereits bekannte Verfasser versucht in diesem Artikel die geistigen und gemüthlichen Eigenschaften des menschlichen Weibes naturgeschichtlich und zwar mit Hülfe der Darwinschen Principien zu erklären. Wie der verehrte Leser sehen wird, enthält der vorstehende Artikel sehr viel ganz Neues und Interessantes, und dürfte daher als ein schätzenswerther Beitrag zur Psychologie des Weibes anzusehen sein. Die Redaction.

den Zoophyten und Anthozoen — versieht der Darmcanal außer der Function der Verdauung auch die der Athmung. Erst auf einer viel höheren Stufe specialisirt sich eine Ausstülpung des Darmcanals zur eigentlichen Lunge, mit Durchlaufung eines schwimmblasenartigen Stadiums, welches wir bei den Fischen dauernd fixirt sehen. Die Schwimmblase der Fische fungirt jedoch lediglich als hydrostatisches Organ; die Athmung selbst geschieht bei ihnen, wie auch schon bei den höhern Würmern durch Kiemen. Wie nun Verdauung und Athmung ursprünglich Functionen eines und desselben Organes sind, so finden wir andererseits auch die zwei verschiedenen Geschlechtsorgane auf einer gewissen Stufe der organischen Entwickelung in einem und demselben Individuum vereinigt. Solche Thiere sind im eigentlichsten Sinne des Wortes Hermaphroditen. Wir finden diesen Zustand bei den Zoophyten, Anthozoen, Echinodermen, Würmern und Mollusken vor. Bei den Fischen, Amphibien, Reptilien, Vögeln und Säugethieren hingegen ist die Trennung der beiden Geschlechter, d. h. die Vertheilung der sexuellen Functionen auf zwei verschiedene Individuen eine vollendete Thatsache geworden. Als Ursache der Geschlechtsdifferenzirung haben wir höchstwahrscheinlich das in der organischen Natur wirkende Princip der Arbeitstheilung anzusehen. Es war für das Fortbestehen höherer Organisationsformen unbedingt nöthig, daß die Last des Lebens, welche in der Sorge für die Familie und in der Production von Nachkommenschaft besteht, auf zwei Paar Schultern vertheilt wurde. Es würde ein überaus großes Hinderniß für einen Hirsch oder ein anderes hochorganisirtes Thier sein, wenn er sich nach Art der Polypen und Korallen auf dem Wege der Knospung fortpflanzen sollte. Wir müssen uns von dem Hermaphroditismus, der ursprünglich in der ganzen Organismenwelt herrschend war, einen allmäligen Uebergang zu der Zweigeschlechtlichkeit der jetzigen höhern Thierformen vorstellen. Diese Doppelgeschlechtigkeit vererbte sich natürlich und bildete sich, weil sie für das Bestehen der Art von Nutzen war, immer weiter und nur so kam es im Laufe sehr langer Zeiträume zu den complicirten Einrichtungen, die wir gegenwärtig bei den höheren Thieren und auch beim Menschen vorfinden.

Das Verhältniß von Mann und Weib ist demnach nichts ursprünglich Gegebenes, sondern etwas historisch Gewordenes, wenn auch der Anfang dieses Werdens bis in die frühesten Weltperioden hinaufreicht.

Bei unserer ferneren Betrachtung gehen wir nun von der Ansicht aus, daß Mann und Weib sich geistig in demselben Maße von einander unterscheiden, wie sie es körperlich, d. h. in anatomischer und physiologischer Beziehung thun. Ebenso wie sie physische Unterschiede besitzen, welche sich auf die verschiedenen Rollen beziehen, welche sie in der Erhaltung des Menschengeschlechtes spielen, ebenso besitzen sie geistige Unterschiede, welche sich ähnlich auf ihren entsprechenden Antheil an der Aufziehung und Beschützung ihrer Nachkommenschaft beziehen. Wollte man annehmen, daß neben den Unähnlichkeiten ihrer elterlichen Thätigkeiten keine Unähnlichkeiten der geistigen Fähigkeiten einhergehen, so hieße das behaupten, daß hier allein in der ganzen Natur eine Ausnahme von der Regel stattfindet, nach welcher für besondere Verrichtungen auch immer besondere Kräfte entwickelt werden

Wir wollen hier nicht auf die vielen fehlerhaften Vergleiche zurückkommen, welche gewohnheitsmäßig zwischen den geistigen Eigenschaften von Männern und Frauen gezogen worden. Der Hauptfehler, welcher bei allen diesen Vergleichungen begangen wird, ist der: daß man nicht den Durchschnitt

der Männer mit dem Durchschnitt der Frauen oder die Elite der Männer mit der Elite der Frauen, sondern irrthümlicherweise fast immer die Elite der Frauen mit dem Durchschnitt der Männer vergleicht. Daraus ergiebt sich mit Nothwendigkeit dasselbe Resultat, als wenn man, um das Verhältniß der Natur von Männern und Frauen zu beurtheilen, sehr große Frauen, und Männer von gewöhnlicher Größe neben einander stellen wollte. Ein anderer Fehler bei Vergleichung der Verstandeskräfte von Frauen und Männern ist der, daß kein genügender Unterschied zwischen Auffassungskraft und Productivität gemacht wird. Die erstere kann in einem hohen Grade vorhanden sein bei gänzlicher Abwesenheit des productiven Vermögens. Die Mehrzahl der gebildeten Frauen wird im Stande sein, einen populär gehaltenen wissenschaftlichen Vortrag zu verstehen und eine künstlerische Leistung, sei es ein Gemälde oder ein Musikstück, zu beurtheilen. Aber wie wenige Frauen in Vergleich zu Männern giebt es, welche im Stande sind, selbst einen Vortrag zu halten und selbst ein Gemälde oder ein Musikstück zu schaffen! Die Auffassungskraft ist eben unendlich öfter anzutreffen, als das Vermögen zur selbstständigen Production von irgend etwas Originellem. Der schwerwiegendste Irrthum aber, der bei allen Vergleichen obiger Art gemacht wird, ist der: daß man den Unterschied zwischen den normalen und den außerordentlichen Leistungen der Geisteskraft übersieht. Jedes von beiden Geschlechtern kann unter Umständen Kräfte zeigen, welche gewöhnlich nur bei dem andern in Thätigkeit treten. So vermag z. B. unter besonderer Schulung der weibliche Verstand Leistungen zu liefern, die der Verstand der Durchschnittsmänner nicht hervorzubringen vermag. Man darf indessen keine Art von Leistungsfähigkeit als echt weiblich ansehen, wenn dieselbe in irgend einer Weise die Erfüllung der Mutterpflichten beeinträchtigt. Nur diejenige geistige Kraftanstrengung ist normal weiblich, welche neben der Erzeugung und Ernährung einer entsprechenden Anzahl gesunder Kinder bestehen kann. Wer das nicht zugeben will, braucht sich nur die Frage vorzulegen, ob ein Grad von geistiger Kraft, welcher, wenn er allgemein werden würde, den Tod der Gesellschaft nach sich ziehen müßte, bei Schätzung der weiblichen Natur als eine normale Eigenschaft mit eingerechnet werden kann. Wir glauben, daß jeder logisch Denkende sich diese Frage mit „Nein' beantworten muß. Durch alle in der richtigen Weise vorgenommenen Vergleichungen wird die Bestätigung dafür geliefert, daß Männer und Frauen nicht blos körperlich, sondern auch geistig von einander verschieden sind. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt, wie schon oben angedeutet, in der Anpassung des Mannes an die Vaterpflichten und in der Anpassung des Weibes an die Obliegenheiten der Mutter. Hieraus resultiren zwei Classen von Unterschieden zwischen den psychischen und physischen Eigenschaften der Männer und Frauen, die wir in Betracht ziehen müssen. Während der Mann so lange zu wachsen und sich körperlich zu entwickeln fortfährt, als Nahrungsaufnahme und physiologischer Kräfteverbrauch sich gegenseitig balanciren, tritt beim Weibe der Stillstand in der individuellen Entwickelung schon ein, während noch ein bedeutender Ueberschuß von Saft und Kraft im Körper vorhanden ist. Dem entsprechend werden die Mädchen auch viel früher geschlechtsreif als die Knaben. Das frühe Aufhören der individuellen Entwickelung hat indessen zur Folge, daß das Nerven- und Muskelsystem beim Weibe nicht zu derselben Stärke gelangt wie beim Manne. Hieraus resultirt mit Nothwendigkeit eine etwas geringere Größe der Glieder, welche verrichten, als auch des Gehirnes, welches den Anstoß zu den ver-

schiedenen Verrichtungen giebt. Diese körperlichen Verhältnisse haben nun wieder ihre Rückwirkung auf den Geist und es zeigt sich, daß die intellectuellen Kundgebungen der Frauen weniger durchschlagend und kräftig sind als die der Männer. Ganz besonders vermissen wir beim Weibe jene Fähigkeit des abstracten Denkens, ohne welche weder eine wissenschaftliche Leistung noch eine consequente Handlungsweise möglich ist. Das Verhalten des Weibes wird zu sehr von der augenblicklichen Stimmung und von den Gefühlen der Vorliebe oder Abneigung beeinflußt. Diese Geistesbeschaffenheit ist naturgemäß von einem Mangel an Gerechtigkeitssinn begleitet, der oft zu großen Zerwürfnissen in der Ehe führt. Mit einer gewissen Uebertreibung im Ausdruck könnte man sagen: Das Weib ist da zum Fühlen und Empfinden, aber nicht zum Denken und Handeln. Es liegt eine große Dosis Ungerechtigkeit in diesem Urtheil, aber nur die gebildetsten und geistig hervorragendsten Frauen sind im Stande, dasselbe durch die Praxis lügen zu strafen. Im Allgemeinen wird unser Urtheil richtig sein.

Eine Anzahl anderer Unterschiede zwischen dem Geiste des Mannes und dem der Frau sind aus dem Verhältnisse der Abhängigkeit erwachsen, in welchem die Frau in früheren Zeiten zum Manne stand. Der Mann als Stärkerer war unbedingter Herr und Gebieter über das Weib. Leben und Tod desselben war in seine Hand gegeben. Da nun der menschliche Charakter sich in Uebereinstimmung mit den Lebensverhältnissen entwickelt, unter denen er existiren muß, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das weibliche Geschlecht durch seinen früheren Verkehr mit muthigen, heftigen und gewissenlosen Männern gewisse geistige Züge erlangt hat, die, weil sie von Nutzen waren, vererbt und bis auf den heutigen Tag erhalten wurden. Von diesem Gesichtspuncte aus fällt ein heller Lichtstrahl auf manche, sonst sehr räthselhafte Seiten der weiblichen Natur.

Bedenken wir zunächst, daß der Urmensch ein sehr unstätes Leben führte, starke Leidenschaften besaß und in fortwährenden Kämpfen lebte. Ziehen wir ferner in Betracht, daß in diesen Kämpfen naturgemäß diejenigen Stämme siegten, in denen die Männer nicht blos muthig und kraftvoll, sondern auch beutelustig und gewissenlos waren, so wird uns klar, daß die von solchen Horden abstammenden civilisirten Völker nothwendigerweise die brutalen Eigenschaften ihrer Stammväter ererben mußten. Im Zusammenleben mit rohen und egoistischen Männern wird nun aber das Weib durch Anpassung ganz bestimmte Eigenschaften erlangt haben, die ihm, als dem schwächeren und abhängigeren Theil, der Kraft und Gewalt gegenüber von irgend welchem Vortheil waren. Welche Eigenschaften das gewesen sind, werden wir sogleich sehen.

In erster Linie wird bei den Frauen der barbarischen Zeit die Fähigkeit ausgebildet worden sein, schnell und mit Sicherheit die flüchtigen Gefühle ihrer Umgebung zu unterscheiden. Denn diejenige Frau, welche am besten im Stande war, in den Mienen ihres wilden Gatten zu lesen und am sichersten aus seinem Gebahren und dem Tone seiner Stimme herauszufühlen vermochte, welche Leidenschaft ihn bewegte, — die Frau, die das am besten fertig brachte, wird vermöge ihrer Klugheit am meisten Aussicht gehabt haben, zu überleben. Eine andere, die weniger in der Deutung der Gefühlssprache geübt war, wird bei der Begegnung mit ihrem rasenden Gatten stets der Gefahr ausgesetzt gewesen sein, erschlagen zu werden. Auf diese Weise ist das Intuitionsvermögen durch Uebung und Gebrauch bei den Frauen der barba-

rischen Männer in einem hohen Grade ausgebildet worden und wir sehen auch heutzutage noch, daß die Frauen die Fähigkeit, schnell die Gemüthsstimmung Anderer zu erfahren, in einem weit größeren Maße besitzen, als die Männer. Im Verein mit dieser Fähigkeit rascher und unmittelbarer Auffassung entwickelte sich aber ganz natürlich auch ein anderes, weniger lobenswerthes geistiges Vermögen, nämlich die Kunst, sich zu verstellen. Denn die bloße Fähigkeit, die Vorboten der aufsteigenden Leidenschaften im Gebahren des Mannes zu entdecken, würde von keinem großen Nutzen gewesen sein, wenn das Weib nicht zugleich die Gabe erlangt hätte, ihre eigenen aufgeregten Gefühle zu verbergen. Das war insofern vom größten Vortheil für die Frau, als ein roher Mann, wie die tägliche Erfahrung lehrt, am meisten durch Widerspruch und Widerstand gereizt wird, während er leicht zu besänftigen ist, wenn er überall auf ein weiches und nachgiebiges Element stößt. Dieser Umstand hat dazu beigetragen, daß die Gabe der Selbstbeherrschung und die Kunst, sich zu verstellen, sich beim Weibe viel mehr entwickelt hat, als beim Manne. Auch die Männer besitzen, wie wir täglich sehen, Verstellungsgabe und Selbstbeherrschung, aber man wird bei ihnen diese Eigenschaften nie so hochgradig entwickelt finden, wie bei den Frauen. Das ist auch ganz natürlich. Denn während die Frauen in ihrem Verkehr mit den Männern ganz ausschließlich auf die genannten Schutz- und Vertheidigungsmittel angewiesen waren, hingen die Männer in ihrem Verkehr mit einander nur zum Theil von denselben ab. Der Mann behauptete den Vorrang unter seinesgleichen durch positive Eigenschaften, durch Kraft, Muth und Ausdauer in seinen Handlungen; Selbstbeherrschung und Verstellungskunst kamen erst in zweiter Linie als bloße Hülfsmittel in Betracht. Demgemäß sind die letztgenannten Eigenschaften durch natürliche Zuchtwahl auch bei dem Geschlechte am meisten ausgebildet worden, welches dieselben zu seiner Selbsterhaltung am meisten nöthig hatte. Nach dem Gesetze nun, daß Eigenschaften des Weibes in der Regel nur auf die weibliche Nachkommenschaft und Eigenschaften des Mannes fast ausschließlich nur auf die männlichen Sprößlinge vererbt werden, erklärt es sich, warum sich die vor unzähligen Generationen erworbenen Eigenschaften des Weibes consequent nur auf unsere Töchter, aber nicht auch auf unsere Söhne vererben. Dasselbe Gesetz manifestirt sich auch im Thierreiche. So vererbt sich in der Mehrzahl der Fälle das schöne Federkleid der männlichen Vögel ausschließlich auf die männliche Nachkommenschaft und das schlichtere Gefieder der Weibchen bleibt auch in allen folgenden Generationen auf dasselbe Geschlecht beschränkt. Ebenso ist es bei den Insecten. Die fast stets prächtiger als die Weibchen gefärbten männlichen Käfer und Schmetterlinge vererben diese Eigenschaft lediglich innerhalb ihres eigenen Geschlechts. Noch schlagender wird die partielle Erblichkeitsbeschränkung durch die merkwürdige Thatsache des Dimorphismus und Polymorphismus bei den Weibchen gewisser tropischer Lepidopteren bewiesen. Aber darauf können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen. Wer diesen Gegenstand eingehend studiren will, der nehme die darauf bezügliche Abhandlung von Russel Wallace zur Hand *).

Es bleibt uns noch übrig, einige andere geistige Züge der Frauen besprechen, welche aus dem Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander

*) Vergl. Wallace, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Deutsch von Bernhard Meyer. 1870. S. 165 u. ff.

und aus ihrer Anpassung an die Wohlfahrt der Gattung entspringen. Ein solcher Zug z. B. ist die bei den Frauen vorherrschende Neigung Kraft und Autorität, wie und wo sie sich auch kundgeben mögen, zu verehren. Das Vorhandensein dieser Neigung wird vollkommen begreiflich, wenn wir bedenken, daß im Kampfe ums Dasein diejenigen Frauen am meisten Aussicht hatten, ihre Nachkommenschaft zu überleben, welche sich zu den stärkeren und kräftigeren Männern hingezogen fühlten. Denn diese waren besser als die schwächeren im Stande Frau und Kinder zu beschützen. Auf diese Weise wurde die Vorliebe der Frauen für männliche Kraft durch natürliche Zuchtwahl gehäuft und dadurch zu einem erblichen Charakterzug gemacht, den wir fast bei allen Repräsentanten des weiblichen Geschlechts antreffen. Es giebt natürlich auch Ausnahmen von dieser Regel. Aber diejenigen Frauen, welche sich bei der Wahl des Gatten nicht durch die Vorliebe für körperliche Kraft bestimmen ließen, werden, weil sie schutzlos waren, viel mehr der Gefahr, getödtet oder gefangen genommen zu werden, ausgesetzt gewesen sein und daher weniger Nachkommen hinterlassen haben, als die Frauen, denen die Liebe zur Kraft innewohnte. Der dem Frauenherzen schon in der Urzeit eingepflanzte Instinct, Kraft in jeder Gestalt zu verehren, macht es auch begreiflich, wie junge Mädchen, denen man keine unedlen Motive unterschieben kann, oft einen starken, breitschulterigen und bäuerisch aussehenden Menschen heirathen, der für uns Männer auch nicht im entferntesten der Gegenstand einer Zuneigung hätte sein können. Jedem wird ein solcher Fall im Leben schon begegnet sein und Jeder wird sich bei solchen Gelegenheiten im Stillen über den absonderlichen Geschmack gewundert haben, den manche Schöne bei der Wahl ihres Gatten entwickelt. Die gleiche Beobachtung scheint auch schon im graueſten Alterthume von den griechischen Mythendichtern gemacht worden zu sein, denn diese haben dem häßlichen, aber kraftvollen Gotte Vulcan die im Schönheitsglanz strahlende Aphrodite zur Frau gegeben.

Mit der Verehrung für die Kraft verbinden die Frauen aber auch einen großen Respect vor der Autorität und vor der öffentlichen Meinung. Bei einer Frau — wir sprechen natürlich immer von den Durchschnittsfrauen — kommt viel darauf an, was die „Leute" gesagt haben, zur Zeit sagen oder künftig sagen werden. Die Neigung zum Klatsch, die naturgemäß mit dem permanenten Wunsche, das zu wissen, was die Leute sagen, verknüpft ist, entspringt in letzter Instanz auch aus der Ehrfurcht vor Kraft und Autorität. Thee- und Kaffeegesellschaften, in denen die öffentliche Meinung, soweit sie für Frauen von Interesse ist, zum Ausdruck gelangt, erhalten im Zusammenhange mit den obigen Betrachtungen, wie man sieht, einen naturgeschichtlichen Hintergrund.

Ganz besonders jedoch prägt sich der Respect der Frauen vor Allem, was eine überragende Kraft oder Fähigkeit verräth, in der Anhänglichkeit aus, mit der sie an den bestehenden staatlichen und kirchlichen Zuständen festhalten. Die Frauen gehören sämmtlich von Natur aus zur conservativen Partei. Die meisten Frauen haben kein Verständniß für Politik und parlamentarisches Leben; sie begreifen in vielen Fällen gar nicht, warum das, was einmal besteht, aufgehoben oder geändert werden soll. Aus demselben Grunde sind die Frauen abgesagte Feindinnen jeder Kritik, gleichviel ob dieselbe sich auf Literatur, Kunst oder gesellschaftliches Leben bezieht. Diese Seiten des weiblichen Geistes wirken als nicht zu unterschätzende factoren bei den socialen Erscheinungen mit. Von ganz unmittelbarem Ein-

flusse sind die Frauen auf das Fortbestehen orthodoxkirchlicher und damit zusammenhängender ceremonieler Einrichtungen. Das Gemüthsleben des Weibes neigt zum Mysticismus und zum Glauben an das Uebernatürliche hin. Daher sehen wir bei Processionen und kirchlichen Aufzügen, daß die Theilnehmer an denselben zum größten Theil Frauen und Mädchen sind. Auch die Muttergotteserscheinungen der letzten Zeit wurden immer von Frauen und Kindern, ganz ausnahmsweise nur von Männern wahrgenommen. Die Frauen bilden daher die größte und festeste Stütze des Ultramontanismus, und in den romänischen Ländern Südeuropas ist diese Stütze zur Zeit noch ganz unerschüttert.

In mittelbarer Weise macht sich der Einfluß der Frauen auch durch die Modificirung der Anschauungen und Meinungen der Männer geltend; einmal bei der Erziehung, insofern die Knaben in der Jugend nach den Ansichten der Mutter denken und handeln lernen; dann aber auch im gesellschaftlichen Verkehr, indem die Männer im ehelichen Zusammenleben bewußt und unbewußt von der weiblichen Anschauungs- und Gefühlsweise beherrscht werden. Es liegt daher im allgemeinen gesellschaftlichem Interesse, die Mädchen zu solchen Frauen zu erziehen, deren körperliche und geistige Eigenschaften im Stande sind, den Mann in seinen Bestrebungen zu ermuthigen und zu fördern. Dazu gehört vor Allem, daß bei der Mädchenerziehung der alte Grundsatz: mens sana in corpore sano mehr berücksichtigt wird. Denn der Grund zu der Blutarmuth und Nervosität der meisten Frauen wird schon in den Kinderjahren gelegt. Eine nervöse oder hysterische Frau muß aber naturgemäß das Leben des Mannes verbittern und auch sonst schädlich auf das Familienleben einwirken. Turnen, Baden und viel Bewegung in freier Luft dürften sich in der Mehrzahl der Fälle als genügend erweisen, um die Entwickelung des weiblichen Körpers zu fördern. In geistiger Beziehung muß indessen gleichfalls etwas mehr, als zur Zeit geschieht, gethan werden. Denn wenn das Weib dem Manne eine anregende Gesellschafterin sein soll, so muß sie wenigstens ein *Verständniß* für die Bestrebungen des Mannes besitzen. Durch Clavierspielen und durch französische Stunden wird dieses Verständniß aber keineswegs gefördert. Dies kann nur durch die Einrichtung von höheren Töchterschulen, die dieses Namens wirklich würdig sind, erreicht werden. Daß ein solches Verständniß aber auch gegenwärtig schon in vielen Fällen *ohne* besonderen Schulunterricht erlangt wird, zeigt das Beispiel von ausgezeichneten Frauen in allen Volksschichten.

Ich schließe diese Darlegungen mit dem Wunsche, daß dieselben dazu beitragen möchten, das Bestreben derer, welche die Frau „*emancipiren*" wollen, in eine den naturgeschichtlichen Thatsachen entsprechendere Bahn zu lenken.

Aus der Gesellschaft.

Wien.

Der Erste des Monats Mai hat sich ganz elend aufgeführt, denn mit Regen, Donner und Blitz inaugurirt man keine Wonnen, die übrigen dreißig Tage haben, aber im allgemeinen keine sonderliche Veranlassung zu Aergerniß und Klagen gegeben. Es wurden ziemlich viele Praterfahrten unternommen, es wurden viele neue Toiletten entwickelt und wurden sehr viele Backhendl'n konsumirt. Der Mai will aber auch seine nationalen Opfer haben. Am meisten jedoch leistete der Wonnemonat in — Wohlthätigkeit, und künftig können wir ihn auch Humanitätsmonat taufen. Am ersten Mai sangen die scheidenden „Italiener" zum Besten der Schriftsteller und Journalisten, am 9. Mai wurde im Schwarzenberg-Garten zu Gunsten dreier Unterstützungsvereine ein gewaltiges Fest mit Militärmusik, Männergesang, Bazars, Glückshafen, electrischer Beleuchtung 2c. begangen, und für das Ende des Humanitätsmonats war in der Rotunde des Ausstellungsraumes ein ähnliches Bazar-, Glückshafen- und Musikfest projectirt. Zuerst sollte man den Ladys Patronessen Objecte für ihre Bazars schenken, dann sollte man wieder diesen Ladys Patronessen Objecte aus ihren Bazars abkaufen, — da mußte man selber zum Bettler werden, wenn man es nicht vorzog, über die ganze Wohlthätigkeitsepoche hinüber zu verreisen. Früher wurden nur die Wintermonate zu Humanitätsarrangements benutzt und Theater und Akademien und Bälle und Kränzchen waren die wohlorganisirten Pumpwerke, mit welchen der Bevölkerung die Banknoten aus der Brieftasche gezogen wurden, jetzt fällt es den Vereinsferen mit einem Male ein, auch das Frühjahr auszubeuten. Was wird die Folge dieser Idee sein? Daß die meist geschröpften Leute statt im Juli bereits im Mai die Stadt verlassen. Figaro hat ein sehr weiches Herz, aber Alles in der Welt muß seine Grenzen haben, wenn es in seinen Wirkungen nicht abgestumpft, oder gar lächerlich werden soll. Das Allerneueste in Wohlthätigkeitsactionen war aber jedenfalls dem gegenwärtigen Jahre und unserer guten Reichs- und Residenzstadt Wien vorbehalten. Vor ganz kurzer Zeit nämlich wurde ein Vergnügungszug über den Semmering zu Gunsten der Südbahnbediensteten in Scene gesetzt. Ein Wohlthätigkeitstrain mit beschleunigter Fahrzeit — ist das nicht ganz neu und überraschend?! Wie, wenn, Gott behüte, ein solcher Zug verunglückte? Wie, wenn die fünfzehn oder zwanzig Waggons, zum Vortheile von subalternen Bahnfunctionären in Bewegung gesetzt, über einen Abgrund hinabkollerten? Dann wäre wenigstens das Opfer voll und man könnte sagen, ein paar Hundert Menschen haben sich zum Benefiz von Conducteuren und Schaffnern und Signalwächtern die Hälse gebrochen.

Die Rennen vom Ostermontag und anderen verschiedenen Maitagen sind zufriedenstellend ausgefallen, nämlich für jene Herren Pferdebesitzer, deren Thiere den Sieg sich erlaufen. Das Hotel Imperial war das Hauptquartier für die Herren und Damen der Aristokratie, die ein directes oder indirectes Interesse an den Rennfesten des Praters haben. Von hieraus fuhren die Viererzüge hinab in die Freudenau und hierher kehrten sie gegen sechs Uhr Nachmittags wieder zurück und zwischen sieben und elf Uhr fanden dann in den Sälen des Ringstraßenhotels die sangtuösen Rennbanketts statt. Nicht nur Menschen entgehen ihrem Schicksal nicht, auch von Häusern

läßt sich dies vermeinen. Das jetzige Hotel Imperial wurde ursprünglich für den Herzog Philipp von Würtemberg gebaut, und der Schwiegervater des Herzogs, Erzherzog Albrecht, sorgte dafür, daß das Palais, in welchem seine Tochter Maria Theresia das eheliche Glück genießen sollte, in jeder Hinsicht die prächtigste Ausstattung erhielt. Aber kaum hatte das herzogliche Paar ein paar Jahre das Palais bewohnt, als es hieß, für die Nerven der Frau Herzogin sei der Lärm, der von dem benachbarten Musikvereinsgebäude, allwo im Winter so viel Bälle und Redouten abgehalten werden, herüber dränge, zu groß sei, um es auf die Dauer aushalten zu können. Das Palais, dessen Erbauung circa drei Millionen Gulden gekostet, wurde für $1^1/_2$ Millionen verkauft, und zwar an Herrn Horace Landau, jenen commerciellen Agenten der Rothschilds in Italien, der trotz seiner 40 bis 50 Millionen Francs Vermögen stets mit dem baumwollenen rothen Regenschirm und dem baumwollenen blauen Taschentuch herumgeht. Herr Landau, der sonderbare Junggeselle, vermiethete das Palais an einen gewandten Hotelier, und dieser wußte dafür zu sorgen, daß das Hotel seinem ursprünglichen Zwecke nicht entfremdet wurde. Man muß von sehr guten Eltern sein, um in diesem anti-herzoglichen Palais ein Unterkommen oder ein Diner zu bekommen — womit aber dem Herrn Pächter durchaus nichts Böses nachgesagt werden soll. Ein Jeder muß wissen, wo er seine gute Rechnung findet, bei der Aristokratie, bei der Bourgeoisie oder beim Plebs.

Faure, über dessen künstlerische Bedeutung und dessen wiener Erfolge ich in meinem vorigen socialen Rechenschaftsbericht bereits Einiges erzählte, ist mittlerweile k. k. österreichischer Kammersänger geworden. Das Ereigniß, das natürlich gar manchem erbgesessenen Tenoristen und Bassisten nicht ganz erwünscht kam, hatte seine Schatten schon vor einigen Tagen vor sich geworfen. Am Ostersonntag war's, als der französische Opernsänger auf dem Chore der Hofkapelle erschien, und hier als eine Einlage zur Messe ein Offertorium sang. Die andächtige Welt war auch auf diesem Parket, das ich, um nicht für cynisch zu gelten, sofort in „Schiff" verwandle, von dem Gesange des Künstlers entzückt und gehoben, aber das Entzücken war nicht größer als die Neugierde. Wie kam Faure so unvorbereitet in die k. k. Hofkapelle der k. k. Hofburg? Das Räthsel war rasch aufgeklärt. Der Kaiser und die Kaiserin besuchen wegen der noch tiefsten Hoftrauer um weiland Erzherzog Franz Karl kein Theater; da die Majestäten aber dennoch Faure gern gehört hätten, wurde dieser vom Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe eingeladen, in der Kirche zu singen. Und der Erfolg jenes Offertoriums vom 21. April war das Kammersängerdecret vom 3. Mai. — Durch das materielle Resultat, das die Hofoperndirection dieses Mal mit den Italienern erzielt, resp. durch die Niederlage, die das Institut erlitten, eine Niederlage, die einzig und allein durch Faure vor dem Prädicat schmählich bewahrt wurde, ist es nun beschlossen, daß Wien keine „Stagione" mehr haben wird und daß man mit den Prätensionen, soi disant Italiener auf längere Zeit bei sich zu haben, definitiv gebrochen hat. Dabei gehen natürlich auch die Prätensionen der falsche Italiener zu Grabe. . . . Da ich einmal bei dem ominösen Worte Grab angelangt, sei mit einer zerdrückten Thräne einer Novität gedacht, die das Burgtheater im Laufe der letzten Wochen zwei Mal gegeben hat, um dieselbe dann in das Archiv ewiger Vergessenheit zu legen. Besagte Novität, die bereits am zweiten Abend bei gedrängt leerem Hause in Scene ging, hieß „Andreas Paumkirchner", triefte von k. k. österreichischem Patriotismus, war

von Herrn von Wartenegg, k. k. Hofbeamten und hatte ihre Aufführung jener Protection zu verdanken, deren ein Hofbeamter in den meisten Fällen sicher ist, und vor der sich selbst ein Theaterdirector vom Schlage Dingelstedt's beugen muß. Am zweiten Unglücksabend des Andreas Paumkirchner fügte sich's, daß Frau Janisch, die eine der Hauptrollen spielte, ohnmächtig wurde — ist bis zur Stunde noch nicht ganz aufgeklärt, ob in Folge der unerträglichen Hitze oder des Stückes — und der Vorhang fallen mußte. Als nun Frau Janisch, die so anmuthige Naive, umringt von ihren Collegen und Colleginnen, bewußtlos auf dem Divan ihrer Garderobe lag und der rasch herbeigeeilte Arzt den Puls der Künstlerin fühlte, um die Schläge gewissenhaftest zu zählen, drängte sich ein dem Doctor ganz unbekannter Herr in den Kreis und sagte: „Glauben Sie, Herr Doctor, daß man das Stück wird weiter spielen können?" Der Doctor, etwas unwirsch über die Störung, antwortet in kurzem und scharfem Tone: „Ob das dumme Zeug zu Ende gespielt wird, ist ganz egal, es sind ja ohnehin keine dreißig Leute im Theater, die Hauptsache ist, daß unsere Frau Janisch wieder zu sich kommt." — In diesem Augenblicke schlägt aber die Janisch die Augen auf und sagt zu dem um den Fortgang der Tragödie so bekümmerten Herrn: „Ach, lieber Herr von Wartenegg, entschuldigen Sie die Störung, die ich Ihnen verursacht . . ." Wessen Verlegenheit in diesem Augenblicke größer war, die des Doctors, oder die des Dichters, das ist schwer, sehr schwer zu bestimmen. Solches war das traurige Schicksal des traurigen Andreas Paumkirchner. —

Die Todtenliste der letzten vier Wochen weist aus der Künstlerwelt nur einen Namen auf und dieser eine Name gehört auch nur noch aus Tradition in die Reihen der Unsterblichkeit. Knapp vor Einzug des Lenzes starb ganz unerwartet und nach sehr kurzer Krankheit Frau Henriette Strauß, geborene Treffz. Die ältere Generation kannte die Dame unter dem letzteren Namen als vorzügliche Sängerin und selbst London und Paris, welche Städte damals noch nicht Alles als „groß" und als „Stern" passiren ließen, ratifizirten den Ruf der Treffz. Fräulein Treffz ging mit einem unserer ersten (seither auch verstorbenen) Bankiers, Herrn T., eine Liaison ein, aus der mehrere Sprößlinge entstanden. Das Aufsehen war damals gewaltig, als es hieß, Fräulein Treffz werde sich von Herrn T., der seine Freundin mit der größten Zärtlichkeit behandelte und mit Reichthümern förmlich überschüttete, trennen, um den Walzerkönig Johann Strauß zu heirathen. Die Sache verhielt sich auch wirklich so. Nach den demüthigendsten Versuchen des Bankiers, das Project zum Scheitern zu bringen und Henriette von ihrem Schritte zurückzuhalten, gingen die Beiden dennoch zum Altar. Die Ehe war eine sehr glückliche und man kann wohl sagen, daß es Frau Henriette war, der die Stellung ihres Mannes als Walzerfürst nicht genügte und die daher alles mögliche aufbot, um aus Johann auch einen Operncomponisten zu machen. Es ist sehr die Frage, ob die Kunst damit etwas gewonnen hat, Thatsache aber bleibt es, daß Johann Strauß, das Capo der nur noch auf vier Augen ruhenden Walzerdynastie (Johann und Eduard), mehrere Partituren schrieb (Indigo, die Räuber, Cagliostro, Fledermaus), von denen die erstere als „Reine Indigo" selbst in Paris Glück machte und die letztere in ganz Deutschland gern gehört wird. Die Walzer vermochte wohl die Gattin ihrem Gatten nicht abzugewöhnen, aber um eine Stufe höher hatte der Ehrgeiz den Lebensgefährten denn doch gehoben. Frau Strauß besaß bei ihren Lebzeiten

einen kleinen Affen und an diesen Affen knüpft sich eine wahrhaft tragi-komische Geschichte. Als die Dame den letzten Athemzug gethan hatte, war natürlich in der Villa zu Hietzing, wo die Katastrophe erfolgte, Alles in der größten Aufregung und kein Mensch kümmerte sich um das Thierchen, in welchem wir unsere geehrten Vorfahren erkennen sollen. Der Affe sieht, daß er allein und unbeachtet, stürzt auf den neben dem Leichenbette sich befindlichen Toilettetisch, untersucht alle Büchsen und Schachteln, in denen die Verjüngungsmittel, wie Schminke, Poudre de riz 2c. 2c. aufbewahrt sind und thut, was er so oft gesehen haben mag und legt alles mögliche Weiß und Roth auf seine Backen, so daß er kaum mehr reinzuwaschen war. Giebt es ein drastischeres Bild, als diesen Affen neben der Leiche seiner Herrin und als Verräther gewisser Künste? —

Durch die Erfolge ihres Berliner Gastspieles ist es nun entschieden, daß Fräulein Emilie Tagliana vom Januar 1879 an der königl. Bühne der deutschen Hauptstadt angehört und Wien wenigstens für drei Jahre verläßt. Nachdem man uns also die große Wilt genommen, nimmt man uns auch die kleine Tagliana (beim Lesen dieses Schmerzensschreies bitte ich, die Adjective „groß" und „klein" nur mehr sinnlich zu nehmen, nicht etwa figürlich, sonst könnte am Ende Emilie sich gekränkt fühlen), und wir stehen verzweiflungsvoll da und ringen unmuthig die Hände. Der Name Tagliana ist bereits mit einem ganzen Kreis von Mythen umwoben, und wollte man alle die poetischen und social-pikanten Gebilde verzeichnen, die die Phantasie mehrerer Großstädte um das Haupt der niedlichen Opernsoubrette gesponnen, es würde eine ganz stattliche Broschüre daraus; doch man soll nicht Alles sagen, was man weiß, selbst nicht, wenn es sich um eine Sängerin handelt, darum sei nur ganz kurz angedeutet, daß die neu engagirte Coloratursängerin des Berliner Opernhauses ein reizendes Persönchen ist, feurige Augen besitzt und sich einer nicht sehr großen, aber ergiebigen, weil scharfen Stimme erfreut und gute Gesangseffecte zu erzielen weiß. Wer einmal mit Fräulein Tagliana gesprochen, der kann ihr nicht mehr gram sein und ich gehe so weit in meiner Behauptung, daß die größten Erfolge dieser Künstlerin in ihrer — Conversation beruhen. —

Auf die letzten Tage des Monats Mai war die Ankunft des Schah von Persien signalisirt und das genügte, um in den Einen die Hoffnung wachzurufen, etwas zu verdienen und in den Anderen, einige bislang noch unsaldirte Rechnungen endlich einmal bezahlt zu bekommen. Als der Schah von Persien im Jahre 1873 in Europa und ganz besonders längere Zeit in Wien war, geruhten — so geht das Gerücht — Se. persische Majestät sehr viel daselbst zu kaufen und sehr wenig zu bezahlen, ja, man behauptet sogar, nicht einmal der persische Palast, den sich die Sonne von Teheran auf dem Ausstellungsrayon des Praters habe erbauen lassen, sei beglichen worden. Die mannigfachen Geschäftsleute, denen es vor fünf Jahren noch zum Stolze gereichte, für Schah Nasr-Eddin Waaren zu liefern, sind natürlich seitdem etwas abgekühlt worden und sehen es heute als eine Ehre höchst zweifelhafter und höchst kostspieligen Charakters an, persischer Hoflieferant zu heißen. Aber die Unlust zum Zahlen soll bei dem asiatischen Hofstaat nicht einmal so groß gewesen sein, wie dessen Unlust, sich zu waschen und die Räume reinlich zu halten, die ihnen bestimmt. Das kaiserliche Lustschloß Laxenburg weiß noch groteske Geschichten von anno dazumal zu erzählen, wie die Herren Perser ihre Lämmer in den Salons schlachteten und wie sie nicht selten irgend ei

Boudoir mit irgend einem geheimen Ort verwechselten. Kein Wunder denn, daß sich für die diesmalige Anwesenheit des Schah Nasr-Eddin kein Hotel anbieten wollte und daß man lange vor Ankunft der Majestät mit zwei Häusern unterhandelte — mit dem goldenen Lamm in der Jägerzeile und dem Hotel Metropole am Franz-Josefs-Quai — ohne vorerst zu einem günstigen Resultate zu gelangen. Auch die Kaufleute und Gewerbtreibenden werden sich die vor einem Lustrum gemachten Erfahrungen zu Nutze machen und nur gegen comptant liefern, wo sie früher freudigen und hochklopfenden Herzens — gepumpt. Denn mehr als einen Sonnen- und Löwenorden kann auch der gebildetste Schuster nicht tragen. —

Nachdem ich nun von Humanität, von Theaterpersönlichkeiten und Theaterdingen, von Majestäten und von hohen Namen aller Art so viel geplaudert, als eben nur zu plaudern war, komme ich wieder zu jenem heiklichen Thema, mit dem ich auch meine Aprilrevue abgeschlossen, auf das Thema der Diplomatie. Sie haben seit den letzten vier Wochen, die wir nun wieder überstanden, entsetzlich viel gearbeitet, die Herren Gesandten und Botschafter und Minister, die Attachés und Legitationsräthe und Secretäre erster, zweiter und dritter Classe. Und die armen Attachés und Secretäre, wie müssen sie ihre ganze Zeit zur Herbeischaffung des Krieges opfern? Abgehetzt kommen sie am Abend in eine der Logen des Adelscasino und können höchstens darin Erholung suchen und finden, daß sie sich wechselseitig von den Rennsiegen auf dem Turf, von den Chancen des grünen Tisches im Jokeyclub und von den Abenteuern dieses oder jenes ihrer Collegen unterhalten. Die Conversation über die zuletzt angelangte englische Rückantwort — pardon — über die mitten in der Bahn stehen gebliebene Stute — die Discussion über die eben vor einer Stunde mittelst Couriers eingetroffene neueste Proposition Rußlands — pardon — über die Prinzessin der zweiten Quadrille, die von der Bühne herauf mit einem und demselben Augapfel einem ältern Herrn in einer Loge und einem jüngeren auf der letzten Galerie kokettirt — die Controverse über die jüngstens adoptirte Haltung Oesterreichs — pardon — über die demnächst bevorstehende Verlobung eines ihrer Collegen mit Einer von der Operett' — alle diese Conversationen, Discussionen und Controversen pflegen in jenen Adelscasinologen so laut geführt zu werden, daß sich das plebejische Publicum des Parkets und Parterres sehr oft durch lautes, zurechtweisendes Zischen Ruhe und Stille schaffen muß. Wenn ich übrigens vor ein paar Minuten erst auf eine Verbindung zwischen Politik und Operette, an eine Liaison zwischen ernster Staatsraison und leichtbeschwingter Musik angespielt, so will ich's bei dem Anspielen nicht bewendet sein lassen und kurz und trocken und ganz undiplomatisch registriren, daß es mit der Vermälung des Attaché der italienischen Gesandtschaft, Herrn C. und der Fräulein L., berühmtesten Darstellerin der Mademoiselle Lange in der „Angot", demnächst Ernst werden soll. Sie sind noch immer nicht gewitzigt, diese Herren von der hohen Gesellschaft und sie sind noch immer nicht gewitzigt, diese Damen vom Theater. Sie thun selten gut bei einander und doch finden sie sich wieder. Wenn es nicht die Hand des Verhängnisses ist, von der die schöne Helena so schön zu singen weiß, so giebt es überhaupt kein Verhängniß und Kassandra lügt. Nebenbei, nur so ganz nebenbei sei constatirt, daß Fräulein L. auch eine sehr hübsche — „schöne Helena" ist. —

Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

IX.

Indem ich daran gehe, die Bilder meiner jüngsten dreißigtägigen Fahrt vor Ihnen zu entrollen, zeigt sich freilich, daß es dieser „Monatsausstellung", wie meist auch — ohne die figürliche Redeweise — den wirklichen Gemäldeausstellungen merkbar an großen historischen Stoffen und Motiven gebricht. Es fehlt an Katastrophen und epochemachenden Ereignissen und Momenten, wie es z. B. vor Kurzem noch der Tod eines Königs, das Dahinscheiden des römischen Papstes und Anderes dergleichen war — wir haben zu vermissen die politischen Haupt- und Staatsactionen und auch an „frischen, fröhlichen Kriegs-" und Schlachtenbildern mangelt es — der Friede zu San Stefano, unter so viel Schmerzen im Monat März ins Dasein getreten, hat sich während des April noch gar nicht schön auswachsen können und ist ein bedauernswürdiges, kümmerliches Geschöpf, das ängstlich zwischen Leben und Sterben ringt — kurz, es ist mehr Geschichte im Kleinen, die diesmal auf den Markt geworfen ist, „Genre" und „Stillleben" herrschen vor in diesem „Salon", es sind „Kurzwaaren" des großen Weltgeschäfts, welche Handelsmann April in seinen Schaufenstern, auf seinen Ladentischen ausgelegt hat.

Da sehen wir gleich am Eingang eine Collection von „Reisebildern". „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche" und so kam, kaum daß die Osterglocken läuteten, aus dem „nordischen Venedig" Stockholm nach unserem lieblichen Heidelberg ein edles königliches Haupt, der schwedische Oskar, um nach der winterlichen Trennung endlich wieder seine leidende Gemalin zu begrüßen. Der Herrscher Scandinaviens ist bekanntlich einer der Liebenswürdigsten seines Geschlechts: höchst gefällig wie immer, ließ er sich diesmal sogar herbei, von den guten, nur ein wenig stark eingebildeten Leuten, die sich in Frankfurt a. M. als „Freies deutsches Hochstift" und modernen Dichter-Areopag aufspielen, den poetischen Lorbeer in Empfang zu nehmen — eine wahrhaft rührende Galanterie!

Ferner erschien an den Marken Europas zum zweiten Mal ein weitgereister, freilich mit recht gemischten Gefühlen erwarteter Gast: der persische Schah. Nun — diesmal will „Nassr-ed-Din wenigstens nicht „nassauern", wie ein Witzblatt treffend scherzte, sondern incognito bleibend Alles bezahlen, weswegen er sich das Sümmchen von 25 Millionen in die Tasche gesteckt hat. „Nos bons bourgeois de Paris" schrecken indeß auch vor diesem Berge Gold nicht zurück und versprechen, mit Hülfe einiger von „ces petites dames", die sich nicht dazu werden nöthigen lassen, ihn glücklich klein zu machen.

Aus Berlin reiste die Frau Kronprinzessin zu ihrer königlichen Mutter, Fürst Bismarck nach seiner Lauenburgischen Besitzung Friedrichsruh. Aber der arme Fürst! Kaum angelangt unter den soeben ihr erstes Frühlingsgrün ansetzenden Wipfeln seines schönen Sachsenwaldes, streckte ihn eine heimtückische Erkrankung aufs Lager, die, wenn schon ohne den anfangs gefürchteten gefährlichen Charakter, ihm doch die ersehnte Erholung in der wiedererwachenden Natur raubte. Und ein Zufall wollte, daß auch „College Gortschakoff" in Petersburg einen ernsten Anfall seines alten Leidens bekam. Da blieb denn unter den Staatsmännern, die den Dreikaiserbund repräsentiren, allein Graf Andrassy der Glückliche. Denn nicht der schwärzestsehende Schwarzseher wird in Abrede stellen können, daß ein Feldmarschall-Lieutenants-Patent einer Gürtelrose und einem Gichtkrampf vorzuziehen ist, daß demnach der am Osterfest ernannte Feldmarschallieutenant Gyula Andrassy, bisher Generalmajor der Honved, jedenfalls besser daran war, als die beiden Anderen des diplomatischen Kleeblattes. Neue „Feldmarschälle" — zwei für einen — gab es übrigens auch in Petersburg; wie nach dem Kriege von 1870 unser deutscher Kaiser seinen Sohn und Neffen mit dieser höchsten militärischen Würde bekleidete, so der Czar nach dem Kriege von 1877 seine beiden Brüder, die Großfürsten Nicolaus und Michael. Und noch mehr: wie damals Kaiser Wilhelm das Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen gestiftet hat, so genehmigte jetzt der russische Herrscher die Stiftung eines Ordens des rothen Kreuzes für Frauen und Jungfrauen.

Hohe Reisende nach Italien kamen aus Bayern, und sind die ersten Angehörigen eines deutschen Regentenhauses gewesen, die bei Papst Leo ihre Aufwartung zu machen sich gedrungen fühlten. Herzogin Ludovika, die jetzt zweiundsiebzigjährige Mutter der Kaiserin von Oesterreich, ihr zweiter Sohn Herzog Carl Theodor und dessen zweite Gemalin, Herzogin Maria Josepha, waren die Be-

treffenden. Nachdem Ausgangs des Winters der Prinz an einem täglichen Bluterbrechen erkrankt war, hatten die drei Herrschaften zur Genesung und Gesellschaft des Patienten die letzten Wochen in Nervi zugebracht und waren zur Begehung des Osterfestes nach Rom gekommen. Daß die alte Dame jene fromme Visite für eine heilige Pflicht hielt und ebenso die als eine geborene Herzogin von Braganza und Infantin von Portugal bigott-katholisch erzogene junge Frau — wer möchte sich darüber wundern? Ueberraschender erscheint dieser Besuch Seiten eines Prinzen, der aus Passion und Liebe zur Wissenschaft, die ja doch die Geister befreit, das ganze medicinische Studium durchgemacht hat, rite Doctor der Medicin geworden ist, und noch im vorigen Herbst in München der Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher präsidirte, einer Versammlung also von Rationalisten und Aufklärern!

Passepartout hat natürlich im Gefolge all der vorgenannten Reisenden eine große Zahl Neuigkeiten gesammelt, bunte Erlebnisse, Wahrnehmungen verschiedenster Art, allerlei charakteristische Züge, ernste und heitere Thatsachen, auch Combinationen und Vermuthungen. Ich will die vollen Behälter meines Novitätenkoffers hier wenigstens noch um Einiges leichter machen.

Eine wahrhaft königliche Bestimmung traf König Humbert, indem er der Witwe Victor Emanuels, Frau Rosina, und deren Sohne, dem Grafen Mirafiore ein Jahresgeld von je 120,000 Lire, sowie der Tochter, Marchesin Spinola, die schon bei ihrer Vermälung ein ganzes „Vermögen" mitbekam, zum mindesten noch ein jährliches Nadelgeld von 20,000 Lire bewilligte. Sonst noch ist aus Italien zu melden, daß in Pompeji sich für 1879 ein großes Fest vorbereitet: die achtzehnte Säcularfeier der Zerstörung der drei Städte, wozu man auf einen großartigen Fremdenzufluß rechnet, sowie daß die Studenten von Turin allen Studirenden Europas mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen sind: sie haben sich nämlich dahin vereinigt, daß die Besitzenden eine Dahrlehnskasse gründen, aus der ihre bedürftigen Commilitonen Beträge entnehmen können, die sie verzinsen und wiedergeben, wenn ihre Studien beendet und sie in eine Laufbahn eintreten. — In England fand die jährliche Bootwettfahrt zwischen den Ruderclubs der Universitäten Oxford und Cambridge statt. Oxford kam am Gewinnposten um 38 Secunden eher, als Cambridge an; das Boot der Hellblauen blieb um circa zwölf Längen zurück. Die Wettfahrt nahm 22 Minuten und 10 Secunden in Anspruch. Die Dunkelblauen wurden, als sie an's Ufer stiegen, ob ihres glänzenden Sieges von dem Publicum mit stürmischem und anhaltendem Beifall begrüßt. Unter den Zuschauern auf dem Wasser befand sich selbstverständlich auch der Prinz von Wales. Wo fehlte dieser Unermüdliche wohl? Passepartout traf nur in den letzten Monaten schon vier Mal mit ihm zusammen: bei der Doppelhochzeit in Berlin, bei den Aufzügen und Serenaden der spanischen Studenten in Paris, bei der Vermälung des Earl of Roseberry in London, jetzt wieder auf der Themse zwischen Sutnay und Mortlake, und selbstverständlich ist dieser leichtlebige, mag sein selbst leichtsinnige, auf alle Fälle aber höchst liebenswürdige, moderne „Prinz Heinz" nun auch schon zur Weltausstellungseröffnung geeilt, wo ich, der ich erst pünctlich „ultimo" mein Monatsbulletin Ihnen zu Füßen legen mußte, ihm das fünfte Mal begegnen werde. Natürlich darf er dort nicht fehlen; ist er doch selbst „Aussteller", und zwar des unermeßlichen Reichthums Großbritanniens in Gestalt der Diamanten des Kronschatzes, sowie seiner Mutter und seiner eigenen indischen Juwelen. Man sagt, er werde soeben wieder von einigen Schulden bedrängt; nun — es kann damit nicht so schlimm stehen, wie mit denen der „Dame Isalella" in Paris, die es ihrer Freundin Eugenie nachthun und ihre Edelsteine — ob auch die diamantene „Tugendrose" vom Papst? — verauctioniren lassen muß. Natürlich macht die Sache viel Aufsehen — nicht geringeres, als daß Iwan Turgenjeff die fünfzig werthvollen Bilder seines Besitzes soeben unter den Hammer brachte. Man fragte unwillkürlich: Wie? kann der König russischer Novellisten sich nicht mehr den Luxus einer Gemäldesammlung zugestehen? Doch ist anzunehmen, daß hier nicht Nothwendigkeit, sondern Laune das treibende Motiv war.

Apropos, Turgenjeff — die Vorgänge des Processes Sassulitsch haben den berühmten Erzähler wieder im glänzendsten Lichte seines unvergleichlichen, unerbittlich treuen Zeichnertalents nach dem Leben gezeigt: jene Nihilisten in seiner jüngsten Novelle: „Neu-Land", sind es nicht ganz dieselben Unglücklichen, wie die in der Attentatsaffaire gegen Trepoff Figurirenden? Kann es übrigens eine trübseligere, grausere Illustration der russischen Verhältnisse geben, als diesen Proceß? Und das Ende? Trepoff, der Brutale, bleibt auf seinem Posten und avancirt zum Ge-

neral! Ich danke Dir, Gott, daß so Etwas heutzutage wohl nur noch bei den Moskowitern — und vielleicht in Teheran möglich ist, wo am Tage vor der Abreise des „Schah in schah" ein ähnlich auferbauliches Stückchen geschah — mais passons-là-dessus!

Ein anderes Bild! Es entfaltete sich für Passepartout eben auch in Irland, beim letzthin im Schlosse zu Dublin abgehaltenen drawing-room. Wie streng in der Hofhaltung des sogenannten „Vicekönigs" (d. h. Generalstatthalters) die Etikette beobachtet wird, möge Ihnen daraus hervorgehen, daß die erste Person, die dem gegenwärtig jene Würde bekleidenden Herzog von Marlborough an jenem Abend vorgestellt wurde, Lady Georgiana Elizabeth Churchill, seine eigene Tochter (die fünfte der sechs ihm neben zwei Söhnen geschenkten), war. Lady Georgiana erschien für diese officielle Feierlichkeit, durch welche die Siebzehnjährige in die Welt eingeführt wurde, in dem für die Debutantinnen, d. h. die jungen Damen, die zum ersten Mal bei Hofe vorgestellt werden, in England vorgeschriebenem Weiß (Schleppe und Taille aus weißem Poult de soie, Rock aus weißem Taffet, mit weißen Rosen bestreut, als Kopfputz eine weiße Feder und weiße Erika).

Gut, daß ich hier daran denke, etwas das vorige Mal Vergessenes nachzuholen; es handelt sich darum, von der vorhin schon Ihnen ins Gedächtniß zurückgerufenen Hochzeit des Earl of Roseberry in London nachträglich zu berichten, daß die Braut, Fräulein Hannah von Rothschild, zum ersten Mal mit der alten Gewohnheit brach und statt von Brautjungfern sich von kleinen Mädchen begleiten oder richtiger folgen ließ, wie dies in noch älteren Zeiten Brauch gewesen sein soll. Ich zweifle jedoch, ob der Vorgang in weiteren Kreisen Nachfolge finden wird. Hoffentlich verschwindet das schöne Schauspiel der „bride maids" so wenig, wie die Civilehe den Brautschleier verschwinden machen wird.

Haben Sie Prof. Paulus Cassels hübsche „Symbolik des Brautschleiers", die derselbe kürzlich in einem in Berlin gehaltenen Vortrag definirte, gelesen, meine Gnädige? Dem liebenswürdigen Gelehrten drückt er die Treue aus; indem die Braut sich in den Schleier hüllt, verhüllt sie sich für den Bräutigam; sie entzieht sich Allen, um Einem anzugehören, nur Einem, dem Vermälten, will sie hingegeben sein! . . .

Ich fahre fort im Ausbreiten meiner Sammlung von allerhand Neuigkeiten. So wußten Sie bestimmt noch nicht, daß die Fürstin von Rumänien eine talentvolle Dichterin und Uebersetzerin ist: sie hat in einer deutschen Zeitung Bukarests soeben eine sehr gelungene Bearbeitung eines Heldengedichts aus dem jüngsten Kriege, von einem der wenigen nationalen Poeten, die die Rumänen besitzen, veröffentlicht. Bekanntlich ist sie eine deutsche Prinzessin, Elisabeth von Wied (geb. 1843). Wird mir ein weiter Sprung gestattet, so spreche ich an dieser Stelle auch gleich von einem neuerstandenen Volks- oder besser Naturdichter, seines Namens Frommelt, seines Zeichens — erschrecken Sie nicht — Metzger oder, um es harmloser zu sagen, Wurstfabrikant! Und zwar ist er ein Fabrikant und Sänger jener appetitlichen, glänzenden, dampfenden „Jauerschen", wie Sie sie gewiß schon einmal bei Niquet oder Bölmy in Berlin sich als Dejeuner à la fourchette haben schmecken lassen.

Du ridicule au sublime il n'y a qu'un pas — da wir einmal hier von Dichtern reden, so sei auch erwähnt, daß in Wien sich nach dem Vorgang der „Deutschen Shakespearegesellschaft" in Weimar, oder des „Schillervereins" in Leipzig ein „Goetheverein" constituirt hat, sowie daß die „Goethe-Schiller-Correspondenz in originalibus, von denen die Herren Walther und Wolfgang von Goethe das Herz gefunden haben, sich zu trennen, durch Freiherrn Carl v. Cotta, den derzeitigen Chef des „classischen" Verlagsgeschäfts, um den Preis von 12000 Mark erworben und als Fideicommiß seiner Familie angemeldet worden sind. Das ist doch noch Pietät! Vielleicht zum ersten Mal bilden nicht Grundbesitz oder Geld, sondern vergilbte Papiere einen unveräußerlichen, untrennbaren Familienschatz.

Da ich von Literatur sprach, ist auch das Theater nahe. Der Zufall will, daß unsere deutschen Schauspiel- und Opernhäuser wieder einmal die buntscheckigsten kosmopolitischen Repertoire aufweisen resp. demnächst aufweisen werden: Henri Hertz, der Däne, ist darin mit einem kürzlich erst übersetzten Lustspiel „Eingnartirung" vertreten. Calderons, des Spaniers, „Tochter der Luft" hat Gisbert von Vincke einer neuen Bearbeitung unterzogen. Tewele, der neue Director des Wiener Carltheaters, führt nicht nur einen Gast aus Paris, die Judic ins Treffen — sie wird als „Niniche" debutiren, die im 1. Act im Badecostüm à la Trouville auf der Scene erscheint! — sondern auch als „Concurrenz für Offenbach"

panische Liederspiele; die Erben Szigligethis, des Ungars, unterhandeln über das Aufführungsrecht der besten Stücke des Pastor Scribe auf deutschen Bühnen und – als die Würze von Allem! — Die Berliner Gesandtschaft aus dem Reich der Mitte protegirt das Vorhaben eines unserer speculativen Autoren, ein chinesisches Lustspiel zu übersetzen und genau in Stil und Manier, mit Decorationen und Costümes wie in China selbst zur Darstellung zu bringen.

Wie theuer „Diva Patti" die Liebe und den Besitz ihres „divino tenore" Nicolini bezahlen muß, darüber haben wir uns schon früher einmal unterhalten. Doch nicht genug damit — haben Sie das Neueste gehört? Im Foyer der Scala in Mailand kommen Nicolini und Strakosch — Gott weiß, über welches kleinliche Geträtsch — in einen Zweikampf, der in Ermangelung würdigerer Waffen mit den Fäusten und mit einem Stocke ausgefochten wird. Frau Adeline kommt hinzu, will die Streithähne trennen und macht auch ihrerseits die Bekanntschaft dieses Stocks, der ihr roh das eine Fingerchen des schmalen, feinen Händchens, das so zierlich mit dem Brief Rosinnos Verstecken spielt, zerschlägt! Es war überhaupt ein recht kampflustiger Monat auf den Bretern — dieser April! Auch der bekannte „deutschamerikanische" Tragöde Daniel Bandmann erschien als Kämpe auf dem Blachfeld, der eine Dame, die Schauspielerin und Directrice des Londoner Queen's-Theaters, Mrs. Rousby, in so brutaler Weise mißhandelte, daß sie noch heute den Arm in der Binde trägt.

Peinliches Aufsehen erregte folgender Fall in Münchener Theater- und Gesellschaftskreisen: die Tochter des dortigen Bühnenveteranen Dahn aus seiner zweiten Ehe mit der Hofschauspielerin Marie Dahn-Hausmann verheirathete sich mit dem Fabrikanten Promoli. Nach der Trauung wurde die Hochzeitsreise nach Italien angetreten. Schon in Venedig mußte aber der bestürzte junge Gemal die traurige Wahrnehmung machen, daß sich an seiner Neuvermälten die bedenklichsten Spuren geistiger Erkrankung zeigten; er trat mit ihr sofort die Heimfahrt an und auf derselben hatte sich der Zustand der jugendlichen Frau derart verschlimmert, daß sie bei der Ankunft in München unverzüglich ins Irrenhaus gebracht werden mußte.

Die Patientin ist, wie gesagt, nicht die vollbürtige, sondern die Halbschwester des Dichters und Gelehrten Felix Dahn, welcher aus der ersten Ehe seines Vaters mit Frau Constanze Dahn stammt und welcher hier aus Anlaß einer generösen Entschließung, die er jüngst gefaßt, erwähnt werden möge. Als Professor in Königsberg ist er dies Jahr Prorector der Universität, als welcher er ein Einkommen von 3000 Mark bezieht; den ganzen Betrag nun hat er der „Alma mater" überwiesen und daraus ein Stipendium Dahnianum gestiftet. Sie werden mir zugeben, daß das etwa eine eben solche Noblesse ist, wie es von Hans Makart war, die gesammten Gelder von der Ausstellung seines „Einzugs Carls V. in Antwerpen" dem Wiener Künstlerunterstützungsfond zukommen zu lassen.

Ich darf die Braunschweiger „Schönheiten-Ausstellung", mit der es allem Anschein nach fürchterlicher Ernst wird, nicht mit Stillschweigen übergehen. Die stark nach Amerika schmeckende Idee ist in den Köpfen eines Malers — doch eines ganz obscuren — und eines Fabrikanten entsprungen; sie haben zusammen folgendes Programm ausgearbeitet: die Schönheiten sollen einen größeren Kreis erfreuen, — es werden drei Preise ausgesetzt, von 1000, 300 und 200 Mark — es findet Volks-, also Gottesurtheil statt, jeder Besucher der Ausstellung wirft sein Votum in die Urne, endliche Stimmenmehrheit entscheidet — strengste Discretion selbstredend — nur die Namen der Siegerinnen werden veröffentlicht — das Comité behält sich die Vervielfältigung der Porträts vor (Alles unbeschadet der selbstverständlichen Discretion!?). Wahrlich, man könnte umgekehrt, wie Schiller sagen: „Wär dieser Einfall nicht so herzlich dumm, man möchte gar verflucht gescheidt ihn nennen!" Denn ein interessanter Kern steckt immerhin in der wenig einladenden Schale, die Idee ist im Grunde keine üble, und wäre sie nur eleganter und galanter, vor Allem künstlerischer, sowie von anderen Händen angefaßt — wer weiß, ob nicht das glücklichste Gelingen in Aussicht stände!

Eine „Schönheiten-Ausstellung" eigenthümlicher Art ist in Stuttgart eröffnet worden; mit anderen Worten: es hat in der schwäbischen Hauptstadt ein Act der Amnestie stattgefunden, der nicht ohne culturhistorische Bedeutung ist. Die sieben Venusstatuen nach classischen Mustern, die König Wilhelm noch an seinem Lebensabend um den oberen See der königlichen Anlagen aufstellen ließ, die aber bald — man sagt, durch die Bemühungen eines „Prälaten", dessen Muckerthum Anstoß an ihnen nahm, weil darin so ziemlich Alles, was die Phantasie der Meister aller Zeiten in plastischem Liebreiz am weiblichen Leibe zu erschauen und zu gestalten ver-

mag, ausgedrückt ist — die aber bald, so nehmen wir unseren Satz wieder auf — in lange kalte Gänge des südlichen Schloßflügels verwiesen wurden: sämmtliche sieben Venusstatuen kehrten jetzt nach vierzehn Jahren auf ihren früheren Platz im Freien zurück, und bilden nun diese amnestirten Götter des Frühlings, der Schönheit und der Liebe von Neuem einen herrlichen Schmuck des Stuttgarter Schloßgartens! Der kürzlich erst ernannte Obersthofmeister, Geh. Legationsrath Freiherr Otto Thumb von Neuburg (geb. 1817 und vermält seit 1851 mit Georgine Freiin Tants von Amerongen), soll diese Verzeihung von König Carl erwirkt haben. Suum cuique!

Welche Unnatur, die Göttin der Liebe und Schönheit aus dem Tempel der Natur verweisen zu wollen — die Göttin, deren Cultus nimmer hienieden schwindet, wandelt er sich auch stets nach den Zeitaltern und den Nationen, deren Herrscherthron nicht minder feststeht, als des „Allumfassers und Allerhalters — nenn' ihn denn wie Du willst, sag' Glück, Herz, Liebe, Gott! Ich habe keinen Namen dafür, Gefühl ist Alles!"

Ich schwärme, beschuldigen Sie mich — aber soll man nicht schwärmen, wenn wohin man hört Brautgesänge tönen, wohin man blickt Hymenäen leuchten, glückliche Verlobte zum Altar eilen, glücklichere Verbundene selig in Gottes schöne Welt auf die Hochzeitsreise, die Krone aller Reisen, hinausziehen? Das Herz müßte den, der Phantasie und Empfindung in sich trägt, in der Brust schmelzen beim Anblick all der Paare, die nur der abgelaufene Monat gemacht hat! Ich muß verzichten, hier ein Verzeichniß zu geben — besonders in Wien und Oesterreich haben in den letzten Wochen die aristokratischen Heirathen eine bisher im gleichen Zeitraum noch nie dagewesene Zahl erreicht; mein College Figaro wird Ihnen gewiß Näheres darüber berichten. Ich erwähne nur kurz, daß beide Söhne des Fürsten Oettingen-Spielberg sich im April vermält haben, Erbprinz Albrecht (geb. 1847) mit Prinzeß Sophie Metternich (geb. 1857, ältester Tochter der vielbewunderten und berufenen Fürstin Pauline) und Prinz Emil (geb. 1850) mit Gräfin Bertha Esterhazy (geb. 1857, jüngster Tochter des vormaligen Ministers Grafen Moritz) — ferner daß eine Cousine der Letzteren, Gräfin Alexandrine Esterhazy (geb. 1856, Tochter des Grafen Ernst) mit Graf Alexander Apponyi (geb. 1844), Prinzeß Helene Odescalchi (geb. 1859) mit Graf Josef Zichy (geb. 1841, Sohn des österreichischen Botschafters in Constantinopel und vormals ungarischer Verkehrsminister), und endlich Reichsgräfin Rosa Cavriani (geb. 1857) mit dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorff-Weinsberg, Erblandhofmeister in Steiermark (geb. 1842), vor den Altar getreten ist. Graf Ulrich Blücher-Finken, vom Mecklenburgischen (nicht von dem Preußischen) Zweige, hat seine Hand einem Fräulein Kotzbeck, bisher jugendlich dramatischer Sängerin in Olmütz, Teplitz ꝛc., gereicht. Und zu Florenz hat in einem der ersten Patricierhäuser der Stadt ein glänzendes Hochzeitsfest stattgefunden: Marchese Rafael Torrigiani und Marchesa Margarethe Eleonore Ruffo di Calabria, Prinzessin von Scilla, Tochter des verstorbenen Prinzen von Scilla, Herzogs von Santa Christina, Grafen von Sinopoli, Grands von Spanien erster Classe, waren das Brautpaar. Die Marquise, geb. am 4. September 1861, also erst über sechzehn Jahre, ist in Folge des Todes ihres Vaters und gemäß dem alten Feudalrechte Erbin aller Titel des väterlichen Hauses. Sie brachte 800,000 Frcs. Gold ihrem Gemale mit.

Und zu diesen Vermälungen — welche Fülle von Verlobungen! Prinz Heinrich der Niederlande und Prinzeß Marie von Preußen, Prinz Arthur von England und Prinzeß Luise Margarethe (der Genannten Schwester), Erzherzog Ludwig Victor von Oesterreich und seine Muhme Erzherzogin Marie Christine (die zwanzigjährige Aebtissin, von der ich Ihnen vor vier Wochen erzählte), Erbgroßherzog von Schwerin und Großfürstin Anastasia von Rußland (Tochter Großfürst Michaels, Nichte des Czaren), Prinz Ludwig von Battenberg (Neffe der Czarewna) und Comtesse Marie Stroganoff (Tochter der verstorbenen Großfürstin Marie von Rußland, also ebenfalls eine Nichte des Czaren), Rittmeister und k. k. Kämmerer Alexander von Tabody und Gräfin Josefine Vetter von der Lilie, Dr. Ottomar von Mohl (Cabinetssecretär der Kais. in Augusta) und Gräfin Wanda von der Gröben, Graf Kleist auf Wendisch-Tychow und Agnes Strousberg (älteste Tochter des Ex-Eisenbahnkönigs), Dr. Herm. Baumgarten auf Zschölkau (bei Leipzig) und Julie Heyse (älteste Tochter Paul Heyses, „Romeo-Heyses", wie ihn der Kreis der Freunde als jungen Gatten der frühverstorbenen Tochter Franz Kuglers nannte), und noch viele, viele Andere — Sie werden einräumen, meine Gnädige, das ist eine wahre Leporello-Liste und

denkt an des Sängers Schlußvers: „Bis sich Alle hold verirren, ein beglücktes Labyrinth! . . .“

Am Schlusse angekommen — meines Berichtes an Sie — bin auch ich. Morgen gehts nach Paris! Es soll meiner schönen Herrin am Passepartout zur Weltausstellung selbstredend nicht fehlen — dafür lassen Sie sorgen

Ihren nimmermüden Sclaven

Passepartout.

Neueste Salonlectüre.

1) Nasreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel von Murad Effendi. Zweite Auflage. Oldenburg. Schulze'sche Hofbuchhandlung. Unsere Leser kennen bereits Proben aus diesem heiteren Buch, in welchem sich der vielgewandte Pegasusreiter Murad Effendi auch als humoristisch sattelfest erweist. Die Vorzüge seines Talents, eine farbenglühende Darstellungskraft, glänzend beredte Rhetorik und Formgewandtheit sind auch in diesem neuen Opus unverkennbar. Die Ausstattung des Buches ist überaus elegant und geschmackvoll.

2) Wie es so geht! Novelle von Karl Wartenburg. Gera, Bornschein und Lebe. — Karl Wartenburg gehört zu unseren beliebtesten Erzählern, das ist keine Phrase. Er hat nur einen Fehler, er schreibt zu selten und daher kennt man ihn weniger, als seinen Geistesverwandten Levin Schücking, vor dem sich übrigens Wartenburg in der vorliegenden Novelle durch einen energischeren Grundton und wärmeres Colorit auszeichnet. Es ist Saft und Kraft in den Gestalten dieser Novelle, mit deren Figuren der Dichter so recht das moderne Leben gepackt und darum interessant geworden ist. Die Figur des Doctor Tröndlin ist überdies eine sehr ergötzliche Ironie auf eine sich in der Gegenwart sehr breit machende Species der Gattung „homo sapiens“.

3) Diätetisches Kochbuch für Gesunde und Kranke mit besonderer Rücksicht auf den Tisch für Magenkranke von Dr. med. Josef Wiel. Vierte Auflage. Freiburg i. Br., Fr. Wagner. — Der Verfasser dieses echt praktischen Buches ist ein Feinschmecker, aber kein Schlemmer, ein Gourmand, aber kein Gourmet. Anstatt Kochrecepte will Wiel Kochregeln geben auf chemischer und physiologischer Basis. Wohlgeschmack, Verdaulichkeit und Nährwerth der Speisen sind die Erörterungspuncte, von denen der Autor ausgeht, und es ist ihm trefflich gelungen, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Für jede feinere Zunge sollte dies Kochbuch unentbehrlich sein neben dem Weber'schen Kochlexikon. Jenes ist eine Aesthetik, dieses eine praktische Anleitung des Culinarismus zu nennen.

Salonpost.

Fr. v. H. in B. Lahire, Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht!

H. v. N. u. M. v. P. Wie sagt der kleine Rechenmeister? 58 in 22, kann ich nicht, muß ich mir einen borgen. Heinrich, mir graut vor Dir!

B. E. Teplitz. Halten Sie sich die „Zeitschrift für allgemeine Museologie“, herausgegeben von Hofrath Dr. J. G. Th. Gräsee in Dresden. Der Abonnementspreis pro Jahr beträgt 20 Mark.

C. v. L. Mario war, bevor er zur Oper ging, sardinischer Officier. Sein wahrer Name war Graf von Candia.

Th. N. in P. Talent haben Sie, aber Ihre leidenschaftliche Erotik liebt Andeutungen und Situationen, über die „unsere Empfindlichen“ Zeter schreien würden, nachdem sie Ihre Gedichte drei Mal gelesen.

Wildt'sche Buchhandlung (Max Evers) in Stuttgart. Sie schicken der Redaction des Salon ein Circular über Dionysius Longinus von Gutzkow und bemerken dazu: „Auf diese Publication, von welcher wir annehmen zu dürfen glauben, daß sie bei der hohen Bedeutung des Verfassers und der Entschiedenheit seiner Polemik sowohl für Sie selber, als auch für Ihren Leserkreis von höchstem Interesse sein wird, er-

lauben wir uns, Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken; dies um so mehr, als uns bekannt ist, daß Recensionsfreiexemplare dieser Schrift nicht versandt werden."

— Was wollen Sie eigentlich damit sagen? Sie oder der Verleger des Gutzkow'schen Buches verlangen eine Besprechung des Buches, obwohl es Ihnen beliebt, den Redactionen kein Recensionsexemplar zu schicken. Es ist sehr fraglich, ob wir bei der Fülle des uns zugehenden Büchermaterials das Gutzkow'sche Buch besprochen haben würden, selbst wenn der Verleger uns ein Exemplar gesandt hätte. Aber um das Buch zu kaufen, bedarf es doch keiner gütigen Einladung Ihrerseits. Das hätten wir durch eine Leipziger Buchhandlung viel einfacher haben können.

Clara Werder in B. Das Pseudonym Boz, das Dickens in seinen ersten Werken führt, stammt aus seiner frühen Jugend her. Sein Brüderchen hieß Moses, und ein kleines Mädchen, mit welchem Beide öfters spielten, kauderwälschte den Namen Bozie oder Boz. Später erinnerte sich Dickens dieses Namens und setzte „Boz" auf den Titel seiner Werke.

Dr. G. F. in Neisse. Die gewünschten Aufschlüsse finden Sie in der Arbeit unseres Mitarbeiters Dr. Otto Zacharias „Ueber den Ursprung der ersten Wirbelthiere" im „Centralblatt für die medicinische Wissenschaft" 1878, Nr. 4 und 5.

G. St. in Brandenburg. Die Berliner Blätter können nicht gerade mit gut geleiteten Feuilletons paradiren. Eine rühmliche Ausnahme macht das „Deutsche Montagsblatt", dessen Redacteur Artbur Levysohn es verstanden hat, das utile miscere cum dulci und den Ton des Wiener und Pariser Feuilletons sehr glücklich der Berliner Stimmung angepaßt hat. Im „Montagsblatt" weht ein freier und frischer Geist, der wie ein Cherub mit feurigem Schwert die Langeweile von den Thoren des Blattes fernhält und toujours en vedette ist.

Therese v. S. in D. bei W. Die Redensart „Nous dansons sur un volcan" stammt aus dem Jahre 1830 und zwar vom französischen Diplomaten Salvandy, der jenes Bild kurz vor der Julirevolution zum damaligen Herzog von Orleans, späteren König Louis Philipp, brauchte.

Ahrens in Gl. Von den deutschen Fürsten hat nächst Kaiser Wilhelm König Ludwig von Bayern das größte Einkommen. Er hat täglich 11050 Mark zu verzehren. Das kleinste Einkommen hat der Fürst von Reuß älterer Linie, der täglich über 280 Mark zu verfügen hat.

K. Braunecker. Sie sind in Ihrem „Gedankengang zu neueren Dramen" ja ein äußerst genauer Literaturgrübler. Wir schlagen Ihrer scharfsinnigen Genauigkeit noch einige interessante Gegenstände zur kritischen Untersuchung vor. Zum Beispiel: „Ist Ferdinand in „Kabale und Liebe" Major bei der Infanterie oder Cavallerie gewesen, und wenn Letzteres, bei welcher Gattung der Cavallerie? War der Apfel, den Tell durchschoß, eine Reinette oder ein Borsdorfer? War Desdemona's Taschentuch gestickt oder gezeichnet? Sind die Verwandten einer Wahlverwandtschaft nach Goethe'schem Recht erbberechtigt? Und so weiter. Das sind Aufgaben, die des Schweißes der Edlen werth sind. Machen Sie sich nur tapfer daran!

G. B. in W. In der Leipziger Schriftstellergesellschaft „Symposion" sind die hervorragendsten deutschen Journale durch ihre Redacteure und Mitarbeiter vertreten. Das „Symposion", welches einen geistig belebten Mittelpunct der edleren Geselligkeit in der Literaturstadt bietet, pflegt die Debatte in anregendster Form, und es würde Sie bei Ihrer Anwesenheit, wie viele bisherige schriftstellerische Gäste des Symposion ein urkräftiges Behagen überkommen.

E. M. in Berlin. Wir halten uns grundsätzlich von jeder Erwähnung der schmutzigen Sache fern. Warum also Herrn A. G., der seine Stellung infolge jener Affaire bereits aufgegeben hat, noch einen Fußtritt versetzen? A. G. ist kein todter Löwe und wir sind kein Esel.

S. v. Pl. Friedrich I. ist in Königsberg geboren, allerdings der einzige der preußischen Könige, der außerhalb der Mark das Licht der Welt erblickt hat.

A. F. in Wien. Wir glauben nicht, daß Bodenstedt's „Kaiser Paul" nur wegen der Verwandtschaft des russischen mit dem deutschen Kaiserhause in Deutschland nicht aufgeführt werden darf, sondern das Verbot ist infolge des alten literarischen Gesetzes erfolgt: Tout le genre est permis, hors le genre ennuyeux.

Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung. Wir haben den achtzehnten Jahresbericht erhalten und freuen uns, daß die Schillerstiftung es jetzt so weit gebracht hat, unter deutsche unterstützungsbedürftige Dichter jährlich den Gesammtbetrag von 52,000 Mark zu vertheilen.

Neueste Moden.

Nr. 1. Elegante Taille von hanffarbenem Phantasiestoff.

Lange Schooßtaillen werden ganz neuerdings wieder viel getragen und steht zu erwarten, daß sie die Polonaisen eine Zeit lang verdrängen werden. Sämmtliche Auszierungen an der Taille sind von Faille in einer etwas hellern Nüance als der Phantasiestoff. Der Schooß ist sehr lang und vorn in Revers zurückgeschlagen, welche das hellerfarbene Faillefutter sehen lassen. Die Taille selbst legt sich über

Nr. 1 Elegante Taille von hanffarbenem Phantasiestoff

ein unten viereckig geschnittenes und von der Taille ab sich öffnendes Gilet. Um den Halsausschnitt gebrochener Faillekragen und zurückgeschlagener Kragen von elsässer Guipüre, welch' letzterer der Form des Gilets folgt. Zu jeder Seite falsche Faillelknopflöcher. Unter dem Kragen geht der vordern Taillenmitte entlang ein am Rande rundgezacktes Jabot hervor. Am Schooß des Gilets wie an den Aermelaufschlägen eine Guipüregarnirung; auf letzteren gleichfalls falsche Knopflöcher und Knöpfe.

Nr. 2. Paletot von Matelaſſé für die Halbſaiſon.

Die Farbe des Stoffes iſt hellbräunlich grau und die Form an der Rücktaille geſchweift. Die Garnirung beſteht an der einen Seite aus einer von der Mittennaht des Rückens ausgehenden und ſich nach vorn verlängernden, mit Schmelz durchwirkten geſchmackvollen Paſſementerie, an der andern Seite aus einer großen Taſche mit gleicher Paſſementerie und Quaſten. Der runde Aermel iſt an der äußern Partie ein wenig länger und bildet unten einen ausgeſchnittenen Revers. Der ganzen vordern Länge des Paletots herab ſchöne Knöpfe zum Schließen. Zur Anfertigung iſt zu bemerken, daß die Nähte des Paletots links gut zu bügeln und alsdann mit einem Streifen aus leichten Seidenſtoff dergeſtalt zu beſetzen, daß die

Nr 2. Paletot von Matelaſſé für die Halbſaiſon.

Nähte vollſtändig verdeckt ſind. Der Kragen beſteht aus drei ganz ſchräg geſchnittenen Stofflagen, von denen die auswendige und inwendige vom Stoff des Paletots zu nehmen, während zur innern Stofflage Gaze zu verwenden iſt.

Nr. 3. Shawlförmiger Paletot von indiſchem Caſchmir.

Bei dieſem Paletot iſt es hauptſächlich die Richtung des Galons, welcher ihm das ſhawlförmige Anſehen giebt, denn nur der eigenthümliche Schnitt des Aermels unterſcheidet ſich von dem an den gewöhnlichen Paletots. Der obere, eine Pa te bildende Theil des Aermels legt ſich an den Rücken; der untere Theil iſt an ſe Ellbogennaht gegen die Mitte zu in der Weiſe geſchnitten, daß er ein ein we g offenes Aermelende bildet. Zurückgeſchlagener Kragen mit einem, einen zwei n

Kragen simulirenden Galon. Am untern Rande des Paletots und am Aermel eine schöne Franse. An der Seite Knöpfe.

Nr. 4. Caschmir-Paletot.

Das Vordertheil ist gerade und längs herab geschlossen; der an der Taille ein wenig anschließende Rücken ist mit einem breiten, bis an den Rand herabgehenden Galon garnirt. Ein ähnlicher Galon umgiebt den untern Rand. An der Stelle, wo der gerade Galon auf den runden stößt, ist ein kleines Motiv angebracht. Große Tasche mit Galons in jeder Ecke. Etwas weiter Aermel mit Galons in Form eines Aufschlags.

Nr 3. Shawlförmiger Paletot von indischem Caschmir.

Nr. 5. Caschmir-Paletot.

Vorn bis unten geschlossen. Die Taille auf der Rückseite scharf abgezeichnet. Der Rückenschooß ist mit zwei, durch einen Galon verbundene, und mit Knöpfen besetzte Patten garnirt; an den Seiten zurückgeschlagene Taschen. Der Aufschlag des ziemlich weiten Aermels wird durch einen Galon gebildet.

Nr. 6 und 7. Wickelzeugkorb mit Dessin.

Die äußeren Seiten des Korbes sind mit langen, in die Maschen des Weidengeflechts gestochenen Stichen in Wolle in drei verschiedenen Nüancen verziert. Das Innere ist leicht wattirt und mit blauem Seidenstoff ausgeschlagen. Aus einem

Stück englischen Piqué wird nach dem in Nr. 7 gegebenen Dessin eine Garnirung geschnitten und in dem wegen seiner genauen Ausführung so genannten „Eisenbahnstich" geflickt. Man bedient sich hierzu zwölfdrähtigen Baumwollengarns und einer feinen Nadel mit langem Ohr. Um ein kleines Blatt zu sticken wird die Nadel von unten nach oben durch den Stoff gestochen; der Faden wird bis zum Ende des Blattes geführt, wo er mit dem Daumen der linken Hand gehalten wird; man

Nr. 4. Cashmir-Paletot.

sticht dann die Nadel dicht bei dem Punct, an welchem sie herausgezogen, wieder ein und zieht sie am Ende des Blattes wieder heraus, wobei sie durch das unter dem Daumen gehaltene Garn gestochen wird. So wird die Nadel bei stetem Festhalten des Garns bis zum Ende des Fadens geführt, bis das Blatt völlig bedeckt ist. Am Ende des Blattes wird ein ganz kleiner Stich gemacht, indem die Nadel durch das Garn von innen nach außen gestochen und unter dem Stoff am ande

Ende des Blattes wieder herausgezogen wird. In gleicher Weise wird das kleine Zweigwerk gestickt. Die den Zweig umfassende Blätterguirlande wird im Fischgrätenstich ausgeführt. Der an das Innere des Korbes zu liegen kommende gerade Rand wird festonnirt. Ganz ähnlich wird der Boden gestickt, welcher über ein leicht wattirtes Futter gezogen wird. Derartige Garnituren haben den Vortheil, daß sie behufs des Waschens leicht abgetrennt werden können. Der obere Rand wird mit

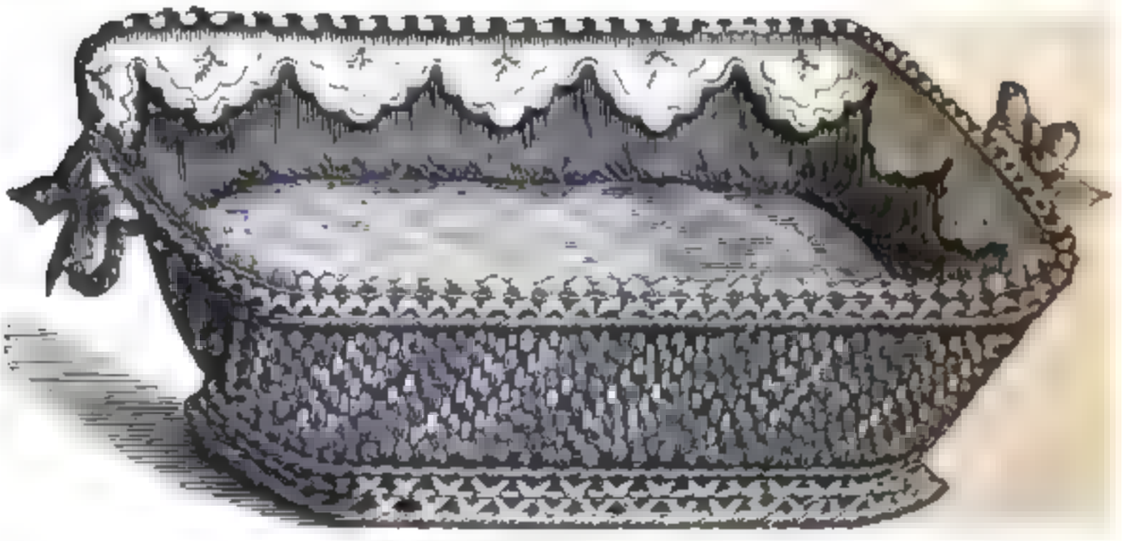
Nr. 5. Cachmir-Paletot.

einer kleinen Bandrüsche und einer Bandschleife an jedem Henkel garnirt. Ein solcher Korb bietet die Bequemlichkeit, jeden Morgen die für den Säugling während des Tages benöthigte reine Wäsche hineinlegen zu können.

Nr. 8 und 9. Arbeitskörbchen mit Dessin.

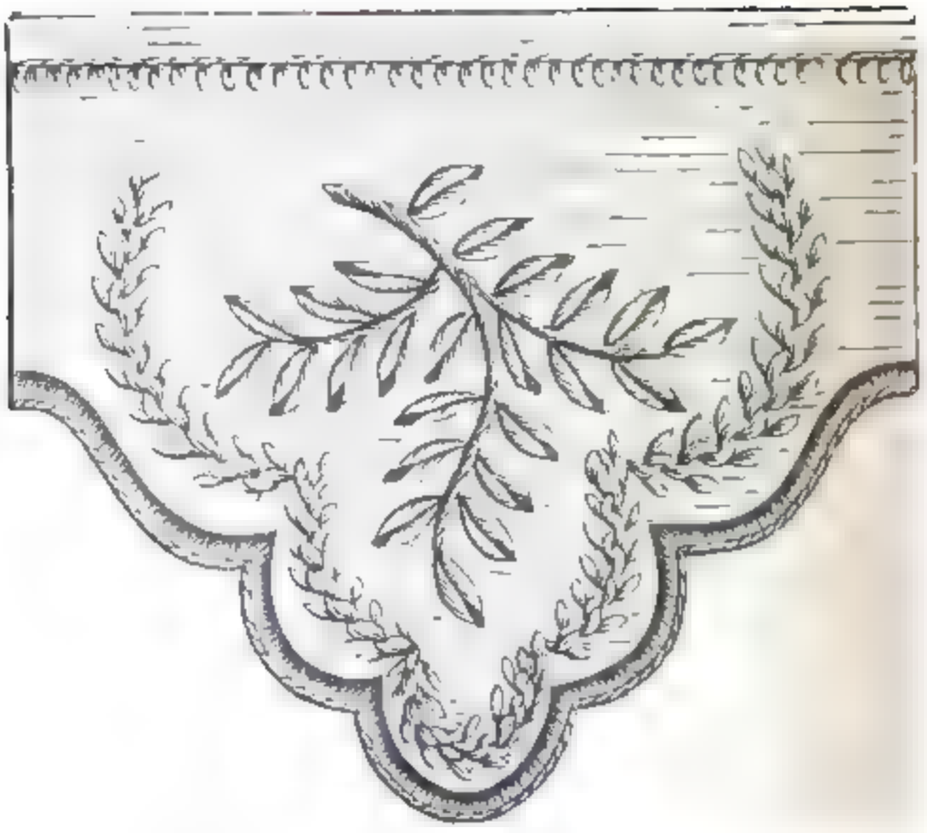
Der neue, unter dem Namen bretonische Leinwand bekannte Stoff (eine Art

Canevas mit sehr engen Maschen und écrufarbenem Ansehen) wird jetzt häufig zu Phantasiearbeiten wie die hier in Rede stehende verwendet. Das Körbchen besteht aus einem Stück und werden die vier fertig gestickten Seiten vom Boden heraufgebogen und zusammengenäht. Einer Fütterung bedarf es nicht, indem der Stoff an sich schon steif genug ist, um nicht so leicht aus der Form zu kommen. Die Aus-



Nr. 6. Wickelzeugkorb.

führung des Dessins (Nr. 9 die Hälfte einer der großen Seiten in natürlicher Größe) geschieht in Soutache. Man bedient sich hierzu schwacher Schnure von sehr feiner rother Wolle. An die obern Ränder des Körbchens wird ein Beutel von écrufarbener Leinwand oder rothem Caschmir genäht und mit einer sehr eng gereihten Rüsche von Wollenborte garnirt. Der Henkel wird aus bretontscher Leinwand geschnitten und mit einer Rüsche überzogen.



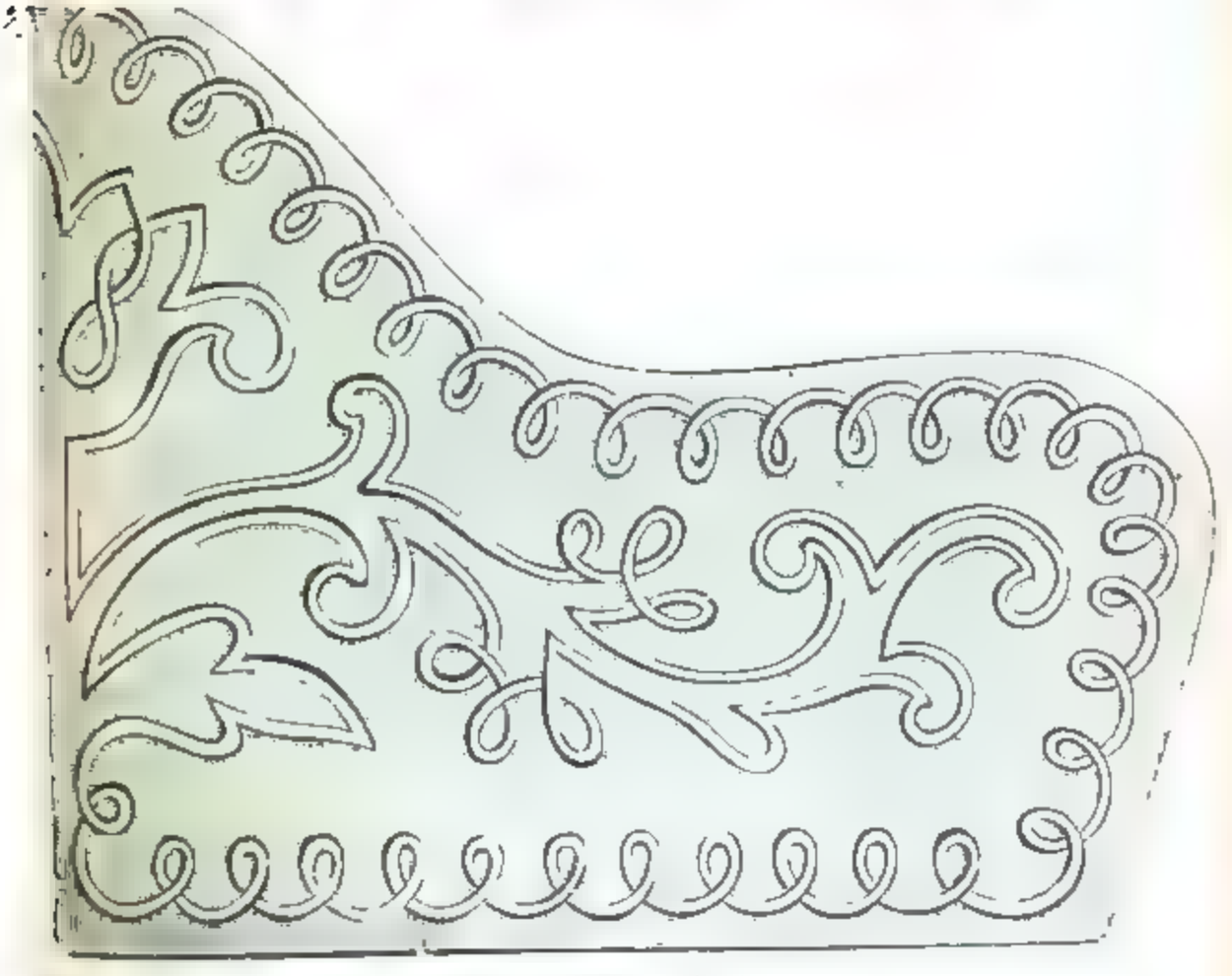
Nr. 7. Dessin zu Nr. 6.

Nr. 10. Robe von Faille und pflaumenblauem indischen Caschmir.

Unter der den Vorderschooß umgebenden Franse, sowie unter der Draperie auf der Rückseite geht ein falscher Rock herab, auf welchen vorn an der untern Partie zwei übereinanderliegende Failleplissés und sechs doppelte Caschmirschrägstreifen, in

etwas geſchweifter Form aufgeſetzt ſind. Auf der Rückſeite bilden fünf Faillepliſſés den unteren Beſatz des Rockes. Der Rücken der Prinzeßtaille iſt in der Mitte ver-

Nr. 8 Arbeitskörbchen.



Nr. 9 Deſſin zu Nr. 8

tical von einem ſchönen Sammet- und Seidengalon durchſchnitten, der bis zu den an den Seiten zurückgeſchlagenen Revers de. Tunica herabreicht Dieſe Revers

werden durch einen Knopf unter der mit der Seitenbahn nicht verbundenen Mittelbahn zusammengehalten; letztere ist nach außen ein wenig gebauscht und verbirgt den die Revers verbindenden Knopf. Der Aermel ist auf der äußern Seite der ganzen Länge nach mit einem Galon garnirt und endigt in einer stulpenähnlichen Manschette. Am Halsausschnitt eine vorn fischblähnlich geknüpfte Faillebraperie mit Franse. Stehkragen.

Nr. 10. Robe von Faille und pflaumenblauem indischen Cachmir.

Nr. 11 Robe von schwarzem Cachmir.

Diese Robe in Prinzeßform schließt sich an die Rückbahnen mittels eines in Muschelfalten gelegten Cachmirplissés an, welches spiralförmig an der rechten Seite herabgeht. Vorn ist der Rock beim Zuschneiden um so viel länger einzurichten, als nöthig ist, um die angegebene Reihe von Hohlfalten zu bilden, welche schließlich

ater der Schleppe befeſtigt ſind. Eine mit Jet verzierte Paſſementerie umſchließt en Halsausſchnitt auf der Rückſeite und ſteigt vorn bis zu dem Failleſchrägſtreifen rab, welcher den Kopf des den untern Theil der Robe garnirenden Caſchmir-liſſés bildet. Ein zweites Pliſſé iſt auf die Schleppe geſetzt. Der Failleſtreifen t mit einer Jetſchnur eingefaßt. Die Failleknöpfe ſind mit in der Mitte einge-

Nr 11. Robe von ſchwarzem Caſchmir.

ſtickten Jetperlen verziert. Runder Aermel, am Aufſchlag mit zwei Volants, Paſſementerie und Revers.

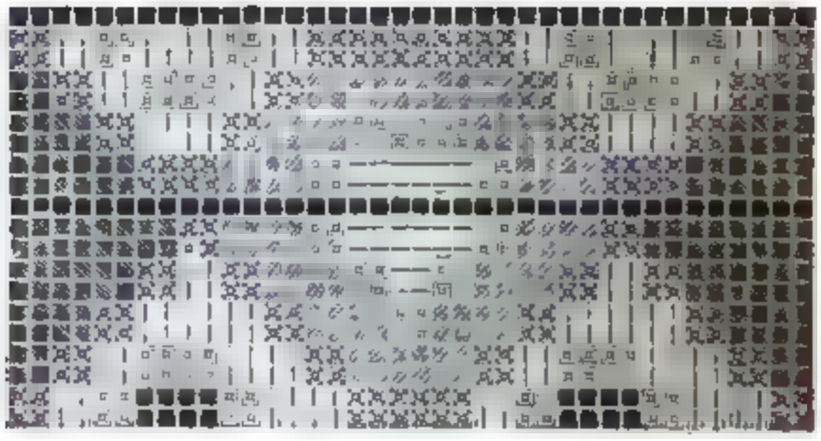
Nr. 12 bis 14. Wandkörbchen mit Deſſins.

Das hier vorgeführte neue Modell hat eine Höhe von 15 und eine Breite von 26 Centimeter. Je nach Belieben kann es auf den Tiſch geſtellt oder an der Wand

aufgehangen werden, zu welchem Ende an der einen Seite zwei Oesen angebr. sind, durch welche eine zur übrigen Garnirung passende Schnur gezogen wird. D

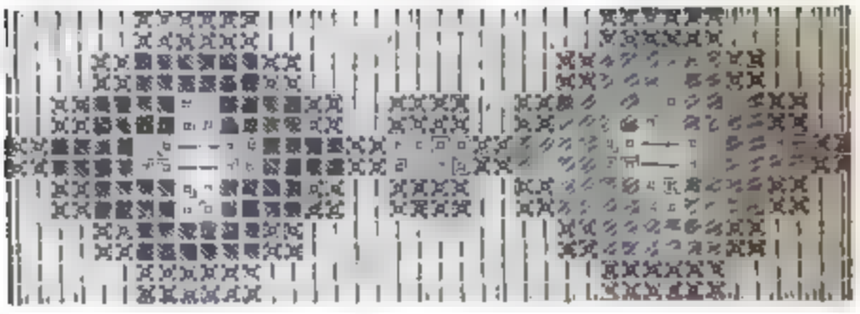
Nr. 12. Wandkörbchen.

eigentliche Korb besteht aus einem mit Weidengeflecht ausgefüllten Bambusgest. Für die Seitenflächen wird in die Maschen des Geflechts im gewöhnlichen Tap



Nr. 13. Dessin zu den Seitenflächen des Wandkörbchens.

seriestich das Dessin Nr. 13 und für den Deckel das Dessin Nr. 14 in Wolle mit algierischer Seide gestickt. (Die Nüancen s. unter dem Dessin Nr. 14). Wie er



■ Schwarz. ▯ Roth. ■ Braun. ■ Dunkelgrün. ■ Hellgrün.
▭ Lebhaft Blau (Seide). ■ Goldgelb.

Nr. 14. Dessin zum Deckel des Wandkörbchens.

sichtlich, wird der ganze Grund bestickt bis auf die als Spitze geformten Rän- ränder. Das Innere wird mit gefälteltem rothem oder grünem Atlas oder Sei- stoff ohne jede weitere Garnirung gefüttert.

Nr. 15. Besuchstoilette.

Dieses Costüm besteht aus staubgrauem Wollenstoff mit Sammetverzierungen. Die Schürze ist zur Seite, an der Naht des Unterärmels, in drei lange, nach hinterwärts umgelegte Zacken ausgeschnitten. Man muß deshalb der Schürze mehr Breite geben, indem die vorderen Zacken bis auf die Bahn der Rückenseite vor-

Nr. 15. Besuchstoilette.

geben müssen. Ein Sammetstreifen umgiebt diese Zacken und den Rand des Rockes. Die Rückbahnen sind mit einem feinen, von einem kleinzackig ausgeschnittenen Sammetstreifen übersetzten Plissé garnirt und verlieren sich unter den Zacken der Schürze. Die Schleppe ist durch vier Züge 60 Centimeter über dem untern Rande zusammengezogen. Ueber der letztern Zacke, deren oberer Theil zur Oeffnung einer innern Tasche dient, sind ausgeschnittene Sammetverzierungen aufgenäht.

Der ausgeschnittene Sammetkragen bildet ein bis auf den Rock herabreichendes Plastron. Runder Aermel mit einer Sammetapplication und einem Plissé. An den Zacken Sammetknöpfe.

Nr. 16 Shawl-Mantille.

Dieses Modell besteht aus Faille und ist mit einer gekräuselten Franse garnirt, welche auf der Rücktaille eine scharfe Spitze bildet, von der eine Failleschleife herabfällt. Das Vordertheil fällt in langen Bahnen herab; der Aermel im Visitengenre ist, wie alles Uebrige, mit einer gekräuselten Franse garnirt, welcher ein Einsatz im nämlichen Genre als Kopf dient.

Nr. 16. Shawl-Mantille.

Nr. 17. Faille-Confection.

Das breite Vordertheil ist bis unten geschlossen; die Rücktaille leicht geschweift und durch darunter befindliche Bänder zusammengezogen. Der sehr breite Aermel

iſt an der Seitennaht angeſetzt. Die Garnirung aller Ränder beſteht aus einer hübſchen Paſſementerie über einer langen Franſe. Auf der Rückſeite ſteigt die Paſſementerie bis zur Taille herauf.

Nr. 18. Paletot von leichtem grauen Tuch.

Das Vordertheil iſt gerade und bis unten geſchloſſen. Der an der Taille leicht

Nr 17. Faille-Confection.

geſchweifte Rücken iſt am untern Theil mit einem ſchönen Paſſementeriemotiv in Palmenform garnirt. Den zurückgeſchlagenen Kragen ziert eine gleiche Paſſementerie, wie auch die Taſchen und Aermel.

Nr. 19. Fiſchü von Crêpe de chine.

Daſſelbe iſt erhaben geſtickt; im Herz der Blumen Perlen; um die Ränder eine ſchöne hohe Franſe.

Nr. 20. Coſtüm für Knaben von 8 Jahren.

Der Stoff hierzu beſteht aus marineblauem Matelaſſé. Das anliegende Bei kleid iſt unter dem Knie durch drei auf eine Unterpatte ſeitwärts geſetzte Knöpfe ſchloſſen. Das Gilet reicht ziemlich bis zu den abgerundeten Spitzen der Ja herab. Letztere iſt auf dem Rücken geſchweift und vorn Shawlrevers bildend, du

Nr. 18. Paletot von leichtem grauen Tuch.

einen Knopf geſchloſſen; die Seiten treten hinreichend weit zurück, um das G let ſehen zu laſſen. Runder Aermel mit einem zur Seite in Pattenform zurückge le genen Aermelaufſchlag

Nr. 21. Coſtüm von Naturtuch für Knaben von 8 Jahren.

Dieſes etwas weite Beinkleid geht bis unter das Knie herab, wo es durch ei

uf die Seitennaht gesetzte Knöpfe geschlossen wird. Die Blouse wird an der Seite geknöpft und fünf Steppnähte beschreiben ein Plastron. Ein Gürtel von fahlfarbenem Leder umschließt die Taille. Runder Aermel mit gestepptem Aufschlag.

Nr. 22. Gehäkelter Einsatz im Muschelgenre.

Auch diese Spitze wird im Herauf- und Wiederzurückgehen gearbeitet und schließ-

Nr 19. Fischü von Crêpe de chine

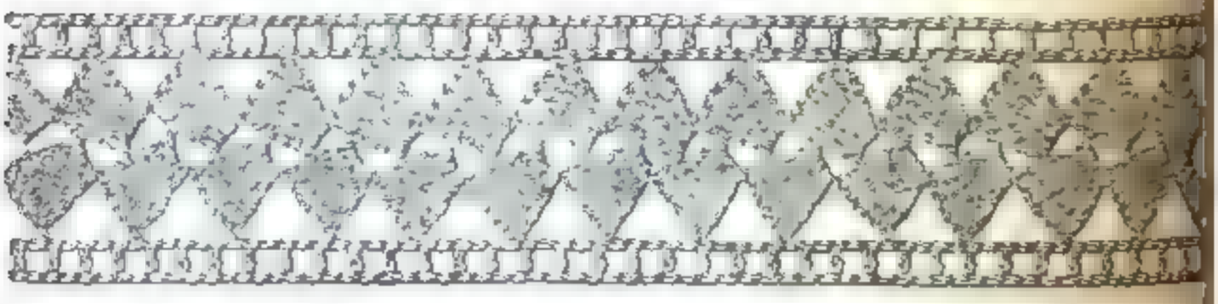
lich mit einer Gitterreihe umgeben. Angeschlagen wird 1 Kette von 10 M.; 3 Lm. für 1 Stäbchen, 5 dreifache Stäbchen, welche durch 1 Lm. in die 5 M. der Kette getrennt sind 4 Lm., 5 dreifache St. in die 5 letzten M der Kette. Umwenden. 3 Lm. für 1 St., 5 dreif. St., durch 1 Lm. in die 5 St. der vorhergehenden Reihe getrennt; 4 Lm., 1 Gruppe von 5 St. in die durch die 4 Lm. gebildete Oeffnung. Umwenden; 3 Lm. für 1 St., 5 Lm., getrennt durch 1 Lm. in die 5 St.

der vorhergehenden Reihe, 4 Lm., 1 Gruppe von 5 St. in die Oeffnung. Umwenden. Die nämliche Reihe wiederholt. Um den Einsatz zu begrenzen, wird an [illegible]

Nr. 20. Costum für Knaben von 8 Jahren.

Nr. 21. Costüm von Naturtuch für Knaben 8 Jahren.

Seite eine Kette von 7 M. angehäkelt, 1 einf. M. in die Spitze der Muschel, in die Masche selbst nicht, sondern die Nadel durch die Oeffnung gestochen, 7 Lm



Nr. 22. Gehäkelter Einsatz im Muschelgenre.

2c. — Die 2. Reihe besteht aus 1 Doppelst., 1 Lm., 1 M. der Kette überspringen, 1 Doppelst. in die folgende 2c 2c

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

HP 5

Jim Gibbons

Der Salon.

Im Joch der Schönheit.

Novelle von **Emil Marriot.**

„Ich bitte Sie, ſtreiten Sie nicht mit mir, junger Mann! Was wiſſen Sie vom Leben!“

„Aber, erlauben Sie“, bemerkte ich. Der gute, alte Herr ließ mich nicht weiter ſprechen.

„Ich erlaube Ihnen nichts“, unterbrach er mich, „Sie mit Ihren zwanzig oder zweiundzwanzig Jahren haben noch über nichts in ſo beſtimmter Weiſe zu urtheilen. Sie werden mir ſagen: „ich habe ſchon viel geſehen, viel erlebt, viel gelitten. Meinetwegen. Jeder junge Menſch bildet ſich nämlich ein, viel gelitten zu haben. Alles zugegeben. Sie wiſſen aber dennoch nicht, wie es in der Welt zugeht. Und was vollends die Liebe anbelangt, ſo ſchwatzen Sie darüber wie der Blinde von der Farbe.“

„Kann man aber thörichter handeln, als der Mann, von dem ich Ihnen eben erzählt habe? Bedenken Sie nur! Er heirathet ein Mädchen mit befleckter Vergangenheit, wird von ihr betrogen, erfährt es, verzeiht ihr, erkennt ein Kind, das nicht ſein eigenes iſt, als das ſeine an, liebt es und trägt ſein ſchmähliches Weib auf Händen . . . iſt eine Frau ſolch einer Reihe erbärmlicher Schwächen fähig?“

„Ihr Mann da iſt ein großer Thor, ich gebe es zu. Doch was Frauen in dieſer Thorheit zu leiſten vermögen, geht über alle Begriffe. Ein fremdes Kind zu lieben iſt doch nicht halb ſo arg, als das eigene Kind zu verleugnen. Ich werde Ihnen da eine lehrreiche Geſchichte erzählen, ob Sie nun wollen oder nicht. Haben Sie die Schauſpielerin Adele Gräfin Tallberg gekannt?“

„Ich glaube mich ihrer zu erinnern. Doch iſt ſie, wenn ich nicht irre, ſchon vor vielen Jahren geſtorben.“

„Vor ſechs Jahren. — Kellner, bringen Sie mir eine Flaſche Scharlachberger. Mit trockener Kehle ſchwatze ich nicht gern. Und Sie, Emil, hören mir aufmerkſam zu. Sie bilden ſich ein, ein großer Menſchenkenner zu ſein, ſind es aber noch lange nicht. Und wenn Sie wirklich Gutes leiſten wollen, müſſen Sie vor Allem die Menſchen richtig beurtheilen können.“

„Aber, beſter, alter Freund, ich meinte ja nur, daß die Männer größerer Leidenſchaften fähig wären als die Frauen.“

„Größerer Leidenſchaften? Vielleicht. Größerer Schwächen, ſchwerlich, Wenn einmal eine Frau den Kopf verliert, iſt ſie erbärmlicher als der verliebteſte Mann. Alſo hören Sie zu.“

I.

„Da ſpielte der Schauſpieler — wie hieß er doch gleich? — Norbert, glaube ich, der ſpielte die Liebhaberrollen und mit einer Gluth, einer Leidenſchaft! Sie können ſich wohl denken, daß alle Frauen für ihn ſchwärmten, für ſeinen tragiſchen Gang, ſein feuerwerfendes Auge. Jung war er ſchon damals nicht mehr, den Fünfzigern näher als den Vierzigern, aber die Schminke, das Gaslicht, das Coſtüm, kurzum, er war der Liebling der Da-

men. Am meisten von Allen schwärmte meine kleine Comtesse Adele für ihn, das war ein wahrer Cultus. Er brauchte nur auf der Bühne zu erscheinen und schon kam sie außer Athem, wurde todtenblaß und die Augen traten ihr, sozusagen, aus dem Kopfe. Ihre zweite Mama meinte wohl immer, es wäre nicht bon ton sich im Theater so sehr aufzuregen, aber was half das. Es war Laune in diesem Mädchen. Schon als Kind — ich kenne sie von klein auf — zeigte sie Spuren einer wilden, zügellosen Leidenschaft. Sie konnte für nichts ruhige Gefühle haben: Liebe oder Haß, Abneigung oder Gluth. Ihre Mutter hatte sie frühe verloren, Geschwister hatte sie keine. Ihre Stiefmama überließ sie den Gouvernanten. Die hatten ihre liebe Mühe mit dem Kinde. Das kochte und gährte und wollte nicht ruhig sitzen lernen. Immer tollend, lärmend, schluchzend über ein Gedicht, aufflammend, wenn es glaubte, Jemandem wäre Unrecht geschehen, freigebig, stolz, unbändig . . . und doch hatte ich sie lieb, diese Kleine mit ihrem wachsgelben Gesicht und ihren großen, bemerkenswerthen Augen. Schon als Kind declamirte sie gerne und mit sechzehn Jahren lief sie heimlich zum Schauspieler Norbert hin und ließ sich von ihm prüfen; der sagte, sie hätte ein bedeutendes Talent, worauf sie den Entschluß faßte, Schauspielerin zu werden. Sie können sich vorstellen, welchen Sturm das in der hochadeligen Grafenfamilie hervorrief! Die Kleine aber hatte einen Eisenkopf. Im Einvernehmen mit ihrer Gouvernante nahm sie bei Norbert Declamationsstunden und — lief schließlich mit ihm davon, weil ihre Familie ihr Treiben zu wittern begann, lief mit ihm davon, in dem festen Glauben, er wollte nichts Anderes, als ihr Talent ausbilden, das arme, unerfahrene Ding! Lange Zeit konnte man gar nicht erfahren, wohin sie gegangen wäre, sie war wie verschollen. Endlich — sie war vierundzwanzig Jahre alt geworden und hatte in Amerika unter einem anderen Namen eine Reihe von Triumphen gefeiert — endlich, also, kam sie nach Europa zurück und machte förmliches Aufsehen. Adele, Gräfin Tallberg, nannte sie sich ganz keck. Ich sah sie hier in Wien, bei ihrem Debüt — eine bleiche, hohe Frauengestalt mit einem eigenthümlich räthselhaften Zug um den Mund, aus dem schmerzhaftes, bitteres Erstaunen sprach . . . Wie stürmte ihr Alles zu! Am meisten die Aristokraten. Sie aber war kalt wie Eis. Ihre Thüre blieb Jedermann verschlossen. Sie lebte nur ihrer Kunst. Mich empfing sie als ihren alten Freund, als ihren Arzt, der sie schon als Kind behandelt hatte. Und wie lieb sie mich aufnahm! In die Arme flog sie mir und ruhte lange an meiner Brust — wie ein müder, verflogener Vogel, der sein Nest wiedergefunden hat. Von ihrer Familie durfte ich nicht sprechen, sie fieberte förmlich im Gedanken an sie. „Sie haben mich verstoßen, verfolgt, gehetzt", sagte sie mit fliegender Brust und leuchtenden Augen, „sie hätten mich gerne getödtet, weil ich den Funken in mir ihren Vorurtheilen nicht aufopfern wollte. O, was ich gelitten habe durch sie! Wenn ich meine Kunst nicht so sehr geliebt hätte, ich wäre über ihre Verfolgungen gestorben. Lange Jahre mußte ich versteckt leben, weil sie mich, hätten sie mich entdeckt, in mein elendes Leben zurückgeschleppt, eingekerkert, ja, vielleicht in ein Irrenhaus gesperrt hätten. Selbst meine künstlerischen Erfolge haben sie nicht zu versöhnen gemocht. Wo sie nur konnten, haben sie mir Zeichen ihres Hasses, ihres Zornes gegeben. Sie haben mich auf offener Scene auszischen lassen und hätten mich am liebsten gesteinigt. Und darum liebe ich die Menschen nicht. Ich sehe fast in Jedem einen Spion, einen Verleumder . . . ich brauche auch Nie-

mand mehr, denn ich bin reich', weil man mir das Vermögen meiner Mutter nicht entziehen konnte und die große Menge hat mein Talent anerkannt. Dies genügt mir. Ich bedarf der sogenannten Gesellschaft nicht, um glücklich zu sein."

Ich befragte sie um Norbert.

Beim Nennen seines Namens verzerrten sich ihre Züge.

„Ich verkehre nicht mehr mit ihm", sagte sie kurz und trocken. Später einmal gestand sie mir freilich den Grund dieses Bruches. Er hatte ihre Verlassenheit, ihre Armuth und Hülflosigkeit schändlich mißbraucht, hatte ihr gedroht, sie ihrer Familie auszuliefern, falls sie seinen Wünschen nicht Gehör geben und sein Weib werden würde. Sie stand allein da, verfolgt, irre an sich selbst und irre an den Menschen. Es blieb ihr Nichts übrig, sie ward die Seine. Aber er zeigte sich bald in seiner ganzen Brutalität. Als sie seine Frau geworden und er seinen Triumph erreicht hatte, mißhandelte er sie, ließ sich eine Weile tyranniſiren, aber dann hielt sie es nicht länger aus und da es ihm selbst so bequemer war, ließen sie sich scheiden. Sie hatte ein Kind von ihm. Sie zeigte es mir, einen dreijährigen Knaben, ihr ähnlich, nur sanfter, weicher und blond . . . sie liebte dieses Kind. Mit seinem Vater hatte sie aber für immer gebrochen. Und seitdem lebte sie ganz allein. Sie hielt sich nirgends lange auf, von einer Stadt zur andern eilte sie, überall Lorbeeren pflückend, überall mit Jubel empfangen und gefeiert. Und überall blieb sie kalt wie ein Eisblock. Niemand konnte sich ihrer geringsten Gunst rühmen. Jedermann sprach mit Hochachtung von ihr, was doch sonst bei Comödiantinnen selten der Fall ist. Ihre Familie blieb unbeweglich; ihr Vater starb, ohne sich mit ihr ausgesöhnt zu haben. Ich verlor sie aus den Augen, nur die Zeitungen meldeten mir von ihren Triumphen, ihrem strengen, abgeschiedenen Leben. So verrann Jahr um Jahr. Einmal erhielt ich einen Brief von ihr. Sie bat mich, falls ich sie nicht schon lange vergessen hätte, sie zu besuchen, da sie nach zwölfjähriger Abwesenheit wieder nach Wien zurückgekehrt wäre. Und nun muß ich ausführlicher erzählen, denn jetzt erst beginnt die wahre Geschichte.

II.

Man sprach damals schon über sie, wie es mir nicht recht gefallen wollte. Man munkelte von einem jungen Manne, der ihr so nahe stände, wie eben ein Mann einem Weibe stehen kann und allerlei solches Zeug. Ich glaubte nicht recht daran. Aber an Eines mußte ich glauben: daß sie aus der Mode gekommen war. Sie spielte nun schon seit fünfzehn Jahren, Jedermann hatte sie gesehen, man war an sie gewöhnt und zudem machte sie seit Langem schon keine Fortschritte mehr. Ihr Spiel hatte nach und nach etwas Schablonenhaftes angenommen, sie spielte jede Rolle mit denselben Gesten — man konnte sie beinahe schon voraussagen — es ging eben abwärts. Ich hätte ihr am liebsten den Rath gegeben, sich gänzlich von der Bühne zurückzuziehen. — Sie hatte mich, wie schon gesagt, brieflich zu sich gerufen.

Ich folgte ihrer Aufforderung sofort. Sie wohnte sehr elegant, ein Diener empfing mich, meldete mich an und geleitete mich sodann in den Salon. Es war am Vormittag. Adele kam mir entgegen.

Junger Freund, haben Sie schon wahrgenommen, daß die Menschen erschreckend verändert sind, wenn wir sie lange Zeit nicht gesehen haben?

Mir ist immer bei solch einem Wiedersehen, als ob ich ausrufen müßte: Um alle Welt! Sagt, sprecht, was ist Euch denn geschehen!? Die Zeit, die Zeit allein kann Euch ja nicht so sehr verwüstet haben . . .

Derselbe Ausruf schwebte mir auf den Lippen, als ich Adele wiedersah. Ich hatte sie jung, schön und voller Kraft verlassen. Ich hatte sie stolz und kalt gekannt, aus ihrem Gange, ihrem Lächeln, dem Rauschen ihres Kleides hatten kühner Muth, Selbstvertrauen und Entschlossenheit gesprochen und ihre feste, kalte Stimme, das höhnische, doch selbstbewußte Zucken der Lippen ihre Kleidung, so aristokratisch in ihren Farben Alles hatte gesagt: Ihr bewundert mich, Ihr liegt mir zu Füßen. Ich aber bedarf Eurer nicht; ich lasse mich bewundern und rühre keine Hand dazu. Seht mich an! Ich schmücke mich nicht, ich habe kein Lächeln, keinen Blick, keine koketten Bewegungen für Euch. Ihr betet mich an, weil Ihr nicht anders könnt. Ich aber, ich nehme es hin wie eine Königin, denn ich bedarf Eurer nicht, ich genüge mir selbst. Und jetzt — jetzt — ihr bloßer Anblick sagte mir Alles: Ein reiches Negligé, ein kokettes Häubchen am Kopfe, die Bewegungen voller Hast, voller Unruhe, im Gesicht Unsicherheit, Angst, Zweifel, im Auge etwas Forschendes, Grübelndes, Gehetztes . . . Dieses Weib, sagte ich mir im ersten Augenblicke, liebt und fürchtet. Und wehe ihr, wenn ich richtig rathe, denn ein Weib, das fürchtet, hat immer Grund zur Furcht. Schon darum, weil sie dem Mann mit ihrer Furcht sehr leicht, beinahe immer lästig wird . . .

Sie kam auf mich zu, gab mir beide Hände. Ich küßte die ihren.

Hastig stellte sie mir einige Fragen, die ich kaum beantworten konnte und es schien ihr auch nicht um meine Antworten gelegen zu sein, sie wollte nur, so kam es mir wenigstens vor, allen Fragen meinerseits ausweichen...

Sie war nicht mehr schön, allenfalls noch „interessant", das mag überspannten oder romantischen Köpfen gefallen, einem Arzte ist solch' abgefallene Gestalt, solch bleiches Gesicht mit hageren Wangen, herabgezogenen Lippen und unheimlich großen Augen, ein peinlicher Anblick.

„Ich habe mich verändert, nicht wahr?" fragte sie und legte die Hand an die Stirne, „ich bitte Sie, sagen Sie mir nicht, daß ich schlecht aussehe. Ich kann es nicht hören. Ich bin nicht krank."

Sie hielt inne und horchte. Schritte näherten sich der Thüre. Sie ging auf, ein Mann stand auf der Schwelle. Und ein Blick auf diesen Mann genügte mir, um zu wissen, daß dieses bleiche, unruhige Weib vor mir bemitleidenswerth war . . .

III.

Ich verstehe mich schlecht auf das Beschreiben. Doch will ich es hier versuchen. Die Art, nur einzutreten, dieses Nachlässige, Gleichgiltige, ja Geringschätzende im Gange dieses Mannes, das Schwenken des Stockes, den er in der Hand hielt und den Hut, den er noch am Kopfe hatte und die Cigarre zwischen seinen Lippen . . . in solchem Aufzuge tritt man doch nimmermehr in das Gemach der Frau, die man achtet und liebt. Schön, ja, das war er wohl, selbst vom Standpuncte des Arztes aus; die Gestalt mehr als mittlere Größe, schlank, edel und kräftig gebaut, das Haupt kühn im Nacken, darüber volles, braunes, natürlich gewelltes Haar; ein ovales, ziemlich geröthetes Gesicht (von jener Röthe, wie man sie bei den Italienern und Südfranzosen findet, jene schöne, kräftige, männliche Röthe), feine Züge, die Nase leicht gebogen, der Mund trotzig geschlossen, über der Oberlippe ein

braunes Bärtchen. Einige Narben im Gesicht. Und neben den Narben — welcher Mißmuth, welche Härte auf diesen hübschen, jugendlichen Zügen! Welch' starrer, liebloser Blick in den sonst schönen, tiefgrauen Augen! Er schien offenbar unzufrieden, einen Fremden hier zu finden und gab sich auch gar keine Mühe, seinen Unmuth zu verbergen. Seine Stirne faltete sich, sein Gruß war kurz, unhöflich beinahe.

Und doch, so kam es mir wenigstens vor, lag in seinem übertrieben sicheren Auftreten etwas Gesuchtes, Unnatürliches, fast als ob er sich zu diesen abstoßenden Manieren nur zwingen würde und sich dabei nicht sehr behaglich fühlte.

Adele stellte uns gegenseitig vor, sie that es halb unruhig, halb befangen. Offenbar setzte sie das ungezogene Benehmen des jungen Mannes in Verlegenheit.

„Mein alter Freund", fügte sie hinzu, nachdem sie meinen Namen genannt hatte, „Herr Sergei Wesanowitsch Menkoff, auch einer meiner Freunde."

Wir schauten uns an und wechselten einige Phrasen, worauf er zum Fenster hinging und auf die Straße sah.

Seine Stirn war noch immer gefaltet, etwas wie Unzufriedenheit oder Langeweile, oder Aerger über sich selbst und Andere stieg in seinem Gesicht auf.

„Jetzt kann ich nicht mit Ihnen sprechen", flüsterte mir Adele aufgeregt zu, „ich bat Sie auch nicht deshalb zu mir . . . ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich zu Ihnen kommen werde, denn ich habe Ihnen viel mitzutheilen, Sie um Manches zu bitten. Morgen werde ich kommen, morgen Abends . . ."

Hier drehte sich der junge Mann um und sagte etwas, ich weiß aber nicht mehr recht, was . . . es war jedoch etwas ganz Gewöhnliches, das unmöglich verletzen oder aufbringen konnte. Und Adele gab ihm eine so gereizte, heftige Antwort, sie ereiferte sich so ganz ohne Grund und ihre Stimme vibrirte so erregt, daß ich nur staunte. Wie erbittert müssen diese beiden Menschen gegen einander sein, dachte ich, wenn sie selbst bei Lappalien, ja, bei einem Nichts solch gehässigen, feindseligen Ton anschlagen. — Sie werden übrigens auch schon bemerkt haben, daß, wenn Menschen, die lange schon im Geheimen über einander grollten, sich immer eines Nichts halber entzweien; es ist dies wie ein volles Wasserglas, das bei einem Tropfen plötzlich überfließt.

Ich verabschiedete mich rasch von ihr, denn mir war unbehaglich zu Muthe, grüßte auch den Sergei Wesanowitsch und eilte nach Hause. Es scheint, dachte ich, daß Du hier in unangenehme Geschichten verwickelt werden sollst. Ich rieth nicht so unrichtig.

IV.

Am nächsten Abend kam sie zu mir. Es war schon ganz dunkel und regnete. Sie trat ein, schwarz gekleidet, verschleiert, durchnäßt und sank erschöpft auf einen Stuhl hin.

„Warum sind Sie nicht gefahren, Gräfin?" fragte ich sie, „rücken Sie doch dem Ofen näher; Ihre Kleider triefen ja förmlich. Sie können den Tod von dieser Erkältung haben."

„Das wäre nicht das schlimmste", sagte sie dumpf und saß mit über

den verschlungenen Händen vorgebeugtem Leibe, hängendem Kopfe da und starrte zu Boden.

Ich betrachtete sie und schwieg.

Endlich fragte ich: „Was haben Sie mir zu sagen, liebe Gräfin?“

Sie sah kurz zu mir auf, doch senkte sie die Augen sofort wieder.

„Nennen Sie mich nicht Gräfin“, antwortete sie, „ich bin es nicht für für Sie. Nennen Sie mich Adele wie einst, ich bitte Sie darum.“

„Gerne, liebe Adele.“

Wieder trat eine Stille ein.

Der Wind trieb den Regen an die Scheiben. Man hörte sein trauriges Rauschen und Rieseln.

„Ich habe Ihnen viel zu sagen“, begann sie endlich, doch es wird mir schwer.“ Sie holte tief Athem. „Sie haben ihn gestern gesehen“, warf sie dann flüchtig hin, „nun, wie gefällt er Ihnen?“

„Der junge Mann? Er ist sehr hübsch. Doch ein wenig ... verwöhnt.“

„Sagen Sie lieber pöbelhaft, ungebildet, roh. Das paßt besser auf ihn.“

„Und Sie lieben ihn?“

„Ja.“

Sie sprach dieses Ja mit kalter, fester Stimme, wie man Trauriges, doch Unabänderliches nothgedrungen zugiebt.

„Und er macht Sie unglücklich?“

„Ja“, sagte sie wieder, dieses Mal mit halb gebrochener Stimme.

Wir schwiegen eine kurze Weile.

„Wie lange leben Sie mit ihm?“ fragte ich dann.

„Seit zwei Jahren.“

„Und wie haben Sie ihn kennen gelernt?“

„Auf eine ziemlich sonderbare Art. Ich bitte, legen Sie Holz nach, mich friert. Ich wohnte damals auf dem Lande, in der Nähe von Graz, ganz einsam. Denn, wie Ihnen bekannt ist, habe ich die Menschen nie geliebt. Ich hatte Niemand mit mir genommen als drei Dienstleute und den Eugen. Sie wissen ja, meinen Sohn, die unglückliche Frucht einer unglücklichen Ehe.“

„Er lebt also noch?“ warf ich ein.

„Ja“, sagte sie, wie mit Abneigung. „Solche Kinder sterben nie, das ist eine bekannte Sache. Doch lassen wir das. An einem Herbstabende — ich las eben und Eugen schrieb neben mir — stürzte mein Kammermädchen herein und meldete mir ganz außer sich, daß ein junger Mann in der Nähe meiner Villa vom Pferd gestürzt und leblos am Boden liegen geblieben sei. Ich erhob mich und ging hinaus. Da lag auf der Erde ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, mit ausgebreiteten Armen, leichenblassem Gesicht, halb gebrochenen Blicken. Das Blut sickerte durch sein braunes Haar. Er trug eine Art Reitercostüm, russische Stiefel, verschnürten R Der war an der Brust und den Armen zerrissen. In der Nähe des Man lag eine Reitgerte. Ich ließ den Verwundeten in mein Haus bringen, den Arzt holen und dem Kranken Verbände anlegen.

Sein Pferd wurde erst viel, viel später an einem Abhange hinabgegli aufgefunden. Es hatte gebrochene Beine und war vermuthlich verhung Den Mann selber kannte Niemand, kein Mensch erschien, um nach ihn

fragen. Niemand wußte, woher er gekommen war. Er blieb dann in meinem Hause und ich pflegte ihn."

Adele sprach schwer und langsam und in häufigen Absätzen. Jetzt schwieg sie und seufzte tief auf.

„Ich weiß nicht", fuhr sie dann ein wenig lebendiger fort, „ob ich Ihnen je gesagt habe, daß mir seit meiner frühesten Jugend vor der Liebe graute. Ich war mir meiner tiefen, leidenschaftlichen Natur gar wohl bewußt und ahnte, daß, würde ich einmal lieben, ich ganz und ewig lieben müßte. Ich rang still mit mir, floh die Männer, die mir gefährlich schienen, kämpfte mit meinem gährenden Herzen, das wider meinen Willen nach Liebe schluchzte und es gelang mir auch, so lange ich jung war, ohne Liebe zu bleiben. Wie ich ihn dann fand, lastete ein Berg angesammelter Gefühle auf meiner Brust . . . ich hatte wie ein Geiziger einen Schatz von Liebe zusammengescharrt, Niemand hatte noch in diesem Golde gewühlt, nicht die kleinste Münze war davon entwendet worden — — sie hatten mich kalt genannt und unnahbar, während ich mich in steter Flucht vor der Liebe befand, während ich oft mit gerungenen Händen, schluchzend, voller Angst, kniefällig nur Eines vom Schicksal erflehte — ein ruhiges Herz . . . das Schicksal hat mein Flehen nicht erhört", schloß sie mit einem trüben Lächeln.

„Doch hören Sie weiter", sprach sie dann und stützte das Kinn auf die Hand. „Er blieb dann in meinem Hause. Welch' bange Nächte durchwachte ich an seinem Krankenlager! Er war wochenlang besinnungslos und sprach dann wirres Zeug zusammen. In einer fremden Sprache. Ich hätte so gerne gewußt, was er sagte, ich horchte immer, ob nicht ein Frauenname . . .

Er genas endlich, Ich hatte den Eugen längst entfernt. Er hätte mein Geheimniß verrathen können. Kaum auf den Füßen konnte Sergei stehen, als er schon mein Haus verlassen wollte. Ich ließ es nicht zu. Er war noch geschwächt, er mußte mit mir nach dem Süden. Sie werden vielleicht wissen wollen, was für ein Mensch er damals war. Sie meinen wohl, daß er sich dankbar, anhänglich zeigte. Keineswegs; es war ihm vielmehr lästig, so tief in die Schuld einer Fremden gerathen zu sein. Wenn ihn das Fieber verließ, kehrte er sich mürrisch zur Wand und sprach kein Wort, Langsam nur gewöhnte er sich an mich und seine seltsame Lage. Ich erzählte ihm Alles, Alles, er wußte bald mein ganzes Leben. Nur von Norbert und dem Kinde sagte ich nichts. Ich las ihm vor, declamirte für ihn allein, legte Costüme an, musicirte vor ihm. Und er — er nahm es so hin. Ueber sich selbst sprach er nur wenig; er war überhaupt sehr wortkarg, denn er ist schweigsamer, verschlossener Natur. Ich erfuhr nur, daß er Sergei Menkoff heiße und aus Rußland gekommen sei. Seine Vergangenheit liegt heute noch verschleiert vor mir. Ich glaube, daß er nicht nach Rußland zurückkehren kann — doch nicht eines gemeinen Vergehens halber. Dazu ist er zu sorglos, zu ruhig. Er empfing auch keine Briefe, keine Sendungen. Er muß, so viel ich aus seinen Reden entnehmen konnte, in Rußland das Leben eines Cavaliers geführt haben, denn er sprach einige Male von Gütern, versteht sich vortrefflich auf Pferde und reitet außerordentlich gut. Vielleicht hat er sich daheim politisch irgendwie compromittirt oder ein Duell gehabt . . . ich weiß es nicht. Er hat es mir nie gesagt."

„Er lebte also auf Ihre Kosten? Von Ihrem Gelde?" warf ich ein.

„Ja. Ich ließ ihn ja nicht fort und zu arbeiten kam ihm niemals in

den Sinn. Er war an ein prächtiges Leben gewöhnt . . . wie viel hätte er verdienen müssen, hätte er all' seinen Ansprüchen gerecht werden wollen! Wir fuhren und ritten und ruderten zusammen . . . einmal überraschte uns ein Sturm am See, es war am Lago maggiore — er und ich waren allein — da hat seine Kühnheit uns vom Tode gerettet. Noch sehe ich ihn vor mir, mit wehenden Haaren, gerötheten Wangen, kaltem, prüfendem Blicke, so frei von jeder Furcht, so jeder Zoll ein Mann — ach! sein Muth, seine Schönheit, seine Jugend . . ."

Sie legte die Hände über die Augen.

„Er liebte Sie?" fragte ich nach einer Stille.

„Vielleicht; er nahm mich hin, wie er Alles hinnahm, ohne darum gebeten zu haben und ohne Dankeswort. Und ich gab mich ihm zu eigen, weil ich nicht anders konnte, weil ich glücklich war, wenn er mich küßte."

Sie hatte ihr Taschentuch zerrissen, während sie sprach und warf nun die Fetzen weit von sich.

„Wir verließen Italien, als es Frühling wurde", sprach sie dann weiter, „ich wollte wieder die Bretter betreten, wollte vor ihm glänzen, ihn begeistern, wie ich die Anderen hingerissen hatte. Doch es ging nicht. Ich hatte keine Sicherheit, kein Selbstvertrauen mehr. Der Kopf muß spielen, nicht das Herz. Auch liebte Sergei das Theater nicht, kam selten, mich anzuhören und für wen spielte ich sonst? Ich dachte dann nur an ihn. Wo er jetzt sein mag? Ob er mich vielleicht verräth? Und tausend solche Gedanken. Nie hätte ich gut spielen können. Dazu schien mir, als ob Sergei sich fast beständig langweile. Um ihn zu zerstreuen lud ich Freunde ein — Schriftsteller, Vertreter der Presse, Künstler, Doctoren, Collegen, schöne Frauen, schöne Mädchen . . . Er benahm sich bei solchen Gesellschaften wie neulich Ihnen gegenüber . . . roh, wortkarg und unhöflich. Meistens aber blieb er ganz weg. Ich gab es dann wieder auf, wir lebten allein und ich mußte, so sehr ich mich dagegen sträubte, endlich einsehen, daß er auch mich zu fliehen begann. Was ich da litt! Las ich ihm eine schöne Stelle aus einem Werke vor, was that er dann? Er gähnte. Oder ich sprach zu ihm, er gab keine oder eine abweisende Antwort. Und von Liebe — o von Liebe! Sagen Sie mir . . . bin ich denn wirklich alt und häßlich? Warum weicht er meiner Berührung aus? Warum, o warum", schrie sie auf und faßte sich wie verzweifelnd beim Kopfe, „warum küßt er mich nie mehr?"

Ich schwieg. Was hätte ich sagen sollen?

Sie war es, die abermals zu reden begann.

„Sie verachten mich, nicht wahr?"

„Nein. Ich beklage Sie. Doch um Eines möchte ich Sie fragen. Wo lebt Ihr Kind?"

„In der Schweiz in einer Pension. Ich wollte ja eine Bitte an Sie richten. Ihre Frage bringt mich darauf. Ich — ich liebe dieses Kind nicht."

„Des Vaters halber?"

„Nicht darum. Es ist so . . ."

„Häßlich? Lieblos?"

„Nein, schon so groß; schon fünfzehnjährig. Ich sage Ihnen, der Bursche sieht beinahe wie ein erwachsener Mensch aus. Er macht mich entsetzlich alt."

„Er lebt ja nicht an Ihrer Seite", sagte ich und es beschlich mich ein Gefühl, das halb Mitleid, halb Verachtung war.

„Ich weiß aber, daß er lebt; ich muß mich um ihn bekümmern, empfange Nachrichten über ihn, werde immer wieder an ihn erinnert. Ich will aber vergessen, daß er existirt. Ich werde Ihnen Geld geben und den Ort nennen, wo er sich aufhält. Bekümmern Sie sich ferner um ihn. Ich habe keine Zeit, für ihn zu sorgen und habe kein Herz für ihn . . . und dann fürchte ich immer, Sergei könnte davon erfahren, er weiß nicht, wie alt ich bin und dieser große, aufgeschossene Bursche . . . ich käme Sergei ja vor, als könnte ich auch ihm Mutter sein . . . dann urtheilt er auch sehr strenge über die Frauen."

„Der!" rief ich aus, „dieser elende Mensch! Dieser Schmarotzer! Der hat es nöthig, strenge zu sein!"

„Dummkopf!" dachte ich jedoch im selben Augenblicke, denn sie schaute mich mit einem Blicke an — wir schmähen oft auf uns nahe stehende Menschen, können es aber nicht vertragen, daß Andere dasselbe thun.

„Ich bitte Sie", sagte sie fast befehlerisch, „nichts mehr über Sergei. Wollen Sie sich des Knaben annehmen?"

„Gerne, was das Geschäftliche betrifft. Weiter nicht. Doch was für ein Kind ist er? Haben Sie ihn nie geliebt?"

„O doch, bevor ich Sergei kennen lernte. Er war gut und lebhaft und mir so anhänglich — — kein Vergleich mit Sergei! Wie er jetzt ist und aussieht, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er entsetzlich stark wächst . . . auch lernt er nicht gut und hustet viel, ich höre nur Unangenehmes über ihn und will nichts mehr von ihm hören. Ich bin ohnedies elend genug."

Ich schwieg. „Wie doch die Liebe oft schlecht, häßlich und erbärmlich macht!" dachte ich bei mir.

„Haben Sie sonst noch Etwas zu befehlen?" fragte ich dann.

„Ja, ich habe noch eine Bitte. Die wegen des Kindes ist eigentlich nur Nebensache. Ich will, daß Sie mir helfen sollen, Sergei zu ergründen. Ich will endlich erfahren, wer er ist, warum er Rußland verlassen hat, was hinter ihm liegt und wie er denkt und fühlt. Ich will dieses verschlossene Buch endlich lesen. Helfen Sie mir, ich beschwöre Sie. Denn dieser Mann ist mir Alles."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht", sagte ich mehr und mehr angewidert. „Haben Sie niemals Jemand getroffen, den Sergei kannte oder von dem er gekannt war?"

„Nein, oder ja! Einmal kam so etwas vor. Wir waren in Paris, als ein elegant gekleideter Herr vor ihm stehen blieb und ihm lachend „Sergei" zurief; er aber wurde verlegen, schaute zur Seite und zog mich rasch in eine andere Gasse. Ich wollte ihn über diesen kleinen Vorfall zur Rede stellen, er aber unterbrach mich mit solcher Heftigkeit, daß ich nicht mehr davon zu reden wagte."

„Diese kleine Episode würde eher für eine schlimme als eine ehrenvolle Vergangenheit sprechen", bemerkte ich.

Sie nickte und fügte, indem sie meine beiden Hände erfaßte, mit flehender Stimme hinzu:

„Also helfen Sie mir, ich beschwöre Sie. Morgen, etwa um fünf Uhr, werde ich mit ihm auf die Ringstraße kommen. Es wäre mir sehr lieb, Sie dort zu treffen."

„Ich werde nicht fehlen."

V.

„Ich verwickele mich da in eine widerwärtige Geschichte", dachte ich als ich allein war. „Dieser Mann ist entweder ein politischer Verbrecher oder ein gewöhnlicher Abenteurer, der auf Kosten einer verliebten Närrin angenehm zu leben weiß. Oder gar ists ein gemeiner Schurke, ein Dieb etwa. Daß er sie liebt, ist mehr als zweifelhaft. Was also soll ich thun? Sie von ihrer Schwäche heilen? Ja, das wäre gut, aber wie soll ich das anstellen? Wenn ein Weib sich einmal in den Kopf gesetzt hat, einen schlechten Mann zu lieben, ist sie fast immer unheilbar krank, sie weiß ja doch jetzt schon, wie schlecht und erbärmlich er ist und doch liebt sie ihn und wie sehr! Ihr eigenes Kind vergißt sie über ihm." Und dieses arme Kind schwebte mir vor, dieses Kind, das ein Zwerg sein oder besser noch, das sterben hätte sollen, um seine Mutter nicht alt zu machen. Ach, der arme Junge!

Am liebsten hätte ich diese häßliche Geschichte zu allen Teufeln geschickt, doch ich konnte sie nicht los werden. Immer mußte ich an das arme Kind, die verirrte Frau und den erbärmlichen Mann denken. „Lernen wir zuerst Herrn Sergei kennen", nahm ich mir endlich vor, „vielleicht finden wir doch Etwas an ihm heraus, das im Stande wäre, eine so heiße Liebesflamme auszulöschen, eine Untreue etwa, oder eine Feigheit, oder vielleicht trägt er falsche Zähne, o diese Weiber! Eine Dame von sechsunddreißig Jahren kann dem jungen, schönen, geliebten Mann Alles verzeihen, auch die Entdeckung, daß er falsche Zähne, oder gar eine Perrücke hat, gewiß nicht! Sie lachen, Emil?"

Also ich suchte ihn kennen zu lernen. Ich wollte dieses verschlossene Buch entziffern. Mit diesem Vorsatze begab ich mich nächsten Tages auf die Ringstraße.

Sie kamen mir entgegen. Sie, in prachtvoller Toilette, schwarzer, schleppender Sammetrobe mit Edelmarder darüber, geschminkt, verschleiert, das dunkle Auge müde in die Luft gerichtet, er, mit demselben hochmüthigen, starren, gelangweilten Ausdrucke, der mir so gleich aufgefallen war im hübschen Gesicht. Sie sprachen nichts zusammen, sie sahen sich nicht an. Auch auf die Vorübergehenden schauten sie nicht, nur einmal, als ein sehr hübsches, blondes Mädchen getrippelt kam, lächelte Sergei und winkte ihr mit den Augen einen vertraulichen Gruß zu.

Offenbar kannte er sie. Das Mädchen schaute geziert zur Seite und verbiß ein boshaftes Lächeln, das wohl nicht Sergei, aber seiner Begleiterin gelten mochte. Als das Paar an ihr vorüber war, schaute sie ihm nach. Adele hatte nichts bemerkt.

Ich näherte mich ihnen und grüßte. Darauf begannen Adele und ich zu sprechen, von gewöhnlichen Dingen natürlich, was man eben so spricht. Sergei nahm keinen Antheil an unserem Gespräch, sondern stierte ins Weite und Adele redete mit einer gewissen nervösen Aufregung, die den Menschen in schiefen Situationen so leicht überkommt.

„Morgen ist philharmonisches Concert", sagte sie, „ich möchte es gern hören."

„Sie können ja thun was Sie wollen", antwortete ihr Sergei — es waren dies seine ersten Worte — „aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich Sie begleiten soll."

„Lieben Sie die Musik nicht?" fragte ich ihn.

„Nein", sagte er schroff und ohne mich anzusehen.

„Ein grober Bursche", dachte ich,

„Er liebt überhaupt die schönen Künste nicht", sagte Adele und versuchte spöttisch zu lächeln, doch war ihr Lächeln mehr weinerlich, „nicht einmal die Dichtkunst."

„Was lieben Sie denn?" fragte ich.

„Hunde und Pferde", versetzte er.

„Und damit sind Ihre Neigungen schon zu Ende", fuhr ich fort.

„Ja", antwortete er. „Es giebt nichts Ehrlicheres als einen Hund und nichts Schöneres als ein Pferd und dann haben die Thiere den großen Vortheil, daß sie gehorchen, nicht intriguiren und nicht questioniren."

„Sergei!" raunte ihm Adele halblaut, bittend und vorwurfsvoll zu.

„Was beliebt?" fragte er grob und schaute ihr starr in die Augen.

Sie senkte den Blick und blieb stumm.

Ich sprach von Anderem, wieder von recht banalen Sachen. Der Bursche hatte mir eine Lection gegeben und, aufrichtig gestanden, ich hatte sie halb und halb verdient.

Adele und ich waren mitten in einem Gespräche, als Sergei, der völlig stumm neben uns hergegangen war, plötzlich sagte: „Ich denke wir gehen nach Hause."

Adele warf einen zornigen Blick auf ihn.

„Es ist noch sehr früh", bemerkte sie, sichtbar eine heftige Antwort unterdrückend.

Er schnitt eine Grimmasse.

„Ich habe es satt, all die dummen Gesichter an mir vorüberziehen zu sehen", versetzte er verdrießlich, „gehen wir lieber heim. Ich möchte gerne nach meinem Pferde sehen, es hat sich leicht den Fuß verrenkt."

„Wahrhaftig", sprach Adele mit tiefem, bebendem Hohne, „Sie sollten bei Ihren Pferden schlafen, Sie fühlen sich nur im Stalle wohl."

„Jeder hat seinen Geschmack", antwortete ihr Sergei. „Einer liebt den Stallgeruch, der Andere die Schminktöpfe. Wenn es Ihnen übrigens so gut hier gefällt, können Sie ja mit diesem Herrn da Ihre Promenade fortsetzen, mir aber gestatten Sie, zu thun, was mir gefällt."

Nach diesen Worten wollte er ihren Arm fahren lassen. Sie aber hielt ihn fest.

„Nein, ich gehe mit Ihnen", sagte sie mit erstickter Stimme. Er zuckte nur die Achseln.

„Leben Sie wohl, mein Freund", fuhr sie zu mir gewendet fort, ihre Augen hingen mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdruck an mir, „besuchen Sie mich bald, recht bald."

Ich gab ihr die Hand darauf. Sergei zog schweigend seinen Hut ab und schaute dabei in die Luft, sie gingen rechts, ich links.

„Welch eine rohe, dumme Stallknechtsseele", dachte ich im Nachhausegehen, „und an solchem Menschen hängt eine geistvolle, talentirte, bedeutende Frau, eines solchen Menschen halber verleugnet eine Mutter ihr Kind. Ich weiß nicht, wer erbärmlicher ist von den Beiden, er oder sie."

VI.

Ich hatte trotz alledem noch einen Rest von Liebe für sie im Herzen. Sie war ein so stolzes, kluges herziges Kind gewesen, ich hatte sie noch vor kurzer Zeit so sehr geachtet. Eine Gewohnheit von beinahe dreißig Jahren

verwischt sich nicht sobald. Auch hoffte ich noch, wenn auch nur wenig, sie vielleicht doch retten, das heißt, von dieser entwürdigenden Leidenschaft heilen zu können.

Ich begab mich daher schon in wenigen Tagen in ihr Haus. Sie war abwesend, Sergei Menkoff empfing mich.

„Ich weiß nicht, wenn Madame nach Hause kommt", sagte er weder höflich noch unartig, „wenn Sie warten wollen, nehmen Sie Platz."

Ich that es. Er klappte sein Buch zu, doch trat er zum Fenster hin, lehnte die Stirn an die Scheiben und schaute hinaus.

„Ich habe Sie gestört?" fragte ich endlich.

„O nein", antwortete er mich musternd, „ich ließe mich nicht stören, ich bin nicht so rücksichtsvoll."

„Das beruhigt mich", entgegnete ich, „denn wozu ein Opfer bringen, das für den, dem es gebracht wird, nicht den geringsten Werth hat?"

Er schwieg. Eine Pause. Sergei trommelte mit den Fingern auf dem Fensterglase.

„Ich liebe die Geselligkeit nicht", sagte er plötzlich, „ weil ich finde, daß die meisten Menschen nur zusammen kommen, um sich zum Besten zu haben, sich zu langweilen, anzulügen, sich dann trennen und hinter dem Rücken einander moralisch zerreißen. Ich bin daher lieber allein."

„Ich denke ebenso", versetzte ich, „ich liebe nur die Gesellschaft von Menschen mit denen ich reden kann, wie es mir um das Herz ist und solche Menschen, finden wir selten in den Salons."

Ich hatte das Buch, das auf den Tische lag, ergriffen und las den Titel ab. Es war die Cameliendame vom jüngeren Dumas.

„Kennen Sie den Roman?" fragte mich Sergei.

Ich bejahte.

„Ein ekelhaftes Buch", fuhr er fort, „nicht werth geschrieben, gedruckt und gelesen zu werden, mir wenigstens scheint es unverdaulich. Was der für Geschichten macht mit so einer elenden, gefallenen Person! Ich für meinen Theil, kann mich nur für eine Frau erwärmen, die es verstanden hat, ein ehrliches Mädchen zu sein und zu bleiben, oder eine gute Frau und eine gute Mutter zu werden, alles Andere" — er machte eine Handbewegung, wie wenn er einen Gegenstand zur Erde werfen wollte.

„Sie sagen das, Sie?" rief ich aus, „Sie, der Sie mit einer Schauspielerin leben, der Sie ihr Brod essen und ihre Wohnung theilen!"

Er erröthete ziemlich stark (was mich bei diesem Menschen in Erstaunen setzte) und fixirte mich.

„Sie sind kühn", sagte er dann, „in Ihren Jahren darf man freilich Manches wagen."

„Erlauben Sie", rief ich und stand auf, „ich würde als junger Mann ebenso sprechen."

„Im Grunde genommen, sagen Sie ja nur die Wahrheit", fuhr Sergei fort, „ich kenne meine Stellung in diesem Hause, gegen Sie darf ich aufrichtig sein, denn ich weiß, daß Sie Madame's Vertrauter sind, daß sie bei Ihnen war und ich kann mir vorstellen, was sie Alles gegen mich vorgebracht haben mag. Warum aber — ich gebe Ihnen Gelegenheit, Ihre Vertrautenrolle wirksam fortzusetzen — warum aber läßt Madame mich nicht gehen? Warum hängt sie sich an meine Kleider, wenn ich ihr sage, daß ich sie verlassen will? Was ich Ihnen vorhin wegen der Frauen sagte, hat sie

schon oft von mir gehört. Und dennoch läßt sie mich nicht fort. Sagen Sie selbst, kann ich solche Frau achten? Kann ich sie lieben? Würden Sie es thun? Sagen Sie es!"

„Ich weiß es nicht", antwortete ich. Ich wurde an dem jungen Manne ganz irre. Was er sprach, klang so vernünftig, so ehrlich, so richtig. „Ich würde sie verlassen", fügte ich hinzu.

„Ich sollte es thun, ich weiß es", sprach er hierauf, „aber ich bin bequem. Diese Thränen, dies Schreien und Schluchzen, ich habe es auf Jahre hinaus satt. Und dann . . . wohin gehen? Ich weiß es nicht."

„Nach Rußland?" sprach ich halb fragend, „es lebt sich am Besten im Vaterlande."

Er gab keine Antwort.

Endlich sagte er:

„Einmal muß es ja doch geschehen, es lastet schon zu lange auf mir. Ich will fort von hier. Sagen Sie ihr das, heute schon oder morgen, wenn Sie wollen. Nur sagen Sie ihr Alles. Mildern Sie ihr nichts, verschweigen Sie ihr nichts. Ich will den Knoten endlich durchhauen."

„Fürchten Sie nicht für ihr Leben?" fragte ich, „sie hängt sehr an Ihnen."

„Frauen und Katzen sind sehr zähe", sagte er kalt, „die vertragen gar viel, bevor sie sterben. Ich verlasse Sie jetzt, ich muß etwas besorgen. Leben Sie wohl."

Er ging und ließ mich ziemlich verblüfft zurück. Was sollte ich thun mit seinem Auftrage? Ihn sofort ausrichten? Ich gestehe, daß mir davor leise graute. Ich beschloß einige Tage zu warten und verließ das Haus so eilig, als ob ich gestohlen und die Häscher auf der Ferse hätte.

VII.

Kurze Zeit darauf begegnete mir etwas ganz Sonderbares. Ich war in Mitte der Nacht zu einem Kranken gerufen worden und kehrte auf dem Heimwege, da ich sehr durstig war in ein ziemlich zweideutiges Caffeehaus ein. Wen sah ich da, am Tische neben ganz einfachen Leuten, neben Arbeitern, Kutschern oder Handwerkern? Herrn Sergei. Und wie verändert! Seine Züge waren belebt, seine Augen und Lippen lachten, er hielt ein hübsches, junges Mädchen auf dem Schooße, das die Hände gegen seine Brust stemmte und der ihr leise Worte ins Ohr flüsterte, als ob er sie beruhigen wollte, denn sie sträubte sich mit scheuer Grazie gegen seine Liebkosungen und Thränen, echte Thränen flossen ihr über die blühenden Wangen.

Und wie die Kleine immer bitterlicher weinte hörte ich ihn sagen: „Du weißt ja gar nicht, wie lieb ich Dich habe!" und mit einer Stimme sprach er das, ich glaubte einen anderen Menschen zu hören. Und er ließ sie fahren, stand auf, zog sie in eine Ecke des schmutzigen Locals und sprach ihr wieder ins Ohr und hielt ihre Händchen fest. Sie lachte endlich, das hübsche Ding und schaute ihn zärtlich an, ich aber war boshaft genug, die rührende Scene zu unterbrechen, indem ich laut auf den Tisch schlug und nach der Kellnerin rief. Ich wollte von Sergei bemerkt werden. Da sein Schatz das Schenkmädchen war, mußte die Kleine zu mir eilen, während er mit finster gefalteten Brauen auf mich schaute. Wir sahen uns lange an. Er wendete den Blick nicht von mir ab, gerade und fest starrte er mir in die Augen, ging dann auf mich zu und sprach, ohne mich zu grüßen, mit lauter Stimme:

„Sie können der angestrichenen Gräfin auch das erzählen. Mir ist es sogar sehr lieb, wenn Sie es thun."

Und er drehte mir wieder den Rücken.

„Komm, Mädel!" sagte er zur Kleinen, die mit offenem Munde dastand, sie hauchte: Ja! und lief ihm wie der Pudel seinem Herrn gehorsam nach. Ich aber verließ das Local.

„Er ist am Ende doch ein Cavalier", dachte ich, „wenigstens hat er alle Passionen dieser Herren — Hunde- und Pferdepassion, Vorliebe für Schenkdirnen und eine totale Unkenntniß aller schönen Künste, dabei ist er roh und keck und ziemlich dumm, er dürfte wohl ein Cavalier sein, den sie einer schmutzigen Geschichte halber über die Grenze gejagt haben, wahrscheinlich ist er Cavalier, oder aber hat er sehr viel mit ihnen gelebt, denn er gleicht ihnen zu sehr . . ."

VIII.

Jetzt kommt eine curiose Dummheit von mir an die Reihe. Ich bereitete nämlich einen coup de tête vor. Ich wollte sie heilen um jeden Preis. Sie that mir so leid!

Hören Sie, wie ich das anstellte.

Ich hatte nach der Schweiz geschrieben, hatte um genaue Nachrichten über ihren Sohn gebeten. Die Antwort kam sehr bald. Der Knabe wäre rasch gewachsen, schrieben sie, huste viel und es wäre sehr zu wünschen, wenn er in ein milderes Klima gebracht würde. Ich ließ ihn also kommen — ohne ihr Wissen, verstehen Sie. Ich richtete ihm eine Stube bei mir ein und nahm ihn auf. Wie ich ihn vor mir stehen sah, in seinen Reisekleidern, mit seinem blassen Gesicht und dem schüchternsten Lächeln . . . ich sage Ihnen, da verwünschte ich alle Weiber. Solches Kind nicht zu lieben! Solches Kind zu verleugnen, zu verstoßen! Blond war er, groß und mager, hielt sich gebückt und hustete oft und wenn er hustete, zeigten sich dunkle Flecke auf seinen Wangen, dabei hatte er große, glänzende Augen und die Thränen kamen ihm, wenn man ihn ansah. Ich sprach ihm von der Gräfin, da packte er mich beim Arme: „Sie ist ja meine Mutter!" und starrte mich erschrocken an.

„Wer hat Dir das gesagt, Eugen?" fragte ich ebenso erschrocken.

„Die Leute. Die Diener! O, ich weiß es schon seit Langem. Aber ich getraute mich nie, es ihr zu sagen . . . ich wartete immer und wartete . . . darf ich es jetzt? Warum darf ich es nicht thun? Ich werde es ja Niemand sagen als ihr und ganz leise werde ich es sagen — ins Ohr werde ich es ihr flüstern . . . denn ich brauche eine Mutter, ich bin krank — so krank — das Blut strömt mir zum Herzen, daß ich zu ersticken fürchte . . . ich habe Angst . . . doch wenn die Mutter bei mir wäre, dann würde ich wieder gesund."

Er schluchzte, der arme Knabe und da kam mir, — so meinte ich damals — ein sehr glücklicher Gedanke. In Wahrheit aber konnte ich keinen unglücklicheren Einfall haben. Ich dachte nämlich daran, ihr das Kind zu bringen, es ihr in die Arme zu stoßen: da schau ihn an, Deinen Bub! Schau, wie sie ihn Dir zugerichtet haben! Sei wieder Mutter und lebe Dein Kind! — Tableau! So dachte ich und meinte, daß es so kommen, daß mein Anschlag gelingen müßte, wie wir denn immer glauben, daß unsere Wünsche erfüllt werden müssen und später stellt es sich meistens heraus, daß unsere Berechnung eine durch und durch falsche war.

Jetzt kommt eine Scene, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde und würde ich noch so alt. Ich fuhr hin zu ihr mit dem Kinde. Der Knabe saß knapp an mich gedrängt, das Herz schlug ihm so laut, daß ich die Schläge zählen konnte. Er fragte nach Vielen und konnte kaum sprechen, so aufgeregt war er: Ob er die Gräfin Mutter nennen dürfte? Ob er ihr zu Füßen fallen sollte? Ich bat ihn, nur ruhig zu sein und er erzählte mir, wie fleißig er bis heute gelernt hätte und wie er sie lieben wollte — o wie innig! und malte sich die Zukunft in rosenrothem Lichte aus.

Ich bin ein alter Mann von bald siebzig Jahren, ich weiß kaum mehr, wenn ich jung war und dennoch sage ich heute noch und werde es immer sagen: Wenn etwas schön ist in diesem Jammerthale, so ist's die Jugend, diese Fünfzehn-, Achtzehn-, Zwanzigjährigen. Wie das hofft, träumt, liebt, sich begeistert für Schönes und Gutes, wie ehrlich und vertrauungsvoll das ist — wie diese jungen Herzen Allem entgegen fliegen, Alles lieben und beglücken möchten und wie frisch, wie offenherzig, wie frühlingsartig diese jungen Lippen schwatzen und lachen und denken müssen, daß dies Alles verfliegt und erlischt . . . und meistens durch die Schuld der Alten — — Genug! Nur Eines noch! Ich bin ein Greis und Sie, Emil, sind ein Jüngling. Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, mein Kind, so ist es der: halten Sie sich an die Jugend, so lange Sie jung sind, denn nur bei der Jugend ist das Glück zu finden und die Begeisterung . . . uns Alte hat das Leben schon enttäuscht, wir können Eure Wärme nicht mehr theilen und gießen unsere grämliche Kälte über Euren Enthusiasmus aus. Bleibt uns ferne, wenn Ihr Pläne und Hoffnungen habt, da wir selbst seit Langem stille stehen, glauben wir an keine fremde Bewegnng mehr. Lacht mit der Jugend und weint mit der Jugend; wir Alten gehören nicht zu Euch.

Ich fuhr also hin mit dem Kinde. Ich mußte den Knaben, wie wir über die Treppe gingen, unterstützen, er hatte Angst. „Muth, Muth, mein Junge!" flüsterte ich ihm immer wieder zu, „willst ja Deiner Mutter Freude bereiten und fürchtest Dich wie ein kleines Kind. Geh' aufrecht, hebe den Kopf in die Höhe. So ist's recht."

Er ging mir zur Seite und schaute mich an mit seinen schönen, ehrlichen Augen. Er hatte mich schon so lieb gewonnen — so ein Fünfzehnjähriger hat für Alle, die gut mit ihm sind, eine Fülle von Liebe in seinem jungen Herzen.

Und jetzt standen wir vor ihr. Es war am Abend. Lampen brannten, Feuer flackerte im Kamin. Vor demselben in einer chaise longue saß Sergei, hielt die Füße der Flamme hin und gähnte eben recht herzhaft. Adele, in einem schleppenden dunkelblauen Sammetkleide, ging rauschend im Zimmer auf und ab und memorirte eine Rolle.

Da stand ich mit einem Male vor ihr und hinter mir stand das Kind . . .

Und jetzt . . . nein! Das hatte ich nicht erwartet. Sie hielt inne, wie om Blitz getroffen. Ihre Hände umfaßten krampfhaft die Rolle, drückten e an die Brust, ihre Lippen entfärbten sich, ihre Augen blitzten mir scharf ie Dolche entgegen.

„Wen bringen Sie mir da?" schrie sie mich an — ja! Sie schrie — iber ihren Willen, denn sie wollte ja ruhig scheinen — sie schrie mit wilder, uher, zorniger Stimme.

Ich verstummte. Der Knabe hatte meine Hand erfaßt, seine Blicke

hingen flehend, rührend, voller Angst an ihr und sie — sie wiederstand diesem Blicke; sie konnte ihm wiederstehen. Ja, mehr noch; es kochte wie Haß in ihr; sie vermochte nicht einmal sich zu bemeistern.

„Ich kenne diesen jungen Menschen nicht"; fuhr sie hastig fort, „was sucht er bei mir? Ist er mit Ihnen gekommen, oder ist er von selber eingedrungen? Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?"

Das arme Kind brachte kein Wort hervor. Leichenblaß im Gesicht, schaute es zuerst die Gräfin dann Sergei an — es mochte ahnen, daß Der dort Schuld trüge an dem lieblosen Empfange.

Ich aber, ich war wüthend. Ich tauge eben gar nicht zum Intriguanten.

„Sie kennen diesen Knaben nicht? Sie kennen ihn wirklich nicht?" platzte ich heraus und wurde ganz roth.

Sergei erhob sich halb und schaute uns neugierig an. Ihr Auge blitzte zu ihm hin, dann wieder zu mir.

„Nein", sagte sie mit fliegendem Athem, „was geht mich dieser Mensch an! Behauptet er etwa, mit mir verwandt zu sein? Vielleicht ist er es ... was weiß ich von den Sünden meiner Familie! Oder was sagt er sonst? Ich kenne ihn nicht und liebe es nicht, am Abend belästigt zu werden. Gehen Sie", herrschte sie ihm zu, doch ohne ihn anzusehen.

Hier schluchzte der Knabe laut auf und barg sein Gesicht an meiner Schulter. Ich zog ihn fest an mich.

„Dieses Kind", rief ich laut und drohend, „dieses Kind hier ist krank. Es hat keine Heimat und keine Eltern. Sehen Sie diesen Knaben an, Gräfin! Wollen Sie ihn wirklich über Ihre Schwelle weisen?"

„Aber — ich frage Sie", entgegnete sie verwirrt, oder vielmehr wüthend, „warum soll gerade ich mich dieses Burschen annehmen? Was geht er mich an?"

„Sie fragen mich danach?" versetzte ich und schaute ihr gerade in die Augen, „Sie wissen es wirklich nicht?"

„Nein", zischte sie, „führen Sie ihn fort, ich bitte. Führen Sie diesen Knaben fort. Er ... ich kann ... ich kann diesen Lärm nicht länger vertragen."

Diesen Lärm! Sie meinte sein Schluchzen.

„Aber, was soll denn das heißen?" fragte Sergei, der sich an der Lampe eine Cigarre anbrannte, „warum heult denn dieser Bursche so jämmerlich."

„Ich kenne ihn nicht", erwiederte Adele, sich ihrem Buhlen entgegendrängend, als wollte sie ihn verhindern, den Knaben anzusehen: „Glauben Sie mir, daß ich ihn nicht kenne. Ich schwöre es Ihnen. Irgend ein Landstreicher ... was weiß ich! Ich habe ihn nie gesehen und wenn es geschah, so habe ich es vergessen ... wer merkt sich auch solche Gesichter! Vielleicht war ich schon einmal oder öfter freigebig gegen ihn und nun verfolgt er mich gar bis hierher. Sagen Sie ihm doch, daß er sich packen soll ... will es."

Sergei jedoch stützte sich an die Kante des Tisches und blickte den n nenden Knaben gedankenvoll an.

„Wissen Sie, wem dieser Bursche ähnlich sieht?" fragte er endlich.

Adele wechselte die Farbe.

„Einem Landstreicher!" rief sie, ganz ohne Besinnung schon, „wird denn nicht gehen, dieser Bursche? Thut er doch, als ob er hier angewa

wäre! Packen Sie sich! Packen Sie sich! Wenn Sie nicht augenblicklich gehen . . ."

Sie verstummte. Ich glaube, mein Blick war es, der sie verstummen machte.

„Was wandelt Sie an, Gräfin?" fragte ich, „warum diese unnatürliche Härte gegen ein krankes, verlassenes, unglückliches Kind?"

„Geh Du nach Hause", fuhr ich zu dem weinenden Kinde gewendet fort, „der Wagen wartet unten. Ich werde Dir bald nachfolgen, Du hast hier nichts zu suchen, mein Kind, es ist besser, wenn Du gehst. Und weine nicht so, das verschlimmert nur Deinen Husten, Du sollst nicht weinen, hörst Du?" schloß ich beinahe zornig. Aber er weinte fort. Zitternd, schluchzend, leichenblaß, mit dunkelrothen Flecken auf beiden Wangen ging er hinaus; den Kopf senkte er wie ein Verbrecher . . . es war auch ein Verbrechen, auf die Welt gekommen und nicht gestorben zu sein . . .

Nach seinem Abgange entstand eine lange Stille. Sergei lehnte am Kamin und stöberte mit der Feuerzange in der Gluth herum, Adele schritt im Zimmer auf und ab und warf mir manchmal einen dunklen Blick zu, ich aber dachte an den Knaben, der eben fortgegangen war und ich malte mir aus, wie es jetzt wohl in seinem Inneren aussehen müsse.

Endlich blieb Adele stehen.

„Wollen Sie mir nun gefälligst erklären, was das Alles heißen sollte?" fragte sie mich mit einer widerlich kalten, klaren Stimme.

„Erlassen Sie mir die Antwort", versetzte ich, mich abwendend.

„Was hat Ihnen dieser Knabe gesagt?" fragte sie achselzuckend, „man muß ja nicht Alles glauben, Doctor."

Ich schaute sie an.

„Dieser Knabe giebt vor, Ihr Sohn zu sein", lautete meine Antwort.

Sie wollte hellauf lachen. Doch ihr Gelächter brach gleichsam entzwei.

„Allons donc!" sagte sie lachend, „und das haben Sie ihm geglaubt? Gewiß wieder eine Intrigue meiner Familie, die mich um jeden Preis zu Grunde richten möchte . . ." sie rang nach Athem.

„Ich bitte Sie, wie käme ich zu so einem großen Sohne? Er könnte ja mein Bruder sein."

Sergei warf die Feuerzange weg und lachte spöttisch auf.

„O, Madame!" rief er — doch nicht cynisch, eher ärgerlich, „warum wollen Sie nicht eingestehen, daß Sie einen Sohn haben? Wie Sie dazu kommen! Die Frage ist naiv! . . . Wie eben alle Damen . . . Sie müßten denn eine zweite Mutter Gottes sein . . ."

Adele wollte wieder lachen. Doch nur eine Art Röcheln kam über ihre Lippen. Ihr Gesicht war geradezu entstellt. Doch sie sprach nichts; sie vermochte es vielleicht nicht.

„Hören Sie mich an", sagte ich zu Sergei, „diese Frau verleugnet ihr eigenes, leibliches Kind, weil sie Sie liebt, weil sie fürchtet, Sie möchten darum geringer von ihr denken."

„Es ist nicht mein Kind!" stöhnte Adele mit entfärbten, bebenden Lippen.

„Es ist ihr Kind", entgegnete ich fest, „Sie wissen es wohl. Er kam, um Sie zu lieben, zu achten, Ihr Leben zu verschönern. Sie verleugnen es dieses Mannes wegen. Wissen Sie auch, was dieser Mann da ist? Er liebt Sie nicht, er achtet Sie nicht, er sinnt Tag und Nacht darüber nach, wie er

von Ihnen loskommen könnte, er scherzt mit Dirnen und verbringt die Nächte in Tavernen, um Schenkmädchen den Hof zu machen und Sie verachtet er und tritt Sie sammt Ihrer Liebe mit Füßen. Und dieses Mannes wegen verstoßen Sie Ihr gutes, braves, zärtliches Kind. Sie sind eine Thörin."

Sie starrte mich an, ihre Lippen zuckten.

„Ist das Alles wahr?" fragte sie Sergei.

Der aber schwieg.

„Sergei, ist das wahr?" schrie sie gellend auf und stürzte zu ihm hin.

Er wich mit einer erschreckten Geberde zurück. Es lag etwas wie Ekel in dieser Bewegung, auch wie Angst . . . wie mußte er solche Scenen schon satt haben!

„Nun ja", murrte er verdrossen und kehrte ihr den Rücken zu, „freilich ist es wahr."

„Du liebst mich nicht mehr!" murmelte sie vernichtet, „Du willst loskommen von mir! Du liebst Andere, Andere, Andere . . ."

Sie starrte ihn wie entgeistert an.

Er schwieg, ich ebenfalls.

Plötzlich lachte sie zornig auf.

„Wenn ich bedenke!" stieß sie hervor, „wenn ich so Alles bedenke! Ich habe keinen Menschen geliebt außer diesen Dummkopf. Denn ein Dummkopf ist er — ich zahle dem ein Vermögen, der mir eine gescheidte Aeußerung von ihm überbringen kann. Für ihn habe ich meine Ehre hingegeben und was mehr ist, mein Herz habe ich ihm geschenkt. Und dafür höre ich jetzt, daß er von mir loskommen will. Es ist zum Todtlachen."

„Lachen Sie so viel Ihnen beliebt", sagte Sergei ärgerlich, „doch lassen Sie mich gehen."

„Dich gehen lassen!" wiederholte sie, „Du weißt wohl, daß dies nicht möglich ist. Du darfst nicht. Ich liebe Dich nun einmal und wenn ich mir tausendmal vorsage, wie dumm und roh und undankbar Du bist, kann ich doch nichts Anderes thun als Dich lieben. Und was willst Du denn anfangen, Du dummer Mensch! Du bist zu faul zur Arbeit und Geld hast Du keines. Hier lebst Du ja ganz gut. Du hast schöne Zimmer, schöne Kleider, Pferde, einen Koch und — wenn Dich gerade die Laune anwandelt — eine Frau, die froh ist, wenn Du sie küssest und die sich auch schlagen läßt, wenn es Dir Vergnügen macht. Du hörst es, ich bin feig, ich bin verächtlich. Ich gebe es ja zu. Aber lieber will ich die letzte der Creaturen sein und Dich um mich haben. Du bist jung und schön und gehörst mir. Ich lasse Dich nicht fort."

„Da hören Sie selbst!" sagte Sergei zu mir; eine gereizte Müdigkeit war auf seinen Zügen zu lesen, „was soll ich da thun?"

„Gehen!" antwortete ich fest, „um Ihrer selbst und jenes armen Knaben willen."

Adele lachte bitter auf.

„Ich bitte Dich", sagte sie und schob ihren Arm unter den Serg
„höre nicht auf ihn. Sie thun ohnedies Alles, um Dich mir zu stehlen
jetzt kommen Sie gar mit der Geschichte von einem Kinde. Glaub' i
doch nicht Alles! Ich habe kein Kind, ich kenne den Burschen nicht.
doch! Wie könnte ich so einen großen Menschen zum Sohne haben?
doch mit mir. Die Geschichte ist zu närrisch."

Ihre erzwungene, frivole Leichtfertigkeit that mir wehe, wenn ich

leichenfarbenes Gesicht, ihre blauen Lippen, ihre düster flackernden Augen daneben betrachtete. Wie hing sie an diesem Manne, die Unglückselige!

„Sergei!“ flehte sie jetzt und schlang beide Arme um ihn und strebte zu ihm empor und legte ihr Gesicht an das seine, „Du weißt noch lange nicht, wie ich Dich liebe! Ich möchte eher Dich und mich ermorden als Dich gehen lassen! Du darfst nicht! Du darfst nicht! Du darfst nicht! Ich liebe Dich grenzenlos. Ich bitte Dich, sage mir doch Ein gutes Wort, nur Eines. Daß Du an die Geschichte mit dem Kinde nicht glaubst und daß Du bei mir bleiben willst. Nicht wahr, Du bleibst?“

„Nun ja, ich bleibe“, sagte er mit sichtbarem Widerstreben. Aber wie ihn mein Blick traf, rief er: „Nein! Nein! Ich bleibe nicht! Ich habe es satt. Der Henker hole mich, wenn ich dieses Leben nicht schon seit Langem satt habe. Ich gehe.“

Sie packte ihn beim Arme. Ihre Zähne schlugen auf einander.

„Du scherzest wohl nur?“ fragte sie athemlos und wollte wieder lachen.

„Lassen Sie mich doch los!“ entgegnete er unwirsch, „Sie hängen ja in einem fort an mir . . . Das ist so lästig. Und lachen Sie nicht so unnatürlich. Auf der Bühne mag das allenfalls Effect machen, im Leben aber ist es widerwärtig anzuhören. Ich will fort von hier. Ich liebe Sie nicht, ich mag nichts mehr von Ihnen wissen. Treiben Sie, was Sie wollen, mich aber lassen Sie endlich ziehen.“

„Bravo!“ rief ich aus.

Ihr Auge blitzte mich beinahe unheimlich an.

Sergei hatte sich seinen Hut geholt und zog nun seinen Ueberrock an.

„Sergei, Du gehst wirklich?“ fragte sie ängstlich und mit verhaltenem Schluchzen.

„Jetzt ist's genug!“ sagte er drohend und machte eine seltsame Handbewegung. Es sah aus, als ob er sie schlagen wollte. Und sie wich auch so furchtsam zurück . . . Mir graute.

„Ich gehe mit Ihnen, wenn Sie es erlauben“, sagte Sergei zu mir. Auf seinem Gesicht lag noch der Ausdruck wilder Grausamkeit. Das Blut war aus seinen Wangen gewichen, sein Auge funkelte, die Nasenflügel bebten. Sie lag auf einem Stuhle, ihren Leib erschütterten convulsivische Zuckungen, ihrer Brust entrang sich ein gramvolles Stöhnen. Doch sie ließ uns ziehen.

Auf der Straße sagte ich zu Sergei! „Nun, was gedenken Sie zu thun?“

Er fuhr sich durch die Haare. „Ich weiß es nicht recht.“

„Ich will Ihnen einen Rath geben“, fuhr ich fort, „dieses Verhältniß darf und kann und soll nicht länger bestehen. Es muß gelöst werden. Kehren Sie nicht mehr zur Gräfin zurück. Miethen Sie sich einstweilen in einem [illegible]sthause ein, ich werde, wenn Sie es gestatten, für Ihre Zukunft sorgen. [illegible] beschwöre Sie meinem Rathe zu folgen. Ich meine es gut mit Ihnen. [illegible]llen Sie?“

„Ja“, sagte er ziemlich apathisch. „Aber Sie müssen auch Wort halten [illegible] sich meiner annehmen. Ich habe es ganz verlernt, für mich selber zu [illegible]en. Dieses Faullenzerleben hat einen durch und durch miserablen Kerl [illegible] mir gemacht. Ich kann aber noch anders werden, nur muß mir Jemand [illegible] tüchtigen Ruck geben. Dann wird es schon gehen.“

Seine offene, ja treuherzige, wenn auch ziemlich beschränkte Rede überraschte mich und gefiel mir. Ich gab ihm die Hand und empfing einen jugendlich warmen Druck der seinen. Darauf bezeichnete ich ihm einen Gasthof, in dem er sich vorläufig einlogiren sollte und forderte ihn auf, mich am Abend des morgigen Tages zu besuchen. Er versprach es und wir trennten uns.

Jetzt fuhr ich endlich nach Hause. Es drängte mich, meinen armen Knaben wiederzusehen. Ich fand ihn auf einem Sopha liegend, mit entfärbtem Gesicht, trostlos und elend. Er glaubte zu sterben. Ich fand ihn selber so übel, daß ich (ich alter Thor) einen letzten Versuch bei seiner Mutter wagen wollte. Ich fuhr noch einmal zu ihr hin.

Sie rannte auf mich zu.

„Wo ist Sergei?" rief sie, „wo haben Sie ihn gelassen?"

„Er ist fort und das für immer", versetzte ich, „doch nicht deshalb . . ."

Sie ließ mich nicht weiter reden.

Wie eine Schlange zischte sie mir entgegen und fuhr mit den Händen nach meinem Halse.

Ich warf sie zurück. Sie taumelte und sank zu Boden. Dort heulte sie auf wie ein verwundetes, wildes Thier, wälzte sich herum und raufte sich das Haar aus.

Ich wendete mich und floh davon.

IX.

Und jetzt, mein guter Emil, der Sie mir so geduldig bis hierher gefolgt sind (o bitte! keine Wiederrede!), jetzt kommt eine fast komische Seite in dieser sonst ziemlich traurigen Geschichte. Ich lernte nämlich Herrn Sergei Stefanowitsch kennen. Durch und durch lernte ich ihn kennen, las dieses verschlossene, mysteriöse Buch vom ersten bis letzten Buchstaben durch und — ich muß es sagen — ich habe interessantere Bücher gelesen als dieses . . .

Er kam am nächsten Abende zu mir. Halb trotzig und halb verlegen ging er mir entgegen, halb trotzig und halb verlegen hielt er mir die Hand hin. Nichts Arrogantes, nichts Gezwungenes mehr in seinem Auftreten. Der Bursche war ganz verwandelt.

„Ich bitte Sie", sagte er so recht treuherzig, so recht einfältig, „mir zu verzeihen, wenn ich Sie jemals beleidigt habe. Sie sind ein guter, alter Herr, auf Ehre! Das sind Sie. Ich bitte, es mir zu glauben. Und Sie werden mir auch gestatten, wieder einmal wahr sein zu dürfen. Ich habe es herzlich satt bekommen zu lügen und ein Tölpel zu sein."

Ich war sehr verwundert. Er bemerkte es und fuhr wie verlegen fort:

„Das ist nämlich so. Ich . . . ich gehöre nicht in Ihren Kreis. In den Kreis der gebildeten, vornehmen Leute, meine ich. Und um das nicht merken zu lassen, war ich recht grob, recht unverschämt, ich wollte imponiren. Die Wahrheit aber ist, daß ich mich stets unbehaglich fühlte und dies verbergen wollte und daß ich aufathmete, wenn ich bei Leuten meines Gleichen sein durfte . . . so in einer Schenke gefiel es mir, da war ich zu Hause . . . ich bitte Sie, mich nicht auszulachen. Ich habe es eben probiren wollen. Der Mensch ist nun einmal so, Alles will er kennen lernen, überall hin möchte er gerne seine Nase stecken und doch kehrt er am Ende reuig zu seinem Leisten zurück. Ich habe viel ausgestanden mit dieser Frau. Hat die mich geplagt

mit Büchern und Concerten und geistreichen, gebildeten Männern die über Dinge sprachen, von denen ich keine Ahnung hatte, und schönen Damen, welche die Augen aufrissen, wenn sie hörten, daß ich kein Französisch verstände. Ein Tropf will man da doch nicht erscheinen, lieber noch ein roher, grober Kerl, und darum habe ich Alle beleidigt und mir so den Ruf eines Menschenfeindes erworben, aber ich bin es bei Leibe nicht. Ich schwöre es Ihnen, daß ich es nicht bin. Aber unglücklich fühle ich mich, so recht von Herzen unglücklich. Erweisen Sie mir die Ehre, es mir zu glauben. Ich habe immer geschwiegen, weil . . . weil ich mich nicht verrathen wollte. Wenn diese gnädige Gräfin da gewußt hätte, welche Vergangenheit hinter mir liegt, sie hätte mich vielleicht mit der Reitpeitsche aus dem Hause hinausgejagt."

Ich bat ihn (denn meine Neugierde war in hohem Grade erregt) mir seine Geschichte zu erzählen.

„Nein, diese großen Damen!" rief Sergei herzlich lachend, „die brennen wirklich leicht! Meiner Seele, diese Gräfin . . . wenn ich recht ärgerlich war, habe ich sie manchmal geprügelt, oft ohne jede Veranlassung, ich versichere Sie, und sie hat mir die Hände dafür geküßt. Man sollte es nicht glauben. Wenn man dabei bedenkt, was ich gewesen bin, rathen Sie doch! Ich wette, Sie kommen nicht darauf."

„Ein Cavalier", sprach ich lächelnd, „oder ein Kutscher."

Er lachte wieder.

„Ich war Reitknecht", antwortete er, „in Rußland war ich es, bei einem Fürsten. Ein lieber Bursche, sage ich Ihnen, weder stolz noch hochmüthig. Er schenkte mir Cigarren, Wein, Weiber — Alles. Und doch war ich nicht zufrieden. Ich wollte auch reich sein. Da kam eine dumme Geschichte hier in Oesterreich. Er hatte ein Duell und wollte über die Grenze nach Italien. Ich sollte Postpferde bestellen und wie ich darnach reite, wird mein Pferd scheu, ich fliege herunter und was weiter geschah, wissen Sie schon. Ich kann nicht sagen, daß mir die Gräfin gefallen hat, sie ist ja schon alt, aber die Eitelkeit, ich bitte Sie, welcher arme Bursche wäre dieser Versuchung nicht erlegen! Oft mußte ich heimlich lachen, wenn die Gräfin sich alle erdenkliche Mühe gab, mich über meine Vergangenheit auszuforschen und nichts herausbrachte und wie sie dann die romantischsten Dinge erdichtete, mich bald für einen poiltischen Flüchtling, bald für einen compromittirten Cavalier hielt . . . ich schwieg zu Allem und spielte den Geheimnißvollen und doch schämte ich mich oft ihr gegenüber. Ich bitte Sie, das nicht für eine Lüge zu halten. Und dann that sie mir wieder leid . . . nein, was die verliebt war, davon haben Sie keinen Begriff . . . unsere Mädels, die ärmsten und dümmsten selbst würden sich schämen, sich so an einen Mann zu hängen, an einen Mann, der sie prügelt, verstehen Sie! Sie werden wohl selber wissen, wie lästig Einem so verliebte Weiber sind. Ich bin an ihrer Seite, in diesem trägen, üppigen Leben ein fauler, bequemer, charakterloser Schwächling geworden, die Langeweile, der Ekel, die Selbstverachtung fraßen an mir, dazu kam dieses ewige Heucheln, dieses Ueberwachen meiner Worte, denn ich wollte mich um keinen Preis verrathen, ich traute mich nicht einmal recht zu schlafen, weil ich fürchtete im Träumen von meiner Vergangenheit zu schwatzen und dann wieder arbeiten zu müssen, ja, wenn Sie nicht gekommen wären, ich hatte so gar keinen Muth, so gar nichts Männliches mehr. Jetzt aber ist Alles anders. Ich will in mein altes Leben zurückkehren. Will nach Rußland, zu meinem Herrn. Vielleicht nimmt er mich wieder auf.

Ich fragte ihn, ob der Herr, dem er in Paris begegnete, sein Herr gewesen wäre?

Er bejahte. Dann bat er mich schließlich noch um Reisegeld, umarmte und küßte mich zu wiederholten Malen und ging recht lustig fort. Werden Sie mir wohl glauben? Ich hatte den Burschen fast lieb gewonnen. Warum, weiß ich selber nicht recht, aber es war so. Ich mußte herzlich über ihn lachen, ein drolliger Kauz war er doch. O diese Frauen! philosophirte ich, sage mir noch einmal Einer, daß sie sich in unseren Geist, in unsere Kenntnisse verlieben! Und wieder lachte ich, als ich den Inhalt des hochinteressanten Buches, mit dem Titel Sergei Menschikoff, im Geiste noch einmal durchging.

Es bleibt mir nun nicht mehr viel zu sagen übrig. Was den unglücklichen, von seiner Mutter so grausam verleugneten Knaben anbelangt, so hat er das Klügste gethan, was er thun konnte. Er ist nämlich bald darauf gestorben. An der galoppirenden Schwindsucht, wie es wohl voraus zu sehen war. Sie selbst, die Gräfin, habe ich nur einmal noch gesehen. Sie hatte der Kunst entsagt und durchstreifte alle Länder, um — Sie errathen es wohl! — um ihren Stallknecht zu suchen. Ich traf sie in einer Gesellschaft und sie sprach mich an, kein Wort von ihrem Kinde. Wie unbewußt kam Sergeis Name über ihre Lippen. Und Thränen flossen ihr dabei über die Wangen. Ich konnte ihr keine Auskunft über ihn geben, ich hatte nichts mehr von ihm gehört. Sie beschwor mich, wahr zu sein, ja, sie wollte vor mir auf die Kniee sinken. Ich gab ihr mein Ehrenwort, nichts über ihn zu wissen, nur gestand ich, daß ich ihn in Rußland vermuthete, worauf sie mir hastig dankte und mich verließ. Sie hatte damals schon etwas Gebrochenes, Unstätes, Verstörtes in ihrem Wesen; ihre Stimme klang röchelnd und schien aus kranken Lungen zu kommen. Wie ich erfuhr, ging sie bald darauf nach Rußland und ist auch dort gestorben.

Nun, sie ruhe in Frieden, denn sie hat viel gelitten, obwohl ihr Leiden kein Mitleid einflößen kann. Für einen Stallknecht! Beklagenswerth finde ich nur den armen Knaben und wenn ich an ihn denke, sinkt die allgemeine Mutterliebe in meinen Augen ein klein wenig herab . . ."

„Aber, lieber Doctor!" unterbrach ich abwehrend.

„Schon gut, schon gut. Ich weiß, was Sie sagen wollen: Eine Ausnahme macht keine Regel. Sie mögen Recht haben. Ich wollte auch keine Tirade gegen die Mutterliebe loslassen, ich wollte Ihnen nur beweisen, daß die Frauen in der Liebe ebenso erbärmlich, ja noch erbärmlicher sein können, als die Männer . . . Jetzt aber lassen wir noch eine Flasche Wein kommen. Ich habe mich ganz heiser geredet."

Der Evangelist der Natur.

(Mit Rousseaus Portrait.)

„Die Götter verlassen uns!“ konnten die Lebenden des vorigen Jahrhunderts mit vollem Rechte sagen, als gegen dessen Schluß hin zwei so bedeutende Männer wie Voltaire und Rousseau (gestorben 2. Juli 1778) sich kurz auf einander im Tode folgen mußten, zwei Männer, welche zwar im Leben erbitterte Feinde waren, welche sich aber, so verschieden sie auch geartet, doch in demselben Streben, die Menschheit zu lieben und zu beglücken, begegnet sind. Voltaire, eine durchaus abgeschlossene, fertige und vornehme Natur, konnte wenig Sympathie für den Sohn des Volkes empfinden, welcher so oft die Herrschaft über seine Gefühle und Leidenschaften verlor, und während der feine weltmännische Tact Voltaires mit seinen jeweiligen Ausschreitungen gegen Sitte und Moral wieder aussöhnt, bietet uns Rousseau in seinen Confessions ein Bild des staubgeborenen Menschen, mit allen seinen Lastern, Fehlern und Schwächen, welche freilich im ersten Momente die Seele unangenehm berühren, weil Rousseau jeder geistigen Schamhaftigkeit entbehrend, in diesem Werke mit schrankenloser Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe Gefühle und Empfindungen bekennt, welche ein Anderer nicht einmal sich selbst eingestanden haben würde.

Jean Jaques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren. Sein Vater Isaak Rousseau, war ein geschickter Uhrmacher, seine Mutter, welcher seine Geburt das Leben kostete, scheint, dem Vernehmen der Zeitgenossen nach, eine reizende, kluge und talentvolle Frau gewesen zu sein. Bezeichnend für die Geistesrichtung unseres Helden ist, daß er von seinem siebenten Jahre an Romane las, eine Leidenschaft, welche sein Vater übrigens mit ihm theilte, Rousseau mag wohl durch diese Lectüre den scharfsinnigen Einblick in seine und der Anderen Gefühle erhalten haben, welcher ihn stets auszeichnete, zugleich lehrte ihn dieselbe, Anforderungen an das Leben und die Menschheit zu stellen, welche die Realität nie zu erfüllen vermochte. Im Alter von zehn Jahren begann er Neigung zu ernsterer Geistesrichtung zu bekommen, er schwärmte für Plutarch, las Bossinet, Molière, la Brüyere, und hatte er bei der Romanlectüre sich eins mit deren Helden gefühlt, so glaubte er jetzt Römer oder Grieche zu sein. Jedenfalls aber hat Rousseau durch letztere Lectüre den Anstoß zu seiner ungemessenen republikanischen Freiheitsliebe und einen Widerwillen gegen jede Art von Fessel erhalten. Dies Alles verschaffte dem Kinde
ie vorzeitige Reife, welche indessen durch seine große, ihm angeborene Liebe
ir Musik, eine angenehme Beimischung erhielt. Als unser Dichter noch
cht zehn Jahre alt, zwingt eine Ehrenangelegenheit seinen Vater zur Flucht,
bringt seinen Sohn zuvor in ein Institut nach Bosteу, wo der Kleine zwar
gern ist, aber doch zwei Jahre bleibt, bis eine ungerechte Züchtigung, welche
r dort erhielt, seinen independenten Charakter in einer Weise aufregt, daß
n Onkel ihn zu sich nimmt und später einem Gerichtsbeamten in die Lehre
:bt, damit er dort lerne, wie man Sachwalter werden kann. Aber natürlich

vermag diese Beschäftigung dem unruhigen Knabenkopfe keine Befriedigung zu verleihen, er geht auf kurze Zeit zu einem Graveur, dessen grobes Wesen und Schläge ihm ebenso wenig Sympathie einzuflößen vermögen, als die Acten es gekonnt hatten.

Im März 1728 lernte er einen Pfarrer der Umgegend kennen, welcher auf die Idee gerieth, den kleinen Calvinisten zum Katholicismus zu bekehren und ihn in dieser Absicht an Frau von Warens empfahl, welche zu Annecy wohnte und, selbst eine Proselytin, auch Andere dazu machen sollte. Diese Frau, welche in Rousseau's Leben eine so große Rolle spielte, zählte damals achtundzwanzig Jahre, was dem fünfzehnjährigen Neophyten gegenüber, ihr eine Art von mütterlichem Uebergewicht verlieh. Doch hielt er sich nur kurze Zeit in Annecy auf, da er mit noch anderen Schülern in das Hospiz der Catechumenen nach Turin gesandt wurde, um dort den nöthigen Religionsunterricht zu erhalten. Obgleich der Knabe dort angekommen, einen Widerwillen gegen diesen Wechsel empfand, hatte sein Charakter doch nicht die nöthige Festigkeit der Ueberredung zu wiederstehen, eine Schwäche, welche sich sein ganzes Leben lang an ihm bewährte. Er fehlte oft und viel, und ließ es weder an Reue, noch an geheimer und öffentlicher Selbstanklage fehlen, allein den festen Widerstand im Momente selbst, hat er nur einmal bethätigt, vielleicht war seine leidenschaftliche, poetisch angelegte Natur nicht dazu geschaffen. Die Jahre 1729—31 blieb Rousseau in Neufchatel, wo er Musikunterricht ertheilte, was Jenen wohl sonderbar vorkommen mußte, welche wußten, daß er wenig von Musik verstand, hier hat sich aber seine Maxime, „daß man durch Lehren selbst lernt", glänzend bewährt. Dort machte er auch die Bekanntschaft eines griechischen Geistlichen und war schnell bereit, diesen auf seinen Ausflügen in die Schweiz und selbst nach Jerusalem zu begleiten, doch hat sich letzteres nicht realisirt. In Solothurn lernte er den französischen Gesandten von Bonac kennen, welcher ihm rieth, nach Paris zu gehen und der Mentor des Herrn v. Godard zu werden, der sehr früh zu einem höheren Posten im Militärdienst gelangt war. Auch hier folgt Rousseau seinen Neigungen zu Wanderungen, er geht zu Fuße nach Paris, aber den unangenehmen Eindruck, welchen er damals von dieser Stadt erhalten und welcher wohl davon herrührt, daß er zuerst durch eine unscheinbare Vorstadt hinein gelangte, ist niemals in seinem Leben mehr verwischt worden. Bei Herrn von Godard hat es übrigens unseren Helden nicht lange geduldet, er schrieb über denselben die erste und einzige Satyre seines Lebens, und verließ Paris, da er gehört hatte, daß Frau von Warens wieder nach Savoyen zurückgekehrt und sich in Chambery niedergelassen hatte, auch diesen Weg machte Rousseau zu Fuße, und kaum war er bei der Dame seines Herzens, oder seiner „Mama", wie der Dichter die schöne Frau stets nannte, eingetreten, als ihn diese einem Generalintendanten vorstellt, welcher bei ihr zu Besuche war, dieser verleiht ihm auf das Fürwort der Frau von Warens eine Stelle im Vermessungswesen, doch auch hier begehrt er nach zwei Jahren seine Entlassung, um sich ganz der Musik widmen zu können, er giebt Stunden b den ersten Familien des Landes und da er dabei viel mit dem weiblichen G schlechte verkehrt, hielt seine Beschützerin, vermuthlich einer eifersüchtigen N gung folgend, es für angemessen, ihren Zögling vor den Klippen zu warne welche der Umgang mit jungen Damen für ihn haben könnte. Die Gesta in welcher diese Warnung auftrat und welche Rousseau in seinen Confessio nur zu genau beschreibt, entzieht sich der Besprechung durch unsere Fed

liefert aber den besten Beweis für die Verirrungen, in welche zu damaliger Zeit selbst besser angelegte Charaktere in dem schrankenlosen Aufgeben jeder Sitte gelangen konnten.

In den Charmettes, dem Landgut der Frau von Warens, scheint der unterrichtende Umgang mit Herrn Salomon, einem höchst gebildeten Arzte, äußerst günstig auf Rousseaus Geist gewirkt zu haben, leider hielt aber seine Gesundheit nicht gleichen Stand mit seinem vermehrten Wissen, Rousseau fühlte sich ernstlich krank und glaubte einen Polyp am Herzen zu haben, Alles rieth zu einer Luftveränderung und er ging nach Montpellier. Auf dieser Reise lernte er einige Damen, unter denselben eine Frau von Larnage kennen, mit welcher er ein Verhältniß anknüpfte, sich aber für einen Engländer Namens Dudding ausgab, eine Täuschung, welche er schon früher einmal ausführte, welche aber jedenfalls mehr ein Act des Muthwillens, als des Betrugs gewesen ist. Von Frau von Larnage zu öfteren Besuchen aufgefordert und in heftigem Zwiespalt mit seinen Wünschen, welche ihn zu der Dame führen, siegt doch sein besseres Selbst und er kehrt nach sechs Wochen, ohne die Dame nochmals besucht zu haben, nach Chambery zurück. Ganz glücklich über seinen moralischen Sieg, und denselben nicht mit Unrecht seinen ernsten Studien zuschreibend, trifft er bei Frau von Warens ein und findet den Platz am heimatlichen Herde, denn so konnte er dieses Haus gewiß nennen, von einem neuen Günstlinge besetzt, einem Menschen, dessen Stand und Bildung ihn himmelweit von Frau von Warens entfernt haben sollten und welcher jetzt ihre volle Gunst genießend, sich täppisch und gemein benahm und nicht einmal den Schein zu retten wußte. Der Riß, welcher damals Rousseaus Seele spaltete und in der Erkenntniß des Unwerthes der angebeteten Frau seinen Ursprung fand, blieb für sein ganzes Leben, dennoch aber gestand er weder Anderen noch sich selbst die Verachtung ein, welche er eigentlich für sie fühlen sollte, und auch hier, wie bei dem Verhältnisse Voltaires mit Frau von Chatelet, fällt uns die liebevolle Duldung, die ganze Größe der Anhänglichkeit beider Männer auf, welche in dem mit Erdenstaub beschmutzten Ideale, noch stets die Geliebte ihres Herzens erblicken und sie der Achtung der Welt erhalten wollten. Nachdem Rousseau das naive Project, den Geist seines Nebenbuhlers zu bilden und ihn dem der Frau von Warens würdiger zu machen, wieder aufgeben mußte, weil dazu gar keine Möglichkeit vorhanden war, begrub er sich mit seinen Büchern und Studien fast ganz in seinem Zimmer. Indem er die unheilbare Wunde fühlt, welche ihm die Dame Warens geschlagen, beschließt er, das Haus derselben zu verlassen, er geht nach Lyon in die Familie des Herrn von Mabli, als Erzieher von dessen Kindern. Nach einem Jahre kehrt er schon wieder nach Chambery zurück, um abermals an sich zu erfahren, daß das einstige selige Gefühl, welches ihn stets beim Eintritt in dieses Haus erfaßt hatte, auf immer entschwunden war. Aufs Neue ergiebt er sich, um Trost zu finden, dem Studium und der Einsamkeit, er fühlt sich elend, und dieses Gefühl steigert sich, als er bemerkt, mit welchem Leichtsinn Frau von Warens ihrem finanziellen Ruin entgegengeht. Da Rousseau nicht genug Gelehrsamkeit zu haben wähnt, um seine Wohlthäterin durch den Ertrag seiner literarischen Arbeiten unterstützen zu können, erfindet er eine neue musikalische Notensprache, mit welcher er Glück zu machen hoffte, er geht nach Paris, um dort sein System vorzulegen, indessen hat er dafür nie eine Verwerthung gefunden.

Nachdem Rousseaus musikalische Pläne in Paris mißglückten, machte ihn

der Pater Castell darauf aufmerksam, sich in den Salons berühmter Frauen vorstellen zu lassen, da diese damals allein die vollständigste Macht besaßen, Jemanden in die Mode zu bringen. Der Pater macht auch das Wort zur That und stellt Rousseau der Frau von Bezenval, Madame Düpin, den Damen d'Epinay und Houdetot vor, welche sämmtlich großen Einfluß auf sein späteres Geschick ausübten, doch auch hier hielt er es nicht lange aus, besonders da ihm im März 1743 der vortheilhafte Antrag gestellt wurde, als Secretär nach Venedig zu Herrn von Montaigu, welcher damals dort französischer Gesandter war, zu gehen. Die dort verbrachten achtzehn Monate haben seinen Charakter offenbar bedeutend gekräftigt und entwickelt, geselliger und diplomatischer Tact, feste Grundsätze werden damals besonders an ihm gerühmt. Er thut dort selbstständige Schritte, um den Senat zu bewegen, den von seinem Gesandten sehr vernachlässigten Franzosen zu ihren Rechten zu verhelfen und findet, selbst unter einer Last von Geschäften, noch Zeit, Studien über die Regierungsart der Republik zu machen. Schade, daß die Einfalt und Ungerechtigkeit des Gesandten ihn wieder aus einer Carrière entfernte, in welcher er offenbar Lorbeeren erworben haben würde, freilich wären ihm dann die seines „Emils" wohl nicht zu Theil geworden. Leider hatte er nie mehr im Leben Gelegenheit, sich, wie in Venedig, nur in seinen vortheilhaftesten Charakteranlagen zeigen zu dürfen, er selbst sagt darüber, daß es hohe Zeit gewesen, daß er einmal beweisen konnte, was die Erziehung der edelsten Frau und seine eigene innere Ausbildung aus ihm gemacht hatten, er diente nicht allein seinem Gesandten wie es seine Pflicht war, sondern er erwarb sich auch die Achtung des Senats und der übrigen Diplomaten, so wie den Dank aller, damals in Venedig lebenden Franzosen.

Nach Paris zurückgekehrt, verlangt er umsonst Gerechtigkeit gegen Herrn von Montaigu, welcher ihm nicht einmal seinen Gehalt ausbezahlt hatte. Von diesem Momente an, schreibt sich, wie er selbst eingesteht, seine tiefe Verachtung gegen die „dummen und unnatürlichen Gesetze" her, welche stets bereit sind, die Partei des Unterdrückers gegen die Unterdrückten zu nehmen.

In diesem Jahre machte Rousseau die unheilvolle Bekanntschaft, welche verderbenbringend für sein ganzes Leben war und ihn in die Nacht des Abgrundes hinabstieß, in welchem er geendet, wir meinen sein Verhältniß zu Therese Levasseur, ein pariser Dienstmädchen, für welche er eine unglaubliche Verblendung hatte, ohne sie wirklich zu lieben, obgleich sie die Mutter seiner Kinder war. Diese Frau verstand es, ihn mit allen seinen Freunden zu entzweien, und Rousseau's größter Fehler im Leben war jedenfalls der, dies gemeine und boshafte Weib zu seiner „Gefährtin" gemacht zu haben, deren einziges Ziel war, ihn gänzlich abzusondern und den Keim des Mißtrauens, welcher in des Dichters Seele lag, zu voller Blüthe zu treiben. Daß ein so kindliches Gemüth, wie es Rousseau neben seinem großen Verstande besaß, hierbei oft zu kindischen Handlungen verleitet werden konnte, war einfach nur Theresens Schuld, welche, trotz ihrer Beschränktheit jene litiöse Schlauheit besaß, welche mit der Dummheit nicht unvereinbar ist. A der Zeugnisse oder Behauptungen mancher seiner Zeitgenossen war Rous niemals durch Priesterhand mit Therese verbunden. Er schloß, etwa Jahre, nachdem er sie kennen gelernt, eine Art von Gewissensehe mit d. h. er erklärte sich in Gegenwart von zweien Zeugen mit ihr für e verbunden. Die haarsträubendsten Details sind vorhanden, wie dieses abs liche Weib nebst ihrer Mutter ihre Macht über den unglücklichen Mann

brauchte, und seinem Mißtrauen durch fingirte Attentate auf sein Leben und dergleichen stets neue Nahrung gab. Auf ihre Anregung, daß seine Feinde versuchen würden, seine eigenen Kinder gegen ihn aufzuhetzen, gab er dieselben ins Findelhaus, ihretwegen hat er sich mit seinen besten Freunden entzweit, und doch hat er, nachdem er sechsundzwanzig Jahre durch sie gelitten, die Schwachheit, diesem Weibe, welches ihn zu verlassen droht, einen rührenden Brief zu schreiben und sie zu beschwören, keine Uebereilung zu begehen, sollte sie aber ihren Vorsatz ausführen, welcher, wie er sich ausdrückt, „ihm den Tod bringen wird", so benachrichtigt er sie, daß für ihre Zukunft gesorgt ist und sie sich nur an Herrn de Seyron wenden solle, welcher das Geld in Händen habe. Dieses Geld war jedenfalls die Rente der Summe, welche sein sorgsamer Freund, Mylord Maréchal, obgleich er wegen Rousseaus Gereiztheit jeden persönlichen Verkehr mit ihm aufgab, bei dem obengenannten Herrn für den Verfasser der neuen Heloise und Emils niedergelegt hatte.

Therese und ihre Verwandten trugen dazu bei, ihm das Leben unerträglich zu machen, aber er arbeitete mit Feuereifer und hat in einigen Tagen Worte und Musik zu dem „Dorfzauberer" geschaffen, welcher in Passy aufgeführt, ungemeinen Erfolg hatte. Seine Freunde wollen ihn an den Hof bringen, man läßt ihn auf eine Pension hoffen, allein er schlägt alles aus, weil er diese Ehre entweder durch Schmeichelei oder durch Stillschweigen über Mißstände erkaufen müßte, ein Einwand, welcher ihm gewiß Ehre machte.

Auf einer Reise nach Genf, welche er in Begleitung eines Freundes und der Levasseur macht, sieht er bei einem Ausflug zu Frau von Warens dieselbe wieder, er findet die geliebte Freundin und Wohlthäterin in einer durch ihre Leidenschaften so erniedrigenden Lage, daß er sie beschwört, mit ihm zu gehen und bei ihm zu leben, was sie nicht annimmt. In Genf nimmt er auch die Religion seiner Väter wieder an und hat auch Lust, dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen, aber er fürchtet den Einfluß Voltaires auf die Sitten und Gefühle seiner Vaterstadt, er fürchtet dort Paris wiederzufinden, welches er wie die Hölle haßt und er steht von seinem Vorhaben aus diesem Grunde ab.

Um diese Zeit faßt Rousseau den festen Entschluß, von dieser Zeit an mit allen seinen protegirenden Freunden zu brechen und sich nur noch an einfache, wohlwollende Leute anzuschließen, er refusirt eine Stelle als Collaborator an dem Journale der Wissenschaften und dies aus einem Grunde, welcher Aufschluß über sein Talent giebt, da er angiebt, nur gut arbeiten zu können, wenn die zu behandelnde Sache sein ganzes Interesse in Anspruch nähme und daß er ein solches Interesse nur dann fühle, wenn es sich um etwas Großes und Schönes handelte, er vermöge, mit einem Worte, nicht aus Handwerksgewohnheit, sondern nur aus Inspiration zu schreiben. In diese Zeit fällt Rousseau's schnelle Weltberühmtheit infolge der kurz auf einander erscheinenden Romane. „Die neue Heloise" (1759) und „Emile" (1761). Diese beiden unsterblichen Werke schufen eine neue Weltanschauung, gestalteten das Zeitalter um und wurden im Verein mit Voltaires satirischen Mauerbrechern gegen die Bornirtheit und Unnatur die geistigen Hebel der französischen Revolution.

Als Rousseau von Venedig nach Paris zurückgekehrt war, ließ ihm seine Freundin, Frau von Epinay, welche er sogleich aufgesucht hatte, in dem reizenden Thale von Montmorency die berühmte Eremitage bauen, wo er, wie er später behauptete, seine seligsten Momente im Umgange mit der Na-

tur verlebt hat. Dort war es auch, wo er seine vorzüglichsten Werke schuf, von welchem das Erste „Die neue Heloise" die ganze Kritik des Jahrhunderts, gleich einer Meute Hunde hinter ihm herjagen und bellen ließ, ohne diesem „hohen Liede" der leidenschaftlichsten Liebe im Geringsten schaden zu können. Wie mit Flammenschrift ist die Neigung der beiden jungen Leute, Julie und St. Preux gezeichnet und der Leser fühlt sich mit den Liebenden fortgerissen, er fühlt die flammende Lohe dieser wahren Leidenschaft auch über seinem Haupte zusammenschlagen. Er weiß, daß hier Wahrheit geschildert wurde, obgleich der Verfasser in seiner Vorrede mit der feigen Schüchternheit, welche ihn stets beherrschte, zwar die Autorschaft verleugnet, aber doch für das Ganze einstehen will und sich nur Mitarbeiter nennt, betont er dabei doch ausdrücklich, daß er keinen Roman, sondern nur eine Sammlung von Briefen herausgiebt, welche den Frommen, den Wüstlingen und den Philosophen mißfallen, galanten Weibern anstößig und den ehrbaren ein Aergerniß sein würden, daß aber nichtsdestoweniger er, Rousseau, ob nun Verfasser oder blos Herausgeber, nach seinem innersten Empfinden diese Briefe für Wegweiser auf dem Wege zur Tugend hält.

Auch wir möchten uns diesem Urtheile des Verfassers anschließen, indem nach unserem Ermessen, sowie nach den Traditionen der Kirche der reuige Sünder hoch über dem ungeprüften und vielleicht unempfindlichen Gerechten steht, trotzdem aber finden und bewundern wir in der Heloise nur die hinreißende Wahrheit in der Wiedergabe der Leidenschaft. Wenn in den ersten Bänden die Darstellung der Leidenschaft uns entzückt, so entschädigt uns in den folgenden für die menschlich ganz unmögliche Tugend des Wolmarischen Hauses die trefflichen Schilderungen, welche St. Preux von seinem Aufenthalte in Paris und von dessen Bewohnern macht, sowie seine Auslassungen über den Selbstmord, welchen er weder von der Vernunft, noch von der Religion verboten haben will. Trotz diesen, von dem christlichen Glauben ganz abweichenden Grundsätzen, läßt er Julie in ihrer Ehe nie ganz glücklich werden, obwohl sie den edelsten, besten Mann des ganzen Weltalls besitzt, weil eben dieser Mann sich zum Atheismus bekennt, und dieser Gedanke ihr nicht allein das Leben, sondern auch die Hoffnungen für die jenseitige Vereinigung zerstört. Daß nach Juliens Tode der Anblick ihrer Ergebung in Gottes Willen selbst einen so fertigen und abgeschlossenen Charakter wie Wolmar wieder zum Glauben zurückführt, ist weniger wunderbar, als die, auch in diesem Werke enthaltenen Hinweise auf die ideellen gesellschaftlichen Zustände, wie sie nun einmal Rousseau vorschwebten.

Gleich zu Beginn seines Auftretens erklärte Rousseau sich als Feind aller herrschenden gesellschaftlichen Ordnung, und diesen Krieg hat er auch sein ganzes Leben lang durchgeführt. Im „Emil", auf welchen wir nun kommen werden, schlug er eine unmögliche Erziehungsweise vor, bei welcher die Natur die alleinige Lehrmeisterin sein sollte, aber wie viel goldene, nicht genug zu beherzigende Worte enthält das Buch, von der ersten Pflege des Säuglings an, bis zu dem Eintritt in die Jünglingsjahre! Vielleicht hat, was Pflege der Kinder betrifft, keine Nation so viel Nutzen aus Rousseau's Leh gezogen als die Engländer, und während Franzosen und Deutsche entweder dem einen Extrem des Althergebrachten blieben, oder sich allen Uebertreibun der neuen Behandlungsweise zuwendeten, gelangte die britische Nation e besser die Mütter derselben zu der richtigsten und gesündesten Art der p sischen Kinderpflege, welche wir noch heute bewundern und nachahmen welche doch ihre Entstehung nur Rousseau zu verdanken hat, denn vor

war das Wickeln und Einschnüren des kleinen menschlichen Körpers, welches jetzt völlig aufgegeben ist, ebenso Gewohnheit, wie in anderen Ländern. Aber wie gesagt, nicht die körperliche Erziehung ist es allein, welche Rousseau in seinem „Emil" befürwortet, er spricht, und mit einer dem Gegenstande angemessenen, viel größeren Begeisterung, auch von der Ausbildung des Geistes und der Seele. Er verlangt, um zu diesem Ziele zu gelangen, für dasselbe die vollständigste, wenn auch wohlgeordnetste Freiheit in der Ausbildung ihrer Eigenschaften, Talente und Neigungen. Die Züchtigungen, wenn sie nöthig, sollen nie als solche, sondern nur als natürliche Folge von den bösen Handlungen der Kinder auftreten, der Lügner z. B. soll nicht gerade gestraft werden, wenn er gelogen, aber die üblen Wirkungen der Lüge sollen sein, daß man ihm nicht mehr glaubt. — Durch angemessene Freigebigkeit der Eltern, welchem das Kind in seinem Nachahmungstriebe bald folgen wird, soll dasselbe zur Wohlthätigkeit hingeleitet werden. — Daß eine solche Lehre nur die beste sein kann, liegt auf der Hand, aber Rousseau vergaß nur dabei, daß solche Erziehung untadelhafte Eltern uud Lehrer fordert, und wo wäre ein solches Geschlecht zu finden?

Nicht weniger beherzigenswerth ist die Art und Weise, wie Rousseau die Kinder wissenschaftlich unterrichtet haben will, er schärft ein, denselben Sachen, die sie noch nicht lieben können, nicht dadurch verhaßt zu machen, daß man sie damit quäle, er spricht der naturgemäßen Entwicklung, so daß Eines aus dem Andern gelehrt und gelernt wird, das Wort. — Ueberhaupt ist der Grundsatz, daß der Unterricht mehr in Thaten als in Worten bestehen müsse, bei Rousseau maßgebend gewesen, eine reizende Nüance in seinem Charakter ist, daß er, welcher niemals ein anderer war und also nach Frau von Staels Ausspruch jede Berechtigung, ein großer Mann zu sein, dadurch verloren hätte, obschon er diesen Mangel mit Buffon, Montesquieu und vielen großen Männern theilte, die menschliche Schwäche empfand, auch seinen „Emil" als einen unvollkommenen Redner zu schildern, doch findet er in dessen edlen Freimuthe mehr Reiz als in der künstlichsten Beredtsamkeit der Anderen zu finden wäre. — Ueberaus treffend, wenn auch nicht im kirchlichen Sinne annehmbar, ist, was Rousseau über den zu frühen Unterricht in religiösen Dingen spricht, er behauptet mit Recht, daß man nichts gewinnt, wenn man den Kindern Dinge lehrt, welche sie noch nicht begreifen. Das wäre nicht anders als sie vorzeitig im Lügen zu unterweisen. Kinder sind durchaus noch nicht fähig, Geheimnisse zu begreifen und die Religion besteht doch nur aus solchen, die Verpflichtung, etwas zu glauben, setzt aber doch stets die Möglichkeit, dieses Etwas zu erkennen, voraus. Ein Kind, welches die christliche Religion bekennt, meint Rousseau, begreift so wenig das, was man es sagen läßt, daß es eben so gut Entgegengesetztes willig annehmen würde.

Rousseau's Grundsatz, „nur die Natur walten zu lassen", hat bei der, allerdings fingirten Erziehung seines Schemens, welchem er den Namen Emil gegeben, vortreffliche Früchte getragen, er verheirathet denselben an ein durch Geist und Herz ausgezeichnetes Mädchen, sie leben glücklich und sind weise und tugendhaft. Das Resultat der im Buche enthaltenen Grundsätze läßt nichts zu wünschen übrig, auch ist die Art, wie die ganze Behandlung und Erziehung vor sich geht, vollkommen glaublich, aber sie erfordert vorzügliche Menschen, und das Facit der Rechnung ist diesesmal wieder gezogen, ohne der Gemeinheit, dieser ewigen Feindin des Erhabenen zu gedenken, welche beim dritten Schritte, welchen der Mensch ins Leben thut, anzutreffen ist.

Im Concat social (1762) hat Rousseau sein politisches und gesellschaftliches Glaubensbekenntniß in noch vollendeterer Weise abgelegt. Der illusorische Vertrag, welchen er der Gemeinschaft auflegen wollte, sollte in den Worten gipfeln, „Jeder von uns bringt sein Vermögen, seine Person, sein Leben, seine ganze Kraft und Arbeit dem Allgemeinen dar und stellt dies Alles unter die oberste Leitung des Gesammtwillens. Wir nehmen jedes Glied als einen von dem Ganzen unzertrennlichen Theil in den Gesellschaftskörper auf, der Souverän, welchen wir wählen, darf nur durch den gemeinsamen und allgemeinen Willen handeln, und so käme es denn, daß jeder Einzelne, welcher sich den Befehlen des Souveräns unterwirft, eigentlich nur sich selbst gehorcht." — Da Rousseau diese Maximen vor der französischen Revolution, vor den letzten Ereignissen in der amerikanischen Republik, vor der Commune und vor der Errichtung der mächtigen Ligue der Socialdemokraten geschrieben, welche Letztere vielleicht glauben, in seinen Fußstapfen zu wandeln, aber gerne das Wort „Arbeit" von ihrer Fahne zu streichen wünschten, um das Wort „Genuß" dafür hinzusetzen, so möchten wir wissen, was sein großer Geist sagen würde, wenn er manche seiner Forderungen, und ach, wie mißverstanden! in der Parole der Jetztzeit verzeichnet fände. Es ist seltsam, daß ein so umfassender Genius wie der seine, welcher das Studium der Natur wie kein Anderer inne hatte, bei der Grundlegung eines ideellen Staates nicht der „Drohnen" gedachte, welche der Haushalt der Natur ebenfalls in ihren Organismus aufgenommen hat.

Einige Tage, nachdem „Emil" im Buchhandel erschienen war, sollte dessen Verfasser gefänglich eingezogen werden, der Marschall von Luxemburg rieth ihm nach der Schweiz zu fliehen und gab ihm die Mittel dazu, er geht nach Iverdun zu einem Herrn Moguim, wo er ungefähr sechs Wochen bleibt, sodann blieb er drei Jahre in Molièrs Travers, wo er sich aber eben so wenig halten konnte wie auf der kleinen Insel La Motte.

Rousseau's letzte Jahre sind in zwei Hälften zu theilen: die erste von 1762 datirend, wo seine Verhaftung beschlossen war, geht bis in das Jahr 1770 und besteht aus einer Kette von wahren und eingebildeten Verfolgungen, wo unser Dichter umherirrend und von den Gerichten verfolgt, oft unter falschen Namen sein Leben fristet, die zweite Hälfte von 1770 bis zum 2. Juli 1778 seinem Todestage, zeigt ihn, wie er wieder in Paris erscheint, und sich, als wäre nichts geschehen, den Blicken der Neugierigen darbietet und seinen Feinden Stich hält.

Von Bern, wo er sich zuletzt aufhielt, ging Rousseau nach Straßburg, um der Aufführung des „Dorfzauberers", welche dort ungemeinen Anklang fand, beizuwohnen, im December verläßt er diese Stadt wieder, um nach Paris zu gehen, wo er ebenfalls sehr gefeiert von seinen Bekannten wurde und beim Prinzen Conti wohnte, doch bald wurde ihm das Gedränge um seine Person und die Maßregeln der Regierung, welche ihn wieder entfer— wollte, lästig und er beschließt der Einladung Humes, welche er schon Straßburg erhielt, zu folgen, er schifft sich in den ersten Tagen des Jan 1766 mit Hume und dem Genfer Luze ein, um in einem Lande wohnen, dessen Sprache er nicht kannte und wo er vollkommen fremd w Inzwischen hatten sogenannte gute Freunde Rousseau's unter welchen Hor Walpole, Helvetius und Madame du Deffand zu nennen ist, einen fingir Brief des Königs von Preußen an Rousseau cursiren lassen, eine Nie

rächtigkeit, welche den Erfindern derselben bei ihrer Mitwelt leider nicht die Ehre brachte, welche die Nachwelt für sie empfinden wird.

Hume hat Rousseau nebst seiner Haushälterin in einem kleinen Dorfe untergebracht und scheint bei seinen übrigen Bekannten nicht übel den Protector des Dichters gespielt zu haben, aber nach einiger Zeit merkt derselbe die Absicht und wird verstimmt, wüthend aber wird er, als er einige Monate später die Geschichte mit dem Briefe erfährt, welcher Hume auch nicht ganz fremd ist. Er schreibt demselben einen Brief, in welchem er ihn einen „Verräther, einen Feigen" nennt. Hume schreit Zeter und theilt allen seinen und Rousseau's Freunden mit, daß „dieser den schwärzesten und schlechtesten Charakter habe", er sagt dabei, daß er dem Könige und der Königin von England Alles erzählt, und diese ihn gebeten hätten, nichts über Rousseau zu veröffentlichen. Auch in dieser Sache ist das Recht und der Edelmuth auf Seite unseres armen Dichters, denn während Hume den Streit in alle Winde ruft, vertraut Rousseau seinen Kummer nur Frau von Boufflers und dem Herrn von Malesherbes an.

In Wooton, wo Rousseau höchst zurückgezogen lebte, schrieb er die sechs ersten Bände seiner „Confessions", trieb Botanik, Musik, redigirte seine Memoiren und würde, nachdem sich sein Aerger über die Briefgeschichte etwas calmirt, ruhig fortgelebt haben, ohne den bösen Dämon seines Hauses, ohne Therese Levasseur. Diese, welche sich tödtlich in einem Lande langweilte, dessen Sprache sie nicht verstand und zu welcher Rousseau ein unbegrenztes Vertrauen hatte, brouillirte ihn mit den Besitzern seiner Wohnung, den Davenports, er ging nach Calais, von wo aus er den Prinzen Conti schriftlich um die Erlaubniß bat, auf seinem Schlosse in Trie wohnen zu dürfen. Natürlich kam schnell eine bejahende Antwort. Er nimmt den Namen Menou an, indem er ganz mit der Vergangenheit, mit der Literatur und Kunst brechen will, aber auch da gelingt es Theresen, welcher die einsame Lebensweise Rousseau's nicht zusagt, ihm diesen Aufenthalt zu verleiden, und er geht im August 1768 nach Bourgoing, da der Aufenthalt in dieser Stadt aber nicht gesund ist, zieht er in ein Haus, welches etwa eine halbe Stunde davon entfernt war. Hier ist es, wo Therese ihm drohte, ihn verlassen zu wollen und er ihr den rührenden Brief schrieb, dessen wir früher erwähnten. Doch seine unglaubliche Schwäche für diese Person bringt ihn doch zu dem Entschluß, nach der Dauphiné zu gehen, und dort soll auch jene Verheirathung mit der Levasseur stattgefunden haben, von welcher einige Zeitgenossen sprechen, die von den Anderen aber vollkommen in Abrede gestellt, auch keinenfalls gerichtliche Gültigkeit hatte, da Rousseau dort noch unter dem Namen Menou lebte und bekannt war. Von der Dauphine reist Rousseau wieder nach Paris, weil er glaubt, seinen angegriffenen Ruf wieder herstellen zu müssen und sich seinen Feinden zu zeigen, er wird indessen sehr freundlich empfangen, viel eingeladen und gesteht selbst ein, daß einige Zerstreuung ihm nothwendig gewesen sei. Rousseau ward hier ein völlig Anderer. Er soupirt bei der Sängerin Sophie Arnould, gerade wie die anderen Schöngeister mit rothen Absätzen, besucht mit Frau von Genlis das Theater, geht in die Café's, um Schach zu spielen, kurz, er benimmt sich so gesellig wie möglich, weil die Bewunderung ohne Neider für ihn ein Bedürfniß war. Auch eine Zusammenkunft mit dem Dichter Piron, dem Anakreon seines Jahrhunderts wird höchst anmuthig, durch die liebenswürdige Antwort, welche Rousseau auf Pirons Bitte gab, ihm doch die kleine Epigramme zu verzeihen, welche er auf ihn geschrieben. Rousseau ent-

gegnete scherzend: „Munterer Zögling des Bachus, verwöhntes Kind der Musen, ich verzeihe nicht nur, nein ich hoffe noch auf andere Epigramme, Sie sind nicht boshaft, nein Sie sind nur schalkhaft.

Eine der hübschesten Anecdoten seines damaligen Aufenthaltes lieferte sein erstes Zusammentreffen mit Frau von Genlis. Diese, damals achtzehn Jahre alt, hatte zwar nie eine Zeile Rousseau's gelesen, wünschte aber glühend, ihn kennen zu lernen, es wurde ihr von einem Bekannten versprochen, aber ein Anderer, Herr von Sauvigny, machte sich den Spaß, sie zu warnen und sagte, man wolle ihr einen Streich spielen und den damals berühmten Schauspieler Préville als Rousseau bei ihr einführen. Als nun Letzterer wirklich bei ihr erscheint, glaubt Frau von Genlis, es sei Préville, welcher in einem maronenfarbigen Rocke und kleiner runder Perrücke als Rousseau verkleidet sei, die junge Frau lacht vom Anfange dieses Besuchs bis zum Ende. Rousseau ärgerte sich aber sonderbarerweise nicht darüber, sondern fand Frau von Genlis originell und reizend heiter. Erst später, als der Dichter sich entfernt und der Einführende in sehr schlechter Laune über den Muthwillen der Wirthin mit dieser allein war, klärte sich das Mißverständniß auf, welches Rousseau niemals erfahren hat.

Der Prinz von Ligne, welcher Rousseau 1770 besuchte, sich ihm aber nicht genannt hat, schildert seinen Aufenthalt in einer Mansarde, wo Ratten und Mäuse umherliefen als entsetzlich, den Eindruck aber, den Rousseau trotz aller Verkehrtheiten auf ihn gemacht, als den des Genie's. Der Prinz schrieb ihm darauf und bot ihm ein Asyl bei sich an, Rousseau kam am andern Tage, um ihm zu danken und der Fürst sagt bei dieser Gelegenheit, Ludwig XIV. könne bei dem Empfange der Gesandten von Siam keinen größeren Stolz empfunden haben, als er gehabt, wie der Dichter in sein Zimmer getreten sei. Da der Prinz ihm merken läßt, daß er „Die neue Heloise" fast auswendig konnte, schien er sehr angenehm berührt zu sein. Seine Augen, sagt der Prinz weiter, sind wie zwei Sterne, sein Genie leuchtete aus seinen Blicken und electrisirte mich förmlich; als ich von ihm geschieden, fühlte ich dieselbe Leere, als wenn man aus einem schönen Traume erwacht.

Immer näher rückt jetzt die traurige Epoche von Rousseau's Lebensende. Des Dichters Gesundheit war sichtlich im Abnehmen begriffen, er selbst ist voll Sorge für die Gesundheit seiner Frau, so daß er den Wunsch nach einem Landaufenthalt hat. Zu stolz, die Offerten seiner Freunde anzunehmen, geht er nach Ermenonville, dessen Gärten und gute Luft ihm gerühmt worden waren, dort war es aber auch, wo das schon lange in Rousseau schlafende Ungeheuer der gestörten Vernunft zum Ausbruche kam, denn er schrieb an einen jungen Freund um dessen Verwendung für einen Platz im Hospitale!

Dieser junge Mann, ein Maltheser Ritter, welcher Rousseau mit ganzer Seele anhänglich war, hatte zwei Güter, wovon eines am Meere gelegen, durch seine vortreffliche Luft ihm ein passender Aufenthalt für den Kranken schien, auch hatte er Hoffnung, ihn dazu zu bestimmen, aber Rousseau's freiwilliger oder unfreiwilliger Tod — denn die Art desselben wird vielfältig bestritten — beendete diese Hoffnungen. Rousseau starb den 2. Juli 1778, 66 Jahre alt.

Der gerichtliche Act der Aerzte spricht von seinem durch einen Schlagfluß verursachten Tode, auch seine Frau will mit allen Eiden bestätigen, daß er an diesem Tage wie immer früh aufgestanden, aber sein gewöhnliches Frühstück nicht eingenommen habe, weil er den Tag zuvor einem Diner bei-

Jean Jacques Rousseau.

gewohnt und sich in Folge dessen nicht ganz wohl gefühlt. Seine Frau mußte ausgehen, eine Commission zu besorgen, bei ihrer Rückkehr hörte sie ihren Gatten kläglich stöhnen, sie stürzt in das Zimmer und findet ihren Mann auf dem Boden liegend; als er wieder zu sich kommt, befiehlt er ihr, die Thüre zu schließen und das Fenster zu öffnen; bei der Mühe, die sie sich gab, ihn aufzuheben, verliert sie das Gleichgewicht und fällt mit ihm hin, während er sich an der Stirne verwundet. Auf ihr Geschrei kommt Herr von Girardin herein und er stirbt in den Armen seiner Frau, ohne noch ein Wort gesprochen zu haben.

Nach Frau von Girardins Version über den unseligen Vorfall, wäre sie und nicht ihr Gatte hereingetreten. „Was wollen Sie hier?" habe Rousseau sie gefragt. „Ich beschwöre Sie, gehen Sie wieder fort, denn Ihr Mitgefühl kann eine solche Scene, so wie die Katastrophe, welche darauf folgen muß, nicht ertragen!" Nachdem er sie nochmals bat, fortzugehen, trat sie hinaus und hörte im selben Augenblick die Riegel hinter sich zuschieben.

So Frau von Girardin, während der Postmeister Payen, ein sonst zuverlässiger und ehrlicher Mann, behauptete, daß Rousseau sich todtgeschossen, und ein anderer nicht weniger glaubwürdiger Zeuge, versichert, daß Rousseau giftige Pflanzen mit nach Hause genommen und deren Saft in seinem Kaffee aufgelöst zu sich genommen habe.

Dem sei nun wie ihm wolle, mag Rousseau in einem Anfall von gesteigerter Seelenqual Hand an sich selbst gelegt, mag ein natürlicher Tod ihn hinweggerafft haben, Rousseau's Charakter bleibt derselbe, welcher er war, und wie Mirabeau so schön sagt, „stets derselbe, voll Ehrlichkeit und Offenheit, ganz unfähig, seine Fehler und seine Tugenden zu verbergen. Man kann denen, welche ihn falsch beurtheilten, in so weit verzeihen, als wenige Menschen so geartet sind, die ganze Großartigkeit dieser Seele zu begreifen. Am Ende kann man doch nur von Seinesgleichen gerichtet werden!"

Jedenfalls ist es neben seiner Charaktergröße auch eine interessante Erscheinung für den Forscher, in Rousseau einen Mann zu finden, welcher eigentlich erst mit dem 40. Jahre in der literarischen Welt aufgetreten ist. Eine gerechte Beurtheilung wird in Rousseau stets einen großen, nur gegen sich selbst irregeleiteten Geist erblicken, der die Menschheit unendlich gefördert hat und dem unser Jahrhundert die Grundlage seiner Weltauffassung verdankt. Eine unparteiische Grabschrift würde ihn den Bewunderer der Tugend, den Freund der Unglücklichen, den Vertheidiger der Schwachen nennen und vor allem den Evangelisten der Natur.

J. Dungern.

Reisebriefe aus dem Elsaß.

Von einem norddeutschen Officier.

(Fortsetzung.)

V.

Hohwald, 28. Aug. 1876.

Heute stieg ich auf dem mir nun schon wohlbekannten Wege hinab ins Zornthal, nach Lützelburg und wandte mich von da thalaufwärts, stets am Rhein-Marne-Canal entlang. Das Wetter war kalt und ziemlich klar. Der Charakter des Thales bleibt derselbe: schöner Wald an den Thalhängen und oben am Rande oft rothe Sandsteinfelsen heraustretend. Die Eisenbahn hebt sich bald, übersetzt auf einem schönen Viaduct den Canal und zieht sich dann hoch an der linken Thalwand hin, oft über Felsen hinweg, welche durch Untermauerung gestützt sind, oft mit kleinen Tunnels die Vorsprünge durchbrechend, während Heerstraße und Canal bescheiden auf der Thalsohle bleiben.

Rüstig schritt ich im Zornthal abwärts, aber nicht unten auf der Thalsohle, sondern auf einem reizenden Waldfahrwege ziemlich hoch am rechtsseitigen Berghange, mit prächtigen Blicken hinab ins Thal und zuweilen durch dessen Mündung hinaus in die Ebene. Da wo sich mein Weg um den letzten Berg des Zornthales wand, traf ich den von Zabern heraufkommenden Promenadenweg zur Ruine Hoh Barr. Es dauerte fast $^3/_4$ Stunde bis ich die Berghöhe erreicht hatte und auf einer langen Terrasse mit schönen Edelkastanien vor den Ruinen der Feste stand. Ich sage ausdrücklich „Feste" denn der Ausdruck Burg giebt keinen hinreichenden Begriff von der gewaltigen Ausdehnung dieser Mauern, welche das ganze Plateau des Berges bedecken und wohl erhalten, ja zum Theil bewohnt sind. Es hat sich nämlich darinnen eine Restauration angesiedelt, und wahrlich, es ist der Mühe werth, an diesem Orte eine Stunde zu rasten. Wie überall tritt auch auf dieser Bergkuppe der rothe Sandstein zu Tage. Die Fugen zwischen den einzelnen Blöcken sind sorgfältig mit Mauerwerk ausgefüllt; und so bildet der natürliche Stein nicht nur die Grundlage, sondern an vielen Stellen auch die starke äußere Umfassungsmauer der Feste. Im Innern ist der Stein theilweis zu casemattenartigen Gewölben ausgearbeitet; dazwischen bilden Mauern aus Quadersteinen eine Menge Abtheilungen und Gemächer in verschiedenen Stockwerken, runde Thürme und offene Höfe. Jetzt wachsen neben, in und über all' Dem Bäume und Gesträuche herauf. Auf einer Leiter besteigt man den höchsten Punct des Felsens und hat nun einen schier endlosen Blick in die Rheinebene. Ich will aber heute nicht wieder an das landschaftlich Schöne, sondern an das historisch Interessante der Gegend erinnern, die vor uns ausgebreitet liegt. Von hier aus zog Kaiser Julian zu jenem Kampfe gegen den mächtigen Sueverfürsten Chnodomar an den Hügeln bei Oberhausbergen v. J. 357, welchen Ammianus Marcellinus beschreibt und den Freytag in Ingo und Ingraban so genial verwerthet hat.

Hier fielen 1445 die Armagnacs, nachdem sie von den tapfern Schweizern zurückgeschlagen worden, ins Land, wie Wölfe zwischen die Schafe; hier deckten im Bauernkriege, von den Schaaren Antons von Lothringen erschlagen, an einem Tage 18,000 Bauern den Boden; hier waren die mächtigen Bischöfe von Straßburg Herrscher und hatten oben auf Hoh Barr ihre „Confrèrie de buveurs"; über diese Hügel schritt Ludwig XIV. herunter, als er Herr des Elsaß geworden und rief auf die Ebene hinaus schauend: „Quel beau jardin!" Durch Savernes Straßen marschirten die Revolutionsheere an dem Freiheitsbaume auf dem Schloßplatze vorüber; in dem Schlosse von Saverne wohnten die Wittwen der Staatspensionäre des dritten Napoleon; jetzt erklingt hier die Trommel und das Signalhorn der deutschen Bataillone.

Auf dem Kamme des Berges gelangte ich in frischem, jungen Walde in einer Viertelstunde nach der gleichfalls auf einer Kuppe sich erhebenden Ruine Gr. Geroldseck und in einer ferneren Viertelstunde nach Kl. Geroldseck. Beide sind, von ferne gesehen, Zierden der Landschaft, an sich aber völlig unbedeutend. Der Volkssage nach hausen im Innern des Berges von Gr. Geroldseck Ariovist, Armin und Siegfried, um herauszutreten, wenn das Reich in größter Gefahr ist. So kehrte ich denn nach Hoh Barr zurück und ließ mir auf dem kleinen Platze in der Ruine bei einem Schoppen vortrefflichen elsasser Weins und einem frugalen Abendessen das Ruhen nach der zehnstündigen Wanderung sehr wohl gefallen. Erst als es ganz dunkel geworden war, begab ich mich hinab nach Zabern, wo ich in der „Sonne" zwar gutes Nachtquartier, aber keine mir zusagende Gesellschaft fand, denn die Garnison war ausgerückt. Ich begnügte mich damit, mein Tagebuch zu schreiben und die dürftigen elsasser Zeitungen zu lesen, welche mir stets den Eindruck machen, als möchten sie gerne viel sagen, dürften aber nicht.

Die Stadt Zabern ist, um die Wahrheit zu sagen, durchaus uninteressant. Sie hat 8—9000 Einwohner und gleicht in der Bauart, wie viele der elsassischen Ortschaften, unseren niedersächsischen Städten. Holzbau mit Backsteinen ausgemauert, die oberen Etagen häufig über die unteren hinausragend, viel kleine Fenster, ab und zu Erker an den Fronten. Es würde auch in Deutschland sich kein Mensch für Saverne interessiren, ohne Schiller's schöne Ballade. Nun ist es aber eigenthümlich, daß in Saverne selbst nie Jemand etwas von der schönen Gräfin, dem frommen Fridolin und dem bösen Robert gehört hat. Und doch ist es natürlich; denn als Schiller sein Gedicht schrieb, war man hier schon durch und durch französisch und kein Mensch kümmerte sich um deutsche Literatur. Die guten Saverner waren daher nicht wenig überrascht, als sie nach der Occupation erfuhren, wie berühmt ihr Städtchen war. Das Haus der Gräfin existirte natürlich nicht. Diesem dringenden Bedürfniß half unser dicker Freund, der verstorbene Major K., ab; er decretirte kurzweg: „Dies hier ist das Haus und kein anderes" — und schon jetzt, nach vier Jahren hat die Tradition festen Fuß gefaßt und man zeigt den Fremden das Haus als Hauptmerkwürdigkeit der Stadt. Ein Pariser, welcher die reizende Façade des Hauses abbrechen und in Paris wieder aufbauen wollte, hat für dieselbe, so sagt man, den beiden alten Damen, welche es bewohnen, vergeblich 30,000 Francs geboten.

Ich könnte nun über Zabern manche Seite voll schreiben; aber es würde sich im Wesentlichen gleichwie bei Pfalzburg, darauf reduciren, daß

die Stadt, welche früher eine gewisse Bedeutung hatte, nach der Annexion heruntergekommen und verödet ist. Auch hier hat bis jetzt nicht die geringste Annäherung zwischen der einheimischen Bevölkerung und den zahlreichen deutschen Officieren, Beamten und Lehrern stattgefunden, ja nicht einmal zwischen den Soldaten und der dienenden Classe, und Marcius, das ist viel! — Wer irgend auswandern konnte, wanderte aus. Die Handelsbeziehungen mit Frankreich, welche sehr lebhaft waren, haben aufgehört; neue mit Deutschland haben sich noch nicht gebildet. Dies ist der Hauptgrund, weshalb die großen elsassischen Fabrikstädte so sehr antideutsch sind, während die Bewohner des platten Landes, namentlich die Weinbauern, sich entschieden zu Deutschland hinüberneigen. In Frankreich wollte man ihren Wein nicht trinken, denn dort hat man selbst guten; nach Deutschland konnte er wegen des hohen Zolles nicht ausgeführt werden. Jetzt wendet sich das Blatt; man beginnt in Deutschland einzusehen, daß die elsasser Weine theilweis vorzüglich gut sind, namentlich viel besser als die badischen, und der elsasser Weinbergsbesitzer bekommt sein Product, was er früher selbst austrinken mußte, gut bezahlt. Vom Profit aber lebt der Mensch. Es giebt noch manche andere Puncte, wo man mit Erfolg die Hebel ansetzen könnte, um die Elsasser gut deutsch zu machen. Freilich müßte man sich zu dem Ende vielfach von der „preußischen Chablone" losmachen und politisch regieren statt bureaukratisch. Ein Volk, das mehr als ein Jahrhundert gebraucht hatte, um gut französisch zu werden, kann nicht in wenigen Jahren lernen sich wieder in deutsches Wesen und deutsche Norm zu finden. Im Princip erkennt man dies mit einer gewissen Emphase an; in der Ausführung ignorirt man es, wie es scheint, völlig.

Nicht ohne ein Gefühl von Schuldbewußtsein und Unbehagen durchschritt ich am folgenden Morgen die stillen Straßen von Saverne und athmete erst auf, als ich wieder draußen in der freien Natur war. Ich wandte mich den Bergen zu und machte mich auf, den 3000 Fuß hohen Schneeberg zu ersteigen. Dank sei dem rührigen Vogesenclub, daß er auf eine Weglänge von wohl zwei Stunden einen guten Promenadenweg hinauf hat bahnen lassen. An der rechten Seite des vom Schneeberge sich herabsenkenden Schneethales zieht der Pfad sich hoch am Hange hin unter prachtvollen Buchen. Links die Tiefe des Thales; oft erglänzen durch die Bäume kleine grüne Wiesenflecke; zuweilen vernimmt man das Rauschen des Gebirgsbaches. Es war wundervoll kühl hier im Buchenschatten — langsam schlenderte ich dahin. Da vernahm ich Stimmen hinter mir. Ein Herr mit seinem Töchterchen holte mich ein; Beide wollten gleich mir den Schneeberg besteigen, zu Mittag aber wieder unten in der Pension Weyer sein, wo sie die Mama gelassen hatten. Ich wandere am liebsten ganz allein — das ist eine meiner vielen Seltsamkeiten — aber heute war es mir angenehm, Gesellschaft zu finden. Der Herr war ein Notar aus Saarbrücken, welcher die Gerichtsferien in den Wäldern zubringen wollte. Er kannte ein gut Stück von der Welt, namentlich die Schweiz und Italien — wir fanden uns also bald. Fröhlich hüpfte das junge Mädchen Blumen suchend voran; wir folgten in lebhafter Unterhaltung, ohne indeß das Geringste von der herrlichen Waldlandschaft zu verlieren. So erreichten wir die Kammhöhe und hatten nun noch eine halbe Stunde über kahles Plateau zwischen Ginster und Knieholz mäßig zur Kuppe des Schneeberges hinanzusteigen. Mich überraschte die Aehnlichkeit mit dem Plateau des Brockens. Der Schneeberg gilt denn

auch für den Blocksberg der Vogesen — von hier zieht das „Wüthende Heer" aus und alljährlich in der Nacht des 1. Mai findet auf ihm der geheimnißvolle Hexenumritt statt. Sehr wahrscheinlich war der Schneeberg eine Stätte des Druidencultus, welcher noch lange Zeit nach dem Eindringen des Christenthums heimlich dort fortgesetzt wurde. Zur Seite unseres Weges lag der „Lottelfelsen", das merkwürdigste Exemplar jener pierres branlantes, welche sich ziemlich häufig hier in den Bergen finden. Auf einer nicht breiten Unterlage ruht ein großer Felsblock, unten so schmal, daß es scheint als balancire er mit Mühe darauf und als könne man ihn mit dem Finger hinabstoßen. Er soll denn auch in alter Zeit zu Gottesgerichten benutzt worden sein. An ihm mußten angeklagte Frauen ihre Treue beweisen; leicht bewegte ihn die Unschuldige, unter den Händen der Schuldigen regte er sich nicht. Noch jetzt sagt man, erscheinen bei ihm die Feen in der Mondnacht und spielen Ball mit den umherliegenden Felsblöcken. Und gerade dies deutet sehr entschieden darauf hin, daß an dieser Stelle sich lange der Druidencultus gehalten. Denn die Feen sind ganz eigenthümlich celtisch; ihre Heimat ist Frankreich, wo sie noch in Aller Munde leben, und sie verdanken ihre Entstehung unzweifelhaft den druidischen Göttinnen und ihren Priesterinnen. In Deutschland fanden sie erst um 1200 durch die unter französischem Einflusse stehenden höfischen Dichter, Wolfram von Eschenbach u. s. w. Eingang. Die Berührung des Lottelfelsens, glaubt das Volk, bringe Unglück. Levrault erzählt in seiner Monographie über den Schneeberg, er und seine Begleiter hätten ein junges Mädchen, das in der Nähe die Ziegen weidete, aufgefordert, es solle einmal den Stein fragen, ob ihr Liebster ihr wohl treu sei? Naiv habe sie geantwortet: „O nein! das würde uns Unglück bringen, mir und ihm."

Da wir nicht abergläubig waren, so versuchten wir sonder Scheu den Felsen zum „Lotteln" zu bewegen — aber, der Wahrheit zu Ehren sei es gesagt, ohne allen Erfolg. Noch zehn Minuten und wir standen auf der Höhe des Schneeberges. Hier liegt wiederum ein ungeheuerer platter Fels von rothem Sandstein. Seine höchste zerklüftete Fläche trägt eine Vertiefung, welche einst wohl als Opferstätte gedient haben kann. Heute fanden wir sie mit klarem Wasser vom Gewitterregen der vorigen Nacht gefüllt und das stillte mit Hülfe meines Lederbechers unsern Durst vortrefflich.

Um elf Uhr trennten wir uns; ich hatte noch einen tüchtigen Marsch vor mir. Auf Anfangs gut gebahntem, später nicht immer leicht erkennbarem Fußwege wendete ich mich nach Süden. Ich glaubte, es würde gar keine Schwierigkeit bieten, immer der bestimmten Richtung nachzuwandern, um das Forsthaus Nideck zu erreichen. Aber häufig theilte sich der Weg und keiner von beiden Zweigen führte südwärts. Auch in den Vogesen kann man selten geradeaus bergab gehen — das würde zu steil sein. Die Fußwege ziehen sich an den Berglehnen entlang ins Thal hinab, meist in großen Bogen und häufig scheinbar eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlagend. Aber ich alter Fußwanderer habe einen sichern, fast instinctartigen Blick. Heute lernte ich zum ersten Male ein den Vogesen ganz eigenthümliches Communicationsmittel kennen, den „Schlittweg". Ich habe schon gesagt, daß die Wälder vielfach deshalb noch so unberührt sind, weil nicht wie im Harz und in Thüringen sich überall vortrefflich chaussirte Holzabführungen befinden. Das gefällte Holz wird vielmehr ins Thal zu den Holzplätzen, wo der Fahrweg beginnt, auf Schlitten hinabgeschafft. Nicht aber etwa im

Winter, dazu liegt der Schnee viel zu hoch, sondern im Frühling und Herbst. Man hat Tausende von Bahnen expreß für das Befahren mit Holzschlitten dadurch hergestellt, daß man quer über einen thunlichst gleichmäßig ansteigenden etwa 4 Fuß breiten Weg rohe Holzschwellen mit 2 Fuß Entfernung gelegt und durch vorgeschlagene Holzpflöcke befestigt hat. Durch das Darüberhinschleifen glätten sich diese Schwellen bald. Ist ein Bach zu überschreiten, so erhalten sie eine Unterlage von starken Längebalken und gleichen dann einer flachliegenden Leiter oder Treppe. Auf dieser Bahn fahren nun die etwa 10 Fuß langen hoch mit Holzklüften beladenen Schlitten mit großer Schnelligkeit hinab; vorn darauf sitzt der „Schlitteur" und dirigirt und mäßigt den Lauf dadurch, daß er mit den Hacken abwechselnd gegen die Holzschwellen tritt. Wie furchtbar anstrengend diese Arbeit ist, sieht man an den schweißtriefenden und erhitzten Gesichtern Derer, die eine schier unbegreifliche Last der schweren Stämme auf den Schlitten herabziehen. Aber auch ein anderes Anzeichen verkündet die Schwere ihrer nachgeschleiften Bürde. Denn so wie der Schlitten an uns vorübergezogen, steigt uns ein brenzelicher Geruch in die Nase; die Schwellen des Schlittweges rauchen und wenn wir sie mit der Hand berühren, so gewahren wir die Hitze, welche von der Reibung auf dem Holze hervorgebracht ist. Auch das ist ein bedeutsamer Zug im Bilde des Waldlebens dieser Berge.

Durch eine Lichtung schimmerte noch $^1/_2$ St. tief aus dem Thale unten ein ernstes Forsthaus herauf und eine Viertelstunde später trat ich in die Thür des, wie es schien, völlig verödeten Gebäudes. Nur ein wundervoller brauner Schweißhund empfing mich schweifwedelnd. Durch mehrfaches Rufen gelang es mir, einen Holzknecht heranzulocken. Dieser wußte, obgleich nicht Bewohner des Hauses, so viel Bescheid, daß er aus den unverschlossenen Behältern mir Brod, Käse und recht guten Wein herbeischaffte. Er sprach deutsch und erzählte nicht ohne Wohlbehagen von seinen Feldzügen in Algier und der heldenmüthigen Vertheidigung von Belfort. Nachdem ich wiederum eine Stunde gerastet, führte er mich zu der sehr im Walde versteckt liegenden Ruine Nideck. Allen ist aus Chamisso's reizender Ballade bekannt, wie von Burg Nideck die Riesenjungfrau ins Thal der Hasel hinabsteigt und in ihrer Schürze den Bauer sammt Pflug und Pferden mit hinaufnimmt. Was aber die Erbauer bewogen haben kann, hier in dieser tiefen Waldeinsamkeit sich anzusiedeln, das ist mir dunkel geblieben. Ich würde sagen, die Schönheit der Lage auf einem Felsvorsprunge zwischen zwei Thälern oberhalb einer steil abfallenden Porphyrwand, wüßte ich nicht, daß der Sinn für Naturschönheit dem Mittelalter völlig unbekannt war und ein Erzeugniß nicht der neuen, sondern der neuesten Zeit ist, welche sich nach der Natur sehnt, weil sie nicht mehr in der Natur lebt, sondern im Staube und Qualm der großen Städte.

Der Blick von dem durch eine gut restaurirte Treppe zugänglichen hohen Thurme der Ruine ist allerdings wundervoll. In jähe Waldestiefe schaut man hinab, darüber hinweg aber erheben sich südwärts in Entfernung von etwa zwei Stunden die schönen Höhenzüge, welche das Breuschthal einschließen. Gerade gegenüber liegen auf dem Kamme die Mauern und Thürme der gewaltigen Ruine Girbaden. Dahinter taucht fast verschwimmend der St. Odilienberg mit seinem altehrwürdigen Kloster auf. Und mehr nach rechts schieben sich in mannigfaltigster Form Berge auf Berge hinter einander, aus denen der Haut Donon, das Champ du Feu und

viele andere hohe Kuppen hervorragen und Zeugniß geben, daß ich nun vor dem eigentlichen Stocke des Vogesengebirges stand.

Durch das Breuschthal über das Städtchen Schirmeck wanderte ich dem Haut Donon, dem höchsten Gipfel der nördlichen Vogesen zu. Der Haut Donon ist etwa 3300 Fuß hoch und ein äußerst interessanter Berg. Er überragt die benachbarten Spitzen des Petit Donon u. s. w. um einige hundert Fuß und bietet ein sehr weites Panorama. Ich muß nun von Neuem hervorheben, daß ich ein großer Feind aller Rundblicke von hohen Gipfeln bin. Auf halber Höhe der umgebenden Berge, z. B. vom Rigi nach den hohen Schneehäuptern des Oberlandes, oder vom Schafberg hinüber nach der Tauernkette, sieht sichs noch gut. Ist man aber über die ganze Umgegend erhaben, da erscheint Alles platt und formlos; die Berge werden klein, die Thäler verschwimmen. Ferne Puncte einzeln zu erkennen, mag oftmals recht interessant sein, namentlich wenn sich Erinnerungen daran knüpfen; malerisch schön ist ein solcher Blick ins Weite nie.

Der Aufstieg zur Kuppe des Donon im schönen Tannen- und Laubwalde auf dem gut gehaltenen Promenadenwege war sehr erfreulich; öfter hatte man von vorspringenden Felsen aus durch die Bäume und über niedrige Schonungen hinweg Blicke in das Thal des Kleinen Donon und in das Thal von Grandfontaine hinab. Ehe ich mich dessen versah, hatte ich den Gipfel erreicht. Dieser war nun an sich höchst malerisch. Ein mäßig langer Rücken, nicht kahl, sondern von schönen, jungen Buchen bewachsen, aus denen wieder ein Haufen großer rother Sandsteinblöcke aufragt. Auf diesen erhebt sich ein im Jahre 1819 erbauter kleiner Tempel, aber von einfachster Construction. Die Säulen sind nur vierkantige Pfeiler ohne Plinthe und Capital, doch sich nach oben verjüngend; das Dach bilden schrägliegende Sandsteinplatten. In der Mitte befindet sich eine kleine Cella, nach allen Seiten offen, aber mit Eisenstangen vergittert; in der Cella liegen die Ueberreste der rohen Sculpturen, welche den einst hier stehenden Tempel des Mercur zierten, kaum noch erkennbar. Das Gebäude ist ohne Mörtel aufgeführt; nur die eigene Schwere und eiserne Klammern halten die Steine zusammen. Seine weit alterthümlichere Bauart als die der römischen Tempel weist höchst bezeichnend darauf hin, daß hier viele Jahrhunderte vor der Invasion der Römer die druidischen Opferfeuer flammten. Die Römer eigneten sich gern das Vorgefundene an und so verwandelte sich der ursprünglich hier verehrte Sonnengott der Gallier bald in einen Mercur, wie ja auch Tacitus schlankweg von den Deutschen sagt: **Deorum maxime Mercurium** colunt. Uebrigens sind auch werthvollere Sachen in diesem Mercurstempel gefunden, römische Krieger darstellend, und Monumente aus der späteren römischen Kaiserzeit, wo man der alten Götter müde war und sich die seltsamsten neuen Gottheiten als etwas Pikantes aus Asien und Aegypten zusammen holte; sie befinden sich im Museum zu Epinal. Mir erschien der kleine einfache Tempel, so ganz in der Oede auf hohem Berggipfel liegend, ungemein ernst und poetisch. Die schöne Farbe des Sandsteins trug auch wohl dazu bei. Die Felsblöcke umher, der das Ganze einfassende Baumwuchs und der Blick durch die Lücken auf Berge und Thäler gaben ein wunderschönes Bild. Wüßten nur die Maler davon!

Es war mir eine förmliche Erleichterung, daß ich von diesem nächstliegenden Gegenstande der Betrachtung das Auge nicht abzuwenden brauchte um entlegene Bergspitzen zu zählen und mit dem Verzeichniß im Reisehand-

buche zu vergleichen — gottlob, sie hatten sich alle in Wolken gehüllt! So setzte ich mich denn eine zeitlang auf die Stufen des Tempels und träumte mich um 2000 Jahre zurück und dann wieder in die Zeit meiner Jugend, wo ich den Meister Lablache singen hörte:

„Spähe, spähe Druidenschaar,
Späh' durch die dunkeln Zweige."

Da tönten von unten Heerdenglocken herauf und zwei frische Kinderstimmen stimmten ein Hirtenliedchen an. Ich schüttelte den Traum ab und wandte mich zum Weitergehen.

Trotz heftigen Regens stand ich um sechs Uhr vor dem großen steinernen, aus mehreren Flügeln unregelmäßig zusammengesetzten Hotel et Pension Kountz. Ich war allerdings in einem Zustande, welcher mir verbot, mich vor gebildeten Menschen sehen zu lassen; wo ich hintrat, entstand sofort ein See und mein Hut glich einer Dachtraufe. Handschuhe trug ich schon längst nicht mehr und hoch hinauf war ich bespritzt vom Schmutz des Weges. Aber auf dem Comptoir empfing mich eine rundliche, freundliche Frau, mit einer Brille auf der Nase und eröffnete mir, als ich ihr meine Visitenkarte überreichte, mein Koffer sei seit zwei Tagen angekommen und Nr. 18 im Seitengebäude stehe zu meiner Verfügung. Es war allerdings ein sehr demüthigender Moment, als ich in dieser Verfassung das hellerleuchtete, menschenerfüllte Billardzimmer durchschreiten mußte, in welchem sogar Damen sich der edlen Beschäftigung mit der Queue widmeten; doch mir voran ging der Portier mit dem Koffer und das versprach eine baldige Metamorphose ins Anständige. Selten habe ich mit solchem Vergnügen mich in Besitz eines Stübchens gesetzt und den Koffer geöffnet. Mit einem unaussprechlichen Gefühl von Wohlbehagen und sich steigernder Selbstachtung rasirte und wusch ich mich sorgfältig, wendete das erforderliche Brillantine an, fuhr in die Lackstiefel hinein und trat um sieben Uhr in die beiden eleganten, angenehm durchwärmten und mit bequemen Plüschmöbeln versehenen Conversationszimmer der Pension. Ich konnte wieder Anspruch darauf machen, dem zu gleichen, was meine Visitenkarten besagten. Eben hatte die musikalische Abendunterhaltung begonnen; auf einem vortrefflichen Flügel von einer Dame vortrefflich vorgetragen erklangen die letzten Tacte einer Chopinschen Polonaise; dann trat ein Paar heran, ein Duett zu singen. Der Herr machte den Eindruck eines ehemals berühmten, nun von seinen Renten lebenden Heldentenors; er leistete Wunderbares mit dem, was ihm von Stimme geblieben war; die Dame dagegen sang mit einem frischen, schönen Sopran und so vollendet, daß ich auch sie für eine Künstlerin von Fach halten mußte. Später erfuhr ich, daß ich mich vollständig geirrt hatte. Sie führten die Gartenscene zwischen Faust und Margarethe vortrefflich vor, danach auch das große Duett aus Tell. Hierauf folgte wieder Clavierspiel und einzelne Arien und Lieder. Die Gesellschaft, meist aus Damen bestehend, saß zwanglos im Zimmer umher, Manche mit einer Handarbeit. Wenn ich dachte: vor drei Stunden noch im Regen und Sturm da droben auf der öden Hochebene, und nun hier im ausgesuchtesten Comfort und im schönsten Kunstgenusse — dann konnte ich den Tag nur aufs Höchste loben. Denn eben im Contraste beruht zumeist das Gefühl des Glückes.

Leider machte das wohlbekannte Geläute zum Souper der Musik plötzlich ein Ende. Die Gesellschaft erhob sich und ging langsam durch die geöffneten Flügelthüren über den Corridor in den großen, eleganten, von Gas-

flammen strahlenden Speisesaal, wo drei lange Tafeln gedeckt waren und wohl 150 Gäste sich versammelten. Ich erhielt als Letztgekommener den untersten Platz. Das Souper glich durchaus den in der Schweiz üblichen; vortreffliche Suppe, ein Fleischgericht und eine Mehlspeise; dazu ein Schoppen guter, weißer Wein. Mein Nachbar, ein älterer Herr, d. h. so etwa in meinen Jahren, nur wahrscheinlich nicht so mobil, antwortete freundlich auf meine Fragen. Ich erfuhr, daß der Sänger Herr Sch. und die Sängerin Fräulein Elisa Br., beide vornehmen Straßburger Familien angehörig waren. Doch fiel mir auf, daß der freundliche Herr nie seinerseits das Wort an mich richtete, was nach unseren Begriffen von Höflichkeit wohl angemessen gewesen wäre. Sobald das Souper beendigt war, strömte die zahlreich vertretene Jugend ins Nebenzimmer. Hier war schöner Parketfußboden und eine hübsche kleine Bühne, auf welcher ein Pianino stand. Zu den Klängen desselben war denn auch bald ein sehr heiterer Tanz im Gange. Ich sah dem Treiben noch eine halbe Stunde zu, dann aber suchte ich mein Zimmer und streckte mich in dem vortrefflichen elastischen Bette mit dem wohlthuenden Gefühle aus: hier in Hohwald ist gut sein — hier wollen wir fürs Erste Anker werfen!

VI.

Hohwald, 30. Aug. 1876.

Gottlob! Es regnet! — Mit diesem Gedanken erwachte ich am folgenden Morgen um sechs Uhr, legte mich aufs andere Ohr und schlief wieder ein.

Nach zwei Stunden kroch ich freilich doch heraus; daß es aber noch stärker regnete, verdroß mich durchaus nicht, obwohl ich mich auf der Fußreise befand. Ich beabsichtigte, einige Tage in Hohwald zu verweilen und das konnte ich nun mit um so besserem Gewissen. Aber wie dankte ich Gott, daß es mir gestern gelungen war, bis hierher vorzudringen, wo ich Comfort und menschliche Gesellschaft hatte.

Im Speisesaale saßen in verschiedenen Gruppen die Inwohner der Pension beim Kaffee. Das Frühstück ist für mich stets der Glanzpunct des schweizerischen Pensionslebens. Das herrliche Weißbrod, die frische ungesalzene Butter und der Appenzeller Blüthenhonig — das giebts zu Haus nicht. Darum verbindet sich bei mir mit der Erinnerung an die erhabenen Häupter der Schneeberge sofort unwiderstehlich die Erinnerung an die schönen Stunden des Morgenkaffees. Nicht ohne einen leisen Zweifel nahm ich an der mit schneeweißem Tischtuch bedeckten Tafel Platz. Aber siehe da, der glänzenden Kanne von Christofle entströmte der braune Trank so klar und duftend und alles Uebrige war so reichlich und so vorzüglich, daß ich mich bald im frohesten Behagen befand. Absichtlich verlängerte ich die Kaffeestunde etwas, um die Gesellschaft zu mustern. Die Anwesenden, die Kommenden und Gehenden machten einen guten Eindruck. Es waren zahlreiche Kinder dabei, welche gestern Abend beim Souper fehlten. Eins überraschte mich: ich hatte einen Blick in das Fremdenbuch geworfen und fast nur deutsche Namen darin gefunden; dennoch hörte ich kein Wort deutsch, nur französisch. Manche junge Damen kamen allein herab ohne die Eltern; Alle schienen dies ganz natürlich zu finden und überhaupt schien die Gesellschaft untereinander sich weit genauer zu kennen, als sonst in Pensionen der Fall zu sein pflegt. Bald klärte sich die Sache auf: es waren fast ausschließlich Bewoh-

ner von Straßburg. Ich hoffte unter ihnen gebildete und liebenswürdige Menschen zu finden und verließ mich auf mein oft erprobtes Reiseglück.

Auf dem Zimmer arrangirte ich mir oben meinen Arbeitsplatz, indem ich einen Tisch zum Fenster rückte. Ich werde Morgens arbeiten, Nachmittags in den Wäldern umherstreifen hier werde ich ungestört sein und Stimmung finden. Ich war denn auch gleich am ersten Morgen recht fleißig und fast unangenehm schreckte mich das Läuten auf, welches um $^3/_4$1 Uhr das Signal zum Toilettemachen fürs Diner gab. Um Eins füllte sich der Speisesaal mit gutgekleideten, aber keineswegs geputzten Menschen; zweifelhafte Französinnen und excentrische Misses fehlten offenbar gänzlich. Das Mittagessen war so gut, wie man es in den besten Pensionen der Schweiz findet. Rasch und geräuschlos ging das Serviren von Statten. Herr Kuntz dirigirte von seinem Standpuncte zunächst der Thüre das Ganze mit ruhigem Ueberblick. Die später Kommenden wurden ohne Verzug versorgt. Ein wohlthuender Geist von Opulenz und dennoch von Einfachheit herrschte im Saale vor. Die Gesellschaft unterhielt sich heiter und zwanglos.

Ich fand wieder meinen Platz neben dem freundlichen, älteren Herrn von gestern Abend. Er hatte ein feingeschnittenes, kluges Gesicht und trug eine goldene Brille; ich taxirte ihn etwa auf einen Professor. Nachdem ich ihn beim Niedersetzen höflich begrüßt, erwartete ich eine freundliche Anrede. Diese erfolgte nicht. Also blieb nichts übrig, als ihn meinerseits anzureden. So kam allmälig ein Gespräch in Gang, welches Anfangs deutsch, bald aber von seiner Seite ausschließlich französisch geführt wurde und bald eine mir äußerst interessante Wendung nahm.

„Sie leben in Straßburg?" fragte ich.

„Jawohl; ich besitze dort bedeutende industrielle Etablissements.

„Aus dem Fremdenbuche habe ich ersehen, daß die meisten hier Anwesenden Straßburger sind."

„Fast ausnahmslos. Hohwald ist vermittelst der Eisenbahn und Post in drei Stunden von Straßburg aus zu erreichen und Sie finden im ganzen Gebirge keinen schöneren Sommerfrischort. Wir Straßburger ziehen es entschieden der Schweiz vor; wir sind hier in den Bergen und doch zugleich in der Heimat."

„Ich gestehe, daß ich überrascht bin, hier tief im Walde ein so schönes und großes Etablissement zu finden und bedaure nur, es so spät kennen gelernt zu haben; aber in Deutschland habe ich nie den Namen gehört."

„Das ist wohl natürlich; außer uns Straßburgern kamen früher nur die Pariser hierher, diese aber sehr zahlreich."

„Und die Pariser kommen nicht mehr?"

„Nein, natürlich nicht."

„Aber sie sind doch zahlreich wieder in Baden-Baden und sicher hat kein Franzose Ursache, sich über die Aufnahme in Deutschland zu beklagen."

„Gewiß nicht. Aber in Baden-Baden waren die Franzosen immer Ausländer und Gäste — hier waren sie früher im eigenen Lande und sind es nicht mehr — das ist für einen Franzosen das Demüthigendste, was ihm wiederfahren kann."

„Ich begreife das. Es ist nur zu wünschen, daß statt dessen Hohwald künftig um so mehr von den Deutschen aufgesucht werde."

Mein Nachbar schwieg. Nach einer Weile begann ich wieder:

„Aber Sie müssen doch gestehen, daß man von deutscher Seite redlich bemüht gewesen ist, an Straßburg gut zu machen, was gut zu machen war."

„Das will ich nicht bestreiten. Aber ich muß Ihnen offen aussprechen, was Deutschland an uns verbrochen hat, das ist nicht gut zu machen, am wenigsten durch das Geld, welches man Frankreich genommen und uns gegeben hat. Wissen Sie denn, was in Straßburg geschehen ist?"

„Nun, ich habe es zur Zeit des Krieges in den Zeitungen und später in den illustrirten Werken über den Krieg gelesen."

„Natürlich. Aber dann wissen Sie eben nur Dasjenige, was von Deutschen und großentheils in deutschem Auftrage geschrieben ist, nicht aber die Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß wir Elsaß-Lothringer weit mehr als die Bewohner des übrigen Frankreich ein Recht haben, die Deutschen zu hassen. Jenen hat man nur ihr Geld geraubt, nicht aber ihr Theuerstes, ihre Nationalität."

„Das überrascht mich im höchsten Grade. Wir haben immer geglaubt, es steckte im Elsaß noch ein so mächtiger Rest deutschen Volksthums, daß es leicht sein würde, das Land wiederum zu Deutschland hinüberzuziehen."

„Ja, ja, ich weiß, das ist die allgemeine Ansicht in Deutschland. Man hat es in absichtlicher oder leichtsinniger Verblendung so lange wiederholt, bis Alle es glauben. Aber es giebt keinen verhängnißvolleren Irrthum als diesen. Nichts Unweiseres konnte Deutschland thun, als die beiden Provinzen zu annectiren."

„Nun, es hatte keine Wahl; die militärischen und strategischen Rücksichten erforderten es dringend."

„Das sagt man; ich glaube es nicht. Aber jedenfalls wiegt der politische Nachtheil weit schwerer als der strategische Gewinn; denn seien Sie überzeugt, nie wird Elsaß-Lothringen Deutsch werden, nie!"

„Das ist ein hartes Wort."

„Für Deutschland, ja! Aber alle Verständigen bei uns sind darüber einig."

„Aber sagen Sie mir, war es denn hier unter französischer Herrschaft so viel besser als jetzt? Man erhob doch wahrlich Klagen genug gegen das Napoleonische Regime. Und sind nicht die deutschen Gesetze und Einrichtungen in vielen Puncten besser als die französischen?"

„Mag sein; aber es paßt nicht auf uns. Die guten französischen Gesetze, namentlich die, welche unsere municipalen Freiheiten gewährleisteten, hat man außer Kraft gesetzt; die, welche man benutzen kann, uns zu knechten, hat man bestehen lassen. Ja, im Grunde sind wir ganz machtlos. Unmittelbar nach der Annexion hat Bismarck die Worte gesprochen: „Betrachten Sie sich als eine Republik, die sich selbst regiert." Nun, was haben wir? Einen preußischen Oberpräsidenten und einen preußischen Polizeidirector, den man, wie zum Spott, Maire von Straßburg nennt. An welche Gesetze sind diese gebunden? An gar keine. Sie können, wenn Gefahr für die öffentliche Sicherheit vorliegt, alle Maßregeln anwenden, welche sie für erforderlich halten, z. B. sämmtliche Einwohner Straßburgs erschießen lassen und brauchen es blos nachträglich dem Reichskanzler anzuzeigen. Sollen wir uns da freuen, zu Deutschland zu gehören?"

„Sie sprechen in leidenschaftlichen Hyperbeln."

„Ich spreche ganz ruhig und sage die reine Wahrheit. So sagt in dürren Worten das Gesetz. Ich weiß wohl, daß das nie geschehen wird.

Aber sagen Sie selbst, ist es nicht eine unwürdige Stellung, welche wir jetzt, nach fünf Jahren, noch immer einnehmen? Haben wir eine unabhängige nur mit den nöthigsten Rechten ausgestattete Provinzialvertretung, wie jeder andere Theil Deutschlands? Nein! Sind wir im Bundesrath vertreten? Nein! Läßt man im Reichstage unsere Abgeordneten zu Worte kommen? Nein! Man fertigt sie mit Unaufmerksamkeit, wohl gar mit Spott ab; man hält ihnen, den Männern, welche stets hier gelebt haben und alle Verhältnisse genau kennen, die officiellen Berichte der deutschen Beamten entgegen, welche seit Kurzem hier sind und welche sich nur Rügen zuziehen, wenn sie wunde Puncte schonungslos aufdecken, oder die Artikel einer eingeschüchterten oder gar einer subventionirten Presse. Glauben Sie mir, weit besser als dieser Bruch aller Versprechungen, diese Täuschung aller Hoffnungen, wäre es gewesen, von Anfang an ein Regiment des rücksichtslosesten Depotismus zu proclamiren. Deutschland breitete die Arme aus und rief: Ihr sollt uns als Brüder lieben lernen! Es wäre ehrlicher gewesen, offen zu sagen: liebt uns oder haßt uns — preußisch werden müßt Ihr doch! — Wird es Sie nun noch wundern, daß der Haß gegen die Deutschen jetzt weit stärker ist als im ersten Jahre nach der Annexion, wo wir uns noch in Vertrauen auf baldige bessere Zustände wiegten?"

„Aber Deutschland hat den annectirten Provinzen gegenüber gewiß die besten Absichten; das deutsche Volk hat die lebhaftesten Sympathien; es kann sich also nicht um Mangel an gutem Willen, sondern höchstens um Mißgriffe der Regierenden handeln. Sagen Sie mir, worin diese bestehen."

„Die Reihe dessen, was man gethan und was man unterlassen hat", begann mein Nachbar nach einer kleinen Pause, „ist lang genug. Wir hatten furchtbar durch den Krieg gelitten — es wäre billig gewesen, uns einige Zeit zur Erholung und zum Aufathmen zu gönnen. Es wäre auch weise gewesen, uns dadurch vor die Augen zu führen, daß es Vortheile gewährte, nicht dem besiegten und gedemüthigten Frankreich anzugehören, sondern dem starken, siegreichen Deutschland. Aber man wartete nicht. Man griff sofort zu einer Maßregel, welche alle Verhältnisse der Familie und des Verkehrs durchschnitt und die Herzen noch tiefer verletzte als die Interessen: man zwang uns zur Option. Man ließ uns keine Zeit, uns zu besinnen; unter dem ersten Eindrucke und ehe wir im Stande waren, die Folgen in ihrem Umfange zu erkennen, mußten wir uns entscheiden; es war, als hätte man den besseren Theil der Bevölkerung gewaltsam aus dem Lande treiben wollen. Und das ist nur zu gut gelungen. Die Entvölkerung und die Verarmung aller Städte redet deutlich. Hören Sie weiter. Die plötzliche Aenderung der Zollverhältnisse hatte eine außerordentliche Schädigung der Industrie des Elsasses zur Folge. Auf einen Schlag verloren wir unser Hauptabsatzgebiet, Frankreich; nur langsam und mit Mühe werden wir in Deutschland ein neues erobern können, und nicht ohne uns zu durchgreifenden, große Kosten veranlassenden Aenderungen in der Fabrikation zu bequemen; denn der Geschmack und die Bedürfnisse Deutschlands sind in vieler Beziehung anders als die Frankreichs. Unsere Fabrikate sind größtentheils zu elegant und zu solid; der Deutsche liebt wohlfeil zu kaufen und wir müssen einen Rückschritt machen, um Deutschland zu befriedigen. Glauben Sie mir, das verletzt unsere Fabrikantenehre aufs Schmerzlichste. Umgekehrt sind wir gezwungen, Manches jetzt aus Deutschland zu beziehen, was früher Frankreich uns lieferte, und Alles ist schlechter als wir gewohnt sind. Dagegen ist der

gute Wein weit theurer geworden. Wäre es nicht billig und verständig gewesen, uns für diese offenbaren Nachtheile auf der andern Seite große Erleichterungen zu gewähren? Warum befreite man uns nicht auf die Dauer von zehn Jahren von der so gefürchteten und verhaßten Militärconscription? Die Macht Deutschlands hätte wahrlich nicht darunter gelitten und eine Brücke zur Verständigung und Aussöhnung wäre geschlagen gewesen. Man hätte auch noch manches Andere thun können; man hatte im Grunde leichtes Spiel. Jeder Franzose ist geboren mit einem Antheil von 250 Francs an der Staatsschuld; die Annexion hat für die Elsässer einen Strich dadurch gemacht. Hätte man sich entschließen können, an dem neuen Reichslande nichts verlieren zu wollen, so wäre eine große Herabsetzung der Steuern möglich gewesen. Die pecuniäre Einbuße würde hundertfach aufgewogen sein durch den moralischen Vortheil. Aber die Verführung war zu lockend. Wir hatten Geld und waren gewohnt, hohe Abgaben zu bezahlen; die gedruckten Steuerzettel waren einmal vorhanden, also ließ man es beim Alten. Ein Weiteres. Deutschland hat, ohne einen Pfennig zu zahlen, die Eisenbahnen in den eroberten Provinzen bekommen, welche wenigstens 30 Mill. Francs werth sind; es hat somit nur die Betriebs- und Unterhaltungskosten zu tragen. Man hätte in Folge davon die Eisenbahntarife um die Hälfte oder ein Drittel reduciren können, um der Bevölkerung zu zeigen, daß man sie nicht als Eroberte, sondern als Kinder des Landes betrachtete. Was hat man gethan? Man hat die Tarife erhöht, um sie mit denen des übrigen Deutschland in Uebereinstimmung zu bringen. Das ist bureaukratisch richtig, politisch so falsch als möglich. Offenbar fehlt den Deutschen der Muth, weise und großmüthig zu sein. Anfangs erregte man in uns die schönsten Hoffnungen; vielleicht dachte man wirklich so. Als aber die deutschen Beamten ins Land kamen, wurden wir rasch und gründlich enttäuscht.

„Und sind denn die deutschen Beamten wirklich so inhuman und untraitabel?"

„Das nicht; sie sind sogar vielfach höflicher als die Beamten des Kaiserreichs waren. Aber sie kennen die hiesigen Verhältnisse und das hiesige Volk nicht. Statt nun dieses zu studiren und sich thunlichst der herrschenden Sitte zu accommodiren, verlangen sie, daß Alles nach ihren preußischen Reglements gehen soll und daß auch das Volk sich über Nacht hineinfinde. Viele verstanden nicht einmal so viel Französisch, um sich mit uns verständigen zu können und verlangten nun, man sollte Deutsch mit ihnen reden. Ich weiß, daß Deutschland in Wahrheit ein sehr gebildetes Land ist. Aber wen hat man denn hier zu sehen bekommen? Die deutsche Armee mit ihrem Troß. Es befinden sich in derselben viel gebildete Leute, weit mehr als in der französischen Armee und namentlich verdienen die deutschen Officiere fast ausnahmslos das höchste Lob. Aber das Gros der Armee ist doch immer das Volk und dies steht an Bildung entschieden unter dem französischen."

„Das wird Ihnen kein Deutscher zugestehen", rief ich lebhaft auflachend.

„Vielleicht doch", erwiederte er ruhig, „wenn wir uns über den Begriff des Wortes Bildung verständigen. Ich weiß, daß in Deutschland viel mehr Menschen lesen und schreiben können als in Frankreich. Unser Volksschulwesen liegt im Argen, und das ist die Schuld der ultramontanen Geistlichkeit. Man lernt in Deutschland überhaupt weit mehr. In diesem einen Zweige der Bildung sind uns die Deutschen überlegen; in allen andern stehen sie hinter uns zurück. Der Franzose ist von Natur nicht nur lebhafter, son-

dern auch intelligenter als der Deutsche; er faßt leicht auf und versteht à demi-mot. Er hat einen weit schärferen Sinn für das Lächerliche und ist weit eher für das Schöne und Edle zu begeistern. Der Begriff der Ehre ist bei ihm lebhafter und reicht viel tiefer in den Classen des Volkes hinab, als in Deutschland; und allein dasjenige, was wir so oft in deutschen Zeitungen über die Behandlung der Soldaten durch ihre Vorgesetzten lesen, reicht hin, um unser Blut in Wallung zu bringen. Der Franzose ist körperlich gewandt und weit anmuthiger in seinen Bewegungen als der Deutsche; er ist höflich im Umgange, er weiß sich gut in seiner Sprache auszudrücken und der Mann aus dem Volke tritt ohne Scheu und Verlegenheit dem Fürsten gegenüber. Ich will nicht entscheiden, ob die deutsche Kunst sich mit der französischen messen kann; Thatsache ist, daß die französischen Dramen und Opern die deutsche Bühne beherrschen und daß an Geschmack sich kein Volk der Welt mit dem französischen messen kann. Der Franzose ist mäßig und arbeitsam; auch sparsam, aber nie von einer den Anstand verletzenden Filzigkeit, wie so oft der Deutsche. Der französische Handwerker und Fabrikant ist solid und sehr zuverlässig; er sucht eine Ehre darin, gute Waare zu liefern und die Käufer reell zu bedienen, während Deutschland wegen seiner schlechten Erzeugnisse jetzt geradezu in Verruf ist. Endlich, und das ist nichts Geringes, der Franzose, der Bewohner eines reichen, wohlangebauten Landes, lebt materiell besser als der Deutsche; er liebt gute, ja, wenn es sein kann, fein zubereitete Speisen, saubere Wäsche, ein gutes Bett und häuslichen Comfort; der Deutsche (ich spreche nur vom niedern Volke) füllt seinen Magen, wechselt alle 8 Tage das Hemd, schläft auf Stroh und grobem Leinen und hat keinen Begriff von einem reinlichen Zimmer mit weißen Vorhängen und einem blumengeschmückten Fenster. Sie werden es uns also nicht verdenken können, wenn wir unsere Besieger nur für die Stärkeren, nicht aber für die uns an Bildung Gleichstehenden halten, und glauben Sie mir, uns democh unter sie beugen zu müssen ist ein Gefühl von unbeschreiblicher Bitterkeit. Und daß man uns gewaltsam zum Rückschritt zwingen will, das leidet nicht den mindesten Zweifel."

„Ich will mich nicht in einen Streit mit Ihnen darüber einlassen", erwiederte ich, „welche von beiden Nationen den Vorzug verdient; jede hat eben ihre Tugenden und ihre Fehler. Ich achte den französischen Patriotismus sehr hoch und beneide die Franzosen um dies schöne Gefühl, obschon ich glaube, daß es sie anderen Nationen gegenüber blind und ungerecht macht. Gegen das Eine muß ich aber im Namen des deutschen Volkes auf's Entschiedenste protestiren, daß wir Sie in irgend etwas zu einem Rückschritt zwingen wollten. Zu welchem denn?"

„Nun, zum größten von allen, zum Rückschritt zur deutschen Sprache."

„Mit welchem Rechte nennen Sie das einen Rückschritt?

„Ich kenne keinen größeren, und vor Allem keinen, der mehr geeignet wäre, unser innerstes Gefühl zu verletzen. Die Sprache eines Volkes steht fast auf gleicher Stufe mit seiner Religion und dies theure Gut raubt man uns gewaltsam, damit wir Deutschland lieben lernen sollen. Nur mit glühendem Haß können wir das vergelten."

„Sie überraschen mich aufs Höchste. Der Elsaß ist kaum 200 Jahre französisch gewesen. Die deutsche Sprache und Literatur haben immer hier geblüht, nicht nur zur Zeit, da Goethe in Straßburg studirte. Ich erinnere

mich genau, daß ich vor 30 Jahren, als ich Straßburg zuerst betrat, auf meine Frage nach dem Wege stets deutsche Antwort bekam."

„Sie übersehen Zweierlei", erwiederte der Nachbar. „Einestheils, daß ich unter dem Worte wir das Volk verstehe, d. h. das eigentliche Volk, die Gebildeten, Besitzenden, nicht die Plebs. Es mag wahr sein, daß man vor 30 Jahren sogar in Straßburg mehr Deutsch als Französisch sprach, d. h. nicht eigentlich Deutsch, sondern Dütsch — seitdem hat sich das vollständig geändert. Die Umgangssprache der Mittel- und höheren Classen ist das Französische geworden; das Dütsche gilt als ein patois, dessen der Gebildete sich nicht bedienen darf. Und dies ist ganz von selbst ohne alles Zuthun der französischen Regierung gekommen, welche nie in unsere Sprachverhältnisse eingegriffen hat. Es kann also wohl nur eine Folge der großen Vorzüge sein, welche die französische Sprache vor der deutschen hat."

„Und worin bestehen diese?"

„Ich fürchte wiederum, Sie durch das zu verletzen, was ich sagen werde."

„O nicht im Geringsten; mir ist im Gegentheil dies Thema im höchsten Grade interessant."

„Nun, Sie werden mir zuvörderst darin beistimmen, daß die französische Sprache weit wohlklingender ist als die deutsche. Schon als Tochter der lateinischen und Schwester der italienischen ist das ihr natürliches Erbtheil. Und wer je auf einem Pariser Theater die pathetischen Verse Corneilles oder die schwungvollen Alexandriner Victor Hugo's hat recitiren hören, der muß sagen, daß es kaum einen höheren Wohllaut giebt. Auch zum Singen ist das Französische vorzüglich geeignet, namentlich gestattet es eine sehr deutliche Aussprache. Wer versteht auf der deutschen Bühne die deutschen Sänger? In der Pariser Oper hören Sie selbst in den Arien jede Silbe. Als Tochter des Lateinischen documentirt sich die französische Sprache ferner durch die Kürze und Klarheit des Ausdruckes; ihr Gebrauch zwingt unwillkürlich zur Klarheit des Denkens. In Deutschland werden noch immer viel Bücher geschrieben, welche unverständlich sind; in Frankreich kommt das nicht vor; der Geist der Sprache leidet das nicht. Unsere Grammatik, unsere Orthographie sind klar und stehen fest. Die deutsche Grammatik enthält mehr Ausnahmen als Regeln, und über die Orthographie ist gerade jetzt ein lächerlicher Streit entbrannt. Die französische Sprache ist eine einfache und leichte, darum spricht das eigne Volk sie gut und die fremden Völker lernen sie ohne Schwierigkeit. Es ist ganz natürlich, daß sie die Sprache werden mußte, in welcher die Welt sich verständigt, daß man von dem Bewohner jedes Landes außer der Kenntniß seiner eigenen Sprache auch noch die des Französischen verlangt und daß es namentlich in Deutschland als ein Zeichen von Bildung gilt, im Französischen bewandert zu sein. Wollen Sie das Alles abstreiten?"

Ich schwieg.

„So ist also keine Hoffnung vorhanden, daß eine Aussöhnung und eine gutwillige Verschmelzung zwischen den neuen und den alten Reichslanden eintreten werde?" sagte ich nach einer Pause.

„Gottlob keine; die Deutschen sorgen dafür mit Eifer und mit Erfolg. Elsaß-Lothringen wird ein zweites Venetien werden und Deutschland selbst wird einst den Tag segnen, wo diese unnatürliche Vereinigung wieder gelöst werden wird."

„Und Sie hier im Lande?"

„Wir? — wir werden ausharren."

Der Mann hatte das Alles mit einer eisernen Ruhe und Kälte gesagt, es war seine felsenfeste Ueberzeugung. Selten hatte mich etwas so überrascht. Das Dessert war verzehrt; wir erhoben uns. Ich wollte meinem Nachbar die Hand reichen; er wußte dem geschickt auszuweichen. Die Unterredung hatte mich in hohem Grade aufgeregt; ich mußte ins Freie hinaus. So wandte ich mich denn wiederum der Gegend zu, aus welcher ich gestern herabgestiegen war und tummelte mich in den Bergen.

Erst als es wieder tüchtig zu gießen anfing, stieg ich wieder zur Pension Kuntz hinunter. Beim Souper hoffte ich meines Nachbars wieder habhaft zu werden, da ich ihn noch über Allerlei zu interpelliren wünschte. Er erschien aber nicht.

Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Immer wieder fragte ich mich: Sind das die Bewohner der Stadt, welche während des ganzen Mittelalters treulich die Wacht am Rhein gehalten hat, deren Banner auf den Römerzügen zunächst dem Reichspanier getragen wurde, deren Boten den ersten Sitz auf der Bank der deutschen Reichsstädte inne hatten und welche noch Kaiser Max II. des heiligen deutschen Reiches starke Vormauer nannte? Sind das die freien protestantischen Männer, welche Ludwig XIV. bei seinem Einzuge in die widerrechtlich geöffneten Thore mit geschwungenem Beile bedrohten und deren Chronist Maternus Berler ausruft: Es hat nie ein geborener Franzose über deutsche Nation regiert — Gott behüt' uns vor solchen Tyrannen! — Hat denn der Rausch der französischen Glorie und der Glanz der Napoleonidenherrschaft Herz und Sinn dieses ältesten deutschen Volksstammes so ganz von uns abgewendet? Stehen nicht die Schatten ihrer Väter zu uns, nicht alle ihre großen Dichter und Denker, alle schöpferischen Geistesthaten ihrer Geschichte? Und sollte die neue große Zeit, welche für Deutschland angebrochen ist, nicht das Gedächtniß an das Ehemals mächtig wieder auffrischen, so daß, wie einst in dem nun 900 Jahre alten Walthariliede die beiden Jugendfreunde Hagen und Walther. welche durch ihr späteres Leben entzweit, sich nach blutigem Kampfe scherzend versöhnen — auch die Allemannen des Wasgaues, die so manches Jahrhundert in Freud' und Leid treu zu uns gehalten, unserer gemeinsamen Erzeugerin und unserer gemeinsamen Jugend gedenken?

Und jetzt, beim Tageslichte, steht die Antwort klar vor meinen Augen. Deutschland bedarf einer starken natürlichen Grenze gegen Frankreich. Diese kann nicht der Rhein bilden, nur der Kamm der Vogesen. Die Rückgabe der eroberten Provinzen an Frankreich wäre Verrath am Vaterlande; sie müssen deutsch bleiben. Aber die Bewohner dieser Provinzen mit dem schwer auf ihnen lastenden Schicksale zu versöhnen, das ist unsere dringende Aufgabe. Wir sind stark — seien wir auch weise und großmüthig! Bereiten wir dem kranken von der Brust der Mutter gerissenen Kinde nicht ein eben so gutes, sondern für die ersten Zeiten ein besseres Loos, als den übrigen, damit es die neue Mutter lieben lerne. Geben wir den Bewohnern von Elsaß-Lothringen jedes Recht, jede Freiheit, jede Selbstständigkeit der übrigen Bewohner Deutschlands, ja noch etwas mehr und legen wir ihnen von den Lasten nur das Unerläßliche auf. Dann wird, nicht die jetzige Generation (denn diese sind Intransigenten), wohl aber die nächste deutsch werden, ja gut deutsch, und dann werden die alten Tannen der Vogesen wiederum voll freudigen Stolzes mit den Winden Zwiesprach von deutscher Macht tauschen!

(Schluß folgt.)

Wiedergewonnen.

Lustspiel in einem Akt von **Otto Franz Gensichen.**

Personen:

Josephine Renard, Wittwe.
Jeanne, ihre Tochter.
Victor Gérard.
Christine, seine Haushälterin.
Albert Walter, Dr. phil. und Landwehrlieutenant.
Charles, sein Diener.

Zeit: Gegenwart. — Ort: Straßburg. „Rechts" und „links" vom Zuschauer aus.

Scene: Garten. Rechts und links, je eine stumpfe Ecke bildend, ein einstöckiges Landhaus. Die beiden Häuser sind völlig gleichmäßig gebaut; in der Mitte eines jeden die Eingangsthür. Der Garten wird im Hintergrunde durch einen hohen Stacketenzaun begrenzt, in dessen Mitte sich eine Pforte befindet. Durch den Stacketenzaun freier Blick in die Landschaft. Zwischen jedem Hause und dem Stacketenzaun der Hintercoulisse ist so viel freier Raum zu lassen, daß je ein Gang bleibt, um auf die hinter den Häusern befindlichen Höfe zu gelangen. Mitten auf der Bühne ein großer, breitstämmiger Baum; darunter, rund um den Stamm herum, eine hölzerne Rundbank. Seitwärts Sträucher und Gartenstühle. Herrlicher Sommermorgen.

Erster Auftritt.

Josephine. Christine.

Josephine (tritt, in schlichtem Morgenkleide, eine Schürze vorgebunden, aus der Thür des Hauses links. Sie trägt einen kleinen, runden Tisch, den sie unter den Baum, mitten vor die Rundbank stellt, und mit Tischzeug zu decken beginnt).

Christine (ist, einen Kehrbesen in der Hand, an dem offnen Fenster des Hauses rechts sichtbar geworden und hat die Vorgänge beobachtet. Sofort eilt sie aus der Hausthür rechts mit einem fast ganz gleichen Tischchen herbei, das sie gleichfalls unter den Baum vor die Rundbank stellt und zu decken beginnt. Kurzes, drastisches, stummes Spiel. Dann gleichzeitig:)

Josephine (tritt, die Ellbogen in die Seite stemmend, entrüstet nach links zurück). Ja, aber was soll denn das heißen, Jungfer Christine?

Christine (tritt, die Ellbogen in die Seite stemmend, herausfordernd nach rechts zurück). Ja, aber was soll denn das heißen, Madame Renard?

Josephine. Sieht Sie denn nicht, daß ich hier für mich und meine Tochter, die ich jeden Augenblick aus Paris zurückerwarte, den Frühstückstisch decken will?

Christine. Sehen Sie denn nicht, daß ich für Herrn Gérard, den ich jeden Augenblick von seiner Morgenpromenade zurückerwarte, hier den Frühstückstisch decken will?

Josephine. Aber wie kommt Sie dazu, hier in meinem Garten ....?

Christine. Ihrem Garten? Reden Sie doch keinen Unsinn! Der Garten gehört Herrn Gérard ebensogut wie Ihnen.

Josephine. Will Sie wieder den alten Streit beginnen, der nun schon seit Jahren zwischen mir und Herrn Gérard besteht?

Christine. Und warum nicht? Glauben Sie etwa, daß ich Ihre französische Zunge fürchte?

Josephine. Französische? Sie weiß doch, daß ich in Deutschland geboren und eine gute Deutsche geblieben bin, wenngleich mein seliger Mann mit Leib und Seele Franzose war.

Christine. Na, das ist mir aber auch die richtige „gute Deutsche", die ihre einzige Tochter seit Jahren in einem pariser Pensionat französisch erziehen läßt!

Josephine. Was versteht Sie davon? Das hatte mein seliger Gatte in seinem Testament so angeordnet, und da mußte ich mich fügen. Jetzt aber ist meine Tochter mündig geworden, und heute kehrt sie dauernd hierher zu mir zurück.

Christine. Na, dann wird wohl Herr Gérard seinen Garten gar nicht mehr ungestört genießen können!

Josephine. Seinen Garten? Ich verbitte mir, diese Bezeichnung, Jungfer Christine! Sie weiß, das ist ein alter Irrthum, den Herr Gérard damals sogleich beim Ankauf hätte aufklären sollen. Die Besitzungen wurden vom Vormundschaftsgericht für unmündige Waisen verkauft. Jedes dieser Häuser war als „Haus mit Garten" zu gleichem Preise in den Acten verzeichnet. Ich kaufte zuerst mein Haus (nach links zeigend) mit dem Garten; bald darauf kaufte Herr Gérard, ohne das Grundstück zu besichtigen, durch einen Unterhändler sein (nach rechts deutend) „Haus mit Garten", wie es noch immer in den Acten hieß. Als er hierher zog, fand er mich bereits längst in unangefochtenem Besitz des Gartens, und ich sagte ihm damals sogleich, er solle beim Vormundschaftsgericht wegen Regelung dieser Angelegenheit vorstellig werden. Das wollte er nicht, aus Furcht vor Schreibereien und Terminen, und somit muß er mich als Besitzerin des Gartens anerkennen.

Christine. Anerkennen? Oho, davon ist nicht die Rede, so lange ich da bin.

Josephine. Sie? Was hat Sie darein zu reden?

Christine. Das sollen Sie bald genug erfahren. Ich stehe fest und treu zu meinem Herrn und werde ihm, wenn er auch Franzose ist, nicht ein Tüttelchen von seinen Rechten schmälern lassen.

Josephine (das Tischzeug zusammenpackend). Genug mit Ihr! Ich will mir heute den Morgen nicht verderben.

Christine (gleichfalls ihr Tischzeug packend). Ganz meine Meinung Ihnen gegenüber.

(Beide nehmen ihr Tischzeug unter den einen, ihr Tischchen unter den andern Arm und entfernen sich damit eiligst nach links und rechts in die Häuser.)

Zweiter Auftritt.

Gérard.

Gérard (tritt in leichtem Sommeranzug, mit Hut und Gerte durch die Pforte im Stacketenzaun der Hintercouliſſe ein, vergnügt vor sich hin trällernd):

„Tout me sourit: les fleurs brillent plus belles,
Les jours plus purs, les cieux plus étoilés.
Dans l'air plus doux j'entends battre des ailes:
Tous les amours ne sont pas envolés."

(Sprechend.) Tu as raison, mon Béranger! Ils ne sont pas encore tous envolés, les beaux dieux de l'amour. Je sens mon coeur attendri et rajeuni par ces doux airs de l'automne. (Schwermüthig werdend.) De l'automne! N'est-ce pas toi-même, mon cher Béranger, qui a dit: „En automne, adieu les amours?“ Pourquoi nier? Les feuilles tombent, les arbres jaunissent, — voilà l'automne de ma vie, et le vent glacial de l'hiver me fait déjà frissonner. (Sich zur Heiterkeit zwingend.) A bas, tristes pensées! Le ciel est si bleu, le soleil si pur, les oiseaux gazouillent et chantent si gaiement, — jouissons donc de l'automne! (Sein Blick fällt auf das offne Fenster des Hauses links, in das er von fern hineinblickt.) Hélas! Ma voisine allemande! Et moi en plein train d'une mélancolie française. Parbleu, habe ich mir doch geschworen, nicht mehr zu sprechen französisch, sondern mich nur zu bedienen der deutschen Sprache. (Ins Fenster blickend.) Wie sie noch hat das Gesicht jung und frisch! Wenn das nicht wäre aus Grund des Gartens, daß wir sind Feinde, — bei dem Lächeln unsrer holden Frau von Milo, ich könnte mich verlieben in meine deutsche Nachbarin. (Schlägt mit der Gerte durch die Luft.) Geht doch Nichts über das Leben eines Garçon! Man ist so frei, so fröhlich, von keiner Weiberlaune abhängig . . . .

Dritter Auftritt.

Gérard. Christine.

Christine (tritt aus dem Hause rechts).

Gérard (beiseite). O mein Himmel, die ist mir auch so willkommen wie der Gläubiger dem Schuldner. (Laut). Was giebts denn, Christine?

Christine. Was es giebt? Ein Knicker sind Sie, Herr Gérard!

Gérard. Ein Knicker? Wie heißt sich ein Knicker?

Christine (schwankend, nach Worten suchend). Ein Knicker? Na, sehen Sie, ein Knicker ist, wenn man . . . wenn man (am Saum ihrer Schürze mit beiden Händen abmessend) so viel haben will, und es knickt Einer Einem heimlich soviel davon ab.

Gérard. Ah, ich begreife, celui, qui lésine, Einer der knickt ab. Und ich, — warum mich nennen einen Knicker?

Christine. Haben Sie mir nicht neulich versprochen, daß ich von diesem Ersten ab mehr Wirthschaftsgeld bekommen sollte, und haben mir heute doch wieder nur die alte Summe hingelegt?

Gérard. Aber ich Ihnen zahle schon so viel des Monatsgeldes, daß eine ganze Familie könnte davon leben.

Christine. Ach du lieber Gott! Das ist der Lohn dafür, daß ich Ihnen sechs Jahre treu gedient!

Gérard. Hab' ich Ihnen nicht gesagt hundert Mal, daß Sie könnten fortziehen jeden Augenblick, wenn Sie glauben, besser zu reussiren anderswo?

Christine. Und hab' ich Ihnen nicht hundert Mal darauf geantwortet, daß ich nur um meines Charles willen bei Ihnen bleibe? „Christine“, sagte er zu mir, als er vor fünf Jahren in die Welt hinaus zog, um sein Glück zu suchen, „bleib' Du nur bei Herrn Gérard. Das ist ein vertrockneter Junggeselle . . .“

Gérard. Vertrockneter? Wie heißt sich vertrockneter?

Christine (langt aus ihrer Schürzentasche eine Backbirne). Gedörrt, schrumpelig, wie 'ne Backbirne.

Gérard. Séché? Ridé? Ah fi donc!

Christine. „. . . vertrockneter Junggeselle, der Dir nicht mehr gefährlich wird . . . ."

Gérard (hustet krampfhaft).

Christine. „. . . und wenn er stirbt, setzt er dich vielleicht zur Erbin ein".

Gérard (hustet noch krampfhafter).

Christine. Das hab' ich ihm versprochen, und das will ich auch halten. Und ich sollte Sie verlassen, ich, die ich Sie sechs Jahre lang . . . .

Gérard. Leider sechs Jahre lang!

Christine. Nein, wenn Sie auch noch so hart gegen mich sind, ich verlasse Sie nicht. Nichts kann uns scheiden . . . .

Gérard. Als der Tod.

Christine. Oder mein Charles.

Gérard. Ich wünsche das Letztere. (Zieht seine Brieftasche.) Wieviel verlangen Sie noch?

Christine. Summa Summarum hundert Mark.

Gérard. Das ist sehr viel des Geldes.

Christine. Lassen Sie Sich nur sagen, wie theuer Alles geworden. Gute Butter kostet jetzt . . . .

Gérard. Pour l'amour de Dieu, verschonen Sie mich! Ich glaube doch kein Wort davon. (Giebt ihr das Geld.) Hier, nehmen Sie, und lassen Sie mich genießen in Frieden des Morgens.

Christine (steckt das Geld ein). Ich gehe ja schon. (Triumphirend für sich.) Ducken muß er doch. (Ab in das Haus rechts.)

Gérard (allein). Gott sei Dank! Das war ein hartes Wort, das sie mir hat gesagt. Ridé comme une poire sèche, runzelig wie eine Backbirne! Und sie bleibt nur bei mir, um mich zu beerben, wann ich werde sein todt. O, das ist ein traurig Ende von einem Leben, genossen so frisch und heiter. Aber was thun? Heirathen? Jetzt? Opfern meine schöne Freiheit, um mich zu lassen tyranniſiren von einer Weib? Zwar es kann nicht sein schlimmer im Ehestande, als jetzt mit meiner Christine. In der Ehe man weiß zum wenigsten, weshalb sich ducken, aber vor einer Haushälterin? Brrrr!

Vierter Auftritt.

Gérard. Josephine.

Josephine (ist schon vorher zeitweis am Fenster links sichtbar geworden, tritt jetzt aus dem Hause). Niemand entgeht seinem Schicksal. Wer das Weib als Gattin verschmäht, den sucht sie nachher als Haushälterin heim.

Gérard (höflichst grüßend). Mein Compliment Ihrer Weisheit, gnädige Frau. Das ist ein Spruch, dessen sich zu schämen der weise Salomon nicht hätte nöthig.

Josephine. Sehr verbunden für die gute Meinung, Herr Gérard.

Gérard. Aber weshalb sagen Sie: verschmäht? Ich habe nie verschmäht die Weib, und ich bin immer gewesen ein großer Bewunderer von das schöne Geschlecht.

Josephine. Doch ließ die Bewunderung für Alle Sie wohl schwerlich zur Liebe für Eine gelangen?

Gérard. Oh, Madame, warum mich so verkennen? Als ich noch war jung, das ist zu sagen, jünger als jetzt, ich habe geliebt mit aller Gluth meiner Seele eine Weib, eine deutsche Weib. Ich hatte sie kennen gelernt hier in Straßburg, in die Haus des Herrn Baron von Türckheim, jenes Baron von Türckheim, dessen Mutter die schöne Frankfurterin war, welche Goethe einst geliebt und als „Lili" verherrlicht hat unsterblich. In diese Haus habe ich kennen gelernt eine deutsche Mädchen, schlicht und ernst wie ihre Vaterland, und ich habe sie geliebt wahr und innig. Aber sie hat nicht getheilt meine Gefühle, und sie ist abgereist in ihre deutsche Heimat, und ich habe sie verloren für immer. Ich durfte ihr nicht fluchen, denn sie ist geblieben gut und rein, offen und treu, nur, daß sie nicht konnte wieder lieben mich, der sie liebte so sehr. Da bin ich gewesen schwermüthig, sehr schwermüthig, lange, lange Jahre und bin dann gereist nach Paris und habe das Leben genossen und gelernt, verachten die Weiber.

Josephine. Und sind dann doch wieder hierher zurückgekehrt, wo Sie so unglücklich waren?

Gérard. Weil mir ist theuer, unvergeßlich theuer der Ort, wo ich geliebt habe das erste, das einzige Mal. Und dann, — es ist meine Vaterstadt, dies schöne, stolze Straßburg. Zwar es ist anders geworden seither, viel anders! Man hat es losgerissen von der mütterlichen Frankreich, und man will machen die schöne Elsaß zu eine deutsche Land.

Josephine. So will man es nur wieder zu dem machen, was es Jahrhunderte lang gewesen ist, und was nicht immer geblieben zu sein, nur ein Werk räuberischen Verrathes war.

Gérard. Oh Madame, keine geschichtliche Erörterung! Vermeiden wir ein Thema, über das wir uns nie einigen werden.

Josephine. Mich wundert nur, daß Sie bei solchen Gesinnungen hier unter deutscher Herrschaft leben.

Gérard. Kennen Sie die Treue? Soll ich verlassen meine Vaterland im Unglück? Als ein Pfleger und Hüter französischen Geistes will ich bleiben hier in meine Heimat, und ich hoffe, zu sehen noch den Tag, da von dem Straßburger Münster wieder wehen wird das glorreiche Banner der französischen Republik.

Josephine. Gesetzt, Ihr Wunsch ginge in Erfüllung, — wie dann, wenn nicht die Tricolore der Republik, sondern die lilienfarbene Fahne der Bourbonen oder der Adler der Napoleoniden aufgepflanzt würde?

Gérard. Es wäre das Feldzeichen meines Vaterlandes, und ich würde ihm zujauchzen mit Begeisterung.

Josephine. Und ist das wahre Treue, welcher es gleichgiltig bleibt, welchem Herrscher sie diene?

Gérard. Die wahre Treue dient dem Lande, nicht dem Herrscher.

Josephine. Die wahre Treue dient dem Herrscher und dadurch dem Lande.

Gérard. Verzeihung, Madame! Es giebt zwei Arten der Treue. Lassen Sie mich sprechen figurément, c'est à dire .... comment s'appelle ...?

Josephine. Bildlich.

Gérard. Ja, bildlich. Ich sage, es giebt zwei Arten der Treue: la

fidélité des chats et la fidélité des chiens, ist zu sagen: die Treue der Katzen und die Treue der Hunde.

Josephine. Das heißt?

Gérard. Die Katze ist treu nur dem Orte, dem Gehöft, nicht dem Herrn; der Hund ist treu nur dem Herrn, nicht dem Ort, dem Gehöft. Der Deutsche ist treu wie ein Hund, der Franzose treu wie eine Katze.

Josephine. Ei, mein Herr, da fange ich Sie in Ihrer eignen Schlinge. Wenn Sie nur dem Orte, nur dem Lande, nicht dem Herrn treu sind, was verschlägt es Ihnen dann, unter wessen Herrschaft dies Land steht?

Gérard. Jetzt sind Sie es, die eigentlich Recht hätte. Aber Deutschland hat verdunkelt den Ruhm Frankreichs, und das ist das, was nie verzeiht ein Franzose. Doch genug hiervon, Madame, mehr als genug. Was diesen Punct betrifft, werde ich Ihnen nie beistimmen.

Josephine. Das ist derselbe Eigensinn, mit dem Sie mein Eigenthumsrecht an diesem meinem Garten nicht anerkennen wollen.

Gérard. Ihren Garten? O Madame, weshalb mir verursachen des Aergers? Sie sind eine Frau, so liebenswürdige, so schöne ....

Josephine (etwas kokett). Finden Sie, Herr Gérard?

Gérard. Bei dem Lächeln unserer holden Frau von Milo, — glauben Sie, daß ich habe verloren die Augen? Und Sie sind eine Weib, so brave, so verständige, der ich habe zu danken so viel ....

Josephine. Zu danken? Sie mir? Das wäre?

Gérard. Oh, davon spricht man nicht gern.

Josephine. Sie machen mich neugierig.

Gérard. Wie sagt Béranger?

„Au printemps nous devons des roses,
A l'automne un jus bienfaisant".

Rosen von dem Frühling, einen Labetrank vom Herbste. Aber, Madame, der Labetrank thut es nicht allein, wenn man steht, wie ich, im Herbste des Lebens.

Josephine. Im Herbste des Lebens? Bei Ihrer Jugendlichkeit?

Gérard. Zu gütig, Madame, zu gütig! Aber ich habe überschritten meine fünfundvierzig Jahre.

Josephine. Schon fünfundvierzig? Wer hätte das gedacht!

Gérard. Ja, fünfundvierzig. (Beiseite, für sich.) In Wahrheit: es sind deren fünfzig. Aber wenn ich soll sein, wie Christine sagt, ein Knicker, ich will wenigstens (mit Geste) auch etwas abknicken von meinen Jahren. (Laut.) Und in solchem Alter genügt nicht mehr ein Labetrank, da ist von gleicher Wichtigkeit die Labespeise.

Josephine. Sie meinen?

Gérard. Daß ich Ihnen bin dankbar, sehr dankbar für das, was meine Christine hat gelernt durch Sie in der Kunst des Kochens. Denn wenn ich mich habe versöhnt mit Deutschland von einer Seite, so ist das, weil ich habe gelernt schätzen die deutsche Küche. O Madame, ich werde es nie vergessen, daß meine Christine von Ihnen gelernt hat, zu bereiten eine Poularde, einen Chapon so schmackhaft, ein Kalbsfilet mit Trüffeln so delicat .... (schleckert mit Zunge und Lippen).

Josephine. Zu viel Anerkennung, mein Herr!

Gérard. Und Ihre Saucen, Madame, Ihre Saucen, dieser Prüfstein für die Kunst der wahren Köchin! (Schleckert mit Zunge und Lippen.) O, daß

eine Dame von so großer Schönheit, von so vieler Verständigkeit und Bravheit, von so bewundernswerther Kunst des Kochens mich will machen zu ihrem unversöhnlichen Feind, bloß aus Grund von ein elendes Stück Garten, welches ist mein Eigenthum!

Josephine. Aber dieser Garten ist mein Eigenthum, das ich mir von Ihnen nicht streitig machen lassen darf.

Gérard. O Madame, diese Behauptung ist beleidigend für mich, denn sie stellt mich dar als einen Prätendenten auf fremdes Eigenthum.

Josephine. Aber nicht minder beleidigend ist für mich Ihre Ableugnung meines Besitzrechtes.

Gérard. Madame, ich habe ertragen diesen Zustand der Streitigkeit viele Jahre lang. Jetzt aber ist meine Geduld zu Ende. S'il y a encore des juges à Strassbourg, wenn es noch giebt Gerechtigkeit in Straßburg, ich werde lassen machen einen Proceß, um zu entscheiden den Streit zwischen uns. (Wendet sich nach rechts zum Abgang.)

Josephine (wendet sich nach links zum Abgang). Gut, mein Herr, lassen wir es auf einen Proceß ankommen.

(Die folgenden Wechselreden fast gleichzeitig:)

Gérard. Ich gehe sogleich zu meinem Advocaten ....

Josephine. Ich werde sofort mit meinem Rechtsanwalt sprechen....

Gérard. O Madame, es ist mir nicht gelegen an diesem elenden Stückchen Land ....

Josephine. Der Garten selbst ist mir Nebensache ....

Gérard. Ich will nur gewahrt sehen mein Recht ....

Josephine. Ich will die Sache nur um des Principes willen entschieden wissen ....

Gérard. Welche unerhörte Halsstarrigkeit!

Josephine. Welch unnachgiebiger Eigensinn!

Gérard. Sie wollen mich treiben bis zum Aeußersten? (Ergreift die Hausthür rechts.)

Josephine. Sie lassen es wirklich auf einen Proceß ankommen? (Ergreift die Hausthür links.)

Gérard. Ja, Madame. (Tritt in das Haus rechts.)

Josephine. Ja, mein Herr. (Tritt in das Haus links.)

Gérard (steckt den Kopf aus der Hausthür). Ich engagire mir den besten Advocaten in ganz Straßburg, Herrn Souchay.

Josephine (steckt den Kopf aus der Thür). Ich nehme mir den besten Rechtsanwalt in ganz Straßburg, Herrn Schneider.

Gérard. Wohlan denn, Madame: guerre à outrance! (Schlägt die Hausthür heftig zu.)

Josephine. Sei's denn, mein Herr: Krieg bis auf's Messer! (Schlägt die Thür heftig zu.)

Fünfter Auftritt.

Christine. Charles.

Christine (kommt mit einem Korb am Arm, von rechts her hinter dem Hause hervor, will sich durch die Pforte im Stacketenzaun entfernen und singt dabei vor sich hin:)

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben ein mannicher Soldat."

Charles (kommt von links her hinter dem Stacketenzaun entlang, will durch die Pforte eintreten und stimmt unwillkürlich mit ein.)

„Darinnen liegt begraben ein mannicher Soldat."

Christine (fliegt ihm an den Hals). Charles!

Charles (sie umarmend und küssend). Christine!

Christine. Das nenne ich angenehm überraschen!

Charles. Directement von Paris her, wohin ich, wenn möglich, schon morgen zurückkehre.

Christine (schmollend). Wieder zurückkehrst?

Charles. Aber nicht ohne Dich, Christel, nicht ohne Dich! Du gehst mit mir und wirst meine Frau.

Christine. Ach, Charles!

Charles. Ich habe mein Glück nicht vergeblich gesucht, und wie Du mich da siehst, bin ich ein gemachter Mann.

Christine. Aber wie ist denn das so schnell gekommen?

Charles. Ganz einfach. Du weißt doch, daß mein Vater seinerzeit für Frankreich optirt hatte, und daß auch ich deshalb aus dem Elsaß fort mußte, wiewohl ich eigentlich immer ein besserer Deutscher als Franzose war.

Christine. Ach ja, ich habe damals genug geweint.

Charles. Anfangs wollte es mir gar nicht in Paris behagen, so viel Wesens sie auch mit uns Elsässern machten. Bald aber lernte ich eine ältliche Wittib kennen ....

Christine (eifersüchtig). Ei, sieh mal!

Charles. Stille, Christelchen, stille! Es war eine häßliche, alte Katze, aber verliebt wie 'n Käfer.

Christine. Immer besser! Immer besser!

Charles. Sie hatte einen prächtigen Weinschank in der Rue de Grenelle, und die Naturalverpflegung war bei ihr sehr gut.

Christine (eifersüchtig). So?

Charles. Ja, aber ohne anderweitige Verbindlichkeiten meinerseits. Sie spielte wohl so manchmal auf 'ne Heirath an und sagte auch, daß sie mir, da sie sonst keine Erben habe, den Weinschank vermachen wollte.

Christine (eifersüchtig). Ei! Und Du? Und Du?

Charles. Nun, ich sagte ihr, daß sie das mit der Vererbung des Weinschankes nur testamentarisch festsetzen sollte, ließ mir mein Gläschen und mein Frühstück schmecken und stellte mich dumm für ihre übrigen Anspielungen.

Christine. Und sie?

Charles (kläglich). Die gute, treue Seele!

Christine. Nun? Und sie?

Charles (sehr schnell und lustig). Stirbt Dir wirklich vor vierzehn Tagen und hinterläßt mir den Weinschank! Testamentarisch!

Christine (wischt sich die Augen). Die gute Frau!

Charles. Und nun fährst Du morgen mit mir nach Paris, und dann gleich geheirathet.

Christine (schmiegt sich an ihn). Ach, Charles!

Charles, Heute trete ich aus dem Dienst bei meinem Herrn, den ich nur um Deinetwillen noch hierher begleitet habe. Wir sind heute Nacht aus Paris angekommen, und dieser Gang hierher ist mein letzter Dienst für ihn.

Christine (schmollend). Dienst für ihn?

Charles. Den mir die Liebe zu Dir so angenehm machte. Mein Herr ist ein junger Gelehrter, Doctor Walter, der, wie ich glaube, hier an die Universität gehen will. Na, es ist auch Zeit, daß er irgendwo ankommt. Es ist ihm letzthin schmal genug gegangen, und wenn ich nicht meine Wittib gehabt hätte, hätte ich mithungern können.

Christine. Ach, der Arme!

Charles. Alle seine Kleider hat er schon versetzt, und nur eine Uniform ist ihm geblieben. Er ist nämlich auch Landwehrlieutenant. Na, allzu schön ist die Uniform nicht mehr, und wenn ich die Knöpfe putzte, mußte ich mich vorsehn, daß das Tuch nicht einriß.

Christine. Und was sollst Du hier für ihn?

Charles. Fragen, ob Herr Gérard noch hier wohnt?

Christine. Ei freilich!

Charles. Und ob er Victor mit Vornamen heißt?

Christine. Natürlich!

Charles. Dann stimmt es!

Christine. Was will er denn von Herrn Gérard?

Charles. Anpumpen.

Christine. Einen ganz fremden Mann?

Charles. Wohl nicht so ganz fremd. Ich glaube, Herr Gérard hat früher die Mutter meines Herrn, was ein deutsches Mädchen war, sehr geliebt, hat sie aber nicht kriegen können, weil sie einen Andern genommen.

Christine. Und nun will der Sohn . . . .?

Charles. So ist es! Aber was geht das uns an! Ich will nur schnell zurück, meine Bestellung auszurichten; dann komme ich wieder, um Dich von Herrn Gérard frei zu machen, und in acht Tagen ist Hochzeit. Hurrah! (Umarmt Christine, schwenkt sie herum und küßt sie.)

Sechster Auftritt.

Christine. Charles. Gérard.

Gérard (tritt, den Hut auf dem Kopf, aus dem Hause rechts). Ah, quel embrassement!

Charles (artig grüßend). Jai l'honneur, monsieur, de vous présenter ma fiancée.

Gérard. Comment?

Christine. Mein Bräutigam, Herr Gérard! Sie wissen ja: „Nichts kann uns scheiden . . . .“

Gérard. Als der Tod.

Christine. Oder mein Charles. Dies ist mein Charles.

Charles. Monsieur, je suis venu pour reduire ma fiancée à Paris, où elle sera mon épouse en peu de temps.

Gérard. Votre épouse? Réduire à Paris? Et moi? Impossible!

Charles. Impossible? Je le veux, monsieur, et j'insisterai sur mon droit.

Christine. Sprich doch deutsch, Charles, damit ich auch etwas verstehe.

Gérard. Cette fille est ma ménagère, et elle ne m'abandonnera pas dans un gâchis intolérable.

Charles (zu Christine). Der Herr meint, Du seist seine Haushälterin und würdest ihn nicht in einer unerträglichen Patsche lassen.

Gérard (weich, bittend). Christine, ich will nicht mehr sein ein Knicker, Sie sollen haben des Monatsgeldes, soviel Sie werden wollen, — verlassen Sie mich nicht! Sie haben mir treu gedient sechs Jahre lang, Sie haben mir abgelauscht alle meine kleinen Eigenheiten ....

Christine (gerührt). Ach ja, Herr Gérard!

Gérard. Sie wissen zu kochen und zu braten so delicat, Sie haben gelernt so viel von Madame Renard ....

Christine (mit aufblitzender Idee). Aber das Alles versteht ja Madame Renard noch weit besser. Herr Gérard, ich meine es gut mit Ihnen. Lassen Sie mir meinen Charles, und heirathen Sie Madame Renard.

Gérard. Comment?

Christine. Die paßt zu Ihrem Alter ....

Gérard (hustet verlegen).

Christine. Die weiß nach Ihrem Geschmack zu kochen, und das ewige Streiten um den Garten kriegt dann auch ein Ende.

Gérard (beiseite). Quel éclair du ciel! Elle a raison!

Christine. Ueberlegen Sie es sich, aber bald! Komm' jetzt, Charles.

Charles. Monsieur, je vous accorde une heure pour délibérer; alors je viendrai vous demander réponse. (Höflich grüßend mit Christine ab nach links durch die Pforte im Stacketenzaun).

Gérard (allein, ihnen halb wehmüthig nachblickend). Ils s'en vont et ils sont heureux, car ils sont jeunes! Et moi? Ich habe sie gehaßt, diese Christine, aber jetzt von mir gehend läßt sie mich doch empfinden, daß ich zurückbleibe ganz allein. Soll ich folgen ihrem Rath? Heirathen? Madame Renard? Wenn sie nur wäre ein wenig jünger!

Siebenter Auftritt.

Gérard. Josephine.

Josephine (tritt, in Hut und Umhang, aus dem Hause links und schreitet mit höflichem Gruß auf die Pforte zu).

Gérard (beiseite, leise). Wie sie erscheint schmuck und frisch in dem hübschen Hut! (Laut). So eilig, Madame?

Josephine. Ich will zu meinem Advocaten.

Gérard. Sie bestehen also auf dem Proceß?

Josephine. Sie etwa nicht?

Gérard. Ei, natürlich. (Beiseite, für sich.) In Wahrheit, sie nimmt die Sache beim Ernsten!

Josephine. Sie sind wohl auch soeben auf demselben Wege?

Gérard. Gewiß, ich will gehen zu Herrn Souchay, meinem Notar. (Beiseite.) Ist mir verteufelt ungelegen, jetzt zu lassen machen einen Proceß gegen die Weib, welche ich will heirathen.

Josephine. Nun denn, Glück auf, mein Herr! (Will gehen.)

Gérard (beiseite). Wie fange ich's nur an? Es muß sein! (Laut.) Da wir haben zu gehen ein gut Stück des Weges mitsammen, darf ich Ihnen vielleicht meinen Arm anbieten, Madame?

Josephine (nimmt seinen Arm). Galant auch gegen eine Feindin.

Gérard. Und warum Feindin? Es käme nur an auf Sie selbst, es nicht mehr zu sein.

Josephine. Sie meinen?

Gérard (beiseite, leise). Ja, heilige Jungfrau, was meine ich denn nur? (Laut.) Glauben Sie wohl, gnädige Frau, daß derjenige, welcher uns sieht bei diesem schönen Morgen Arm in Arm durch diese Pforte hinauswandernd, errathen würde den Zweck unseres Weges?

Josephine Schwerlich!

Gérard. Schwerlich? O, sicher nicht! (Beiseite.) Aha, jetzt komme ich in Zug! (Laut.) Würde man nicht vermuthen vielmehr, daß wir wollten gehen zusammen auf die .... (stockt verlegen.)

Josephine. Nun, auf die ....?

Gérard (beiseite). Courage, Gérard, Courage! (Laut.) Auf die Mairie, ist zu sagen in Deutsch, auf die Standesamt.

Josephine (seinen Arm loslassend). Sie verzeihen, daß ich Ihre Galanterie dieser Mißdeutung nicht aussetzen möchte. (Beiseite.) Will er mir etwa gar eine Liebeserklärung machen?

Gérard. Mißdeutung? Wer spricht davon? Wissen Sie denn, ob mir diese Deutung nicht wäre sehr angenehm, wenn ich hoffen dürfte ....?

Achter Auftritt.

Gérard. Josephine. Jeanne.

Jeanne (im Reiseanzuge durch die Pforte im Stacketenzaun hereineilend und sich ihrer Mutter in die Arme werfend). Maman, chère maman, me voilà!

Gérard (ohne Jeanne's Gesicht sehen zu können, beiseite). Teufel, nun war ich soeben im besten Zuge, und jetzt die Störung!

Josephine. Mein Kind, mein theures Kind!

Gérard (beiseite). Maman? Kind? Was will sich das?

Jeanne (ihr Gesicht ihm zuwendend). Pardon, monsieur! Mais à une fille retournante dans sa patrie après huit années de l'absence il sera bien permis d'être transportée de joie en embrassant sa mère!

Gérard (beiseite). Ah quelle figure ravissante! (Laut.) O mademoiselle, je comprends très bien votre aise d'embrasser une telle mère et la joie de votre mère, d'embrasser une fille pareille.

Josephine. Und darüber habe ich ganz die officielle Vorstellung vergessen! Herr Gérard, mein liebenswürdiger Nachbar, meine Tochter Jeanne.

Gérard. Aus Ursache welchen Grundes ist es, Madame, daß ich Sie nie habe gehört sprechen von dieser Tochter?

Josephine. Welch Interesse konnte für Sie ein unbekanntes Mädchen haben, welches von ihrem zwölften bis zwanzigsten Jahre in einem pariser Pensionat steckte? Aber komme jetzt ins Haus, mein Kind, um Deine Reisekleider abzulegen und Dich etwas zu erfrischen. Sie entschuldigen, Herr Gérard!

Gérard. Mes dames, j'ai l'honneur de vous présenter mes salutations les plus empressées et les plus respectueuses.

(Josephine und Jeanne mit höflichen Grüßen ab in das Haus links.)

Gérard (allein). Das ist die Tochter, welche wird geheirathet augenblicklich! Gesegnet sei mein Stern, der sie rechtzeitig herbeiführte, bevor mich zu haben verlobt mit der Mutter! Die Mutter! Was aber mache ich mit der?

Neunter Auftritt.

Gérard. Walter.

Walter (tritt durch die Pforte im Stacketenzaun in der Uniform eines deutschen Landwehrlieutenants ein). Habe ich die Ehre, Herrn Gérard vor mir zu sehen?

Gérard (sehr kurz). Ja, mein Herr.

Walter. Sie verzeihen, mein Herr, wenn ich störe. Aber ich komme, mir Ihren Rath, wenn möglich, Ihre Hülfe zu erbitten.

Gérard. Wissen Sie also, mein Herr, daß Sie sind gekommen zu einem guten französischen Patrioten, bei dem es ist keine Empfehlung, zu erscheinen (auf die Uniform deutend) in diesem Rock.

Walter (beiseite). Wenn er wüßte, daß es mein einziger ist, und daß ich keinen andern anzuziehen habe! (Laut.) Es ist nicht meine Absicht, den Mann zu beleidigen, dessen Rath ich erbitten will.

Gérard. Rath? Worüber?

Walter. Ich komme als ein Fremder in diese Stadt, ohne Mittel, ohne Empfehlungen. Ein rauhes Leben hat mich weit umhergeschleudert, und ich habe nicht vermocht, mir eine sichere Existenz zu gründen. Ich suche Arbeit für diese kräftigen Arme, für diesen leidlich geschulten Kopf.

Gérard (beiseite, leise). Wüßte ich doch, an wen mich errinnert fortwährend sein Gesicht!

Walter. Ich bin hierher gekommen, um mich, da ich alle dazu erforderlichen Examina bestanden habe und lange genug praktisch als Landwirth thätig war, an hiesiger Universität als Privatdocent für rationelle Agricultur zu habilitiren.

Gérard. Und Sie kommen zu mir, der ich Sie vollständig nicht kenne . . . .?

Walter. Aber Sie haben gekannt und geliebt ein Weib, dem ich, das mir sehr theuer war, — meine Mutter.

Gérard. Amalie Krüger?

Walter. Vermält mit meinem Vater, Heinrich Walter.

Gérard. Sie lebt?

Walter. Kurz nach dem Tode meines Vaters starb auch sie, — vor drei Jahren.

Gérard (verhüllt sein Gesicht; tiefe Pause). O, wie sehr habe ich geliebt Ihre Mutter!

Walter (seine Hände ergreifend). Sie war dieser Liebe werth und hat oft des edlen Mannes gedacht, der sie einst so innig geliebt, da sie noch als Mädchen hier im Türckheim'schen Hause verkehrte, und dessen Leidenschaft sie doch nicht erwiedern konnte.

Gérard. Ihr Vater, — hat er sie gemacht glücklich?

Walter. Sehr glücklich.

Gérard. Mehr hätte auch ich nicht thun können, — ich bin zufrieden. (Seine Arme ausbreitend.) Kommen Sie an mein Herz, Sohn meiner einzigen Liebe! (Umarmung.) Es ist das erste Mal, daß ich drücke eine deutsche Uniform an diese französische Brust, aber die Liebe nicht kennt den Unterschied der Nationen. O, wie mich anlacht aus Ihren blauen Augen die schöne, deutsche Mädchen, die ich habe verehrt so tief und rein!

Walter (aus seiner Brieftasche ihm ein vergilbtes Blatt überreichend). Daß auch sie Ihnen ein freundliches Gedenken bewahrt, mag dies Blatt Ihnen beweisen, auf welchem ihre Augen oft geruht, und das ich in ihrem Nachlaß fand.

Gérard (das Blatt überfliegend). Meine Handschrift? (Lesend.) „Wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise sein. — Goethe, Wahrheit und Dichtung". (Sprechend.) Und darüber eine Zeichnung von meiner Hand? Ah, das Pfarrhaus zu Sessenheim, wo Goethe hat geliebt die schöne .... Wie hieß sie doch?

Walter. Friederike Brion.

Gérard. Ja wohl, Friederike Brion. Ich mußte das Bild zeichnen für Ihre Mutter, welche war sehr begeistert von der herrlichen Schilderung Ihres Goethe, als sie weilte hier in Straßburg. Sie wollte das Blatt aufheben als ein unvergeßliches Souvenir. (Giebt das Blatt an Walter zurück.)

Walter. Sie hat ihr Wort gehalten und auch in mir frühzeitig die Begeisterung für jene schönste Idylle deutschen Lebens und deutscher Dichtung geweckt. Auch für mich sind diese Worte (auf das Blatt deutend) schon von hoher Bedeutung geworden. Ich hatte in Paris, wo ich die letzten Monate verbracht habe, eine junge Elsasserin kennen gelernt, der ich einst, als Revanche für eine von mir verlorne Wette, (Goethes „Wahrheit und Dichtung" in der illustrirten Prachtausgabe mit den herrlichen Landschaftsbildern des Elsasses schenkte.

Gérard. Eine sehr passende Wahl.

Walter. Die aber leider nicht den gewünschten Erfolg hatte. Die junge Dame war eine so eingefleischte Französin, daß sie von mir, als einem Deutschen, absolut nichts wissen wollte.

Gérard. Brave junge Mädchen! Aber bei einer Weib die Politik nicht pflegt zu verdrängen die Liebe.

Walter. Aber sie ist abgereist von Paris, und ich weiß nicht, wohin. Ich habe sie verloren für immer.

Gérard. Armer junger Freund!

Walter. Und jetzt bin ich so zerzaust und geknickt von meinem rauhen Schicksal, daß ich Alles thue, um nur leben zu können. Wissen Sie eine lohnende Thätigkeit, — ich nehme sie an; wissen Sie eine reiche Wittwe, gleichviel, ob alt und häßlich, ich heirathe sie!

Gérard (mit aufblitzender Idee). Wittwe? Heirathen? (Beiseite, für sich.) Wenn ich ihn und Madame Renard ....? Dann wäre ich los die Mutter, und mir bliebe die Tochter! (Schnippt mit den Fingern.) Eine Idee, sehr genial! (Laut.) Wittwe? Sollen Sie haben, junger Freund. Ich weiß deren eine sehr reiche hier in Straßburg, und welche noch wird können machen einen Mann sehr glücklich.

Walter. Wo ist sie? Wo? Führen Sie mich zu ihr, damit ich sogleich mein Heil versuche.

Gérard (auf das Haus links deutend). Sie wohnt dort drüben in jenem Hause, welches sie bringt nebst einem schönen Garten und einem hübschen Vermögen zur Mitgift ihrem Gatten.

Walter (entzückt das Haus betrachtend). Das reizende Häuschen? Und

dahinter ein prächtiges Stück Land und eine wohl gepflegte Baumschule? (Komisch pathetisch.) Ach, wenn Du wärst mein Eigen! Da fände ich Arbeit für diese Arme! Da ließe sich eine musterhafte Versuchsstation für Agriculturzwecke anlegen. (Im Hintergrund links stehend, hinter das Haus blickend, in sich versinkend.) Dort jenes Stück würde ich völlig umroden, Sträucher und Bäume fortnehmen und Nesseln anpflanzen. Die Nesselindustrie hat wieder eine Zukunft. Und dort würde ich Maulbeerbäume setzen für meine Seidenraupenzucht. Hier ließe sich ein Versuch mit künstlicher Düngung durch Gährungsprocesse anstellen. Und dabei frei und ungestört meinen Studien leben zu können! Kommen Sie, ich will sofort der Wittwe meinen Antrag stellen.

Gérard. Aber zuvor es ist nöthig, daß Sie sich stärken durch ein Frühstück.

Walter. Stärken? Sie ist wohl sehr alt und häßlich?

Gérard. Durchaus nicht. Frisch und voll wie ein reifer Apfel. Aber Sie werden sein muthiger nach einem guten Frühstück.

Walter. Sei's denn! Das Henkersmahl meiner Freiheit!

Gérard. Ich will Ihnen credenzen von meinem besten Wein, damit Bacchus Ihr Fürsprecher werde bei Frau Venus. Kommen Sie!

(Beide ab in das Haus rechts.)

Zehnter Auftritt.

Josephine. Jeanne.

Josephine (tritt, in bloßem Kopf, mit Jeanne, welche ihren Hut am Arm und ein Arbeitstäschchen trägt, aus dem Hause links.) Du mußt Dich nun schon hier allein etwas unterhalten, denn ich will sogleich in die Küche, um das Essen zu besorgen.

Jeanne. Oui, chère maman.

Josephine. Aber höre, Kind, hier wird jetzt deutsch gelebt und gut deutsch gesprochen. Ich habe dem Willen Deines sterbenden Vaters nachgegeben und Dich acht Jahre in Paris erziehen lassen. Jetzt aber wirst Du, wie unser schönes Elsaß, Gott sei Dank, wieder deutsch geworden, auch wieder gut deutsch werden.

Jeanne. Aber, Mama, ich hasse Deutschland.

Josephine. Es ist das Vaterland Deiner Mutter, — Du wirst es lieben lernen. Und sind nicht auch Deines Vaters Vorfahren echte Deutsche gewesen? Sie hießen auf gut Deutsch Fuchs und verwelschten erst später ihren Namen in Renard. Und dann, mein Kind, — das Weib hat kaum ein eigenes Vaterland, sondern ihres Gatten Vaterland wird auch das ihre. Du aber wirst hoffentlich das Weib eines braven deutschen Mannes werden.

Jeanne. Niemals, Mama, niemals!

Josephine (öffnet lächelnd Jeanne's Arbeitstäschchen und nimmt ein elegant gebundenes Buch heraus.) Ich sah Dich vorhin von all' Deinen Habseligkeiten zuerst dies Buch geheimnißvoll auspacken und sofort zu Dir stecken. (Schlägt den Titel auf.) Eine illustrirte Prachtausgabe von Goethe's „Wahrheit und Dichtung"? Und hier als Widmung: „Zu freundlichem Gedenken! Albert Walter." — Albert Walter? Das ist ja wohl der junge deutsche Doctor, dessen Du öfter in Deinen Briefen erwähntest?

Jeanne (sehr verlegen). Ja, Mama.

Josephine (weiter in dem Buch aufschlagend). Und hier bei eingelegtem Faden eine Stelle angezeichnet? Lies mir dieselbe doch einmal vor. (Giebt ihr das Buch.)

Jeanne (abwehrend). Aber, Mama!

Josephine. Lies nur, mein Töchterchen.

Jeanne. Du bist so sonderbar, Mama!

Josephine. Ich bitte Dich darum.

Jeanne (lesend). „Wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen . . ."

Josephine. Hör' nur auf, mein Töchterchen, ich weiß genug.

Jeanne. Aber Du glaubst Doch nicht, Mama? . . .

Josephine. Daß ich mich aufrichtig freuen würde, Herrn Doctor Walter kennen zu lernen.

Jeanne. Aber, Mama, ich liebe Frankreich und werde nie . . .

Josephine. Gemach, mein Kind, gemach! Fahre fort, Frankreich zu lieben, aber gewöhne Dich daran, Deutschland als Dein wahres Vaterland zu betrachten. Denn dies ist echter, urdeutscher Boden, und lange bevor die Waffen ihn zurückeroberten, wurde er geistig zurückerobert durch Wolfgang Goethe. Lies nur recht häufig (auf das Buch deutend) die herrlichen Capitel in „Wahrheit und Dichtung": Straßburg und Goethe, Sessenheim und Friederike Brion, — keine Literatur der Erde hat etwas gleich Bezauberndes und Herzerquickendes aufzuweisen. Wir aber, mein Töchterchen, wollen in deutscher Treue fest stehen auf dem deutschen Boden des heimischen Elsaß und mit Goethe sprechen: „Dies ist unser! So lass' uns sagen und so es behaupten."

(Drückt Jeanne die Hand und entfernt sich in das Haus links.)

Jeanne (allein). Die Mama hat wohl nicht so Unrecht. (In dem Buch blätternd und lesend.) Man kann schwerlich etwas Entzückenderes lesen. Wie mich die Heimat wieder fesselt mit ihrem bestrickenden Zauber!

Elfter Auftritt.

Jeanne. Gérard.

Gérard (tritt, ein Blumensträußchen auf dem Rücken haltend, in bloßem Kopf aus dem Hause rechts). So vertieft, mein Fräulein?

Jeanne (verschließt eilig ihr Buch in das Arbeitstäschchen.) Ach, Herr Gérard.

Gérard. Verzeihung, wenn ich Sie störe in einer interessanten Lectüre.

Jeanne. Durchaus nicht, Herr Gérard.

Gérard (das Sträußchen überreichend). Ist es gestattet diesen Kindern der heimischen Flora, zu begrüßen die schönste Blume bei ihrer Rückkehr zur heimischen Flur?

Jeanne (das Sträußchen nehmend). Ich danke Ihnen.

Gérard (beiseite). Das habe ich sehr gut gemacht. (Laut.) Sie werden bleiben jetzt hier für immer?

Jeanne. Es ist der Wille meiner Mutter.

Gérard. Eine weise, eine vortreffliche Frau, Ihre Mutter! Ich schätze mich glücklich, zu dürfen genießen den Vorzug Ihrer Gegenwart.

Jeanne (ihm die Hand reichend). Ich freue mich gleichfalls, hier einen neuen, väterlichen Freund zu finden.

Gérard. Väterlichen Freund? Sagen Sie Freund, mein Fräulein! Aber warum väterlichen? Ein häßliches, ein beleidigendes Wort dies väterlichen, welches läßt denken an eine bonnet de nuit, ist zu sagen an eine Schlafmütze und an einen Schaukelstuhl und an so (mit der Hand zeigend) kleine bébé's auf den Knieen.

Jeanne. Sei es denn: Freund!

Gérard. Ich danke Ihnen. Aber mit vierzig Jahren — bevor ich muß noch einmal etwas knicken ab von meinem Alter — mit vierzig Jahren man hört wirklich nicht gern das Wort väterlich

Jeanne. Und doch ist es der schönste Name für einen Mann in gewissem Alter.

Gérard. Alter? Gewisses Alter? Ich bitte Sie, mein Fräulein, vierzig Jahre ist ja noch gar kein Alter.

Jeanne. Für einen Mann, das heißt für einen Gatten und Vater, — nein; für einen Junggesellen — ja.

Gérard (ängstlich nach dem Hause rechts blickend, leise für sich). Ich muß sie fortbringen von hier, bevor Walter noch vom Frühstück kommt. Wenn er sie sieht, dann adieu, Wittwe! (Laut.) Es ist der Vorzug des Junggesellen, jeden Augenblick Gatte werden zu können.

Jeanne. Glauben Sie?

Gérard (immer ängstlich nach rechts blickend). Und wann er schaut in solche Augen, wird es ihm leicht, zu entsagen seiner Freiheit.

Jeanne. Fast zu galant, um wahr zu sein.

Gérard. Wollen Sie nicht benutzen die schöne Morgenstunde, um zu machen einen Spaziergang durch die heimische Straßburg? Ich würde mich glücklich schätzen, Sie begleiten zu dürfen.

Jeanne (aufstehend). Ein prächtiger Gedanke! Mama ist in der Küche beschäftigt, — ich will mir nur meinen Umhang holen. (Nimmt ihren Fächer und wendet sich nach links.)

Gérard. Und ich will gehen, meinen Hut zu suchen und ein wenig Toilette zu machen.

Jeanne. Ich erwarte Sie hier. (Ab in das Haus links. Arbeitskorb und Bouquet bleiben auf der Bank liegen.)

Gérard (allein). Ich werde nicht lassen warten auf mich. Ein Spaziergang mit ihr allein an diesem schönen Morgen? Ah! Ah! (Im Abgehen leise trällernd)

Dans l'air plus doux j'entends battre des ailes:
Tous les amours ne sont pas envolés!

(Ab in das Haus rechts)

Zwölfter Auftritt.

Josephine. Walter.

Walter (kommt von rechts her hinter dem Hause hervor und schreitet zur Pforte). Famoses Wetter! Ach, und die Luft!

Josephine (kommt von links her hinter dem Hause hervor, in ihrer Schürze Gemüse tragend). Jeanne nicht mehr hier? Ah, ein fremder Herr!

Walter (beiseite). Eine Dame? Jedenfalls die Wittwe. Vorwärts zum ersten Sturm! (Laut.) Ich irre mich wohl nicht, wenn ich die liebenswürdige Herrin jenes reizenden Landhauses vor mir zu sehen glaube?

Ein Nachtlager auf der Alm.

Nach einer Originalzeichnung von [illegible]

F 3 8

Josephine. Allerdings, mein Herr. Und mit wem habe ich die Ehre?

Walter. Doctor Albert Walter.

Josephine. Doctor Walter?

Walter. Wundert Sie das?

Josephine. Und Sie hier?

Walter. Bei meinem väterlichen Freunde Gérard.

Josephine. Herr Gérard Ihr Freund?

Walter. Durch eine unglückliche Jugendliebe zu meiner Mutter.

Josephine. Ach, ich verstehe! Und was führt Sie nach Straßburg?

Walter. Der Wunsch, mich hier dauernd niederzulassen. Ich beabsichtige, mich an hiesiger Universität als Privatdocent zu habilitiren.

Josephine. Ein sehr praktischer Gedanke.

Walter. Und mich vielleicht überdies, wenn das Glück mir hold, durch das Band der Ehe hier für immer fesseln zu lassen.

Josephine (beiseite, leise). Aha, das geht auf Jeanne.

Walter. Wenn ich Ihnen, gnädige Frau, zu vorschnell erscheinen sollte, so schieben Sie das, bitte, auf die drängende Ermunterung meines Freundes Gérard, der mich Ihnen des Näheren empfehlen wird.

Josephine. Ihr frisches, offenes Wesen empfiehlt Sie genugsam selbst. Ich liebe das bei einem jungen Manne.

Walter (beiseite). Etwas sehr entgegenkommend diese Wittwe. (Laut.) Ein reizendes Landhaus, was Sie da bewohnen.

Josephine. Gefällt es Ihnen? (Beiseite.) Er fragt gar nicht nach Jeanne?

Walter. Ganz ausnehmend. Und es ist Ihr Eigenthum?

Josephine. Allerdings.

Walter. Schuldenfrei?

Josephine. Ganz schuldenfrei. (Beiseite.) Außerordentlich praktisch der Herr Doctor.

Walter. Betreiben Sie selbst Landwirthschaft?

Josephine. Nein, ich lebe nur von meinen Zinsen.

Walter. Sehr angenehme Lebensart.

Josephine. Für eine Wittwe jedenfalls die einzig mögliche.

Walter. Doch dürften Sie bei Ihrer Jugend und Schönheit schwerlich immer Wittwe bleiben.

Josephine. Mein Herr!

Walter. Verzeihung, Madame! Aber mein Freund Gérard ließ die Hoffnung durchblicken, daß Sie sich vielleicht entschließen könnten, Ihren ledigen Stand aufzugeben.

Josephine. Herr Gérard? Ich?

Walter. Ja, er, Sie.

Josephine (beiseite). Will er etwa gar sogleich eine Doppelhochzeit engagiren? (Laut.) Ich weiß nicht, was Herrn Gérard dazu berechtigt?

Walter. Verzeihen Sie seiner Freundschaft für mich, wenn er vielleicht zu voreilig war.

Josephine. Sie rücken in der That etwas schnell vor.

Walter. Deutscher Sturmschritt.

Josephine. Der freilich meistens zum Siege führt.

Walter. Möge er mir auch dies Mal lächeln!

Josephine. Sie meinen?

Walter. Daß ich hoffe und wünsche, mir hier dauernd das Glück meines Lebens zu gründen.

Josephine. Versteh' ich Sie?

Walter. Ich will offen sein. Ich habe nichts als diesen Kopf, als diese Arme. Aber geben Sie meinen Gedanken einen freien Wirkungskreis, geben Sie mir eine Scholle Erde für diese kräftigen Fäuste, — ich weiß, ich werde meinem Vaterland und meiner Gattin Ehre machen.

Josephine (beiseite). Wie mir sein straffes, gerades, männliches Wesen gefällt! (Laut.) Ich glaube, Sie zu verstehen, aber Sie werden es begreiflich finden, daß ich um eine deutlichere Erklärung bitten muß.

Walter (beiseite). Deutlichere Erklärung? Donnerwetter, die läßt nicht mehr locker! (Laut.) Gnädige Frau, in Ihrer Hand liegt mein Schicksal. Ihr Wort kann mich zum Glücklichsten oder Unglücklichsten aller Sterblichen machen.

Josephine (beiseite). Sieh' Einer die kleine Jeanne! Er reist ihr nach und hält um sie an, und sie thut, als ob sie ihn gar nicht leiden könne.

Walter. Sie schweigen?

Josephine (sich nach links zum Gehen wendend). Ich werde Ihnen meine Antwort senden.

Walter (ihre Hand, mit der sie die Schürze hält, ergreifend). Nein, gnädige Frau, jetzt oder nie! Ich bin ein schlichter, ehrlicher Bursch', und ich glaube, daß ich eine Frau glücklich machen kann.

Josephine (lächelnd). Das glaube ich auch.

Walter. Also, Madame, Ihre Antwort? (Zerrt so heftig an ihrer Hand, daß sie die Schürze fallen läßt, aus welcher Mohrrüben, Schoten und sonstiges Gemüse zur Erde rollen.)

Josephine. O weh, was haben Sie da angerichtet! (Kauert nieder und sammelt das Gemüse in die Schürze.)

Walter (gleichfalls niederkauernd und ihr beim Einsammeln helfend.) Alle Wetter, sind das Prachtexemplare! Selbst gezogen?

Josephine. In meinem Garten.

Walter. Muß vorzüglicher Boden sein. Aus dem läßt sich was machen. (Bricht eine Schote auf und ißt die Körner.) Also Madame, Ihre Antwort? — Prächtige Frucht! Großkörnig und zuckersüß.

Josephine. Ich hoffe, mit ja antworten zu können.

Walter (bricht von einer Mohrrübe die Spitze ab und ißt sie). Famos, famos! Sehr fleischig und gar nicht zähe.

Josephine. Aber, mein Herr! (Ist mit dem Einsammeln fertig und steht auf.)

Walter (die angebrochene Mohrrübe in der Hand und damit gesticulirend, gleichfalls aufstehend). Das beste Compliment, das ich Ihnen machen kann.

Josephine. Sie scheinen sich in der That darauf zu verstehen.

Walter. Na ob! Das will ich meinen!

Josephine (sich nach links wendend). Also auf Wiedersehen!

Walter (die angebrochene Mohrrübe in ihre Schürze werfend). Wie viel Aussaat haben Sie davon gemacht?

Josephine. Nur so viel, wie ich im Haushalt brauche für mich und meine Tochter. (Ab in das Haus links.)

Walter (allein). Tochter? Ihre Tochter? (Will ihr nachlaufen, kehrt dann wieder um.) Davon hat mir Gérard gar nichts gesagt. Donnerwetter, muß ich jetzt ein verdutztes Gesicht machen!

Dreizehnter Auftritt.

Walter. Jeanne.

Jeanne (kommt in Hut und Umhang hinter dem Hause links vor).

Walter (erblickt Jeanne). Alle guten Geister, die fehlte noch!

Jeanne (zu ihm eilend, aufschreiend). Herr Doctor Walter, Sie hier?

Walter. Ja, ich! Und Sie?

Jeanne. Ich bin dauernd (auf das Haus links deutend) zu meiner Mutter zurückgekehrt.

Walter (auf das Haus deutend). Das Ihre Mutter?

Jeanne. Ei, thuen Sie doch nicht, als ob Sie das nicht gewußt hätten. Weshalb wären Sie denn sonst hier?

Walter (sinkt vernichtet auf die Rundbank). Gerechter Himmel, ist das ein Reinfall!

Jeanne. Ja, aber was haben Sie denn nur?

Walter. Ach, Jeanne, liebes Fräulein Jeanne, haben Sie schon jemals einen unsterblich Blamirten gesehen? (Auf sich deutend.) So sieht er aus.

Jeanne. Ich verstehe Sie nicht! Kennen Sie meine Mutter?

Walter (kläglich). Ob ich Sie kenne! (Springt auf.) Leben Sie wohl, mein Fräulein! (Will fort.)

Jeanne (seinen Arm ergreifend). Wohin?

Walter. Fort von hier, fort aus Straßburg, ehe Ihre Frau Mutter zurückkehrt.

Jeanne. Meine Mutter? Aber erklären Sie mir . . .

Walter. Hier hilft keine Erklärung, hier rettet nur eiligste Flucht.

Jeanne (sich fest in seinen Arm hakend). Ich lasse Sie nicht, ich muß wissen, was zwischen Ihnen und meiner Mutter . . .

Walter. Genius Deutschlands, verhülle Dein Haupt, damit Du nicht schauest Deinen Streiter auf der Flucht! (Eilig durch die Pforte im Hintergrunde nach links ab, während Jeanne, welche seinen Arm untergefaßt hat, ihm folgt.)

Vierzehnter Auftritt.

Gérard.

Gérard (tritt, mit Hut und Gerte, aus dem Hause rechts und trällert, während er den Handschuh zuknöpft, vor sich hin:) „Tous les amours ne sont pas envolés." (Blickt auf, gewahrt das soeben nach links verschwindende Paar, eilt zur Pforte; dann tonlos:) Fort, fort mit ihm! (Preßt die Gerte unwillkürlich mit beiden Händen so stark zusammen, daß sie bricht.) Ah! (Schleudert die Gerte fort.) Ist sie es, von der er mir erzählte vorhin? Sie versteckte ein Buch . . . (Eilt zur Bank, öffnet das Arbeitstäschchen und schlägt das Buch auf.) Er ist es! Sie lieben sich! (Sinkt, das Buch in den Händen, auf die Bank; gewahrt das Sträußchen.) Ah, selbst euch hat sie vergessen um seinetwillen! (Schleudert das Sträußchen weg.) Einsam! Ungeliebt! (Schlägt mechanisch das Buch auf und liest.) „Wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann?" (Sprechend.) O, ein Wort, allzu wahr! Hat sie nicht mich beinahe dahin geführt, mich zu machen lächerlich? Sie sind jung, sie gehören zu einander, und er ist der Sohn von die schöne deutsche Mädchen, die ich habe geliebt so sehr! Ja, ja, ich will ihn machen glücklich. (Steckt das Buch wieder in das Arbeitstäschchen.)

Fünfzehnter Auftritt.

Gérard. Josephine.

Josephine (tritt in bloßem Kopf aus dem Hause links). Haben Sie meine Tochter nicht gesehen?

Gérard (nach dem Hintergrund links deutend). Sie ist davon gegangen, Arm in Arm, mit meinem Freund Walter.

Josephine. Ein angenehmer, energischer Mann Ihr Freund Walter.

Gérard. Sie kennen ihn?

Josephine. Gewiß! Er hat vorhin um die Hand meiner Tochter bei mir angehalten.

Gérard. Ihrer Tochter? (Beiseite.) O, der Tartuffe!

Josephine. Das heißt, Jeanne's Namen hat er eigentlich nicht genannt.

Gérard. Wie?

Josephine. Aber er sagte, er wolle sich hier verheirathen, sein Glück läge in meiner Hand, er drängte mich um eine Antwort . . .

Gérard. So! So! (Beiseite.) Hat der Schlingel doch gefreit um die Mutter und dafür erhalten die Tochter?

Josephine. Das Alles konnte doch nur auf Jeanne gehen.

Gérard. Gewiß! Gewiß!

Josephine. Und dann sagte er noch Etwas, weshalb ich mit Ihnen ein Hühnchen zu pflücken habe.

Gérard. Ein Hühnchen zu pflücken haben? Was heißt sich das?

Josephine. Sie haben gesagt, daß auch ich mich wohl wieder verheirathen würde . . .

Gérard. Wie?

Josephine. Sie haben die Hoffnung durchblicken lassen, daß ich . . .

Gérard. Was?

Josephine. Daß ich . . . daß Sie . . . O, weshalb soll ich die kecken Worte wiederholen! Sie verstehen mich wohl?

Gérard. Ich? Sie? Verstehen? (Beiseite.) Welch' ein Gedanke! Da liegt die Möglichkeit eines ehrenvollen Rückzuges. (Laut.) Ja denn, Madame, das habe ich gesagt, und ich hoffe . . .

Josephine. Was?

Sechszehnter Auftritt.

Gérard. Josephine. Walter. Jeanne.

Jeanne (tritt durch die Pforte im Stacketenzaun von links her ein, den sich sträubenden Walter mit sich ziehend). So, jetzt werden Sie vor der Mama bekennen, was Sie verbrochen haben, und weshalb Sie entfliehen wollen.

Josephine } zugleich. Entfliehen?
Gérard }

Walter. Aber, Fräulein Jeanne . . .

Jeanne. Nicht gemuckst! Mama, was hat er verbrochen?

Josephine. Verbrochen? Herr Walter hat bei mir um Deine Hand angehalten.

Jeanne (läßt Walter's Hand los, tief beschämt). Ach, Herr Walter!

Walter (auf Jeanne deutend, beiseite). Um Ihre Hand? Sollte ich mich so geirrt haben?

Gérard (auf Walter deutend, beiseite). Dem hat Gott es im Schlaf beschеert! O Jugend, Jugend!

Jeanne (wieder gereizt). Aber weshalb wollten Sie denn entfliehen?

Walter (keck). Ich entfliehen? Oho! (Beiseite.) Ich verstehe kein Wort von der ganzen Geschichte!

Gérard. Lassen Sie mich sein Richter in dieser Sache. (Stößt Walter an, beiseite.) Jetzt keck sein! (Laut.) Setzen wir uns. (Alle Vier setzen sich auf die Rundbank um den Baum, von rechts nach links in der Reihenfolge: Gérard, Josephine, Walter, Jeanne.)

Josephine (zu Gérard). Sie wollen Richter sein? Ueber Sie selbst ist ja gerade das strengste Gericht zu halten.

Gérard. Weshalb?

Josephine. Wegen Ihrer Behauptung, daß auch ich wohl nicht immer Wittwe bleiben würde.

Gérard. Ich trete den Beweis der Wahrheit an.

Josephine. Da bin ich begierig!

Gérard. St! St! Leise! Das brauchen die Kinder nicht zu hören.

(Beide plaudern leise weiter.)

Jeanne (zu Walter). Wer Ihnen glauben dürfte!

Walter. Habe ich Ihnen jemals Anlaß zu Mißtrauen gegeben?

Jeanne. Aber Ihr heutiges Verhalten?

Walter. Nur ein Taumel des mir neuen, unverhofften Glückes, Sie hier zu finden.

Jeanne. Und was sagte meine Mutter?

Walter. Sie eröffnete mir die schönste, beglückendste Hoffnung.

(Rückt immer näher an Jeanne, so daß letztere gleichfalls langsam immer weiter nach links rückt.)

Jeanne. Wirklich?

Walter. Und wenn auch Sie, Fräulein Jeanne . . .

Jeanne. Was?

Walter. Wenn auch Sie jene Vorurtheile fallen ließen, die Sie in Paris von mir fern hielten, wenn Sie hier, auf dem deutschen Boden Ihres heimischen Elsaß, einem braven, deutschen Jungen Ihr Herz schenken wollten . . .

Jeanne. Aber, Herr Doctor . . .

Walter. Jeanne, theuerste Jeanne!

Jeanne. St! St! Daß Herr Gérard nichts hört!

Walter. Geschähe ihm schon recht, dem alten Kuppler!

(Beide sind langsam immer weiter nach links gerückt, bis sie hinter dem Baum zu sitzen kommen. In gleicher Weise hat Gérard in lebhaftestem Gespräch Josephine immer weiter nach links gedrängt.)

Josephine (zu Gérard). Und Sie lassen Ihre Christine wirklich ziehen?

Gérard. O Madame, Sie selbst verstehen zu kochen weit schmackhafter, — mag Christine noch heute mit ihrem Charles nach Paris ziehen!

Josephine. Ja, aber ich . . .

Gérard. Lassen Sie mich reden zu Ende. Wollen Sie sein hinderlich dem Glück Ihrer einzigen Tochter? Und wann sie wird sein verheirathet mit meinem jungen Freund, — wo wird dann sein Platz für Sie selbst, Madame, in Ihrem Haus? Man wird Sie exmittiren aus Grund von so kleine Bébé's.

Josephine. Dann müßte ich mir freilich eine andere Zuflucht suchen.

Gérard. Nehmen Sie dieselbe zu mir.

Josephine. Wie?

Gérard. Lassen Sie uns sein zwei Häuser, zwei Familien. Dann haben wir nicht mehr nöthig zu processiren um diesen Garten, und wir können theilen zu gleichen Theilen, ein Haus für die Kinder, das andere für uns.

Josephine. Aber, Herr Gérard . . .

Gérard, Ja oder nein?

(Vor Gérard's heftigerem Drängen ist Josephine immer weiter nach links gerückt, bis Beide genau seitwärts links vom Baume sitzen. Auf der rechten Seite kommt hinter dem Baume Jeanne hervorgerückt, während Walter nachdrängt.)

Jeanne. Aber Sie drängen mich ja immer weiter, Herr Doctor.

Walter (verlegen). Daran ist nur die Rundung der Bank Schuld. Da muß man ja rutschen.

Jeanne. Wenn Mama und Herr Gérard . . .

Walter (vergnügt nach links deutend). Sind auch gerutscht.

(Gérard und Josephine sitzen genau links, Walter und Jeanne genau rechts vom Baume, so daß das vordere Mittelstück der Bank frei ist.)

Gérard (zu Josephine). O Madame, sagen Sie ja, und Sie gewinnen einen eingefleischten Franzosen auf immer für Deutschland.

Josephine (reicht ihm lächelnd die Hand). Sei's denn! Ich opfere mich aus politischen Rücksichten.

Gérard (küßt ungestüm und laut Josephine's Hand).

Jeanne (gleichzeitig zu Walter). Ja, aber wo soll denn das noch hin mit Ihrem Drängen?

Walter (küßt sie auf den Mund). Dahin.

(Beide Küsse müssen gleichzeitig fallen. Sofort springen Gérard und Josephine, seitwärts links stehend, Walter und Jeanne, seitwärts rechts stehend, auf. Gérard und Walter blicken erst einander an, dann wie suchend nach dem Baume hinauf. Kurze Pause.)

Gérard (zu Walter). All right?

Walter (zu Gérard). All right!

(Gruppe, von links nach rechts gesehen: Josephine, Gérard, Jeanne, Walter.)

Gérard. Nun denn, bei dem Lächeln unserer holden Frau von Milo: mein Sohn, meine Tochter, meine Braut! (Reicht Jedem die Hand, zieht dann unter seinen rechten Arm Josephine's, unter seinen linken Jeanne's Arm und küßt Beiden abwechselnd die Hand). Wie um mich emporblüht ein ganzer Frühling von Jugend und Liebe! Ja, ja, Freund Béranger: „Tous les amours ne sont pas envolés!"

(Während man von links her, näher und näher tönend, Charles und Christine

„O Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Sadt!"

singen hört, fällt der Vorhang über die Gruppe.)

Hygiäa.

Historische Novelle von **Karl Nissel.**

(Fortsetzung.)

VI.

Es war geschehen, was so mancher kundige Blick vorausgesehen, das Königreich beider Sicilien hatte aufgehört zu sein, der Thron der Bourbonen war auch hier umgestürzt und gestützt auf französische Bajonette erhob sich an dem lachenden Golfgestade Neapels die parthenopäische Republik zu einem kurzen Scheindasein. Ferdinand IV. befand sich mit seinem ganzen Hofe auf Sicilien, den Lauf der Dinge mit Ungeduld abwartend.

Lady Hamilton war im Königsschlosse zu Palermo heimischer als in ihrer mittlerweile nach Palermo verlegten eigenen Wohnung bei ihrem Gemal, den nur seine erhöhte diplomatische Thätigkeit die Einsamkeit seines Hauswesens weniger fühlen ließ. Sie war nicht allein die vertrauteste Freundin der Königin Carolina, deren Wünsche gleich denen der Königin als Befehle galten, sie genoß die allerhöchsten Vorzüge und wurde sogar wie zur königlichen Familie gehörend betrachtet und man erschöpfte sich allseitig, ihr Liebesdienste zu erweisen. Emma schlürfte hier in vollen Zügen den berauschenden Trunk der Macht und wiegte sich in voller Sicherheit. Das vorwiegend dämonische Element sowohl in dem Charakter der Königin Carolina als auch in dem der Lady Hamilton war es, was die beiden Frauen zu einander zog und so fest verknüpfte. An ihren greisen, kränklichen Gatten fesselte Emma ohnehin kein anderes Band, als das der Dankbarkeit und einer sehr bedingten Achtung; denn ihrem feurigen Gemüth, ihrer leicht erregbaren, sinnlichen Natur konnte der Ritter ja auch nicht die geringste Nahrung bieten. Sie sollte ihm mit ihrer Jugend sein Alter vergessen machen und ihn einlullen in Schlaf und Traum, wie eine Wärterin das ermüdete Kind. Aber das genügte ihr nicht, konnte ihr nicht genügen, denn die heiße Sehnsucht nach Liebe durchdrang ihr ganzes Wesen. Deshalb hatte sie den glühenden Bewerbungen des Admiral Nelson ihr Herz zugewendet, wenngleich zuweilen das Bild eines anderen Mannes in ihrem Herzen emportauchte, das Bild eines Mannes, der sie verachtete und tödtlich beleidigt hatte, des Grafen von Ruvo und daneben die bleichen Züge des Earl Greville. Nelson war ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein gepriesener Held obendrein, muthig und furchtlos; aber es war nicht allein die Liebe, es zog sie eine andere Macht zu ihm, das brennende Gefühl der Rache, das in ihrer Seele lagerte wie eine Schlange unter Blumen, die immer und immer wieder nach ihrem Herzen stach. Sie sah in dem Admiral den schützenden Arm und das beste Werkzeug ihrer Rache und lieferte sich dadurch mehr und mehr in seine Gewalt, wenngleich sie mit schlauer Berechnung denselben immer nur noch an dem unzerreißbaren Faden der Hoffnung gängelte. Sie fühlte, daß sie ihm erliegen würde, aber sie wollte diesen Zeitpunct selbst bestimmen und ihre

Gunst nur für den ausgesetzten hohen Preis ihm schenken, aber sie hatte nicht bedacht, daß sich Leidenschaft an Leidenschaft entzündet, und die stärkere die schwächere sich unterjocht, und was ein Opfer scheinen soll, erst nur eine Gabe der Neigung ist.

Der Cardinal Ruffo hatte mit einem aus dem Abhub und Auswurf aller Länder und Nationen zusammengeworbenen und gewürfelten Heere, dem er den stolzen Namen Glaubensheer gab, Calabrien besetzt und machte von hier aus in der allerentsetzlichsten Weise für die legitimen Interessen des Königshauses der Bourbonen und den bedrohten Glauben, für Thron und Altar, denn die Flagge der Religion deckte die unsaubere Ladung, siegreiche Einfälle in die übrigen Provinzen des Königreichs. Der Schrecken ging vor ihm her und sein Heer wuchs von Tag zu Tag, da er glänzende Versprechungen nach allen Seiten austheilte und große Belohnungen allen Getreuen im Namen des Königs zusagte. Als nun gar der tapfere französische General Championet aus Neapel abberufen wurde, verlor die Republik ihre Hauptstütze und ihren kräftigsten Arm und gerieth in ein bedenkliches Schwanken. Sofort begann der indolente, leicht bestechliche fanatische Pöbel sich wieder zu regen und geltend zu machen, der entartetste Europas, der keinen andern Wunsch hegte, als müßig zu lungern, zu betteln und zu stehlen und von höheren menschlichen Pflichten und Rechten noch keine Ahnung hatte. Kein Wunder, daß solche Hülfe dem Könige zum Vortheil gereichen mußte und ihm höchst erwünscht war, der selbst zwar nicht von höheren Voraussetzungen ausging, aber nunmehr die klugen Voraussetzungen des Cardinals Ruffo zu würdigen begann. Stündlich fast langten neue Siegesnachrichten in Palermo an und wurden im Königsschlosse mit heißer Sehnsucht erwartet und mit Jubel aufgenommen. Die Königin Carolina begann bereits an die Ausführung der von ihr entworfenen verderbenschwangeren Pläne zu denken. Durch ihr glühendes Rachegefühl, das aus dem Unglück nur neue Nahrung sog, durch ihre Energie und ihren festen Willen, mit dem sie den Willen des Königs vollständig beherrschte und sich dienstbar machte, hatte sie mehr und mehr den grausamen Charakterbestandtheil Ferdinand IV. zum vorherrschenden gemacht und durch beständige Reizungen vergrößert. Ein Weib erträgt geduldig Leiden und Wehe, weil ihr dies oft einen Märtyrerschein verleiht, besonders wenn es der Liebe entsprungen, aber sie erträgt nur schwer Demüthigungen und Beleidigungen vor der Welt, wenn sie sich zum Herrschen berufen fühlt; sie verzeiht nimmermehr Denen, die sie an ihrer Selbstachtung zu schädigen dachten und ihr den Nimbus rauben wollten, den ihr der Zufall oder die Gunst der Verhältnisse um das Haupt gebreitet. Sie vergiebt dem reumüthigen Frevler an ihrer Unschuld und Treue, aber sie verfolgt mit tödtlichem Hasse den Zweifler an ihrer Liebe und an ihrer Tugend, den Spötter und Verächter der weiblichen Vorzüge und den Verhöhner ihres höheren Berufes und ihrer Willenskraft als Weib. Wo sie nicht lieben kann, will sie hassen. So die Königin, so Lady Hamilton. Letztere befand sich just im Königsschlosse, als die allerneuesten Nachrichten des Cardinals einliefen. Der König öffnete hastig das ihm durch einen Eilboten überbrachte Schreiben und las, aber es machte sich dabei eine seltsame Erregung in seinem ganzen Wesen kund, die er nicht zu unterdrücken vermochte. Kaum hatte er den Inhalt des Schreibens flüchtig durchflogen, als er einen lauten Freudenruf ausstieß und eiligst sich der erwartungsvollen Königin näherte.

„Carolina, wir sind endlich am ersehnten Ziele! Die Pforte zu meinem

Königreich ist weit aufgethan und bald wird man uns einladen, unseren festlichen Einzug in unserem schönen Neapel zu halten."

Die Königin war aufgesprungen, mit leuchtenden Augen und fliegenden Pulsen.

„Sprichst Du die Wahrheit, Ferdinand?"

„Es ist kein Augenblick zum Scherzen", anwortete er.

„So hat Gott mein heißes Flehen erhört", sagte sie im Jubelton und zur gleichfalls freudig überraschten Lady Hamilton sich wendend, setzte sie hinzu: „Haben Sie es vernommen, theure Freundin! Carolina darf wieder daran denken, daß sie Königin von Neapel ist."

Die Lady schien keine Worte zu finden, nur ein einziger Freudenlaut entrang sich ihrer Brust, aber ein Freudenlaut, der mehr als die beredetsten Worte zu sagen schien und einen reichen Inhalt umschloß.

„Aber was ist geschehen?" fragte dringend die Königin und ihre Augen hafteten sehnend an dem Blatte in des Königs Hand.

„Ruffo hat unsere Feinde besiegt und vernichtet und befindet sich in der gegenwärtigen Stunde jedenfalls schon in dem eroberten Neapel, in welchem er die gute, alte Ordnung wieder herzustellen bemüht ist, um Thron und Altar in erhöhterem Glanze aufzurichten. Gott sei gelobt, nun werden wir bald wieder in dem Schlosse meiner Ahnen thronen und uns zu Füßen die Neapolitaner liegen sehen."

Die Königin richtete sich hoch auf, ihr Busen hob sich stürmisch, aber es blickte eine Besorgniß aus ihren Zügen, für die sich schwer die richtige Bezeichnung finden ließ.

„Ich sagte es stets, ich war fest davon überzeugt, daß es eine Vergeltung giebt, daß über uns unsichtbar die Hand eines Gottes waltet, die die Tugend belohnt und das Laster bestraft!" sagte sie mit großem Pathos. „Nun, und weiter? Ist der Cardinal wirklich schon in Neapel, das ihm doch so drohenden Widerstand entgegenzusetzen beschloß?"

„Ich hoffe dies, denn Neapel hat capitulirt."

Die Königin konnte einen Jubelausruf nicht unterdrücken.

„Neapel capitulirt! Die parthenopäische Republik zerschlagen! Das uns verhöhnende, unsere Großmuth verspottende, unsere Liebe mit Verachtung von sich stoßende Neapel, daß nur auf unseren Untergang und Tod bedacht war, liegt im Staube vor unseren Füßen! Das ist Heilbalsam auf die Wunden meiner Seele. Doch welche Bedingungen hat Ruffo den Verbrechern, den Rädelsführern der Rebellen gewährt? Keine, hoffe ich, die einer Gunst oder einem Nachgeben unsererseits ähnlich schauen! Keine, die des Königs von Neapel unwürdig scheinen, oder Schwäche verrathen!"

„Bedingungen?" gegenfragte der König, offenbar durch die eingeworfene Frage der Königin überrascht: „Ich denke, die vortheilhaftesten, die er stellen konnte, um sein Ziel zu erreichen? Der Cardinal hat, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden und Neapel nicht in einen Trümmerhaufen verwandelt zu sehen, wie Massa im Falle der Ablehnung der gestellten Bedingungen angedroht, Neapel auf Grund folgender Capitulation eingenommen."

Die Königin hatte die Hand der Lady Hamilton fest umklammert und beugte sich neugierig lauschend mit dem Oberkörper nach vorn, die weitgeöffneten großen Augen fest auf das Blatt in des Königs Hand gerichtet. Dieser las eintönig:

1) „Die Castelle Nuovo und dell' Ovo sollen mit sämmtlichen Waffen

und Kriegsvorräthen den Commissarien Sr. Majestät des Königs beider Sicilien und seiner Verbündeten Englands, Rußlands und der ottomannischen Pforte übergeben werden."

Der König machte eine Pause und schaute seine Gemalin fragend an, als wollte er sagen, „ist es nicht gut so", diese bedeutete ihn aber mit den sichtbaren Zeichen der Ungeduld fortzufahren.

2) „Die republikanischen Besatzungen dürfen mit allen Kriegsehren abziehen. Es wird ihnen Achtung ihrer Personen und der Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums verbürgt."

Der Königin, die schon bei dem ersten Satze aufgezuckt war, entfuhr ein ziemlich greller Ausruf der Ueberraschung. Ferdinand IV. hielt inne und warf seiner Gemalin einen Blick der Besorgniß zu. Aber die Königin hatte sich schnell gefaßt.

„Weiter, weiter!" rief sie dem Könige zu. „Denn ich bin in der That neugierig, was der Cardinal noch Erniedrigenderes bewilligt haben kann und obendrein unter Zustimmung der europäischen Großmächte."

Der König nahm das Blatt wieder auf und las weiter:

3) „Sie sollen die Wahl haben, sich auf Parlamentärschiffen einzuschiffen, um nach Toulon gebracht zu werden oder im Königreiche zu bleiben, ohne alle und jede Gefahr für sich und ihre Familien. Die Minister des Königs werden für die Schiffe sorgen."

„Genug, genug!" unterbrach die Königin im Tone äußerster Entrüstung die Vorlesung und die Hand der besorgt dreinschauenden Lady fahren lassend, nahm sie dem Könige das Blatt aus der zitternden Hand. „Und diese Bedingungen erscheinen Dir günstig, Bedingungen, die geradezu unerhört, entwürdigend sind. Die Unterschriften der Gesandten der Großmächte darunter können unmöglich echt sein! Wie? Ferdinand IV. sollte mit seinen rebellischen Unterthanen eine so schimpfliche Capitulation, einen so demüthigenden Frieden schließen? Er sollte den Leuten, die nach seiner Krone, die uns nach Land und Leben getrachtet und weder Mitleid noch Schonung für uns hatten, ihnen sollte er eine Gnade gewähren wollen, die geradezu beispiellos zu nennen ist? Sollte sogar den Häuptern der Rebellen und den Anführern unserer erbittertsten Feinde die Hand zur Rettung bieten? Soll ihnen selbst das Netz öffnen, in dem er sie gefangen hält, um sie entschlüpfen zu lassen, Nimmermehr darf das geschehen! Nimmermehr können wir uns so tief erniedrigen, ein so frevles Spiel mit der von der Vorsehung in unsere Hand gelegten Macht treiben! Nimmermehr dürfen die ärgsten Feinde und Widersacher des göttlichen Rechtes und der menschlichen Hoheit ungehindert straflos in die Ferne ziehen, um dort ihre verderblichen Pläne weiter zu spinnen und auf den günstigen Augenblick zur Rückkehr zu warten, um sie aufs Neue ins Werk zu setzen! Eine tief beleidigte Königin wird dem entgegenzutreten wissen, wird zeigen, daß die Strafe noch nicht ohnmächtig geworden ist und wie Gottes Ordnung gehandhabt werden muß! Sie wird den Rebellen zeigen, daß das entsetzliche Schicksal, was das unglückliche Königshaus von Frankreich getroffen", — ein heftiges Schluchzen unterbrach für eine kurze Weile den rasch dahinbrausenden Redestrom der Königin. Mit einem gewissen feierlichen Pathos fuhr sie fort: „Du sollst gerächt werden, arme unschuldige, ermordete Schwester! Du und Dein schuldlos edler Gatte, der seine Güte und Nachsicht ins Verderben riß. Unsere heiligste Pflicht ist es ein warnendes Beispiel zu geben, das die Welt erschüttert und bessert! Ei

Beispiel, an dem sich Tugend und Gerechtigkeit wieder aufrichten und die Menschheit den Glauben an Gottes Allmacht nicht verliert!"

Die Königin Carolina stand hoch aufgerichtet vor dem Könige, durchlodert von den Flammen einer Regung, einer Empfindung, die man ebenso gut Begeisterung, als Zorn nennen konnte und war in dieser Situation einer jener Gottheiten vergleichbar, die zugleich lohnt und straft, wie sie die Meisterhand der classischen Kunst uns überliefert hat, als Vorbild und Studie.

„Und was willst Du thun?" fragte Ferdinand, zwar. ein wenig kleinlaut, aber mit dem ihm angeborenen Gleichmuthe, der selbst allen seinen despotischen Handlungen noch einen Schimmer von Gutmüthigkeit aufdrückte, über seine Grausamkeiten einen Schleier breitete, der sie minder entsetzlich erscheinen ließ. „Der Cardinal Ruffo hat in meinem Namen, hat im Einverständniß mit den Bevollmächtigten der europäischen Großmächte also gehandelt und darum läßt sich auch an den geschehenen Thatsachen schwerlich etwas ändern. Bin ich erst wieder als König beider Sicilien in Neapel, führe ich erst wieder das Ruder der Macht in meiner Hand, dann wollen wir sehen, was sich nachholen und verbessern läßt."

Aber das war kein Argument, um die Aufregung der Königin zu beschwichtigen, vielmehr wurde dieselbe dadurch noch mehr angefacht, wie ihr Wesen verrieth.

„Wie konnte es Ruffo überhaupt wagen, eine solche Capitulation in Deinem Namen abzuschließen?" loderte es aufs Neue in ihr empor. „Wie durfte er die Majestät, die Krone so tief herabziehen, daß ihr funkelnder Reif im Kothe schleift? Könige unterhandeln niemals mit Denen, deren erste und einzige Pflicht Unterwerfung und unbedingter Gehorsam ist!"

Der König sah verlegen vor sich nieder und wagte kaum, dem fest auf ihm haftenden Blick seiner Gemalin zu begegnen.

„Der Cardinal Ruffo hat nun einmal in meinem Namen gehandelt", warf er ein mit dem gutmüthigsten Tone, der ihm zu Gebote stand; „und die Gesandten der Großmächte haben die Capitulation unterschrieben. Deshalb können wir im Augenblick nichts daran ändern und müssen die größte Vorsicht walten lassen. Der Schein des Rechtes muß vor den Augen der Welt aufrecht erhalten werden, bis der für uns günstige Zeitpunct erschienen ist, dies nicht mehr zu thun. Und der wird erscheinen, denn es wird kein Bau ohne geheime Thüren entworfen, die man im Fall der Noth benutzt."

„Du weißt, daß ich das offene Handeln liebe und auch auf diesen Fall angewendet wissen will!" versetzte fest und bestimmend die Königin. „Der günstige Zeitpunct ist für uns erschienen! Das Verhängniß wartet nicht und bricht unvorbereitet herein."

Der König warf einen fragenden Blick auf das Antlitz seiner Gemalin, auch die bisher schweigend zuhörende Lady Hamilton wurde aufmerksamer.

„Du erklärst, daß der von Ruffo geleistete Eid in dem gegebenen Falle für Dich nicht bindend sei", fuhr sie mit scharfer Betonung fort, „da der Cardinal nur für sich, aber nicht für seinen König einen bindenden Eid schwören könne! Ruffo ist auch zu klug, um sich nicht durch irgend einen Vorbehalt gesichert zu haben. Das zurückgenommen, fällt die ganze Capitulation und auch die Großmächte sind ihres gegebenen Wortes entbunden. Ich mag und will die Krone nicht aus den schmutzigen, blutbefleckten Händen des Pöbels nehmen! Die Zeit der Masaniellos ist für immer vorüber! Denke an Lud-

wig XVI. Er nahm die entweihte Krone nur aus den Händen des Pöbels, um mit ihr zugleich den Kopf zu verlieren! Das ist eine dringende Warnung für alle Könige auf Erden."

Der König erschrak vor dieser Mahnung, denn die Furcht vor dem Tode gehörte nicht zu seinen geringsten Schwächen, aber er hegte Scheu vor den Großmächten, deren Erbitterung er nicht hervorrufen wollte. Auch war es vielleicht ein Rest von Männlichkeit, der sich in seiner Brust regte, als er entgegnete:

„Daß ich nur ungern auf diese Capitulation eingehe, darfst Du mir glauben, wenngleich sie mir nicht so arg als Dir erscheint; aber wir haben keinen andern Ausweg mehr. Die Häupter der Rebellen sind bereits eingeschifft und ich besitze im Augenblick die Macht nicht, sie zurück zu halten. Machen wir also gute Miene zum bösen Spiele! Es sei denn, daß Du einen Ausweg wüßtest, eine Macht ausfindig machtest, die die Verbrecher in unsere Hände zurücklieferte?"

Durch diesen Einwurf glaubte der König, die Einwürfe seiner Gemalin zum Schweigen gebracht zu haben; aber er irrte sich, denn Carolina besaß Erfindungsgabe und für sie gab es keine Hindernisse.

„Und wenn ich nun wirklich einen Ausweg wüßte und auch eine uns dienstbare Macht gefunden hätte?" antwortete die Königin, in der plötzlich ein Gedanke aufleuchtete und die dabei ihr wie strahlendes Antlitz Lady Hamilton zuwendete und innig deren Hand ergriff. „Wenn mich auf diesen Ausweg nun die Hand der Freundschaft leitete? Wenn sie diese Macht besäße oder zu vergeben hätte? Ja, sie ist es! Theuerste Freundin, Sie werden mich verstehen!" sagte sie zu Lady Hamilton, die mit wechselnden Empfindungen angehört: „Dieselben Menschen, die auch ihre Ehre zu verunglimpfen wagten, Ihre fleckenlose Unschuld anzutasten, dieselben Menschen, den frechen Grafen von Ruvo an der Spitze, sollen frei und straflos ausgehen, sollen sich ihrer Thaten rühmen dürfen und neue ausbrüten? Sie sollen das, was sie an Ihnen und uns gethan, als stolze Erinnerungstrophäe mit in die Ferne nehmen, und uns ihren Hohn ins Angesicht schleudern dürfen? Sie sollen, als ob was sie gethan, nur ein leichtes Spiel gewesen, unverfolgt und unbelastet hinausziehen mit dem Bewußtsein, nur eine Niete gezogen zu haben? Können wir das ertragen? Dulden?"

Dieser Appell an das Herz der Lady Hamilton verfehlte seine Wirkung nicht, flammenden Angesichtes richtete sich die Lady empor.

„Gewiß nicht", antwortete sie und man hörte aus ihren Worten die mächtige Erregung ihres Inneren, „wenn es in unserer Macht steht, dies zu hindern. Und ich bin überzeugt, daß die Königin von Neapel auch als Rächerin groß und königlich zu handeln wissen wird."

„Das will ich, Lady Hamilton, so wahr mir Gott die Macht dazu verliehen!" versetzte feierlich die Königin. „Es giebt einen Ausweg aus dem Labyrinthe, in dem wir uns gegenwärtig befinden, zu dem Sie den rettenden Ariadnefaden besitzen."

Die Lady schaute überrascht und verwundert auf, und eine noch verhüllte Ahnung begann aus den Tiefen ihrer Seele aufzudämmern.

„Majestät, ich?" fragte sie staunend. „Dann haben Ihre Majestät ja nur zu wünschen, zu befehlen!"

„Zu bitten, dürfte richtiger sein", versetzte die Königin. Und sich zu ihrem ebenso verwundert dreinschauenden Gemal wendend, fügte sie mit

Hoheit im Blick und Festigkeit im Tone hinzu: „Du wirst sofort ein Decret ausfertigen lassen, welches die mit den Rebellen abgeschlossene Capitulation in allen den Puncten für null und nichtig erklärt, die lediglich die Personen der Führer der Aufständischen betreffen und deren Loos, dem Gesetz und der Gerechtigkeit zuwieder, entscheiden. Lady Hamilton übernimmt als Freundschaftsdienst den wichtigen Auftrag, dies Decret mit einer königlichen Vollmacht unumschränkten Handelns versehen, an den Admiral Nelson zu überbringen. Dazu werde ich ein eigenhändiges Bittschreiben an Nelson fügen, das ihm Alles klarlegen soll.“

Lady Hamilton stand wie mit Purpur übergossen und ihr Busen wogte ungestüm, aber sie suchte vergebens nach Worten, um ihren Empfindungen Ausdruck zu verleihen.

„Lord Nelson ist ein edler Mann“, fuhr die Königin fort, der die Bewegung der Lady Hamilton nicht entgangen war, „der genau den Werth oder Unwerth dieser Menschen zu schätzen weiß und wenig Sympathien für sie empfindet. Lord Nelson ist ein loyaler Diener seines Königs und eine große Machtbefugniß ruht in seinen Händen, die er sicher nur zum Heile der beleidigten Majestät gebrauchen und deshalb auch uns nicht versagen wird. Lady Hamilton, es ist mehr als ein Freundschaftsdienst edelster Art, den ich von Ihnen begehre, es ist einer jener höheren Dienste, den nur hochbegabte Naturen zu leisten vermögen, den Sie zu leisten berufen sind, leisten werden. Sie werden unser Heiligstes schirmen und wahren vor jedem Makel und jeder profanen Berührung und alle unsere Feinde, alle, der wohlverdienten Strafe nicht entgehen lassen.“

Lady Hamilton warf sich statt jeder Antwort in die geöffneten Arme der Königin und wurde von dieser lange und innig an die hochklopfende Brust geschlossen. Was der Lady Inneres bewegte, ließ sich unschwer errathen; es war, als ob vor ihrem Blick sich mit einem Male eine neue Welt erschlösse, die ihre Vergangenheit mit seltsamen Blüthenranken überdeckte, so hoch überdeckte, daß keine Spur davon mehr zu erschauen war. Die üppigen Bilder des Genusses, wie die bleichen Larven der Untreue und des Verraths lagen gleich tief verscharrt und darüber erhob sich ihr eigenes Abbild wie das Haupt der Medusa, Alles um sich her durch seinen Anblick versteinend und über das Ganze rankte die Vergessenheit ihre dunkeln Zweige dichter und dichter. Kaum vermochte sie ihrer gewaltigen Aufregung Herr zu werden. Die Ueberbringerin eines solchen Auftrages an den Mann zu sein, der sie mit so verzehrender Gluth liebte, ihm selbst die Möglichkeit der Erreichung seines Zieles in die Hand zu legen, — das war ja kein Dienst, das war ja etwas so ihren geheimsten, tiefsten Empfindungen Entsprechendes, für das sie keinen Namen fand. Durch Nelson gerächt zu werden, war der vor ihrer Seele leuchtende Gedanke, Rache, daneben verschwand alles Andere. Der stolze, höhnende Blick des Grafen von Ruvo, der mahnende Drohblick Greville's zerflossen wie Nebelflocken vor dem Gluthauge der Rachegöttin ihres eigenen Innern. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sich die Hochfluth ihrer tiefinnersten Empfindungen beruhigt und sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte.

„Dieser Dienst ist in Wahrheit der heiligste meines Lebens“, stammelte sie mehr als sie sprach: „und ich bin stolz darauf, ihn leisten zu dürfen.“

„Wußte ich es doch, daß ich mich in meiner Freundin nicht getäuscht“, sagte erhobenen Tones die Königin. „In wenig Stunden schon segeln Sie

mit Gott zu unserem Retter und Rächer! Wir werden beten, daß unsere Wünsche Erhörung finden. Gott schützt ja die Unschuld und wahrt ja das Recht! Lassen Sie uns die nöthigen Vorbereitungen treffen, unsern Dank zahlen unsere Herzen!"

In dem Innern der mit der Königin Arm in Arm sich entfernenden Lady Hamilton aber rief eine jubelnde Stimme:

„Meinen Dank finde ich nur bei ihm, der mir den mit den Rosen der Liebe umkränzten Becher der Rache credenzt! Nur wenn ich ihn geschlürft, darf ich ungestört von der Tafel des höchsten Erdenglückes auch meinen Hunger stillen."

VII.

Das Schiff, das den Admiral Nelson von Sicilien herübertrug, um die abgeschlossene Capitulation ins Werk setzen zu helfen, näherte sich bereits dem Golf von Neapel, als es von einem Schnellsegler unter königlicher Flagge eingeholt wurde, der das Signal gab, ihn heranzulassen. Nelson, irgend eine wichtige Botschaft vermuthend, ließ beilegen und erwartete gespannt die Dinge, die da kommen würden; aber wie erstaunte der Seeheld und blickte freudig überrascht auf, als die erste Person, die sein Schiff betrat, Lady Hamilton war. Seinen Augen kaum trauend, schritt er ihr entgegen und begrüßte sie ehrfurchtsvoll.

„Mylady, welcher gute Geist sendet Sie in dieser Stunde zu mir? Ich hatte bereits für längere Zeit darauf verzichtet, Sie wieder zu sehen und war offen gestanden höchlichst betrübt, Sie zu missen, als Sie wie der holde Genius der allerseligsten Empfindung vor mir erscheinen."

Dabei hingen die Blicke des Admirals an der wie neuerblühten Schönheit der Lady Hamilton wie bezaubert, die dies Empfinden durch Blick und Geberde erhöhte. Sie sog ja daraus dem Admiral gegenüber Kraft und Stärke und fühlte auch, daß sie derselben bedürfen würde. Denn dies Mal sollte der Zauber ihres Wesens die Probe bestehen, war ihre Schönheit, sie selbst nur der lockende Köder zu einer That, die Nelson zu einem blinden, willfährigen Werkzeuge machen sollte, welche seinen hohen Ruhm schmälerte. Das Unternehmen der Lady Hamilton war ein Wagniß, ein kühnes Wagniß, denn was sie verlangte, war groß und gewaltig, aber sie wollte auch den höchsten Preis bieten und baute auf die bereits angefachte Leidenschaft in des Admirals Brust. Nur durch die auflodernde Macht der Leidenschaft konnte es ihr gelingen, das zu erreichen, was sie zu erreichen strebte, aber sie mußte dieser Leidenschaft Nahrung, volle Nahrung bieten, an die Stelle der spröden Zurückhaltung mußte die weiche Hingebung treten. Alles Dessen war sie sich bewußt, Alles das hatte sie genau erwogen, ehe sie Nelsons Schiff betrat — und vor einem Treubruch konnte die nicht zurückschrecken, die keine Treue kannte und deren tiefstes Empfinden in das verlockende Gewand der Sinnlichkeit, des Genusses gehüllt war. Aber sie besaß dabei auch die Klugheit der Verführungsschlange des Paradieses und wußte genau die Stelle, wo Nelson sterblich war. Deshalb schöpfte sie aus seinen ersten Worten schon die Zuversicht des Sieges.

„Lord Nelson, mich treibt eine heilige Pflicht heute zu Ihnen", antwortete sie: „und das ist ja auch ein guter Geist."

Der Admiral ließ seinen Blick fragend auf ihr haften.

„Sie treibt eine heilige Pflicht zu mir, Lady Hamilton?“ fragte Nelson. „Und diese heilige Pflicht? Darf ich wissen, was sie von mir verlangt?“

„Admiral, ich bin in der That verlegen, die rechten Worte zu finden“, antwortete die Lady und ihr ganzes Wesen hatte sich in das reizende Gewand der Verlegenheit gehüllt, das selbst ihre Stimme unter seinen Faltenwurf genommen hatte. Der Admiral wandte kein Auge von ihr und schien sich daran zu weiden, aber sie wußte zu genau, bis zu welcher Grenze sie gehen konnte, um seiner Nachfolge sicher zu sein. „Was ich Ihnen bringe, ist so gewichtig, daß es die Hand eines schwachen Weibes nicht zu ertragen vermöchte, wenn sie dabei nicht von ihrem Herzen unterstützt würde.“

„Lady Hamilton, dann muß das, was Sie mir bringen, in der That mehr als gewichtig sein, wenn ich seine Schwere nach Ihren Worten messen soll“, sagte Nelson. „Aber was es auch sei, von solcher Stütze getragen, muß es den Empfänger beglücken. Doch lassen Sie hören!“

„Der König beider Sicilien legt durch meine eine königliche Vollmacht in Ihre Hände, die Sie zum Schützer und Hort der königlichen Ehre und Würde ernennt! Sie sollen die Gerechtigkeit wieder herstellen in Neapel! Das Laster bestrafen und die Unschuld beschützen, überhaupt eine große Mission erfüllen!“

Es war ein durchdringender Blick, den der Admiral auf die Lady richtete.

„Und das Alles verlangt?“ fragte er.

„Darum bittet König Ferdinand IV.! Die Lady Hamilton jedoch verlangt von Ihnen nur einen Freundesdienst, einen vielleicht hohen Freundesdienst nach seinem wahren Werthe gemessen, und ich thue dies“, fügte sie leiser hinzu, „mit ebenso viel Glauben und Vertrauen.“

„Nur einen Freundesdienst verlangen Sie? Sie sprechen in Räthseln zu mir. Ja Alles das umspinnt mich mit geheimnißvollen Fäden“, versetzte der Admiral und bot der Lady den Arm. „Doch kommen Sie! Meine Cajüte wird wohl der beste Ort zur Fortsetzung Dessen sein, was Sie mir zu sagen haben? Mindestens der verschwiegenste und ungestörteste, denn hier giebt es der müßigen und neugierigen Ohren zu viele.“

Die Lady nickte zustimmend und Nelson geleitete sie mit allen Zeichen größter Ehrerbietung in die einem Staatszimmer gleichenden Kajüte, die für den Admiral mit allem Comfort hergerichtet und ausgestattet war. Die Begleitung der Lady blieb auf dem Verdeck zurück, wo sie auf den Wink des Admirals bewirthet wurde. In der Kajüte des Admirals standen Erfrischungen bereit, zu deren Genuß Nelson die Lady einlud, nachdem er sie auf einer Ottomane zum Sitzen genöthigt und auf einem Sessel vor ihr Platz genommen.

„Lady Hamilton, in diesem Augenblicke liegt das Paradies mit allen seinen Wonnen erschlossen vor meinen Blicken“, sagte Nelson mit einem lebhaften Ausbruch seiner Empfindung. „Theilen Sie mir nun den wahren Beweggrund Ihres Kommens mit.“

„Ich komme als Bote König Ferdinands IV.“ war die kurze Erwiederung.

„Sie kommen als Bote des Königs beider Sicilien?“ Es klang ein leiser Mißton aus Nelsons Frage: „Nur als Bote des Königs?“

„Zuerst als Bote des Königs und der Königin“, antwortete sie mit feierlicher Betonung, „und ich bin beauftragt, das Geschick des Königspaares

in Ihre Hände nieder zu legen. Die eigenen Angelegenheiten kommen erst in zweiter Reihe."

„Das klingt immer seltsamer", versetzte Nelson mit seltsam fragendem Blicke. „Wären Sie es nicht selbst, die ich hier vor mir sehe, so würde ich vermuthen, daß irgend ein Kobold sein Spiel mit mir treibe. Sie legen das Geschick des Königspaares beider Sicilien in meine Hände? Und sprechen das in einem so feierlich ernsten Tone aus, daß man versucht ist, an die Wahrheit Ihrer Worte zu glauben. Lady Hamilton, das kann doch nur Scherz sein? Was kümmert mich überhaupt das Geschick dieses Königspaares, das sich ja bereits zum Besten gewendet hat? Ihr eigenes Geschick würde mir mehr am Herzen liegen, als das Schicksal aller Könige auf Erden."

Jedes Wort des Admirals tropfte warm und wohlthuend in das Herz der Lady.

„Mein Schicksal ist an das des edlen Königspaares festgekettet", sagte sie mit einem Beiklange von Schwermuth.

„Wie es scheint wollen Sie mich in Räthsel verstricken", erwiederte Nelson. „Aber ich bin, offen gestanden, ein wenig schwerfällig zum Lösen derselben. Ihr Schicksal an das des Königspaares geknüpft? Ist denn der Ritter Hamilton nicht mehr unter der Zahl der Lebenden?"

„Mein Gemal erfreut sich bester Gesundheit", antwortete sie mit ihrem Fächer spielend, dessen zarter Elfenbeinmalerei sie ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden schien. „Was hätte denn auch der Ritter Hamilton mit dem Schicksal des Königspaares beider Sicilien zu schaffen? Besonderes zu schaffen?"

„Genau dasselbe, was Sie damit zu schaffen haben", entgegnete Nelson. „Aber verstricken Sie mich nicht tiefer in ein Gewebe, das mich mit unsichtbaren, dunklen Fäden umspinnt, sondern geben Sie mir Klarheit. Ich sehe Sie vor mir, hier in meiner liebsten Behausung und auf meinem eigentlichen Elemente! Das ist an und für sich schon ein Räthsel, wenn auch ein schönes Räthsel für mich. In einer so gewaltigen Erwartung stehe ich vor Ihnen, wie vor meiner ersten Schlacht. Wohlan, schreiten Sie zum Angriff! Ihnen gegenüber will ich einmal mit Freuden meine Flagge streichen und mich für besiegt erklären."

„Was sprechen Sie von Angriff, wo ich von Ihnen einen Sieg verlange, für den ich selbst den höchsten Preis darzubieten komme, den höchsten, den ich einem Menschen darzubieten vermag", setzte sie hinzu und ließ den vollen Gluthenstrahl des großen, schönen Auges auf Nelson haften, daß es den Admiral wonnig durchschauerte. Er zog ihre nur leise widerstrebende Hand an seine Lippen, während sein Blick begehrlich an ihrer schönen, ebenmäßigen Gestalt auf und niederschweifte und keinen Ruhepunct finden konnte.

„Lady Hamilton, Sie haben mir die Anwartschaft zum höchsten Erdenglück dargeboten", sagte Nelson, „den Besitz Ihrer Liebe! Hören Sie darum auf, mich in ein unentwirrbares Netz zu verstricken und sagen Sie mir mit kurzen, deutlichen Worten Ihr Begehren! Sie sprachen von einem Freundschaftsdienste, einer heiligen Pflicht? Worin bestehen Dienst und Pflicht?"

„Lesen Sie, Admiral! Der Inhalt dieser Schreiben wird Ihnen Alles sagen", damit reichte Sie dem Admiral ein versiegeltes Päckchen.

Der Admiral ergriff und entsiegelte das Päckchen, das Papiere enthielt, die er sofort entfaltete. Bedächtig las er sie durch und schien dabei oft seinen

Augen nicht recht zu trauen, auch gab sich eine sichtliche Veränderung in seinem Wesen kund, die dasselbe wie ein erkältender Hauch überstreifte; nachdem er Siegel und Unterschriften einer genauen Prüfung unterworfen, las er die Papiere noch einmal durch. Die Lady beobachtete alle seine Bewegungen, wenn sie dies auch durch ihr Fächerspiel zu verbergen suchte. Als Nelson noch einmal gelesen, erhob er sich, legte die Papiere auf einen kleinen Tisch und schritt in großer Erregung einigemal in dem engen Raume auf und nieder, augenscheinlich nach Worten suchend und dem was er sagen wollte die mildeste Form zu geben. Emma fühlte, daß der entscheidende Moment nahte und war nicht ohne Besorgniß, wenn sie sich auch auf die Sicherheit ihrer Waffen verlassen konnte.

„Mylady", sagte er nach einer längeren Pause mit gepreßter Stimme, „daß Sie, gerade Sie, die Ueberbringerin einer solchen Botschaft sein mußten, das ist es, was mich schwer betrübt, weil es den Ausdruck meiner Meinung beeinflußt. Aber man hat in der That den besten Boten zu so schlechter Botschaft gewählt, einen Boten, der mir jede schroffe Abweisung unmöglich macht."

Die Lady hatte den Fächer sinken lassen und forschend aufgeblickt, wenn auch die heftige Bewegung ihres Innern nicht auf der Oberfläche sichtbar ward.

„Doch immerhin muß ich mich entscheiden!" fuhr Nelson kühlen, sogar ein wenig rauhen Tones fort. „Was Ferdinand IV. von mir verlangt, kann ich ihm unmöglich gewähren, wenn ich auch die Macht dazu besitze, es läuft gegen meine Ehre und mein Gewissen! Hat der Cardinal Ruffo seine erhaltenen Vollmachten überschritten, so mag er wohl seine guten Gründe dafür gehabt haben, die ihn straflos erscheinen lassen und ihm Entschuldigungsgründe bieten; aber ich kann die dem einmal abgeschlossenen Vertrage Vertrauenden nicht auf so entsetzliche Weise aus ihrem Sicherheitstraume aufschrecken, ich, der ich dieselben dabei zu schützen berufen bin."

Die Lady stützte sich wie ermüdet auf die Polsterlehne und wie ein erkaltender Hauch strich es über ihr Antlitz dahin, die Röthe ihrer Wangen vernichtend und jedes sonstige Zeichen wärmerer Empfindung hinwegwehend.

„Admiral Nelson, Sie können nicht?" gegenfragte sie nicht ohne Herbheit, doch ohne Klang im Ton der Stimme. „Sie wollen nicht, wäre richtiger, denn welche Macht könnte Sie hindern, geschehenes Unrecht wieder gut zu machen, gut zu machen durch eine That, die Sie zur höchsten Ruhmeshöhe emporträgt. Aber Sie wollen nicht, und das ist ein Urtheilsspruch, der uns für immer scheidet, da darin eine Abweisung liegt, die auch ein minder weiches Herz verletzen muß", setzte sie mit scheinbar vor innerer Erregtheit bebenden Stimme hinzu, sich langsam von der Ottomane erhebend. „Dann bleibt mir nur noch die traurige Pflicht, dem sehnend harrenden Königspaare die Nachricht zu überbringen, daß es, gleich mir, sich in dem sonst so edlen und ritterlichen Charakter des Admiral Nelson getäuscht, daß der Sieger von Abukir, der berühmteste Seeheld seiner Zeit, mit gottlosen Rebellen sympathisirt, deren blutbefleckte Hände drückt und kein Mitgefühl für das Unglück eines edlen Königshauses hat! Daß er diesen Rebellen gegenüber selbst gegen die Dame jede Ritterlichkeit aus den Augen setzt, die er bisher die Dame seines Herzens zu nennen beliebte." Wie ein flüchtiges Wellenspiel lief es bei diesen Worten über die elastischen Formen ihres Körpers dahin, Worten, die schließlich in Weh zu ertrinken schienen. Nelson wurde bewegt.

„Rebellen hin, Rebellen her!" sagte er zwar noch mit einem leichten

Anfluge von Unmuth, doch milder: „das stört mein politisches Glaubensbekenntniß nicht, denn ich sympathisire weder mit ihnen, noch drücke ich ihre Hände, da sie mir verteufelt gleichgültig sind. Aber der König von Sicilien verlangt Henkerdienste von mir."

„Henkerdienste?" unterbrach ihn die Lady mit scharfer Betonung.

„Nichts anderes", fuhr Nelson fort. „Ihnen jeden Ritterdienst zu leisten bin ich stets bereit, sofern ich dies vermag, denn Ihr Zweifel an der Wahrheit meiner Empfindungen für Sie schmerzt mich tief, aber was das Königspaar von mir verlangt, ist kein Ritterdienst, nur ein Schergenamt."

„Mylord", sagte die Lady noch mit umflorter Stimme, indem sie die Augen an ihrer Gestalt niedergleiten und auf dem Boden haften ließ: „dennoch befinden Sie sich in einem schweren Irrthum, der gewiß nur Ihrer Aufgeregtheit entsprang. Der König beider Sicilien verlangt nichts von Ihnen, er bittet Sie nur, die Majestät seines Thrones vor dem Aeußersten, vor der Schmach der Entehrung zu bewahren. Sie sollen ihm einen ähnlichen Dienst leisten, wie Montrose Karl II. leistete! Es ist ein Dienst, fast so gut, als ob Sie ihn dem Throne von England selber leisteten, da was den Einen trifft, der Andere mitempfindet."

Sie hob die Augen vom Boden und ließ von unten auf einen vollen, heißen Blick über den Admiral Nelson dahinschweifen, der ihn bis in das tiefste Innere durchdrang.

„Und haben Sie ein besonderes Interesse an der Majestät des Thrones beider Sicilien? An dem Geschick des Königspaares?" fragte er ruhiger, nachgebend.

„Vielleicht das höchste Interesse was es für einen Menschen geben kann", antwortete die Lady, deren inneres Wohlgefallen über diese Frage, die einen Rückzug des Admirals verrieth, sich in ihrem Wesen kundgab und sie kühner machte. Sie mußte vorwärts schreitend den Admiral aus einer Position in die andere, bis zu vollständiger Ergebung drängen und ihre eigene Ergebung ihm immer noch als Siegespreis erscheinen lassen. Ihre halblehnende Stellung gewährte ihr einen ganz vortrefflichen Standpunct und den Vortheil, ihre innere Bewegung nach Belieben zu maskiren, oder scharf hervortreten zu lassen, je nachdem sie dieser Waffe bedurfte. „Aber ich will Ihnen jede fernere Auseinandersetzung und die damit verbundenen unangenehmen Empfindungen sparen, das wird für uns Beide besser sein. Mylord, ich bin in Wahrheit tief beschämt!" Ihre Stimme hatte eine elegische Färbung angenommen. „Ich träumte von einem Manne voll Muth und Seelengröße, ja wähnte sogar die Neigung dieses Mannes zu besitzen — und bin leider der bitteren Enttäuschung, dem schmerzlichen Erwachen nahe."

Es war nur zu wohl berechnet, was sie gesagt und verfehlte deshalb auch seine volle Wirkung nicht, denn in Nelsons Innern begannen sichtlich Ehre und Liebe, der kühne Seeheld und der verliebte Mann einen heißen Kampf, und dem lockenden Preise gegenüber war es unschwer, seine schließliche Entscheidung voraus zu sagen. Dem wildempörten Element und dem heftigen Geschützfeuer einer feindlichen Flotte gegenüber vermochte der Admiral seine erprobte Festigkeit und sein kaltes Blut zu wahren, der verführerischen Schönheit des geliebten Weibes gegenüber wankten in der Brust des Mannes Ruhe und Besonnenheit und der stürmische Pulsschlag des Herzens übertäubte die mahnende Stimme der Vernunft.

Die Lady machte eine Bewegung, um sich zu entfernen, ihr ganzes We-

sen schien in tiefe Wehmuth gehüllt und ein leichtes Beben überlief ihre schöne Gestalt.

Nelson vertrat ihr den Weg und suchte ihre Hand zu erfassen, aber sie entzog ihm dieselbe.

„Lady Hamilton, ich lasse Sie nicht von mir in diesem Augenblicke, ich kann Sie nicht von mir lassen, nicht so von mir lassen!“ Es war der Ausbruch tiefer Empfindungen, den Nelson nicht zurückhalten konnte, ein zugleich flehender und doch auch gebietender Ton. Sein ganzes Wesen lag im Banne des ihren, und sein Wiederstreben war nur noch ein so ohmächtiger Kampf zu nennen, ein Flattern der Motte um die glänzende Flamme des Lichtes, welches ihre Schwingen versengt und sie selbst zum Opfer nimmt. „Mein sehnlichster Wunsch war es längst, Sie einmal in meiner eigenen Behausung zu empfangen, Sie einmal bei mir zu sehen vertraulich, und einsam, unbelauscht Auge in Auge versenkend; heute endlich ist dieser Wunsch Erfüllung geworden — und Sie verlangen, ich sollte ihn verloren geben, als nicht erschienen betrachten?“ Auf die Papiere deutend fügte er hinzu: „Ist es in Wahrheit nur dieser papierne Beweggrund hier, der Sie zu mir geführt? Oder ist ein anderer damit verbunden, dem Sie keinen Namen geben wollen?“ Es war der süße, bestrickende Blick der Zauberin, den sie auf Nelson haften ließ.

„Und wenn dem so wäre?“ fragte sie halblaut, heimlich. „Wenn das Letztere der Fall?“

Nelson strömte das Blut stürmisch zum Herzen, aber er fand keine Worte für sein Empfinden.

„Nelson, Sie gelobten einst für mich das Höchste zu wagen, für meine Gunst Ihr kostbares Leben selbst in die Schanze zu werfen“, sagte sie mit den weichsten, süßesten Tönen, die ihr zu Gebote standen, „und nun verlange ich weit weniger und Sie zögern! Nun mögen Sie nicht einmal die tiefgekränkte Ehre eines Weibes, welches Sie vorgeben zu lieben, rächen! Ja, nicht einmal die eigene Ehre! Denn unter den Flüchtenwollenden, denen diese elende Capitulation eine Rettungsbrücke baut, sind unsere beiderseitigen Feinde! Sind der Graf von Ruvo und der Admiral Carracciolo!“

„Sie packen mich an meiner empfindlichsten Stelle, aber dennoch vermag ich das nicht zu wenden“, versetzte Nelson. „Ihre Ehre zu rächen ist mir höchstes Gebot! Aber was hat Ihre Ehre mit der unseligen Capitulation, was mit der Rache des Königs gemein?“

Offenbar wollte der Admiral nur ein Zugeständniß als Antwort.

„Und wenn ich nur die genannten Personen vorzugsweise im Auge hätte?“ antwortete Lady Hamilton. „Wenn ich auf diesem Wege nur das brennende, lechzende Gefühl meines Innern beruhigen, stillen könnte, das Empfinden, was mich so lange verzehrt, gepeinigt hat?“ Ihr ganzes Wesen schien bei diesen Worten gewissermaßen wieder aufzuthauen, von Herzenswärme durchdrungen zu werden. „Nelson, ich hielt Sie in Wahrheit für fähig, ein weibliches Herz durch den Sturm Ihrer Empfindungen zu erobern und auszufüllen, ich glaubte, Ihr Gefühl sei eben so tief, als mächtig im Ausdruck und wähnte nicht, daß mich dieser Glauben trügen könnte. Ich ahnte nicht, daß auch ein so ruhmgekrönter Held nicht frei von kleinen menschlichen Schwächen sei, daß sich auch an ihm Stellen ausfinden lassen, die nur zu sehr seine Sterblichkeit verrathen. Das wähnte und ahnte ich nicht. Aber ich bin ebenso überzeugt, daß das nur vorübergehende Momente sein können,

daß sich ein Held wie Nelson immer wieder finden muß, um über jede Schwäche zu siegen und zu triumphiren. Das glaube und hoffe ich, um seinet- und meinetwillen!"

Ihre Wangen erglühten bei diesen Worten, die aus ihrem Herzen gleichsam sich hervorzudrängen schienen, wie ein funkelheller Gefühlsstrom. Dabei richtete sie sich in ihrer ganzen sinnenberauschenden Schönheitsfülle empor und sandte aus ihren Augen einen Blick in Nelsons Brust hinab, der wie ein glühender Pfeil sengend in seinem Herzen haften blieb. Wie ein entzückter Träumer stand der Admiral vor Lady Hamilton und seine verzehrenden Blicke hingen wie festgebannt an ihren Lippen.

„Das ist deutlich, Lady Hamilton!" sagte er tief aufathmend! „So verstehe ich Ihre Sprache, so wollte ich Sie vor mir sehen in aller Ihrer entzückenden Wirklichkeit. Jetzt erst leuchtet das was Sie von mir wollen vor mir auf, wie ein flammendes Meteor! Aber wenn ich nun ausführe, was Sie von mir begehren, wird mir der süße Lohn dafür nicht auch wie ein Traumbild entschwinden? Werde ich mich in Wirklichkeit der seligen Gewißheit höchsten Besitzes erfreuen dürfen?"

Jedes Bedenken war verflogen, sein Blick war nur noch auf das eine süße Ziel gerichtet und er ahnte nicht, daß er nur noch ein Sclave seiner Leidenschaft war, der sich willenlos von ihr leiten ließ.

„Ferdinand IV. wird Sie königlich belohnen!" antwortete sie mit feinem Lächeln, doch nicht ohne Berechnung, indem sie den schüchternen Versuch machte, sich dem Admiral zu entziehen.

„Was kümmern mich in diesem Augenblicke alle Könige der Welt!" sagte er auflodernd. „Was ich jetzt thun will, thue ich nur Ihretwillen! Sie sollen Nelson den Preis bestimmen, für den er Ihnen die Häupter Ihrer Feinde zu Füßen legt! Dieselben Häupter, die thöricht oder verwegen genug waren, sich nicht vor der Allmacht Ihrer Schönheit demüthig zu neigen. Der Dank des Königspaares, dessen Thron ich aufrichten helfen soll, hat nur einen geringen Werth für mich, denn mein Ziel ist an einem schwindelnden Abgrunde aufgepflanzt, über den ich mich nur an der Hand der Liebe schwingen kann!"

Ein ganzer Gluthstrom von Empfindungen leuchtete aus diesen Worten.

„Nelson, ich sagte einst zu Ihnen, wer meine Ehre rächt, gewinnt meine Liebe", antwortete sie weich, hingebend, verheißend.

„Nun —? Und?"

„Verlangen Sie noch mehr?"

In dieser Frage war Alles enthalten. Ein Meer von Wonne überfluthete den Admiral, der wie anbetend zu den Füßen der Lady sank und ihre Hände mit Küssen bedeckte. Alle anderen Stimmen schwiegen in seiner Brust, nur die heiße, verzehrende Leidenschaft sprach.

„Nun wohlan, ich werde die Decrete des Königs in Ausführung bringen. Ich werde den wankenden Thron beider Sicilien mit Leichen stützen, ich werd Alles thun, was Sie von mir begehren; doch nur, wenn Sie mir zur Sei bleiben, mich mit ihrem Rath unterstützen und mir Erquickung bieten dur Blick und Wort! Dann soll mir das Wuthgeheul der Verrathenen die süße Musik sein, dann will ich Himmel und Erde um mich her vergessen und st wie im grausen Wettersturm der Schlacht unter dem Banner Ihrer Lie stehen!"

„Ich bleibe, Nelson", sagte sie, zog den Admiral empor und hauch

einen Kuß auf seinen Mund, der das Maß seiner Willenlosigkeit ihr gegenüber überquellend füllte. „Einen vollen Zug will ich aus dem Becher der Rache schlürfen, einen vollen, herzberauschenden Zug, und dem, der mir ihn dargereicht will ich jubelnd, will ich mit ganzer, voller Hingebung mit dem lohnen, was meine Liebe zu bieten vermag — aber Rache will ich erst haben!“

Die Lady war in diesem Momente zwar schön, aber schön, wie eine Meisterhand die Sünde oder die Verführung malen würde, schön wie der aus dem Paradies gestürzte Engel der Verdammniß.

„Den Furien der Rache folgen die Genien der Liebe! Das wird ein bezaubernder Reigen sein!“ rief der Admiral im Enthusiasmus gesteigerter Leidenschaft aus. „Nicht um die Gunst eines Königs hat Nelson jemals geworben, jetzt wirbt er um die Liebe des Weibes seines Herzens! Um sie zu erwerben könnte ich die ganze Halbinsel mit Rebellenköpfen pflastern und den Golf mit Aufrührerblute purpurn färben! Lassen Sie dem Königspaare beider Sicilien melden, daß Nelson bereit ist, die Decrete in Ausführung zu bringen und daß Sie ihm dabei Unterstützung leihen sollen!“ (Schluß folgt.)

Unvergeßlich.

Und ich vergesse nicht den Tag,
Da Deine Wange an der meinen,
Dein Mund auf meinem Munde lag —
Nur einen Augenblick, — nur einen! —
Gesellschaft war. Ich saß allein,
Und sah Dich strahlen in Vergnügen;
Ich, fast noch Knabe — Du, ein Weib,
Ein schönes Weib, mit stolzen Zügen — —
Aus offnem Nebenzimmer drang
Geschwätz der Vettern und der Tanten —
Ich aber hörte nur den Klang
Von Deiner Stimme, der bekannten — —
Und plötzlich standest Du bei mir:
Ich fühlte Deines Athems Wehen,
Ich fühlt', Du neigtest Dich zu mir,
Und wagte doch nicht aufzusehen — —
So saß ich stille, selig-bang,
Zitternd mit brennend heißen Wangen,
Durch alle meine Fibern drang
Ein süßes thörichtes Verlangen — —
Bis unvermerkt ein heißer Mund
Den meinen glühenden gefunden
— Ich fühl' es bis zur heut'gen Stund'!
Und dann — und dann warst Du entschwunden.
Und ich vergesse nicht den Tag,
Da Deine Wange an der meinen,
Dein Mund auf meinem Munde lag —
Nur einen Augenblick — nur einen!

Georg Böttticher.

Die Pilgerfahrt der Katze.

Nach dem Englischen von **R. Schmalz.**

I

„Das ist Alles ganz hübsch", sagte die Katze, gähnend sich gegen das Herdgitter streckend, „aber doch scheint es recht dumm, denn ich sehe nicht, was es nützt." — Sie erhob sich, arrangirte ihren Schwanz in einen Ring, setzte sich in die Mitte desselben und stierte so niedergeschlagen in das Feuer.

„Es ist sehr wunderbar", fuhr sie fort, „sehr wunderbar, mein lieber Tom — er ist todt. Ich sah ihn ausgestreckt in dem Hofe liegen; ich sprach zu ihm, er antwortete nicht, ich glaube, er wird es nie mehr thun.

Es ist doch im Ganzen eigenthümlich, wie wenig einem das kümmert — wir haben so viele glückliche Abende mit einander verbracht und nun, glaube ich, komme ich ebenso gut ohne ihn aus. Ich möchte wissen, was jetzt aus ihm geworden ist und aus meinen letzten Kindern? Aus ihnen, ja, was ist nur aus denen geworden? Ich könnte die Menschen darnach fragen, nur sind sie so schrecklich eingebildet und dumm, daß sie niemals verstehen wollen, was unsereins spricht. Ich höre sie um mich herum summen, ihre Kleinen ermahnen, gut zu sein und zu thun, was ihnen befohlen wird, und derartige Dinge. Niemand befiehlt mir etwas zu thun, sollte man aber, nun, so will ich nicht, und — ich bin doch auch sehr gut. Ich möchte wissen, ob ich besser werden würde, wenn ich es ernstlicher wünschte. Ich will einmal den Hund darüber befragen.

„Hund", sagte sie zu einem kleinen fetten Wachtelhunde, der in eine Decke gewickelt war und aussah wie ein Damenmuff mit Kopf und angesticktem Schwanze, „Hund, wie denkst Du denn darüber?"

Der Hund öffnete seine matten Augen, sah einen Augenblick die Katze schläfrig an und ließ sie wieder zufallen.

„Hund, ich wünsche mit Dir zu sprechen, schlafe doch nicht, kannst Du mir nicht eine höfliche Frage beantworten?"

„Quäle mich nicht", sagte der Hund, ich bin müde. Diesen Morgen mußte ich zehn Minuten lang auf meinen Hinterfüßen stehen, ehe ich mein Frühstück erhielt, und das ist mir gar nicht gut bekommen."

„Wer hat Dir denn das geheißen?"

„Nun, die Dame, unter deren Schutz ich stehe", antwortete der Hund.

„Fühlst Du Dich denn nicht etwas wohler, seit Du wieder auf allen Vieren stehst?"

„Hab' ich denn nicht eben gesagt, Du dumme Katze, daß es mir durchaus nicht bekommen ist? Laß mich nun schlafen, und plag' mich nicht länger."

„Aber ich meine", beharrte die Katze, „fühlst Du Dich besser, vervollkommnet, wie die Menschen es nennen? Sie sagen ihren Kindern, daß, wenn sie immer gehorchen, sie edler, gut und verständig werden. Fühlst Du Dich nun gut und verständig?"

„Ach was weiß ich davon", sagte der Hund, „das kümmert mich nicht: ich esse, schlafe und bin glücklich. Jetzt laß mich gehen!"

„Denkst Du denn niemals, Du Hund ohne Seele, möchtest Du nicht wissen, was Hunde eigentlich sind und — was die Welt ist?"

Der Hund streckte sich und ließ seine Augen müde durch das Zimmer schweifen. „Ich vermuthe", sagte er, „die Welt ist für die Hunde gemacht, und die Leute sind hinein gesetzt worden, um uns zu pflegen. Die Frauen pflegen solche kleine Hunde, wie mich, und die Männer die großen, wie den im Hofe und — Katzen sollten sich immer ihrer Stellung erinnern und nicht so plagen."

„Ah, die Menschen schlagen Dich ja manchmal; warum thun sie denn das, wenn Du ein so gewichtiges Thier bist?" sagte die Katze; „mich schlagen sie freilich nie."

„Nun, wenn sie sich ja einmal vergessen und mich schlagen", knurrte der Hund, „so beiß' ich sie, und sie thuns sicherlich nicht gleich wieder. Uebrigens hätte ich große Lust, Dich auch zu beißen, Du abscheuliche Katze, — hast mich aufgeweckt." —

„Es mag einige Wahrheit in Deiner Anschauungsweise sein; dennoch sinken diese Ansichten. Wenn Du aufmerksam zuhörtest wie ich, so würdest Du die Menschen sagen hören: Alles sei nur für sie gemacht, Du und ich seien nur da, um sie zu amüsiren."

„Oho — sie werden doch nicht wagen, das zu sagen." —

„Ja, wirklich, ich höre so Vieles, was Dir beim Schlafen verloren geht; natürlich denken sie, ich schlafe auch, und nehmen sich gar nicht in Acht; doch, während meine Augen geschlossen sind, hab' ich die Ohren offen."

„Ich bin erstaunt", sagte der Hund, „ich höre ihnen nur zu, wenn sie sich mit mir beschäftigen, und dann sprechen sie nur über mich."

„Ich könnte Dir Ein oder das Andere über Dich selbst sagen, was ich freilich nicht so recht verstehe; doch hast Du wohl nie gehört, daß in früherer Zeit Deine Väter einst in einem Tempel wohnten und daß die Menschen sie anbeteten?"

„Anbeteten! Wie denn so?"

„Nun, sie knieten vor Euch nieder und baten um allerhand Dinge, gerade wie Du jetzt auf Deinen Hinterfüßen stehst und um Deine Mahlzeit bittest. Weißt Du auch nicht, daß sie eines der großen glänzenden Dinger, die wir des Abends am Himmel sehen, nach Euch benannt haben?"

„Nun, siehst Du", antwortete der Hund, „ich sagte ja eben, es sei Alles für uns gemacht; hatte ich nicht Recht? So etwas that man für Dich nicht."

„Nicht? So — nun höre weiter, Hund:

Es gab einmal eine große Stadt, wo die Leute anstatt uns unter die Erde zu scharren, wie den armen Tom, nichts Anderes thaten, als uns auszustopfen, wenn wir kalt und starr waren und dann hielt man uns höher als bei Lebzeiten."

„Du bist wirklich eine sehr weise Katze", antwortete der Gefährte verwundert, „aber wozu braucht man denn das Alles zu wissen?"

„Nun, siehst Du, jetzt machen sie das nicht mehr. Wir gehen zurück in der Welt, ja, wir werden ganz unter gehen und zwar, weil wir solch eine Sorte von Creaturen sind. Ich klage nicht gerade meinetwegen und auch Du hast Dich nicht zu beklagen, Hund, wir führen Beide ein ruhiges, erträgliches Leben, aber ein ruhiges Leben ist eben nicht meine Sache; wenn

man nichts zu thun haben soll, als zu essen, trinken und schlafen, so kann das keinen Zweck haben. Es muß demnach unbedingt etwas mehr darin liegen, so war es ja früher, so wird es wieder werden; ich fühle mich nicht eher glücklich, bis ich es heraus gefunden habe. Ich sage, es ist eine wahre Schande, Hund! Die Menschen sind nur wenige tausend Jahre hier gewesen und wir — nun wir waren hundert Tausend; wenn wir also älter sind, so sollten wir auch gescheidter sein.

Ich will mich auf den Weg machen und die Thiere im Walde befragen, vielleicht erfahre ich von ihnen das Richtige."

„Meinst Du, Du wirst von ihnen mehr lernen als von den Menschen?" fragte der Hund.

„Ja, die Menschen sind gar dumm, verstehen nie, was ich meine, und dazu so eingebildet, daß sie nur für sich selbst Interesse haben. Nein, ich will versuchen, was ich im Walde ausrichten kann. Lieber möchte ich denselben Weg wie mein armer Tom gehen, als länger so fort leben."

„Und wohin ist denn der arme Tom gegangen?" gähnte der Hund.

„Ja, das ist es eben, was ich zu wissen wünsche", antwortete sie. „Der arme Tom liegt unter der Erde, oder vielmehr sein Fell, aber, ob das das Ganze von ihm ist, darüber habe ich eben keine Gewißheit. Man dachte nicht so in der Stadt, von der ich Dir erzählte. — Es ist ein wunderschöner Tag heute; Hund, würdest Du nicht einen Spaziergang mit mir machen?" fügte sie gedankenvoll hinzu.

„Wer? Ich?" sagte der Hund, „nein, ich glaube nicht."

„Du würdest weiser werden —"

„Weisheit ist ganz gut, aber mein Teppich ist es auch — ich danke Dir."

„Hund", flüsterte die Katze, „Du könntest frei werden; sie würden Dich vielleicht wieder anbeten."

„Und doch hätte ich keine weiche Decke, müßte für meine Nahrung womöglich selbst sorgen — und da ich überhaupt sehr zarter Natur bin, so erfordert das immerhin einen Entschluß."

II.

Da der Hund nicht mitgehen wollte, so setzte sich die Katze allein in Bewegung, um zu lernen, glücklich zu werden und alles Das sein zu können, was eine vernünftige Katze sein sollte.

Es war ein schöner, sonniger Morgen. Sie entschloß sich, es zuerst auf den grünen Wiesen zu versuchen und, sollte dies erfolglos sein, so gedachte sie in den Wäldern umher zu wandern.

Eine Amsel schlug vor ihr auf einem Dornenbusch, als ob das Herz ihr vor Glück überquelle; da nun die Katze schon gefrühstückt hatte, so konnte sie ohne Beimischung anderer Gefühle andächtig lauschen. Sie schlich nicht, nein, sie schritt kühn unter den Busch, und als das Vöglein bemerkte, daß sie nicht in böser Absicht kam, sang es lustig weiter.

„Guten Morgen, Amsel! Du scheinst Dich dieses schönen Tages sehr zu erfreuen?"

„Guten Morgen, Katze!"

„Amsel, es ist vielleicht eine dumme Frage, aber bitte, was muß man wohl thun, um so glücklich wie Du zu werden?"

„Thue Deine Pflicht, Katze!"

„Aber was ist denn meine Pflicht, Amsel?"

„Pflege Deine Kleinen!"

„Ich habe ja keine."

„Dann singe für Deinen Gatten."

„O, Tom ist todt."

„Arme Katze!" sagte das Vöglein, „dann singe über seinem Grabe. Wenn auch Dein Gesang traurig ist, so wird Dir das Herz vielleicht doch leichter dadurch werden."

„Ach, Himmel", dachte die Katze, „ich könnte wohl ein wenig für einen lebenden Geliebten singen, aber niemals hab' ich gehört, daß man Todten etwas vorsingt. Aber siehst Du, Amsel; Singen ist nun einmal nicht Katzennatur; bin ich ärgerlich, so miaue ich, bin ich erfreut, so schnurre ich, aber — erst muß man eben erfreut sein, ich kann mich nicht so von selbst ins Glück hinein schnurren."

„O, ich fürchte, es ist nicht ganz richtig mit Deinem Herzen, das muß erst wieder erwärmt werden, da kann ich freilich nicht helfen und rathen, leb' wohl!"

Die Amsel flog fort, traurig sah ihr die Katze nach. „Ja, sie denkt, ich bin wie sie, und weiß nicht, daß eine Katze eine Katze ist — ich halte wirklich etwas von einer Katze, denn, hätte ich kein Herz, so würde ich nicht unglücklich sein. Ich will nicht ärgerlich werden, sondern mein Heil dort bei dem großen, fetten Burschen versuchen."

Der Ochse hatte sich behaglich käuend gelagert; aus seinen Augen sprach Zufriedenheit.

„Ochse", sagte die Katze, „welches ist wohl der Weg zum Glück?"

„Seine Pflicht zu thun", antwortete er.

„Bruder — abermals Pflicht? Was ist das denn, Ochse?"

„Für seine Nahrung zu sorgen."

„Aber es wird schon dafür gesorgt, ich habe nichts damit zu thun, als sie eben zu essen."

„Gut, so iß sie denn wie ich!"

„Ja, das thue ich und bin doch nicht glücklich."

„Dann bist Du eben eine sehr dumme, undankbare Katze." Damit ging der Ochse, nur auf sein Fressen bedacht, weiter und lagerte sich abermals auf den duftenden Rasen. — Eine Biene summte in einer Butterblume gerade unter der Nase der Katze.

„Ich bitte um Entschuldigung, es ist nicht Neugierde, aber sag' mir, was thust Du wohl da, mein Bienchen?"

„Ich thue meine Pflicht —"

„So, Biene, was ist denn Deine Pflicht?"

„Honig zu machen."

„Ach, ich wünschte, ich könnte Honig machen", seufzte die Katze.

„Meinst Du zu sagen, Du kannst nicht?" fragte die Biene. „Wie dumm Du sein mußt, was thust Du denn da?"

„Ich thue nichts, Biene, ich kann nichts zu thun bekommen."

„Ah, Du faules Ding, Du Thunichtgut, weißt Du, was wir mit unsern Faulenzern machen? Wir tödten sie und nur dazu taugen sie. Ich wünsche Dir einen guten Morgen."

„Gut, die behandelt mich höflich! In diesem Falle hätte ich besser gethan, zu Hause zu bleiben und meinen Bart zu streichen: „faul, dumm, ein

Thunichtgut, nur werth, todt gemacht zu werden, das ist ein guter Anfang! Ich muß mich nach etwas gescheidteren Creaturen umsehen. Was soll ich thun? — Ich weiß es; ja, ich weiß, wohin ich gehen will!"

So wanderte sie bis in die Mitte des Waldes; die Büsche waren dicht und dunkel, aber mit ihren wunderbaren Augen fand die Katze ihren Weg. Bald war sie ganz an die Dunkelheit gewöhnt und bemerkte eine längliche Rolle von Federn, eine rundliche Brust, darüber einen runden Kopf, der so unmittelbar auf dem Leibe saß, daß man auch nicht einen Zoll Hals sehen konnte.

„Wie gescheidt sie aussieht!" sagte die Katze, „welch' eine Stirn! Ihr Kopf ist nicht lang, aber was für ein Umfang und die Tiefe der Gedanken!"

Die Eule ließ ihren Kopf ein wenig auf die eine Seite hängen, die Katze legte den ihrigen quer nach der andern. Die Eule richtete ihn wieder auf, die Katze that desgleichen, so sahen sie sich einige Minuten lang an, endlich sagte die Eule mit dumpfem Tone: „Wer bist Du, daß Du Dich anmaßest, in meine Abgeschiedenheit zu dringen? Gehe hinweg und trage Deine spähenden Augen wo anders hin."

„O, wundervolle Eule", sagte die Katze, „Du, ja, Du bist weise und ich wünsche, auch weise zu werden, und komme nur, um mich von Dir belehren zu lassen."

Ein Blinzeln mit den Augen war das Zeichen, daß die Eule sich außerordentlich geschmeichelt fühlte.

„Ich habe in der Schule sagen hören", fuhr die Katze fort, „Du habest auf der Schulter der Pallas gesessen und von ihr so Manches profitirt."

„Und was, o meine Tochter, möchtest Du wohl wissen?"

„Alles", antwortete die Katze, „Alles und vor Allem, wie man glücklich werden kann."

„Mäuse befriedigen Dich nicht, mein Kind? — Mich auch nicht, das ist gut!"

„Mäuse? Nein, nein! Salonkatzen fressen überhaupt nie Mäuse; ich habe besseres Futter und keine Mühe, es zu bekommen. Ich verlange mehr."

„So, für die leibliche Nahrung wäre also gesorgt, Du willst nur Deine Seele sättigen?"

„Ich wünsche vorwärts zu streben, ich möchte einen Lebenszweck haben und vor Allem das ausfindig machen, was alle Thiere „meine Pflicht" nennen."

„Du willst demnach lernen, die glücklichen Mußestunden angenehm auszufüllen, oder vielmehr, sie glücklich machen durch nützliche Anwendung? — Denke nach, o, Katze, denke nach, denke nach!"

„Ja, das ist eben die Sache", sagte sie. „Das ists, was ich über Alles liebe, nur möchte ich wissen, worüber? Sag' es mir, Eulchen, und ich will Dich dafür segnen jede Stunde des Tages, wo ich früher unbeschäftigt am Salonfeuer saß."

„Nun, laß Dir sagen", antwortete die Eule, „über was ich seit dem letzten Mondwechsel nachgedacht habe, Du kannst es mit Dir nach Hause nehmen und auch darüber denken; am nächsten Vollmond kommst Du dann wieder und wir vergleichen unsere Reflectionen."

„Herrlich! Prächtig! Was ists! Noch diese Minute will ich es versuchen."

„Vom Anfang", erwiederte die Eule, „hat unser Geschlecht darüber ge-

sonnen, was wohl zuerst existirte, die Eule oder das Ei. Die Eule kommt vom Ei, aber möglicher und wahrscheinlicher Weise das Ei von der Eule."

„Ach, Du liebe Zeit", seufzte die Katze.

„Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang überlege Dir das, o Katze. Erwäge ich die Schönheit einer ausgebildeten Eule, so glaube ich, sie ist zuerst gewesen, da die Ursache größer sein muß, als die Wirkung; wenn ich ich mich aber meiner eigenen Kindheit erinnere, so bin ich wieder für das Andere."

„Gut, aber wie finden wirs heraus?"

„Dumme Katze! Herausfinden! Wir können das niemals herausfinden und gerade darin liegt eben die Schönheit der Frage. Was würde aus allem wunderbaren Grübeln werden, o ungelehrte Katze, wenn wir so unglücklich wären, Alles so schnell zu wissen?"

„Aber was in der Welt nützt es denn, über ein unlösbares Problem zu grübeln, o Eule?"

„Mein Kind, welch' eine dumme Frage! Es ist gut, damit die Gedanken über unfaßbare Dinge uns zum Grübeln und Nachsinnen anregen. Gerade im Grübeln ist die Eule groß."

„Dann weißt Du also ganz und gar nichts?" sagte die Katze enttäuscht. „Wozu saßest Du denn auf der Schulter der Pallas Athene? Du mußt dort eingeschlafen sein."

„Katze, Du bist viel zu geschwätzig für philosophische Studien. Die höchste aller Wissenschaften ist ja die, zu wissen, daß wir nichts wissen."

Die Katze machte zwei große Bogen mit ihrem Schwanz und Rücken: „Gesegnet sei die Mutter, die Dich geboren hat", sagte sie, „Dein Ei fiel aus Versehen aus einem Gänseneſt — Du bist's nicht! Ich weiß nicht viel, aber eine solche blödsinnige Creatur wie Du bin ich doch nicht, altes großes weißes Ding!"

Die Katze streckte sich, zeigte mit der Spitze ihres Schwanzes gen Himmel und marschirte mit großer Würde ab. Obwohl sie sich nun selbst bedeutend höher schätzte, so war sie doch noch nicht am Ende ihrer Schwierigkeiten angelangt. Sie versuchte ihr Heil bei allen Thieren, die ihr begegneten, sie wiederholten die alte Geschichte von der Pflicht. Jedes hatte die seine, und doch konnte ihr Niemand die Pflicht einer Katze erklären. — Daß Pflicht sei, sich das Fressen selbst zu verschaffen, wenn man sich hungrig fühlte, darin stimmten die Thiere so ziemlich alle überein und indem sich der Tag zu Ende neigte, dachte auch die arme Katze daran, wie gern sie das ihrige gehabt hätte. Die Mahlzeiten kamen zu Haus so regelmäßig, daß sie beinahe nicht wußte, was Hunger war, nun aber kam diese Empfindung so fühlbar über sie, daß eine nie gekannte Gemüthsbewegung sich ihrer bemächtigte, wenn Hasen und Kaninchen um sie herum sprangen. Einen Augenblick war sie zweifelhaft, ob sie nicht umkehren und die Eule fressen sollte, denn sicher war sie das unnützlichste Thier, was ihr je vorgekommen, dann fürchtete sie, Eulen möchten doch wohl nicht gut schmecken, und nebenbei waren die Krallen gar zu scharf. Plötzlich, als sie den Pfad so dahin schlenderte, kam sie auf einen kleinen, freien Grasfleck, in dessen Mitte ein feines, fettes Kaninchen saß. Hier war kein Entfliehen, die dichten Büsche um den Platz herum machten ein Entschlüpfen unmöglich.

„Wirklich", sagte die Katze, „ich wünschte eigentlich nicht, Dir unbequem zu werden, ich würde es ändern, wenn ich es nur könnte, aber ich bin so

hungrig, Kaninchen: ich fürchte, ich muß Dich fressen. Es ist mir sehr unangenehm, das versichere ich Dir, beinahe ebenso für mich wie für Dich."

Das Kaninchen bat um Gnade.

„Ach wie gern ließ ich Dich laufen, denn ich bin durchaus nicht daran gewöhnt, mein Futter erst selbst zu tödten, und es ist wirklich recht unangenehm; Kaninchen, kannst Du nicht sterben? Ich würde Dir furchtbar wehe thun müssen, wenn ich Dich umbrächte."

„O was für eine gefühlvolle Katze Du bist, aus Deinen Augen leuchtet die Güte, Dein Bart kräuselt sich gar nicht wie bei Deinen wilden Schwestern im Walde, habe Erbarmen und verschone mich."

„Aber, Kaninchen, abgesehen vom Hunger, thue ich es ja aus Princip. Ich will meiner Pflicht nachkommen und soviel ich bisher ausfindig machen konnte, ist diese, meine Nahrung mir selbst zu verschaffen."

„Wenn Du mich tödtest, Katze, um Deine Pflicht zu thun, so muß ich die meine vernachlässigen."

Das war nun ein fraglicher Punct, und die Katze hatte neuen Gewissensrath zu halten.

„Was ist denn Deine Pflicht, Kaninchen?"

„Ich habe sieben Kleine zu Hause — sieben Kleine, und sie werden ohne mich alle sterben; bitte, laß mich gehen, gieb mich frei!"

„Wie, pflegst Du denn Deine Kinder selbst? Wie interessant! Ich möchte das sehen, nimm mich mit zu ihnen."

„O, nimmermehr, Du würdest sie nur fressen, ja, das thätest Du sicherlich. Nein, friß lieber mich als sie; nein, nein, das geht nicht!"

„Gut, gut", sagte die Katze, „ich weiß wirklich nicht, was ich machen soll; ich glaube, ich könnte es nicht bei mir verantworten, Dich Deinen Pflichten abwendig zu machen, obgleich es recht unangenehm ist, so schrecklich hungrig zu sein. Kaninchen, Du scheinst ein gutes Ding zu sein, ich glaube, ich muß Dich doch laufen lassen, aber sage mir noch, ehe Du gehst, Kaninchen, bist Du glücklich?"

„Glücklich! O, liebe Katze, wenn Du mich so großmüthig meinen Kleinen erhältst?"

„Ei was, ei was", sagte die Katze sehr empfindlich, „ich wünsche keine schönen Redensarten; ich meine, ob Du denkst, daß es der Mühe werth ist, zu leben? — Du hast keine Antwort darauf? — So geh und bleibe mir aus dem Wege, denn wenn ich nichts zu fressen finde, so möchtest Du nicht noch noch einmal entkommen; geh, mach daß Du fortkommst, Kaninchen?"

III.

Es war ein Festtag in des Fuchses Höhle. Der älteste Junge hatte in vergangener Nacht seine erste Gans heim gebracht, und sie waren gerade darüber her, sie zu verzehren, als die Katze eintrat.

„Ach, mein Fräulein! Sie, in diesen Wäldern? Schlechtes Futter zu Haus, wie? Sie kommen, um es selbst zu suchen?"

Die Gans roch deliciös, die Katze mußte einen verlangenden Blick darauf richten. Sie sagte, sie sei nur gekommen, um ihren wilden Freunden ihren Respect zu vermelden.

„Gerade zu rechter Zeit", sagte der Fuchs. „Nehmen Sie Platz. Darf ich Ihnen ein Stückchen Fleisch anbieten? Ich sehe, Sie bedürfen es. Rückt zu, Ihr Jungen, macht Platz für die junge Dame."

„O, danke sehr", sagte die Katze, „hoffentlich bin ich willkommen? Bitte, lassen Sie sich nicht stören, junge Füchse. Ja, es ist wahr, ich bin etwas hungrig. Ich begegnete zwar einem Kaninchen auf dem Wege hier her und wollte es anfangs fressen, aber es sprach so außerordentlich hübsch, daß ich es laufen ließ."

Die Füchse sahen von ihren Tellern auf und platzten heraus vor Lachen.

„O, schämt Euch, Ihr Bengel", sagte der Vater, „wie benehmt Ihr Euch denn? Betragt Euch anständig."

„Fuchs", sagte die Katze, als das Mahl vorüber war und die Jungen spielten. „Sie sind doch anerkannt gescheidt, die andern Thiere aber alle recht dumm." Der Fuchs verbeugte sich. „Ihre Familie war stets sehr gescheidt", fügte sie hinzu, „ich habe darüber in den Büchern gelesen, die wir in der Schule brauchten. Schon vor vielen Jahren stahl einer Ihrer Vorfahren auf so kluge Weise den Käse des Raben."

„Aber sagen Sie doch nicht stahl, das klingt entsetzlich. Erlangte ihn durch höhere Geistesfähigkeit."

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte die Katze und dachte, das kommt davon, wenn man viel mit Menschen verkehrt.

„Doch der Zweck meiner Frage ist", fuhr sie fort, „zu wissen, ob Sie jetzt noch weiser und besser sind als die Füchse der damaligen Zeit."

„Nun, das ist schwer zu sagen, mein Fräulein, ich weiß es wirklich nicht, ich bin wie die Natur mich geschaffen hat und stolz auf meine Vorfahren; ich bemühe mich, mein Bestes zu thun, um den Credit der Familie aufrecht zu erhalten."

„Gut, aber Fuchs, ich meine, veredeln Sie sich, kann ich mich veredeln, oder irgend eines von uns Thieren? Die Menschen sprechen immer von der Erfüllung ihrer Pflichten und sagen, daß darin die einzige Art und Weise zu finden sei, sich zu vervollkommnen und glücklich zu werden. Ich will es nur gestehen, ich war und bin nicht glücklich und wollte mich deshalb bei den Thieren erkundigen, wie auch ich es werden könnte. Sie hatten alle dasselbe alte Lied: Pflicht, Pflicht, Pflicht, aber keines von ihnen konnte mir sagen, was die meinige wäre und ob ich überhaupt eine hätte."

Der Fuchs lächelte: „Können Sie es nicht auf einem andern Blatte Ihres Schulbuchs finden?" sagte er.

„Nein, mein Freund, das ist zu ungereimt und albern, darin sprechen die Menschen eben meist von sich selbst, nur manchmal, und dann sehr de-spectirlich von uns."

„Wenn aber solche Leute ihre Pflicht thun können, warum sollte es uns nicht auch möglich sein?"

„Sagen sie denn, daß sie es können? Sagen sie es wirklich?" fragte der Fuchs. „Was sagen sie denn von mir?"

Die Katze zögerte.

„Ach, fürchten Sie nicht, meine Gefühle zu verletzen, Katze, heraus damit!"

„Sie erkennen Alle Ihre Geistesfähigkeiten an, Fuchs, aber — Ihre Moralität, sagten sie, sei nicht berühmt und setzten hinzu, — Sie seien Alle Spitzbuben."

„Moralität! Ah, wirklich, die Menschen sind ja selbst ebenso moralisch wie gut, was aber meinen Sie nur damit, wenn sie uns Spitzbuben nennen?"

„Sehen Sie, lieber Fuchs, ich glaube, sie wollen damit sagen, daß Sie

Alles nehmen, was Sie kriegen können, ohne darnach zu fragen, ob es Recht oder Unrecht ist."

„Meine liebe Katze, es ist wirklich recht gut von einem Menschen, der sein eigenes Gesicht nicht leiden kann, ein hübsches auf eine Glasscheibe zu malen und diese dann einen Spiegel zu nennen; ich hoffe, Fräulein, Sie wollten nicht sagen, daß auch Sie derselben Ansicht wären?"

„Darüber müssen Sie mich erst belehren", sagte die Katze, „ich fürchte, ich bin in der letzten Zeit etwas schwach geworden und habe gar keine Ansichten mehr."

„Nun, wer wird Recht vor den Menschen finden, wenn man es nicht erzwingt?' sagte der Fuchs. „Fragen Sie das Schaf, was zu Schöpsenfleisch zerschnitten wird, fragen Sie die Pferde, welche den Pflug ziehen! Ich will ja nicht gerade sagen, daß die Menschen ein Unrecht mit ihnen begehen, aber sie sollten eben auch nicht Andere beschuldigen und anklagen."

„Sie überraschen mich wirklich sehr, mein Freund!"

„Meine gute Katze, es giebt nur ein Gesetz in der Welt — der Schwächste hält sich zunächst der Mauer — die Menschen haben schärferen Verstand als die Thiere und so nehmen sie sich überall den besten Theil. Sie mögen dies Recht nennen, wenn sie wollen; wenn aber ein Tiger einen Menschen frißt, so hat er, sollte man denken, ebenso so viel Recht dazu, als die Menschen, wenn sie Schafe essen."

„Und das ist Alles?" sagte die Katze. „Ach, das ist doch recht traurig, aber Fuchs, wie rechtfertigen Sie sich denn vor sich selbst?"

„Mit meiner Pflicht, sicherlich, ich wende meine List an, und mache mir das Leben dadurch angenehm. Meine liebe Freundin, übrigens sind Sie und ich ganz auf der glücklichen Seite: wir fressen und werden nicht gefressen."

„Dann und wann ausgenommen von den Hunden", sagte die Katze mit einem Seitenblick auf den Fuchs.

„Ja, von dem Vieh, welches sich vergißt und seinen Frieden an die Menschen verkauft", erwiederte bitter der Fuchs.

„Und, mein gelehrter Freund, sagen Sie mir noch, sind Sie auch glücklich?"

„Glücklich? Ja, gewiß. Auch Sie würden glücklich sein, wenn Sie Ihren Verstand brauchten wie ich. Ach, Katze, gewiß wäre ich ebenso elend wie Sie, wenn ich jeden Tag meine Gänse, Hühner ꝛc. vor der Höhle fände! So muß ich nach ihnen herum jagen, ihretwegen schleichen, lügen, kämpfen, ich betrüge die alten Bauern, bringe meine List auf alle nur mögliche Weise in Anwendung und bin glücklich darüber, wirklich, dann bin ich es. Und dann, mein Fräulein, vergegenwärtigen Sie sich meine väterlichen Gefühle von gestern Abend, als mein lieber Junge mit dem jungen Gänschen nach Haus kam, welches noch dazu für die Michaelismesse gestopft worden war! O, Reineke selbst war nur ein Pfuscher gegen dieses Füchschen in seinen Jahren. Sie kennen doch unser Epos?"

„Ein wenig davon, Fuchs. Man liest es nicht in unseren Schulen, man sagt, es sei nicht ganz anständig, aber ich habe Bruchstücke davon gehört. Ich hoffe, es ist nicht Alles wahr!"

„Ach, dummes Zeug! Es ist das wahrste Buch, was je geschrieben worden ist. Wenn es nicht so ist, so sollte es doch so sein. Das Buch ist das Weltgesetz — la carrière aux talents — und es geschrieben zu haben, war eine Ehre für den Mann. Der Bursche wußte etwas und schämte sich nicht,

daß er es wußte. Uebrigens denken die Meisten wie er, nur sagen sie es nicht. Es giebt doch nicht Einen, der sich nicht mehr schämte, dumm, als schlecht genannt zu werden."

„O, Freund, Freund", klagte die Katze, „Ihr Leben wird noch ein schlechtes Ende nehmen, hüten Sie sich vor der Schlinge!"

„Natürlich muß es eines Tages ein Ende nehmen, aber lieber es genossen, so lange es dauert, als kopfhängerisch und sich selbst quälend es hinbringen wie ein Dummkopf."

„Gut", sagte die Katze, „ich bin Ihnen sehr verbunden, nun kann ich wohl wieder nach Hause gehen, da ich schwerlich einen weiseren Freund als Sie finden werde, wenigstens keinen, der mich angenehmer und hübscher unterhielt."

„Ja, mein Fräulein, denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe. Mit Ihrer Erlaubniß will ich Sie eines Abends besuchen, Sie machen einen kleinen Spaziergang mit mir in dem Hofe herum und dann soll es mir leicht werden, Ihnen einen Beweis meiner Lebensanschauung zu liefern.

„Dies Mal wirst Du Dich wohl täuschen, mein Füchschen", dachte die Katze, als sie von dannen trippelte. „Eine Hand wäscht zwar die andere das ist wahr, Du hast mir freundlich ein Mittagsmahl angeboten, aber zu Haus haben sie mir viele gegeben, und ich gedenke sogar, noch viele dort anzunehmen! Mein schlauer Freund, Du wirst wohl kaum mit mir im Hofe herumspazieren!"

IV.

Als der Hund am nächsten Morgen zum Frühstück herunterkam, fand er seine alte Gefährtin an ihrem gewöhnlichen Platze auf dem Kaminteppich sitzen.

„Ach, Du bist zurück gekommen", sagte er. „Wie gehts? Du siehst nicht aus, als hättest Du eine sehr angenehme Reise gehabt."

„Ich habe etwas gelernt", antwortete die Katze. „Das Lernen ist niemals angenehm."

„Dann ist's besser, nichts zu lernen", gähnte der Hund.

„Besonders gut ist es, zu wissen, daß man nicht auf seinen Füßen zu stehen hat. Hund, Du magst stehen, so lange Du nur willst und kannst, jetzt weiß ich, daß sie Dich sicherlich niemals wieder anbeten, und das ist auch besser für Dich, denn Du würdest auch nicht glücklicher werden. Was hast Du denn gestern vorgenommen?"

„Gestern? Ich kann mich kaum erinnern. Ich schlief, nachdem Du fort warst, später machte ich eine Spazierfahrt und dann kam das Mittagsmahl. Meine Jungfer wusch mich wieder und brachte mich zu Bett. Da ist nun freilich ein Unterschied zwischen Dir und mir, Du mußt Dich selbst waschen und auch selbst zu Bette gehen."

„Und findest Du denn so ein Leben nicht ganz entsetzlich? Möchtest Du nicht etwas zu thun haben? Wünschest Du Dir nicht Kinder, um mit ihnen spielen, sie erziehen zu können? Der Fuchs fand das ganz amüsant."

„Nein", sagte der Hund, „mit Kindern spiele ich nicht, dazu habe ich Herren und Damen und was das Können betrifft, — kann ich denn nicht ganz hübsch auf den Hinterfüßen stehen, ja, sogar tanzen — nein, vielmehr, konnte ich das letztere nicht außerordentlich schön, ehe ich so fett wurde?"

„Ach, nun wird mirs klar", seufzte die Katze. „Jeder liebt das, wozu

er erzogen wurde. Ich armes Ding wurde freilich erzogen, nichts zu thun — und damit muß ich denn wohl zufrieden sein.

Hund! Niemals suche nach Unmöglichkeiten oder nach etwas Außerordentlichem: Das ist das Geheimniß!"

„Und hast Du einen ganzen Tag in den Wäldern gebraucht, um das zu lernen? Das hätte ich Dir sagen können."

„Höre mich an, Hund, höre: Ich traf viele Thiere im Walde, alle Arten Creaturen, sie schienen alle glücklich, sie gingen ihren Geschäften nach, verrichteten sie gern und hatte doch Jeder wieder andere, Einer dies, der Andere das und, den Fuchs ausgenommen, lebten alle der Ueberzeugung, ihre Pflicht zu thun.

Der Fuchs war ein Schurke, und gestand auch, daß er es wäre, aber unglücklich machte es ihn keineswegs. Sein Gewissen beunruhigte ihn nie.

Ich fand auch heraus, daß jedes Thier im Walde selbst für seinen Lebensunterhalt sorgte, da versuchte ich den meinen auch zu erringen, aber nein, das gefiel mir nicht, ich war eben nicht daran gewöhnt. Was den Fuchs betrifft, so muß ich doch sagen, der war der allerklügste, der mir je vorgekommen, der kannte nichts Höheres, als größere Thoren wie er selbst zu betrügen. O, die Eule, Hund, Du solltest nur die Eule gehört haben!

Endlich kam ich so weit, einzusehen, daß die einzige Art, glücklich zu werden, darin besteht, das zu thun, was einer vernünftigen Katze zu thun übrig bleibt. Das Geschäft der Katzen scheint zu sein, Kaninchen zu tödten und dergleichen, freilich kein sehr angenehmes; je eher man aber dazu erzogen wird, desto besser. Was mich nun anbelangt, so bin ich nur zum Nichtsthun erzogen und muß mich damit auszusöhnen suchen, ich arme, beklagenswerthe Katze!"

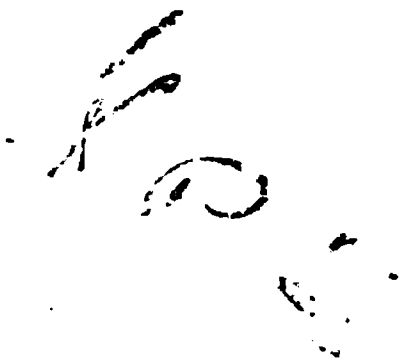
„Ich halte mich durchaus nicht für beklagenswerth", sprach ihr Gefährte.

„Wahrscheinlich nicht", sagte die Katze.

Zu dieser Zeit kam das Frühstück herein und wollte man nach dem Schnurren auf dem Kaminteppich urtheilen, so hielt man die Katze, wenn nicht für die Glücklichste von Beiden, so doch keineswegs für ganz elend.

Auf der Alpenweide.

Nach einer Originalzeichnung von Volk.



Bei Victor Hugo.

Von **Paul d'Abrest.**

Zur Feier seines sechsundsiebzigsten Geburtstages ließ der greise Dichter einen Band vom Stapel und spedirt dem Boulevardpublikum ein seinem Roman Les Miserables entnommenes Drama. Mit diesem hatte es eine eigenthümliche Bewandtniß. Es sollte an einem bestimmten Abend in Scene gehen und waren bereits die Einladungskarten für die Generalprobe versandt. Die weibliche Hauptrolle (Fantime) war einem Fräulein Tallandiera zugedacht, deren kurze Biographie ein echtes Stück pariser Leben ist. „Fräulein" Tallandiera, eine imponirende Schönheit, die in ihrer Gestalt, in ihren glühenden Augen und rabenschwarzem Haar alle Merkmale der bis zum höchsten Grad potenzirten Leidenschaftlichkeit aufweist, glänzte noch vor wenigen Jahren am Himmel der Demi Monde, war eine der consequentesten Stammgäste der Nachtrestaurants und fehlte keinen Mittwoch im Winter in der Tanzschule Loborde und keinen Samstag im Sommer bei Mabille. In letzterem Lustort traf sie einer unserer bewährten Dramaturgen, der gerade ein Stück schrieb, dessen Heldin den passionirten Charakter hatte, den Fräulein Tallandiera so herrlich nach außen veranschaulicht. Der Autor erwirkte auch richtig das Engagement der Dame für das Gymnase Theater; sie erregte durch ihre seltene Schönheit gerechtes Aufsehen, erntete aber um so weniger Lorbeeren als „Künstlerin". Daher eine zweijährige Eklipse, bis man erfuhr, daß sie nach anhaltenden Studien wieder auftreten würde und zwar in den „Miserables". Der Verfasser und die Direction bauten, ich weiß nicht ob mit Recht oder nicht, die collossalsten Hoffnungen auf sie — da plötzlich rächt sich das frühere Schlaraffenleben. Am Tage vor der Generalprobe wurde Fräulein Tallandiera bettlägerig und sie leidet heute an jener Krankheit, welche der Verfasser der Cameliendame in seinem ersten Stück poetisirte. Ueber Hals und Kopf mußte eine andere Künstlerin die Rolle einstudiren — es ist Fräulein Jeanne Essler mit dem vornehmen Gang und der verzweifelt näselnden Aussprache — und nach einem Aufschub von einer Woche ging das Stück „unwiderruflich" über die Breter.

Es war wie alle Donnerstage Empfang in der Rue de Clichy bei dem Verfasser und versteht es sich von selbst, daß die vorgekommene Störung stark besprochen wurde. Diese wöchentlich zweimal wiederkehrenden Receptionen bei Victor Hugo sind ziemlich eigenthümlicher Art. Es ist nicht nöthig, zu denselben eingeladen, ja nicht einmal dem Hausherrn vorgestellt zu werden. Vor zwei Jahren war der Frack und die weiße Cravate noch ziemlich de rigueur heute aber geht Jeder, der Lust hat und in dem Costüm, das ihm beliebt, hinauf. Es ist stadtbekannt, daß die Führer reisender Engländer und Südamerikaner einen Abendbesuch bei dem Dichter in das Programm der „Merkwürdigkeiten" aufgenommen haben und man sieht oft ganze solche Caravanen exotischer Gäste von ihrem Cornac geführt durch den Salon wandern, den Sänger der „Straßen und Wälder" wie ein Wunderthier anstieren und sich entfernen.

Außerdem ist das zugereiste provinzielle Element stark vertreten, jeder Musensprößling, der auch nur ein Sonnett gedichtet hat, kommt, sich dem „cher maître" als treuer Anhänger und Schüler vorstellend, um dessen Segen flehend. Und die Blaustrümpfe! Die Musen des Departements, sie fehlen auch nicht. Bis gegen halb elf ist diese desperate Menge in zwei kleinen

Salons zusammengepfercht. Kein Mensch kennt den andern; man spricht nicht miteinander und mißt sich mißtrauischen Blickes. Von der geselligen Stimmung, die man in einem Salon sucht, kann hier nicht die Rede sein; es herrscht ungefähr die Temperatur eines Wartezimmers auf einem Bahnhof oder in dem Vorsaal eines Ministers am Audienztag. Von Zeit zu Zeit tönt aus dem hermetisch verschlossenen Speisesaal fröhliches Geplauder, schallendes Gelächter und Gläsergeklirr.

Es wird bei dem greisen Dichter spät getafelt und die Zahl dieser selbstverständlich intimen Tischgäste ist so groß als sie der enge Speisesaal zu fassen vermag. In den Salons, die sich mehr und mehr füllen, herrscht immer dieselbe peinliche Stille; bis endlich das Geräusch der auseinandergerückten Stühle verkündet, daß die Tafel aufgehoben wurde, die beiden Flügel der Thüre werden geöffnet und der Hausherr immer eine Dame an dem Arm führend, tritt unter die Harrenden. Es folgen die übrigen Gäste ebenfalls mit Damen, es gilt für eine besondere Auszeichnung der alten siebzigjährigen Freundin des Dichters, welche im Hause die Honneurs macht, den Arm reichen zu dürfen. Unter den Tischgästen findet man stets gewiß die beiden Hauptredacteure des Rappel, den kleinen, ruhigen, süßlich lächelnden Paul Merville und den hageren, lebhaft gesticulirenden Vacquerie.

Der Präsident des Generalraths den Seine, Herr Lefevre, fehlt selten, während der Gatte der früheren Witwe Charles Hugo Lockroy sich gerne entschuldigen läßt. Bekanntlich heirathete dieser gluthreiche Abgeordnete im vorigen Jahre die Schwiegertochter des Dichters, eine üppige blühende Dreißigerin. Der alte Hugo soll lange gegen die Ehe gewesen sein, nicht etwa daß ihm der Bräutigam mißfallen hätte, aber es schien ihm unerhört, daß wenn man den Namen Hugo zu tragen die Ehre hatte man denselben ablegen wolle. Man versichert, daß ganz besondere Umstände den Widerstand des Dichters gebrochen hätten. Die nunmehrige Madame Lockroy wohnt im nämlichen Hause ein Stockwerk höher und führt wie früher den Haushalt ihres Exschwiegervaters. Die übrigen Geladenen sind größtentheils hervorragende Schriftsteller, Künstler, auch einige Collegen aus dem Parlamente, und wirkliche Freunde von Distinction, die Verheiratheten stets mit ihren Frauen. Die Küche Olympias steht in ausgezeichnetem Rufe und das aufgeräumte Wesen der Gäste zeugt für die Authenticität der verabreichten Weine.

Victor Hugo selbst macht den Eindruck eines kräftigen Fünfzigers — jedoch mit blendend weißem Haar und Bart. Die Gestalt ist ungebeugt, der Blick sicher, der Gang durchaus fest, die Kleidung eine höchst einfache. Hose und Weste von gewöhnlichem Tuche und eine kurze Hausjacke. Die Züge sind ungemein milde, sowie die ganze Figur Güte athmet. Die Höflichkeit Hugo's im Umgang ist sprichwörtlich geworden, er läßt es sich nicht nehmen, obwohl dies sonst in Frankreich nirgends geschieht, jeder Dame die Hand zu küssen und begleitet den Handkuß mit huldigendem Madrigal, welches in einem anderen Munde lächerlich und prätentiös klingen würde. Er spricht langsam, ziemlich leise und mit merklicher Betonung der Endsilben, den Schluß seiner Sätze bekräftigt er nicht ungern durch ein Lächeln. Er hört mit wahrhaft rührender Geduld die lange im Voraus einstudirten Speechs der ungebetenen provinziellen Besucher und hat noch für jeden eine höfliche Formel übrig. Die intimeren Freunde des Hauses sondern sich mit dem größten Grade von Entschiedenheit von den Eindringlingen ab, so daß diesen nichts anders übrig

bleibt als, nachdem sie sich ihrer Huldigung entledigt haben, den Kürzeren zu ziehen. Gegen Mitternacht werden im Speisezimmer Syrup mit Wasser, Cognac, Orangen und Bouillon servirt und hier überläßt sich Hugo am liebsten der zwanglosen Plauderei. Ich hörte ihn da mit vieler Laune den Besuch des Kaisers Don Pedro von Brasilien erzählen, der eines Morgens um zehn Uhr anläutete und sans ceremonie bei dem Dichter dejeunirte. Hugo ist noch heute von dem überseeischen Imperator entzückt und kann der Lobeserhebungen nicht genug finden, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Es ist glücklich, sagte ich ihm", erzählte der Hausherr, „daß nicht alle Kaiser so sind wie Sie, sonst hätten wir Republikaner einen schweren Stand." Hugo verhätschelt seine beiden Enkel George und Jeanne und spricht ungemein gern von ihnen. Höchst pikant — aber nicht ohne einige Rührung ist aus seinem Munde die Schilderung der „Unterredung" zwischen der zehnjährigen Jeanne und dem Kaiser von Brasilien, der sich die Gnade erbeten hatte „dem jungen Fräulein vorgestellt zu werden." Nach zwölf Uhr entfernen sich Eindringlinge und Gäste und der Dichter begiebt sich zur Ruhe. Doch finden ihn schon die ersten Morgenstunden am Arbeitstische.

Man hat in letzter Zeit viel über das colossale Erträgniß der Werke Hugo's gesprochen und dabei riesige Summen angeführt. Ich habe mich überzeugt, daß diese höchst respectabeln Beträge durchaus nicht übertrieben sind. Das finanzielle Glück Hugo's beginnt eigentlich mit den Miserables (1861), für welchen Roman er baar 400,000 Francs erhielt. Obwohl die nachfolgenden Romane Les travailleurs de la mer und L'homme qui rit bei weitem nicht den Erfolg des Miserables erzielten, so wurden dem Verfasser dennoch horrende Honorare ausgefolgt. Aber seit 1870 erweiterte sich der Goldbach des Pactolus für Hugo zu einem mächtigen breiten Strom. Die volksthümlichen Ausgaben der Chatiments und von Napoleon le petit fanden Hunderttausende von Abnehmern; das Theatre francais, das Odeon-Theater und die Porte Saint Martin spielten mit dem Maximum der Einnahme hunderte Male hinter einander Hugo'sche Dramen und der Rappel warf glänzende Dividenden ab. Die gelungenste Speculation war jedoch die Veranstaltung auf eigene Kosten volksthümlicher von den besten Zeichnern illustrirter Ausgaben der Romane.

Hugo wurde sein eigener Verleger oder richtiger er überließ die materielle Leitung dieser Publication dem geschäftlich überaus tüchtigen Paul Merville, der einerseits für die billigste Herstellung, andererseits für die ausgedehnteste Verbreitung Sorge trug. Die gefällige Ausstattung und der sehr bescheidene Preis (10 Cents eine wöchentliche Lieferung) schlugen an, und hat diese literarisch-künstlerische Operation über eine Million netto eingetragen. Denn angesichts dieser Erfolge wurden nach den neueren Romanen die älteren in illustrirter Form dem gierigen Publicum verabreicht. Außerdem wirkte die Erfahrung und Hugo veröffentlicht heute alles in eigener Regie. Sein Verleger ist eigentlich nur sein Commissionär. Man kann die Tragweite dieses ungewöhnlichen Verhältnisses ermessen, wenn man bedenkt, daß von dem ersten Band der „Historie d'un Crime" 180,000 Stück abgesetzt wurden. Da der zweite Band noch spannender und dramatischer ist, so kann man wohl vermuthen, daß alle Diejenigen, welche den ersten Band gekauft haben, den zweiten nicht entbehren werden. Man sieht, daß man heute dem Genie nicht nur Lorbeerkränze, die für den Magen nichts taugen, windet, sondern massive goldene mit vielen Diamanten besäete Diademe schmiedet.

Aus der Gesellschaft.

Wien.

Ueber allen Wipfeln ist Ruh'! Es ist ernst geworden mit dem Absterben der Saison und die Wiener Specialität, es während des Sommers zwischen den eigenen Mauern nicht aushaltend, treibt bereits ihre vollsten Blüthen. Vom Theater will kein Mensch mehr etwas wissen, die Aristokratie ist, nachdem sie noch rasch die letzten Renntage mit verlebt und den Duft der Praterlinden eingesogen, auf ihre Güter geeilt, die Bourgeoisie hat sich mit Toiletten reich versehen, auf die Villeggiaturen oder in die Bäder zurückgezogen, der Stadtpark ist leer, der Volksgarten ist leer (was man eben in einer Großstadt leer nennt), die Freunde und Freundinnen haben sich in alle Winde zerstreut, in den Cafés ist es still geworden, Spieltische und Billards stehen einsam und verlassen und der Marqueur im schwarzen Frack und der weißen Hose gähnt — kurz, der nervöse Mensch kann sich jetzt in Wien erholen und besänftigen, denn — über allen Wipfeln ist Ruh'.

Da ich im Vorübergehen auch vom „Volksgarten" gesprochen, so möge einer ganz kleinen Umwälzung gedacht werden, die sich hier in aller Stille vor wenigen Wochen vollzogen. Bekanntlich spielte in diesem, zur k. k. Hofburg gehörigen, dem Publicum jedoch allezeit geöffneten Garten die Capelle Strauß, d. h. eine gut, man kann sagen vortrefflich geschulte Capelle, die der Jüngste aus der Dynastie der vereinigten Walzer- und Polkafürsten, Eduard Strauß, mit tänzelnden Beinen, wiegenden Armen und kokett lächelnden Lippen dirigirte. Wer also die berühmte Capelle Strauß zur Sommerszeit in Wien hören wollte, mußte in den Volksgarten sich bemühen, allwo jeden Dienstag und Freitag Abend der „schöne Edi" (wie der sarkastische Volksmund den kleinen Eduard mit dem aufgedrehten und pechschwarz gewichsten Schnurrbart nennt) vom Podium herab seine fünfzig oder sechzig Musiker zu den allbekannten Wiener Walzern, böhmischen Polkas, ungarischen Czardas, polnischen Mazurken anführt. Mit einem Male hieß es, die Capelle Strauß habe Strike gemacht, wolle nicht mehr unter Eduard spielen und habe sich bereits einen anderen Führer gewählt. Das Gerücht, das diese allarmirende Nachricht in die elegante Welt sandte, war von furchtbarster Wirkung, denn wenn auch der jüngste Strauß — Johann hat sich gänzlich auf das Operettenfach geworfen, Josef ist vor mehreren Jahren gestorben — nicht mehr auf dem Podium mit seinem Violinbogen in der Luft herumfahren sollte, wie und wo konnte man dafür Ersatz finden? Es sei hier nicht weiter untersucht, was die Musiker dazu bewogen, ihre Verbindung mit dem weltberühmten Namen Strauß zu lösen, Thatsache aber ist, daß sie sich einen andern Führer sofort wählten und der Name dieses neuen — respective für den Volksgarten neuen Walzerfeldherrn ist Franz Ziehrer. Franz Ziehrer leitet also die Dienstags- und Freitagssoiréen im Grünen nächst der Hofburg, aber der „Geist" der Strauße waltet in ihren Motiven fort und fort und kaum wird der Herbst angebrochen sein und kaum wird man daran denken, sich zur gesellschaftlichen Heeresfolge für die nächsten Winter- und Carnevalskränzchen zu rüsten, so geht Eduard Strauß daran, eine ganz neue Capelle zu formiren, auf daß uns der Name Strauß und seine Walzer erhalten bleiben.

Das Haus Strauß hat in den letzten Wochen noch nach einer ganz anderen Richtung von sich reden gemacht. Johann Strauß, der Componist der

„Fledermaus" und des „Cagliostro" hat seine Witwertrauer einigermaßen abgekürzt und sich, nachdem seine erste Frau, die geborene Treffz, sechs Wochen todt war, zum zweiten Male verheirathet. Die zweite Frau hieß Angelica Dittrich und wollte sich gerade unter Heinrich Proch's Leitung der Operncarrière widmen, als sie so rasch und von aller Welt unerwartet durch einen Heirathscontract hingerafft wurde. Woraus die Welt die Schlußfolgerung zog, daß Johann Strauß durchaus nicht log, wenn er stets mit Thränen im Auge behauptete, er könne ohne seine Frau nicht weiter leben. Es handelte sich dabei nur um den kleinen Nebenumstand, wer denn unter dieser „seiner Frau" gemeint sein sollte — die erste oder die zweite! Figaro behauptet nun, es gehe die Welt eigentlich gar nichts an, wie es Einer mit der Pietät seiner verstorbenen Lebensgefährtin halte, fügt aber dann gleich hinzu, daß sich's dieser Eine auch gefallen lassen müsse, wenn die öffentliche Meinung ein gewisses abgekürztes Trauerverfahren in ihrer objectiven Weise beurtheile . . . . .

Die Humanitätsfeste, von denen ich bereits im vorigen Briefe gesprochen, haben ein recht hübsches Erträgniß geliefert. Die Bilanzen sind bereits geschlossen und es läßt sich ein ziemlich genauer Ueberblick gewinnen. Das Fest im Schwarzenberggarten, das übrigens durch einen grausamen Gewitterregen arg gestört wurde, brachte einen Reingewinn von 12000 und der Jahrmarkt in der Rotunde warf ein Nettoerträgniß von 30,000 Gulden ab, das repräsentirt, um mich deutsch auszudrücken, eine Summe von ca. 70,000 Mark! Wie viele schlechte Cigarren geraucht, wie viele schlechte Eisportionen verzehrt und wie viele kokette Blumensträußchen für jene 70,000 Mark in die diversen Knopflöcher gesteckt wurden, das läßt sich approximativ gar nicht berechnen, dazu gehört eine mathematische Formel und wenn das Geld halbwegs nur gut angewendet wird, so läßt sich auch kaum berechnen, wie viele Thränen damit getrocknet werden konnten. — — Auch der Fürst Hohenlohe hat vor einiger Zeit ein Fest veranstaltet, aber kein Humanitäts-, sondern ein Waldhornfest. Das klingt sehr eigenthümlich, ist aber doch so. Fürst Hohenlohe, der erste Oberstthofmeister des Kaisers, versammelte nämlich im Parke seines Augartenpalais zahlreiche Herren und Damen der hohen und höchsten Aristokratie, um hier das Waldhornquartett, das sich vor noch nicht langer Zeit aus der Mitte des Hofopernorchesters herausgebildet und allerdings ganz Vorzügliches leistet, vorzuführen. Als die Kaiserin von Oesterreich, Elisabeth, in den fünfziger Jahren nach Wien kam, erfuhr plötzlich die Zither einen colossalen Aufschwung. Die Kaiserin hatte eine besondere Vorliebe für dieses primitive Instrument, nahm sich einen Lehrer und alsbald gehörte es zum guten Ton, die Zither zu spielen und Jodler zu begleiten. Allmälig jedoch wurde das Instrument der Jäger und Sennhirten wieder vergessen und jetzt ist das Waldhorn en vogue. Jenes Quartett vom Augartenabend trug den Gästen des Fürsten nicht weniger als siebzehn Piécen vor — ein wenig viel für einen Abend, aber die elegante Welt scheint sich an den sentimentalen Weisen gar sehr delectirt zu haben. Was ist langweiliger als eine Flöte? lautet die bekannte Frage. — „Zwei Flöten", lautet die eben so bekannte Antwort. Und was ist langweiliger als ein Horn? wird es bald heißen. — Vier Hörner! — wird man bald sagen. Aber — chacun à son goût . . .

Mit den Theatern ist es schlimm bestellt und wird es im Laufe der allernächsten Zeit noch immer schlimmer werden. Nun hat auch das Carltheater geschlossen. Am 31. Mai spielten sie darin vorläufig zum letzten Male und

Franz Jauner hört an diesem Abende auf, Director dieser Bühne zu sein, der er volle sechs Jahre als Leiter vorstand. So lange Jauner nur das Carltheater auf seinen Schultern hatte, ging alles vortrefflich, sowohl die Operette als das feinere Lustspiel und die Localposse fanden auf den berühmten Bretern, die noch von Nestroy und seinen geistsprühenden Einfällen so viel zu erzählen wissen, die reichste Pflege und wollte man — ich verstehe unter diesem „man" den Einheimischen wie den Fremden — sich einmal vorzüglich amüsiren, wollte man auf ein paar Stunden Alles vergessen, was Einem zu drücken und zu quälen pflegt, im Theater der Leopoldstadt konnte man seinen Zweck vollständig erreichen; mit dem Momente jedoch, da Herr Jauner an die Spitze der k. k. Hofoper berufen wurde, um dieses Institut zu „retten", mit diesem Momente wollte auch jenseits des Donaucanals nichts mehr gelingen; die Operette fand keinen rechten Zug mehr und für das feine Lustspiel war kein Personal mehr vorhanden. Wohl gab es für das Theater hier und da noch einen „Treffer", wie beispielsweise die Fatinitza, aber eine Schwalbe macht keinen Sommer und eine Operette hält keinen Sturz auf. Das Defizit wuchs auch hier von Jahr zu Jahr, bis die Jahre 75, 76 und 77 alle die Avancen aufgezehrt hatten, die aus dem Cassareport der Angot und einiger Sensationsschauspiele geflossen waren. Herr Jauner, dem eine gewisse Versatilität des Schauspielers und ein gewisses Auge für die Regie nicht abgesprochen werden kann, verabschiedete sich am letzten Mai von seinem Theater und seinem Publicum und räumte seinem Nachfolger Herrn Franz Tewele den Platz. Tewele beginnt sofort mit einem längst erwarteten Ausstattungsstück, mit einem Ausstattungsstück, das nur zu lange auf sich hat warten lassen. Das Theater wird nämlich von innen und außen renovirt, mit neuen Garderoben und Sitzplätzen versehen, überhaupt ganz frisch ausgestattet. Das ist schon ein halber Erfolg. Die andere Hälfte ist allerdings etwas schwerer zu erreichen.

Inzwischen hat sich das Unglaublichste ereignet — die „Komische Oper" hat abermals einen Director gefunden, den siebenten in der Reihe Derer, die seit dem Februar des Krachjahres 1873 im Tempel des Schattenreichs das Scepter führten und dabei zu Grunde gingen. Der neueste Director jedoch hat alle Chancen für und bringt alle Bürgschaften mit sich, daß es von jetzt an besser gehen werde, denn dieser neueste Director heißt: Friedrich Strampfer. Strampfer, der einstige Director des Theaters an der Wien, hat ein eigenes, starkes Talent im Aufspüren und scharfen Beurtheilen noch unbekannter und schlummernder Kräfte und diesem Talente hat Wien eine Reihe seiner illustren Bühnenpersönlichkeiten, hatte Strampfer sein einstiges großes Vermögen zu danken. Strampfer brachte in der ersten Periode seiner Wiener Thätigkeit die Gallmeyer und die Geistinger hierher, jene zwei Repräsentantinnen der singenden und dramatisirenden Schauspielkunst, die geradezu typisch geworden sind. Als Strampfer nach seinem Schiffbruch, den er als Landwirth erlitten, das kleine Theater unter den Tuchlauben übernahm, lugte er sofort nach neuen, wenigstens für Wien neuen Sternen aus und siehe da! es kamen Schweighofer und Girardi — diese zwei Komiker, die Wien schon sehr viel zu lachen gegeben haben. Sehen wir nun zu, ob sich die Spürkraft Friedrich Strampfers auch ein drittes Mal bewährt! — Figaro und gar Viele mit ihm wünschen und hoffen es, denn erstens würde das Glück eines braven und thätigen und äußerst begabten Theatermannes von Neuem erblühen und zweitens würde sich Wien dabei vortrefflich amüsiren.

Im Hofoperntheater hat Fräulein Charlotte Grossi, vom Hoftheater in

Berlin vier Mal gastirt, zu dem Zwecke, in Wien engagirt zu werden. Das viermalige Debüt umfaßte folgende Rollen: Königin der Nacht, Ophelia, Bertha (Prophet) und Gilda (Rigoletto). Die Kritik konnte sich über den Werth der königl. preußischen Hofopernsängerin nicht recht einig werden und selten gingen noch die Referenten so sehr auseinander, wie in Bezug auf Frl. Charlotte Grossi. Figaro glaubt nun, daß die Dame einige Coloraturfertigkeit besitzt, daß sie sich eine gewisse äußerliche Routine angeeignet und daß sie sich einer vornehmen Figur rühmen darf. Andererseits aber glaubt Figaro ebenso entschieden, daß die Stimme bereits müde ist, daß der Proceß der Athemvertheilung nicht leicht und correct genug vor sich geht und das Spiel des Gastes kühl, conventionell und geistlos ist. In Er- und genauer Abwägung aller Tugenden und Fehler scheint die Direction Jauner zu dem Resultate gelangt zu sein, Frl. Grossi zu engagiren, denn sie — die Direction nämlich — braucht eine Coloraturprinzessin wie einen Bissen Brod und da Frl. Tagliana von Herrn von Hülsen für Berlin wirklich gekapert ist, nimmt Herr Jauner die Grossi. Wer von Beiden das bessere oder schlechtere Geschäft gemacht hat, das wird sich bald zeigen. Nicht uninteressant dürfte es jedenfalls sein, über Frl. Grossi einige authentische Details zu erfahren. Frl. „Carlotta Grossi" — die Visitenkarte sagt nämlich Carlotta — heißt eigentlich Charlotte Großmuck und ist die Tochter eines Wiener Greißlers. Was ist ein Greißler? werden Viele fragen, die noch nicht in der alten Kaiserstadt gewesen und sich darinnen umgesehen — ein Kleinhändler für Alles, — ein bischen epicier, wie die Franzosen sagen, ein bischen Victualienhändler, wie es hier, ein bischen „Melber", wie es dort heißt. Kurz, Papa Großmuck war ein Greißler, als seine älteste Tochter Charlotte zur Bühne ging und man konnte bei ihm auch stets „haße, brennhaße Würsteln" haben, denn was wäre das für ein Greißler, bei dem der heiße Kessel kalt würde? Die kleine Charlotte entwickelte für die Bühne eine hübsche Gestalt, eine angenehme Stimme und sehr viel Neigung, aber die damalige Direction Dingelstedt wollte in ihr — der kleinen Charlotte nämlich — kein allzu mächtiges Talent erblicken und bewilligte ihr nur ganz kleine und ganz untergeordnete Rollen und eine Monatsgage, die den Betrag von 40 Gulden nicht überstieg. Ja dieser Betrag sollte durch eine merkwürdige locale Einrichtung noch geschmälert werden. Damals nämlich, als Charlotte die Stufe der Vierzigguldengage glücklich erreicht hatte, wohnte ihr Vater „vor der Linie", d. h. in einer Vorstadt und da die Theaterwagen nur innerhalb der „Linien" (Zollbarrièren) verkehren dürfen, konnte die Kunstjüngerin nicht abgeholt werden und mußte jeden Tag zwei Stellwagenfahrten à 10 Kreuzer bestreiten, dazu kam noch der allnächtliche „Sperrsechser" — rechnet man dies Alles zusammen, so ergiebt sich eine Subtraction, die das Resultat liefert: Nichts von Nichts geht auf. Nun kam, es war dies im Jahre des Heils 1869, ein Antrag von Berlin, der Frl. Großmuck eine Jahresgage von 2500 Thalern offerirte; das war doch ein Avancement, was sofort angenommen werden mußte und in der That, Charlotte Großmuck unterschrieb sofort und reiste bald nach Berlin, um von dort nach einer Pause von 9 Jahren als gemachte Primadonna in ihre Heimat zurückzukehren. — Charlotte Grossi hat noch zwei hübsche Schwestern; die eine derselben hat sich mit dem ersten Gemal der Pauline Lucca, Herrn von Rhaden verheirathet, die zweite hat eine nette Stimme und wartet auf eine Carrière. Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

X.

Ob Deutschland schon eine Woche gleich voll der trübsten Aufregungen und hochtragischesten Erschütterungen durchlebt hat, wie diejenige war, in welche der letzte Monatswechsel fiel? Wenigstens unsere Generation, das neue deutsche Reich machte zum ersten Mal so Schlag auf Schlag das Innerste Aller aufwühlende Erfahrungen. Zweifach — nein! Dreifach zischte der versengende Blitz auf uns nieder und wir standen gelähmt, gebannt von Entsetzen — vor unseren Blicken gähnte ein Abgrund, die Gesellschaft zu verschlingen, und, Hamlets ganzen Jammer theilend, mußten wir, empört so sehr als beschämt und zerknirscht, in die Klage ausbrechen: „Die Welt ist aus den Fugen!"

Der Monat begann mit so viel Glanz und Glück. Das schillernde und blendende Ausstattungsstück der Weltausstellung, das um so spannendere, je mehr sich verwickelnde Intriguenspiel des Congresses — konnte es packendere, buntere Piecen des europäischen Concerts geben? Bunt und durch Buntheit heiter! Und noch heiterer schien der nächsten Zukunft Horizont sich gestalten zu wollen — da, ein dumpfer Klang, von den Berliner Linden an unser Ohr schlagend und fürchterlich anschwellend, der Schuß vom 11. Mai, in seiner wahnwitzigen und grausamen Wiederholung vom 2. Juni bereits zur Donnerstimme emporgewachsen, die mit zermalmender Beredtsamkeit ins Gewissen spricht!

Mehr noch des Entsetzlichen — zwischen die Doppeltragödie beider Attentate auf jenen Stolz und Ruhm Deutschlands vor der Welt, der Kaiser Wilhelm heißt, schiebt sich mit der Wucht des Grausen die Katastrophe bei Folkestone! Dort sinkt die Blüthe deutscher Jugend ins nasse Grab — hier rinnt das Blut des edelsten, gütigsten, greisen Herrschers, vergossen von einem entarteten Sohne desselben Landes, das dem Opfer der zum Himmel schreienden Unthat seine Einheit, seine politische Größe und europäische Machtstellung verdankt!

Ob die „Republique Française", das Organ Gambettas, denn wirklich Recht behält, vom deutschen Volke zu sprechen als von „diesem Volke, das man für so gesetzt, so weise hält, und das im Grunde das hitzigste, das am leichtesten fortzureißende aller Völker ist?" Unzweifelhaft hat genanntes Blatt Recht insofern, als auf seine weitere Frage: „Hat es nach allem Ruhm von Sadowa und Sedan, nach so vielen Siegen, so vielen Errungenschaften und erworbenen Reichthümern grausame Enttäuschungen gegeben?" leider ja nur eine voll bejahende Antwort ertheilt werden kann.

Die auswärtige Presse, meine Gnädige, hat aus Anlaß der letzten deutschen Ereignisse überhaupt manches für uns hochbeherzigenswerthe Wort gesprochen. Z. B. wenn die Wiener „Presse" bemerkte, es müsse nach dem, was geschehen, ein großer Feldzug gegen die subversiven, nihilistischen, zerstörenden Wühlereien der deutschen Socialdemokratie eröffnet werden; die Gesellschaft in Deutschland treibe dem Abgrund zu und werde von jener verschlungen werden, wenn sie auch ferner die Hände sorglos in den Schooß lege! Ich gewahre, daß dies sogar dasselbe Bild ist, welches ich meinerseits oben gebrauchte — nun, ich brauche es dennoch wohl nicht von meinem Papier zu tilgen: es sind eben Gedanken und Worte, die in der Luft schweben!

Weiter noch sei mir vergönnt, zu constatiren, daß unter den großen auswärtigen Organen, die natürlich sich sämmtlich zum Echo des empörten sittlichen Bewußtseins einer ganzen Welt gemacht haben, die Londoner „Times" besonders beredt und zwingend ausdrückten, was diese Wochen und Tage das Herz der Deutschen bewegt und erfüllt hat. „Wir theilen die Hochachtung" — so schrieb das englische Blatt — „und würdigen die Zuneigung der Deutschen zu ihrem Monarchen, welcher ihre Einheit begründet hat. Der deutsche Kaiser ist das lebende Symbol des großen nationalen Strebens, das er zu befriedigen verstanden. Wir erblicken in ihm den Patrioten, den Krieger, den Staatsmann, der die Dankbarkeit seiner Unterthanen geerntet hat. In der gegenwärtigen Krisis wäre das Hinscheiden Kaiser Wilhelms ein großes politisches Ereigniß gewesen, dessen Folgen zu übertreiben kaum möglich sein dürfte. Der Einfluß Kaiser Wilhelms auf die jetzt Europa bewegende Frage ist stets ein erheblicher gewesen und dürfte jetzt eher zunehmen, als

abnehmen, wo die Unterhandlungen eine hoffnungsvolle Wendung erreichten. Europa kann das Leben des Kaisers in diesem Augenblick nicht wohl vermissen."

Noch etwas in der „Times", das uns angeht, steht freilich auf einem anderen Blatte: es betrifft das Verlorengehen des „Großen Kurfürsten" mit seiner theueren Bürde und führt der deutschen Admiralität eine englische seemännische Behauptung zu Gemüthe; wie nun, wenn dieselbe, indem sie gerade von englischer Seite kommt, wirklich auch eine fachmännische, probe- und stichhaltige wäre? Man kann nur das flehendliche Verlangen an die zuständige Stelle richten, daß vorurtheilslos, unbefangen, ohne nationale Empfindlichkeit geprüft und — das Beste behalten werde! Ist es Wahrheit, so höre man sie, und sei sie die bitterste! — —

So gern ich in meinen Berichten an Sie — die gnädige Frau wissen ja — fast nur mit rothangestrichenen Tagen im Kalender des gesellschaftlichen und schöngeistigen Lebens zu thun haben mag und mir zu schaffen mache, so konnte ich natürlich die schwarzen Blätter der Geschichte, die die letzten Wochen uns aufgeschlagen haben, hier nicht ohne Weiteres überschlagen. Ich weiß auch ganz bestimmt, daß Sie selber vorerst nicht nach freundlichen, heiteren Bildern suchten, sondern die bekommene Stimmung, von der ich mich noch gegenwärtig nur schwer losmachen kann, harmonisch mit mir theilen. Dennoch — wenn diese bescheidenen Blätter einmal die Ehre haben sollen, Ihnen als eine Art bunter, dem Augenblick nach erzählter Monatschronik zu dienen, so will der volle, ganze Monat sein Recht, und wir dürfen über dem 11. z. B. nicht den 1. Mai vergessen, mag auch um dessen lichtstrahlende, freudeglänzende Mienen sich heute grau ein Flor ausbreiten.

Was selbst nur durchschimmert durch letzteren, es ist noch schön in der Erinnerung! Ja, eine Erinnerung schon für mich, für Sie vielleicht noch Hoffnung. Reisen auch Sie nach Paris — ich kann Ihnen nichts Besseres rathen. Denn selbstverständlich spreche ich hier von der Weltausstellung.

Soll ich Ihnen kurz sagen, worin die von 1878 ihre ältere Schwester von 1867 noch weit hinter sich läßt? Damals, im zweiten Kaiserreich, tanzte Paris auf einem Vulkan — jetzt hat derselbe seine Eruption gehabt, der Krater ist geschlossen, noch brauen und weben keine neuen Dämpfe und Wetter um das wiedererstandene, phönixgleiche Paris der Republik. Hell und heiter lacht wieder über dem schönen Frankreich Gottes Sonne; noch ballte ihr Strahl kein neues Gewitter zusammen, das, wenn auch noch tief am Horizont, doch endlich Entladung droht! Dies ist das Erhebende, die Seele Lösende an der diesjährigen Weltausstellung, die hierin in der That nicht ihres Gleichen findet. Leider — doch ist es so und nicht anders: Frankreich ist gegen Deutschland jetzt das innerlich gesunde und dies Bewußtsein strömt auf den Besucher von Paris wie stärkende Atmosphäre, wie erfrischendes Aroma ein.

Dazu der Frühling in Paris! Es ist heute nicht anders als damals, wo Dingelstedt — einer meiner Lieblingsdichter; und einer der Ihren doch wohl auch? Ich kenne Ihren Geschmack! — wo Dingelstedt, sage ich, in einer seiner Novellen schreiben konnte: „Paris fühlt den Lenz wie keine Hauptstadt der Welt; nicht nur das ländliche Paris außerhalb der Barrière, das wie eine Buhlerin sich weit ausstreckt über dem wunderbar reizenden Seinebett; nein, selbst der steinerne Kern der Stadt empfindet den lebenskräftigen Trieb der wiedererwachenden Natur und schlägt in schwellendem Wachsthum üppig aus. Die Quais füllen sich, als sei frisches Leben in diese Adern des Verkehrs gegossen; die Bäume, diese munteren, leichtsinnigen, französischen Bäume öffnen ihre Keimaugen, die Plätze mit ihren Denkmälern, Bildsäulen und Wasserkünsten putzen sich wie ein Weib, das den Geliebten erwartet. Dunkle Giebel lächeln sonnig hernieder, die Fenster thun sich auf und reiben den Winterschlaf aus den angelaufenen Scheiben; Thüren, Gänge und Treppen athmen frischere Luft ein und aus, als bisher. Der kennt den Frühling nicht, der ihn nicht in Paris gesehen!"

Ich fürchte kein Mißverständniß, wenn ich sage: Das Paris der Weltausstellung, das Paris von heute wäre im Stande, mit der Republik zu versöhnen. Hier kommt Einem das Bewußtsein so recht als Glaube in die Hand, daß Herrschaft der Republik und Triumph der Schönheit, der Frauenschönheit auf glänzenden Festen und in glänzenden, unübertrefflichen, berückenden Gewändern und Toiletten, keineswegs unvereinbare Erscheinungen und Begriffe sind! Welche Feste — im Elysée, beim Arbeitsminister, beim Handelsminister, beim Seinepräfect und wo immer sonst noch — und welche Schönheiten auf diesen Festen, und in welchen Toiletten! Eine Bemerkung sage Alles: diese Republikanerinnen überflügeln noch das Kaiserreich! Und kaum wahrgenommen wird, daß die Legitimistinnen fehlen — sie fehl-

ten ja auch an Eugenie Montijos Schönheitshof. Den Preis entzückendsten, berauschendsten Frauenreizes hat „das Paris von 1878" als „der moderne Paris" drei Creolinnen, drei Schwestern, verliehen. Sie sehen, man ist nicht befangen national, nicht französisch eingenommen, sondern international, wie es für die internationale Ausstellung sich geziemt: drei Südamerikanerinnen gelten den Parisern — und nicht ihnen allein, auch wem z. B. von uns Deutschen in diesem Falle gestattet werden kann, als Kenner sein Urtheil abzugeben, also z. B. unserem wohlbekannten „L. P." in der „Tante Voß" — als die weibliche Krone der Schöpfung!

Daß ich nicht voreingenommen von diesem Paris bin und einseitig für dasselbe schwärme, möge die Offenheit beweisen, mit der ich hier die Blamage ad acta gebe, welche sich die an der Spitze der Civilisation Marschirenden mit ihrer Voltairefeier und ihrer Jeanne d'Arc-Demonstration, bei welch letzterer die Damen der Adelsgeschlechter des ancien regime mit den „Damen der Halle" revolutionären Angedenkens fraternisirten, bereitet haben. Und ebenso übersehe ich nicht das Symptom einer immer mehr um sich greifenden Corruption, das jedenfalls sich bekundet hat, indem die Pariser demi-monde an der Reception Sardous unter die „vierzig Unsterblichen" unbeanstandet von der „ganzen Welt" des Tout Paris theilnehmen durfte. So weit sind wir in Deutschland glücklicher Weise noch nicht, daß die Priesterinnen freier Liebe sich unter uns selbst in der Aula unserer wissenschaftlichen Akademien und bei sonstigen Vereinigungen einer „Aristokratie des Geistes" mischen dürften.

Doch ehe ich von Paris jetzt bis auf Weiteres Abschied nehme, entrolle ich zum Schluß vor Ihrem geistigen Auge das Bild des Empfangs im deutschen Botschafterhotel nach der Kunde von dem (ersten) Attentat auf Kaiser Wilhelm. Ein historisches Tableau, effectvoll durch seine Buntheit und seine geschichtlichen Contraste, wie selten ein anderes! Da waren erschienen die Exkönige von Sicilien und Spanien, und neben zwei Exkönigen letzteren Landes auch eine Exkönigin, sowie neben den neapolitanischen Bourbons auch die spanischen und daneben die Orleans, da waren die Kronprinzen von England und Dänemark, da war der russische Napoleonide Leuchtenberg, General Vinoy der letzte „Vertheidiger von Paris", das ganze Corps diplomatique, die Minister, der Seinepräfect, die haute finance, repräsentirt z. B. von den Freiherren von Rothschild, und selbst er fehlte nicht, Emser tragikomischen Angedenkens, mein famoser Graf Benedetti! Denken Sie sich das aus: ihn, an diesem Ort, zu diesem Zwecke! Alles in Allem — nicht wahr? — Die mixed-pickles, wie sie im weltgeschichtlichen Kochbuch stehen, der „salade de rois" (et de diplomates), von welchem Donna Isabella, sich selber nicht verschonend, sprach. Apropos — als welche Ingredienz mag sie sich darin gedacht haben? Ob als Perlzwiebel? Ob als die Kaper? —

Von der deutschen Kunst auf der Weltausstellung brauche ich Ihnen, nach den erschöpfenden Mittheilungen der Tageblätter, wohl kaum noch apart zu erzählen. Wie laut äußerte sich schon im deutschen Salon die Zuversicht, daß der Kronprinz des Kaiserpaares und der ganzen Nation lieber und liebenswürdiger „Fritz", von London aus den Umweg über Paris machen werde. Statt dessen welche Heimreise! Eine Parforcefahrt, die entschieden ihre Gefahren hatte! Mit rasender Schnelligkeit durcheilten der geängstigte Sohn und seine Gattin die ungeheure Strecke von der englischen Küste nach der deutschen Hauptstadt, hierbei zum ersten Mal wieder französischen Boden (in Calais) berührend, um rascher nach Hause zu kommen. Und doch konnten auch die eiligsten Maschinen den gewaltigen Weg nicht unter vierundzwanzig Stunden durchmessen. Vierundzwanzig Stunden — eine Ewigkeit für den Bangenden, Fürchtenden — aber ist vorher Einer schon in der gleichen Zeitspanne von London nach Berlin gekommen? Als ein Unicum bisher gehört diese kronprinzliche Reise der Geschichte an!

Wie hat „unser Fritz" auch alle noch so zugeknöpften britischen Herzen — die herzlosen, weil vaterlandslosen socialdemokratisch verblendeten natürlich ausgenommen — wieder zu nehmen verstanden, vom ersten ihn Begrüßenden an, dem Bürgermeister von Windsor, den ein kräftiger und aufrichtiger deutscher Händedruck beglückte, bis zu den letzten möglichen Besuchen, bei Graf Beust, dem alten Widersacher des Reichs und Intriguenspinner, der jedoch ebenfalls dem Zauber jener Persönlichkeit nicht hat entrinnen können und mögen, und bei der „schönen Frau" und ihrem Sohn, die „ihren Krieg" haben wollte und ihren bitteren Lohn empfing. Die schöne Frau — nun ja, noch immer ist's Frau Eugenie, fängt die einstige Juno und Venus in Einer Person jetzt auch an, Embonpoint zu bekommen. Und „Lulu" entwickelt sich in der That zu einem ganz geweckten, propren, frischen

„jeune garçon", wie ihn meinetwegen die republikanische Presse nennen mag, der neulich seinen „Maidenspeech" beim Londoner Preßfest in einer so forschen und prompten Weise absolvirt hat, daß darauf das Berliner Charakteristikum: „dreist und jottesfürchtig" passen möchte!

Da fällt mir eine andere Berlinische Redensart ein: „Gott, wie groß ist Dein Thiergarten!" Ich nehme das ohne Ironie und umschreibe es nur menschlich. Gott, wie groß ist noch immer in Deinem Erdengarten die Zahl echter Menschen — groß genug, daß wir, um Trost zu fassen in den Schrecken der jüngsten Zeit, noch nicht zu verzweifeln brauchen an der Menschheit! Da hat ein freundliches Geschick uns gerade jetzt solche Echte, solche Gute aus dem fernen Afrika gesandt — die Marokkaner, die in Berlin durch eine ganze Reihe der liebenswürdigsten, der schlicht und rein menschlichsten Züge sich alsbald jedes empfängliche Herz zu gewinnen wußten! Namentlich der greise Führer der Gesandtschaft — noch älter, als Kaiser Wilhelm, da er schon dreiundachtzig Jahre zählt — ist gewiß ein Mann, der unsere wärmsten Sympathien verdiente.

Verdientermaßen auch waren sie in der deutschen Reichshauptstadt die „Löwen des Tages", bevor nicht alles Andere in den Hintergrund trat vor jenem ewig beklagenswerthen Seeunglück und jenem neuen fluchbeladenen Mordversuch auf den Kaiser! Im Anschauen der Sehenswürdigkeiten im Kennenlernen der Residenz zeigten die fremden Herren sich ganz unermüdlich. Wo sind sie nicht gewesen? Fast einzig wäre der Reichstag zu nennen; denn nur vor demselben hielten sie mit ihren Equipagen und ließen ihre Karten an Präsident Forckenbeck abgeben. Dagegen waren sie im Schlosse, in den Ministerien, Museen, der Reichsbank, im Aquarium, Panopticum, im zoologischen Garten, Rathhaus, in den Hospitälern, im Skating-Rink und in der Flora, wo sie dem Aufsteigen der französischen, beiläufig sehr hübschen und immer tres joliment en costume gekleideten Luftschifferin Fanny Godard beiwohnten. — Die Geschenke, welche Muley Hassan, der gegenwärtige Beherrscher des „äußersten Westens", unserem Kaiser durch die von ihm auserwählten Männer überreichen ließ, dürften für jede Dame von besonderer Anziehungskraft sein. Sie bestehen fast durchgängig aus Stickereien (Tischdecken, Burnussen, Mänteln, Gürteln, Schuhwerk, Schabracken u. dergl.), und man kann nur sagen: diese Gaben lassen eine Ahnung aufdämmern von dem Märchenglanze des Orients. Die glänzenden, golddurchwirkten oder reichgestickten, farbenglühenden Phantasieschöpfungen erinnern lebhaft an „Tausendundeine Nacht"; die ganze bezaubernde Macht der Arabeske tritt uns in diesen Körperhüllen entgegen. In allen Einzelheiten der Ornamentik werden wir lebhaft an das Verbot aller bildlichen Darstellungen erinnert, welches den Cultus des Islam beherrscht. Vor unseren Augen breitet sich eine Fülle der reizendsten Linienführungen aus; die Phantasie bemüht sich, die Vorbilder in Formen der Natur zu finden. Als das Vornehmste unter den Gaben glänzen acht goldgestickte, runde Tischdecken; sie belehren uns über die Vollendung, mit welcher bei den „Barbaren" die Sticknadel geführt wird, und wie fein deren Verständniß bezüglich Farbenwahl und Formvertheilung ist. Sämmtliche Stickereien liegen ganz flach auf, so daß die oft wohl fingerbreiten Conturen derselben immer doch den weichen, gefälligen Ton des Flachornaments bewahren. Dann unter dem Schuhwerk — welche Pantöffelchen! Auch der Schwärmer für die Stiefelette, wie ich einer zu sein bekenne, muß vor diesen „Bijoux" von Schuhen, wahren kleinen hingehauchten Kunst- und Wunderwerken, sich gefangen geben. Diese Pantöffelchen sind wirklich, wie gesagt worden ist, himmlische „Stiefeletts des Boudoirs", poetische „Ballschuhe des Negligé", und man versteht den Ausruf: „Roth ist entzückend, Gelb hinreißend — für Hellblau lass' ich mein Leben!"

Die Marokkaner, deren würdiger Obmann mit dem höchsten preußischen Orden, dem Schwarzen Adler, decorirt worden ist, genossen mehrere Wochen lang in Berlin eine wahrhaft kaiserliche Gastfreundschaft, die ihrem erhabenen Wirth die Kleinigkeit von etwa 30,000 Mark aus seiner Privatschatulle gekostet hat. Dagegen weilte ein anderer exotischer Gast, der persische Schah, diesmal nur vierundzwanzig Stunden unter uns. „Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen." Wäre der Anlaß nur nicht so tragisch, der Schah hat das Reimsprüchlein jetzt von Neuem erprobt. Welches Abenteuer, gerade am Tage des Attentats auf den Kaiser — des zweiten — des Kaisers Gast zu sein! Selbstverständlich war von Galadiner und Galaoper nicht weiter die Rede und tactvoll brach gleich den Marokkanern auch der Schah sofort seinen Aufenthalt ab, nachdem er — zu seiner Ehre sei's ihm nachgesagt! — in Bezug auf Tact, Etikette und feine höfische Sitte nicht nur, sondern

auch in Bezug auf jenen „Tact des Herzens", der angeboren sein muß, nach der wahnwitzigen That nicht das Geringste von seiner Seite hatte vermissen lassen.

Wie beide Kinder Kaiser Wilhelms am Tage des zweiten Attentats dem Vater leider fern waren, so befand sich merkwürdiger Weise auch von sämmtlichen Enkeln des hohen Herrn im Moment nur ein Einziger in Berlin, der junge Prinz Heinrich, familiär „Prinz Heinz" geheißen, der sich zur Zeit hier noch auf seine im Herbst anzutretetende Reise um die Erde — er ist bekanntlich Seemann, der einstige „Prinz Admiral" der deutschen Flotte — vorbereiten mag. — Das giebt mir einen nahen Anlaß, meiner Gnädigen von einem anderen fürstlichen Weltumsegler zu erzählen, dessen jugendlicher Muth und Kühnheit es wohl verdienen, daß schöne Augen ihm einen Augenblick schenken, freundlich auf ihm weilend. Prinz Alfred Montenuovo, welcher am 24. August 1876, in Begleitung des Prinzen Heinrich Liechtenstein, eine Fahrt um die Erde angetreten hatte, ist kürzlich wohlbehalten wieder in Wien eingetroffen, während sein wackerer Genoß in Folge eines — nicht bedenklichen — Unwohlseins noch in Cairo zurückbleiben mußte. Die Prinzen haben eine namhafte Sammlung alter und neuer Kunstgegenstände mitgebracht, darunter namentlich viele und werthvolle Exemplare antiker und moderner Waffen. Die reiche Jagdausbeute der beiden tapferen Sportsmen ist in sechzig Kisten verpackt angelangt. Zwei junge Tiger, welche, ein Geschenk des Sultans von Djogja, für die Menagerie in Schönbrunn bestimmt sind, dürften im Juli ihren neuen Aufenthalt erreichen. Prinz Alfred Montennovo, der einzige Sohn des Fürsten Wilhelm und der weiland Gräfin Juliane Batthyany, väterlicherseits als Enkelkind Marie Luisen's (der zweiten Gemalin Napoleons) mit dem österreichischen Hofe verwandt, ist am 16. September 1854 geboren und wäre also nach herrschendem Recht erst in einigen Monaten mündig, er wurde es aber mit Bewilligung Kaiser Franz Josefs schon jetzt, um sofort die Verwaltung seiner Besitzungen, des mütterlichen Erbtheils, übernehmen zu können. Nun, ein „Weltumsegler mit Willen" darf wohl als majorenn de facto gelten. Der Reisebegleiter, Prinz Heinrich Liechtenstein, hat die Volljährigkeit auch ex lege noch während seiner Wallfahrt erlangt: er ist (als Sohn des Generals Prinzen Franz Liechtenstein und einer Gräfin Potocka) am 16. November 1853 geboren. Sowohl zum regierenden Fürsten Johann II. von Liechtenstein, wie zum Oesterreichischen Militär-Attaché in Berlin, Prinzen Alois, steht er im Verwandtschaftsgrad des Vetters.

Prinz Alfreds glückliche Heimkehr war natürlich ein sehr frohes Ereigniß für die Familie Montenuovo, die daneben noch einen anderen hohen Festtag in ihrer Geschlechtschronik zu verzeichnen hatte; die Enkelin Marie Luisen's, Fürst Wilhelms jüngere Tochter Marie (geb. am 10. September 1859), trat am 23. Mai in der Pfarrkirche zu Unserer lieben Frau bei den Schotten in Wien vor den Altar mit Graf Anton Apponyi (geb. 1852). Das Presbyterium der Kirche war aus diesem Anlaß mittelst exotischer Gewächse und Blumen zum Garten umgewandelt. Die Elite des österreichisch-ungarischen Adels wohnte der Trauung bei, die Erzbischof Haynald von Kalocsa vornahm. Die Braut, eine jugendlich schöne Erscheinung im Lenz ihrer noch nicht vollendeten neunzehn Jahre, trug weiße Schleppprobe von schwerer Seide, im Haar den Myrthenkranz und ein Brillantdiadem; der Bräutigam ungarisches Galacostüm, Attila und Mente von tiefblauem und enges Beinkleid von kirschrothem Sammet. Einige Stunden nach der Ceremonie schon trat das junge Ehepaar die Reise auf die Besitzung des Grafen Apponyi nach der Pußta Szent-Miklos an, von wo sich die Neuvermälten demnächst nach Paris begeben werden.

Das wäre kein Mai, wenn glückliche Brautpaare nicht mit Vorliebe ihn gerade zu ihrer Vereinigung bestimmten. Der Wonnemond des Jahres soll auch der Wonnemond der Liebe sein — dazu ist er mit seinem bräutlichen Weben und Werben rings in der Natur ja wie geschaffen. Und so sah denn auch der diesjährige Mai besonders viele Vermälungen, deren einige ich meiner Gnädigen in Kürze melden darf: Maximilian Graf v. Seilern und Aspano (geb. 1845), Legationssecretär bei der österreichischen Botschaft in Petersburg, schloß sein Ehebündniß mit Marie Gräfin v. Hohenwart-Gerlachstein (geb. 1858), Tochter des ehemaligen Ministerpräsidenten in Oesterreich. Im Schlosse zu Kamenitz fand die Trauung des Barons Franz von Klein-Wiesenburg mit Baronesse Emilie Ringhoffer statt. Der junge Gemal, einer Großindustriellenfamilie angehörig, die im Großgrundbesitz Niederösterreichs, Mährens und Ungarns vertreten ist, schenkte seiner Braut als Morgengabe die Herrschaft Bucsany bei Tyrnau, die ein Capital von einer halben Million Gulden repräsentirt. Fräulein Justine Knaack, die Tochter des allbekannten

Wiener Komikers, wurde mit Herrn Gustav Schlumberger (aus dem renommirten Wein-Großhaus) vermält. Die Münchener Hofopernsängerin Mathilde Weckerlin — Sie können das Bild dieser Schönheit im diesjährigen „Deutschen Bühnen-Almanach" gewahren — reichte Herz und Hand ihrem musikalischen Berufsgenossen Bußmeyer. Erstaunlich, so wollen wir gelind uns ausdrücken, ist die schnelle Wiederverheirathung des „Walzerkönigs" Johann Strauß mit einer angehenden Sängerin Angelika Dietrich — doch das ist Ihres Figaro's Domäne. Ich registrire noch eine „communale" und eine „geographische" Hochzeit: in München hat der Oberbürgermeister Dr. Erhard eine hübsche Bürgerstochter seiner Stadt, die Tochter des Juweliers Rottmanner, heimgeführt, während der „Geograph par excellence", Professor August Petermann aus Gotha, unter einer Cortège von „Afrika- und anderen Entdeckungs- oder Forschungsreisenden", wie sie in gleicher Zahl wohl noch nie bei solchem Fest beisammen waren, zum Altar mit Fräulein Antonie Pfister in Bernburg schritt. Da sah man die deutschen Koryphäen, welche im Wetteifer mit Söhnen Albions 2c. ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel setzten, um in die Geheimnisse so vieler Regionen des Weltalls einzudringen und solche der Cultur zu erschließen. Dr. Nachtigall, Gerhard Rohlfs, Ritter Payer und Viele sonst noch waren da, und Dr. Nachtigall verehrte der Braut als Cadeau zwei echte Straußfedern von solcher Schönheit und solchem Werth, daß sie auch einer fürstlichen Damentoilette zur Zierde und zum Schmuck gereichen würden! —

Was gäbe es noch Alles Ihnen zu berichten: daß Gambetta und Rochefort „gewählt" haben, für's Leben nämlich — Gambetta war bisher Hagestolz, Rochefort Wittwer einer ihm noch auf ihrem Todtenbett Angetrauten —; daß die Gräfin von Paris von ihrem dritten, die Erbgroßherzogin von Weimar von ihrem zweiten, die Erbgroßherzogin von Strelitz (die beauté Elisabeth von Anhalt, die Schwarzgelockte) von ihrem ersten Kinde entbunden wurde; daß unter den Gestorbenen des Mai sich befinden: Oberst Denfert (der Vertheidiger Belfort's), Earl Russel (der Nestor der englischen Staatsmänner — ich garantire nicht, daß es gerade ausgesprochen ein „weiser" Nestor war) die Herzogin von Argyl (Schwiegermutter Princeß Luisens von Großbritannien), Katharina Fröhlich (Grillparzer's Freundin), Stadtarchivar Kriegk (der Fortsetzer Schlosser's), Adolf Widmann (der Dichter „Am warmen Ofen" und „Für stille Abende"), endlich Mr. Banting (der Mann der „Bantingcur", der es — eine wandelnde Reclame für sich selbst und seine Erfindung — bis zu fünfundachtzig Jahren hinieden gebracht hat). Ferner daß in Berlin Frau Luise Erhartt-Melpomene die Bühne quittirte und von jetzt ab nur noch Gräfin von der Goltz sein will; daß Capellmeister Hiller in Cöln als Ritter des württembergischen Friedrichsordens den persönlichen Adel erlangte; daß der „Rächer seiner Ehre", Professor Ladislaus Wagner in Pest, vom Kaiser von Oesterreich begnadigt, dagegen Hauptmann Bartsch in Prenzlau, der Ueberlebende im Duell mit dem Gatten einer durch ihn Verführten, zu vier Jahren Festung verurtheilt ist; daß der famose Proceß Crispi niedergeschlagen wurde, weil — dessen Unschuld sich herausgestellt hat? Ach nein! nur weil er so schlau war, das erste Mal als Italiener in Malta zu heirathen! Endlich daß Caplan Majunke nicht mehr Redacteur der „Germania" ist. Ich würde hier bemerken können: Ende gut, Alles gut; jedoch fällt mir Goethe ein: „Den Singular sind wir los, der Plural ist geblieben! —

Am Vorabend des Pfingstfestes verabschiede ich mich von Ihnen. Aber ist für unsere Nation diesmal eine reine Festfreude möglich? Selbst die Friedensaussichten im Orient, die der Congreß eröffnet, können uns nicht die bange Sorge benehmen: wie werden in unseres Landes Innerem die Verhältnisse sich gestalten? Gebe ein günstiges Geschick, daß die Wolken vor unserer deutschen Sonne zerstreut sind, wenn Sie das nächste Mal aufsuchen darf

Ihr

Passepartout.

Noch einmal das „Hofleben im Exil".

In dem Kapitel „Das goldene Kalb" der obengenannten Skizze (siehe Salon 1878, Heft 2) ist ein Dr. Wippern in, wie wir uns jetzt überzeugt haben, unmotivirter Weise angegriffen worden. Die demselben vindicirte Handlungsweise ist eine Erfindung und wir sind es der Gerechtigkeit und dem Angegriffenen schuldig, vor dem Leserkreise des Salon, Herr Dr. Wippern zu erklären, daß wir von der Unwahrheit der auf Dr. W. bezüglichen Darstellung überzeugt sind.

Die Redaction des Salon.

Neueste Salonlectüre.

1) Gedichte von August Sturm. Gütersloh, C. Bertelsmann. — August Sturm ist der Sohn Julius Sturms. Seine Muse ist weniger conservativ als die seines Vaters, aber sie hat die Fülle der Empfindung und den melodischen Ausdruck von jener geerbt. Gegen die Weltschmerzdichter richtet August nicht minder scharfe Pfeile wie Julius. In dem jungen Sturm weht nicht sein Name, nur ein sanfter Zephyr. Er läßt sich auf den Schwingen des Gefühls und des sinnigen Gedankens durch die Welt fahren und berührt alle Gebiete des Empfindens mit beflügelter Feder. Im Ganzen ist es der wohlthuende Eindruck der poetisch geklärten Aeußerungen eines harmonischen Gemüths, den wir von August Sturms Dichtungen empfangen.

2) „Meine Tante als Venus und andere Geschichten" Humoristische Blätter von Gustav Droz. Frei nach dem Französischen. Leipzig 1878. Richard Eckstein. Preis 2 Mark.

Gustav Droz ist unter allen lebenden französischen Prosaschriftstellern — den genialen Alphons Daudet nicht ausgenommen — der erfolgreichste. Einzelne seiner Werke haben achtzig, neunzig und mehr Auflagen erlebt, und die Theilnahme des gebildeten Publicums ist noch fortwährend im Wachsen begriffen. Wenn Daudet die moderne französische Gesellschaft in breit ausgeführten Gemälden schildert, so ist Gustav Droz gewissermaßen ihr Zeichner; er liefert uns kleine Skizzen; aber auch er ist ein Künstler ersten Ranges. Insbesondere fesselt uns die Unverwüstlichkeit seines Humors und die vornehme Grazie, die hier selbst den Uebermuth zügelt und das Gewagte natürlich erscheinen läßt. Der Herausgeber des „Salon" hatte dieser Tage Gelegenheit, sich von der künstlerischen Wirksamkeit des Droz'schen Humors unmittelbar zu überzeugen; er trug in der Leipziger Schriftstellergesellschaft „Symposion" einige der hier gesammelten Skizzen vor und erzielte dadurch nicht nur eine außerordentlich angeregte und erheiterte Stimmung, sondern auch eine Reihenfolge interessanter kritisch-ästhetischer Debatten. Verständnißlose Prüderie, wie sie leider auch in der deutschen Presse sich noch zuweilen breit macht, wird sich freilich mit mancher Erzählung des liebenswürdig-naiven Autors nicht zu befreunden wissen.

3) Dorfbilder aus Kärnten von Thomas Koschat. Leipzig, Fr. E. C. Leuckart (C. Sauder). Kärnten ist in den letzten Jahren vielfach das Ziel der Touristen geworden. Jeder, der dort war, ist entzückt von Land und Leuten, schwärmt von dem herrlichen Kärtnersee; Kärntner Lieder werden allerwegen gesungen (wo ist nicht das reizende, durch die Leipziger „Pauliner" populär gewordene Volkslied „Verlassen bin i" gang und gäbe?) In Wien hat sich ein Kärntner Quartett aufgethan, daß die herzigen Kärntner Weisen von der Hütte zum Palaste trägt — kurz, Kärnten fängt an Mode zu werden und der Componist der reizenden Kärntner Lieder ist der Verfasser der hier beifolgenden „Dorfbilder" aus seiner Heimat. Sie machen in ihrer Frische und Naivetät denselben anheimelnden Eindruck, wie Koschats volksthümlichen Lieder und verdienen die volle Aufmerksamkeit der Freunde unverfälschter deutscher Volksnatur.

4) Auf dem Throne. Roman von Clarissa Lobde. Zwei Bände. Berlin, Eugen Grosser. — Ein ungemein zartsinnig angelegter in Dialogisirung und Erfindung reicher und voller Roman, der weit über dem Leihbibliothekenromanniveau steht. Es fehlt dem Roman nicht an Spannung, dabei ist jedoch die psychologische Motivirung sehr sorglich und die Charakteristik (besonders des Königs) sehr liebevoll behandelt.

Salonpost.

A. R. in Sammswegen. Wozu der Lärm? Ihrem Auffassungsvermögen scheint das Wort Ironie fremd zu sein.

F. v. W., alter Salonleser. Die einst gefeierte Kunstreiterin Miß Ella entpuppte sich später als ein derber Jüngling, Namens Mr. Olmer Stockes. Mit „Lulu" im Circus Renz soll es ähnlich gegangen sein.

Auf der Höhe.

O weine nicht,
Wenn Dein Gedicht,
Weil's nicht zu brauchen,
Wir still in den Papierkorb tauchen.

Dr. E. St. in A. Trösten Sie sich damit, daß diese Herren zu allen Zeiten die Gleichen bleiben. Am 14. März 1797 schreibt der Königsberger Professor Pörschke an Fichte Folgendes: „Ich freue mich über Ihren eigenthümlichen Weg in der Philosophie, auch darum, daß dem heillosen Geschrei der Kantianer gewehrt wird, die ich für die frechste Rotte wegen ihres ganz verdummenden Nachbetens und ihrer Intoleranz gegen Andersredende halte." Ist das nicht comme chez nous, gleichviel ob Sie Schopenhauerianer, Herbartianer oder — Wagnerianer sagen?

G. L. in Br. Es ist allerdings traurig, wie weit die Geschmacklosigkeit (um nicht ein stärkeres Wort zu gebrauchen) Derer geht, die kaiserlicher als der Kaiser sein wollen. Ist doch allen Ernstes der Vorschlag aufgetaucht, die beiden Lieutenants Nobiling sollten ihren Familiennamen ablegen und einen anderen annehmen. Wenn solche Absurditäten Patriotismus sein wollen, wo kommen wir dann hin? Kann man für das wahnwitzige Verbrechen eines Elenden dessen ganze Familie verantwortlich machen, oder glaubt man einen bisher in Ehren getragenen Familiennamen, der übrigens auch auf den preußischen Kassenscheinen prangte, dadurch verunehrt zu sehen? Hat etwa die Familie von Zastrow ihren Namen geändert, weil ein verkommener Wüstling ihres Namens ein Verbrechen verübte? Allerdings giebt es Beweise dafür, daß etwas Derartiges bereits vorgekommen. Als im Herbst des Jahres, in welchem Oscar Becker das Attentat auf König Wilhelm verübte, der berühmte Virtuose Jean Becker in einem Berliner Hofconcert auftreten sollte, kam einem übereifrigen Hofschranzen der geistreiche Gedanke, daß Se. Majestät sich vielleicht durch den Namen unangenehm berührt fühlen könnte und — Jean Becker durfte in dem Concert nicht spielen. Dem feinen Tact und mild versöhnlichen Sinn unseres Kaisers liegt eine solche Auffassung natürlich fern, aber es ist charakteristisch genug, daß in des Kaisers Umgebung dergleichen Fanatiker des übertriebenen Zartgefühls zu finden waren und vielleicht noch heute sind.

An die Freunde ihrer Muttersprache. Professor Daniel Sanders, der Sprachschatzmeister Deutschlands, bereitet zu seinem berühmten Wörterbuch ein „Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache" vor, das bei Abenheim in Stuttgart erscheinen soll. Für dieses vaterländische Werk glaubt der berühmte Gelehrte die Theilnahme aller Dentschen nach Kräften in Anspruch nehmen zu dürfen und in diesem Vertrauen richtet er die Bitte an alle dazu Befähigten, ihn möglichst zu unterstützen durch Mittheilung der in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" bemerkten Lücken, Unvollständigkeiten, Ungenauigkeiten, Mängel, Irrthümer oder Fehler, ferner passender Belegstellen, wie auch einzelner Aufsätze oder ganzer Schriften und Werke, deren Benutzung für das „Ergänzungs-Wörterbuch" wünschenswerth erscheint. Namentlich giebt es eine Menge gewerblicher und geschäftlicher Ausdrücke, die und deren Erklärung man besser als aus Büchern aus dem Leben selbst schöpft, und hier bietet sich für gebildete Kaufleute, Gewerbetreibende gewiß Gelegenheit zu Nachträgen, wenn sie das Wörterbuch besonders mit Rücksicht auf das ihnen zunächst liegende Fach fleißig nachschlagend benutzen wollen. Möchten recht zahlreiche Freunde unserer herrlichen Muttersprache Prof. Sanders darin unterstützen, das Werk dem gewünschten Ziele der möglichsten Vollständigkeit und Vollkommenheit immer näher zu bringen. Die Adresse des Autors ist Professor Dr. Daniel Sanders in Altstrelitz.

K. R. in Gotha. Daß Sie unser neulicher Alchymistenartikel interessirt hat, freut uns. Wir können Ihnen übrigens mittheilen, daß auch noch in der Gegenwart alchymistische Unternehmungen vorkommen. So berichteten kürzlich die Zeitungen das Ereigniß des Tages in Chili sei die Entlarvung eines großen Schwindlers, Namens Paraff, welcher behauptete, durch chemische Studien ein Reagens entdeckt zu haben, das durch starke Einwirkung auf Kupfererze Gold herauszöge. Es war demselben gelungen, angesehene reiche Männer zu umgarnen und eine Gesellschaft zur Bearbeitung von Kupfererzen zu gründen, deren Actien eine zeitlang sehr hoch notirt standen. Jetzt ist der Gegenschlag eingetreten, und da die eingezeichneten Summen weit über eine Million Dollars betragen, erregt natürlich der Zusammenbruch eines solchen Unternehmens in diesen schlechten Zeiten ein großes Aufsehen. Ueber die Einzelheiten herrschen noch die verschiedensten Ansichten; die wohlunterrichtete Estandarte Catolica, deren Mittheilungen von sämmtlichen Blättern nachgedruckt werden, verurtheilt Paraff in herben Ausdrücken und berichtet außerdem noch Folgendes: Einer der Actionäre, Namens Prado, veranlaßte Paraff, ihm sein „Reactivo" zur Prüfung zu überlassen. Prado arbeitete dann an den Kupfererzen die ganze Nacht angestrengt bis vier Uhr Morgens ohne den geringsten Erfolg. Paraff selbst will sich noch nicht als überführt geben, sondern bleibt dabei, daß sein Geheimmittel ein wirksames und die Frucht gediegener Studien sei.

An die freiwilligen Dichter des Salon.

Eine Bitte — ohne Groll
Hört sie, Brüder in Apoll:
Macht aus euren Musen
Grausam nicht — Medusen.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Coſtüm für Knaben von 2 bis 3 Jahren.

Langer Paletot von leichtem fiſchotterfarbenem Haartuch; der untere Rand deſſelben iſt in breite, mit Faille eingefaßte Zacken ausgeſchnitten, welche auf einen ſehr kleinen gefältelten Rock fallen. Der Paletot iſt vorn offen und läßt ein langes, mit blanken Knöpfen beſetztes Gilet ſehen. Die Aermelaufſchläge ſind mit einer den Zacken am untern Rande des Paletots gleichen Patte mit Metallknöpfen und ſimulirten Knopflöchern von Faille garnirt.

Nr. 1. Coſtüm für Knaben von 2 bis 3 Jahren

Nr. 2 und 3. Coſtüm für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Vorder- und Rückanſicht.)

Coſtüm von blauem Segeltuch mit Röllchenbeſatz von aſſortirter Faille; militäriſches Plaſtron aus einem einzigen Stück, welches auf der rechten Seite feſt angenäht, auf der linken durch Haken und Schlingen zu ſchließen iſt. Die rechts und links aufgeſetzten Knöpfe ſollen den Schluß nur ſimuliren. Ehe das Plaſtron, das mit Gaze abzufüttern iſt, zum Anſatz gelangen kann, muß die Taille vom gleichen Stoff fix und fertig ſein. Auf der hintern Mitte ſchließt das Plaſtron durch eine extra angeſetzte Schärpe ab. Die Nähte des Prinzeßrückens ſind mit Röllchen beſetzt. Gefältelte Taſche mit Revers von glattem Mohair und Failleknöpfen. Aermel mit runden Revers und Knöpfen. Das Coſtüm macht ſchließlich den Eindruck einer regulären Polonaiſe.

Nr. 4. Stadttoilette mit Polonaise.

Der Rock von fischotterbrauner Faille ist auf der Vorderseite mit einer hohen Rüsche und auf der Rückseite mit drei Reihen kleiner Plissés garnirt. Die Polonaise von broschirtem Stoff zeigt eine schöne Schellenfranse und ist auf der Rückseite über eine lange viereckige Bahn drapirt. Letztere muß eine Breite von 119 Cent haben, wogegen sich die Länge ganz nach der Größe der Figur und nach der Länge der Schleppe richtet. Unten herum ist das gerade Blatt ein wenig abgeschrägt; oben ist es gerade, in Falten gelegt und mit den Rockfalten in den Rockbund

Nr 2. Costüm für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Rückansicht.)

fest eingenäht. Das Vordertheil ist von gefältelter Faille mit einfach geknöpfte Patten von broschirter Seide. Enge Aermel von broschirtem Stoff, welche in ei Failleplissé endigen. Für eine einfachere Toilette kann der broschirte Stoff durc einen Phantasiewollenstoff ersetzt werden. Englischer Strohhut, vorn mit einem Blumenbouquet und darüber eine schöne gekräuste Feder.

Nr. 5. Hausttoilette.

Prinzeßrobe von indischem Cashmir mit gezacktem Plastron von broschirter Seid und mit einem sehr kleinen Failleplissé an den äußeren Rändern. Gefältelte Schürz

von Caschmir oder Faille mit einer schönen Franse mit gegittertem Kopf verziert; die gleiche Franse über den Plissés am untern Theil der Robe. Anliegende Aermel mit Aufschlägen von broschirter Seide. Failleschleifen. Mignon-Strohhut mit einem breiten Failleschrägstreifen und einer schönen gekräuften Feder.

Nr. 6 und 7. Briefbehälter mit Dessin.

Das Gestell dieses kleinen Möbels von schwarzem Bambus mit weißen runden Knöpfen an den Stabenden ist derart eingerichtet, daß es entweder an der

Nr. 5. Costüm für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Vorderansicht.)

Wand aufgehangen oder auf den Tisch gestellt werden kann. Die Garnirung besteht aus einer Stickerei auf ecrufarbenem brasilianischem Canevas. (S. Dessin Nr. 7.) Die Contour der Raute in der Mitte wird durch einander gegenüberstehende Striche in resedagrüner und in gelber Seide hergestellt. Beide Striche werden auf dem Canevas mittels quer darüber gezogener blauer Stiche befestigt. Die Blume in weißer Wolle wird durch Stiche in blauer Seide hervorgehoben, die Knospen sind in blauer Seide, die Blätter in verschiedenem Grün, die Stengel braun; die im übrigen Raume in regelmäßigen Linien verstreuten Kreuzchen in gelber und blauer Seide. Der gestickte Canevas wird auf ein mit blauem

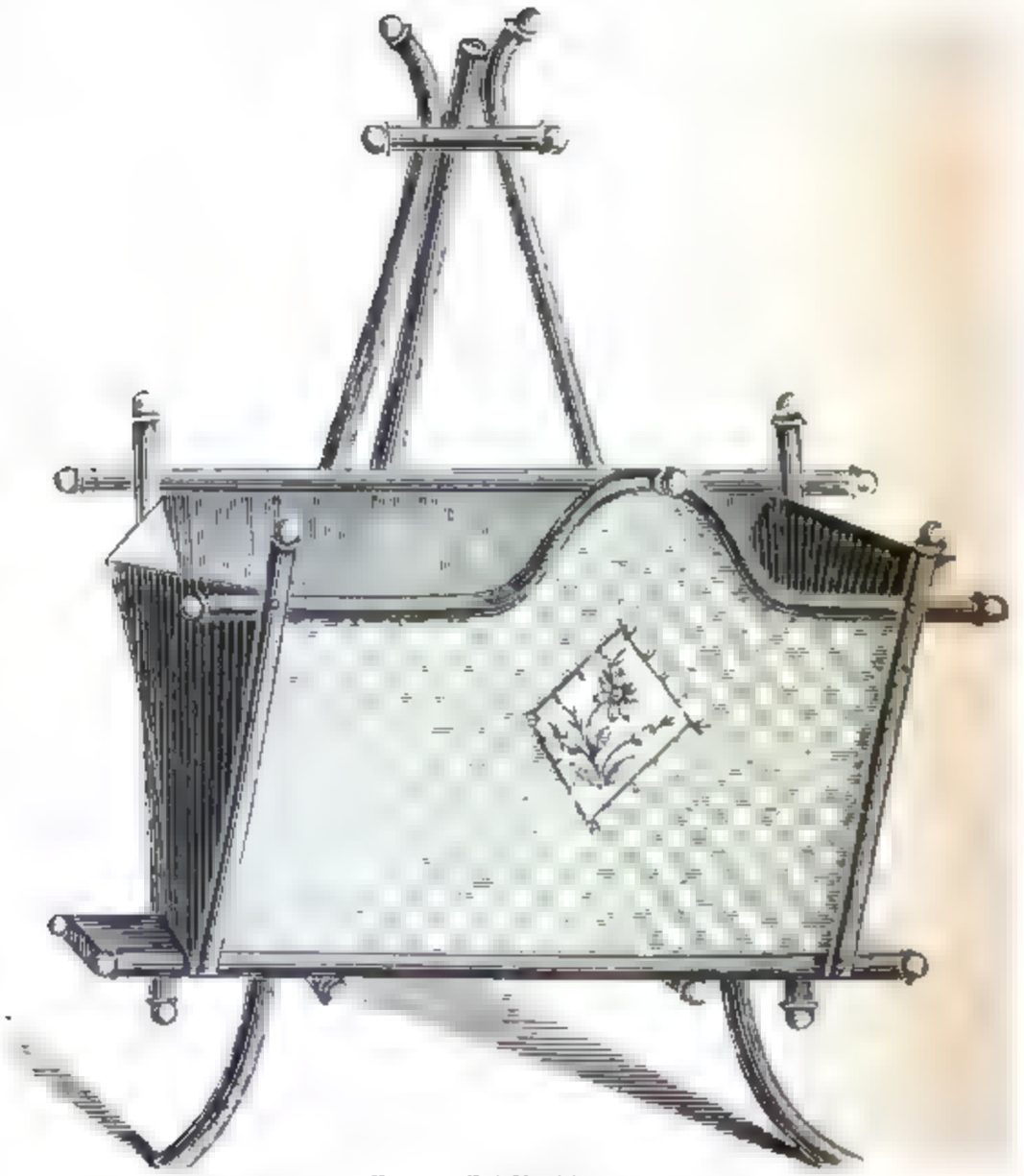
Nr. 4. Stadttoilette mit Polonaiſe

Nr. 5. Haustoilette.

Atlas gefüttertes Stück Carton gezogen und dieser an der Vorderseite des Gestells in geeigneter Weise befestigt. Der Fond wird mit blauem Atlas garnirt, so wie auch zu den Falten an beiden Seiten der gleiche Stoff verwendet wird.

Nr. 8 und 9. Promenaden-Toiletten.

Nr. 8. Costüm von naturfarbenem Phantasiestoff und maronfarbener Faille. — Rock mit kurzer Schleppe, die mit einer doppelten Rüsche, halb Faille, halb Phantasiestoff, umgeben ist. Der Rücken in Polonaisenform ist oben mit drei doppelten Schluppen von maronfarbenem Atlas und am untern Rande mit zwei über einandergesetzten Reihen Fransen garnirt. Die gleiche Garnirung am untern Rande



Nr. 8. Briefbehälter.

des Rockes. Die rechte Seite des Rockes ist drapirt und mittels Schleife gerafft. Das Vordertheil des Costüms ist aus einem Gilet und einer Failleschürze zusammengesetzt. Den Halsausschnitt des Gilets umgeben zwei schmale Atlasstreifen; die Seiten der Schürze sind mit Rüschen besetzt. Failleaufschläge an den Aermeln. Naturfarbener Strohhut mit Crêpe-lisse Rüschen umgeben und mit einer mit der Farbe des Hutes übereinstimmenden Federtuffe auf dem Kopfe; unter der Calotte ein kleiner Büschel Theerosen.

Nr. 9. Costüm von Phantasiewollenstoff, mit kleinen olivengrünen, rothen und blauen Carreaux, gemischt mit blauer Faille — Rock mit der ganzen Länge nach gefältelter Failleschürze. Der untere Rand ist von einem gefältelten Faillevolant umgeben, an dessen Kopf die Falten eine um die andere festgenäht ist. Vorn

ist der Rock in regelmäßige Falten gelegt, welche von der Schürze gehalten werden und sich an den Seitencontouren verlieren. An der Rückseite des Rockes ist in der Mitte noch eine, mit einem Faillèschrägstreifen eingefaßte ergänzende Bahn angefügt. Die Falten derselben werden an der einen Seite durch Schleifen gehalten. Taille mit Faillèplastron, dessen Faltenarrangement mit dem der Schürze harmonirt. Zwei von der Taille selbst ausgehende Patten sind an derselben angeknöpft; das Plastron wird durch Faillèrevers abgeschlossen. Die Mitte des Rückens besteht ebenfalls aus Faille; der untere Theil desselben endigt in Schluppen, welche über den Rand des Schooßes herabhängen. An den Aermeln einfache runde Aufschläge. Capote von schwarzem Stroh im Genre Maria Stuart; die Passe mit blauen Perlen eingefaßt und mit einer kleinen Rüsche garnirt. Oben eine Touffe von blauen Federn und ein Rosenbüschel.

Nr 7. Dessin zu Nr 6.

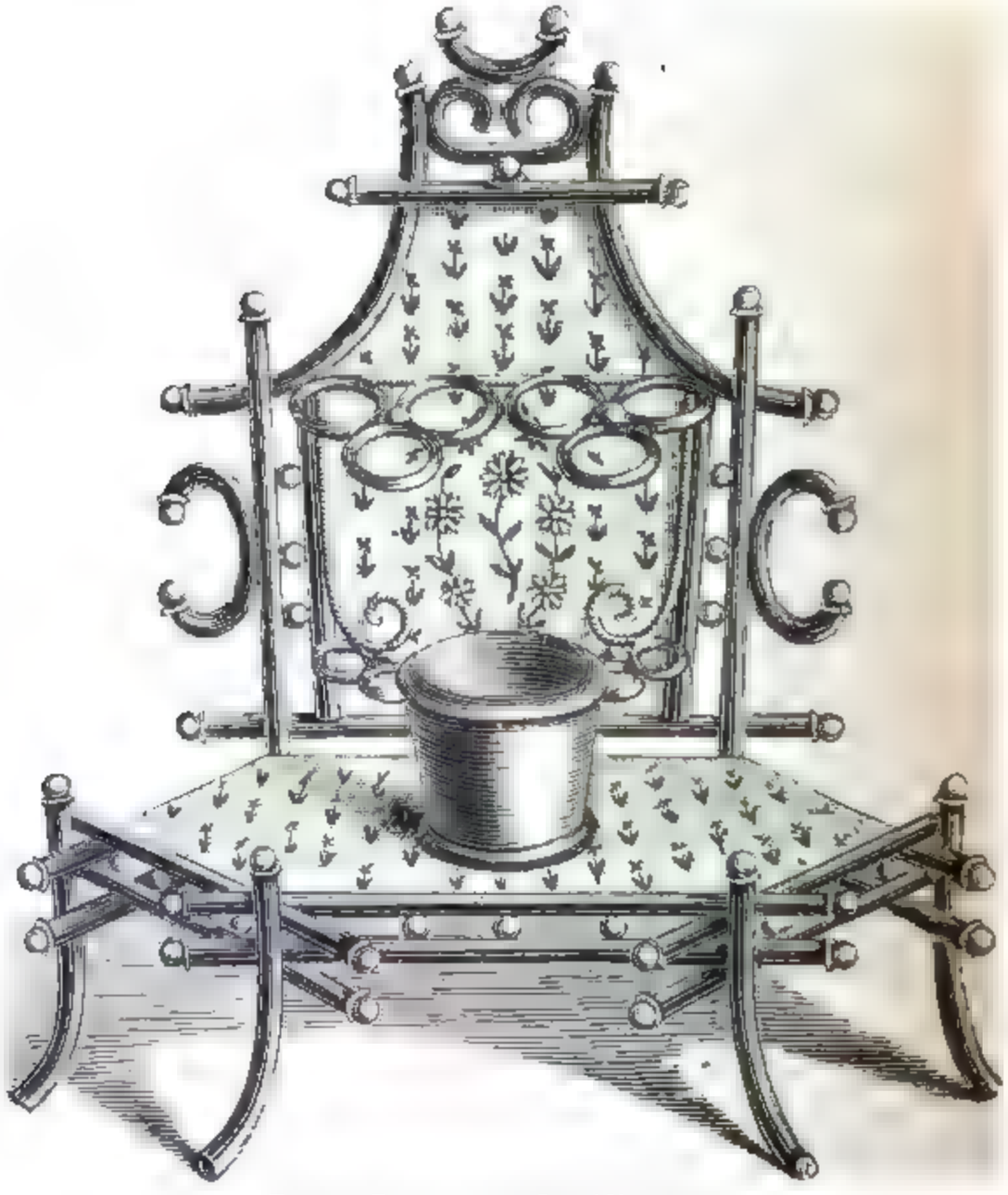
Nr. 10 und 11. Cigarren- und Zündhölzchenhalter mit Dessin.

Dieses neue Modell von auf den Tisch zu stellenden Cigarrenhaltern ist von schwarzem Bambus mit weißen runden Knöpfen. Eine kleine Vase von matt geschliffenem Glase nimmt die Zündhölzchen auf. Die Ringe für die Cigarren sind von goldbroncirtem Metall. Die Rücklehne und die kleine flache Tafel sind mit einer Stickerei auf goldfarbenem brasilianischem Canevas überzogen. Das Dessin Nr. 11 ist für die Rücklehne bestimmt und in natürlicher Größe gegeben. Die Blümchen in der Mitte sind in weißer Wolle, welche durch Langstiche in kirschrother Seide gehoben wird; die Stiele sind in brauner und die Blätter in resedagrüner Seide. Die den übrigen freien Raum füllenden kleinen Blümchen sind im Kreuzstich in kirschrother Seide, die Stiele braun und die Blätter resedagrün. In gleicher Weise wird das flache Täfelchen bestickt; in der Mitte wird ein Rund ausge-

schnitten, in welches die Vase für die Zündhölzchen gesteckt wird. Das Aufziehen der beiden Stickereien verursacht wenig Schwierigkeit. Sie werden einfach an die Gestellstäbe geheftet und die Verbindung in geeigneter Weise verdeckt; diejenige für die Rücklehne wird auf ein Stück Carton gezogen und mit Atlas gefüttert.

Nr. 12. Toilette mit Gilettaille und Revers.

Dieses Costüm ist von gestreifter und gemusterter Levantine und Faille. Rock von Levantine, vorn mit einer schönen Chenillefranse über einem Faillepliſſé, mit



Nr. 10. Cigarren- und Zündhölzchenhalter.

Gilet und Revers von Faille. Der untere Rand der Schleppe ist mit einer Spitze garnirt. Aermel ebenfalls von Faille, die Aufschläge von Levantine, Kragen und Manschetten von gefälteltem Tüll.

Nr. 13. Toilette mit Gilettaille.

Failletoilette mit Verzierungen in broschirter Seide. Am untern Rande des Schleppenrockes ein von einem Bouillonné mit rüschirtem Kopf übersetztes Pliſſé. Darüber ein zweiter, auf der Rückseite drapirter Rock mit einem Schrägstreifen

und einem broschirten Arabeskenstreifen am untern Rande. Die Contouren des Plastrons sind durch eine Doppelreihe starker assortirter Seidenschnur markirt. Die gleiche Schnur findet sich auch über dem Schrägstreifen des zweiten Rockes, um den zurückgeschlagenen Kragen und an den Aermelaufschlägen. Glatte Aermel mit broschirtem Aufschlag und einer kleinen Metallknopfgarnitur.

Nr. 14. Frühlingshut.

Die Calotte dieses schwarzen Strohhutes ist ziemlich hoch und der Rand flach. Ringsum in Falten gelegter Schrägstreifen von schwarzer Faille mit einer

Nr. 13. Dessin zu Nr 10

blauen Atlasschleife vorn. Auf der Rückseite fällt der Schrägstreifen über die Passe herab, wo er mittels einer blauen Atlasschleife mit fliegenden Enden garnirt ist. Auf der Calotte Bouquet von Vergißmeinnicht, Rosen und Knospen, welches nach hinten herabfällt und mittels einer blauen Schleife gehalten wird

Nr. 15. Spitzenfischü.

Dasselbe ist aus einem breiten äußern umgeschlagenen und einem schmälern innern Volant von weißer Spitze zusammengesetzt, welche beide durch ein johannisbrodbraunes seidenes Band mit einander verbunden sind, das am untern Theil in zierliche über einander gelegte Schuppen endigt.

Nr. 12. Toilette mit Gilettaille und Revers.

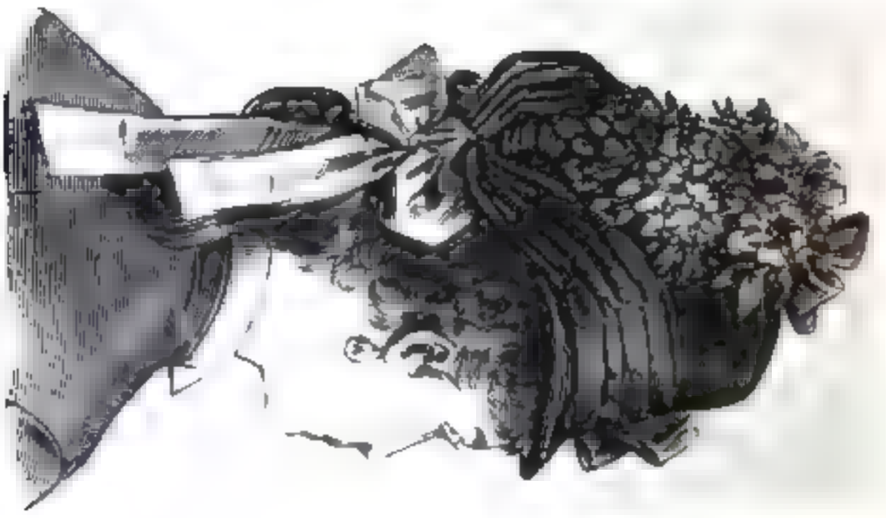
Nr. 16. Toque von ſchwarzem Stroh.

Der hohe abgerundete Fond iſt von einem breiten gefälteten Schrägſtreifen von

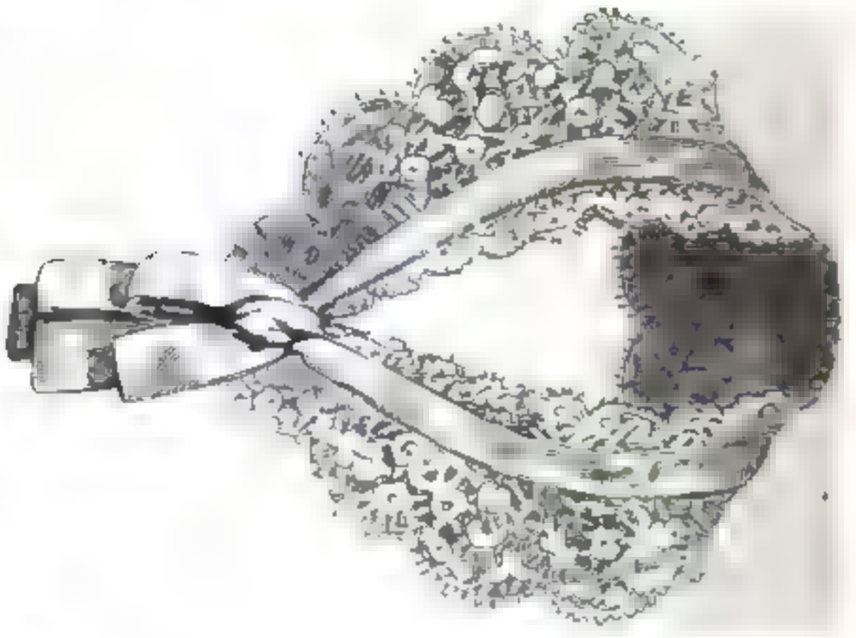
Nr. 13. Toilette mit Gilettaille.

ſchwarzer Faille umgeben, welche auf der Rückſeite durch flache, aus einem gefältelten Schrägſtreifen gebildete Schluppen gehalten wird. Vorn über dem Schräg-

streifen kleine Federbüschel, unter welchen ein größerer dergleichen hervorgeht, der nach hinten zu in feine Hahnenfedern endigt.



Nr. 14. Frühlingshut.



Nr. 15. Spitzenhäubchen.

Nr. 16. Toque von schwarzem Stroh.

Nr. 17. Prinzeßrobe.

Dieses Modell ist von wollenem und seidenem Phantasiestoff mit vielfarbig

abwechselnd glatten und rauhen Streifen. Die Taille ist theilweise von einer simulirten fischotterbraunen Weste bedeckt, welche die Mitte des Rückens und des Vordertheils offen läßt. Die Weite des Rockes ist auf der Mitte der Rückseite mittels einer Sammetpatte vom nämlichen Ton zusammengezogen. Zurückgeschlagener Sammetkragen. Die gefältelte Manschette ist von einem Sammetbracelet übersetzt. Ge-

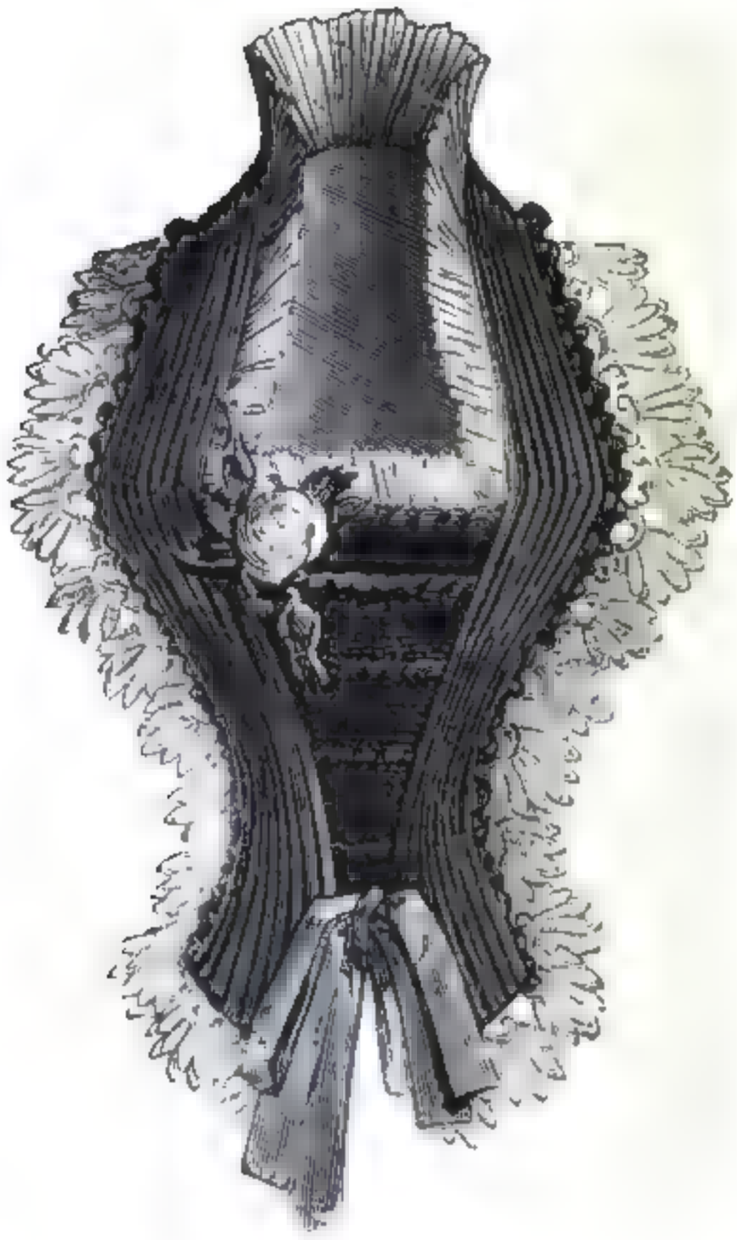
Nr. 17. Prinzeßrobe.

fältelte Halskrause von Musselin und Spitze. Unter der Schleppe eine Rüsche von Crêpe-lisse. Das Modell eignet sich ganz besonders dazu, aus zwei älteren Kleidungsstücken ein neues, der laufenden Mode entsprechendes zu construiren.

Nr. 18. Gilet für Soirée.

Das Plastron von dunkelmoosgrünem Sammet ist von einer durchaus gefäl-

testen Foulardschärpe in etwas hellerm Ton umgeben; dieselbe ist mit über das Plastron gezogenen Seidenschnuren befestigt; am untern Ende eine Bandschleife mit flie-



Nr. 18. Gilet für Soirée.

genden Enden. Der äußere Rand des Gilets ist mit einer englischen Blonde und das Innere mit Crêpe-lisse-Plissés garnirt. In der Ecke des Halsausschnittes ein Rosenbouquet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

P.D.

Beim Frühstück.

Nach einem Bilde von F. Paulsen.

Der Salon.

Spätfrühling.

Novelle von **Karl Herold.**

Die frische, erste Frühlingsluft, welche den Schnee, der die Berge rings umher bis vor kurzer Zeit noch bedeckte, zum Schmelzen gebracht hatte, drang durch das geöffnete Fenster herein in das Zimmer und ließ die Löckchen, die sich hier und da muthwillig unter dem Morgenhäubchen der Dame am Fenster vordrängten, schwanken. Und mit der Luft kam die Erinnerung und legte sich eisern auf das Herz der Einsamen, daß sie das Haupt in die Hand stützte und die Thränen langsam über die Wangen rollten.

Ja, weine Du, Magdalene! Es sind zehn Jahre vergangen heute, daß Du ein treues Herz von Dir stießest, es blutend hinaus fliehen ließest in die Welt, die weite Welt.

Vielleicht schläft es jetzt auf ewig unter dem grünen Rasen und die Wolke weint ihre Thränen darauf, da kein Mensch an dem einsamen Grabe kniet. Vielleicht!

Es war ein Morgen wie heute, der Morgen nach dem letzten großen Balle der Wintersaison und spät hatte sich der große Saal erst geleert. Aber die Tochter des millionenreichen Commerzienrathes war doch nach einigen Stunden wieder wach und trat, wenn auch mit etwas blassem Gesicht, um neun Uhr in das Wohnzimmer. Es war ja ihr Geburtstag, der zwanzigste, und sie durfte ihn nicht verschlafen. Dann führte sie der Papa in den Salon, wo die Geschenke aufgebaut waren, und sie betrachtete und freute sich all' der kostbaren und unnützen Dinge, die da lagen.

Ein hellblauseidenes Kleid mit weißem Spitzenbesatz gefiel ihr am besten und sie ließ es nach ihrem Zimmer bringen, um es gleich anzuziehen. Nach einer Stunde war sie auf dem Wege nach den Bergen, die dunkel mit weißen Streifen verziert in kurzer Entfernung von der Stadt sich hinzogen. Sie hatte Kopfweh, wie sie der Mama gesagt hatte, und mußte frische Luft schöpfen.

Weshalb beschwörst Du die Gedanken herauf, die Dich unglücklich machen, Magdalene? Gehe hinüber an das Bett des Kindes, das so ruhig noch schläft, die Händchen gefaltet, und denke daran, daß Du ein junges Leben zu behüten hast, das außer Dir keine Stütze mehr hat.

Der nächste der Berge lag halbkreisförmig vor den übrigen und nach ihm lenkte sie ihre Schritte auf dem schmalen, erst allmälig ansteigenden, dann plötzlich ziemlich steil emporführenden Wege. Ueberall auf dem kalkigen Boden reckten die Pulsatillen ihre langhaarigen Blüthen empor, die schon hier und da an der Spitze einen violetten Schimmer hatten: Ihr Fuß schritt achtlos darüber hin nach der Höhe.

Dort oben, vom Frühlingswind umweht, stand ein junger Mann. Manchmal nahm er den Hut ab und ließ den Wind durch das volle, blonde Haar streichen. Als sie oben angekommen war, trat er ihr schnell näher mit ehrerbietigem Gruß.

„Sie sind schon recht früh wieder aus", sagte sie leicht. „Ich glaube, der größte Theil der Ballherren wird noch schlafen."

Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er fest: „Ich kann nicht in gleichgültigen Phrasen zu Ihnen reden, wo mir das Herz zu springen droht. Weshalb das qualvolle Warten noch länger ausdehnen? Was ich Ihnen zu sagen habe, wissen Sie ebensowohl als ich, und Ihre Anwesenheit hier giebt mir den Glauben, daß ich nicht umsonst hoffe. Wollen Sie mein Weib sein?" Und er streckte ihr die Hände entgegen und die jungen schönen Augen leuchteten hell auf.

Sie stand unbeweglich, den Blick gesenkt, aber in ihrem Herzen jubelte es: „Ja, auf ewig Dein." Dann kam der Gedanke, der zu Hause so gepflegt worden war, wenn ein Mann um Dich wirbt, der kein Vermögen hat, so thut ers des Geldes wegen, und ihre ganze moderne Verschrobenheit, die sie aus den Romanen gelesen und in Pensionen gelernt, die überspannte Romantik kam über sie und sie sagte kalt: „Aber Sie sind noch sehr jung, nur drei Jahre älter als ich, und haben Sie das Vermögen, eine Frau, eine Familie zu erhalten?"

Das Leuchten seiner Augen erstarb wie im Regenschauer. „Ich würde gearbeitet haben, um Ihnen Alles zu bieten, was Sie von mir verlangen konnten, was ein liebendes Weib braucht. Aber ich sehe, daß Sie mich nicht lieben, denn Sie hätten nicht eine solche Frage thun dürfen. Leben Sie wohl, und mag Ihnen ein Anderer ganz das sein, was ich nicht sein darf."

Er ging mit elastischen Schritten den Berg hinab, das Haupt hoch erhoben, so lange sie ihn sehen konnte.

Sie brach in sich zusammen auf einem großen Stein, an der Seite ließ sie sich nieder, daß die neue Seidenrobe grell knisterte, und schaute hinaus in das morgenneblige Land. Jetzt sah sie ihn wieder, er war unten angekommen und schritt zwischen den grün angehauchten Feldern, in deren Furchen hier und da ein Rabe hackte, hin, nicht mehr hoch und stolz, sondern tief gebeugt.

Und die schwarzen Vögel unten spannten die dunklen Fittige aus und hoben sich empor zum Gipfel des Berges, sie schwangen sich in immer engeren Kreisen um ein einsames junges Menschenherz, das den Verschmähten zurückrief mit all seiner Kraft.

Sie hatte sich erhoben und ging nach der Stadt zurück, von dieser Stunde an verändert.

Der Sommer war noch nicht vorüber, als ihr Vater starb und nach ihm die junge Schwägerin und endlich die Mutter, sie hatte sich an die schwarzen Kleider und an die Trauer im Herzen beinahe gewöhnt.

Es waren sieben Jahre vergangen und man kannte sie kaum mehr in dem Städtchen, als sie zum erstenmal wieder den Ballsaal betrat. Ein neues Geschlecht erschien ihr da, die Freundinnen nicht mehr, die Herren nicht mehr. Sie fühlte, daß sie alt geworden sei und sie ging nach Hause, warf die glänzende Toilette ab und weinte. Dann starb der Bruder und sie lebte nur noch für sein Kind, ein herziges kleines Mädchen.

Eine junge, blonde Dame war eben in das Zimmer getreten, Gretchen an der Hand führend, und schritt auf die Tante zu.

„Nun, Gretchen?" sagte Miß Ellen verwundert.

„Liebe, gute Tante Magdalene", begann das Mädchen und hielt der Angeredeten den großen, prachtvollen Strauß entgegen, den sie in der kleinen Hand

getragen hatte, „ich gratulire Dir zum Geburtstag und wünsche Dir, daß Du noch recht lange lebst und recht glücklich wirst!“ Und sie bot ihr rosiges Mündchen zum Kusse dar. Dann wandte sie sich nach der Erzieherin um: „Wars so richtig, liebes Fräulein Ellen?“ frug sie zaghaft.

„Ich hatte Dirs anders gesagt, Gretchen.“

„Ja, so hat mirs gestern Abend der alte Franz gelernt.“

Magdalene saß noch immer am Fenster und sah hinaus. Manchmal flogen ein paar Sperlinge durch den Frühlingsnebel und das leise Windwehen draußen. Die Berge sahen herüber über die niedrigen Dächer des Städtchens, graublau verschwommen. „Nicht mehr, nicht mehr“, sagte sie tief und schloß das Fenster.

Gretchen war nach Miß Ellen's Zimmer gegangen und spielte da. Magdalene ging hinüber und sah ihr zu, die trüben Gedanken zerstreuten sich, wenn sie sich über das Kind freute. Das Zimmer sah ganz altmodisch aus, anheimelnd, mit großen, schnörkelfüßigen Schränken und Tischen und rothblumigen Möbelbezügen. Miß Ellen liebte das alte Zeug und hatte die Stücke einzeln aus dem ganzen Haus, manches sogar aus der Rumpelkammer zusammengesucht.

„Bewahren Sie etwas in diesem Schrank hier?“ frug Magdalene plötzlich und deutete auf einen prächtigen Rococoschrank, der mit zahlreichen Goldarabesken verziert war.

„Nein“, sagte das Mädchen, „ich habe keinen Schlüssel dazu. Er scheint übrigens leer zu sein, denn er ist sehr leicht und es bewegt sich nichts darin, wenn man ihn fortrückt.“

Magdalene hatte ihre Schlüssel geholt und betrachtete sie. „Dies muß der richtige sein, ja, er schließt. Dies war mein Eigenthum von früher Jugend an, ich bewahrte darin die Stammbuchblätter der Schulfreundinnen, dann die getrockneten Blumen, die Haarbänder, Cottillongeschenke, Ballbouquets und Photographiealbums, es sah oft wunderlich genug darin aus.“

Sie hatte die Thüre geöffnet und wandte sich nun um nach der Engländerin. „Sehen Sie, Miß Ellen, da liegt noch die ganze Herrlichkeit.“ Eine dichte Schicht Staub hatte sich darin gelagert und verhüllte Alles mit einer grauen Decke.

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ sagte sie leise, „und so gehts auch uns einmal. Eine kurze Zeit noch, dann ist man überflüssig und darf sich von der Staubdecke überlagern lassen. Sehen Sie, dieses Diadem mit Schleier trug ich zum letzten Cotillon, den ich tanzte, und das war vergangene Nacht vor zehn Jahren.“

Sie hatte den Staub von einem Photographiealbum gefegt und legte es auf den Tisch. „Darin sind die Bilder meiner Jugendfreundinnen.“

Ellen hatte das Buch ergriffen und blätterte darin. Einige Bilder kannte sie: Da waren Gretchen's Eltern, die drüben im Salon lebensgroß in Oel gemalt hingen, noch ehe sie verheirathet gewesen waren, Beide mit schönen, lebensfrohen Gesichtern, die nur für Glück und Freude geschaffen schienen und so bald ins Grab steigen mußten. Plötzlich stieß sie einen Laut der Ueberraschung aus: „Mr. Charley Ambrosi!“

Magdalene hatte eben ein großes Bouquet in die Höhe gehalten, aus dessen knisternden Blumenleichen hier und da eine Drahtspitze hervorsah, das ließ sie bei den Worten des Mädchens fallen, daß sich eine Staubdecke über

die Stube legte und sie lehnte an der Thüre des Schrankes, bleich, zitternd, die Arme auf eine Stuhllehne gestützt.

„Was ist Ihnen?“ rief das Mädchen.

„Nichts, nichts!“ rief sie abwehrend mit zuckender Lippe, „bitte, zeigen Sie mir das Bild.

Ellen schlug es wieder auf. „Sonderbar“, sagte sie mit ihrem englischen Accent, „ich hätte nicht geglaubt, Mr. Ambrosi je wieder zu sehen. Ich habe ihn auf einem Mississippidampfer kennen gelernt, wir fuhren den Teja herunter, die Familie Roberts meine ich, wo ich damals Erzieherin war, und er kam aus St. Louis. Ich habe gehört, daß er einer der reichsten Leute von New-Orleans ist. Wo haben Sie ihn kennen gelernt?“

„Er war früher hier als Buchhalter in einer Fabrik, er ist nun zehn Jahre fort“, sagte sie sinnend, „gleicht er dem Bilde noch? Es ist doch nicht so lange her, seit Sie ihn sahen?“

„Ich sah ihn vor zwei Jahren, kurz vorher, ehe ich zu Ihnen kam. Es war eine helle Mondnacht, als ich ihn zuerst sah, die breite Stromfläche war wie mit Silber übergossen und Miß Roberts rief mich nach dem Deck, um die Schönheit des Abends zu bewundern. Da stand er, an das Geländer gelehnt, den entblößten Kopf stolz aufgerichtet, in seiner wunderbaren Schönheit. Die Mondstrahlen schienen einen Glorienschein um sein Haupt zu weben. Dies Bild hier gleicht ihm sehr, so daß ich ihn auf den ersten Blick wiedererkennen mußte, aber in Wirklichkeit ist er doch noch viel schöner, als hier. Alle Ladies waren in ihn verliebt, aber er ist stolz, er haßt die Damen, keine konnte sich eines freundlichen Blickes, eines Lächelns von ihm rühmen. Und das machte ihn so anziehend und ließ immer eine nach der anderen wieder beginnen um ihn zu werben, weil man sah, daß diese Kälte nicht gemacht ist, nicht, um interessant zu scheinen. Früher ist er wohl besser gewesen, ich denke wenigstens, da er Ihnen sein Bild geschenkt hat.“

Magdalene aber erröthete bei diesen Worten. „Nein“, sagte sie verlegen, er hat mirs nicht geschenkt, ich habe es — gestohlen. Der Sohn seines Principals zeigte es einst hier und vergaß, es wieder mitzunehmen, da reihte ich es in mein Album ein und habe trotz wiederholter Nachfrage seinen Besitz verleugnet.“

Ein Dienstmädchen war mit einem großen, breiten Korbe eingetreten und legte die Sachen hinein, um sie draußen zu reinigen.

Magdalene hatte das Zimmer verlassen, ihr Herz drohte die Brust zu zersprengen. Ihretwegen ging er einsam durch das Leben. „Ich wußte ja, daß er mich wahrhaft liebte“, flüsterte sie. Sie schob den Riegel ihres Zimmers vor, sie wollte allein sein.

Im Garderobezimmer öffnete sie einen Kleiderschrank, da hing noch das blauseidene Geburtstagskleid mit den weißen Spitzenbesätzen. Sie nahm es heraus und betrachtete es lange. „Wie ich wohl jetzt darin aussehen würde“, dachte sie, und schon begann sie es anzuziehen. Dann zog sie die Nadeln aus dem Haar, die die großen Zöpfe am Hinterkopf zusammenhielten und zwei Goldschlangen gleich rollten sie herab auf das knisternde Kleid.

Sie trat an den Spiegel und ein trübes Lächeln glitt über das Gesicht, das noch von wunderbarem Zauber war, obgleich ihm der Schmelz der ersten Jugend fehlte.

„Zu spät“, sagte sie traurig, „die Zöpfe à l'enfant vertragen sich nicht

mit den dreißig Jahren. Aber heute sollen sie doch noch einige Stunden so bleiben", fuhr sie plötzlich auf, „ich werde hinausgehen nach dem Berg, nach dem Abschiedsstein, das giebt Ruhe, so wie ich hier bin, der Mantel, Hut und Schleier verhüllen Kleid und Zöpfe vor den Augen der Neugierigen. Vielleicht sprossen draußen die Pulsatillen wieder mit ihren wunderlichen Blüthenköpfchen und der Frühlingswind weht die trübe Vergangenheit fort."

Sie nahm das blaue, altmodische Seidenkleid empor, daß nur das schwarze Unterkleid unter dem dunklen Mantel hervorsah und schritt hinaus durch die feuchten Straßen, eilig, scheu. Dann zwischen den Feldern entlang mit ihren grünen, zarten ersten Sprossen.

Es war Niemand sonst zu sehen außer ihr, alle Straßen waren wie rein gefegt von Leuten durch den frischen Frühlingswind. So kam sie endlich hinauf auf die Höhe und schaute herüber nach der Stadt, die sich das Thal entlang zog. Sie setzte sich auf den Stein: wo war die Ruhe, die sie hier suchte? Ihr Herz wurde schwerer und schwerer, Thränen hatte sie nicht mehr, aber ein Krampf schien den Busen zu durchwühlen, wenn sie weiter hinausdachte in das Leben.

„Gretchen!" Sie flüsterte das Wort und ihr Antlitz wurde ruhiger. Da tönte ein leiser Tritt auf dem kurzrasigen, nassen Boden an ihr Ohr und sie wandte den Blick zurück.

Ueber den Bergkamm daher war ein Mann geschritten, der beim Anblick der schwarzen Gestalt einen Augenblick zaudernd innegehalten hatte; dann kam er eilig näher.

Er lüftete den Hut vor Magdalene und seine Blicke ruhten in ihrem bleichen Antlitz. Er schwieg und wollte vorübergehen, als sie sich wie erschrocken erhob. Sie zitterte und wankte, als sie einige Schritte gethan hatte, wie hülfesuchend hielt sie sich an einem Baumstamm fest.

Er war es, er, um dessen Bild sich die Blüthen ihrer Jugend rankten.

Er hatte sich umgesehen und trat nun schnell auf sie zu: „Sie sind unwohl!" sagte er mit seiner scharf accentuirten Stimme, „darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich danke, es geht schon vorüber."

Sein Antlitz war von dunkler Röthe überflammt. „Sie durften es ruhig annehmen", sagte er ernst, „wir sind jetzt Beide keine Kinder mehr, die sich mit sentimentalen Gefühlen abspeisen. Ich würde Ihnen nicht von der Vergangenheit gesprochen haben."

„Sie belügen sich selbst", antwortete Magdalene, „weshalb wären Sie hier gewesen, gerade heute?"

„Weil ich mich jetzt eine Zeit lang in Deutschland aufhalte und weil ich an jeden Ort zu seiner Zeit gehe. Ich bin vielleicht heute hier, um mir ins Gedächtniß zurückzurufen, daß der, welcher sich auf Andere verläßt, ein Thor ist, und daß es immer das Beste ist, allein zu sein, durch Niemand gehindert den Weg so zu gehen, wie man ihn sich vorgesteckt hat. Ich habe eine gute Schule durchgemacht: zwei Lehrmeister habe ich gehabt, mich von der Romantik zu heilen: der erste waren Sie, der zweite Amerika."

Sie hob die Blicke vorwurfsvoll zu ihm empor. „Sie sind hart!" sagte sie mit bebenden Lippen.

„Kann es anders sein nach den Vorgängen, welche mir die Jugend raubten, die mir das Leben noch jetzt verbittern?"

Sie sah ihn fragend an. „Sollten Sie nicht überwunden haben — nach zehn Jahren — es ist das doch eine lange Zeit."

Er erröthete ein wenig. „Gewiß", antwortete er mit fester Stimme, „nur der Stolz noch bäumt sich bei der Erinnerung dagegen auf und ruft: „Daß man Dir dies anthun konnte!" Wodurch hatte ich auch die Grausamkeit verdient, mit der Sie mich behandelten? — die heiteren Melodien schwirrten durch den Saal, und mein Arm hielt Sie umschlungen, die Herzen schlugen höher in der Lust des Tanzes. Und die Lippen flossen mir über, es war wie ein Rausch über mich gekommen. Was ich gesprochen, ich weiß es heut nicht mehr genau, aber von Frühling und von Liebe ists gewesen. Und Sie sagten mir dann, daß Sie am Morgen nach dem Berge hinausgehen würden, es klang wie eine Aufforderung, da zu sein, um in all der erwachenden Frühlingspracht das beseligende Wort aussprechen zu können, unbelauscht, ungestört von den Leuten: „Ich liebe Dich!" — Ich kannte die Mähre des alten, weisen Homer von den Sirenen, die mit kalten Herzen die süßesten Liebesmelodien singen, und da ich armer Thor auch den Gesang hörte, ließ ich mich doch bethören. Es ist eine eigene Sache damit: ein Jeder glaubt so fest und zuversichtlich an den Werth seines „Ich", daß er meint, man müsse ihm die Liebe entgegenbringen, wohl gar auf den Knieen um ihn werben. Ich bin davon geheilt. Es war ein heller Märzenhimmel vor zehn Jahren als ich Ihnen hier gegenüberstand, aber mir war doch, als riesele ein dichter, eisiger Regen herab bei Ihren Worten und verwische all die rothglühenden Liebesworte meines Herzens."

Die Röthe, die der Frühlingswind auf ihre Wangen gehaucht hatte, verlosch bei seinen hastigen, halbleisen Worten. Sie mußte ihm die Hand entgegenstrecken und ihre Lippen murmelten leise: „Mein armer, armer Freund!"

„O nein, nein, bedauern Sie mich nicht — es war sehr gut so, wie es war; die Sentimentalität ist ein schlimmer Ballast für den Kaufmann, und auch das ungestüme, heiße Herz. Ich habe es wohl empfunden, Sie dürfen mir glauben. Es rechnet sich sehr schlecht, wenn die Augen nicht die Zahlenreihen, sondern nur ein blühendes Mädchenantlitz vor sich sehen, und wenn die Lippen beim Zählen plötzlich die Lust überkommt, irgend ein Liebeslied zu murmeln, oder wenn das Hirn sich abmüht, einen Reim zusammenzudrechseln. Ich hatte damals auch angefangen zu dichten, vor einigen Tagen erst fand ich auf einem alten Briefblatt einen Vers aus jener Zeit wieder. Interessirt es Sie, ihn zu hören?"

Sie nickte nur.

Es muß ein curioses Opus gewesen sein, leider ist nur der einzige Vers dem alles verschlingenden Zahne der Zeit entgangen.

„Ich beuge zagend nieder mich
Zur heil'gen Hippokrene
Und schöpf' mein erstes Lied — für Dich
Maria Magdalene.

„Heute würde ich wohl vergebens nach Reimen auf „Magdalene" suchen. Doch dafür bin ich jetzt ein Mann, der, wenn er wollte, wohl eine Familie ernähren könnte. Aber Sie werden sich hier in der scharfen Luft erkälten."

Sie sah ihn mit thränenverschleierten Augen an und lehnte sich zurück an den Stein. Sie konnte nicht sprechen. Bei seinen letzten, beinahe spöttischen Worten, war es ihr sterbensmatt im Herzen geworden. Das Tuch

zog sie hervor und preßte es gegen die überströmenden Augen. Der Mantel schlug zurück, da sie ihn nicht mehr zusammenhielt und flatterte hoch empor in dem schneidigen Winde und unter ihm erglänzte das helle, seidene Kleid in scharfbegrenzten Lichtern, in den einzelnen, durch die Wolken irrenden Sonnenstrahlen und die goldig schimmernden Zöpfe à l'enfant wanden sich herab bis auf den Stein.

Er hatte es gesehen, obgleich sie blitzschnell den Mantel wieder um sich zog und ein tiefes Bedauern ging über sein männlich schönes Gesicht.

Er wandte sich zur Seite, um eine aufbrechende Knospe zu pflücken und schritt gleich darauf, nachdem er sich von ihr verabschiedet, die steile Straße hinab.

Hei, wie die Raben unten emporflattern, die dicken, schwarzen Burschen, und ihre Kreise enger und enger um den Berg ziehen, und das einsame im bittern Harm vergehende Herz. Es sind gar schlimme Gesellen, die Raben, schon Manchem und schon Manche brachten ihre lautlosen, gespenstischen Flügelschläge und ihr heiseres Krächzen zur Verzweiflung. Sie erhob sich und schritt den Weg zurück, müde, todtmüde. Sie sah nicht die Sonne, die sich jetzt siegreich durch die Wolken Bahn gebrochen hatte, der düstere Schatten, der auf ihrem Herzen lag, umflorte auch die Augen, daß Alles in Nebelgrau gehüllt schien.

Sie hatte sich auf ihrem Zimmer an das Fenster gesetzt und hielt eine Arbeit in den Händen. Aber sie rührte die Finger nicht, sie sah nur starren Auges zurück, auf zehn lange, trostlos lange, vergangene Jahre und sah schaudernd hinaus in die kommende Zeit. So verflogen die Stunden nach einander und die Nacht senkte sich nieder, schwarz, kühl.

Es war Niemand mehr nach ihrem Zimmer gekommen, sie hatte gehört, wie Miß Ellen Gretchen zu Bett brachte, sie hatte durch die dünne Wand gehört, wie das Kind drüben im Schlafzimmer das Abendgebet sagte, aber sie rührte sich nicht.

Endlich erhob sie sich. Im Hause war es still, kirchenstill geworden und auch von der Straße tönte kein Laut mehr herauf zu der Einsamen. Sie war aufgesprungen, daß das blaue Kleid laut aufrauschte und glitt durch das Zimmer, hinaus nach dem Schlafgemach. Da beugte sie sich einen Augenblick über Gretchen und ließ ihre Lippen leicht auf des Kindes Stirn ruhen. „Schlaf süß, schlaf süß!" murmelte sie wie im Traume. Dann ging sie hinüber nach einem kleinen Schranke, der in die Wand eingelassen war und drehte den Schlüssel knarrend in dem rostigen Schloß. Es mochte lange nicht geöffnet worden sein. Da drinnen hatten sich Spinnen angesiedelt und hingen als Leichen in ihren Netzen in dem kleinen Raume, der ihnen jede Nahrung verweigert hatte. Es war nichts in dem Schranke außer zwei kleinen Fläschchen, deren eines Magdalene mit zitternder Hand ergriff und aufmerksam die Etiquette las. Sie schüttete einige Tropfen in das auf dem Nachttische stehende Wasserglas und verschloß dann die Thür wieder, nachdem sie die Flasche in den Schrank zurückgestellt hatte. Jede Spur von Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, als sie die Karaffe ergriff und damit das Glas bis zur Hälfte füllte.

„Es ist gut so, wie es ist", zitterte es von den bleichen Lippen, „einmal doch tritt der Tod an das furchtsame Menschenherz heran.

Sie ging wieder nach ihrem Zimmer hinaus, öffnete das Fenster und lehnte sich weit hinaus in die Nacht, die frische Luft einsaugend. „Lebe

wohl, Du alte, liebe Stadt", klang es leise von ihren Lippen. Dann nahm sie die schleppende, knisternde Robe zusammen und durchschritt die Zimmer nach einander. Draußen im Salon vor den Bildern der Eltern und des Bruders und seiner jungen Frau, mußte sie stehen bleiben. „Bald seh ich Euch wieder, Ihr Theuren, wenn es ein Wiedersehen giebt. Und wenn nicht —"

Sie fuhr mit der Hand über die Augen. Ihr ganzer Leib zitterte. Die Kräfte drohten sie zu verlassen, sie mußte sich in einer Causeuse niederlassen. Da auf dem Tische, der vor ihr stand, lagen Schreibmaterialien. Sie erhob die müde Hand darnach und beim mattschimmernden Kerzenscheine begann sie zu schreiben.

„An Karl Ambrosi!

Wenn Deine Augen auf diese Zeilen fallen, schauen die meinen den Glanz eines besseren Lebens. Vielleicht, ich weiß es nicht genau. Vielleicht auch, daß sie nie mehr etwas schauen. Wer kann es sagen. Aber — ob mein Geist in eigener Gestalt emporsteige zu den Sternen, um dort das Urtheil seines Thuns hier auf Erden in Strafe oder Lohn zu empfangen, oder ob er hinaus schweben möge, mit dem brausenden Chor der Frühlingswinde über die Felder zu fahren, oder den Berg zu umtosen, auf dem die Pulsatillen ihre haarigen Köpfchen emporheben: eins laß Dir noch sagen, Carl Ambrosi, ehe ich von dannen gehe: Du bist das Sinnen meiner Tage und der Traum meiner Nächte gewesen; ich habe Dich unendlich geliebt. Hätte ich Dich sonst von mir stoßen können mit Deinem lieben Gesicht und Deinen innigen Augen? Lebe wohl, Karl Ambrosi, lebe wohl auf ewig!"

Sie steckte den Brief in ein Couvert und nahm ihn mit sich als sie nach dem Schlafzimmer zurückschritt. Es war ihr, als sie ihr Zimmer betrat als höre sie Geräusch drüben und sie lief eiliger nach der Thür, um nachzusehen. Ehe sie aber noch öffnen konnte klang von drinnen ein helles Geräusch darauf ein Schrei Gretchens; dann wurde es ruhig im Zimmer.

Magdalene lehnte sich zurück an die Wand und schlug in namenlosem Schmerze die Hände gegen das Gesicht. Von ihren Lippen rang sich ein stöhnender Laut — wenn das Kind das Glas mit dem Gifte ergriffen und davon getrunken!

Sie fuhr empor und riß die Thür auf, fieberhaft, zitternd.

Da stand Gretchen vor ihr. Sie war aus dem Bette gestiegen und stand weinend in der Mitte des Zimmers.

„Bist Du böse, Tante Magdalene?" frug sie nach der athemlosen, bleichen Frau herüber, die erschöpft in der Thür lehnte. „Ich hatte so großen Durst und wollte trinken aus dem Glase da, aber es stand zu weit fort auf dem Tische und als ich darnach griff habe ich es umgeworfen, daß es auf den Boden herabfiel und zerbrach."

Ein jauchzender Freudenschrei rang sich von Magdalenens Lippen, dann sank sie zurück auf den Boden, leblos, unbeweglich.

Miß Ellen hatte den Schrei in ihrem Zimmer gehört und kam herüber, hastig, eilig. Sie schrak zusammen als sie in die Thür trat und den leblosen Körper am Boden liegen sah.

Gleich darauf scholl die Klingel grell durch das Haus und das Dienstmädchen hastete eilig durch die Straßen nach dem Arzte. Der war nicht zu Hause, er saß noch im „Löwen" und dahin lief das Mädchen. Sie erzählte da weinend mit lauter Stimme, daß doch alle Gäste es hören sollten, ihr Fräulein habe der Schlag getroffen.

Der Arzt machte sich sogleich auf den Weg und ihm folgte Ambrosi. Sein Gesicht hatte sich im Schmerze verzogen und die Zähne preßten fest auf einander, daß sie schmerzten. Nur einmal stieg es wie ein leiser, klagender Laut von seinen Lippen: „Magdalene."

Sie hatten die Treppen erstiegen und waren, gefolgt von dem Dienstmädchen und der Hausmannsfrau, in das Schlafzimmer getreten. Miß Ellen lag schluchzend neben der Leblosen und bedeckte das bleiche Gesicht mit heißen Küssen.

Der Arzt zog sie fort und trug Magdalene hinüber nach dem Sopha, auf welchem er sie sanft bettete, während Ambrosi in einen Stuhl zurückgefallen war und mit angstvollen Blicken jeder seiner Bewegungen folgte.

„Ist Hoffnung vorhanden, Doctor?"

Der antwortete nicht und wie des Amerikaners Blicke ruhelos durch das Zimmer glitten, blieben sie plötzlich auf einem da liegenden Briefe haften. Er beugte sich nieder und hob ihn auf.

„An mich!" — Fieberhaft durchirrten seine Blicke die Zeilen, die Brust hob sich tief und plötzlich, das Papier in der Hand knitternd, stand er vor dem Arzte und wiederholte seine letzte Frage mit heiserer Stimme.

Der sah sich erstaunt um. Dann als er in das verzweiflungsvoll schauende Antlitz Ambrosis blickte, sagte er über die Schulter herüber.

„Eine tiefe Ohnmacht, sonst nichts!" und sprengte einige Tropfen kaltes Wasser auf Magdalenens Stirn und Schläfe. Es war ein fester Griff, von dem er sich plötzlich nach der Thür gezogen fühlte.

„Gehen Sie hinaus, Doctor, ein Viertelstündchen nur, Sie dürfen dann wieder herein und Ihre Cur fortsetzen, wenn es nöthig sein sollte, eine der Frauen wird Ihnen eine Flasche Wein nach einem andern Zimmer bringen."

Die Thür schloß sich hinter ihm und der erstaunte Jünger Aeskulaps konnte draußen, nachdem er die weinenden Frauen beruhigt hatte, nichts besseres thun als den ihm gegebenen Rath zu befolgen und sich eine Flasche vom „besten" bringen zu lassen.

Karl war am Sopha niedergekniet, seine Hände hielten Magdalenens erkaltete Rechte und die Augen ruhten wie beschwörend auf ihren geschlossenen Lidern.

Und endlich!

Sie seufzte leis und hob dann, wie aus tiefem Traum erwachend, die Lider empor, sie mochte wähnen, daß sie noch immer träume, denn sie schloß die Augen wieder, als sie in die flehenden braunen Sterne vor sich gesehen hatte, aber als seine Stimme an ihr Ohr drang und als sein Mund sich auf den ihren preßte, da flüsterte sie leis: „Bin ich im Himmel?"

Es hatte nur wie ein fernes, ersterbendes Windeswehen geklungen, diese wenigen Worte, aber er hatte sie doch gehört und er jauchzte empor, so stürmisch, daß sie die Augen zu ihm aufschlug und sie doch wieder schließen mußte vor der Macht der so lange zurückgehaltenen Empfindung, die sich jetzt aus ihnen Bahn brach.

„O nein, nein, Magdalene, Du liegst an meiner Brust!" Sie lehnte sich selig zurück und von den Lippen, auf denen noch das Feuer des ersten Liebeskusses brannte, tönten die leisen Worte in sein Ohr: „Nun kommt der Frühling doch, und ich meinte er sei schon vorüber, hinabgerauscht im Zeitenstrom. Der Frühling, der süße Frühling!"

Ein deutscher Bauernsohn.

Erinnerungsblatt von **Louise von François.**

Die Zeitblätter fordern zu einem Denkmal für Seume auf. Von Teplitz, wo er im Sommer 1810 für alte Wunden wie neue Leiden Genesung suchte und Erlösung fand, ist der Zuruf ausgegangen. Welcher Ort verewigte nicht gern einen bedeutenden Menschen, ist es nicht ein Sohn, sei es ein Gast und bürgert denn nicht der Tod allerorten ein? Gute deutsche Männer haben seitdem die Sache zu der ihrigen gemacht; sie wird Anklang finden, denn Seume's Name ist heute noch ein populärer.

Schwerlich als der eines Poeten. Er sagt selbst bei Einführung seiner Gedichte: „Ihr größtes Verdienst ist, daß sie im strengen Sinne keine Gedichte sind, nur Ausdrücke des Herzens und von Gedanken, die nur in der Individualität und den Verhältnissen ihres Urhebers gegründet sind. Ich thue mir selbst zu viel Ehre an, indem ich ihnen diesen Titel gebe, weil ich keinen schicklicheren dafür finde. So mögen sie denn unter der allgemeinen Rubrik mit hingehen." Nun wird er freilich gewußt haben, daß kein Lyriker etwas anderes giebt und geben soll als individuell gefärbte Gedanken und Ergüsse des Herzens.

Bei alledem aber wollen wir diese Einführung nicht für verkappte Ironie nehmen, sondern für bescheidene Selbstkenntniß und ehrliche Würdigung der großen Zeitgenossen, deren Gunst er sich rühmte.

„Schiller rufte mich und Herder fragte,
Wenn ich meinen Zug zur Ilme nahm
Und der Heraklide Goethe sagte
Lehrreich manches Wörtchen, wenn ich kam.
Vater Wieland nickte voll Vertrauen,
Wenn er seinen alten Pilger sah,
Und die edelste der deutschen Frauen
War die Güte selbst, Amalia!"

Er schätzte diese Größeren, aber er bewunderte sie vielleicht nicht einmal. Er suchte in dem Dichter immer zuerst den Menschen, vor Allen den Patrioten; sein Ideal unter den Alten war Aeschylos, „der Mann von Marathon"; unter den Neueren Klopstock:

„Zitternd bet' ich, zitternd den Vater an,
Den Du uns singst. Sturmwind und Säuseln ist
Mir Deines Liedes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln."

Die Freunde, welche er liebte, waren „Gleim und Weiße" (der Kinderfreund). Sein Streben wie Können galt nicht der Schönheit oder Kunst, sondern „einer praktischen Lebensweisheit, die ja fast zum Spott geworden ist, während von aller Weisheit für den Menschen doch das Beste bleibt, was für den Menschen taugt."

Die Nährmutter seiner Muse war die Charitas, nicht auch nur die bescheidenste der Charitinnen. Er, der Sohn ländlicher Natur, der Schwärmer

ür freie Natürlichkeit, hat kaum einen Naturlaut dichterisch ausklingen lassen. r hatte wenig Ohr für den Tonfall, wenig Auge für die Farbe. Wie alle eine gelahrten Zeitgenossen, die nicht Bahnbrecher wurden auf einem lange rach liegenden Heimatsgrund, hüllte er die allereinfachsten deutschen Empfindungen in eine Draperie der Griechen, an denen er sich gebildet hatte, obleich sie schon jener Zeit für altmodig und geschmacklos gelten mußte. Suche an doch, wie Körner unter der Spreu, aus dem hyperbolischen Bombast seier langathmigen Ergüsse die einzelnen Strophen heraus, die als echte Perlen im Erinnerungsschatze seines Volkes heute noch leben, sei es auch nur, um – wie ja die erhabensten Gedanken sich gefallen lassen müssen — als Gemeinplatz breit getreten zu werden, wie viele finden wir denn? Den Canaier, „der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte", und doch ein esserer Mensch war als „die fremden, klugen, weißen Leute"; das:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

Etwa noch das fromme Morgenlied, das Mancher vielleicht für ein Gellert'sches hält:

„Gott, unter Deiner Vaterhut
Hab ich die Nacht so sanft geruht."

Oder das Abendlied, das er seiner guten Mutter in den Mund legt:

„Schon glänzt dort hoch der Abendstern;
Lob ihn, mein Geist, lob ihn, den Herrn;
Es sank der Sonne goldnes Licht,
Doch seine Güte sinket nicht."

Das ist wohl Alles; aber wozu auch mehr? Der Dichter, von denen wir zehren können, haben wir ja Gottlob! vor der Hand allenfalls genug; was wir aber heute und allezeit niemals genugsam haben können, das sind echt deutsche, gotterfüllte, unbestechlich wahrhaftige Männer, warme Patrioten und Menschenfreunde.

Solch ein echt deutscher Mann, ein Biedermann, wie er selbst es nennt, dem als einziges Vatererbe ruhiger Muth, reines Blut und die Eigenart geworden war, kein Unrecht sehen zu können, ohne aufzuschreien, solch ein Biedermann war Seume, und darum ist es wohlgethan, an ihn zu mahnen durch ein in die Augen springendes Monument an einer der Stätten, welche die großen Caravanserein der modernen Gesellschaft geworden sind. Ihm selbst, wenn er seine Stimme abgeben dürfte, würde der graue Stein unter der schattigen Eiche auf dem kleinen alten Kirchhofe von Teplitz genügend dünken. Wünschte er sich doch nichts als „Neben seiner Binsenhütte an dem Eichbaume eine Gruft", und er hofft:

„Dann, wenn ich einst ausgewandelt habe,
Und hier schlummernd lieg' in meiner Ruh',
Wallt vielleicht ein Bess'rer meinem Grabe
In der stillen, ernsten Stunde zu."

Als eines echt deutschen Mannes lebt denn nun sein Bild auch noch dunkel in der Erinnerung der Nachgeborenen. Deutlicher indessen jedenfalls als das des raschblütigen, maßlosen Gesellen, den seine Eigenart und sein Mißgeschick in die verwegensten Abenteuer verwickelten, ihn zum Zeugen und Theilnehmer an Zeitkämpfen werden ließen, zu denen sein Gewissen nicht unbedingt Ja und Amen sagte. Deutschenloos bis in die jüngste, wills Gott, überwundene Zeit!

Er hat keinen Roman geschrieben und ist im Grunde nichts weniger als ein Romanheld. Dennoch wird es aus jenen Tagen wenige Deutsche geben, die sich wie er ohne großen Aufwand von Phantasie zu einem Romanhelden umwandeln lassen. Sogar an einer unglücklichen Liebe fehlt es nicht. Er besingt eine „Minna an der Harfe", wie Schiller eine „Laura am Clavier", und ein anderes Mal seufzt er:

„Jetzt noch steht das jugendliche, grüne
Seelenvolle Tempo vor mir da,
Wo ich, wie in Eden, Wilhelmine,
Dich zum ersten Male schweben sah."

Und so weiter, und so weiter, bis zum „ersten Feuerkusse" und dem „unerbittlichen Schicksal, das weit sie fort rief in das fremde Brautgemach."

„Und ich stand mit tiefverbissenem Grimme,
Zähneknirschend, weint' und sah ihr nach."

Wir wissen von dieser himmlischen, harfespielenden Wilhelmine weiter nichts als was der Dichter in einer bedeutenden Zahl seiner Ergüsse von ihr singt, weil er sie aber besang, war sie keine Phantasiegestalt, sondern in dem Roman seines Lebens das Weib.

Der Held dieses Romans trug den Namen Gottfried, zur dankbaren Erinnerung an den kürzlich geschlossenen Hubertusburger Frieden, der einer siebenjährigen Drangsal auch über dieser Gegend ein Ende machte. Nun: ein friedsames Dasein ist dem armen Gottfried mit diesem Namen wahrlich nicht eingebunden worden; nur den ihm eingeborenen Gott hat er in Kampf und Nöthen nicht verlassen und Gott nicht ihn.

Er war ein blutarmer Bauernsohn. „Mein Vater", so erzählt er selbst, „der vorher verhältnißmäßig wohlhabend war, hatte durch eine unglückliche Pachtung, durch die Theuerung der siebenziger Jahre und lange Krankheit fast sein ganzes Vermögen zugesetzt und war, seine zahlreiche Familie zu erhalten, genöthigt, ein mit Frohne behaftetes Gut zu kaufen. Die Frohnarbeit verrichtete er selbst; siech wie er war, wurde die Sense zu schwer für seinen immer mehr ermattenden Arm; er strengte sich bis zur Ohnmacht an und mußte mehrmals die Wiese verlassen. Seinen jüngsten, noch ganz kleinen Sohn auf dem Arm, ruhte er auf einer Bank vor seiner Thür. „Wenn er nur so da sitzen und mit dem Jungen spielen kann, befindet er sich ganz wohl und man sieht ihm nichts an. Nur arbeiten kann er nicht", schalt der vorübergehende hartherzige Vogt; die Umstehenden murmelten theils Beifall, theils Unwillen. Der unglückliche Mann aber trocknete sich schweigend eine Thräne aus dem Auge, das bessere Tage gesehen hatte, setzte den Knaben auf die Bank und verkroch sich in einen einsamen Winkel. Drei Tage darauf war er todt."

Gottfrieds, des ältesten der armen Waisen, nahm darauf ein benachbarter Edelmann, Graf Hohenthal-Knauthayn, sich an, indem er, seine ungewöhnlichen Gaben bemerkend, ihm eine höhere Ausbildung zu Theil werden ließ.

„Segen ihm, der da mit sanfter Stimme,
Wie ein Schutzgeist mir die Hände gab:
Gehe Knabe, jenen Berg erklimme!
Dieses ist der Weg, hier ist der Stab!"

Sehr jung noch, brachte er es zum Studenten. Aber bald wurde es ihm in Leipzig zu schwül und eng; man hat gesagt auch in der Theologie bei

deren dazumaliger Richtung. Wahrscheinlich hat die geheimnißvolle, ungetreue Wilhelmine an dieser Schwüle Theil gehabt. Er war ja früh gereift und hatte sein Lebtag heißes, aber „reines" Blut. Wilhelmine paßt nur in diese Jugendepoche.

„Auf des Meeres Riesenwogen schwebte
Vor mir hingehaucht Dein holdes Bild,
An den schroffen Felsenschädeln bebte
Es in Luftgestalten traurig mild."

Wie dem auch sei, der Wandertrieb, der ja dem Deutschen eignet und in diesem Deutschen bis zum Ende nicht zur Ruhe kam, wachte auf; er machte kurzen Proceß und sich auf in die Welt. Zunächst aus Klein-Paris nach Groß-Paris.

„Wer zahlt nicht der Thorheit seinen Deut?"

Ein zweiter Crusoe, aber kein böser Bube wie der erste, wurde er schon nach den ersten Schritten in ungeahnte Weiten verschlagen. In einem hessischen Dorfe fiel er Werbern in die Hände und wurde den an England verschacherten deutschen Söldnertruppen für den Kampf in Nordamerika eingereiht.

Die Sache mag dem achtzehnjährigen deutschen Bauernsohne gar nicht so widerwärtig vorgekommen sein, wie sie uns Heutigen erscheint. England galt ihm als das Reich der Freiheit, das einzige in der Welt, sein Krieg gegen empörte stammentsprossene Unterthanen für einen gerechten; die Hülfsleistung fremdländischer Truppen war einem Volke, dem das Landsknechtswesen entsprungen, keine Neuigkeit. Der Sinn für nationale Unabhängigkeit und staatliches Zusammenfassen, der politische Sinn ist dem für Freiheit schwärmenden jungen Deutschen erst jenseit des Oceans aufgegangen.

Nach dem Friedensschluß heimgekehrt, entspringt er in Bremen seiner Truppe, aus Furcht, mit ihr an Preußen verkauft zu werden. Noch lebte der alte Fritz und der alte Fritz war, wie nur wenigen alten Sachsen, dem jungen Seume, dem nachmaligen Herzenssohne des Erzpreußen Vater Gleim, ein Held.

„Verbrechen ists", sagt er in seinem Nachruf an Stanislaus Poniatowsky von „Friederich dem Brennen, des Sarmaten Gegentheil",

„Verbrechen ist's, hier Deine Manen nennen,
Die sich wie Licht vom Dunkel trennen,
Verzeihe Geist von Licht und That."

Aber des Lichtgeistes Söldner werden wollte er dennoch nicht.

Und er mußte es dennoch werden. Zum zweiten Male von Werbern, diesmal von preußischen, eingefangen, diente er als Gemeiner in Ostfriesland; desertirte, wurde erwischt, desertirte noch einmal und entging nur mit knapper Noth der Todesstrafe.

„Eine militärische Todsünde, in welche ihn seine naturrechtliche Ungeduld getrieben", nennt er diese Fluchtversuche und bekennt:

„Ich muß es der Menschlichkeit meiner damaligen Richter nachrühmen, daß sie meine Vertheidigung stattfinden ließen, so weit die strengen Kriegsgesetze es erlaubten."

Das Lösegeld eines großmüthigen Emdener Bürgers erkaufte ihm die Freiheit; er ging nach Leipzig zurück, fest gewillt, daselbst als deutscher Magister still zu sitzen; er studirte, gab Unterricht und erstattete mit seiner ersten Sparsumme das entliehene Lösegeld.

Ein paar Jahre lang hielt es aus; dann trieb es ihn doch wieder aus der Enge heraus. Er schreibt an Münchhausen, den Busenfreund, den er sich unter gleicher Fahne in Amerika erworben:

„Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Es hat genug der Männer für Geschäfte
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Nicht einen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht."

So wurde er Secretär bei dem russischen General Igelström und erhielt durch dessen Vermittlung eine Officiersstelle bei den Grenadieren. Er dachte an Kämpfe „im beeisten Norden", oder auch im Kaukasischen Gebirge, allemal mit „fremden wilden Horden", und es traf ihn das Loos, in Warschau Zeuge zu werden des Todeskampfes und Untergangs einer civilisirten Nation.

Daß er sich dieser Zeugenschaft, einem Dienst, zu dem er nicht wie zu dem englischen gepreßt, in den er freiwillig getreten war, nicht entzog, ist mit seinem freiheitsdurstigen Herzen nur zu reimen durch den überlegenen politischen Blick und die klare Erkenntniß der verrotteten, unhaltbaren socialen und staatlichen Zustände Polens, zumal unter einem König, wie sein letzter war und gegenüber der Staatskunst einer Katharina, des energischsten Weibes, das jemals gelebt.

„Man muß", sagt er — und diese Lehre, auf andere Lagen als die vorliegenden angewendet, verdient heute noch Beherzigung, — „man muß jeden Menschen und vorzüglich jede politische Person nach den Regeln und Pflichten ihrer Verhältnisse beurtheilen und darum gestehen, daß Katharina, als Kaiserin von Rußland, ebenso weise, consequent und standhaft handelte, wie Poniatowsky als König von Polen kurzsichtig, unzusammenhängend und kleinmüthig sich benahm. Man mag über die Harmonie, in welcher Politik und Moral stehen sollen, sagen so viel man will, Niemand wird doch behaupten, daß in der Verwaltung der Rechte einer Nation und der einer Dorfgemeinde nicht ein großer, wesentlicher Unterschied sei. Diesen wesentlichen Unterschied bestimmt schon die einzige Betrachtung, daß alle Mitglieder des Staates wie der Gemeinde durch Gesetze und öffentliche Gewalt, durch Zwang in Ordnung gehalten werden. Sie haben keine Selbsthülfe, als nur in äußerster Noth. Die Staaten unter sich aber haben nur die Selbsthülfe und ihre Sicherheit erfordert oft, daß sie damit nicht zaudern. Den Moment zu treffen, ist überall die Hauptsache. Die Polen hatten den ihren längst verfehlt."

Und dann über den König: „Poniatowsky war sehr schön, sehr gelehrt, sehr beredt, wohlthätig und großmüthig, der liebenswürdigste Privatmann. Ein König, der nur Krieger ist, wird zur Geißel der Menschheit und vorzüglich seiner Nation. Der König aber, der im heischenden Fall durchaus nicht Krieger ist, bewirkt deren Untergang."

In Poniatowsky's Adern pulste ein ursprünglich südlicher Tropfen Blut; ein unverwüstliches Schönheitsgefühl. Ein Held des Nordens konnte er nicht werden; das wußte Katharina, darum machte sie ihren Liebling zum König des Landes, dessen Besitz ihr für ihres Landes großer Zukunft unentbehrlich dünkte. Seume's bereits erwähnter Nachruf, als der elende Mann nach tiefstem Fall sein verfehltes Leben aushauchte in der eigenen Höhle des Räubers, wo er ein behagliches Ruheneſt sich hatte bauen lassen, Poniа-

towsky's Parentation ist in dem Pathos ihrer ätzenden Satyre die großartigste von Seume's Poesien; heute noch ein merkenswerthes Zeit- und Charakterbild.

„Der König weint. Die Thränen wären Ehre,
Hätt' er sie als ein Mann geweint.
Ein König steht nur würdig vor dem Heere;
Und wenn auch Tod die Antwort wäre,
Spricht er nur kühn vor seinem Feind,
Was er gerecht und was er menschlich meint.
Er war so schön und drehte Antithesen,
Sein Leben war nur Zeitvertreib,
Ob er bei Weibern Mann gewesen,
Bei Männern war er nur ein Weib ꝛc."

Wer von uns Späteren hätte den erschütterndsten Moment des achtzehnten Jahrhunderts, den heldenmüthigen Todeskampf einer dem Untergange geweihten Nation nicht unter Schauern nachgefühlt? Gottfried Seume fühlte ihn vor und fühlte als Augenzeuge ihn mit, vielleicht zehnfältig weil unter der Fahne der Gegner. Ein Gefangener der Polen, saß er in Warschau während der Erstürmung und des Blutbades von Praga. Er entkam auch hier nur wie durch Wunder, „die Weichsel rettete mich", sagt er und erzählt darauf von der Begegnung eines ihm bekannt gewordenen, schwer verwundeten, flüchtig umherirrenden polnischen Officiers.

„Wenn mir künftig", so rief derselbe zähneknirschend und den zerschossenen Arm halb in die Höhe hebend, „wenn mir künftig Jemand noch etwas von Tugend, Gott und Vorsehung sagt, werde ich ihm die Antwort in das Gesicht speien."

Und Seume, der sich später unter ähnlichem Weh den Glauben an Tugend, Gott und Vorsehung erhielt, er verstand diesen Verzweiflungsschrei. Aber, aber:

„Hier vermag kein Rächer mehr zu retten."

So war es diesem sächsischen Bauernsohne beschieden, zweimal als Mitspieler in einem großen Volksdrama zu stehen. Jenseits, in den Reihen der Ueberwundenen, sah er die Geburt eines neuen Staates, einer neuen Welt; diesseit in den Reihen der Ueberwinder, das letzte Zucken eines tausendjährigen und tausend Jahre unglücklichen Reichs und Volks.

Er kehrte nach Leipzig zurück zu einem bescheidenen Stillleben als Schriftsteller und Lehrer, später auch als Corrector der Göschen'schen Buchhandlung in Grimma. Er veröffentlichte in dieser Zeit die Briefe über die Vorfälle in Polen und die Veränderungen in Rußland, heute noch von historischem Werth und wie alle seine Prosaschriften genießbarer als die Mehrzahl seiner Poesien. Erwähnt sei hier gleich noch des „kurzen Sitten- und Pflichtenbuches für Landleute", das in seinem Nachlasse vorgefunden ward und überall, wo es noch echte Bauern giebt, nicht veraltet scheinen wird.

Auf die Dauer hielt er es indessen in diesem Einerlei nicht aus. Nicht noch einmal zu den Waffen, aber wie als Jüngling griff er zum zweiten Male nach dem Wanderstabe, um jene neunmonatliche Fußreise durch Deutschland, Oesterreich, Italien bis zu seiner Spitze und rückwärts durch Frankreich und die Schweiz anzutreten, deren Schilderung als „Spaziergang nach Syrakus" den Namen des originellen Pilgers weithin bekannt gemacht hat. Vor dem Aufbruch schrieb er:

„Freilich habe ich in Italien nichts zu thun, als etwa der Mediceerin

ein wenig auf die Händchen und dem Vater Aetna in den Mund zu sehen, oder eine Idylle Theokrits auf der Landspitze von Syrakus zu lesen. Aber ich sehe nicht ein, warum diese Grille mir nicht ebenso lieb sein soll, wie einem Anderen die seine."

So spazierte er denn ab; und wenn ein Grillenfänger von heute etwa den Einfall haben sollte, ihm Schwarz auf Weiß nachzuspazieren, so würde er an dem ehrlichen, unermüdlichen, mitunter etwas griesgrämigen Wandersmann wohl eine der Mühe lohnende Bekanntschaft machen, wie er sie in der Hetzjagd des Dampfwagens und in den Hotelpalästen der Gegenwart schwerlich machen würde, von Land und Leuten aber würde er wenig erfahren, was nicht schon vor dem Spaziergänger — und wie vielfältig nach ihm! — lehrreicher oder ergötzlicher vorgetragen worden wäre.

Etliche Jahre nach der Rückkehr in seine früheren Verhältnisse, 1805, griff der alternde Pilger noch einmal zum Stab und war es diesmal der Norden, nach welchem sich seine Schritte richteten. Ueber Moskau nach Petersburg, durch Finnland nach Schweden ging die Reise, die er unter dem Titel: „Ein Sommer im Norden", geschildert hat und aus welcher ein deutschpatriotischer Pulsschlag, tiefe Liebe zu Freiheit und Menschlichkeit den Leser auch heute noch sympathisch ansprechen würde.

In patriotisch so erregter Stimmung kaum in die Heimat zurückgekehrt, durchlebte er — und mit welcher Scham, welchem Grimm! — des Vaterlandes Unterjochung und seinen tiefen moralischen Fall. Er hätte „sein Herrmann" werden mögen und konnte nur, wie jener unglückliche Pole, ohnmächtig die Zähne knirschen und die Fäuste ballen. Nur die Gotteströstung hat den Deutschen — wie jenen Polen nicht — aufrecht erhalten.

„Meine Zeit will ihre Ketten,
Will die Schande, worin sie sich wälzt.
Sclavenseelen kann kein Gott erretten!
Wo die Selbstsucht dummzufrieden stelzt,
Wo Gerechtigkeit und Freiheit fehlen
Und die Einheit mit der Einigkeit,
Mag sich Stumpfsinn bis zur Folter quälen ꝛc."

Uns bedünkt: dem Patrioten, der mit verpöntem Freimuth diesen Zornesschrei laut erschallen ließ, dem vor Allem galt der Aufruf deutscher Männer zu seinem Monument.

Bitterniß und tiefe Schwermuth überkamen ihn.

Er wurde je mehr und mehr in sich gekehrt, menschenscheu und pilgersüchtig „nach dem unbekannten Land". Auch sein gestählter Körper begann zu wanken. Hätte er den Tag der Erhebung erlebt, er würde frisches Mark in seinen Gliedern gefühlt und keiner der Besten würde feuriger nach dem Schwerte gegriffen haben.

Er sollte ihn nicht erleben. Am 13. Juni 1810, dreißig Monde zu früh, ward er hinübergerufen in das ersehnte, bessere Land. Der tragische Abschluß eines Daseins voll hochdramatischer Bewegungen in einem schlichten, deutschen Menschenherzen!

Aber wie recht hat doch der Meister Goethe:

„Sobald man spricht, beginnt man auch zu irren." Als ich mich getrieben fühlte, zu dem Erinnerungszoll an Seume bescheidenlich ein Scherflein beizutragen, da lag es mir ferne, sein Lebensbild mit seinen eigenen

Worten aufzufrischen. Nicht der Dichter und Pilger, der alte Landsmann schwebte mir vor. Denn seiner Landsmannschaft rühme ich mich, wennschon ich kein Zeugniß dafür aufzubringen vermag, daß er in den kleinen Ort, der seines Dörfchens Amtsstadt war, und meine Heimat geworden ist, jemals einen Fuß gesetzt hat; etwa als Knabe und Gehülfe, wenn seine Mutter ihre ländlichen Producte dahin zu Markte trug, oder später auf einem Spaziergange „nach der Ilme", als Einkehrer in dem stillen, edlen Vaterhause Friedrich's von Hardenberg und in dem literarisch geselligen des Advocaten Dr. Adolph Müllner, Beide ja seine Zeitgenossen und Zunftgenossen von der Feder. Aber es ist doch die Luft des nämlichen Gaues, die wir als Kinder geathmet haben, die Frucht des nämlichen Bodens, die uns genährt, und aus solchem Heimatsgefühl dachte ich eine kleine Federzeichnung zu geben, nicht von dem bedeutenden Manne, der durch sich selbst und durch Andere genügend dargestellt worden ist, sondern von dem bescheidenen Platze, auf dem er erwuchs und von welchem schwerlich ein Neuerer und Auswärtiger etwas gehört hat, als etwa, daß in eines seiner kleinsten Häuser vor Jahren eine Tafel mit dem Namen Johann Gottfried Seume und dem Datum des 29. Januar 1763 eingelassen worden ist.

Landschaftliche Schöne oder Besonderheit darf bei solcher Zeichnung freilich nicht erwartet werden. Durch eine glatte Hochfläche, zwischen unübersehbaren Korngebreiten, von keinem Waldstück, keinem Auengrün unterbrochen, schneidet und schlängelt sich von Süd nach Nord die Rippach abwärts der Saale zu. In ihrem Thale, etwa eine Stunde vor der Mündung, liegt Poserna, „Im Ulmenschatten, am gekrümmten Schmerlenbach", wie der Dichter „sein Dörfchen" besingt; was die Schmerlen anbelangt — wenigstens für uns Nachgeborenen — mit lucullischer Phantasie.

Der äußeren Schilderung wäre demnach mehr als genug gethan. Wie wir aber wohl dann und wann auf gleichwuchsigem Wiesenplan durch eine Gruppe fremdartiger Kräuter, die sonst nur vereinzelt in höher gelegener Bodenschicht getroffen werden und sogar durch eine seltsame Giftpflanze unter ihnen überrascht werden, so führt das Schicksal manchmal auf engstem Raume eine Reihe eigengearteter, dem Volkstypus wenig entsprechender Menschenkinder zu einander und einem Dörfchen wie Poserna erwächst unter Tausenden eine Geschichte, die in Literaturcompendien und im Pitaval eine Rolle spielt. Von solchen curiosen Leuten aus der Chronik von Poserna seit Gottfried Seume's Geburtstag soll hier ein kurzer Abriß gegeben werden.

Schon Seume's Eltern scheinen edleren Schlags als unsere Durchschnittsbauern gewesen zu sein. Der Sohn schildert sie mit einer Wärme, die ihn ehrt und uns rührt. Den Vater als einen „enthusiastisch redlichen" Mann, der eine patriarchalische Zucht in seinem Hause aufrecht hielt, mildthätig war bei allem eigenen Mangel, voll weiser Geduld auf dem Siechenbette und heiter frommer Ergebung auf dem Sterbebett. Lange Jahre nach seinem Tode sinkt der Sohn, erschöpft von einer langen Fußreise zurückkehrend, auf dem heimischen Friedhofe an einem Grabhügel nieder, der vielleicht der seines Vaters ist. Denn so singt er:

„Des Armen Gruft bezeichnen keine Steine,
Und weiter nichts warst Du als arm und gut"

Und an einer anderen Stelle:

„Du warst ein Mann, der seines Lebens Bürde
Mit hohem Sinn und stets mit Muth und Würde
Bis an den Schluß des letzten Tages trug;
Der in dem Sturme stand wie in dem Hain die Eiche,
Den kein Geschick mit wiederholtem Streiche
Zum Sclavenjammer niederschlug."

Diese vornehme Bescheidung hat der Sohn von ihm geerbt. „Nichts", sagt er, „hat mir im Leben so rein wohlgethan, als da ich einst mit dem Ausdruck empfohlen wurde: „Er ist ein Knabe guter Art. Der Segen seines Vaters ruht auf ihm."

Wohl uns Deutschen, wenn wir heute noch viele Knaben haben von so guter Art, daß des armen Vaters Segen ihnen zu reinster Wohlthat wird!

Auch die Mutter, die den Gatten fast um ein Menschenalter überlebte, und deren rastloser Emsigkeit es gelang, den gesunkenen Hausstand nothdürftig wieder aufzurichten, nennt der Sohn eine „Erdenhülle, die der reinsten Seelen eine barg." In Glaubenseinfalt, Mildthätigkeit und heiterer Ruhe war sie zu „der guten Alten" ihres Dörfchens geworden und als der Sohn nach weiten Weltfahrten sie hochbetagt zur Ruhe legen sah, klagte er:

„Meine Mutter, hier an Deinem Grabe
Bin ich wieder der verwaiste Knabe,
Der ich einst vor dreißig Jahren war,
Als wir Alle in vereinten
Thränen an des Vaters Grube weinten
Angstvoll vor der Zukunft voll Gefahr."

Dieses bäuerlichen Paares benachbarter Arbeitsgenosse, wenn auch in umfänglicherem Kreise, war jener Schubert, dessen Wirksamkeit für ihre Landschaft von höchster Bedeutung wurde und der unter dem Adelstitel „von Kleefeld" sich einen weittragenden Namen erworben hat. Ein Sohn dieser Gegend (er stammte aus Zeitz) kehrte er nach mancherlei Studien und Bedienstungen und zumal nach einer in Oesterreich auf das schärfste verpönten Thätigkeit zur Verbreitung freimaurerischer Ideen in die Heimat zurück, erwarb um den Spottwerth der ersten Zeit nach den schweren sieben Kriegsjahren zwar nicht Poserna selbst, aber nebst einigen anderen Rittergütern Posernas nächstes Nachbargut, Pobles, in welchem er sich niederließ, um wie Faust, der Strandbauer, nach langen ideellen Irrfahrten in praktischer Thätigkeit Frieden und einen segensreichen Lebensabschluß zu finden. Durch kühnen Eingriff in den landwirthlichen Schlendrian, durch Einführung fremder Futtergattungen in diese wiesenarme Gegend, durch fördernden Wechsel eingebürgerter Fruchtarten wurde er — auch theoretisch für seine Verbesserungen thätig — der Bahnbrecher einer rationellen Bodencultur, machte seinen Umkreis zu einer Kornkammer des Landes und erntete, wie nicht viele geniale Neuerer, als Gutthäter Dank und Ehre.

Die Probestation seiner Umbildungen, das Gut Pobles, kam nach seinem Tode in die Hand des benachbarten Besitzers von Poserna, eines erbeingesessenen jungen Edelmanns, der bis zu seinem vor etwa einem Jahrzehnt im höchsten Patriarchenalter erfolgten Ableben den Ruf eines buchgelehrten, einsiedlerischen Sonderlings bewahrt hat; ein Widerspruch, so scheint es, mit einem Großwirth auf solcher platten Scholle, der ihn aber nicht hinderte, sich derselben mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch zähe und gedeihlich einzubürgern.

Aus congenialem Interesse hatte er in das erledigte Pfarramt von

Poserna einen nicht mehr jungen Geistlichen berufen, dem aus früheren Stellungen als Lehrer und Theolog der Ruhm außergewöhnlicher Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit voranging, der diesen Ruhm auch in seinem neuen Amte Jahre lang nicht nur behauptete, sondern weithin ausdehnte und letztlich die Friedensstätte von Poserna in eine des Abscheus und geheimnißvollen Grauens verwandeln sollte. Aus einer Zierpflanze enthüllte sich die Giftpflanze unter den seltsamen Kräutern der Flur von Poserna.

Johann Georg Tinius war nahezu gleichen Alters mit Johann Gottfried Seume, und in seinen Lebensanfängen ihm gleichgestellt. Auch ihn, den blutarmen Fröhnersohn der Niederlausitz, der als Knabe eine Schafherde auf dürrer Haide geführt, hatte eine milde Hand für den deutlich ausgesprochenen Gelehrtenberuf ausbilden lassen. Er verwaltete sein letztes Amt Jahre hindurch vor Seume's Tode, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß dieser ihn persönlich gekannt hat; es sei denn, daß er es war, der den Segen über das Grab „der guten Alten" gesprochen. Auch in seinem Aeußeren hätte der Pfarrer dem Dichter, nach dessen von ihm selbst für treffend erklärten Bilde von der Hand seines Freundes Schnorr von Karolsfeld zu urtheilen, nicht unähnlich erscheinen dürfen und selbst in der regen Wanderlust stimmte er mit ihm überein. Nur daß das Ziel von Beider Wanderungen ein entgegengesetztes war. Den Magister Seume trieb es in die Welt und Weite, den Magister Tinius in die Enge einer Bücherei.

Ein bleicher Mann, mit der gebeugten Haltung und dem gesenkten Blick des Denkers, mit glattschwarzem, tief in die Stirn fallendem Haar, in dunkelschlichter, aber modischer Kleidung, so begegnete man ihm häufig fußwandernd auf der Straße nach den ansehnlicheren Nachbarstädten; zumeist auf der nach Leipzig, dem großen Büchermarkt. Mehr noch als sein Patron war er ein leidenschaftlicher Bibliophile und als Sammler antiquarischer Seltenheiten weit und breit ebenso gekannt wie schriftstellerisch, vorzüglich als Exeget und Orientalist, von Fachgenossen geschätzt.

Aber nicht blos seine Gelehrsamkeit, auch seine amtlichen Vorzüge wurden von seinen Oberen wie von den Eingepfarrten gebührentlich anerkannt; der seelsorgerische Eifer, die Gewissenhaftigkeit bei jeder Pflichtübung, die Reinheit seines Wandels; aus weitem Umkreis kam man, sich an der schlichten Eindringlichkeit seiner Kanzelvorträge zu erbauen. Sein Familienleben war vielleicht nicht warm, aber tadellos; er hatte als Witwer zum zweiten Male geheirathet, zum zweiten Male eine Witwe, hatte Kinder aus beiden Ehen, auch Stiefkinder, Söhne, die bereits Studenten waren. Daß beide Ehefrauen ihm Vermögen zugebracht, erklärte den großen Aufwand für seine Bibliothek (man sprach, wohl übertrieben, von nahe an 60,000 Bänden) auf die natürlichste Weise, auch ohne die Einträglichkeit seiner Pfründe, seine sprüchwörtliche Mäßigkeit in allen übrigen Bedürfnissen und Gewöhnungen und den Vortheil, den weit verbreiteter, zumeist überseeischer Tausch- und Bücherhandel abwerfen mochte, in Anschlag zu bringen.

Und dieser unbescholtene, vielgeehrte Mann entpuppte sich über Nacht als der raffinirteste, heimliche Meuchelmörder, wurde der Missethat an einer wohlhabenden, einsamen alten Frau so gut wie überführt, mehr als einer ihr vorhergehenden auf das dringlichste verdächtigt; nicht eine einzige Stimme hat sich zu seiner Vertheidigung erhoben.

Der Proceß dieses deutschen Eugen Aram, der in jeder Sammlung denkwürdiger Criminalfälle weitläufig behandelt ist, soll hier nicht wiederholt

werden. Gottlob! er steht als ein Unicum in der Geschichte unserer bösesten Thäter und wenn man sein oder seine Verbrechen aus einer unüberwindlichen Bücherſucht erklärt hat, so wird es hoffentlich auch nicht dem verbissensten philosophischen Leugner des freien Menschenwillens beikommen, ihn darob zu entschuldigen. Wie aber solche umsichtig ausgebrütete, crasse Missethat mit der Unsträflichkeit des ganzen übrigen Menschen mit seiner hohen Bildung und Richtung zu reimen ist, ob aus dem Grundwesen der Heuchelei, ob aus dem Widerspruch eines nur zeitweise rege werdenden teuflischen Triebes in seinem Hirn, das eben ist das Unlösbare in diesem Menschenräthsel. Oder ob der Mann, der überführendsten Beweise zum Trotz, dennoch schuldlos war wie er standhaft behauptet hat? Kein Richter, kein Laie hat es geglaubt und es ist auch aus äußeren Gründen so schwer zu glauben, wie die Schuld aus inneren.

In Leipzig, wo der Raubmord begangen worden, wurde im Herbst 1813 auch das Urtheil gesprochen. Von Augenzeugen habe ich noch den markerschütternden Eindruck schildern hören, den — selbst nach den gewaltigen Sieges- und Qualenscenen der kürzlichen drei Schlachtentage — eine Kopf an Kopf sich drängende Menge empfing, als vor dem Altar einer der Hauptkirchen der geistliche Verbrecher seiner Amtszeichen entkleidet, (wie der Volksmund es ausdrückte, ihm der Talar vom Leibe gerissen) und er über die Schwelle des Gotteshauses hinweg in das Zuchthaus abgeführt ward. Seinem standhaften Leugnen ist es wohl zuzuschreiben, daß er statt zum Tode, blos zu dreißigjähriger Haft verdammt worden war. Er stand nahe den Fünfzigen, so war sie ja auch eine Todesstrafe, nur eine langsame; wer hätte annehmen dürfen, daß er die dreißig Gefangenenjahre überdauerte? Indessen wurde der unheimliche Mann während derselben zum Schreckgespenst der Volksphantasie. Diesem dem Bösen verbündeten Menschenscheusal mußte es ja ein Leichtes sein, sich zu befreien, um mit seinem spitzen Hämmerchen unter dem Mantel in der Gegend umherzuschleichen und neue Unthaten zu begehen. Die alten Mütterchen, die etwa ein paar ersparte Thaler unter ihrem Bettstroh verborgen hielten, zitterten, wenn sie sich Abends niederlegten bei der Vorstellung: Tinius kommt! Wie man einst gesagt hatte: „Kinder betet, der Schwede kommt!“ so sagte man jetzt: Tinius kommt, Tinius kommt!

Aber Tinius kam nicht; und als das Unglaubliche geschah, er seiner langen Haft, ein Greis, aber noch lebensfrisch und ein freier Mann, entlassen wurde, da war Gras über seine Erinnerung gewachsen und Keinem sträubte sich mehr das Haar, wenn er dem alten, geblickten Manne begegnete, der bettelarm, aber niemals bettelnd, längs der Raine Kräuter suchte, die er sich, fast seine einzige Nahrung, eigenhändig in Wasser kochte. So hat er noch Jahre lang still für sich hin gelebt; die Begegnung der Menschen nicht scheuend, aber auch nicht suchend. Er machte den Eindruck des Friedens. Ob er sich schuldlos fühlte oder durch schwere Buße entsühnt? — Auch das ist eine ungelöste Frage.

Sein alter Patron und Freund folgte ihm erst nach einem Vierteljahrhundert; ein Urgreis, der, so lange man von ihm wußte, niemals über seine Flur und selten aus seiner Bücherei herausgekommen war, der Volksmeinung nach ein närrischer Kauz, ein Bibliomane wie sein Pfarrer, nur daß er nicht zu rauben und morden brauchte, um seiner Manie zu fröhnen, denn er war ein reicher Mann. Er ließ verfallen, was Alters halber nicht mehr halten

wollte, saß oder lag im Bett und las. Der Name von Raschauw mag mit ihm nicht erloschen sein, aber der Stamm, dem er entsprossen, starb mit ihm ab. Er hinterließ keine letztwillige Verfügung; bis in die entferntesten Grade wurde nach einem berechtigten Erben geforscht. Derselbe fand sich endlich in einem deutschen Ansiedler im Innern von Rußland, der denn nichts Natürlicheres zu thun hatte, als sich der Güter Poserna und Pobles, die Heim- und Werkstätten der Seume, Raschauw, Schubart und Tinius zu entäußern.

Sie wurden zum Grundstock eines umfänglichen Dominiums in der Hand des neuen Besitzers, der wieder ein eigenartiger Mann ist, aber einer von der Eigenart unserer Zeit, ein self-made man vom Scheitel bis zur Sohle. Vom einfachen, armen Bergarbeiter hat er sich unter unseren Augen, in gleichsam organischem Wachsthum binnen wenigen Jahren zum größten Industriellen und reichsten Mann der Gegend emporgearbeitet. Mit dem Tiefblick des Quellenfinders entdeckte er zwar nicht erst die Braunkohlenlager, welche sich unter der Hochfläche zwischen Saale, Rippach und Elster ausbreiten, aber er spürte und spürte die förderlichsten von ihnen und verwerthete ihren Ertrag zu Productionen, an denen weniger glückliche Versucher vor ihm gescheitert waren. Wie Schubart von Kleefeld auf der Oberfläche dieses Bodens neue Culturen schuf, so schafft sie ein Jahrhundert nach ihm der gegenwärtige Herr von Pobles und Poserna auf jenes Bodens Untergrund; er wird in jedem Sinne als ein Wohlthäter von Tausenden gesegnet.

Das sind so die Charakterköpfe, welche der Chronist des Dörfchens am Schmerlenbach zu verzeichnen hat. Mehr als ein vielleicht kaum minder bemerkenswerther Mann mag, ohne sich einen Namen gemacht zu haben, auf seinem Friedhofe versenkt worden sein.

„Des Meeres fadenloser Boden hält
So manche Perle, deren Farbe glüht,
Und manches Lenzes schönste Blume fällt,
Die ungenossen in der Wildniß blüht."

Des alten englischen Dichters Elegie auf einem Dorfkirchhof wird gefälligere Uebertragungen gefunden haben; aber die, welcher diese Strophe entnommen wurde, ist eben von Seume.

Napoleon I. als Schriftsteller.

Von **Hermann Pilz.**

Napoleon, der glorreiche Feldherr, dem man nur Hannibal und Karl den Großen zur Seite zu stellen wagte, Napoleon, der Kaiser, der sich als einfacher Bürgerssohn von Ajaccio auf den Thron der französischen Nation schwang, Napoleon, der Staatsmann, der durch seine Decrete und Legislationen den Ruhm der Franzosen zu heben suchte — sie sind der ganzen gebildeten Welt zur Genüge bekannt; das strahlende Genie, die weltbewegenden Eigenschaften dieses Mannes, der sich selbst gern den „Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts" nennen hörte, sind selbst in Deutschland nach jenen denkwürdigen Jahren von 1813 bis 1815 niemals vergessen worden, und die Zahl seiner Bewunderer ist ewig eine große gewesen. Um so mehr darf es verwundern, daß man bei alledem auf Napoleon den Schriftsteller bisher nicht mit gleichem Interesse geblickt hat, daß seine zahlreichen, schriftstellerischen Versuche, die so recht das scharf ausgedrückte Gepräge der politischen Gesinnungen, der intellectuellen Eigenschaften dieses mächtigen Geistes tragen, so wenig bekannt geworden sind und zumeist nur in zerstreuten Stücken existiren. Aus nichts kann man ja den Geist und das Wesen eines Menschen besser kennen lernen, als aus dem, was seine eigene Hand dauernd der Nachwelt auf dem Papier hinterlassen hat — da steht Alles fest und klar uns vor Augen, abgeschlossen von allen Deutungen und den die Wahrheit schmälernden Unterschiebungen, die alle großen Männer zu ihrem Unheil erfahren müssen. — Aus diesem Grunde denken wir auch, daß es nicht eitle Mühe ist, einmal die Werke, die aus der Feder Napoleons geflossen sind, in ihrer Totalität allen Denen vor Augen zu stellen, die sich für das Leben und das Wesen des genialen Corsen interessiren können. Napoleon fing schon früh als Schüler der militärischen Schule zu Brienne an, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Er dichtete damals in der Lafontaineschen Manier Fabeln, die sich bis auf unsere Tage noch erhalten haben. In den Sammlungen des Grafen Weymars zu Paris befinden sich im Manuscripte Proben dieser ersten Dichtungen, von denen wir auch hier die erste, die vom Jahre 1782 stammt, in dem Versmaße des Originals übersetzt, anführen wollen, um den Beweis dadurch zu geben, daß der junge Dichter den Ton Lafontaines recht getreu zu treffen wußte. Die Fabel lautet mit ihrer angehängten moralischen Tendenz wie folgt:

Der Hund, das Kaninchen und der Jäger.

Cäsar, berühmter Hühnerhund,
Und des Verdienst's sich stolz bewußt,
Stellt in des Lagers sich'rem Grund
Einem Kaninchen nach; vor Furcht bebt dem die Brust.
„Ergieb Dich!" mit Donnerstimme zu ihm er brüllt,
Daß fern davon des Wald's Bewohner beben:
„Großthaten übt ich schon im Leben;

Die ganze Erd' mein Name füllt!"
Kaninchen hört's mit Demuth an;
Die reuige Seel' es Gott empfiehlt und dann
Es bittet so und zitternd fragt:
„Sehr erlauchter Hund, so sagt an,
Wenn ich mich ergeb', was ich hoffen kann?"
„Du stirbst", — „Ich sterbe?" Das unschuldige Thierchen sagt;
„Und fliehe ich?" — „So ist's gewiß um Dich gethan!" —
„Wie", spricht das Thier, das sich ernährt von Thymian,
„Auf beiden Seiten kostet es das Leben?
Woll'n Eure Herrlichkeit mir dann vergeben,
Da ich doch sterben muß, wenn ich jetzt bin so kühn,
Und wage den Versuch, zu fliehn?"
Es spricht's und flieht, als des Geheges Held.
Cato hätt's getadelt, ich kann es nicht verdammen,
Denn kaum der Jäger 's sieht, schnell er sich stellt,
Er zielt, er schießt, er trifft, todt stürzt der Hund zusammen.
Wie wär' das Urtheil wohl, das Lafontaine gefällt?
„Hilf Dir selbst, so hilft auch Gott Dir!"
Ich gesteh', es gefällt der Grundsatz mir. —

Nicht nur die Wahl des Rhythmus, die ungleiche Länge der Verse, sondern auch die Wahl der Ausdrücke und Worte im Originalgedicht erinnern hier an Lafontaines Gedichte aus der zweiten Sammlung der siebenziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts. Wer aber die Geschichte Napoleons kennt, der wird auch wissen, daß der Grundsatz, der in diesen Versen so energisch ausgesprochen ist, die Parole: „Selbst ist der Mann!" den jungen Dichter allein einst zu dem weltgebietenden Monarchen gemacht hat, der wird auch längst gefühlt haben, daß schon im Zögling der Brienner Kriegsschule jener Keim von Energie und Selbstvertrauen emporwuchs, der Europas Mächte erzittern machen sollte.

Aber nicht auf dem Gebiete der Fabel beruht die Wichtigkeit der Napoleonischen Schriften, denn sie sind ja ohne Ausnahme nur Producte seiner Jugendzeit, die historischen und philosophisch-politischen Aufsätze und Reden regen bei weitem mehr unser Interesse an, da aus ihnen zum größten Theile Napoleon der Mann hervorschaut. Sie sind in einer eleganten Prosa verfaßt und nur in einzelnen Theilen tritt der kurze, wir möchten sagen Cäsarianische Stil zu Tage. Eins der größten literarischen Werke, das Napoleon unternommen hat, ist ohne Zweifel die reinwissenschaftliche „Geschichte von Corsica", zu der er schon als Schüler und später als junger Artillerielieutenant eifrig das Material suchte und von der er wirklich die Absicht hatte, sie in Druck zu geben, was mehrere Schritte, die er dazu that, beweisen. Alvensleben, der zuerst auf die Schriften Napoleons aufmerksam gemacht hat, aber keineswegs Herr seines Materials war, theilt uns mit, daß sich in Frankreich viele äußerst günstige Urtheile über diese Schrift finden und meint, daß sie wahrscheinlich während des häufigen Wechsels des Aufenthaltsortes Napoleons zu Anfang der Revolution im Manuscript verloren gegangen sei, so daß sich nicht einmal Bruchstücke davon erhalten hätten. Alvensleben irrt sich in dieser Beziehung, denn wir verdanken ein Bruchstück die „Vorrede zu der Geschichte Corsicas" einer Mittheilung des Generals Monthalon, aus der sich schon leicht ersehen läßt, in welchem großartigen Maßstabe Napoleon die Geschichte seines Vaterlandes angelegt hatte. Mit der Herrschaft der Araber, dem Staatswappen Corsicas, der Regierung der Italiener u. s. w. beginnt das Werk und entwickelt die historischen Verhältnisse der Insel mit

einer Genauigkeit, mit einer so großen Anzahl von Specialitäten, daß man erstaunt über den Sammelfleiß des Autors ist.

An diese Geschichte von Corsica schließt sich ein anderes Werk an, dessen wir hier gleich Erwähnung thun wollen, „Die Beschreibung der Alpen", eine Alpengeographie, die zumeist auch dem trockenen Stil der ledernen Darstellungsweise eines gewöhnlichen Lehrbuches huldigt und vom Exkaiser auf St. Helena dictirt worden ist.

Interessanter ist schon ein anderer historischer „Bericht über die Zusammenkunft Bonapartes, Mitglied des Nationalinstitutes, Obergeneral der Armee des Orient, mit mehreren Muftis und Imans in dem Innern der großen Pyramide, die Pyramide des Ceops genannt", eine Arbeit, die hauptsächlich durch den darin aufgezeichneten Dialog zwischen dem Franzosengeneral und den Muhamedanischen Priestern von größter Wichtigkeit ist. Es beginnt zunächst mit der Besichtigung der Pyramiden, von den Ausmessungen, die das Institut mit denselben vorgenommen, und fährt dann fort mit der Wiedergabe des Dialoges, aus dem wir das Spannendste hier hervorheben wollen.

Bonaparte: Gott ist groß und seine Werke sind wunderbar. Das ist hier ein großes Werk von Menschenhänden. Was war der Zweck dessen, der diese Pyramide erbauen ließ?

Suleimann: Es war ein mächtiger König von Egypten, dessen Name, wie man glaubt, Ceops war. Er wollte verhindern, daß Gotteslästerer die Ruhe seiner Asche störten.

B.: Ehre sei Allah! Wer ist der Khalif, der diese Pyramide eröffnen ließ und die Asche der Todten störte?

S.: Man glaubt, es sei der Führer der Gläubigen gewesen, Mahmud, der vor mehreren Jahrhunderten in Bagdad herrschte; Andere nennen den berühmten Harun al Raschid (Gott verleihe ihm Frieden) der hier Schätze zu finden glaubte; als man aber auf seinen Befehl in diesen Saal eingedrungen war, fand man der Sage nach nichts als Mumien und auf der Wand in goldenen Buchstaben die Inschrift: Der Gottlose wird die Unredlichkeit ohne Früchte begehen, doch nicht ohne Reue.

B.: Das Brod, welches der Boshafte raubt, erfüllt seinen Mund mit Kies.

Muhamed: Das ist die Rede der Weisheit!

B.: Ruhm sei Allah! Es giebt keinen andern Gott als Gott, Muhamet ist sein Prophet und ich bin sein Freund.

S.: Der Gruß des Friedens für den Gesandten Gottes!

B.: Mufti, ich danke Dir, der göttliche Koran macht das Entzücken meines Geistes und fesselt die Aufmerksamkeit meiner Augen. Ich liebe den Propheten und ich denke, ehe viel Zeit verrinnt, sein Grab in der heiligen Stadt zu sehen und zu ehren; aber meine Sendung ist, zuvor die Mameluken zu vernichten.

Man wird in dieser Unterredung sicher die Meisterschaft Napoleons bewundern müssen, mit der er sich in das Wesen des Orients eingelebt hatte. Nachdem er nun über seine Unterjochung der Mameluken in oft etwas überschwänglichen Phrasen gesprochen, fährt er fort, seine Macht zu verkünden:

B.: Ein himmlischer Wagen wird auf meinen Befehl bis zu dem

Aufenthalte der Wolken auffahren*) und der Blitz an einem ehernen Faden auf die Erde herabsinken**), sobald ich es gebiete.

S.: Und die große Schlange, welche am Tage Deines Triumphzuges in Skandrich aus dem Fuß der Säule des Pompejus herauskam und die verdorrt am Fußgestell liegen blieb, ist sie nicht auch ein Wunder, bewirkt durch Deine Hand?

B.: Lichter der Gläubigen, Ihr seid dazu bestimmt, noch größere Wunder zu sehen, denn die Tage der Wiedergeburt sind gekommen. — — Hatte Muhamed nicht gesagt: Jeder Mensch, der Gott anbetet und gute Werke thut, welches auch seine Religion sei, wird selig werden?

S. M. J.: Er hat es gesagt!

B.: Und wenn ich auf Befehl von oben den Stolz von dem Statthalter Ishars***) bändigte, indem ich seine irdischen Besitzungen verringerte, um ihm die himmlischen Schätze anzuhäufen, sprecht, geschah das nicht, um den Ruhm Gott zu geben, dessen Barmherzigkeit unendlich ist? Jener ist ein Greis, den ich ehre, aber Herr, er that Unrecht, die Muselmänner zu verdammen, und Allah verdammt jede Intoleranz.

Ib.: Der Prophet selbst lasse Dich nach Deinem Tage der Auferstehung, nach dem dritten Trompetenstoße zu seiner Linken sitzen.

B.: Der, welcher Ohren hat zu hören der höre: Die Stunde der politischen Auferstehung ist für alle Völker gekommen, die unter Bedrückung seufzen!

Man wird auch aus diesem Gespräch, in dem überhaupt Napoleon in sehr starke Prahlerei verfällt und sich fast wie einen zweiten Moses hinstellt, ersehen, wie früh Napoleon von einer allgemeinen Toleranz beseelt war und wie fest er glaubte, eine politische Auferstehung nicht nur für Europa, nein für die ganze Welt herbeiführen zu können. Auch seine Aeußerungen über den Papst, gegenüber den Muftis sind nicht ohne Interesse, wenn man auch unter dem frommen Schafspelz überall den Sophistenwolf hervorgucken sieht. Was übrigens an der Schlange am Fuße der Pompejussäule Wahres ist, haben wir nicht auffinden können, wie man ja überhaupt auf die strenge Wahrheit dieser Aufzeichnungen nicht schwören kann, da Napoleon gewiß aus dem eignen Gedächtniß in späterer Zeit nicht Alles getreu und wahrhaft wiedergeben konnte. Bemerkenswerth ist noch, daß der gekrönte Schriftsteller in dieser wie in anderen Schriften, analog seinem Vorbilde Cäsar, einen Unterschied zwischen dem Feldherrn Napoleon und dem Schriftsteller Napoleon macht.

Von größtem Interesse müßte es nun ohne Zweifel auch sein, wenn wir die Urtheile Napoleons über seine ausgezeichnetsten Zeitgenossen kennen lernen könnten, und wir besitzen in der That eine große Anzahl biographischer Skizzen von der Hand des Kaisers, die seine Ansichten über die berühmtesten Gestalten seiner Zeit und auch der vergangenen enthalten. Etwa sechsunddreißig solcher Biographien sind uns bis heute erhalten worden, und wir wollen aus ihnen das Wichtigste und allgemein Interessanteste hervorheben.

Ueber „Alexander I., Kaiser von Rußland", spricht sich der Autor mit großer Achtung aus. Er nennt ihn einen „wahren Griechen des abend-

*) Die Aerostaten, unbekannt in Egypten.
**) Die Blitzableiter.
***) Der Papst. Ishar-Christus.

ländischen Kaiserreiches, einen gewandten, ehrgeizigen Mann, der sich populär zu machen suche und dessen Schwäche darin bestehe, daß er sich für gelehrt in der Kriegskunst halte. „Wenn ich hier sterbe", sagt Napoleon, „so wird er mein wahrer Erbe sein in Europa. Ich allein konnte ihn mit seiner tartarischen Sündfluth aufhalten."

Was der Kaiser über den Herzog Augereau und Graf von Barras schreibt, ist weniger wichtig, als die Skizze über „Josephine Beauharnais, Kaiserin von Frankreich (gest. den 29. Mai 1814)" aus der wir einige, größere Stücke mittheilen wollen.

„Ich war in meinem Leben", heißt es darin, „mit zwei sehr verschiedenen Frauen außerordentlich beschäftigt; die eine war die Kunst und die Anmuth, die andere die Unschuld und die einfache Natur und jede hatte ihren vollen Werth. In keinem Augenblicke des Lebens hatte die erste (Josephine) eine Stellung oder Haltung, die nicht angenehm oder verführerisch waren; es wäre unmöglich gewesen, je davon etwas Unpassendes zu entdecken; alles was die Kunst zur Begünstigung der Reize erdenken kann, wurde von ihr angewendet, aber mit einer solchen Heimlichkeit, daß man davon nie etwas bemerkte. Josephine glaubte an Ahnungen, an Zauberei; es ist wahr, daß man ihr in ihrer Kindheit prophezeit hatte, sie würde ein großes Glück machen und Herrscherin werden. Eine andere Eigenheit des Charakters bei Josephinen war ihre beständige Verneinung, in welchem Augenblicke und was man sie fragen mochte, war ihre erste Regung stets die negative, ihr erstes Wort nein; aber dieses nein war nicht geradezu eine Lüge, sondern eine bloße Vorsichtsmaßregel, eine einfache Defensive. Josephine fand im höchsten Grade Gefallen an dem Luxus, an Anordnung, an Verschwendung, den Creolen natürlich. Es war unmöglich, je ihre Ausgaben zu bestimmen; sie war stets schuldig: es gab daher auch immer große Zwistigkeiten, wenn der Augenblick zur Bezahlung ihrer Schulden kam. Man sah sie dann oft zu ihren Kaufleuten schicken, um ihnen sagen zu lassen, daß sie nur die Hälfte angeben möchten. — — — — Josephine war die liebenswürdigste und beste der Frauen, aber sie mischte sich nie in die Politik." —

Aehnlich, wenn auch bei weitem härter, fällt das Urtheil über die unglückliche „Marie Antoinette" aus. „Sie wäre ohne Zweifel zu allen Zeiten der Schmuck jedes Salons gewesen; aber ihre Leichtfertigkeit, ihre Inconsequenzen, ihr geringes Fassungsvermögen hatten nicht wenig dazu beigetragen, die Katastrophe herbeizuführen und zu beschleunigen. Sie hatte die Sitten von Versailles gänzlich verwandelt; der antike Ernst, die strenge Etikette wurden in leichte Scherze, in wahres Boudoirgeklätsch umgeändert. Kein verständiger Mann von Gewicht konnte der Mystification der Höflinge entgehen, deren natürliche Neigung zum Spott durch den Beifall einer jungen, reizenden Herrscherin noch mehr angespornt wurde."

Die Biographie über Ludwig XVI. gipfelt in der Bemerkung: „Er würde der musterhafteste Privatmann gewesen sein, und er war ein sehr armseliger König", während in der Charakteristik des Engländers „Pitt" die Vergleichung von Pitt und Fox originell genannt werden muß: „Bei Fox" heißt es darin, „erwärmte das Herz das Genie, bei Pitt hingegen trocknete das Genie das Herz aus." Am umfassendsten ist neben Papst Pius VII. ganz zweifellos Moreau behandelt, indessen beruht dies nur darin, daß der Kaiser in diese Skizze die meisten historischen Ereignisse jener Zeit mit verwebt hat. „Moreau hatte von Natur kein schlechtes Herz", heißt es gegen

den Schluß dieser Arbeit, „er war ein Lebemann, aber er hatte wenig Charakter. Die Frauen haben ihn in das Verderben gestürzt.“ Obwohl auch die theils mehr, theils minder ausführlichen Mittheilungen über Kleber, Talleyrand, Robespierre, Gustav Adolf und Wellington u. s. w. ganz Anziehendes enthalten, so wollen wir doch aus Raumrücksichten mit dem Worte Napoleons über Frau von Staël die Proben der Biographien beschließen: „Frau von Staël war glühend in ihren Leidenschaften; sie war wüthend, rasend in ihren Ausdrücken, sie war Corinna selbst. Frau von Staël war eine Frau von viel Talent und großem Ehrgeize, aber so intriguant und so unruhig, daß sie dazu Veranlassung gab, von ihr zu sagen, sie würde ihre Freunde in das Meer werfen, um in dem Augenblicke, wo sie im Begriff ständen zu ertrinken, sie wieder herausziehen zu können. Ich war gezwungen, sie von dem Hofe zu entfernen.“ — — —

Aus allen Biographien spricht eine tiefe Menschenkenntniß, ein reiches Talent zur Charakteristik heraus und es dürfte sich wohl verlohnen, die einzelnen Biographien zu sammeln und von neuem mit Anmerkungen, deren sehr viele bedürfen, herauszugeben. Als letztes historisch-politisches Werk wollen wir jetzt die „Betrachtungen über den Zustand von Europa“, erwähnen, die der Kaiser nach seiner Entfernung von der Insel Elba in seinem Schreibtisch im Manuscript hatte liegen lassen, wo sie bald nachher aufgefunden und veröffentlicht wurden. Wir finden in dieser Schrift die meisten Grundsätze und Gedanken Napoleons ausgesprochen und aus jedem Blatte spricht der philosophische Politiker zu uns.

Der Autor geht davon aus, daß die Grundlage der politischen Gesellschaft so mangelhaft und schwankend sei, daß sie unterzugehen drohe. „Die Welt kann nur durch Ströme Blutes gerettet werden“, fährt der Monarch fort, „nur ein fürchterlicher und heftiger Sturm kann die verpestete Luft reinigen, welche ganz Europa einhüllt. Wenn wir uns dem Laufe der Ereignisse hingeben, wird uns dasselbe Schicksal treffen, welches einst das römische Reich erfahren hat, gegen welches die Barbaren des Nordens nur vergebliche Anstrengungen gemacht haben würden, wären die Römer nicht entartet gewesen. Ich allein könnte die Welt retten und niemand sonst.“ Was in Spanien und in Rom gähre, meint er weiter, werde bald einen allgemeinen Brand über die ganze Oberfläche von Europa verbreiten, „dann wird die Krisis fürchterlich sein, ich kenne die Menschen und mein Jahrhundert. Ich hätte die Rückkehr des Glückes auf die Erde beschleunigt, wenn die, mit denen ich es zu thun hatte, keine Ungeheuer gewesen wären. Sie werden mich anklagen, sie verachtet und zu Sklaven gemacht zu haben; ihre Kriecherei, ihr Durst nach Gold und nach Auszeichnungen waren es, durch die sie mir zu Füßen gelegt wurden. Konnte ich einen Schritt thun, ohne sie zu treten? In der That, ich hatte nicht nöthig, ihnen Schlingen zu legen, um sie zu fangen, es genügte mir, ihnen den Becher der Auszeichnungen zu zeigen und ähnlich einem Schwarm ausgehungerter Fliegen sah man sie dann gierig darüber herstürzen, um sich zu sättigen. Die Sklaven bedurften eines Herrn, ich bedurfte der Sklaven nicht.“ Der Autor fährt nun fort in echt pessimistischer Weise den Beweis zu führen, daß Neid, Eitelkeit, Heuchelei und die Hülle, mit der sich alles umgebe, keinen Frieden unter den Mächten Europas zulasse, wenn sie nicht durch ein Individuum geeinigt würden. „Nichts hat mich mehr empört“, sagt er, „als die Sucht zur Lüge, welche sie unabläßig beherrscht und der ich selbst Opfer zu bringen gezwungen war,

um nicht schutzlos gegen sie kämpfen zu müssen. Das Leben der höheren Classe ist nichts, als eine fortgesetzte Lüge; die niedere Classe ist nicht viel besser. Rousseau hatte es ihnen hundertmal gesagt, aber unfähig, ihn zu verstehen, finden sie es gut, ihn lächerlich zu machen und zu anathematisiren. Es giebt für Niemand Glück, als in der einfachen Natur; verzichten wir auf alle diese frivolen Gebräuche, alle diese theatralischen Carricaturen unserer Zeit, seien wir aufrichtiger, minder höfisch, ernster, überlegter und minder äffisch. Das ist das sicherste Mittel, das goldene Zeitalter wieder unter uns erstehen zu sehen. Aber eben diese niedrigen Zustände haben ihn dazu gebracht, sein Zeitalter zu verachten und alle Mittel anzuwenden, es zu bessern. „Ich habe den Strom der Revolution gehemmt" heißt es weiter, „der einem Wolkenbruche ähnlich, ganz Europa zu überschwemmen drohte; der Fanatismus der Freiheit hatte sich aller Gemüther bemächtigt und die Flamme der Revolution fraß am uralten Gebäude Europas, welches ohne mich unfehlbar zusammengebrochen wäre und Scepter und Krone unter jenen Trümmern begraben hätte. Ich habe den fürchterlichen Geist der Neuerung beschworen, der die Welt wie ein verheerendes Ungeheuer durchzog, mit der einen Hand hielt ich den äußeren Feind ab, mit der anderen bezwang ich den inneren. Welcher Andere hätte das zu thun vermocht, als ich? Die Nachwelt wird mich richten und ich bin überzeugt, daß sie es besser verstehen wird, meine großen Handlungen zu würdigen, als das gegenwärtige Geschlecht, welches den englischen Ministern verkauft ist. Ich kümmere mich wenig um das, was man über mich denken, sagen oder schreiben kann. Mein großes Herz verschloß ich allen gemeinen Freuden, wie dem gewöhnlichen Schmerze. Nie habe ich die Gefühle getheilt, welche den trägen und schwachen Pöbelseelen angehören. Wenn die Tugenden einer schwachen Seele mir mangeln, so kenne ich auch ihre Laster nicht; wenn mein Herz den Leiden unzugänglich ist, welche das menschliche Elend hervorruft, so war es dies ebenfalls für den Reiz der Wollust und für den Bigottismus der trügerischen Schelmerei." — Und über seine Geschicke nach 1812 und 1813 sagt der Kaiser: „Es ist unmöglich, daß der Mensch die Umstände immer beherrsche, aber eben so wenig darf er sich von ihnen beherrschen lassen. Meine auswärtigen Feinde haben einen rechtmäßigen Kampf gegen mich zu führen gehabt, und seitdem die mich besiegten, achte ich sie höher, als wie ich ihr Sieger war. Nach einer Beklagung seines eigenen Volkes, das ihn so schnöde verlassen und hintergangen habe, schließt der Kaiser das Werk mit den Worten ab: „Ich kenne keinen Feind, vor dem ich über meine eigene Aufführung zu erröthen hätte. Ich habe wenigstens um Europa und die Menschheit das Verdienst, daß ich die Deutschen zur Selbstkenntniß brachte. Was die Engländer betrifft, so sage ich nur, daß die Geschichte uns kein Beispiel aufstellt, welches uns beweist, es hätte jemals ein Handelsvolk für das allgemeine Glück des Menschengeschlechts gewirkt." —

Wir sind mit den Citaten aus dieser wichtigsten Schrift Napoleons freigebiger gewesen, als sonst, aber wir glauben auch, daß aus den angeführten Stellen der Charakter, die politischen Ansichten des Kaisers und seine oft mißverstandenen Maßregeln klar geworden sind. Wir halten freilich die ganze Darstellung jener Zeitverhältnisse für eine allzu pessimistische, für eine Darstellung, die von einem verbitterten Manne im Zorn über seine verfehlten Unternehmungen aufgezeichnet ist, andererseits sind auch die Mittel, die der Herrscher zur Heilung seines Jahrhunderts anwenden wollte, zu ideale,

als daß sie wirklich hätten durchschlagen können. Napoleon kannte eben sein Jahrhundert doch nicht genug, wenn er auch selbst wiederholt es behauptet. Die Offenheit indessen, mit der er in dieser Schrift alle seine Pläne darlegt, der Stolz, mit dem er seine Handlungen rechtfertigt, die Genugthuung, mit der er Deutschlands Sieger anerkennt und der tiefe philosophische Grundton, der in dieser Schrift zu finden ist, müssen ihr eigentlich ein dauerndes Gedächtniß bewahren. —

Neben diesen Schriften Napoleons, in denen mehr oder weniger doch eine politische Tendenz zu Grunde liegt, existiren auch mehrere, die fast nur vom philosophischen Standpuncte aus betrachtet sein wollen. Die hauptsächlichste dieser Arbeiten ist ohne Zweifel die Abhandlung über die Preisaufgabe der Akademie zu Lyon: „Welches sind die Wahrheiten und Gefühle, die den Menschen einzuflößen, zu ihrem Glücke am wichtigsten ist.“ Der Verfasser hat seine Schrift in zwei Theile getheilt, indem er erst die animalischen und im zweiten Theil die intellectuellen Wahrheiten und Gefühle behandelt. Die ganze Darstellung ist eine äußerst lebendige, voll von Bildern und Beispielen aus der Weltgeschichte, aber sie bleibt im Ganzen doch immer nur an der Oberfläche und dringt nicht auf den Grund der Aufgabe. Die animalischen Wahrheiten beruhen darin, daß man der Natur freieren Spielraum gewähren und ein reines, absolutes Civilgesetz organisiren muß. „Das Civilgesetz sichere jedem sein physisches Nothwendiges“, heißt es darin, „der unerlöschliche Durst nach Reichthümern werde durch das tröstende Gefühl des Glückes ersetzt. Der Greis sei der Vater aller seiner Kinder, er theile seine Güter gleichmäßig und das harmonische Schauspiel echt glücklicher Haushaltung lasse für immer das barbarische Gesetz der Primogenitur verabscheuen. Der Mensch erfahre endlich, daß sein wahrer Ruhm darin besteht, als Mensch zu leben. Die Stimme der Feinde der Natur verstumme und verschlinge die Wuth ihrer Schlangenzungen. Der Diener der erhabensten aller Religionen, welche Worte des Friedens und des Trostes in die zerrissene Seele des Unglücklichen träufeln soll, kenne die süßen Regungen des Herzens; der Nektar der Wollust durchdringe ihn aufrichtig von der Größe des Lebenspenders: dann des öffentlichen Vertrauens wahrhaft werth, wird er der Mann der Natur und der Ausleger ihrer Decrete sein; er wähle eine Gefährtin und der Tag, an dem dies geschieht, wird der wahre Triumph der Moral sein und die wahren Freunde der Tugend werden ihn von Herzen feiern. Der fühlende Geistliche wird das Zeitalter der Vernunft segnen, indem er die Erstlinge seiner Wohlthaten erntet. Das sind in der animalischen Beziehung die Wahrheiten und Gefühle, welche den Menschen zu ihrem Glücke müssen eingeflößt werden.“ Der zweite Theil der Schrift ist noch weit aphoristischer, zusammenhangsloser gearbeitet, als der erste. Es werden eine Menge Beispiele von Vaterlandsliebe, Gattenliebe, Feindesliebe u. s. w. aneinandergereiht, ohne daß die nöthigen Consequenzen daraus gezogen würden. Die Preisschrift wurde von Napoleon 1791 eingesandt, erhielt aber wohl hauptsächlich wegen ihres allzuglühenden, exaltirten Republikanismus keinen Preis, obwohl man oft die von Schmeichlern des Kaisers ausgesprengte Behauptung antrifft, als habe derselbe den Preis von 1200 Frcs. errungen. Es war vielmehr Herr Daunou, das spätere Mitglied des Nationalinstituts, der den Preis erhielt. Alvensleben erzählt, daß Napoleon, als er Kaiser geworden, einst gegen Talleyrand zufällig diese Preisbewerbung erwähnt habe, mit der Bemerkung, daß die Originalhandschrift seiner Arbeit jeden-

falls noch bei der Akademie von Lyon liegen müsse. Talleyrand sendete einen eigenen Courier deshalb nach Lyon und das Manuscript wurde leicht gefunden. Als er bald darauf eines Tages mit dem Kaiser allein war, zog er es aus der Tasche und fragte Napoleon, dem er damit schmeicheln wollte, ob er es wieder erkenne. Das war allerdings der Fall, aber der Kaiser war weit entfernt, die ultrarepublikanischen Gesinnungen des revolutionären Lieutenants anerkennen zu wollen. Er nahm daher die Schrift und warf sie zum großen Verdrusse Talleyrands in das Feuer, wo sie rettungslos verbrannte. So ging das Original dieser Preisschrift verloren, allein Herr d'Hauteride, Divisionschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, durch dessen Hände die Schrift ging, als sie von Lyon kam, hatte, ehe er das Original an Talleyrand einhändigte, eine Abschrift davon nehmen lassen, so daß zu Napoleons Aerger die Preisschrift auf diese Weise in Frankreich noch schnell bekannt wurde.

Nächst dieser Schrift regt wohl die Abhandlung Napoleons über „die Scheidung" am meisten das Interesse der Leser an. Soll die Scheidung in Frankreich beibehalten werden, ist die Frage, die der Kaiser mit einem entschiedenen Ja beantwortet. „Zwei Individuen", sagt Napoleon, „welche nicht miteinander leben können, müssen ohne Schande von einander getrennt werden können, vorausgesetzt, daß einige Thatsachen die Angabe der Unverträglichkeit des Gemüthes und Charakters unterstützen." Nachdem nun alle Fälle in der Abhandlung durchgegangen sind, die bei einer Scheidung vom moralischen wie religiösen Standpuncte in Betracht gezogen werden müssen, werden die verschiedenen Motive, die entweder zur bloßen Trennung oder zur gerichtlichen Scheidung führen müssen, aufgezählt. Im Grunde nimmt der Autor nicht nur den Ehebruch als Grund zur Scheidung an, sondern findet dieselbe überhaupt bei tiefergehender Unverträglichkeit statthaft. „Ueber den Selbstmord" schreibt Napoleon Folgendes: „Hat ein Mensch das Recht, sich zu tödten? Ja, wenn sein Tod Niemandem Schaden bringt und sein Leben für ihn ein Uebel ist. Wann ist das Leben ein Uebel für den Menschen? Wenn es ihm nichts als Leiden und Mühen bietet; aber da Leiden und Mühen in jedem Augenblicke wechseln, giebt es keinen Moment des Lebens, in welchem der Mensch das Recht hätte, sich zu tödten: Der Moment wäre erst in der Stunde seines Todes selbst gekommen, weil es ihm nur dann erst erwiesen wäre, daß sein Leben nichts war, als ein Gewebe von Uebeln und Leiden. Es giebt keinen Menschen, der nicht mehrmals in seinem Leben Lust gehabt hätte, sich umzubringen, indem er den moralischen Eindrücken seiner Seele erlag, und der nicht wenige Tage darauf darüber durch die Veränderungen ärgerlich gewesen wäre, die in seiner Stimmung und in den Verhältnissen vorgegangen waren. Der Mensch, der sich am Montag getödtet hat, würde am Sonnabend wieder haben leben wollen, und dennoch tödtet man sich nur einmal. Das Leben des Menschen besteht aus der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Aber wenn es nur für die Gegenwart ein Uebel ist, so opfert er die Zukunft. Die Uebel eines Tages berechtigen ihn nicht, sein kommendes Leben zu opfern. Der Mensch, dessen Leben ein Uebel ist, und der, was unmöglich ist, die Ueberzeugung hätte, daß es dies immer wäre und daß seine Lage oder sein Wille sich nicht ändern würden, sei es durch Modificationen der Umstände und der Verhältnisse, sei es durch die Gewohnheit und den Gang der Zeit, was wieder unmöglich ist, der Mensch allein hätte das Recht sich zu tödten. Der Mensch, welcher unter

dem Gewichte gegenwärtiger Leiden erliegend, sich den Tod giebt, begeht eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst, gehorcht aus Verzweiflung und Schwäche einer Laune des Augenblickes, der er die ganze künftige Existenz opfert. Der Vergleich eines vom Krebse gepackten Armes, den man abschneidet, um den Körper zu retten, ist nicht gut. Wenn der Wundarzt den Arm abschneidet, ist er überzeugt, daß er dem Körper den Tod geben würde; das ist kein Gefühl, sondern eine Wirklichkeit. Wenn dagegen die Leiden des Lebens einen Menschen dahin bringen, sich zu tödten, so setzt er nicht nur seinen Leiden ein Ziel, sondern er vernichtet auch die Zukunft. Ein Mensch würde nie bereuen, daß er sich seinen Arm abnehmen ließ, er kann bereuen und würde fast immer bereuen, sich getödtet zu haben." —

Mit diesen letzten philosophischen Schriftstücken ist eigentlich die Reihe der bemerkenswerthen Schriften Napoleons abgeschlossen. Seine Novelle „Giulio" entbehrt aller Charakteristik und aller Tiefe, wenn sie auch übrigens ganz anmuthig und gefällig erzählt ist. Die Briefe und Reden, von denen die wichtigste die „An den gesetzgebenden Körper" ist, sind gleichfalls wie „das Abendessen zu Beaucaire", die einzige Arbeit Napoleons, die von ihm selbst in Druck gegeben worden und sogar in zwei Auflagen erschienen ist, für unsere Zeiten werthlos, da sie speciell für die damalige Lage in der Politik geschrieben sind, und keine allgemein gültigen Puncte enthalten. Die Gesetze, Decrete u. s. w. sind durch die Historien genugsam bekannt geworden und wir brauchen hier nicht erst an sie zu erinnern. Im Allgemeinen glauben wir, ein genügendes Bild Napoleons als „Schriftsteller" vor den Augen unserer Leser aufgerollt zu haben. Wer sich über einzelne Schriften näher unterrichten will, den weisen wir noch auf die Uebersetzungen von Alvensleben hin, die auch wir theilweise benutzen konnten.

Wenn man im ganzen auch zugeben wird, daß Napoleon zum „Schriftsteller" nicht geboren wurde, wenn sich selbst seine Schriften nicht über einen gewissen Dilettantismus hinaus erheben, — das wird man doch aus allem herausfühlen, daß der Soldatenkaiser nicht nur ein tüchtiger Feldherr, mit dem Schwerte geübt war, sondern daß er auch ein geistreicher Kopf war, der seine eigenen Gedanken über alle Lagen des Lebens hatte, und wir wollten auch nur dazu beitragen, das Bild des Mannes unseren Lesern zu vervollständigen, von dem Friedrich Bodenstedt so schön gesagt hat:

„Wie eine Sonne sah man ihn
Einst aus dem Meere auferstehn,
Wie eine Sonne sah man ihn
Im Meere wieder untergehn.
Sein Haupt umschloß ein Strahlenkranz
Doch ernst und kalt war sein Gesicht,
Es hatte all' der Sonne Glanz,
Nur ihre Wärme hatt' es nicht!"

Die Schule der Liebe.

Novelle von **O. Dunker.**

„Und nun behüt Dich Gott, lieber Junge, halte den Kopf hübsch hoch, und alles wird besser gehen als Du glaubst. Genieße die kurze Jugendzeit nach Herzenslust, scheue Dich nicht vor dummen Streichen und laß zuweilen von Dir hören."

Mit diesen Worten schüttelte der Onkel mir noch einmal kräftig die Hand, der schrille Pfiff der Locomotive ertönte und der Schnellzug setzte sich in Bewegung. Ich sah meinen Begleiter in strammer Haltung abgehen, noch einmal mit der Hand grüßen, dann entschwand der Bahnhof meinen Blicken.

Ich verließ zum ersten Mal auf unbestimmte Zeit die Heimatsstadt auf den Wunsch meines Onkels, der mir die Stelle frühverlorener Eltern vertrat. Er hätte mich gern zum Soldaten gemacht, denn der eigene Beruf, dem er mit Leib und Seele angehörte, schien ihm am höchsten zu stehen, allein die Zeit lehrte, daß ich zum Soldaten ganz und gar untauglich sei; Beruf und Neigung führten mich frühzeitig andere Wege. Ich hatte mich der Universitätscarrière, nach einigem Schwanken, speciell national-ökonomischen Studien zugewandt; die ersten Semester auf der Münchener Hochschule waren absolvirt; nun sollte ich mich in Preußens Hauptstadt heimisch fühlen lernen, mein Gesichtskreis sich erweitern, ich sollte auf eigenen Füßen stehn. Nicht ohne Bangen sah ich der Zukunft entgegen. Noch einmal grüßten mich die alten Frauenthürme, die ich so manches Jahr lang Morgens im Sonnenlicht, Abends beim Sternenschein aus meinen Fenstern gesehen; ein kalter Zugwind drang durch die geöffneten Scheiben, fröstelnd drückte ich mich in die Wagenecke.

Mein Onkel hatte mit rührender Liebe für meinen Berliner Aufenthalt Vorsorge getroffen.

Eine aristokratische Freundin, die er vor einigen Jahren in einem Taunusbade kennen gelernt, hatte ihm bei einer zufälligen Gelegenheit mitgetheilt, daß ihr Gartenhaus leer stehe. Er hatte es für mich erbeten. „So bist Du gleich inmitten der Gesellschaft, welche Dir nützen kann", sagte mir der Onkel bei Gelegenheit dieser Wohnungsfrage. — Es half mir nichts, daß ich etwas kleinlaut den Einwand machte, ich würde auf diese Weise gezwungen sein mit der Gräfin zu verkehren. „Sie ist jung, schön und liebenswürdig", hieß es, „Du brauchst Dich nicht zu fürchten."

Das beruhigte mich keineswegs. Weit lieber hätte ich mir auf eigene Hand ein bescheidenes, abgelegenes Zimmer gesucht, in welchem ich jeder Verpflichtung baar nach meiner Neigung leben konnte. — „Wie ein Bär in seiner Höhle", hatte der Onkel lächelnd gesagt, „das gerade wollte ich hindern, sei kein Kind, Hans." Damit war die Sache erledigt.

Es war Mittagszeit, als ich Berlin erreichte. Der Diener der Gräfin erwartete mich auf dem Bahnhofe. Die gräfliche Besitzung lag außerhalb der Stadt in einem schönen eleganten Villenquarré. Ein weiter grüner Rasen-

Halim Pascha.

platz trennte das zierliche einstöckige Haus von der Straße. Eine Terrasse mit Lorbeerbäumen und blühenden Strauchgewächsen geschmückt, führte zu der Eingangsthür. Trotz des warmen Frühlingstages waren die Fenster durch grüne Jalousien fest geschlossen. Mein Begleiter, der meinen fragenden Blick verstanden haben mochte, erklärte mir umständlich, daß die gnädige Gräfin auf einige Tage verreist sei und mich ersuche, nach Belieben in Haus und Garten aus und ein zu gehen.

Der Haupttheil des großen Gartens — wie mir erst später auffiel, eine kostbare Seltenheit für die sparsam zugemessenen Berliner Raumverhältnisse, — erstreckte sich hinter dem Hause. Links von demselben, inmitten üppig grünenden Buschwerks versteckt, lag der kleine Pavillon, meine neue Heimat.

Der Alte zog einen Schlüssel aus der Tasche, drehte ihn im Schloß, die Thür sprang auf.

Ich betrat ein Zimmer von ovaler Form und mäßiger Größe; überrascht, freudig erstaunt überflog mein Auge den Raum und konnte sich nicht satt sehen an den seltenen Schätzen, die ihn schmückten. Jedes einzelne schon mußte den Kenner und Forscher in einen Rausch des Entzückens versetzen; hier waren sie mit verschwenderischer Nachlässigkeit zusammengestellt, als gälte es nur einen leeren Raum zu füllen. Und hier sollte ich wohnen dürfen? — Dem Alten schien mein Entzücken sehr ergötzlich, aber er neidete mirs nicht.

„Ja, ja", sagte er, bedächtig mit dem grauen Kopf nickend, „hier soll der junge Herr bleiben. Mir wars nicht recht geheuer zwischen dem alten Gerümpel. — Hat der gnädige Herr sonst noch Befehle?" Ich entließ ihn in Gnaden und froh, inmitten meiner neuen Herrlichkeiten allein zu sein, warf ich die Thür hinter ihm ins Schloß.

Jedes Gefühl der Vereinsamung, des Alleinstehens ließ eine Umgebung mich vergessen, die längst vergangenen Zeiten angehörte, Zeiten, die mir vertraut und doch oft entrückt waren, wie eine schöne, reiche, lang entschwundene Kinderzeit, wie ein Traum, der einst in guter Stunde geträumt ward.

Liebkosend strich meine Hand über den dunkeln Sammet der alten gothischen Sessel mit den niederen geschweiften Lehnen, über die weichen Polster der Ruhebank, zu deren Häuptern auf eichenem Bord Pokale hingen und buntfarbige Kelchgläser aufgestellt waren. Mich hätte es nicht geschreckt, wenn plötzlich Fuggers blondes Töchterlein mir berauschenden Trank daraus credenzt, oder Hanns Sachs auf der Bank am grünen Kachelofen, Pfrieme und Pechdraht in der Hand, eine alte Weise vor sich hingesummt hätte. Ich war wie in einem Traum befangen. Tausend bekannte Stimmen sprachen zu mir und durch das grüne Buschwerk drang dämmerig nur der Strahl der heißen Mittagssonne in die weit geöffneten Fenster.

Schnell vergingen die ersten Tage in der fremden Stadt. Meine Bücher waren angekommen, ich ordnete sie in dem holzgeschnittenen Schrank, der an jeder Thür den ausdrucksvollen Kopf eines Heiligen trug; ich machte den Professoren meinen Besuch, deren Colleg ich hören wollte und verträumte die herrlichen Maitage nach Herzenslust zwischen meinen Schätzen.

So stand ich eines Abends am Fenster, einen kostbaren Pokal in der Hand, beim scheidenden Tageslicht die fein durchbrochene Silberarbeit betrachtend, als ich den alten Diener den Kiesweg heraufkommen sah. Es war nicht schwer, seine Mission zu errathen; die Gräfin war zurückgekehrt, hatte befohlen und ich armer Sterblicher mußte gehorchen, denn ihrer Gnade

dankte ich ja mein reizendes Domicil! Gegen acht Uhr war ich gewünscht, es fehlte kaum noch eine halbe Stunde und mein Anzug war keineswegs salonfähig. Rechtzeitig fielen mir die Ermahnungen meines Onkels ein. „Hans", hatte er oft gesagt, „es ist mir gewiß recht, daß Du nicht kindisch eitel bist, aber der harmonische Eindruck, den der Mensch zu machen verpflichtet ist, darf auch im äußerlichen nie gestört werden, daran halte Dich." Ich versuchte es auch heute nach bestem Wissen und war schließlich selbst nicht ganz unbefriedigt von meiner Erscheinung.

Wenn die Gräfin aus einem Fenster meinen Weg zu ihr beobachtete, so konnte sie unmöglich glauben, daß mir viel an ihrer Bekanntschaft gelegen sei, denn eilig legte ich ihn nicht zurück. An jedem blühenden Strauch blieb ich stehen, obgleich nicht im Geringsten mit botanischem Sinn begabt; zu jeder Blume beugte ich mich nieder und pflückte in einem durchaus nicht angeborenem Zerstörungssinn die Blätter von den tief herabhängenden Zweigen, um sie nachlässig wieder auf den Kiesweg zu verstreuen. Ich glaube, ich brauchte fast zehn Minuten, um die wenigen Schritte nach dem gräflichen Wohnhaus zurückzulegen. Klopfenden Herzens stieg ich die Terrasse hinan, ein Diener, der mich anmelden konnte, war nirgends zu sehen, ich betrat den Salon, auch hier kein Mensch. Unschlüssig blieb ich stehn, sah auf die Uhr, es war fast halb neun, sollte ich umkehren? Was würde der Onkel zu diesem gesellschaftlichen Debüt sagen! Entschlossen wandte ich mich nach rechts, wo ein halb zurückgeschlagener Vorhang eine fortgesetzte Zimmerflucht verhieß. Diesmal schien ich den rechten Weg eingeschlagen zu haben und doch kam ich nicht weiter als über die Schwelle des kleinen halbdunklen Raumes, in dem ein weicher Teppich meinen Schritt dämpfte. Ein tiefrother Vorhang, gleich dem, durch den ich eingetreten war, fiel über das Fenster herab. In der Fenstervertiefung in weichen Polstern zurückgelehnt, saß eine Frauengestalt, von der ich nur die weiße Gewandung und die Umrisse eines feinen Köpfchens unterschied. Hatte sie die Augen geschlossen, schlief oder wachte sie und durfte ich sie stören? Ich wußte mir auf keine geistreichere Art aus der Verlegenheit zu helfen, als durch das probate Mittel des Räusperns, was denn auch seine übliche Wirkung that. Die Dame erhob sich ein wenig aus ihrer halb liegenden Stellung und streckte mir mit einem: „Willkommen, Herr von Woringen!" die Hand entgegen. Zaghaft berührte ich die feinen Fingerspitzen und fragte mit erkünstelter Sicherheit, ob ich die Ehre habe, die Gräfin Heygen zu begrüßen.

Nachdem die Empfehlungen meines Onkels ausgerichtet, die ersten förmlichen Redensarten gewechselt waren, fragte sie mich, wie es mir in meiner neuen Heimat gefiele, und ohne meine Antwort abzuwarten — wie ich bald bemerkte, eine Eigenthümlichkeit der Dame — bat sie mich um Entschuldigung wegen der wunderlichen Einrichtung des Pavillons. „Eine Laune", sagte sie scherzend, „ich hatte nicht die Absicht, das Häuschen wieder in fremde Hand zu geben und nachdem es lange leer gestanden hatte, speicherte ich meine Schätze willkürlich darin auf. Als Ihr Onkel mich für Sie um die kleine Gartenwohnung bat, schilderte ich ihm ihre jetzige Verfassung; aber er schrieb mir zurück, daß ich sie in diesem Zustande lassen möchte, denn Sie seien noch ein rechtes Kind und hätten eine närrische Freude an solchem Kram. Ist es so?" Schüchtern bejahte ich. „Nun, ein solches Kind scheinen Sie mir doch nicht mehr zu sein", sagte sie, indem sie sich in ihrem Sessel aufrichtete und sich lächelnd zu mir herüberneigte.

Ich fühlte, daß ihr Auge prüfend meine Gestalt überflog.

„So viel ich in der Dämmerung sehen kann, sind Sie fast so groß wie Ihr Onkel! Auch sonst scheinen Sie ihm ähnlich zu sein", und dabei ruhte ihr Blick noch immer unverwandt auf mir. „Aber es ist viel zu dunkel, um deutlich zu unterscheiden", unterbrach sie selbst ungeduldig ihre Betrachtung. „Wollen Sie so gütig sein nach dem Diener zu klingeln? Dort neben der Thür."

Es dauerte einige Zeit, bis ich den weißen Knopf an der Wand entdeckte, der die Dienerschaft telegraphisch in Bewegung setzt.

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie gleich wie zum Hause gehörig betrachte", sagte sie, sich wieder behaglich zurücklehnend, „Sie glauben gar nicht, wie vollständig Ihr Onkel Sie meiner Fürsorge anvertraut hat."

Der alte Diener brachte Licht, aber die Gräfin rührte sich nicht aus ihrer Fensternische, in die nur ein schwacher Strahl der rothverhangenen Lampe drang, während ich selbst hell genug beleuchtet wurde.

„Sie sind blond!" rief sie überrascht und fast klang es wie Enttäuschung. „Blondes Haar und blaue Augen", wiederholte sie mit einer Ungenirtheit, als ob sie ein Bild kritisire. „Ah, ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt."

Die Sache fing an mir Spaß zu machen.

„Ich gleiche meinem Vater", sagte ich belustigt.

„Er war ein Norddeutscher?"

„Ja, meine Mutter aber war eine Münchenerin."

„Erinnern Sie sich ihrer noch? Ihr Onkel hat mir oft von dieser Schwester erzählt. Sie muß sehr schön gewesen sein."

„Meine Erinnerung ist nur eine sehr schwache", erwiederte ich ausweichend — ich scheute mich mit dieser Fremden von der theuren Verstorbenen zu sprechen.

Nach kurzer Pause stand ich auf, um mich zu empfehlen.

„Wollen Sie schon fort? Nun, ich will Sie nicht geniren, in meinem Hause darf Jeder kommen und gehen wann und wie oft er will. Aber nicht wahr, Sie halten gute Nachbarschaft", sagte sie mir die Hand reichend, „und wenn Sie einen Wunsch haben, welcher Art er auch sei, so klopfen Sie getrost bei mir an, ich werde ihn erfüllen, wenn es irgend in meiner Macht steht."

Als der Vorhang hinter mir zusammenfiel, athmete ich auf; die Nähe dieser Frau hatte mich beklommen gemacht. Es war eine eigenthümliche Art in ihr; wie sie ihre äußere Gestalt in stetem Dämmerlicht gehalten, so schien sie auch um ihr Inneres gern ein ungewisses Licht zu breiten. Ich fing an, mir zurückzurufen, was mir der Onkel von der Gräfin erzählt hatte; es war nicht viel gewesen, im Grunde nichts anderes, als daß sie jung, schön und liebenswürdig sei. War das Absicht gewesen, oder wußte er in der That sonst nichts von ihr?

Ein arbeitsames Leben nahm seinen Anfang. Ich studirte eifrig, besuchte die ersten Vorlesungen und hatte den Plan zu einer Brochüre entworfen, den ich möglichst bald auszuführen gedachte; dazwischen trieb ich mich trotz der heißen Tage viel in Sammlungen und Museen umher. In der Bildergalerie traf ich, versunken in den Anblick eines niederländischen Meisters, einen Münchener Freund, mit dem ich mich zu meiner Freude bald wie in alten Tagen zusammenfand.

Er war Maler, hatte auf der Münchener Akademie studirt und lebte seit Kurzem in Berlin.

Unser erster Gang war in sein Atelier, wo wir uns bald in Vergangenheitserinnerungen und stolze Zukunftspläne so vertieften, daß die Stunden im Fluge vorüberzogen. Abends begleitete mich Freund Erich hinaus in mein grünes Idyll. Im Garten begegnete uns die Gräfin. Ich hatte sie seit jenem ersten Abend nicht wiedergesehen. Von Ferne schon hob sie halb grüßend, halb drohend die Hand; es war meine Absicht gewesen, ihr Erich vorzustellen, ein paar Worte mit ihr zu wechseln, ihre Bewegung scheuchte diese Absicht zurück. Grüßend nur gingen wir an ihr vorüber; es dämmerte schon, doch war es noch hell genug, das ausdrucksvolle Lächeln, das halb ironisch, halb belustigt um ihre Lippen spielte, nicht zu übersehen. Was sollte es bedeuten?

Erich musterte sie mit schnellem Künstlerblick, dann packte er mich beim Arm und flüsterte hastig:

„Ist diese Schönheit etwa Deine Gräfin? Und von der hast Du mir nichts weiter erzählt, als was Du ihr für Deine Wohnung zahlst? Geh und schäme Dich, Du blindes Menschenkind, wo hast Du Deine Augen gehabt?"

„Rede keinen Unsinn, Erich", sagte ich ärgerlich, denn ich schämte mich wirklich und zwar meiner kindischen Schüchternheit.

Vergebens versuchte ich den Freund möglichst schnell in das Gartenhaus zu locken — er ging nicht in die Falle. Lächelnd meinen Arm nehmend sagte er lustig: „Komm Hans, wir wollen noch einen Rundgang durch den Garten machen, oder gestattet das etwa der Miethscontract nicht?"

Was war da zu thun? Ich mußte mich ergeben. Eine volle halbe Stunde streiften wir im Park umher — Erich entwickelte plötzlich ein bisher nie geäußertes Interesse für Gartenanlagen — aber das weiße Kleid der Gräfin wurde trotz seiner genauen Einblicke in jedes dichte Buschwerk nicht sichtbar und ich mußte den Freund auf das nächste Mal vertrösten.

Für mich war dies „nächste Mal" schon der nächste Morgen. Als ich durch den Garten schritt, um nach der Universität zu gehen, trat mir die Gräfin entgegen, einen Strauß thaufrischer Rosen in der Hand, die ersten des jungen Lenzes. Erich hatte recht gesehen, sie war von einer ungewöhnlichen, fremdartigen Schönheit.

Freundlich bot sie mir einen guten Morgen und hielt mir eine kleine, liebenswürdige Strafrede, daß ich so lange nicht bei ihr gewesen sei und gestern Abend so fremd gethan habe. Ich entschuldigte mich mit verschiedenen unzureichenden Gründen und gab schließlich das Versprechen, Abends in kleinem Kreise bei ihr zu erscheinen und den Freund mitzubringen.

Als Erich in den Abendstunden zu mir kam, um mich abzuholen und meinen Anzug einem letzten kritischen Blick zu unterwerfen, sah ich in bestem Humor meinem ersten Auftreten in der Berliner Gesellschaft entgegen.

Die elegant behaglichen Räume waren mäßig erleuchtet — die Gräfin liebte das grelle Licht nicht — die Thüren nach der Terrasse standen weit geöffnet, eine kleine, aber ausgewählte Versammlung bewegte sich ungenirt zwischen Haus und Garten. Keine Spur jener steifen Geselligkeit, deren man in Süddeutschland Berlin ganz ungerechtfertigter Weise zeiht.

Der Maler schien überall bekannt zu sein; er wurde von den meisten Anwesenden aufs liebenswürdigste begrüßt, allein er selbst hatte nur Augen

für unsere Wirthin, deren Schönheit ihn vollständig elektrisirt hatte. Von einem stillen Winkel aus machte er mich auf den eigenartigen Reiz derselben aufmerksam, er hatte entschieden das Bedürfniß, seine Empfindung in Worte zu kleiden.

„Ich wünsche nur, sie säße mir zu meinem Hindumädchen", seufzte er melancholisch. „Wer ihn doch festhalten könnte, den warmen Ton des blauschwarzen Haares, das leicht gekräuselt auf die kleine Stirn herabfällt, den tiefen Blick dieser schwermüthigen schwarzen Augen, die feinen Linien der Nase und der schöngeschwungenen Lippe! Und Hans mach die Augen auf und betrachte diese schlanke Hand, müßte sie nicht dem zarten Blatt der Theerose gleichen, wenn sie sich schützend um das flackernde Licht der indischen Lampe breitet, während die flinken Füßchen die reizende Gestalt an den Ganges hinabtragen, um —"

„Um Gotteswillen, Freund!" fiel ich ihm lachend ins Wort, „Dein Enthusiasmus verleiht Dir Flügel, gieb Acht, daß Du nicht mit einem Ikarusschicksal endest."

Er zuckte verächtlich die Achseln.

„Du bist eben kein Künstler", sagte er wegwerfend, und mischte sich in ein Gespräch, welches in unserer Nähe lebhaft genug geführt wurde.

Ich verharrte ruhig in meiner gedeckten Stellung, die sich trefflich zum Beobachtungsposten eignete.

Wie ich allmälig herausfand, war die Gesellschaft aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt.

Schriftsteller und Kritiker, die in der Tagesliteratur eine Rolle spielten, ein junger Componist, dessen Werke vor einigen Monaten dank der gräflichen Unterstützung zum ersten Mal gedruckt, dank der gräflichen Fürsprache zum ersten Mal gespielt und gesungen worden waren, und der sich noch immer in den Strahlen dieses fraglichen Ruhmes behaglich sonnte.

Ein schöner Legationsrath mit einer Gattin voll solider klingender Reize. Ein ausnehmend hübsches blondes Zwillingspaar, Töchter des D—schen Gesandten, endlich verschieden gefärbte Abgeordnete des noch immer vollzähligen Reichstages, die vorwiegend über Hitze und lange Fractionssitzungen klagten.

Die Gräfin war eine außerordentlich liebenswürdige Wirthin. Ich will damit nicht sagen, daß sie auch nur die geringsten Anstrengungen machte, es zu sein; sie war eben da — das schien für sie genug, und sie war es für jeden mit gleicher Anmuth. Während sie mit dem Legationsrath plauderte, bemerkte ich, daß sie meinen einsamen Posten entdeckt hatte.

„Warten Sie nur, mein junger Menschenfeind", rief sie mir munter entgegen, „ich werde Sie bei Ihrem Onkel verklagen, wenn Sie nicht augenblicklich wenigstens ausnahmsweise galant sind und mir Ihren Arm geben; ich habe Lust eine Promenade durch den Garten zu machen und nach meinen Gästen im Grünen zu sehen." Dabei legte sie vertraulich ihren Arm in den meinen und führte mich mehr als ich sie die Terrasse hinab. „Wissen Sie auch", sagte sie scherzend nach einer kleinen Pause, „daß ich das Recht hätte, ernstlich böse auf Sie zu sein, Sie meiden mich und mein Haus mit einer nicht zu leugnenden Absichtlichkeit; schienen Sie mir nicht überhaupt ein Stückchen Sonderling zu sein, wahrhaftig, ich könnte empfindlich werden. Allen Ernstes, Sie dürfen sich nicht vollständig hinter Ihren Büchern verschanzen. Was studiren Sie augenblicklich mit so viel Eifer?"

Geschickt hatte sie mich in das rechte Fahrwasser gelenkt. Ich erzählte ihr von meinen Studien, meinen Interessen; sie hörte aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen, nur dann und wann warf sie eine Frage dazwischen, die ihre verständnißvolle Theilnahme bekundete. Sie selbst las viel, zwar wie es schien ohne rechte Auswahl, aber sie hatte ein gutes Gedächtniß, ein treffendes Urtheil und bat mich, wenn es meine Zeit erlaube, Abends zuweilen herüber zu kommen und ihr dies und jenes, worüber wir gesprochen hatten, vorzulesen. „Damit Sie selbst aber nicht gar zu gelehrt werden und über der Wissenschaft das frische, warme Leben nicht ganz vergessen, werde ich Ihnen bei Gelegenheit ein Bändchen aus meiner Bibliothek schicken."

Die Gäste im Grünen schienen vergessen zu sein. Erschreckt theilte ich ihr diese Entdeckung mit, aber sie meinte lachend, daß man dergleichen von ihr gewohnt sei und ihre Gesellschafterin inzwischen die Honneurs an ihrer Stelle machen würde.

„Ein Tausch, mit dem Ihre Gäste wenig einverstanden sein werden."

„Wenn es nur einer ist", sagte sie halblaut wie zu sich selbst, aber ich fühlte, daß ihr Auge fragend auf mir ruhte. Verwirrt sah ich zur Seite — eine kurze, schwüle Pause folgte — dann sagte sie ungeduldig, indem sie fast heftig ihren Arm aus dem meinen löste: „Kommen Sie, Sie könnten am Ende recht haben und meine Gäste in Wahrheit damit nicht einverstanden sein."

Ich fühlte instinctiv, daß ich etwas gut zu machen hatte und ging am nächsten Abend zur Gräfin hinüber, eine Brochüre, brennende Tagesfragen betreffend, in der Tasche.

Sie war augenscheinlich überrascht, daß ich mein Versprechen so schnell erfüllte, aber sie sagte nichts darüber.

Ich mochte etwa eine Viertelstunde gelesen haben, als sie mich unterbrach.

„Wissen Sie", sagte sie ohne Umschweife, „daß diese Auffassung mir wenig sympathisch ist. Ihre Ansichten waren, dünkt mich, sehr entgegengesetzter Natur. Sie sollten eine Gegenschrift bringen."

„Sie haben Recht, ich denke anders, ganz anders, aber mir fehlt die Macht des Namens, um der Sache wirksam entgegenzutreten."

„Das thut nichts — Sie werden sich einen Namen machen, wenn Sie scharf und schneidig ins Zeug gehen."

Ich zögerte, wir debattirten lange für und wider, ich war noch immer unschlüssig. Plötzlich brachte sie einen überraschend schlagenden Gesichtspunct. Nach Frauenart hatte sie in rascher, unvermittelter Denkgewohnheit sicher Ursache und Wirkung herausgefunden, wozu ich als Mann mit langsamen Forschen, mit zahllosen logischen Schlüssen mindestens das Doppelte der Zeit gebraucht hätte, um endlich vielleicht nicht einmal zu demselben Resultate zu gelangen.

„Versprechen Sie mir?" bat sie, mir die Hand reichend.

Einen Augenblick fühlte ich sie weich und warm in der meinen.

„Nein", sagte ich kurz, „ich kann unmöglich Ihre Ideen für die meinen ausgeben. Sie haben das Rechte getroffen, gut denn, treten Sie auch mit Ihren Namen dafür ein."

Sie zog ihre Hand zurück, sie war gekränkt, vielleicht mit Recht.

„Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, gnädigste Gräfin. Wenn Sie es ernstlich wünschen, wenn Sie der Sache Ihre gütige Theilnahme bewahren wollen, so soll meine Feder eine Flugschrift in die Welt schleudern, daß die Menschheit staunen wird."

Meine scherzhafte Zustimmung besänftigte sie nicht, aber das Schmollen stand ihr reizend; zum ersten Mal fühlte ich mich vollständig frei ihr gegenüber.

Ungeduldig schwang sie die blaue Quaste ihrer Gürtelschnur zwischen den feinen Fingern hin und her, während unter dem Saum des Kleides die Spitze ihres kleinen Fußes unbarmherzig den weichen Teppich mißhandelte. Niemals noch war sie mir so menschlich nahe gerückt erschienen und unwillkürlich mußte ich lächeln, als ich zu ihr hinübersah. Sie bemerkte es, wie sie überhaupt mit ihren eigenthümlich scharf ausgebildeten Sinnen Alles zu sehen und zu hören schien.

„Weshalb lachen Sie?" fragte sie gereizt.

Durfte ich ihr die Wahrheit sagen?

Sie sah mich einen Moment prüfend an, und dann, wie ein Kind von einer Stimmung in die andere umschlagend, sagte sie fröhlich:

„Gestehen Sie es nur, Hans, Sie haben mich ausgelacht, und mit Recht, wie kindisch, gleich gekränkt zu sein! Es ist das erste Mal, daß ich Sie lachen sah, da muß ich mich wohl gar noch geschmeichelt fühlen, daß ich dem ernsten Gelehrten das erste Lächeln abgelockt habe!"

Sie sagte es mit einer Anmuth, die unwiderstehlich war.

„Also Frieden", erwiederte ich, „und gleichzeitig Gute Nacht", ich küßte die schlanke Hand, die sie mir zum Abschied reichte. Die Gräfin blieb in ihrem Sessel zurückgelehnt; als ich mich zu ihr herabbeugte, fühlte ich wie einen leisen Hauch ihre Lippen auf meiner Stirn.

Auf dem Schreibtisch fand ich einen Brief von meinem Onkel. Er schrieb mir eingehend und warm wie immer, dies und jenes aus dem kleinen Freundeskreis daheim, aber ich wußte kaum, was ich las. Wohl nahm das Sehorgan die geschriebene Form wahr, aber der Geist war unfähig, ihren Inhalt zu erfassen. Plötzlich stutzte ich bei folgendem Passus:

„Was Du mir von der Gräfin Sybille schreibst, wundert mich keinen Augenblick, ja, ich habe diesen Eindruck fast erwartet.

Du solltest Dich indeß nicht scheuen, sie näher kennen zu lernen, denn sie bleibt trotz mancher Fehler eine durchaus eigenartige Frauenerscheinung, eine seltsame Mischung von Gemüth, Sinnlichkeit und scharfem Verstand. Ueber ihre Familienverhältnisse weiß ich Dir selbst nicht viel zu sagen. Ihr Gatte ist zur Zeit auf einer diplomatischen Sendung in Constantinopel, die ihn für den Lauf des Sommers im Auslande fesseln wird. Ich kenne ihn wenig, aber mir scheint, diese Ehe hat einen wunden Punct, der tiefer liegt als man meint und auf der Oberfläche nur leicht vernarbt ist — —"

An jenem Abend stand ich noch lange am Fenster und starrte in die sternenhelle Nacht hinaus. Was ich dachte — ich weiß es kaum, chaotisch wogte es in meinem Hirn durcheinander und als der Körper endlich auf dem Lager Ruhe fand, träumte ich einen wilden Traum. Mir wars, als sei ich tief im Walde eingeschlafen, da trat ein schönes Weib zu mir, neigte sich herab und drückte seine Lippen in langem Kusse auf die meinen — und das Weib hatte Sybille's wunderweiche Lippen. Plötzlich verwandelte sich die weiße Frauengestalt in eine Schlange; langsam, ganz langsam sah ich das Unheil nahe kommen, aber ich war gebannt und regungslos. Da, als die weißen Arme wie häßlich geringelte Schuppenhaut mich zu ersticken drohten, und der Giftzahn sich wollüstig in meine Lippe bohrte, sah ich Erichs Kopf

über dem grünen Buschwerk schweben und hörte sein gellendes Lachen zu mir herübertönen.

Ich erwachte — ich horchte auf, ob etwa ein wacher Laut sich in meinen wüsten Traum gestohlen, tiefe Stille um mich her — nur der Nachtwind bewegte flüsternd die Zweige vor meinem Fenster.

Die folgenden Tage brachte ich in Erichs Gesellschaft viel außer dem Hause zu.

Selbst oft wechselnden Stimmungen nachhängend, war der Freund der bequemste Gesellschafter, den man sich wünschen konnte. Er schien bei Andern den Wechsel einer Stimmung, launenhafte Grillen niemals zu bemerken, oder besser gesagt, mit feinem Tact und richtiger Empfindung nicht bemerken zu wollen.

Als ich eines Mittags von der Universität zu ihm ins Atelier kam bemerkte ich, daß er bei meinem Eintritt hastig ein Tuch über das Bild warf, an dem er malte und an dessen Stelle eine Leinwand auf die Staffelei setzte, auf der in großen Zügen eine liegende Männerfigur angelegt war.

„Hast Du Zeit, Hans, mir eine Stunde zu sitzen? Es wird Dir nicht zu unbequem werden, denn ich möchte Dich bitten, Dich dort auf den Divan zu legen und die Augen zu schließen."

Ich sagte zu und Erich begann sofort ohne jede weitere Erklärung zu zeichnen.

In meine eigenen Gedanken versunken, dachte ich kaum darüber nach, zu welchem Bilde Erich eine Skizze von mir verwenden könne. Er arbeitete fast zwei Stunden ununterbrochen fort; dann stand er auf und warf einen letzten vergleichenden Blick zwischen Bild und Original herüber und hinüber.

„Darf ich das treffliche Conterfei sehen, Freund, welches Du in dieser meiner schläfrigen Stellung von mir entworfen haben wirst?"

„In einigen Tagen — ich werde Dich erst um Dein Urtheil bitten, wenn das Bild vollendet ist."

„Vollendet, in einigen Tagen?" fragte ich ungläubig.

„Nun ja, warum nicht? Es ist fast fertig bis auf Deinen Kopf."

„Da bin ich wirklich begierig, wozu Du mich mißbraucht haben wirst!" rief ich lachend.

„Ohne Sorge, guter Freund!" erwiederte er ohne auf meinen scherzenden Ton einzugehen. „Und nun komm zu Tisch."

In gleichmäßiger Folge vergingen die Tage, ich lebte noch einsiedlerischer als sonst, sah nichts von Erich und vermied es mit Erfolg, der Gräfin zu begegnen.

Nicht ganz so wohl gelang es mir, die Gedanken im Zaume zu halten. Kaum legte ich das Buch oder die Feder nieder, so kam ein Nachempfinden jenes flüchtigen berauschenden Momentes über mich und nahm mich gefangen mit übermächtiger Gewalt. In ruhigeren Stunden hatte ich eine Skizze zu meiner Brochüre entworfen. Zwar glaubte ich selbst nicht mehr daran, daß ich eine Entgegnung bringen würde, schlagend genug, um Zustände zu beeinflussen, die Vorurtheil und Intoleranz herbeigeführt, allein die Gräfin hatte mein Wort, ich mußte zum mindesten den Versuch wagen. Nun war der erste Entwurf vollendet, vielleicht, daß sie sich an meinem guten Willen genug sein ließ! Ihr Eifer war voraussichtlich längst erkaltet und ich hoffte mich mit meiner Skizze loszukaufen. Als ich noch darüber nachdachte, ob es nicht das klügste sei, einen schnellen Entschluß zu fassen und gleich zu ihr herüber

zu gehen, klopfte es an meine Thür und auf meinen Ruf trat Erich ein, den ich seit jenem Sitzungstage nicht wieder gesehen hatte.

„Ich komme, um Dich zu fragen, Hans, ob Du das Bild sehen willst?"

„Gewiß, aber doch nicht jetzt bei dieser abendlichen Beleuchtung; wir müßten denn warten, bis der Mond aufgeht", erwiederte ich scherzend.

„Das wollen wir auch, aber komm nur, Du weißt, wir haben einen weiten Weg."

Er sprach mit so eigenthümlicher Bestimmtheit, daß ich keinen Einwand zu machen wagte. Es wird sich um einen Lichteffect handeln, dachte ich, um irgend eine Künstlergrille und war bereit ihm zu folgen. Arm in Arm gingen wir langsam durch den halbdunkeln Garten auf die Straße hinaus. Im Thiergarten war es still, die Abendpromenadenstunde vorüber, das Publicum hatte sich in den öffentlichen Gärten oder Theatern vertheilt, nichts drang von außen störend in unsere fast feierliche Stimmung, die von Erich unwillkürlich auch auf mich übergegangen war.

„Wir machten einen weiten Umweg, die belebteren Straßen zu vermeiden, und als wir endlich an unserem Bestimmungsort, in einem der abgelegenen Stadtviertel anlangten, stand der Mond schon hoch am Himmel. Unterwegs hatte ich noch einmal gefragt: „was ist es für ein Bild?"

„Du wirst es sehen", hatte Erich geantwortet und in hochgespannter Erwartung stieg ich die schmalen Stiegen zu seinem Atelier hinan.

An einem der hohen Fenster, durch welche das Mondlicht in breiten, silberhellen Streifen fiel, stand das Bild auf der Staffelei mit einem grünen Tuch verhangen.

„Dort", sagte Erich geheimnißvoll und wies auf einen Platz, um wenige Schritte von der Staffelei entfernt, „dort stell' Dich hin."

Dann trat er selbst zur Seite und lüftete die schützende Hülle.

Sprachlos stand ich wie vor einer überirdischen Erscheinung.

Hingestreckt auf grünem Rasen lag Endymion, der thessalische Hirtenknabe. Er hatte die Augen geschlossen, das krause, blonde Haar fiel ihm tief in die Stirn hinab, auf die der Mond sein zitterndes Licht warf. War es jener Strahl, der silberhell durch das hohe Fenster drang, oder hatte der Künstler ihn auf die Stirn des schlafenden Jünglings gezaubert? An seiner Seite kniete Selene, die Mondesgöttin, herabgestiegen zu dem Geliebten, um ihn mit ihrem Kuß zu wecken. Das Haupt ein wenig zur Seite geneigt, die schwermüthigen Augen fast bedeckt von den langen Wimpern, das schwarze Haar tief auf den weißen Nacken herabfallend, keusch verhüllt in zarten Flor die reizende Gestalt, sah ich — Sybille. Nein, das konnte kein Trugbild sein! Thor, der ich war, nur einen Augenblick blind und blöde zu schwanken. Wohl stand dort unten im Waldesdickicht Selene's hirschbespannter Mondeswagen und die Mondessichel schwebte über der Stirn der Göttlichen; mich irrte es nicht — es war dennoch Sybille. Dieselben Lippen, die meine Stirn geküßt, beugten sich zu Endymion herab. Aber — wie war mir denn? Nicht mehr der blonde thessalische Jüngling lag dort auf grüner Rasenmatte — ich war es selbst und ein süßer Schauer machte mich erbeben.

„Habe ich es gut gemacht?" unterbrach nach langer Pause Erich's Stimme das tiefe Schweigen, „und bereust Du den Mondscheinspaziergang nicht?"

Schweigend drückte ich ihm die Hand; erst allmälig fand ich Worte, meine Empfindung auszusprechen.

„Und die Gräfin, hat sie Dir zur Selene gesessen, und wie hast Du sie nur so schnell dazu bewegt?“

„Das war nicht leicht, Freund. Nach langem Bitten hat sie mir endlich eine einzige Stunde geschenkt, nachdem ich zuvor eine umfassende Beichte abgelegt und ganz genau das Original ihres Endymion geschildert hatte. Hätte ich nicht gleich nachdem ich sie das erste Mal gesehen, versucht, ihre Züge fest zu halten, die kurze Zeit würde kaum genügt haben“, fügte er lächelnd hinzu,

„Du wirst mit einem Schlage ein berühmter Mann werden, Erich, und gleichzeitig ein Unheilstifter, wenn Du Alles mit Deinem Bilde so bezauberst wie mich. Wann wird es ausgestellt?“

„Gar nicht.“

„Das wäre eine Sünde; und wie es verkaufen, wenn es Niemand sieht.“

„Es ist bereits verkauft.“

Ich zweifelte nicht, wer der Käufer sei, dennoch fragte ich:

„Die Gräfin?“

„Ja, die Gräfin“, erwiederte er ruhig, „und nun gute Nacht, Hans, es ist spät.“

Wie im Traum schritt ich durch die bekannten Straßen. Aus den Kaffeehäusern, aus den Gärten draußen vor dem Thor, strömten die Städter zwischen die engen hohen Häuserreihen zurück. Wie das Rauschen eines fernen Stromes dünkte mich ihr lautes Treiben.

Mein Auge haftete an der leuchtenden Mondesscheibe, in jedem ihrer zitternden Strahlen schien Selene herabzuschweben.

Wer hätte ihn nie empfunden den Zauber einer solchen Nacht! Die Seele giebt sich ihm hin, ohne zu fragen, von wannen er kommt. Aus jeder Blüthendolde scheint er aufzusteigen, herabzuscheinen aus jedem funkelnden Sternbild, in jedem Athemzuge der Natur uns zu umschweben, fester nur die Silbermaschen des Zaubernetzes zu ziehen, das uns regungslos gefangen hält.

Draußen vor den Thoren herrschte tiefe Stille; nur eine Seele schien in dieser Mondnacht zu träumen, und sie träumte gar wundersüßen Traum. — Als ich am andern Morgen wieder zwischen den Büchern saß, hatte ich Noth, die Streiflichter zu verbannen, die nichts weniger als erleuchtend auf dies und jenes wissenschaftliche Problem fielen. Unmuthig legte ich die Feder nieder — ich war nicht zufrieden mit mir. Ein unbehaglicher Zwitterzustand hatte sich meiner bemächtigt; ich wußte kaum, sollte ich lächeln über jene phantastischen Mondscheinbilder, oder waren sie Ernst, wehmüthig schöner Ernst! Indeß das Lächeln wollte nicht auf die Lippen und den Ernst suchte ich zu verscheuchen. Wie scheint doch in solchen Stunden das Entweder — Oder eine unlösbare Frage zu sein!

Unruhig ging ich im Zimmer auf und nieder, betrachtete und betastete bald dies, bald jenes Stück seiner seltsamen Einrichtung, klappte Bücher auf, um sie eben so schnell wieder zuzuschlagen und sah mit getheilten Empfindungen auf die Uhr, den Stunden bald schnelleren, bald langsameren Flug wünschend.

Ein Klopfen an der Thür unterbrach meinen Gedankengang. Es war der alte Sebastian, der mir ein kleines Päckchen von der Gräfin einhändigte. Hastig löste ich die Schnur, ein Brief und ein Buch, aus dessen Blättern eine eben gebrochene Rosenknospe hervorsah, fielen mir in die Hand.

Sybille schrieb:

„Ich habe Sie täglich erwartet, um von den Resultaten unserer jüngsten Debatte zu hören — allein vergebens. Nimmt die Lösung der bewußten Fragen Sie so in Anspruch, daß Sie ganz vergessen, daß es noch außer Ihnen Jemand giebt, der ihr mit wärmsten Antheil folgt? Ich übersende Ihnen ein Bändchen aus meiner Damenbibliothek — möchte es Gnade vor Ihren Augen finden. Sybille.

Sie finden mich heut Abend allein."

Ich öffnete das Buch an der Stelle, wo die Rosenknospe lag, es schien gegen das Ende einer Erzählung zu sein.

„Im luftigen Morgengewand trat die Fürstin ihm entgegen, als er auf der Schwelle des Gartensaales bescheiden ihrer Wünsche harrte. „Warum so scheu, junger Freund", sagte sie holdselig, „es warten Eurer der Dienste gar manche", und sie zog den Pagen in das traulich stille Seitengemach. Zu den Füßen seiner schönen Herrin mußte er niedersitzen. Auf dem niedrigen Tischchen lag ein prächtiger Strauß duftender Sommerblumen. Uebermüthig warf die Fürstin eine nach der andern dem jungen Pagen zu und lachend rief sie ihm entgegen: „Schnell die Deutung, Freund." — Männertreue und Frauenlob fing der Knabe mit beiden Händen auf, die Blume des Hasses und der Eifersucht, der Unschuld und der Freude fiel in seinen Schooß, und er blieb der Herrin die Deutung nicht schuldig. Nun hielt sie nur noch zwei Blüthen in der weißen Hand. Die eine brennendroth, die andere zartweiß, eine eben erschlossene Rose.

Die Fürstin neigte sich herüber zu dem blonden Pagen. „Kennt Ihr diese?" flüsterte sie und berauschend streifte ihr Athem seine Wange. Er wurde bleich, die Lippe zuckte, aber sprach kein Wort. „Soll ich Euch ihre Deutung lehren?" fragte die Fürstin schmeichelnd und legte die Hand auf das junge, blonde Haupt, das sich stumm verneigte. „Die eine, die rothe", fuhr sie flüsternd fort, die schwellenden Lippen auf die seinen legend, „heißt brennende Liebe, und diese da, die weiße in meiner Hand, sie heißt Verschwiegenheit." Da lehnte der Knabe vertrauensselig den Kopf an ihre Brust und ihre Lippen küßten seine reine Stirn."

Ich wartete, bis es anfing zu dunkeln, dann ging ich zu Sybille herüber, die Brochüre hatte ich nicht vergessen.

Ich fand die Gräfin allein, fast in derselben Stellung, in der ich sie das erste Mal gesehen hatte, mir war es noch hell genug, das schnelle Aufleuchten ihrer Augen zu gewahren, als sie mir die Hand entgegenstreckte und ihre Lippen kaum hörbar flüsterten „Endlich."

Unschlüssig blieb ich vor ihr stehen; ich war so befangen, daß ich gern wieder umgekehrt wäre, aber ein Blick auf sie genügt, auch diesen Entschluß wankend zu machen.

Ohne ihren Platz zu verlassen, rollte sie einen niedrigen Sessel herbei und bat mich, darauf niederzusitzen. Mechanisch that ich, was sie mich hieß; ich war vollständig in ihrem Bann, sobald mir ihre Nähe fühlbar ward. Deutlich war ich mir dieser Empfindung bewußt, machtlos, mich dagegen aufzulehnen. Sie schien die Verlegenheit eines gegenseitigen Schweigens nicht zu empfinden, endlich sagte sie im Tone sanften Vorwurfs, indem sie ihre Hand auf meinen Arm legte:

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Hans, und doch, mir scheint nach diesem Wiedersehen, Sie haben mich wenig entbehrt."

Dabei fühlte ich ihre Hand an meinem Arm herabgleiten, bis sie weich und warm in der meinen lag, und sanft den Druck erwiedernd sagte ich leise:

„Durfte ich denn kommen, haben Sie mich vermißt?“ Und ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, erzählte ich in einem Ton, der eisig klang vor unterdrückter Bewegung, mit krankhafter Hast, von Diesem und Jenem, was weder ihr noch mir nahe lag, nur nicht von dem, was unsere Gedanken so stürmisch bewegte; kein Wort von ihr, keines von mir. Ohne sie anzusehen, fühlte ich, wie innig ihr Blick auf mir ruhte; sie ließ mich kurze Zeit gewähren, dann sagte sie leise:

„Hören Sie auf, Hans, Ihre Gedanken sind nicht bei Ihren Worten. Warum muß man immer sprechen, es ist ja so süß, wortlos bei einander zu sein.“ Sie legte ihren Kopf auf die Hand, die die meine noch immer fest umschlossen hielt, und flüsterte kaum hörbar:

„Sage, Hans, ist es Dir auch süß?“

Ich antwortete nicht. Zärtlich legte ich die Hand auf ihr Haupt; sie zog sie herab und drückte sie fest in die ihre. So hielt sie mich gefangen und das Köpfchen hebend sah sie flehend zu mir auf, mit einem einzigen, süßen, berauschenden Blick.

Nur einen Moment, eines Gedankens Länge währte der verführerische Zauber, dann riß ich mich los.

„Leben Sie wohl, Sybille, ich kann Sie nicht wiedersehen.“

Aber sie hing sich fest an mich, sie wollte mich nicht lassen.

„Nicht so, Hans“, bat sie. „Nicht so, versprechen Sie mir . . .“

„Nur jetzt kein Versprechen, lassen Sie mich scheiden — es ist besser so“, und ohne ihre Antwort abzuwarten eilte ich hinaus.

Die Abendluft kühlte meine heiße Stirn, gab mir das Bewußtsein zurück.

Was hatte ich gethan! Ich liebte die Gräfin nicht; selbst in dieser Stunde empfand ich schmerzlich, daß ich das Recht der Liebe mißbraucht — Sybille getäuscht hatte. Jung und unerfahren wie ich war, glaubte ich in solcher Hingabe des Weibes nur Liebe zu sehen, die Liebe, die mir als die wahre, hohe jeder Zeit vorschwebte. Daß ich solcher Liebe das Leid der Täuschung bereiten mußte, das war der bitterste Vorwurf, den ich mir machte.

Und doch, trotz Allem wollte mich ihr Bild nicht verlassen.

Es durchzuckte mich wie ein electrischer Schlag, als ich des berauschenden Augenblicks gedachte. Wieder fühlte ich ihre weichen Lippen auf meiner Hand, den stürmischen Schlag ihres Herzens dicht an dem meinen und schneller kreiste das Blut in meinen Adern.

O Sybille, Sybille!

Auf meinem Arbeitstisch fand ich einige Zeilen von Erich. Er schrieb, daß er augenblicklich wenig in der Stimmung zu arbeiten, den schnellen Entschluß gefaßt habe, eine Reise nach Dänemark und Schweden zu machen und bei mir anfrage, ob es mir in Anbetracht der nahen Universitätsferien nicht möglich sei, mich loszumachen und ihn zu begleiten.

Ich war augenblicklich in einem Zustand, der mir jede Veränderung erwünscht erscheinen ließ und jede zufällige Wendung zu einem Wink des Schicksals machte. In dieser Stimmung schrieb ich sofort meine Zusage. Es war Donnerstag Abend; nach gegenseitigem Uebereinkommen beschlossen wir, am Sonntag die Reise anzutreten.

Meinen Onkel benachrichtigte ich sofort von diesem schnellen Entschluß, ohne Sybille's mit einer Silbe zu erwähnen.

Meine Angelegenheiten ordneten sich schnell und gut, nur das eine blieb mir noch — und ich schob es hinaus bis in die zwölfte Stunde — der Gräfin ein schriftliches Lebewohl zu sagen! Ich schrieb ihr im Tone herzlicher Freundschaft, aber die Absichtlichkeit, einen persönlichen Abschied zu vermeiden, blieb trotz aller Scheingründe unverkennbar.

Ihre Antwort war ein zusammengefaltetes Blättchen Papier mit den inhaltsschweren Worten:

„Ich sehe Sie noch."

Es war spät am Abend vor der Abreise, als ich diese Zeilen erhielt; sie konnten sich unmöglich auf eine zufällige Begegnung beziehen. Sybille betrat im Dunkeln selten den Garten und wußte recht gut, daß auch ich ihn mied.

Da ich ausdrücklich geschrieben hatte, daß ich mir die Freude versagen müsse, sie noch einmal in ihrem Hause zu sehen, blieb nur eine Möglichkeit, eine einzige, vor der ich erzitterte in athemloser Spannung. Ich wagte kein Licht anzuzünden, um meine Anwesenheit nicht zu verrathen; es war die einzige Abwehr, die mir blieb, wenn Sybille wirklich den Gedanken wahr machte, der sich mir mit erschreckender Klarheit aufgedrängt hatte.

Die Minuten wurden mir zu Stunden. Draußen war es fast finster, der Mond war noch nicht aufgegangen und gespenstisch reckten die Bäume die Aeste gen Himmel. Ein betäubender Duft von Reseda und Jasmin zog durch die halbgeöffneten Fenster in mein stilles Gemach und mit den Düften kamen sie wieder, die schwülen Gedanken an ihre süße, berauschende Schönheit.

Wäre Sybille in diesem Augenblick gekommen, jedes Bedenken hätte geschwiegen. Aber, Gott sei Dank, sie kam nicht! — Von einer nahen Thurmuhr schlug die elfte Stunde. Ich athmete auf, die Gefahr war vorüber.

Da hörte ich draußen Stimmen schallen, der Schein eines sich fort bewegenden Lichtes fiel auf den breiten Weg; er kam von der Windleuchte Sebastians, der die Gäste der Gräfin an das Gitterthor begleitete.

Wenige Minuten lang lauschte ich gespannt hinüber, Alles blieb still. Sie wird ihren Vorsatz vergessen haben, wenn sie ihn je gehabt hat, dachte ich beruhigt und wie thöricht es sei, mich mit so unwahrscheinlichen Vorspiegelungen zu quälen.

Ich nahm die Lampe in die Hand, um sie anzuzünden und meiner unfreiwillig lichtlosen Existenz ein Ende zu machen, da hörte ich — nein, es war keine Täuschung — einen leichten Schritt auf dem Kiesweg unter meinem Fenster und fast gleichzeitig ein leises Klopfen an meiner Thür.

Die Lampe entfiel fast meiner Hand, als ich sie klirrend niedersetzte, meine Anwesenheit war ohne Zweifel verrathen.

Was sollte ich thun?

Das Klopfen wiederholte sich, ein wenig stärker wie mir schien, ich rührte mich nicht. Mit beiden Händen bedeckte ich die Ohren, um das Klopfen dieser kleinen, weißen Finger zu überhören, die gewiß noch nirgends vergebens angeklopft. Da meinte ich den Klang ihrer Stimme zu vernehmen und machtlos sanken mir die Hände nieder. Vielleicht, daß sie nur eine Frage that und ich nach gegebener Antwort aus meiner unglückseligen Lage befreit wurde.

„Hans", rief sie leise, „kommen Sie auf einen Augenblick heraus", und da keine hörbare Antwort erfolgte: „Sie können nicht schlafen, Sie mußten

ja wissen, daß ich kommen würde, Ihnen noch einmal die Hand zu reichen.“ Athemlose Stille drinnen und draußen.

Mehr hörte ich nicht; ich vergrub den Kopf in die Kissen meines Divans, ein einziges Wort noch von dieser bestrickenden Stimme und haltlos hätte ich mir selbst das Wort gebrochen.

Wie lange ich so gelegen hatte, weiß ich nicht, als ich mich wieder aufrichtete, herrschte tiefe, nächtliche Stille rings um das kleine Haus. Endlich fand ich Ruhe, aber die Glieder schmerzten mich, als seien sie es gewesen, die diesen schweren Kampf ausgekämpft.

Eine Stunde vor der Abreise kam der alte Sebastian zu mir herüber.

Er überbrachte mir die sofortige Wohnungskündigung der Gräfin und die Entbindung von sämmtlichen Verpflichtungen vom Tage der Kündigung an, das hieß soviel, als von dieser Stunde.

Ihr Name, mit dem sie das Schreiben unterzeichnet hatte, war das letzte, was ich vor dem Scheiden von Sybille sah. Ob die Hand wohl ganz ruhig gewesen, die diesen stolzen Namenszug niederschrieb?

Es war ein trübseliger, dunkler Tag, dieser Sonntag, an dem wir unsere Reise antraten, eher einem launischen Kinde des April zu vergleichen als einem sonnenhellen Hochsommertage. Auch unsere Laune war der wechselvollen Eigenthümlichkeit des April entsprechender als dem behaglichen Frieden des sonnigen, duftgeschwängerten Augustmondes. Erst als wir in die alte Hafenstadt einfuhren, die in ihrem behäbigen Patricierwohlstand einen ungemein beruhigenden Eindruck auf überreizte Nerven ausübt, kam von oben herab Sonnenschein und von innen eine bessere Reisestimmung über uns, deren sanftes Feuer durch unsere Reisegesellschaft auf dem schwedischen Dampfer vor dem Erlöschen geschützt wurde. Freund Erich fand reichen Stoff für jene lustigen Künstlerschriftzüge, die Carricaturen und sie gelangen unübertrefflich.

Nebenbei verstand er es, mit raffinirter Geschicklichkeit eben begonnene tückische Auswüchse seines Talentes in harmlose Studien umzuwandeln, so bald diese oder jene blonde, schwarze oder graue weibliche Neugier mit dem üblichen „wenn es nicht indiscret ist“, über seine Schulter sah.

Nie zuvor hatte ich das Meer gesehen. Andächtig beugte ich mich seiner Majestät und erbärmlich klein schien mir der Mensch mit seinen Sorgen, seinen Freuden, seinem Wünschen und seinem Streben inmitten dieses gewaltigen Elementes. Was mich selbst bewegte, ich hatte gedacht, es Erich zu erzählen, so weit es sich mit Discretion vertrug, die ich Sybille schuldete; der überwältigende Eindruck des Meeres schloß mir die Lippen, es wäre mir unmöglich gewesen, jetzt von ihr zu sprechen. Aber unausgesetzt mußte ich ihrer gedenken, ihr Bild ließ sich nicht aus meinen Gedanken verdrängen, trotz des problematischen Heilmittels „veränderter Umgebung“, eine Arzenei, die schlechte Psychologen erfunden und verschrieben haben mögen. Ja, könnten wir uns selbst, uns selbst in unseren Gedanken zurücklassen, so möchten sie recht haben!

In lichten Farben malte ich mir das Bild eines Weibes, das manchen Zug von Sybille hatte und doch so ganz anders war, eines Weibes, das ich lieben würde, grenzenlos, unbeschreiblich, aber dies Weib — würde es mich wiederlieben? Und wie im Kreislauf kamen die Gedanken immer wieder an dem Puncte an, von dem sie ausgegangen waren. Sybille, sagte ich mir, Sybille hat Dich geliebt! Du hast ihre Liebe getäuscht, Du bist hart, grausam

hart gewesen, sie hat es nicht um Dich verdient, wird je ein Weib Dich wieder lieben wie Sybille Dich geliebt hat?

Eitler Thor, der nicht wußte, daß sie nichts an ihm geliebt als den verführerischen Reiz echter, unverdorbener Jugend, ein paar schwärmerische blaue Augen und jenes lockige, weiche Haar, in dessen Fülle Frauenfinger so gerne spielen!

Um die Mittagszeit erreichten wir unseren Bestimmungsort, ein kleines dänisches Küstendorf mit prächtigem Strand und herrlicher Buchenwaldung. Unsere erste Sorge war, uns möglichst behaglich einzuquartieren und vor den Anforderungen der praktischen Realität erblaßten für den Augenblick die nächtlichen Hirngespinnste. Ein geeignetes Unterkommen war bald gefunden und unser Einzug möglich unbeobachtet gehalten, da die kleine Badegesellschaft zu gemeinsamem Mittagsmahl in einem eigenthümlich construirten Saalbau versammelt war, der auf gut Deutsch den schmeichelhaften Namen „Schloßhalle" trug.

Von unseren Mitreisenden war uns Niemand bis zu dieser abgelegenen Endstation gefolgt und die versammelte Gesellschaft war klein genug, um binnen zwei Tagen einen vollständigen Ueberblick zu gestatten. Glücklicherweise war kein bekanntes Gesicht darunter, es galt also, sich auf völlig fremdem Terrain zu orientiren. In dieser Kunst war Erich Meister und hatte sofort die blutsverwandtschaftlichen und wahlverwandtschaftlichen Beziehungen der Badegäste untereinander herausgefunden. Nur ein Mitglied, ein weibliches, war uns bisher ein ungelöstes Räthsel geblieben, ein schlankes, blondes Räthsel, das selten bei Tische erschien, am Strand und im Walde oft einsam dahinschritt und des Morgens den Steg zum Damenbad hinabeilte, lange bevor irgend ein anderes weibliches Morgengewand im Seewind flatterte.

Es war wenige Tage nach unserer Ankunft, als ich eines Abends langsam den Strand entlang schlenderte. Die grauweißen Windwolken am Himmel begannen ihr Drohen in Ernst zu verwandeln; von Norden her fing es an stark zu wehen, und als ich in nördlicher Richtung am Strand entlang schritt, sah ich draußen die weißköpfigen Wellen sich thürmen und einander überschlagen. Schon drang das Brausen des herannahenden Sturmes vernehmlich an mein Ohr, während das Auge den eigenthümlichen Wolkenformationen am Himmel folgte, die sich, immer dunkler werdend, zusammenballten und tief und unheilsschwanger über das Meer herabhingen.

Ich schritt weiter hinaus bis zu meinem Lieblingsplatz, von dem ich oft, gedeckt von mächtig großen Steinblöcken dem geheimnißvollen Meerestreiben zuschaute. So wie heute war es mir nie zuvor erschienen.

Ganz langsam nur schwoll der Sturm, dieser fürchterliche Aufwiegler der Wellen, zu seiner vollen Gewalt an; immer näher tönte das dumpfe Rollen der Wogen von einer Richtung herüber, bis plötzlich der Sturm von allen Himmelsgegenden heranzubrausen schien und die Wellen sich hoch und höher hoben, um eben so schnell in die dunkle Tiefe zurückzusinken. Meer und Himmel waren in ein dunkles, unheimliches Grau gehüllt, das einen unwillkürlich frösteln machte, obgleich die Luft noch immer sonnenwarm war. Da, plötzlich leuchtete es fern am Horizont auf, ein Blitzstrahl durchbrach zackig die düstere Wolkenmasse und schien niederfahrend zischend im Wasser zu verlöschen. Ein zweiter folgte, ein dritter; dort, im Osten schien er seinen Wiederschein zu finden, bis die feurigen Strahlen über den ganzen Himmel

zuckten und das Ohr sich mühte, den Donner in der Luft und das furchtbare Getöse der aufgeregten Wasser zu unterscheiden.

Da sah ich nur wenige Schritte von mir entfernt eine weibliche Gestalt, hochaufgerichtet, die Hand leicht auf einen Stein gestützt. An den Umrissen erkannte ich sofort die blonde Fremde. Sie stand da, fast regungslos, das klar geschnittene Profil dem erhabenen Schauspiel zugewendet. Der Sturm zerzauste unbarmherzig ihr langes Haar, heftig riß er an ihrem leichten Sommerkleid, sie rührte sich nicht, keine Wimper zuckte, es war, als gehöre sie mitten hinein in den Kampf der entfesselten Elemente, denen sie gewachsen schien.

Unwillkürlich stieg bei diesem Anblick Sybille's Bild in mir auf. Wie würde sich ihre kleine, feine Gestalt gebeugt haben vor der Gewalt des Sturmes, wie ängstlich hülfesuchend würden ihre schwarzen, räthselhaften Augen umhergeirrt sein, wie wenig hätte dies verwöhnte Schooßkind einer eleganten Welt vermocht, der Elementarkraft zu trotzen!

Ich mußte an der Fremden vorübergehen, um den Rückweg einzuschlagen, aber ich zögerte noch immer in der Sorge, sie durch mein unvermuthetes Dazwischentreten zu belästigen; endlich mußte es doch geschehen. Sie mochte tief in Gedanken gewesen sein, denn sie zuckte zusammen, als sie mich gewahr wurde. Ihre großen Augen blickten mich fragend an, ungefähr als wollten sie sagen: Was willst Du hier in meinem Reich? Aber ihre Lippen äußerten nichts dergleichen, obgleich es mich durchaus nicht überrascht haben würde.

Der Sturm schwieg, wie es schien, für kurze Augenblicke, um neue Kraft zu sammeln und gestattete ein verständliches Wort. Meine stumme Gefährtin war so bleich, daß ich die Frage wagte, ob sie nicht besser thäte, nach Hause zu gehen, als sich noch länger dem Unwetter auszusetzen, aber sie schüttelte das Haupt und erwiederte ruhig ablehnend:

„Ich danke Ihnen, der Wind und die Wellen thun mir nichts zu leide."

Es war unmöglich, da noch einen Einwand zu machen; grüßend wollte ich mich entfernen.

Als ich mich kaum gewandt, hörte ich hinter mir ein klirrendes Geräusch wie von einem fallenden Gegenstand, das mich zur Umkehr ermuthigte.

Von einem der niederen Felsstücke blitzte mir sogleich eine starke Silbernadel entgegen; mein Ohr hatte mich nicht getäuscht. Unweit davon stand die schlanke Fremde, erröthend bemüht, mit beiden Händen die schweren, aschblonden Flechten aufzubinden, die ihr tief in den Nacken herabgesunken waren. Schweigend beugte ich mich zu dem Felsen herab und überreichte ihr den blinkenden Pfeil, mit dessen Hülfe sie geschickt das widerspänstige Haar befestigte. Freundlich dankte sie für den kleinen Dienst und schien besorgt, das Gespräch nicht wieder abbrechen zu lassen. So traten wir gemeinsam den Rückweg an. Von der Schloßhalle her trieb der Wind abgerissene Geigenklänge einer Walzermelodie zu uns herüber.

Wenige Stunden lauschten wir wortlos dem eigenthümlichen Klanggemisch, bis die Musik verstummte.

Sie zog die Uhr aus dem Gürtel.

„Sollen wir eilen?" fragte ich, „wollen Sie die Reunion noch besuchen?"

„O nein. Antipathischer noch als sonst würde mir heute nach dem großartigen Naturschauspiel das stereotype Gesellschaftslächeln sein. Aber

wie steht es bei Ihnen", fügte sie lächelnd hinzu, „sollen wir um Ihretwillen eilen?"

„Keineswegs, auch ich kam an diese Küste dem stets Erreichbaren, dem Alltäglichen aus dem Wege zu gehen."

Ich fühlte, daß ihr Auge prüfend auf mir ruhte; dann richtete sie den Blick wieder auf das Meer hinaus, zog ihren leichten, blauen Shawl fester um die Schultern und tief aufathmend rief sie froh bewegt:

„Wie prächtig ist es doch, im Angesicht der wild bewegten See dahin zu schreiten, wie fühlt man sich so leicht und frei, und Freiheit ist die einzige Luft, in der ich athmen kann. O, wer sich losmachen könnte, los und ledig von Allem, was beengend auf so einem armen Menschenkinde lastet! Sehen Sie den Sturmvogel, der dort über dem Wasser kreist, er ist frei, er darf die Schwingen lüften zu kühnem Fluge, keine grausame Hand hat sie beschnitten, keine unsichtbare Kette schmiedet sie fest."

„Er ist frei — und einsam."

Ich aber bin einsam und — unfrei."

Sie sprach mehr zu sich selbst als zu mir; unverwandt hielt sie den Blick dem Meere zugerichtet.

„Wenn ich so, wie in dieser Stunde", fuhr sie fort, „bewegt bin von der übermächtigen Gewalt ursprünglich elementarer Kraft, dann schmerzt mich das alltäglich kleinliche Thun des Menschenlebens doppelt bitter und die Nadelstiche, die uns ritzen, werden zu klaffenden Wunden, an denen die Seele verbluten muß."

Nach kurzer Pause sagte sie, aus dem warm erregten Ton in eine conventionelle Sprechweise übergehend.

„Sie werden einen sonderbaren Begriff von mir bekommen. „Glauben Sie mir", fügte sie mit herbem Lächeln hinzu, „ich bewege mich nicht immer auf dem Kothurn, der Sturm hat mir die Nerven aufgeregt."

„Warum wollen Sie sich herabsetzen, Empfindungen in eine Sphäre niederziehen, über die Sie noch eben selbst mitleidig die Achseln zuckten?"

Sie sah mich verwundert an; der Ton ernsten Vorwurfs machte sie betroffen. Dann flog ein herzgewinnendes Lächeln über ihre stolzen Züge und mir die Hand reichend, sagte sie einfach:

„Ich glaube, ich habe einen guten Kameraden gefunden und darf zufrieden einer kurzen Wegstrecke entgegensehen."

Herzlich erwiederte ich den Druck der schön geformten, nervigen Hand.

Wir hatten die Stelle des Strandwegs erreicht, von der aus sich die verschiedenen Pfade zum Dorfe abzweigen. Hier schieden wir, nachdem die Formalität gegenseitigen Vorstellens flüchtig erfüllt war.

Bei meinem täglichen Morgenspaziergang in den Buchwald sah ich den nächsten Tag Editha in Begleitung einer älteren Dame mir entgegenkommen. Ich wollte grüßend vorübergehen, aber sie blieb stehen, um mich ihrer Tante vorzustellen. Nach den üblichen Redensarten trennte sich Editha, wie es schien nach hergebrachter Gewohnheit von der alten Begleiterin, sie schien es natürlich zu finden, daß wir unsern Spaziergang zusammen fortsetzten und bat mich, sie nach einem hochgelegenen Plätzchen des sanft ansteigenden waldigen Hügels zu begleiten; eine Stelle, an der sie täglich zu lesen pflegte.

Editha war von gleichmäßiger Freundlichkeit; die Erregung des vergangenen Abends schien weder in ihrer Stimmung noch auf ihren schönen, ruhigen Zügen ein Nachempfinden zurückgelassen zu haben. Sie erzählte

mir, daß die Stille ihres hiesigen Aufenthaltes demnächst durch Verwandte unterbrochen werden würde, mit denen sie auch ihre Schwester erwarte. Als ich ihr meine Freude darüber ausdrückte, daß ihr Zusammenleben mit den älteren Verwandten eine so angenehme Abwechslung erhalten würde, wie durch die Ankunft der Schwester vorauszusetzen war, erwiederte sie ernst:

„Da irren Sie. Meine Schwester und ich stimmen wenig zusammen; als wir Kinder waren, stritten wir mit einander — jetzt meiden wir uns."

„Ist Ihre Schwester verheirathet?"

„Ja und wenn es möglich war, die Kluft zwischen uns zu erweitern, so ist es durch diese Heirath geschehen."

„Sie sind hart, Fräulein Editha!"

„Sie mögen recht haben, aber wer wird es nicht, wenn er sieht, daß eine im ganzen reich beanlagte Natur schwach sein kann, schwach bis zum Unrecht; daß ohne zwingende Noth eine conventionelle Geld- und Standesheirath einem treuen, braven Herzen vorgezogen wird."

„Sie wird sich in die Verhältnisse gefunden haben, allmälig wird sich Alles ausgleichen!"

„Glauben Sie das nicht; meine Schwester ist keine Natur, die zu Ausgleichungen irgend welcher Art geneigt ist. Haltlos läßt sie sich von jeder Laune, von jeder Stimmung fortreißen und zu ihrem Unglück hat sie Verstand und Herz genug, ihre Fehler einzusehen, ohne jemals die Energie zu haben, sich zu bessern."

Wir hatten die Bank erreicht, auf der Editha jeden Morgen zu lesen pflegte.

„Wollen Sie sich noch einen Augenblick zu mir setzen", sagte sie freundlich, „um meinen Lieblingsblick kennen zu lernen. Aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie bald fortschicke; meine Lesestunde gebe ich ungern auf und ich denke, wir schließen einen Pakt, uns nicht durch förmlichen Zwang das Zusammensein zu stören. Sehen Sie nur, wie schön", fuhr sie nach kurzer Pause fort, auf eine natürliche Lichtung im Walde deutend, durch die man bläulich einen breiten Wasserstreifen schimmern sah.

„Wie lustig sich die Segel im Morgenwinde dehnen und wie frisch die reine Seeluft zu uns herüberweht! Wohl ist es nur ein kleiner Theil der großen Wasserwelt, der, abgeschlossen durch grüne Bäume, still und friedlich daliegt; aber ich liebe in mancher Stimmung dies kleine engbegrenzte Bild mehr als das der unermeßlichen Wasserfläche, die die Gedanken der Springfluth gleich nicht ruhen läßt, sondern unablässig wie die bewegliche Welle hinüber und herüber treibt."

Von dem prächtigen Bilde fort, an dem ihr Auge hing, wagte ich es, den Blick auf die Sprecherin zu richten.

Wie sie dasaß, ein wenig vorgebeugt, nachlässig, graciös, das Auge voll und warm hinausgerichtet, erinnerte sie mich — fast mußte ich lachen über diese unsinnige Gedankencombination — an Sybille. Mit demselben innigen Blick hatte die Gräfin wohl zu mir aufgesehen, so hingebend sich oft zu mir geneigt; der Unterschied war kein geringerer als der, daß Editha alle Wärme, alle Hingabe nur für die Natur zu empfinden schien und meine Person dabei so überflüssig als irgend möglich war.

Dies Gefühl war nicht gerade erhebend und reizbar und empfindlich, wie solche Momente mich vorübergehend machen konnten, stand ich auf, ihr

einen gezwungenen „Guten Morgen" wünschend. Sie schien es nur natürlich zu finden und entließ mich in Gnaden.

Zufällig gerieth mir in dieser Zeit die Gegenschrift in die Hände, die ich auf Sybille's Wunsch mit so viel Enthusiasmus begonnen hatte und die schnell genug dem Loos der Vergessenheit verfallen war. Welcher Art wohl Editha's Ansichten über diese Fragen wären? Es dünkte mich psychologisch interessant vergleichsweise die ihren zu hören und eifrig speculirte ich über die geistige Verschiedenheit dieser beiden Frauen.

Die Gelegenheit, diese Speculation zu einem Resultat zu führen, bot sich mir erst nach zweimal vierundzwanzig Stunden, während welcher ich Editha nur im Fluge und niemals allein sah.

Der Himmel war Waldparthien oder abendlichen Strandspaziergängen entschieden ungnädig und sein mangelhafter Humor wandte sich erst gezwungener Maßen zum Besseren, als der Mond Miene machte, sich uns in seiner vollendeten Glorie zu präsentiren. Am dritten Tage endlich stillte die vorschriftsmäßig zusammenrückende Tischordnung meine stürmische Ungeduld; sie wies mir bei der Tafel den Platz an Editha's Seite. Es war mir, als hätte ich sie seit Wochen nicht gesehen, so viel gab es zu fragen und zu erzählen, und ihr selbst schien es nicht anders zu gehen; ein Glück nur, daß ihre Nachbarin, eine etwas schwerhörige Cousine, keine Ansprüche an ihre Unterhaltung machte.

Bis zu meiner vergleichenden Speculation gelangten wir indessen nicht und, ehrlich gesagt, ich hatte sie vollständig vergessen, denn Editha verwickelte mich in ihre eigenen Interessen und ich war nicht gesonnen, von dieser Bahn freiwillig auch nur den kleinsten Schritt seitwärts zu thun.

Bald war ich nur noch der Lauschende. Ihre einsame Kindheit, oft getrübte Mädchentage, ein kräftiger Geist, der tapfer gegen sich selbst und drückende Verhältnisse ankämpft, traten mir aus Allem entgegen, was sie einfach und natürlich zu erzählen wußte. Ich hätte den Blick unabläßig auf ihr ruhen lassen mögen, so schön war sie in ihrer lebendigen Art zu schildern; ein zartes Roth färbte ihre blasse Wange und ihre dunklen Augen leuchteten warm und innig.

Aber Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Einrichtungen eines Badediners, daß man sich nicht vollständig der süßen Thorheit hingiebt, die Züge seiner Nachbarin zu studiren, unausgesetzt dem Wohlklang ihrer Stimme zu lauschen. Das Diner, das mich an Editha's Seite sah, machte keine Ausnahme von dieser Regel.

Trotz kleiner Klippen und Untiefen gelangten Editha und ich indeß stets wieder in das rechte Fahrwasser und ich weiß nicht warum — das Beispiel von dem guten Kameraden, welches sie am ersten Abend unserer Bekanntschaft gebraucht, fiel mir ein wenig schwer auf die Seele. Aber vor dem sanften Druck ihrer Hand und ihrem freundlichen: „Wir sehen uns wohl heut' noch?" verschwand das Unbehagen einer zu ausgesprochen kameradschaftlichen Wechselempfindung mit dem schönen Mädchen.

Seltsam, wie dieses: „Wir sehen uns wohl heut' noch?" mich wieder an Sybille erinnerte!

Es war ein wundervoller Abend, ein Abend, der mich in seiner Mondscheinpracht und seiner weichen, warmen Luft an jene Sommernacht er-

innerte, in der ich von Selene und Endymion träumend zu meinem Berliner Gartenidyll heimkehrte.

Leise athmend lag die See; sie hob und senkte sich gleichmäßig wie die Brust eines Mädchens, das süße Träume eingewiegt, es war, als wollten die Wellen sich selbst in Schlaf singen, so traumhaft rauschten sie, leise, immer leiser und drüber hin breitete das Mondlicht seinen silbernen Glanz. Von der rauhen Klippenwand blinzelte halb verschlafen das Licht des Leuchtthurmes herüber, als ob es wüßte, daß es heute nicht nöthig habe, hell in die Ferne zu leuchten. Da und dort tauchte ein weißes Segel auf, wie die Flügel einer silberweißen Möve; der gleichmäßige Ruderschlag eines heimkehrenden Fischerbootes war der einzige Laut, der von außen in die Stille dieser Märchennacht hineinklang.

Wir standen bei einander auf dem Steg und sprachen lange kein Wort. Sie war die erste, die das Schweigen brach.

„Traumselige Ruhe, die die Seele einschläfert", sagte sie leise; „gefährlich ist es, sich ihr hinzugeben! Doppelt gefährlich", fuhr sie wie abwehrend fort, „wenn das Erwachen so bitter ist, daß man wünschen könnte, niemals geträumt zu haben!"

„O, sagen Sie das nicht! Ein süßer Traum ist oft das Einzige, was einem Menschenleben beschеert wird und die Erinnerung daran leuchtet erhellend auf manchen rauhen Pfad zurück!"

„Vielleicht haben Sie recht", erwiederte sie weich, „ich habe nur selten geträumt; heute darf ich es, ist es doch der letzte Traum, ein allzu kurzer Jugendtraum"

Betroffen sah ich sie an; ich verstand sie nicht, aber ich fühlte mit ihr und mein ganzes Herz neigte sich ihr zu.

„Fragen Sie mich nicht", fuhr sie fort, „es giebt Dinge im Leben, die allein getragen sein wollen und ausgeschwiegen werden müssen bis zuletzt. Die Stunden, die wir zusammen verlebten, gehören zu den schönsten meines Lebens; ihren Nachklang nehme ich mit hinaus in andere Zeiten. Zwischen jener Sturmnacht und dieser Mondnacht ist manches anders in mir geworden; ich scheue mich nicht, Ihnen heute zu sagen: Sie haben Theil daran. Vor Ihnen, lieber Freund, liegt ein ganzes Leben, eine reiche Welt, denken Sie an mich, wenn Sie glücklich sind."

Ehe ich mich fassen konnte, war sie an mir vorüber den Steg hinaufgeeilt und ich fühlte, daß ich nicht das Recht hatte, ihr zu folgen.

Zärtlich legte ich die Hand auf die Stelle des Geländers, wo die ihre geruht; es war mir, als ströme es von dort warm von ihr zu mir herüber. Warum hatte ich hier nicht gesprochen, warum ihr nicht gesagt, wovon das Herz mir übervoll war. „Laß hinter Dir Alles, was Dich schmerzt und drückt, komm an mein Herz, sei mein geliebtes Weib, die Gefährtin eines Lebens, das gleich Dir um Wahrheit und um Freiheit kämpft; Dein will ich einst werden, für Dich ringen im heißen Streit."

Und wie eine Gnadenbotschaft kam die Zuversicht über mich, daß sie mich hören müsse!

Und diese Zuversicht, sie schwand nicht vor dem neu erwachenden Tage, bei dessen grellen Licht so oft erbleicht, was des Abends milder Schein zum Leben gerufen, sie hielt Stand bis zu dem Augenblick, da ich Editha wiedersah.

Vergebens hatte ich am nächsten Tage im Walde und am Strand nach ihr ausgeschaut, schon hatte mich eine namenlose Angst ergriffen, sie konnte

krank, plötzlich abgereist sein, als ich aus einem zufälligen Gespräch meiner Tischnachbarn erfuhr, daß Fremde angekommen seien, und zwar Freunde oder Verwandte der Berten'schen Damen. Ich athmete auf; Abends, so rechnete ich, würden sie Alle zusammen in die Schloßhalle kommen, und vielleicht konnte ich es dort ermöglichen, Editha um eine Unterredung zu bitten.

Ich saß vor meiner Thür unter der großen Buche und beobachtete die Sonne, wie sie langsam Zoll für Zoll tiefer sank, bis sie endlich, ein glühender Feuerball, ins Meer tauchte.

Noch eine Stunde; wir Badegäste waren frühschläfrige Leute und die Abendversammlung in der Schloßhalle pflegte eine zeitige zu sein. Noch eine Stunde — höher schlug mir das Herz, aber meine Zuversicht hielt Stand. Als ich mit Erich in den Saal kam, waren die meisten der kleinen Tische bereits besetzt; an der Schmalseite des Saales dicht am Eingang fanden wir aber noch ein Plätzchen.

Mein eifrig spähendes Auge entdeckte Editha sofort, obgleich es die ganze Länge des Saales zu durchschweifen hatte. Auch sie sah zu mir herüber und erwiederte traurig meinen ehrerbietigen Gruß.

Sie saß in der Gesellschaft ihrer Verwandten und der neu hinzugekommenen Fremden, wie ich annahm, einem Vetter und seiner Mutter, von dem sie mir oberflächlich erzählt hatte. Er saß an ihrer Seite, ein nicht mehr junger Mann mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, wenn ich nicht irre, Chef eines hervorragenden norddeutschen kaufmännischen Instituts. Sie schien an der lebhaft geführten Unterhaltung kaum Antheil zu nehmen, und sah auffallend bleich und abgespannt aus.

Erich überließ mich unbehelligt meinen Gedanken; er zeichnete Carricaturen, eine Beschäftigung, die ihm in letzter Zeit zur Gewohnheit geworden war, wie Anderen das Rauchen. Er war so vertieft, daß er nicht aufblickte, als Editha mit den Ihrigen an uns vorüberging und mir einen bittenden Blick zusandte. Ich glaubte, ihn recht zu deuten, wenn ich mich erhob und ihr langsam folgte.

Auf der schmalen Stiege, die von der Schloßhalle herabführt, blieb sie einen Moment zurück. Ich wartete nicht ab, was sie mir zu sagen haben würde, sondern flüsterte ihr hastig meine Bitte zu, sie morgen sehen zu dürfen.

„Sie kommen mir zuvor", erwiederte sie leise. „Ich hatte Sie selbst darum bitten wollen. Wollen Sie mich morgen früh etwa um neun Uhr auf meinem Leseplätzchen erwarten? Mittags kommt meine Schwester, dann wäre es zu spät."

Ich sagte zu; ein Händedruck — ein Rauschen ihres weißen Kleides, und sie war verschwunden.

Ich war der erste zur Stelle, es hatte mir keine Ruhe gelassen; wenige Minuten nach der bestimmten Zeit kam Editha.

Sie trug dasselbe Kleid, den blauen Shwal, in dem ich sie zuerst gesehen hatte, die Silbernadel hielt ihr schweres Haar am Hinterkopf zusammen. Langsam kam sie näher, kein Schimmer freudiger Erregung in dem blassen Gesicht.

Mir wurde unsagbar bange; die Ahnung von etwas Schrecklichem stieg in mir auf. Ihre Ruhe gab mir die meine bis zu einem gewissen Grade zurück; ich setzte mich neben sie.

„Es hat mich gedrängt, Sie noch einmal allein zu sprechen", sagte sie innig. „Ich denke, Sie werden diesen Wunsch nicht mißdeuten, wenn ich

Ihnen sage, daß es das letzte Mal ist und ich in wenigen Tagen von hier gehe."

„Sie gehen, Editha! Das kann Ihr Ernst nicht sein? Sie dürfen nicht gehen, ehe Sie mich nicht gehört haben."

„Ich darf wohl gehen", sagte sie bitter lächelnd, „aber ich darf Sie nicht hören, denn ich ahne, was Sie sagen wollen. Haben Sie Geduld mit mir, und hören Sie, was ich zu sagen habe."

Ich nickte schweigend, ich konnte nicht sprechen.

„Erinnern Sie sich unseres Gespräches in jener Sturmnacht, des ersten, das wir miteinander hatten? Zu kühn war der Flug, den meine Gedanken nahmen, die Flügel sind gestutzt, die Kette ist geschmiedet, die sie auf ewig fesseln soll! Was rede ich noch in Bildern und quäle Sie und mich! Sie haben gestern den Mann an meiner Seite gesehen und mit ihm mein ganzes zukünftiges Leben! Seit gestern Abend bin ich seine Braut — in wenig Wochen auf ewig ihm verbunden!"

Das Unerwartete dieser Mittheilung lähmte mir die Glieder, die Zunge versagte den Dienst — ich saß stumm und starr, als ob die fürchterliche, unbegreifliche Wahrheit mich nicht berühre.

„Erlassen Sie mir, mein Freund", bat sie nach kurzer Pause, „Ihnen alle jene äußerlichen Beweggründe mitzutheilen, die mich zu dieser Heirath zwingen. Ja zwingen, warum es nicht beim rechten Namen nennen! Man wird ja nicht unterlassen, auch Ihnen das Glück zu preisen, das ich durch diese reiche Verbindung mache, die Stellung als eine beneidenswerthe zu schildern, die das einflußlose Mädchen zu einer der ersten Damen der Gesellschaft erhebt — und das genügt."

Die Erstarrung löste sich. Ich sah sie im Geist an der Seite jenes Mannes, inmitten glänzender Kreise, ich sah ihr gehuldigt von aller Welt und: „Nein", rief ich, „tausendmal nein. Ich will wenigstens wissen, was eine Editha zwingen konnte. So hören Sie denn, daß ich das Recht dazu habe, daß ich Sie liebe und daß ich Sie fragen wollte, ob Sie dereinst mein Weib sein wollen!"

Ich ergriff ihre Hand und hielt sie mit eisernem Griff in der meinen; vergebens suchte sie sich los zu machen.

„Nicht weiter", bat sie, „um Gotteswillen, wollen Sie das Opfer zu einem unerhörten machen?"

„Ein Opfer", lachte ich bitter, „in der That ein großes, noch nie dagewesenes Opfer, daß ein Mädchen den reichen Mann heirathet und den vermögenslosen heimschickt!"

Editha erhob sich, ich hielt sie zurück.

„Ist das Ihre Selbstbeherrschung? Sie vergessen sich", sagte sie sanft.

„Ja, Sie haben recht, ich vergesse mich und ich habe und will Alles vergessen bis auf das Eine, daß ich Sie liebe, Editha, grenzenlos, unaussprechlich."

Ich neigte mich auf ihre Hand, aber sie entzog sie mir und stand schnell auf.

„Nein", sagte sie stolz, „ich will diese Sprache nicht hören. Leben Sie wohl und bleiben Sie Ihr Lebenlang ein ganzer Mann, das ist der beste Wunsch, den ich Ihnen mitgeben kann."

Ich versuchte nicht länger sie zu halten.

„Ein ganzer Mann", wiederholte ich bitter, mich wundert nur, daß sie nicht nochmals sagte: „Denken Sie an mich, wenn Sie glücklich sind", das wäre ein so hübscher treffender Zusatz gewesen.

Mechanisch setzte ich mich in Bewegung; verfehlte den nächsten Weg nach dem Dorfe und kam erst nach zweistündigem gedankenlosen Umherirren zu Hause an.

Es hatte schon zum zweiten Male zum Essen geläutet, als ich endlich in der Verfassung war, dem Ruf Folge leisten zu können.

In der Garderobe mußte ich mich mühselig durch sonnenhelle Schleppen arbeiten; es war kaum möglich in den Saal zu gelangen, einige wohlbeleibte Damen hielten durch gegenseitige Complimente die Passage vollständig gesperrt. Hinter mir sah ich mit halbem Auge Editha's blaues Kleid schimmern — noch ein krampfhafter Versuch, den Eingang zu erzwingen — zu spät. Schon hörte ich ihre Stimme fragen: „Darf ich Sie mit meiner Schwester bekannt machen?"

Mir schlug das Herz, da war kein Entrinnen mehr.

Ich wandte mich um — Gräfin Sybille stand vor mir.

Stumm verbeugte ich mich, keines Wortes mächtig, erstarrt vor dem satanischen Spiel des Zufalls.

Sybille sah mich mit festem Blick an, ihre Farbe wechselte flüchtig, kaum merkbar, dann sagte sie kalt:

„Seit wann kennst Du unsern Trappisten, Edith?" Und ohne mich eines Wortes zu würdigen, zog sie die Schwester fort an ihren Platz.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr war vorüber gegangen. Wieder neigte sich ein Augustmonat seinem Ende zu.

Ich stand in Kufstein auf dem Bahnhof, ließ mir die Sonne lustig aufs Haupt brennen und erwartete Erich mit seiner jungen Frau.

Seit unserer Trennung am Meer hatte ich den Freund nicht wiedergesehen. Er war indessen nach Hamburg übersiedelt, wo er viel für sein specielles Kunstgenre zu finden hoffte. Dort hatte er bald eine junge Holsteinerin, die Tochter eines Grundbesitzers, kennen gelernt und war seit einigen Monaten mit ihr verheirathet. Die Hochzeitsreise mußte dringender Arbeiten wegen bisher verschoben werden und ich sollte nun die Freude haben, das junge Paar bei seinem ersten Ausflug in die Welt zu begrüßen.

Der Rendezvousplatz Kufstein war mir sehr genehm. Nach vierzehntägigem Aufenthalt bei meinem Onkel in München freute ich mich nach einem arbeitsreichen Berliner Jahr die Heimatsberge wieder zu sehen und bedauerte nur, daß der leidige Dienst den Onkel verhinderte, mich zu begleiten.

Brannenburg war der erste Gedanke für mein Hauptquartier gewesen, allein es war so überfüllt von Münchener Malern, daß ich anderen Sinnes wurde und das grüne Kufstein am wildbrausenden Inn zur Sommerfrische ausersah.

Pünctlich wurde der Rosenheimer Zug signalisirt und dampfte pustend näher. Aus den Wagenfenstern wehten Schleier in allen Farben, nickten Federn von allen Dimensionen, und unter den eigenthümlichsten Combinationen von Schleiern und Federn kam sogar dann und wann ein weibliches Gesicht zum Vorschein.

Die Thüren wurden aufgerissen:

„Kufstein — zehn Minuten Aufenthalt", rief der Schaffner.

Auf den Wagentritten erschien manche zierliche Damenchaussure, manch wetterfeste Stulpstiefel, allein vergebens suchte ich zwischen Hüten und Stiefeln nach Erich umher. Endlich wurde ich ihn gewahr, ganz am Ende des langen Zuges, im Begriff, eine Dame aus dem Coupé zu heben.

Nach einer herzlich warmen Begrüßung gab ich der jungen Frau den Arm, während Erich den bitteren Bodensatz im Kelch der Reisefreude, die Besorgung des Gepäckes, auf sich nahm.

Ich hatte den Freunden in der „Post" ein Zimmer bestellt; der dicke Wirth erwartete uns schon schmunzelnd in der Thür und setzte sein Piedestal in mächtigen buntgestickten Hausschuhen aufs schleunigste in Bewegung, um den Wünschen der Ankömmlinge gerecht zu werden.

Die junge Frau zog sich bald zurück und gegen Abend wanderte ich Arm in Arm mit Erich zu dem schönen Garten am Fuß der Festung hinaus, um bei einer Flasche Tiroler Wein unsere Begrüßung festlich zu begehen. Wir plauderten ganz wie früher und in seiner Freude über das Wiedersehen machte er mir einen Vorschlag.

„Ehe wir uns trennen", sagte er, „höre meinen weiteren Reiseplan, bei dem ich fest auf Dich rechne. Heute Abend werden wir uns kaum noch sehen und morgen geht es mit dem frühesten weiter, über Innsbruck und den Brenner nach Riva, wo wir den Vater meiner Frau und ihre jüngste Schwester erwarten. Der Alte ist ein urgemüthlicher Kerl und mit meiner Schwägerin Lisbeth läßt sich auch ganz gut fertig werden. Ich telegraphire Dir sobald wir am Gardasee eingetroffen sind, versprich mir, daß Du kommen willst."

Ich schlug ohne Bedenken in seine dargebotene Rechte. Er war immer der alte, treue Freund und gern gab ich die Zusage nach der langen Trennung das Zusammensein unter so angenehmen Bedingungen zu verlängern, und sein junges Glück näher kennen zu lernen. So schieden wir mit dem Wunsche auf ein baldiges, frohes Wiedersehen und ich beschloß, bis zu diesem Zeitpunct noch einige Vorarbeiten zu vollenden, die auf mein Reisearbeitspensum fielen, um ganz leichten Sinnes über den Brenner ziehen zu können.

Das Grab Friedrich Liszt's auf dem schönen Kufsteiner Gottesacker hatte die Erinnerung an diesen Mann als Vorkämpfer unserer Wissenschaft wieder lebendig in mir wach gerufen. Einige vortreffliche Ideen aus seinem „Nationalen System der politischen Oekonomie" kamen mir lebhaft ins Gedächtniß zurück und regten neue Entwürfe in mir an. Jetzt vielleicht, wenn jemals, war die Zeit gekommen, ihnen das Wort zu reden. Der Gedanke daran nahm mich vollständig gefangen; ich hing ihm nach inmitten des lebendigen Naturlebens und das Rauschen des Innstromes, das Flüstern des Sommerwindes in den Tannenzweigen konnte ihn nicht hemmen in seinem gewaltigen Flug.

Zum ersten Male fühlte ich mich mir selbst gegenüber vollauf befriedigt in meinem Beruf, zum ersten Male kam mir ein gesundes Bewußtsein meiner Leistungsfähigkeit, eine Ahnung von dem, was ich meiner Zeit geben könne. Nie hatte ich mich so gehoben gefühlt, nie zuvor war mir die Brust so hoch geschwellt in freudiger Erregung — einmal nur — ein einziges Mal, in jener Sturmnacht an Editha's Seite. Und die Berge wurden mir eng, seicht der Strom, als ich jener Nacht gedachte.

Am dritten Tage nach Erich's Abreise bekam ich ein Telegramm: „Dein Zimmer bestellt, Aussicht auf den See, erwarten Dich in Riva."

Mein gegebenes Versprechen fiel mir erst jetzt wieder ein; es überraschte mich als etwas Neues, aber ich schwankte nicht.

Lange hatte ich nicht so frisch in die Welt geschaut und es lockte mich, sie so in den Fluthen des Gardasees sich spiegeln zu sehen, überwölbt von einem italischen Himmel.

Riva, dicht am Ufer aufgebaut, der bergbegrenzten Wasserbucht zugewendet, war mir nie zuvor so schön erschienen.

Die Freunde erwarteten mich im Wirthsgärtchen unter den Oleanderbäumen und bei einem kühlen Landwein machte ich die Bekanntschaft von Erich's neuer Familie. Er hatte mir recht gesagt, der Alte war wirklich höchst gemüthlich, ganz der Typus eines behäbigen Grundbesitzers, mit dem es sich behaglich plaudern läßt, der mit wahrer Herzensfreude die Schönheiten einer solchen Umgebung in sich aufnimmt und Geschmack genug hat, seine Weizen- und Roggenfelder nicht poetischer zu finden als die Oliven, Granaten und Feigen des Gardasees. Wir geriethen in einen lebhaften Discurs über landwirthschaftliche Fragen; ich ließ mich belehren, daß manche Ansicht, die ich vorbrachte, in der Theorie recht vortrefflich, aber in der Praxis unausführbar sei und bald waren wir auf cordialem Fuß miteinander.

Die Hochzeitsreisenden — wie wir sie getauft — hatten sich stillschweigend entfernt, voraussichtlich, um sich unten am See an Natur und Liebe zu berauschen, während Fräulein Lisbeth mit ihrer Arbeit geduldig an unserem Tischchen ausgehalten hatte. Ich beachtete sie kaum, bis sich der Vater mit einer Bemerkung direct an sie wandte und ich mich erinnerte, daß es im Grunde wenig liebenswürdig sei, in Gegenwart der jungen Dame über Dinge zu disputiren, die sie zum mindesten langweilen mußten. Die Frage unterdrückend, die mir noch auf den Lippen schwebte, entschuldigte ich mich bei ihr; der Alte schnitt die Erwiederung ab, die sie erröthend im Begriff war zu machen.

„Da kennen Sie meinen kleinen Adjutanten schlecht", sagte er lachend. „Das Kind versteht die Oekonomie besser als mancher ausgediente Wirthschafter; ich sage Ihnen, Herr von Worringen, das Mädchen hat mehr praktischen Verstand in seinem kleinen Kopf, als viele, die sich einbilden, wunder was für Schätze aus ihrem Boden herauszuschlagen. Nicht wahr, Kleine?" und dabei legte er zärtlich seine breite, ausgearbeitete Hand auf ihre braunen Flechten.

Sie hatte einen vergeblichen Versuch gemacht, den Vater zu unterbrechen, nun sagte sie einfach, ohne jede falsche Bescheidenheit:

„Papa macht mich gern ein wenig besser als ich bin — aber in Einem hat er Recht, es macht mir Freude, den Dingen etwas auf den Grund zu sehn, die mich täglich und stündlich umgeben."

Ich war überrascht über diese Antwort, aber sie ließ mir keine Zeit, dieser Ueberraschung Ausdruck zu geben, sondern bat uns, mit ihr an den See hinab zu gehen, wo wir richtig unsere Hochzeitsreisenden trafen und noch ein heiteres Stündchen verplauderten.

An einem Sonntagmorgen schifften wir uns in dem engen Hafen Riva's ein, um eine Tagespartie nach Desenzano zu machen.

Ich trat an die Spitze des Schiffes und schaute in das Wasser hinab; aus den beweglichen Wellen stiegen immer neue Visionen auf, die alle, alle

Editha's Bild zurückriefen. Ja, sie war und blieb das einzige Weib, das ganz erfüllen konnte, was das Ideal des Weibes verhieß. — Ich wußte nun seit lange, was sie zu ihrer Heirath bewogen hatte; ich wußte um die unsinnigen Bestimmungen in dem Testament des Vaters, die ihre Jugend vergifteten. Wäre das nicht gewesen, hätte ich sie glücklich gewußt, das Gefühl der Bitterkeit, das noch in mir lebte, es würde schwinden und das Herz den Weg finden von wilder, leidenschaftlicher Liebe zu ruhig beglückender Freundschaft.

Wie schwer ist er, dieser Weg und wie Mancher ist auf ihm gestrauchelt!

Seufzend wandte ich mich ab, mein Blick fiel auf Lisbeth, die unweit von mir auf den See hinausblickte. Ich trat zu ihr.

„O", sagte sie schüchtern — „ich wollte Sie nicht stören in Ihren Betrachtungen."

„Aber Sie haben dennoch eine Frage auf dem Herzen, Fräulein Lisbeth, ich sehe es Ihnen an. Was ist's?"

Sie lachte.

„Wie gut Sie rathen können. Sehen Sie dort den blauen, nebligen Streifen, bedeutet er Land, und welche Küste?"

„Es ist die Landzunge Sirmio, die Heimat Catull's; wenn wir näher kommen, werden Sie Theile der alten Marmorbögen schimmern sehen, die vor Jahrhunderten ein Stück Poesie und Geschichte umschlossen — jetzt sind es nur noch Trümmer, die Hand der Zeit ist unsanft darüber hingefahren!" Träumerisch sah sie hinaus in die blaue Ferne, ich hätte gern gewußt, was sie dachte!

In der Mittagsstunde erreichten wir Desenzano. Auf der Schiffsbrücke standen viele Fremde, aus Neugier oder Theilnahme, die Ankommenden in Augenschein zu nehmen. In ziemlicher Entfernung ragte ein Männerkopf aus der Menge hervor, der mich sofort durch sein charaktervolles Aussehen frappirte. Ich mußte ihm schon einmal begegnet sein, nur konnte ich mich im nächsten Augenblick nicht besinnen wo.

Da machte er eine Bewegung, die ihm eigenthümlich sein mochte, und plötzlich gingen mir die Augen auf, es war Editha's Vetter, seit Jahresfrist ihr Gemal!

Wie festgebannt blieb ich stehen, unfähig mich von der Stelle zu rühren. Ich hörte und sah nicht, was um mich vorging.

Die anderen Passagiere waren längst am Land, die Schiffsbrücke leer, bis auf die ab- und zugehenden Gepäckträger, nur der große, ernste Mann stand noch immer an derselben Stelle und schaute gelassen dem regen Treiben zu. Erst in dem Augenblick, als er sich bewegte, schien auch meine Erstarrung sich zu lösen.

Er trat mit der Frage auf mich zu, ob er mir mit der Landessprache aushelfen dürfe, da ich noch immer am Landungsplatze sei nehme er an, daß eine Gepäck- oder Wohnungsfrage mir Ungelegenheiten bereite.

„Sie sind sehr gütig", erwiederte ich zögernd, „das ist es nicht, was mich so lange zurückgehalten hat, ich war versunken in den Anblick von Desenzano.

„So, so", sagte er lächelnd als ob er meinen Worten keinen rechten Glauben schenke, „wissen Sie auch, daß wir uns schon einmal gesehen haben? Wenn ich nicht irre, sind Sie der junge Süddeutsche, den ich in Dänemark flüchtig kennen gelernt und von dem mir meine Frau so viel erzählt hat."

Die Bewegung, die bei seinen Worten in meinen Zügen Ausdruck fand, mußte unverkennbar sein, denn er sagte mir die Hand reichend:

„Ich sehe, ich habe Recht, Sie können sich nicht mehr verleugnen; ich führe Sie gleich zu Editha, wie wird sie sich freuen, Sie wiederzusehen."

„Zu Editha!" Ich hörte nichts als diese Worte; und innig dankbar war ich ihm, daß er „Editha" sagte, dies „meine Frau" wie hatte es mir ins Herz geschnitten.

Zu Editha! Freude und Stolz kämpften miteinander, die Aufregung schnürte mir die Kehle zu, bald trieb mich das Verlangen schneller vorwärts, bald zögerte mein Schritt in banger Sorge vor dem Wiedersehen.

Ein niedriges Staket umschloß den zum Gasthof gehörigen Garten.

„Sehen Sie dort!" sagte mein Begleiter hinüber deutend.

Unter einem breitblätterigen Baum, herabgeneigt auf einen Kinderwagen, sah ich die schlanke Gestalt, die der Sturmnacht so trotzigen Widerstand geboten; die tief herabhängenden Zweige fielen bis auf die blonden Flechten nieder, mit denen der Seewind so oft sein luftiges Spiel getrieben. Ich weiß nicht wie ich bis zu ihr gelangte; ich hörte nur eine Stimme freundlich sagen: „Editha, ich bringe Dir einen guten Bekannten aus Deutschland", ich sah nur ihre Gestalt sich wenden und zwei Hände, die sich mir entgegenstreckten zu freundlichem Willkommensgruß. Da gewann ich endlich meine Fassung wieder.

So frei und unbefangen trat sie mir entgegen, so herzlich warm klang der Ton ihrer Stimme bei ihren Begrüßungsworten, daß mir das Herz aufging wie in alten Tagen, als ich an ihrer Seite schritt und die Stimmen des Meeres geheimnißvoll zu uns hinüberklangen.

Im Schatten des Baumes setzten wir uns nieder. Sie nahm das Kind auf den Arm, um es mir zu zeigen, ehe sie es hineinschickte und erzählte mir, daß sie längere Zeit in Mailand gewesen wären, wo ihr Mann im Interesse seines Etablissements zu arbeiten gehabt hätte, nun aber Desenzano den Abschluß des italienischen Aufenthaltes bildete. „Dann geht es über die Alpen wieder nach dem Norden zurück; wie schön ist es, daß die letzten sonnigen Tage des Südens Sie noch zu uns gebracht haben! Nicht wahr, Lieber", sagte sie dann, innig zu ihrem Manne aufsehend, „auch Du bist erfreut, einen von den wenigen Freunden kennen zu lernen, die meine Mädchentage verschönt haben?"

Der ernste Mann reichte mir die Hand und sagte freundlich:

„Zwischen Männern bedarf es der Versicherungen nicht, Editha, sie wissen auch ohne Worte bald, ob sie einander willkommen sind! Bleiben Sie bei meiner Frau, Herr von Worringen, ich habe noch Geschäftsbriefe zu schreiben und Sie werden sich viel zu erzählen haben. Bei Tische sehen wir uns wohl Alle wieder?"

Sie geleitete ihn bis an die Gartenthür; er küßte sie auf die Stirn und ging dann schnell dem Hause zu.

Langsam kehrte sie zu mir zurück. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden so schön war sie, alles war lieblicher, weicher an ihr geworden!

Sie setzte sich zu mir und sah mich an mit einem langen, prüfenden Blick, unsere Augen begegneten sich und ihr die Hand reichend fragte ich leise:

„Sie sind glücklich, Editha?"

„Ja", erwiederte sie bewegt, „ich bin glücklich, wie ich es nicht verdient, nachdem ich so bitterböse dem Schicksal entgegenging. Und Sie, lieber Freund,

sind Sie geblieben, was ich als letzten Wunsch Sie zu bleiben bat? Ein ganzer Mann?"

„Nein, Editha, aber von dieser Stunde an habe ich die Kraft, es zu werden, in dieser Stunde ist die Bitterkeit von mir genommen, da ich Sie glücklich weiß. O Editha, könnte ich so ganz ein Mann werden, wie Sie ein ganzes Weib sind!"

„Seien Sie unverzagt, Haus", sagte sie innig, „und glauben Sie mir, das Leben ist eine harte, aber gute Schule; der Kampf mit sich selbst gewiß der schwerste, den es auszukämpfen giebt, aber kein Sieg so schön, als der, den man über sich selbst gewinnt! Und das Schicksal — es meint es nicht so schlimm mit uns, wie es manchmal den Anschein hat. Die Kette, mit der es mich anzuschmieden drohte, ist mir eine liebe Last geworden und jedes einzelne Glied, von dem ich fürchtete, es möchte mich wund drücken, zu Stunden reinster Freude!"

„Ich glaube Ihnen gern, Editha, man braucht Sie nur anzusehen, um zu wissen, daß es so ist. Wahrlich, Sie sehen nicht aus, als ob ein beschnittenes Flügelpaar Ihren Flug hemme. Ich kann die Stunde wieder segnen, Editha, die Sie in mein Leben führte! — Und Sybille?" fragte ich nach einer Pause.

„Sybille wirft den einzigen Schatten auf meinen sonnigen Lebensweg. Haben Sie in Berlin nichts davon gehört, daß sie in der Scheidung begriffen ist, und vor dem Gesetz ihrem braven Manne noch angehörig, in der Schweiz bereits einem neuen Herzensbunde lebt?"

„Nein", sagte ich betroffen, „daß es so weit gekommen, wußte ich nicht. Man sprach von Beziehungen zwischen ihr und einem reichen Kaufherrn!"

„Derselbe ist's. Sie hat mir geschrieben, daß sie ihn liebe, wild und leidenschaftlich, und ebenso wiedergeliebt, ohne ihn nicht leben könne."

„Sie verdammen sie?"

„Nein, ich beklage sie!"

„Sie haben Recht, eine so ungezügelte Natur wie Sybille's ist mehr zu beklagen, als zu verdammen."

Wir schieden in der frohen Aussicht uns binnen kurzem bei Tische wiederzusehen.

Die Hochzeitsreisenden und der gute Holsteiner empfingen mich mit Vorwürfen, Lisbeth sagte kein Wort. Erich nahm die Begegnung mit Editha kühler auf, als ich vorausgesetzt. Es war mir ganz recht so, seine gewohnten Neckereien hätten schlecht zu der Stimmung gepaßt, die noch in mir nachklang. Als wir zu Tisch gingen, fragte mich Lisbeth, wie lange die junge, blonde Frau schon verheirathet sei.

„Woher wissen Sie, daß Sie jung und blond ist?" fragte ich erstaunt.

„Ich sah sie mit Ihnen unter dem Baume sitzen, als ich vorüberging."

„Sie haben mir ja noch gar nicht verrathen, daß Sie schon Streifzüge unternommen haben, Fräulein Lisbeth", sagte ich scherzend. „Beichten Sie nur, was haben Sie Alles entdeckt?"

„Ich — o ich war nur auf der Post", erwiederte sie und ich wunderte mich, weshalb sie dabei so verlegen wurde.

Bei Tische saß ich an Editha's Seite; Lisbeth und Erich uns gegenüber, die junge Frau zwischen ihrem Vater und Editha's Gatten. Ueberraschend schnell fanden die verschiedenartigen Elemente sich zusammen, die Unterhal-

tung sprudelte von Humor und frischer Lebendigkeit; Editha war die Seele derselben.

Ihre einstige, fast zu stolze Zurückhaltung war einer anmuthigen Liebenswürdigkeit gewichen, durch die sie wie im Fluge alle Herzen bezauberte. Sie wußte für Jeden das rechte Wort zu finden, sie war Meisterin in der feinen Kunst, die besten Seiten der Menschen herauszukehren und mit Leichtigkeit bewegte sie selbst sich mit Jedem auf dem Terrain, auf welchem er heimisch war. — Ich mußte still vor mich hinlächeln, als ich sah, mit wie viel ungekünsteltem Interesse die stolze, geistreiche Frau den weitschweifigen Auseinandersetzungen des Gutsherrn über Bodencultur und Felderzeugnisse folgte. Dann wieder wandte sie sich zu Erich. Da und dort hatte sie seine Bilder gesehen; sie erzählte ihm von Mailand und gab ihm den Rath hinüberzufahren, um ein mit feinem Geschmack renovirtes Altarbild zu betrachten.

Lisbeth beobachtete sie unabläßig; sie schien ihr die Worte von den Lippen zu nehmen und in des Mädchens hübschen hellen Augen leuchtete es mehr als einmal verständnißinnig auf.

Nach Tische folgte Lisbeth freudig erröthend der Aufforderung, Editha auf ihr Zimmer zu begleiten, um dem Kleinen eine „Gute Nacht" zu wünschen.

Die Herren blieben rauchend beisammen.

Zwischen Editha's Gatten und mir kam es bald zu einem lebhaften Gespräch, bei dem sich mir mehr und mehr die Ueberzeugung aufdrängte, daß wenn je ein Mann dieses Weibes werth sein konnte, dieser es war. Aus jedem seiner wenig wortreichen aber klaren und festen Ansichten, aus all seinen Anschauungen, die einen grundehrlichen, tüchtigen Charakter bekundeten, trat mir diese Wahrheit mit überzeugender Gewalt entgegen. Er war ein Mann seiner Zeit im besten Sinne. „Vorwärts" war sein Wahlspruch, aber er ging auf geradem Wege seinem Ziel entgegen.

„Ich bin ein Realist", sagte er mir kurz vor dem Scheiden, „aber glauben Sie nicht, daß mir deshalb der Sinn für eine ideale Welt verloren gegangen wäre. Und seit ich sie an meiner Seite habe, meine Editha, fehlt nichts mehr an dem glücklichen Gleichgewicht."

Er drückte mir die Hand — wir hatten uns verstanden.

Das letzte Schiff führte uns nach Riva zurück. Am Ufer stand Editha und wehte uns den Scheidegruß hinüber; ein Mondstrahl lag auf ihrem blonden Haupte, wie in jener Nacht, da wir auf dem Steg am Meere bei einander standen.

Auch heut war eine Augustnacht, sternenhell und märchenhaft wie jene, und die Marmorsäule von Catull's verfallenem Schloß leuchtete im Mondschein auf, wie hoch im Norden der Leuchtthurm auf einsamer Klippenwand. Traumhaft leise rauschten die Wellen des Sees, sie wußten nichts von jenen draußen im weiten Meer, die nur selten so süß und leise träumen, wenn der Mond sie küßt mit seinem zitternden Schein.

Lisbeth saß an der Spitze des Schiffes. Der Hut hing ihr am Arm, leise spielte der Nachtwind mit ihren braunen Haaren, ein wehmüthiger Ernst lag über dem frischen Kindergesicht und sehnsüchtig sahen ihre Augen in die Ferne.

„Woran denken Sie, Lisbeth?" fragte ich leise.

Sie zuckte zusammen, aber sie zögerte nicht.

„An Editha", flüsterte sie bewegt.

In ihrem Auge schimmerte eine Thräne und rollte langsam über das rosige Mädchengesicht.

Ich neigte mich und ergriff die herabhängende Hand.

„Sie haben errathen, Lisbeth, was Editha mir einst gewesen, lang und schwer war der Kampf, aber er ist ausgekämpft und die Wunden, die er schlug, zieren den Mann. Ein neues Leben liegt vor mir, ein Leben voll frischer, freudiger Thätigkeit. Reich an Erfahrungen war das vergangene, reich an männlich ernstem Wollen sei das künftige. Ein kurzes Jahr noch und die erste Staffel meines Strebens ist erreicht; darf ich dann kommen und fragen, ob ich diese liebe Hand festhalten darf für das ganze Leben, ob diese treuen, verständigen Augen mir ein Leitstern sein wollen für alle Zeiten?"

In süßer Scham neigte sich das junge Haupt und zwei frische Lippen flüsterten kaum hörbar: „Kommen Sie getrost! Editha soll mein Vorbild sein."

Sommernachtstraum.

Lautlose Sommernacht. Die Luft ist warm.
Der Wind entschlief, kein Blättchen mag sich regen.
In allen Büschen nur, auf allen Wegen
Fliegt leuchtend der Johanniswürmchen Schwarm.

Die Elfen all ruft wohl in solcher Nacht
Titania zum Sommermittnachtsreigen.
Aus allen Blumen schon, von allen Zweigen
Entschweben sie in märchenhafter Pracht.

In fernem Dickicht schlägt die Nachtigall,
Die Nacht rauscht auf geheimnißvollen Schwingen
Dahin — ein Schauder will mich leis bezwingen,
Denn Geisterstimmen hör' ich überall.

Einschläfert mich mit Duft der Lindenbaum,
Daß er des Wald's Geheimniß mir verhehle;
Doch schwebt ein süßes Bild vor meiner Seele!
Titanien hab' ich erschaut im Traum.

Emil Heinicke.

Der Erbprätendent der Pharaonen.

(Hierzu das Portrait Halim Pascha's.)

„Das Wunderland der Pyramiden" übt noch immer auf uns Europäer die größte Anziehungskraft aus und wenn das alte Egypten unsere Phantasie heut, wie einst in Contribution setzt, so haben die Herrscher des modernen Egypten es aus dem Grunde verstanden, diese Manipulation am Geldbeutel des abendländischen Capitalisten vorzunehmen. Ismaël Pascha, der regierende Khedive, hat es namentlich in dem Kunsthandwerk des Anleiheaufnehmens zu einer schier beneidenswerthen Fertigkeit gebracht, eine Eigenschaft, mit welcher schlechterdings seine Begabung für eine schnelle Circulation des runden Metalls zu sorgen, gleichen Schritt hielt.

Mit einem Wort, Ismaël Pascha ist ein Verschwender und, wie alle Leute seines Schlages, gleich groß im Versprechen wie im Nichthalten. Des Khediven Verschwendung ist freilich nicht diejenige eines unserer kunstliebenden Monarchen oder eines glanz- und prachtsüchtigen Herrschers, dessen Launen doch immer dem Lande zu Gute kommen, aus dessen Mitteln er seinen Aufwand bestreitet. Der Vicekönig von Egypten ist im Gegentheil ein Mann, der, um seinen kostspieligen Leidenschaften zu fröhnen, sich einem System der Bedrückung und Aussaugung ergeben hat, das, ohne seinen Gläubigern, die so zahlreich sind, wie es der Same Abrahams nach der Verheißung hatte werden sollen, auch nur im Geringsten zu nützen, seine geplagten Unterthanen in schmählichster Weise quält und belastet.

Nun ist man freilich im Orient daran gewöhnt, patriarchalischen Despotismus in seinen schlimmsten Auswüchsen perenniren zu sehen und an Selbsthülfe, noch revolutionären Vorbildern wagt das gequälte Volk, wagen die Fellachim kaum noch zu denken. Aber es haben sich unter den „oberen Zehntausend" in der Türkei wie in Egypten doch schon Elemente gefunden, welche diesen Stand der Dinge für unerträglich halten und die ein tiefes Mitgefühl mit den Leiden der niederen Klasse ebenso erfüllt, als das Verständniß für die Würde eines Landes, das sie doch immerhin als ihre Heimat lieben.

Gerade dem Khedive Ismaël Pascha gegenüber, der mit europäischen Ideen und civilisatorischen Bestrebungen nur so lange liebäugelte, als sie ihm eine vollfließende Geldquelle zu bleiben verhießen, hat sich in neuester Zeit eine Reaction bemerklich gemacht, an deren Spitze Prinz Halim, der Onkel des jetzigen Vicekönigs steht. Der vielbesprochene offene Brief dieses Prinzen an seinen Neffen, in welchem er diesem sein ganzes Sündenregister vorhält, hat nicht nur Ismaël selbst mit allerhand Beängstigung erfüllt, sondern soll auch den an Egypten und seiner finanziellen und wirthschaftlichen Zukunft interessirten westeuropäischen Cabinetten den Gedanken nahe gelegt haben, daß man in Prinz Halim einen Prinzen von Geblüt für Egypten besitze, der außer natürlichen Erbansprüchen auch noch eine gediegene abendländische Bildung mit vortrefflichen Gaben des Herzens vereint, welche ihn geeignet erscheinen ließen, ihn gegen den despotischen, renitenten und doppelzüngigen Khedive als ausschlaggebenden Trumpf auszuspielen.

In der That war nach muhamedanischem Gesetz Halim Pascha der rechtmäßige Nachfolger des Khedive, wenn sich dieser nicht im Jahre 1866 vom Sultan Abdul-Aziz, schweren blutigen Angedenkens, einen Firman erkauft hätte, der ihm die Aenderung der alt überkommenen Thronfolgeordnung gestattete.

Halim Pascha, im Jahre 1832 geboren, ist mit seinen 46 Jahren nur um wenige Monate jünger als der Vicekönig, dessen Nachfolger er ohne jenen Firman sein würde, welcher die Erbfolge nach europäischem Muster in directer männlicher Linie in Egypten eingeführt hat. Nun sind freilich seitdem Sultan Abdul-Aziz das Zeitliche gesegnet, auch in Constantinopel verschiedene Stimmen laut geworden, welche die Rechtsbeständigkeit des Firmans anzuzweifeln beginnen, so zwar, daß Ismaël Pascha in seinem Oheim einen vom Abendland wie in Konstantinopel sympathisch unterstützten Erbprätendenten erblickt, von dem er sich noch dazu sagen muß, daß er in der egyptischen Bevölkerung selbst ungemeine Beliebtheit genießt, die in ebenso aufsteigender Linie befindlich ist, als sich die Zuneigung der Bevölkerung für Ismaël entschieden in absteigender Linie bewegt.

Schon als dreizehnjähriger Knabe war Halim von seinem berühmten Vater, Mehemed Ali, behufs Erlangung einer westeuropäischen Bildung nach Paris geschickt worden, wo er in die französische Generalstabsschule als „auswärtiger Zögling" eintrat. Nach siebenjährigem Studium kehrte er nach dem Tode seines Vaters in die egyptische Heimat zurück, um unter seinem Bruder Said Pascha (1856) als Gouverneur von Sudan und dann als Kriegsminister praktisch an den Staatsgeschäften theilzunehmen. Auch als Ismaël Pascha seinem Bruder Said in der Regierung folgte, blieb Halim im Amte, bis er sich eines Tages zu einer Auflehnung gegen die bewußten Ungerechtigkeiten hinreißen ließ, mit deren Hülfe Ismaël sein Privatvermögen zu vergrößern nicht ermüdete. So dauerte es nicht lange und Halim sah sich exmitirt. In Konstantinopel, wohin er sich begab, erhielt er den Titel eines Ministers ohne Portefeuille, gab aber seine Entlassung, als man seinen Rath nicht befolgte, der darin gipfelte, daß die Türkei Alles vermeiden müsse, was Rußland einen Vorwand bieten könne, die Pforte mit Krieg zu überziehen. Halim hatte den unglücklichen Ausgang dieses Krieges vorhergesehen.

Als Privatmensch ist Halim das gerade Gegentheil des Khedive. Ist jener verschwenderisch und leidenschaftlich nach jeder Richtung hin, so befleißigt sich Halim der äußersten Mäßigkeit und Nüchternheit. Ist Ismaël hochmüthig und despotisch, mehr gefürchtet als geliebt, so rühmt man an Halim eine Leutseligkeit, die ihm in seiner Heimat alle Herzen gewann. Halim ist dabei von jener rationellen Wirthschaftlichkeit, die zur rechten Zeit vor der selbst kostspieligen Einführung von Neuerungen nicht zurückscheut, wie er es zum Beispiel auch war, der trotz des fanatischen Einspruchs Einzelner auf seinen Gütern die modernsten Ackerbaumaschinen einführte, wobei er das Glück hatte, als ein Jahr darauf die Rinderpest in Egypten wüthete und den anderen Grundbesitzern das Vieh zur regelmäßigen Bestellung der Felder mangelte, seine novatorische Vorsicht mit Erfolg gekrönt und auch von den Gegnern als durchaus berechtigt anerkannt zu sehen.

Das ist der hoch und stämmig gewachsene Mann, mit dem breiten, gutmüthigen, vom stattlichen Vollbart umrahmten Antlitz, aus dem eine bei Orientalen nicht gewöhnliche Energie spricht, welcher jetzt als Erbprätendent für Egypten auftritt und dessen Name wahrscheinlich, ehe lange Zeit vergeht bestimmt ist, auf Aller Lippen zu sein und in Egypten noch dereinst eine eingreifende, hervorragende Rolle zu spielen. L.

Reisebriefe aus dem Elsaß.

Von einem norddeutschen Officier.

(Schluß.)

VII.

Gérardmer, 7. Sept. 1870.

Die eine Ueberzeugung steht felsenfest in mir: Odysseus hat bei den Phäaken nicht ganz so gut gelebt wie ich in Hohwald. Kaffee hat er schon gar nicht bekommen; und wenn es wahr ist, was der Conrector in Secunda steif und fest behauptete, Kerannymi bedeute, Pontonoos habe den Wein mit Wasser gemischt, so habe ich es in der Pension Kuntz entschieden besser gehabt, als der herrliche Dulder auf Scheria.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: die Ausstattung des Concertprogramms am Abende vor meiner Abreise mit deutschen Liedern geschah durchaus nicht mir zu Ehren; denn die Straßburger behandelten mich bis zuletzt mit höflicher Nichtbeachtung. Doch war das Concert selbst vortrefflich und namentlich Fräulein Elisa Br. sang entzückend. Aber leider ging am Morgen des 4. September die Sonne hell und klar auf und ich fühlte, es war Zeit, mich loszureißen. Rasch entschlossen warf ich meine Sachen in den Handkoffer, gab ihn auf dem Comptoir der Pension zur Post, berichtigte die sehr mäßige Rechnung und wanderte um 7 Uhr in den Wald hinein nach Süden zu.

Es galt den Höhenzug zu überschreiten, welcher das von der Andlau durchflossene Thal von Hohwald von dem Weilerthale trennt. In dem thaufrischen Buchenwalde gelangte ich auf gutem Fußwege in einer Stunde auf die Höhe von Bellevue und hatte nun eine weite, prächtige Aussicht vor mir. Links nach der Rheinebene zu dem bis zu 2700 Fuß steil aufragenden oben bewaldeten Ungersberg; vor mir die zum Weilerthal sich hinabziehenden Seitenthäler voll Edelkastanien und Wein; dahinter entfernte Höhenzüge, deren zwei da wo sie in die Ebene abfallen, die schlanke einsame Ruine der Frankenburg und die ungeheure Masse der Hochkönigsburg trugen. Ueber Rappoltsweiler und Rappoltstein marschirte ich tapfer durch Berg und Thal. Nach Angabe meines Reisehandbuches sollten die Abhänge der Vogesen zwischen dem Thale von Rappoltsweiler und dem Münsterthale die reichste Weingegend des Elsaß sein. Ich war thöricht genug, diese sehen zu wollen und anstatt mich in den dunkeln Waldesschatten zu vertiefen, wählte ich die Wanderung an den Bergen entlang durch die Weinberge. Selten habe ich solche Hitze ertragen, aber noch nie habe ich eine solche Fülle des traubenschweren Weinstockes gesehen, als hier in den von Mauern eingefaßten sorgsam bearbeiteten Weingärten. Ueber Hunaweier, Reichenweier, Kienzheim und Ammersweier führte mich der höchst erfreuliche und zum Theil schöne Aussichten bietende Fußpfad nach Katzenthal; lauter originelle Städtchen mit alterthümlichen Stadtmauern und schönen Kirchen. Aber nun hatte ich genug. Ein freundlicher Knabe geleitete mich auf den gründlich unkenntlichen Fuß-

pfad, welcher steil zu den Trois Epis hinaufführt. Ich kam etwas vor der Zeit; in 30 Jahren, wenn der weite Wald von Edelkastanien, mit welchem der steile Abhang des Vorberges bepflanzt ist, dunkeln Schatten spenden wird, muß dieser Weg entzückend sein. Oben auf der Höhe begannen die Tannen und Buchen. In weitem Bogen gelangte ich über Bellevue ein Stündchen vor Sonnenuntergang nach dem großen Hôtel des trois Epis.

Hier auf dem Rücken des östlichsten der das Münsterthal begrenzenden Berge lag seit unvordenklichen Zeiten das Kirchlein Notre dame des trois épis, in Folge eines Wunders errichtet, bei welchem drei Aehren eine Hauptrolle spielen. Die prachtvolle Lage zog einige Colmarer an, hier oben die Sommerfrische aufzusuchen. So ward Les trois Epis für Colmar das, was Hohwald für Straßburg. Ein großes Hotel und Pension entstand, daneben ein kleineres, Les trois Rois und jetzt sind Les trois Epis der berühmteste Sommerfrischort des ganzen Gebirges.

Es ist aber auch kaum ein schönerer Blick denkbar, als der, welchen man von der springbrunnengezierten Terrasse vor der Pension hat. Anfangs durch schöne Parkanlagen, weiter unten durch herrlichen Wald, windet sich in eleganten Linien die neue zum Theil in den Fels gesprengte rothe Fahrstraße aus dem Münsterthale herauf. Das Münsterthal, von der glänzenden Weiß durchflossen, liegt grün und lieblich tief unten mit breiter, wiesenreicher Thalsohle; schnaubend durchzieht es die Locomotive von Colmar bis zum thürmereichen Städtchen Münster. Am jenseitigen Berghange, wohl $1^1/_2$ Stunde entfernt, liegen die gewaltigen Ruinen von Pflixburg und Hohenlandsberg; seinen Gipfel krönen die drei Thürme der Ruine von Egisheim, die drei Exen genannt. Aber darüber hinweg erglänzten im warmen Abendscheine die ganze Reihe der Schneegipfel von der Jungfrau bis zum Finsteraarhorn.

Die Gesellschaft der Pension promenirte auf der Terrasse; ich war sehr erfreut, nach dem langen anstrengenden Marsche auf einer Ruhebank bequem dies wundervolle Schauspiel genießen zu können. Die auf der Nachbarbank sitzende in ein Buch vertiefte Miß würdigte es keines Blickes; erst nachdem rasch aufgestiegenes Gewölk uns neidisch die erhabenen Firnen verhüllt hatte legte sie das Buch fort und gesellte sich zu den übrigen Lustwandelnden. Um 7 Uhr erscholl das Geläute, welches die hier oben wohnenden frommen Schwestern zur Hora rief und unmittelbar darauf das andere noch einladendere, welches uns das Souper ankündigte. Der Speisesaal der Pension war groß, aber mehr gemüthlich als elegant; die Bedienung besorgten weibliche Dienstboten. Das Souper war gut, der Wein vortrefflich, die Preise wie in Hohwald. Die Gesellschaft jedoch sah mittelmäßig aus. Sie sprach nur französisch; eine Unterredung anzuknüpfen gelang mir auch hier nicht. Dem Speisezimmer gegenüber lag ein Billardzimmer und ein Café. Ist nun auch die Lage der Trois Epis mit ihrer unvergleichlichen Fernsicht sehr entschieden der des im tiefen Thale gebetteten Hohwald vorzuziehen, so kann ich doch nicht leugnen, daß mir der ganze Eindruck des letztern ein weit angenehmerer gewesen ist; doch will ich keineswegs behaupten, daß ich mit unparteiischen Augen gesehen habe — dazu hat es mir viel zu gut in Hohwald gefallen.

Dem mir ertheilten Rathe zufolge schlug ich am folgenden Morgen bei herrlichem Sonnenschein den Weg ein, welcher auf den das Münsterthal einfassenden Höhen entlang in westlicher Richtung zum Kamme der Vogesen führt. Ein schöner Promenadenweg geleitete mich bis an den Fuß des gewaltig aufragenden Hohnack; ein steiler nur von Ziegen betretener Pfad,

nachdem ich manchen Schweißtropfen vergossen, auf den das ganze Münsterthal beherrschenden Gipfel oberhalb eines mächtigen Steinbruches. Der Blick von hier würde vielleicht nicht schöner, aber jedenfalls noch weit umfassender gewesen sein, als von der Terrasse der Trois Epis, hätten nicht vom Süden sich dicke Wolkenmassen herangewälzt. Im thaunassen Heidelbeerkraute ging es dann auf dem schmalen Rücken des Hohnack entlang bis nahe an die auf einer andern Erhebung liegende Ruine Hohnack; kurz vor derselben erreichte ich den sogenannten Chemin des lacs, d. h. den Waldweg, welcher immer hoch oben zu den beiden interessanten kleinen Seen, dem Lac noir und Lac blanc führt. Immer durch hohen Tannenwald schritt ich. Endlich trat ich auf eine weite glasbedeckte Hochebene hinaus; in der Entfernung lagen zerstreut die Häuser des Dorfes Les Huttes. Der Kamm des Gebirges war nun in einiger Entfernung von wenig mehr als einer Stunde deutlich sichtbar; vor ihm zog vom Münsterthale das flache Kleinthal herauf und verlief sich allgemach in die Hochebene. Am Rande des Kammes aber erschien über dunkeln Fichtenwald hinweg der graue halbkreisförmige schroffe Absturz des Kammes zum Lac noir. Stets über die Wiesen der einzelnen Gehöfte hinweg erreichte ich den Lac noir bald nach 11 Uhr. Tritt man nun aus dem dunkeln Waldwege, so hat man plötzlich ein ganz überraschendes Bild vor sich. Der Lac noir ist fast kreisrund und hält nicht über 800 Schritt im Durchmesser. Vorn ist er durch einen hohen künstlichen Damm mit Schleuße abgeschlossen. Sein Wasser ist wunderbar klar. Der Name Lac noir soll von den schwarzen Tannen herrühren, welche leider jetzt nicht mehr seine Einfassung bilden. Im Hintergrunde umzirkelt ihn die wohl 1000 F. hohe fast senkrechte und völlig vegetationslose Felswand. Es ist eine prachtvolle Scenerie; um so mächtiger als sie sich auf einen kleinen Raum zusammendrängt. Namentlich müssen hier ein reiches Spiel die Beleuchtungen haben.

Diese zu sehen war mir nun nicht beschieden. Schwere Wolken jagte der Wind heran und meine Tour verregnete gründlich. Nach mehrstündiger Wanderung stand ich in dem freundlichen Städtchen Gérardmer, naß wie ein Pudel, aber höchst vergnügt vor Reiterhardts Hotel et Pension de la Poste.

„Entrez Monsieur", sagte der freundliche Kellner, „on va servir le diner."

Es dauerte nicht 15 Minuten, da trat ich in völlig trocknem Anzuge in den großen behaglich erwärmten hell erleuchteten Speisesaal, als eben die Pensionsgesellschaft sich mit sorgloser Langsamkeit versammelte. Die Tafel war äußerst geschmackvoll arrangirt, reich mit Blumen geziert und für je zwei Couverts stand eine große Caraffe mit rothem oder weißem Wein da. Das Menu des Diners ließ nichts zu wünschen übrig; es enthielt zwei Gänge mehr als in Hohwald, darunter Artischocken und Forellen. Ich erinnere mich nicht, in Frankreich irgend wo besser gegessen zu haben, außer zum Scherz in den Frères provençaux oder bei Véry. Es ist richtig, die Franzosen essen doch besser als die Deutschen.

Mein Platz war neben einem schönen, alten Franzosen, welcher das Band der Ehrenlegion im Knopfloch trug. Ich titulirte ihn anfangs Monsieur; später in Folge seiner Andeutungen: mon général. Welcher Gegensatz zu den Straßburgern in Hohwald! Er erkannte sofort in mir den deutschen Officier; vielleicht eben darum behandelte er mich mit vollendeter Höflichkeit. Er erzählte mir, er wohne im Flachlande nahe bei Rémiremont und komme

seit einigen Jahren regelmäßig auf kurze Zeit in diese äußerst angenehme Pension. Seine beiden Söhne seien unterwegs auf einer Tour ins Gebirge; sie hätten für heute die Besteigung des Ballon d'Alsace, des höchsten Gipfels der Vogesen, projectirt. Leider konnten wir dem Unternehmen keinen günstigen Ausgang prognosticiren.

Nach dem Diner nahm ich noch die übrigen mit pariser Eleganz ausgestatteten Räume, namentlich das Lesezimmer und den Musiksalon in Augenschein. Die Gesellschaft machte einen hocheleganten Eindruck. Ich beobachtete sie eine Zeitlang, vor Allem das Gebahren der Kinder. Wiederum fand ich Balzacs Ausspruch bestätigt: Une jeune fille de Paris n'est jamais un enfant — c'est toujours une petite dame.

Gegen 10 Uhr suchte ich mein gartenwärts belegenes Zimmer auf. Ich trat ans Fenster, und fast fuhr ich zurück — denn kaum tausend Schritte jenseits der Boskette blitzte im taghellen Mondscheine die weite bewegte Wasserfläche des Sees von Gérardmer auf; und leise, aber deutlich vernahm ich durch die stille Nacht, wie die Wellen melodisch ans Ufer plätscherten.

VIII.

Colmar, 11. Sept. 1876.

Kaum kann ich sagen, mit welcher Freude ich am folgenden Morgen aus dem Bette sprang und zu dem schönen See eilte. Schon um 7 Uhr begann ich Le tour du lac. Der See liegt in mäßiger Thalweitung, an zwei Seiten von reichbewaldeten Bergen eingefaßt. Hinter ihm hellgrüne Wiesen, ehemals gewiß ein Theil des Sees, mit eingestreuten Formen; dann sanfter in Wald übergehender Abhang. Am linken Ufer entlang führt die Heerstraße nach Remiremont, auf dem rechten, theils unten am See bei schönen Villen vorbei, theils in einiger Höhe im Walde der gutgehaltene Promenadenweg. Das Wasser war von krystallener Klarheit. Eine belebende Wald- und Seeluft erquickte Herz und Sinn. Kleine, rauschende Bäche eilten vom Berghange dem See zu. Der herrlichste Sonnenschein lag über dem kleinen, aber reizenden Landschaftsbilde; ein Fischernachen war das einzige Bewegte darin. Der Rundgang um den See dauerte nur $1^1/_2$ Stunden. Aber wie klar erkannte ich heute wieder, daß das Wasser das Auge der Landschaft ist. Wie mag den armen von Arbeit und Vergnügen gehetzten Parisern wohl sein in dieser lieblichen Idylle!

Als ich gegen 9 Uhr in befriedigtster Laune aus dem Garten in den Kaffeesalon trat, fand ich nur meinen alten General dort sitzen. Ich drückte ihm meine Freude über das reizende Stückchen de la belle France aus; er unterwies mich dann aufs Zuvorkommendste in Betreff der Ausflüge, mit welchen ich den Rest des Tages auszufüllen hätte. Meine Hoffnung, er würde sich mir als Begleiter anbieten, schlug indeß fehl; jedoch kamen wir überein, ich sollte bis zum folgenden Nachmittage hier bleiben, dann wollten wir gemeinschaftlich die vier Stunden nach Schlucht hinaufwandern, wo nach seiner Berechnung morgen Abend seine beiden Söhne auf ihrer Gebirgstour eintreffen mußten.

Aber ach! gegen 10 Uhr begann es erst leise, dann ganz entsetzlich zu regnen, und an Excursion war kein Gedanke. Glücklicherweise enthielt die Bibliothek des Herrn Reiterhardt eine reiche Auswahl der modernen

französischen Schriftsteller. So befördert das Einregnen die literarische Bildung.

Beim Dejeuner um ½1 Uhr sah ich mich vergeblich nach dem General um. Doch waren auch heute meine Tischnachbarn affabel. Die Sonne brach durch; ich eilte auf's Zimmer mich zur Wanderung in die romantische Vallée des Granges zu rüsten, da strömte wieder eine wahre Sündfluth vom Himmel und zwang mich, mich wiederum in die Revue des deux mondes zu vertiefen.

Kaum einen Schritt konnte ich vor die Thür setzen; der Abendspaziergang im Garten mit aufgespanntem Schirm war kalt und unerfreundlich. Um so angenehmer contrastirte damit der helle, warme Salon, in welchem ich mich beim Diner wieder neben dem General fand.

Bisher hatte ich vermieden, das Gespräch auf die Zustände Frankreichs zu bringen. Doch glaubte ich als Officier das Recht zu haben, mich mit einem anderen Officier namentlich über die militärischen Verhältnisse zu expliciren. Ich machte ihn mit der Versicherung zutraulich: Je ne suis pas Prussien, und appellirte dann an das Vertrauen, welches selbst zwischen Officieren verschiedener Nationen aus der Kameradschaft fließt. Der General wurde denn auch ganz offenherzig und erzählte mir in interessantester Weise von den Angelegenheiten der französischen Armee vor und während dem Kriege.

„Glauben Sie mir", sprach er, „alle Einsichtsvollen in der Armee mißbilligten den Krieg höchlich. Wir haben zwar das deutsche Heer weit unterschätzt; aber es war uns doch klar, daß mit dem Jahre 1866 der günstige Zeitpunct zu einem Kampfe gegen Deutschland vorüber war."

„Hat man denn in Frankreich die vortrefflichen Berichte Stoffels über die deutschen militärischen Verhältnisse nicht gekannt?"

„Nein; sie wanderten in das Cabinet des Kaisers und sind dort begraben geblieben."

„Aber der Kaiser selbst war ja ein so kluger Mann und namentlich in militärischen Dingen hocherfahren — wie konnte er sich so täuschen?"

„Er hat sich weit weniger getäuscht als Sie denken — er hat nur zwischen zwei Uebeln das kleinere gewählt."

„Aber was trieb ihn denn in diesen Krieg?"

„Nun, die Armee und die Kaiserin."

„Die Armee? — Sie sagen ja selbst, daß man sich in der Armee durchaus nicht mit Siegeshoffnungen getragen hat."

„Gewiß; aber ich bezog das auf den kleinen Kreis Derjenigen, welche hoch genug standen, um ein eigenes Urtheil zu haben. Der gewöhnliche Officier und Unterofficier denkt stets nur an das eigene Avancement und läßt die Vorgesetzten sorgen. Und gerade die Erfahrungen, welche man in der Armee bei Gelegenheit des scheinbar so glänzenden Plebiscites machte, wurden für den Kaiser ein höchst dringender Antrieb, der Armee Beschäftigung zu geben. Mehr und mehr hatte der Kaiser das Heer ins Prätorianerthum hinübergeleitet; freilich war das nur die nothwendige Folge des 2. December und der Act, wie das Kaiserthum geschaffen worden. Wohl führte die Armee noch immer als Stichwort La gloire im Munde; aber es lief im Grunde auf Avancement, Dotationen, Reichthum und Wohlleben hinaus. Die Marschälle waren durch Geld gefügig gemacht; die übrigen Officiere wollten auch ihr Theil haben. Und glauben Sie mir, das vielgerühmte System, daß bei

uns ein so bedeutender Theil der Officiere aus dem Unterofficierstande hervorgeht, hat sich gerade in diesem Puncte furchtbar gerächt."

„Ich bin im höchsten Grade überrascht, von einem Franzosen ein solches Urtheil aussprechen zu hören."

„Und doch ist nichts einfacher als das. Was treibt den deutschen Officier nicht nur zu einer Tapferkeit, sondern auch zu einem Gehorsam und zu einer Standhaftigkeit sonder Gleichen? Der Begriff, daß seine Ehre diese Pflichterfüllung fordert. Bei uns war aber an die Stelle der Ehre und der Pflicht der Wunsch nach materiellem Wohlleben getreten. Während die deutschen Officiere im Frieden Tag und Nacht sich keine Ruhe gönnten, gingen die unserigen ins Kaffeehaus. Der Kaiser selbst hatte den französischen Officierstand demoralisirt und entnervt — kein Wunder, daß das Werkzeug ihm in der Hand zerbrach."

„Sie sprechen aus, was wir ahnten, was aber erst unsere Siege zu unserem größten Erstaunen uns zur Gewißheit gemacht haben. Aber sagen Sie mir Eins noch: hat denn die französische Armee so fest an den Chassepot und die Mitrailleuse geglaubt?"

„Ja, und nicht mit Unrecht. Aber um so mehr beuge ich mich vor der Energie und Geschicklichkeit der Deutschen, welche mit der untergeordneten Waffe uns besiegt haben."

„Nun, Herr General, Sie dürfen nicht vergessen, daß die Deutschen doch auch das Uebergewicht der Zahl besaßen."

„Eben mit diesen Worten sprechen Sie uns unser Urtheil. Wir waren besiegt, ehe der erste Schuß fiel. Dieser Krieg, kopfloser Weise erklärt, schlaff und kopflos begonnen, konnte gar nicht anders enden. Der Kaiser Wilhelm und seine Rathgeber — was waren das für Männer! Wir haben wohl Grund die Deutschen zu hassen — aber glauben Sie mir, die rückhaltlose Anerkennung der Ueberlegenheit Deutschlands in militärischer und politischer Beziehung ist unser einziger Trost. Wir leugnen und entschuldigen gar nichts — wir bewundern und ahmen nach."

Ich kann's nicht leugnen; diese wahrhaft hochherzige Sprache eines französischen Officiers einem Deutschen gegenüber ergriff mich auf's Lebhafteste.

„Herr General", sprach ich, „das offene Lob, welches Sie der deutschen Armee zollen, ist mir eine innige Freude. Aber stehen Sie nicht mit diesem Urtheile in Ihrem Vaterlande sehr vereinzelt da?"

„Durchaus nicht", erwiederte er. „Wenn eine verzeihliche Eitelkeit und das Haschen nach Popularität die Zeitungsschreiber und die sonstigen faiseurs der öffentlichen Meinung abhält jene Wahrheiten aufrichtig auszusprechen — wir Militärs kennen sie nur zu gut und die bittere Lehre, welche wir erhalten haben, ist wahrlich keine nutzlose gewesen."

„Also schreitet die Reorganisation der französischen Armee vorwärts?"

„Ja; und zwar rasch. Aber Sie wissen selbst, daß es Jahre erfordert, um einen völlig regenerirten Unterofficier- und Officierstand heranzuziehen. Erst wenn dies gelungen ist, werden wir wieder mit Deutschland in die Schranken treten können."

„Und dann werden Sie Revanche nehmen?"

„Nun", erwiederte er zögernd, „das hängt von den Umständen ab, z. B. von den politischen Constellationen."

„Und wenn diese es gestatten?"

„Ja, dann werden wir Revanche nehmen."

Ich schwieg.

„Seien Sie nicht ungehalten", begann mein Nachbar nach einer kleinen Pause; „aber Sie haben gefragt und ich habe Ihnen offen und ehrlich geantwortet. Und können Sie als Officier es mißbilligen, wenn wir die verlorene Ehre unserer Waffen wieder herzustellen trachten?"

„Gewiß nicht, mein verehrter General; wäre ich Franzose, ich würde genau so empfinden wie Sie. Nur das Eine wünsche ich, daß Sie und ich jenen Krieg nicht mehr erleben."

„In diesem Puncte begegnen sich unsere Wünsche. Sollten wir uns aber dennoch dereinst als Feinde gegenüberstehen, so wollen wir nicht vergessen, daß wir hier gute Freunde gewesen sind."

Bei diesen Worten zog er seine Karte aus der Tasche und gab sie mir. Sie trug den Namen eines alten Legitimistengeschlechtes. Mit Freude ersah er aus meiner Karte, daß ich in Dresden wohne. Der Franzose hält den Sachsen immer noch für einen halben Bundesgenossen. Aber es schadete nichts als ich ihm eröffnete, daß ich einem Volksstamme angehöre, welcher durch die Tradition der Napoleonischen Kriege in Frankreich noch für franzosenfeindlicher gilt als Preußen. Der General kannte Dresden und schwärmte dafür; ich meinerseits schwärmte nicht weniger für Paris. Dann kam Italien an die Reihe — kurz ich verlebte mit dem alten Herrn einen ganz köstlichen Abend und er lud mich aufs Freundlichste ein, ihn auf seinem Gute bei Rémiremont zu besuchen.

Immer noch strömte der Regen vom Himmel als wir uns trennten; doch war ich völlig getröstet. In so behaglicher Umgebung, in so liebenswürdiger Gesellschaft erschienen ein paar Regentage als ein wahrer Gewinn. Darum that ich auch nichts Anderes als tüchtig ausschlafen, als am folgenden Morgen das Geräusch des tactmäßig herabfallenden Landregens mich beim Erwachen begrüßte. Auch der General hatte ausgeschlafen. Er war beim Kaffee sehr herzlich gegen mich, aber in sichtlicher Unruhe über das Schicksal seiner Söhne auf dem Ballon d'Alsace.

Der Tag verging mit Lesen, Schreiben, nach dem Wetter Ausschauen und kurzen Streifzügen in den Garten. Gegen sechs Uhr hatte ich den General wieder zu einem solchen verleitet, da eilten plötzlich zwei junge, hübsche Leute im desolatesten Aufzuge lachend herbei und umarmten den Alten. Rührend war seine Freude; er hatte sich in Wirklichkeit geängstigt. „Ich kenne das Wetter dort oben im Gebirge", sagte er. Die jungen Leute hatten eine tolle Tour gemacht; natürlich war ihre Besteigung des Ballon gründlich verregnet. Dafür ließen sie es sich nun wohl sein und der General schonte den Champagner nicht. Niemand dachte daran, daß ich ein Deutscher war; ich galt als Kamerad und als Freund und war nicht liebenswürdiger behandelt worden als von den jungen Officieren. Beide hatten den Feldzug mitgemacht und erzählten aufs Lebendigste davon. Es war mir äußerst interessant zu sehen, wie die Auffassungen und Wahrnehmungen auf französischer Seite sich gestalteten. Der Aeltere war bei Sedan ziemlich schwer verwundet und hatte längere Zeit in dem deutschen Johanniterlazareth zu Marange gelegen. Er wußte die Humanität der deutschen Krankenpflege nicht genug zu rühmen und namentlich versicherte er la Soeur Clementine sei ein Engel an Güte gewesen. Ich versprach, der Soeur Clementine, deren Familiennamen er nicht wußte, nachzuforschen und ihm nach Frankreich Mittheilung von ihren weiteren Schicksalen zu machen. Aufs Härteste verurtheilten alle Drei die Art und Weise,

wie die französischen Zeitungen nach dem Kriege und noch jetzt über das deutsche Heer schimpften und baten mich dringend, nach Kräften dafür zu sorgen, daß man in Deutschland nicht glaube, die französische Armee denke und spreche ebenso niedrig von ihren Besiegern.

So verging mein letzter Abend in Frankreich aufs Heiterste. Ich hoffte, es würde nicht mein letzter sein, nachdem ich mich nun so trefflich eingerichtet hatte. Aber am folgenden Morgen beim Kaffee erklärte mir der General, er würde um 11 Uhr mit seinen beiden Söhnen mit der Diligence nach Rémiremont fahren und erst in drei Tagen wieder zurückkehren. Das war sehr untröstlich. Wir verabschiedeten uns freundlich von einander und während ich unter der prachtvollen alten Linde vor dem Hause stand und den Fortrollenden nachsah, brach plötzlich die Sonne durch. Nun erwachte auch in mir der Wandertrieb. Freilich war die Sache noch immer höchst precär. Aber beim Dejeuner wurde es so klar und hell, daß ich einen raschen Entschluß faßte. In einer Viertelstunde waren meine Sachen eingepackt, in einer weiteren Viertelstunde die Rechnung bezahlt und Schlag 2 Uhr trat ich aus der Thür des Hotel de la Poste und wanderte in der Richtung, woher ich gekommen, der Bolognebrücke zu.

Einige hundert Schritte stromaufwärts von der Brücke bildet die Bologne den herrlichen Saut de cuves, welcher sich fast rund um einen dunkeln Granitfelsen windet; oberhalb des Falles kommt sie ruhigen Laufes durch ein idyllisches Wiesenthal geflossen. Die pittoreske stromabwärts liegende Vallée des Granges zu besuchen getraute ich mich nicht; denn schon wieder zogen schwere Wolken heran. Bald entluden diese sich denn auch in Blitz, Donner und Regenguß. Ich verpaßte das Ungewitter in einem einzelnen, wie es schien, leer stehenden Hause an der Landstraße, spannte, als der Sturm nachgelassen, den Schirm auf und schritt auf der breiten, vortrefflichen Chaussee muthig weiter. Nach einer Stunde begann diese das Thal zu verlassen, und sich am Brandberge im Walde langsam zum Kamm hinaufzuwinden. Wiederum triumphirte die Sonne und schien warm auf den mir zur Rechten in der Thaltiefe liegenden, von schönen Wiesen und prächtigen Tannen umgrenzten See von Longemer. Zuweilen gestattete ein vorspringender, zugänglich gemachter Felsen Austritt und Umschau. Immer höher ging es hinan; der See von Longemer blieb hinter mir und nun tauchte der letzte der drei Seen, der Lac de Retournemer auf, ganz eng an den Abfall des Kammes geschmiegt und wohl 1500 Fuß tief unter mir die reizendste Miniaturausgabe eines Sees, welche man denken kann. Wie ein Spiegel im lichtgrünen Rahmen lag er da unten; vom Rocher du diable hatte man einen entzückenden Blick auf ihn hinab. Die Straße umkreist die Mündungen mehrerer Seitenthäler und ehe man sichs versieht, ist man oben auf dem Kamme.

Auf der steinernen Einfassung des Weges, da wo sich der abschneidende Chemin des dames nach dem Lac de Retournemer abzweigt, saßen zwei französische Infanteristen und ein Chasseur-à-cheval. Ich fragte den Chasseur, wieweit es noch bis Schlucht sei; höflich aufstehend erwiederte er: Trente minutes, Monsieur, si vous marchez bien; dann erhoben sich auch die andern Beiden und salutirten mich militärisch. Die anständige Art, wie die Antwort vorgebracht wurde und der Tact, mit welchem sie sofort in mir den alten Officier erkannten, frappirte mich auf's Angenehmste. Es ist doch immer etwas Elegantes in den Franzosen.

Kaum mochte es halb sechs Uhr sein und ich überlegte eben, ob ich nicht

meinen Stab heute noch viel weiter setzen sollte als bis Schlucht, da entschied eilig der Himmel. Er öffnete alle seine Schleußen; im Nu glich die Chaussee einem Strome. Trotz des Schirmes völlig durchnäßt erreichte ich ein langes niedriges Gebäude; neben demselben stand in einiger Entfernung ein elegantes Chalet im Schweizerstyle, die Villa des Herrn Hartmann, eines reichen Elsasser Fabrikanten, welcher die von Münster über das Gebirge nach Gerardmer führende Straße großentheils auf eigene Kosten hat erbauen lassen. In dieser Villa, wenn er sie nicht bewohnt, gewährt er gern anständigen Touristen ein Unterkommen.

Nachdem der Regen etwas nachgelassen, führte mich die Frau des garde foret zur Villa und öffnete die Hausthür. Ich trat in einen nicht großen aber höchst eleganten Speisesaal mit herrlicher Baiserie, Parquetfußboden und Marmorkamin, in welchem sofort ein lustig prasselndes Feuer entzündet wurde. Dann erhielt ich ein behagliches Wohnzimmer und nach einer halben Stunde saß ich bequem und trocken angezogen wieder am Feuer, in die Zeitung vertieft.

Ich glaubte, ich wäre tüchtig naß gewesen; aber was ich gewesen war, verdiente gar nicht den Namen naß, verglichen mit dem Zustande eines älteren Herrn in Plaid und Ledergamaschen, der wenige Minuten darauf eintrat.

„Gottlob!" rief er auf Französisch und warf einen kleinen Reisesack auf den Tisch „da bin ich doch wieder bei Menschen und brauche die Nacht nicht auf diesem verfluchten Hoheneck zuzubringen. Das war wirklich zu arg!"

Ich rief den Forstaufseher heran; dieser lootste den durchweichten Fremden auf ein Zimmer und bald erschien mein Schicksalsgenosse in größtentheils erborgtem Costüm, aber in trefflichster Laune. Der Herr mochte 60 Jahre zählen und hatte ein feines, echt französisches Gesicht. Mit bestem Humor erzählte er mir, auch er sei heute Mittag, durch den Sonnenschein verleitet, aus der Pension Reiterhardt aufzubrechen und die Besteigung des hohen, dicht bei Schlucht gelegenen Hoheneck (nicht zu verwechseln mit dem Hohnack bei Trois Epis) zu unternehmen. Schon beim Aufsteigen über Fachepremont habe er ein tüchtiges Gewitter bekommen. Oben auf dem Hoheneck aber sei ein so dichtes Treiben der Regenwolken gewesen, daß er selbst auf die geringste Entfernung absolut nichts habe erkennen können und nur tastend habe er mit Hülfe seines Compasses und durch Gottes ganz besondere Fürsorge endlich Schlucht erreicht.

Wie schön ist es doch, wenn es Andern noch schlechter ergeht! Bald war auch ich ganz vergnügt, ja ich dankte dem Schicksal, daß es mir den Pelz ausgewaschen und dadurch zu so guter Gesellschaft verholfen hatte.

Die Frau des garde-foret deckte indeß den Tisch und trug Forellen auf — Grund zu neuen Dankgefühlen. Der gute Wein erwärmte uns und entzündete bald eine lebhafte Conversation.

„Wenn ich nicht irre", sagte der Fremde, „so gleicht die Gegend hier um Schlucht mit ihren zerrissenen Bergen sehr den schottischen Hochlanden."

„Ich habe vor einigen Tagen am Lac blanc dieselbe Bemerkung gemacht", erwiederte ich; „doch entbehren leider die Hochlande fast ganz des schönen Waldes, welcher der Schmuck dieser Berge und Thäler ist."

„Kennen Sie Cumberland und seine Seen?"

„Ja; und ich muß sagen, ich kenne kaum etwas Lieblicheres."

„Dann ist Ihnen vielleicht der Landsitz des Baronet Lauderdale am Windermear-See bekannt."

„Nein; ich bin nur flüchtig durch jene Gegenden gewandert."

„Das bedauere ich; der Baronet hat mich eingeladen, ihn im nächsten Jahre dort zu besuchen. Sie wissen also Nichts über sein Gut und seine Verhältnisse."

„Nein."

„Die Familie ist doch sehr bekannt in England."

„Das mag sein; aber ich bin ein Deutscher."

„Ah — Sie sind ein Deutscher! — —"

„Gewiß, mein Herr, und ich bitte, daß Sie daraus kein ungünstiges Vorurtheil oder gar einen Grund zum Hasse herleiten."

„Verzeihen Sie", sprach er freundlich, „wenn Sie in meinen Mienen etwas von unangenehmer Ueberraschung gelesen haben sollten. Aber wer die Belagerung von Paris mit all ihren Schrecknissen und dann den Aufstand der Commune mit durchgemacht hat, bei dem bedarf es immer einer kleinen Anstrengung, um zu vergessen, daß es Deutschland war, welches all dies Unglück über uns gebracht hat und nicht der einzelne Deutsche."

„Ich sehe, Sie bestreben sich gerecht zu sein", erwiederte ich „und das ermuthigt mich, an Sie die Frage zu richten: hat wirklich Deutschland jenes Unglück über Sie gebracht und nicht vielmehr der Kaiser und die französische Nation selbst?"

„O, zum großen Theile gewiß, und ich stehe nicht an, Ihnen zu erklären, daß selten ein Krieg ungerechter und mit größerem Leichtsinn provocirt war als dieser."

„Nun also! Sollten wir Deutschen uns nicht wehren? Ist die Strafe, welche Frankreich traf, nicht eine gerechte gewesen?"

„Durchaus nicht. Der Schuldige war der Kaiser, oder vielmehr die Kaiserin; Frankreich aber hat die Zeche bezahlen müssen."

„Und Sie glauben Ihre Republik vom 4. September würde Frieden mit Deutschland gehalten haben?"

„Unzweifelhaft, wenn man Sie nicht durch die Losreißung der beiden Provinzen tödtlich verletzt hätte. Nun kann sie es nicht."

„Also muß und wird Frankreich Revanche nehmen?"

„Der ist kein wahrer Franzose, der anders denkt."

„Wollen Sie einmal ruhig anhören", begann ich nach einer Pause, „wie man in Deutschland über den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland denkt?"

„Sie sind viel zu liebenswürdig, als daß ich Ihnen nicht gerne mein Ohr leihen sollte."

„Nun, so hören Sie! Ich weiß aus der Zeit, wo ich auf der Schulbank saß, daß seit dem Jahre 1544, wo Kaiser Carl V. mit seinem Heere nur zwei Tagemärsche von Paris entfernt stand, bis heute kein deutscher Soldat wieder in einem Angriffskriege den französischen Boden betreten hat. Dagegen hat Frankreich nicht aufgehört, die Rolle des Angreifers zu spielen. Im 30jährigen Kriege, im spanischen Erbfolgekriege, im 7jährigen Kriege, in den Kriegen der Republik und den Napoleonischen, ja mitten im Frieden hat es uns überfallen und beraubt; selbst Louis Philipp und Napoleon III. haben nicht aufgehört, nach der Rheingrenze zu trachten. Dieser beständigen Bedrohung mußten wir schließlich ein Ende machen und da wir Frankreich nicht zwingen konnten, seine Gelüste aufzugeben, so mußten wir uns eine starke, natürliche Grenze gegen den bösen Nachbar schaffen. Das haben wir

gethan, nicht weniger aber auch durchaus nicht mehr; jetzt sehen wir getrost der Zukunft entgegen."

„Ihre Politik ist kurzsichtig gewesen", erwiederte mein Gesellschafter. „Die Republik hätte nichts eifriger gewünscht, als einen ewigen Frieden mit Deutschland. Sie würde auf jede Aggressivpolitik verzichtet und die beiden großen Nationen würden in schönster Eintracht gelebt haben. Jetzt aber hat Deutschland uns eine brennende Wunde geschlagen, die nie vernarben kann; der Wiederausbruch des Krieges ist nur eine Frage der Zeit. Aber noch jetzt läge es in Deutschlands Hand ihn zu verhindern."

„Und wodurch?"

„Geben Sie uns freiwillig Elsaß und Lothringen zurück — Sie entwaffnen uns damit für ewige Zeiten! Alles soll verziehen und vergessen sein; ja wir werden auf die Rheingrenze verzichten! Und glauben Sie mir, Dankbarkeit ist das mächtigste Band, auch unter den Völkern."

Bei diesen Worten breitete der Mann die Arme aus und seine Augen leuchteten förmlich. Es war seine tiefste, innerste Ueberzeugung — er zweifelte nicht an dem Edelmuthe seiner Nation. Was war es denn, das diesen erfahrenen alten Mann zum arglosen, urtheilslosen Kinde, ja zum lächerlichen Idealisten machte? Der Patriotismus war es, die lebhafte Begierde, Frankreichs Schmach getilgt, ihm seinen Rang unter den Nationen wieder gegeben zu sehen.

Nicht ohne große Ueberwindung erwiederte ich ihm: „Könnten wir es doch! Aber die Lehren der Geschichte sind zu eindringlich. Deutschland will den Frieden, ich möchte sagen, den Frieden um jeden Preis; sogar um den Preis, Frankreich demüthigen zu müssen. Wir konnten nicht anders und der geduldige und gerechte Sinn des deutschen Volkes hat damals öffentlich und einmüthig Jeden für einen Verräther erklärt, welcher sich der beklagenswerthen Nothwendigkeit wiedersetzen würde, den Kamm der Vogesen zur Grenze der beiden Länder zu machen."

Traurig schwieg mein Nachbar; es war als hätte er gehofft, ich sollte die Rückgabe der Reichslande gleich hier oben am Kamin mit ihm abmachen und dann für die schleunige Ausführung Sorge tragen.

„Wir werden uns nicht verständigen", begann er nach einer Pause wieder, „und das Jahrhundert wird nicht in Frieden zu Ende gehen."

„Ich sehe", erwiederte ich, „Sie haben trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten großes Zutrauen zu mir. Wie denkt man in Paris — wenn wird Frankreich seine Revanche nehmen?"

„Es kann darüber noch manches Jahr verfließen. Der Kaiser hat den militärischen Geist Frankreichs verfallen lassen. Im Heere war eigentlich nur das niedere Volk vertreten; die Besitzenden kauften sich los. So ist die Bourgeoisie und der größte Theil der Grundbesitzenden allmälig völlig unkriegerisch geworden. Das ändert sich jetzt langsam, denn wir haben nun auch die allgemeine Wehrpflicht. Aber noch immer, ja im Grunde mehr als je sind die besitzenden Classen dem Kriege abhold. Einestheils haben sie erlebt, was ein unglücklicher Krieg bedeutet; anderntheils haben sie jetzt einen schwereren Verlust zu fürchten als den materiellen: den ihrer Söhne, welche nun auch im Heere dienen."

„Demnach hätte Deutschland für's Erste nichts zu fürchten?"

„Sicher nichts, so lange die Republik dauert."

„Weshalb?"

„Das ist einfach. Eine Republik läßt sich nicht leicht durch den Ehrgeiz oder die Verlegenheit eines Einzelnen zum Kriege hinreißen. Vor Allem aber wissen wir sehr wohl, daß wir ohne die Bundesgenossenschaft Rußlands nicht daran denken können, gegen Deutschland aufzutreten; Rußland aber wird sich nie mit einer Republik verbinden. Nur eine Chance hatte Frankreich ohne Rußlands Hülfe gegen Deutschland, aber sie ist furchtbar und ich spreche nicht gern davon."

„Reden Sie offen, es sei was es sei."

„Nun, so hören Sie; früher oder später wird auch in Deutschland die Revolution der Socialdemokratie zum Ausbruche kommen; dann ist unsere Zeit."

Ueberrascht schwieg ich einen Augenblick.

„Sie könnten sich irren", begann ich dann, „obgleich ich nicht leugnen will, daß ich im Herzensgrunde Ihre Meinung theile. Aber wird nicht, wenn das eintritt, auch Frankreich im Innern zusammenbrechen?"

„Nein, der Krieg gegen das Ausland wird uns davor bewahren. Alle Parteien Frankreichs sind stets einig gegen den äußeren Feind gewesen. Selbst unsere Communards sind vor Allem Franzosen. In Deutschland dagegen haben die inneren Parteien stets zu ihrer Hülfe das Ausland herbeigerufen. Das ist der Unterschied zwischen französischem und deutschem Patriotismus."

„Der Vorwurf ist leider nur zu verdient; ich hoffe in 20 Jahren wird er antiquirt. Und vorläufig schützt uns doch wohl das Septennat?"

„Unzweifelhaft. Dann freilich wird der Würfel fallen. Wir Conservativen hoffen, daß dann die Republik in dauerhafter Weise verlängert werden wird; denn wie ich schon sagte, an Revanche ist dann noch nicht zu denken."

Revanche — Revanche! Es ist förmlich wunderbar, wie in diesem Cirkel sich die Ideen aller Franzosen drehen. Sogar dieser würdige alte Herr wollte den Frieden nicht des Friedens, sondern vor Allem der Sicherheit der Revanche wegen. Hoffen wir, daß schließlich doch die Erkenntniß der Segnungen des Friedens über das Revanchegelüst triumphire!

„Noch die eine Frage beantworten Sie mir", sprach ich, „wer wird der künftige Herrscher Frankreichs sein?"

„Wenn Frankreich daran denken wird, sich wieder einen Herrn zu geben, so kann das nur ein Kaiser sein, nicht ein König. Die alte Königsfamilie ist abgenutzt und für immer verflossen. Wir Alle verachten die Wirthschaft des letzten Kaiserthums auf's Tiefste — aber das Kaiserthum selbst ist dennoch das einzig Mögliche."

„Und knüpfen Sie Hoffnungen an die Person?"

„Ja, Gottes weiser Rathschluß läßt ihn jetzt durch die Schule des Unglücks gehen, um ihn zu befähigen, ein weiser und guter Fürst zu werden."

„Durch die Schule des Unglücks ist auch sein Vater gegangen."

„Gewiß; aber vergessen Sie nicht, daß das viele Gute und Große, welches er geschaffen hat, nur davon die Folge war. Vor Allem aber bedenken Sie, daß zwischen ihm und dem Sohne ein immenser Unterschied ist: Napoleon III. war ein Ursurpator, durch das Verbrechen des 2. December auf den Thron gekommen; sein Sohn ist ein Erbberechtigter und er wird der freie Erwählte des Volkes sein. Der Vater mußte sich auf die brutale Macht und auf die Corruption stützen; der Sohn wird ein freisinniges, ehrliches Regiment führen können und die Achtung des Volkes besitzen."

„Und das wird ihn befähigen, Frankreich an Deutschland zu rächen?"

„Ja, so hoffen wir." — —

Wiederum derselbe circulus vitiosus: Freiheit und Rechtlichkeit zum Zwecke der Revanche. Es ist die fixe und darum so furchtbare Idee aller Franzosen. Mit meiner Mohrenwäsche war es nichts! Und ich muß sagen, fast erschreckte mich die ruhige Hartnäckigkeit, welche die ganze Nation durchdringt. Rechtfertigt aber irgend etwas die Annectirung der Reichslande, so ist es diese Stimmung.

Wir saßen noch lange im eifrigen Gespräche beisammen. Der Président du Tribunal (als solcher gab sich der Pariser mir im Laufe der Unterhaltung zu erkennen) sprach mit der größten Anerkennung von den Leistungen der deutschen Armee und der deutschen Politik und erklärte unumwunden den Kaiser, Bismarck und Moltke für die drei größten Männer der Gegenwart. Namentlich versicherte er, der Kaiser habe sich durch seine äußere Erscheinung, seine Milde und Leutseligkeit und vor Allem durch den hohen persönlichen Muth, welchen er in den Schlachten und während des Aufenthaltes in Versailles gezeigt, die Herzen aller Franzosen gewonnen. Er gestand zu, daß die Verwundeten und Gefangenen eine ganz vorzügliche Behandlung erfahren und mißbilligte in starken Ausdrücken die Lügen und Schimpfereien der französischen Presse. Dagegen bestritt er, daß die deutsche Armee stets diejenige Manneszucht bewahrt habe, welche wir ihr vindicirten. Bazeilles nannte er eine völlig unnütze Grausamkeit und das Erschießen der Franctireurs ein allem menschlichen Gefühle Hohn sprechendes Verfahren. Ich meinerseits führte die furchtbare Härte an, mit welcher man alle Deutschen aus Frankreich ausgewiesen hatte, während den sich in Deutschland aufhaltenden Franzosen kein Haar gekrümmt sei.

„Diesen Deutschen", erwiederte er, „ist nur ihr Recht geschehen, denn Alle, ohne Ausnahme, waren Spione."

Erstaunt sah ich ihn an.

„Zweifeln Sie nicht daran, der Erfolg der deutschen Waffen wäre ohne das gar nicht zu erklären. Die deutschen Officiere kannten im Voraus jeden Weg und Steg; sie hatten die genauesten Karten in der Tasche und waren in Frankreich weit besser orientirt als die Franzosen selbst. Das ist nur das Resultat jahrelanger systematisch betriebener Spionage. In tausend Verkleidungen haben die deutschen Officiere Frankreich nach allen Richtungen durchstreift; in alle Verhältnisse haben sie sich eingeschlichen und manche Familie hat mit Erstaunen im Kriege Den plötzlich in Uniform hereintreten sehen, den sie für einen Jäger, einen Geschäftsmann, einen Touristen gehalten hatten. Das ist ein häßlicher Schandfleck des deutschen Charakters."

Der Präsident war nun höchlich überrascht, als ich ihm jene Metamorphose einfach aus dem Institut der Landwehr- und Reserveofficiere und Unterofficiere erklärte, welche im Frieden ruhig ihren bürgerlichen Geschäften nachgehen. Er blieb auch dabei, während der Belagerung von Paris seien von den Deutschen in der Stadt stets den Belagernden Nachrichten und Zeichen zugekommen. Daß die Franzosen, namentlich von St. Cloud aus, dies ihrerseits in großartigem Maßstabe gethan, billigte er dagegen vollkommen. Eine von ihm mit vollster Entschiedenheit hingestellte Behauptung frappirte mich im höchsten Grade. „Am Tage, da der Waffenstillstand in Paris verkündet war", sprach er, „habe ich auf meinem Posten als Nationalgardist am Abhange des Mont Valerien mit meinem Krimstecher ganz deutlich gesehen, daß Leute in deutschen Uniformen (den Ausdruck deutsche Soldaten gebrauchte er nicht)

in St. Cloud eine Anzahl von Häusern in Brand gesteckt haben. Zwei Mitglieder meines Tribunales, welche sich gleichfalls im Wachdienst befanden, theilten meine Wahrnehmung. Ich bin bereit, vor jedem deutschen Gerichte diese Thatsache zu beschwören und ermächtige Sie, von meiner Erzählung beliebigen Gebrauch zu machen."

Ich setze nicht den mindesten Zweifel in die strenge Wahrhaftigkeit des Präsidenten; dennoch ist hierbei unzweifelhaft derselbe Irrthum untergelaufen, wie bei der angeblichen Verwüstung und Schändung der Kirchhöfe um Paris durch die Deutschen; was Franzosen verübt, wurde den Deutschen aufgebürdet.

In einem Puncte aber mußte ich dem scharfblickenden und gutgesinnten Manne zu meinem größten Bedauern vollständig beipflichten.

„Wir sind die Besiegten", sagte er; „wir haben den Krieg und die Zerstörung im Lande gehabt, wir haben zwei Provinzen verloren, wir haben fünf Milliarden zahlen müssen und das préstige Frankreichs ist gründlich gebrochen. Aber wer ist der verlierende Theil? Deutschland! Denn bei uns ist auf den äußeren Fall eine innere Erhebung gefolgt. Eine nichtswürdige Regierung ist beseitigt, der wahre Patriotismus führt das Ruder; die Armee regenerirt sich; das Volk hat durch großen Fleiß schon jetzt die materiellen Verluste fast ausgeglichen; der Ackerbau, der Handel, die Industrie blüht. Wie steht es in Deutschland? Die Milliarden waren ein Danaergeschenk; sie haben die Periode erst des Schwindels, dann des Krachs herbeigeführt; die Socialdemokratie ist zu einer furchtbaren Macht herangewachsen; Deutschland ist erst übermüthig geworden, dann von tiefer Unzufriedenheit zerrissen und endlich ist es, um das Maß voll zu machen, mit dem Culturkampf beglückt worden."

„Sie haben leider nur zu sehr Recht", erwiederte ich. „Aber wir erkennen das in Deutschland und der Anfang der Wendung ist bereits eingetreten."

„Gott gebe, daß Deutschland zur Besinnung komme, dann wird auch Frankreich geholfen sein; denn dann wird Deutschland ihm von freien Stücken die geraubten Provinzen zurückgeben!"

Es war die alte Geschichte: der Hecht ist blau! — Seien wir also auf unserer Hut und vor Allem behalten wir die Reichslande! — —

Fast war es mir eine Erleichterung, als der Präsident mir vom Felde der Politik, welches freilich auf meine Veranlassung betreten worden war, auf andere erfreulichere folgte. Er erzählte mir bis Mitternacht höchst interessant von den Pariser Verhältnissen, namentlich den literarischen und musikalischen und meinte, man verhehle sich gar nicht, daß Sedan im Grunde die Revanche für das Auspfeifen des Tannhäuser in Paris gewesen sei. Doch würde man unzweifelhaft dort den Ring der Nibelungen noch weit stärker auspfeifen. Hiermit erklärte ich mich denn, namentlich vom französischen Standpuncte aus, durchaus einverstanden und wir schieden um zwölf Uhr als die besten Freunde.

War nun der Platzregen ein Unglück oder ein Glück gewesen?

Kaum habe ich einen wunderbareren Effect gesehen, als das Schluchtthal, an dessen oberen Anfange das Hartmann'sche Chalet liegt, frühmorgens beim Erwachen. Von dem sich hoch über die Paßhöhe erhebenden Hoheneck war nichts zu erkennen; dagegen zerriß zuweilen der dichte regnerische Nebel in der Tiefe und dann kam ein so furchtbar schroffer und zackiger Absturz

zum Vorschein, wie sonst nur in den Hochalpen. Spärliches Grün schimmerte hier und da zwischen dem Gerölle hinauf. Um einen vorspringenden Bergzug wand sich hoch über dem Thale in geringer Entfernung die Landstraße, welche ins Münsterthal hinab führt; dort schien sich eine Galerie zu befinden. Offenbar verleitete der Nebel die Phantasie sich das Ganze, namentlich das was man nicht sah, weit großartiger auszumalen, als es in Wirklichkeit sein mochte — aber wer giebt sich nicht willig solchem Zauber hin?

Als ich um 7 Uhr in den Salon trat, wo noch vom Abende vorher eine höchst behagliche Wärme herrschte, war auf seinem Gedecke der Kaffee serwirt. Ich schaute nach dem Präsidenten aus — eben bog er, in Ledergamaschen und mit Regenschirm auf der Heerstraße um die Ecke des Felsens. Er hatte schon eine Excursion ins Schluchtthal abwärts unternommen und kam sehr naß, aber höchst befriedigt heim. Mit freudigem Händeschütteln begrüßten wir uns und labten uns an dem nach französischer Weise vortrefflichen Kaffee. Die Politik ließen wir für heute ruhen; die Abreise stand uns Beiden bevor.

Ohne daß er die Rückgabe von Elsaß-Lothringen nochmals von mir forderte, trennten wir uns unter den herzlichsten Freundschaftsversicherungen; er um im derben Regen der französischen Grenze zuzuwandern, ich um die entgegengesetzte Richtung nach Deutschland einzuschlagen.

Ist man erst in einem gewissen Stadium des Naßseins, dann kommt es gar nicht darauf an, ob man noch nasser wird oder nicht. Schon nach fünf Minuten befand ich mich in diesem Stadium, da der Wind mir nicht gestattete, den Schirm aufzuspannen. Aber eben darum konnte ich mich nun rückhaltslos dem Genuß der Gegend hingeben. Wie ein See wogte unter mir der Nebel; vom Münsterthal konnte ich nichts, vom Schluchtthal zuweilen etwas unterscheiden. Aber dies Etwas war höchst großartig. Jähe Abhänge von prachtvollen Tannen überkleidet, hier und da schroffe Felsen hervortretend, rauschendes Wasser in der Tiefe. Die herrlich angelegte Kunststraße senkte sich ganz unmerklich, oft in großen, weitausliegenden Windungen. Nach $1^1/_2$stündigem Marsche erreichte ich Sulzeren, in dem zum Münsterthale hinabziehenden Kleinthale. Hier begannen mächtige Edelkastanien und Nußbäume. Eine halbe Stunde später betrat ich das Münsterthal und um 1 Uhr das freundliche Münster selbst mit seinen rothen Thürmen und den immensen Spinnereien des Herrn Hartmann.

Auf dem freundlichen Bahnhofe fand ich eine ganz nette Restauration und heimlich verzieh ich heute der Eisenbahn ihre Existenz hier in dem einsamen Waldgebirge, da sie mich rasch in eine Stadt zu befördern versprach, wo ich mich nach Herzenslust reinigen, ordentlich anziehen und wieder zur Selbstachtung erheben konnte. Dem beständig bald stärker, bald schwächer herabfallenden Regen setzte ich mit einem Anflug von innerem Hohn das Gefühl entgegen: Jetzt kannst Du mir nichts mehr anhaben! Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten! Und, sonderbare Tücke des Schicksals — das war heute nicht ich, sondern die Sonne, welche, als der Zug sich eben in Bewegung gesetzt, siegreich durchbrach und in derem hellsten Scheine ich um 2 Uhr das freundliche, promenadengezierte Colmar erreichte, um von da aus zurückzukehren — in die Heimat.

J. v. Unger.

Hygiäa.

Historische Novelle von Karl Nissel.

(Schluß.)

VIII.

Das eben so Unerwartete als Entsetzliche war in Wahrheit über die armen Neapolitaner hereingebrochen, die es gewagt, den kurzen Traum einer Republik zu träumen und jäh daraus aufgerüttelt sich retten wollten vor dem mühsam verhaltenen Wuthausbruch der getreuen Anhänger von Thron und Altar. Der Admiral Nelson setzte mit unerhörter Kühnheit und Härte die Decrete Ferdinands IV. in Vollzug, erklärte die mit Neapel abgeschlossene Capitulation für null und nichtig und trat entschlossen als Helfershelfer der racheschnaubenden Königin Carolina ein. Alle die Führer und Leiter der Revolution und der parthenopäischen Republik, Alle die den Haß des Königs und die Wiederkehr der alten Ordnung der Dinge zu fürchten hatten, die durch Schrift oder Wort Königthum und Glauben angegriffen, um Verbesserungen zu erstreben, hatten sich in Eile eingeschifft auf den zur Disposition gestellten Schiffen und harrten nur des günstigen Windes, um nach Frankreich oder England zu segeln oder irgend einen anderen Welttheil zum Aufenthalte zu wählen. Viele sahen sogar in dem herbeieilenden Admiral Nelson den sicheren Retter und wurden leider nur zu schrecklich aus dieser Täuschung gerissen, als sie, statt hinaus in die Freiheit geführt zu werden, in Fesseln geschlagen und nach Neapel zurückgeschleppt wurden. Der Moment war entsetzlich, grausig die Scenen, die er hervorrief, aber Nelson schien weder Mitleid noch Erbarmen zu kennen und ließ gleich ungerührt Bitten, Flehen, Flüche und Verwünschungen um sein Ohr gellen. Die Scenen zu schildern in Bild und Wort, dazu gehört die Meisterhand eines Michel Angelo oder Dante. Es war ein Satyrspiel der Rache, was auf die kurze Comödie der Freiheit folgte, in dem allen Mächten des Bösen, des Verbrechens und der Grausamkeit die Hauptrollen zuertheilt waren.

Fast Alle, die an jenem verhängnißvollen Feste Theil genommen, an welchem der Graf von Ruvo Lady Hamilton so tief beleidigt, befanden sich unter den Gefangenen und harrten ihrer Aburtheilung; selbst der tapfere Admiral Carraciolo war durch den Verrath eines Dieners in die Hände Nelson's gerathen, der ihn an den König ausgeliefert hatte. In vollen Zügen konnte Emma Hamilton den Becher der Rache schlürfen, aber als der erste brennende Durst gestillt war, sehnte sie sich den Trunk zu würzen, weil ihr der anfangs köstliche matt und schal erschien. Hatte sie ihn doch theuer genug erkauft, erkauft mit dem, was dem Weibe das Höchste und Heiligste ist, mit ihrer Liebe, besaß sie doch nichts mehr, was noch Werth in ihren eigenen Augen hatte und nur die innige Neigung des Admiral Nelson lieh ihr einen festen Stützpunct. Ein unerklärliches Gefühl regte sich in ihrer Brust, einer krankhaften Affection, einem Ueberreiz des Genusses ähnlich, prickelnd, lech-

zend drängte es sie, noch einmal die von Angesicht zu schauen, um deren willen sie all das gethan, vielleicht um Reiz und Sehnsucht zu erneuen, vielleicht auch nur, um den Besiegten mit der Siegermiene entgegenzutreten und sich an ihrer Ohnmacht zu weiden, um aus ihrem Zustande, ihrem Wesen herauszulesen, ob die Genugthuung für sie eine volle und ganze sei. Vorzugsweise war es die Person des Grafen von Ruvo, die sie anzog und das seltsame Verlangen in ihrer Brust weckte, vor ihn zu treten. Der glühende Haß, den sie gegen Hektor Caraffa hegte, war nicht ohne das Gefühl der Achtung für denselben, denn der Haß ist nicht immer blos die Kehrseite der Liebe, er ist oft nur die dünne Maske einer keimenden Neigung, die nur des Sonnenstrahls der Erwiederung bedarf, um aufzublühen. Der stolzen, selbstbewußten Männlichkeit gegenüber trat auch das sehnende Bewußtsein des Weibes in die Erscheinung. Emma sprach ihren Wunsch gegen Nelson aus, und dieser, theils im Gefühl der empfangenen bitteren Beleidigungen durch die Gefangenen, die er dadurch zu sühnen hoffte, theils versunken in dem Wonnerausch, den ihm Emmas Besitz gewährte, bot der Lady bereitwilligst die Hand, um ihrem in Wahrheit absonderlichem Gelüste zu fröhnen. Lady Hamilton bestimmte die Zeit und der Admiral Nelson traf die nöthigen Vorbereitungen, nachdem die Lady die Erlaubniß des Königs eingeholt hatte, der das Verlangen wohl sehr sonderbar fand, aber keinen Einspruch dagegen erhob und sich kaum in der Beschäftigung, Todesurtheile zu unterschreiben, stören ließ.

Im Geleite des berüchtigten Oberrichters Speziale betraten Lady Hamilton und Nelson das Castell del Ovo, den Ort, der die hervorragendsten Gefangenen barg. Das Herz der Lady klopfte hörbar und eine Beklemmung eigenthümlicher Art begann sich ihres ganzen Wesens zu bemächtigen, als sie den verhängnißvollen Raum betrat, der so vielen edlen und berühmten Männern zum Gefängniß diente. Es durchbebte sie gewaltig, als sie angstvolles Stöhnen vermischt mit Kettengeklirr vernahm und ihr Fuß stockte, aber sie überwand die Schwäche und schritt in die weite Halle, deren düsteren Wände das helle Sonnenlicht freundlich vergoldete. Da standen und saßen sie in Gruppen oder allein, die berühmtesten der Gefangenen, alle in schwere Fesseln geschlagen, viele von ihnen noch die Spuren heißer Kämpfe oder erhaltener Mißhandlungen zur Schau tragend. Die Generale Massa und Manthonè, der Graf von Ruvo, der Admiral Carracciolo; Namen voll Glanz und Ruhm, Schriftsteller, Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, alle des einen Verbrechens angeklagt und einer Strafe entgegenharrend. Als die Dreie eintraten, durchlief ein leichtes Gemurmel den Raum und Blicke der Verachtung und des Zornes begrüßten sie. Es war wirklich ein Triumph eigener Art, den Lady Hamilton empfand, als sie an der Seite des berühmten Seehelden fest an dessen Arm geschmiegt, durch die Gruppen der Gefangenen dahinschritt, die durch sie das dunkle Loos ereilt hatte. Obwohl sie sich sicher wußte, überkam sie doch das Gefühl der Reue des gefaßten Vorsatzes und das sehnsüchtige Gelüste, das ihn hervorgerufen, schwand. Es war der bittere Bodensatz des Bechers der Rache, der ihr hier dargereicht wurde und den sie einschlürfen mußte, Tropfen um Tropfen. Die Generale Manthonè und Massa warfen ihr zwar nur einen flüchtigen Blick zu, aber es war dies ein Pfeil, dessen Spitze tief in das Gift der Verachtung getaucht war, aber sie würdigten weder sie noch den Admiral Nelson eines Grußes. Oronzo Massa sagte nur herben Tones zu seinen Schicksalsgefährten:

„Als ich meinen Namen unter die Capitulation schrieb, wußte ich, daß ich vielleicht mein Todesurtheil unterschreibe, doch ich that es, um die meiner Obhut Anvertrauten zu retten. Aber ich ahnte nicht, daß es so kommen könne, wie es gekommen ist, daß Eide und Worte, feierlich gegeben, nicht mehr Geltung hätten, als ein leerer Windhauch! Daß Treue und Glauben nur Namen ohne Inhalt seien und selbst die Heiligkeit Gottes nur eine hohle Form. Ich ahnte nicht, daß Unterschriften keine Bedeutung hätten, selbst wenn sie im Namen eines mächtigen Herrschers gezeichnet seien und daß das Vertrauen des Ehrenmannes nur als Köder zu seinem Untergange benutzt werden könne. Nun habe ich erfahren, daß selbst Heldenruhm kein sicherer Schild eigener Ehre ist! Daß die Hand eines Weibes, deren Ruf auf der Lippe stockt, frech zu zerreißen vermag, was ehrendes Vertrauen entworfen, und daß sie den Streich führt, der die edelsten Theile von dem Vaterlande trennt, den Glauben an Wort und Eid. Nun sehe ich es an der Henkermiene, mit der man unsere Köpfe zählt, daß man Besorgniß hegt für unser Heil. Ich wollte Neapel vor dem Elende behüten und half ihm leider das Entsetzen bereiten."

Kein Wort war ihrem Ohr entgangen, aber sie wagte es kaum, sich zu regen und ihre Blicke irrten unstät umher. Der Richter Speziale warf Massa einen Wuthblick zu, der ihm Schweigen gebieten sollte, aber Massa parirte denselben mit großer Ruhe und sagte lächelnd:

„Wer oft genug unerschüttert in die dunkeln Mündungen todtschleudernder Feuerschlünde schauen mußte, der fürchtet den Drohblick eines Henkers nicht."

Die Resignation, die aus diesen Worten klang, die Festigkeit derselben, berührten selbst den seine kalte Ruhe bewahrenden Nelson seltsam, aber die Lady drängte hastig weiter und er leistete willig Folge. Einen Schritt vor ihr, unter einem Fensterbogen saß der Graf von Ruvo, bleich von Blutverlust, in von heißem Kampfe zerfetzten blutbeflecktem Gewande, schwere Ketten an Hand und Fuß, Bart und Haar verworren. Aber in seinen Augen loderte noch das Feuer ungebeugten Muthes und ruhigen Tones tröstete er einen noch im zartesten Jünglingsalter stehenden jungen Mann aus einem der edelsten Geschlechter des Königreichs, Genzano, den weder sein zarter Gliederbau noch seine sechszehn Jahre vor der Anklage des Hochverraths und schweren Ketten zu schützen vermocht. Eben sagte Ruvo mit seiner sonoren, den Raum fast beherrschenden Stimme:

„Als Brutus und Cassius gefallen und die Freiheit Roms in ihrem Blute ertrunken war, begann die Herrschaft der Julia's und Livia's, der Agrippinen und Messalinen. Die Tugend war zur verachtetsten Waare herabgesunken und das Laster stolzirte schamlos und frech auf den Gräbern einer ruhmvollen Vergangenheit. Es wiederholt sich Alles nur auf Erden, wenn auch weniger groß, selbst in Sünde und Verbrechen."

Emma war unwillkürlich stehen geblieben, die Augen starr auf Ruvo gerichtet. Ein Gefühl überschlich sie plötzlich, ein Gefühl, was ihr noch gänzlich fremd war. Bald durchrieselte es sie wie ein Schauer bis in das tiefste Innere hinein, bald trieb es das Blut rascher durch ihre Adern, bald machte es ihren Herzschlag stocken und legte sich bleischwer auf ihr ganzes Empfinden. Von allen Gegenwärtigen war ihr ja grade dieser Mann eine besondere Genugthuung schuldig, der ihr den verhüllenden Vorhang von ihrer Vergangenheit gerissen und sie jäh emporgeschreckt hatte, daß der falsche Nimbus eines glän-

zenden Namens selbst um sie her zerflatterte und ihr keinen schützenden Anhalt bot. Und gerade dieser Mann sollte seine Ohnmacht ihr gegenüber fühlen, sollte darniedergeschmettert von ihrem Anblick erscheinen, aber das Gegentheil trat ein. Ihr Stehenbleiben erregte Aufmerksamkeit, doch Ruvo schien das nicht zu beachten, auf ihn übte die Gegenwart der Lady Hamilton eine ganz andere Wirkung aus und nur zuweilen spielte ein flüchtiges Hohnlächeln um seinen Mund und eine Zornflamme schoß aus seinen Augen.

„Sage mir, Caraffa, war nicht der Schlußpunct der Capitulation ein Eid?" fragte Genzano.

„Ja, mein Kind, ein Eid, von Priestern geschworen und wie ein nichtssagendes Siegel von Weibern gebrochen", antwortete Ruvo. „Aber die Treue ist ja auch ein Eid, für das Weib sogar der heiligste, und doch wird gerade er am leichtesten von ihr gebrochen."

Sie blieb noch immer stehen, starr, erwartungsvoll, wie versteint, als sei sie festgebannt. Der Richter Speziale trat an Ruvo heran und berührte ihn mit seinem Stocke.

„Wissen Sie, wer vor Ihnen steht und Sie der Ehre seines Anblicks würdigt?"

„Wohl weiß ich das", antwortete Ruvo stolz und höhnisch und ließ einen Blick seines dunkeln flammenden Auges über sie dahingleiten, der sie bis in die tiefsten Tiefen ihres Herzens wie eine zuckende Flamme durchglühte. „Es ist Hygiäa, die Göttin der Gesundheit! Die schöne Dame betrachtet uns als das, was sie in unverhüllterer Form dereinst gewesen, als Modelle ihrer Schaulust. Hygiäa, Todesgöttin!"

Wie der gewaltige Schlag einer galvanischen Batterie durchzuckten diese Worte die Brust der Lady Hamilton, sie wurde bleich und mußte sich gewaltsam aufrecht halten, denn Nelson hatte ihren Arm fahren lassen und war einige Schritte weiter gegangen, ohne dem hier Geschehenen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, der Anblick des Admiral Carracciolo nahm seine Betrachtung gefangen

„Elender, was wagen Sie zu thun!" brüllte Speziale den Grafen von Ruvo an. „In den Händen der Lady Hamilton ruht Ihr Schicksal."

„Das ich bereits als entschieden betrachte", antwortete Ruvo ruhig ernst. „Selbst die Allgeliebte kann daran nichts ändern. Wir befinden uns jetzt in einem Zustande, in dem das Leben eine lästige Bürde für den Edlen ist. Dies für seine Ueberzeugung hinzugeben, ist sein höchster Preis. Nur wer ehrlos gelebt, wird auch ehrlos sterben, denn es giebt eine Vorsehung und eine Nemesis."

Damit wendete sich der Graf wieder seinem jungen Gefährten zu, unbekümmert um das, was geschehen könnte. Es war ein überquellendes Maß Verachtung, was er der Lady Hamilton dargereicht, von nahezu betäubender Wirkung. Wie eine scharfe, giftgetränkte Sonde bohrten sich Ruvo's Worte bis in den tiefsten Kern des Wesens der Lady hinein, jede Nervenfaser mit brennendem Schmerz durchdringend. Alles Blut schoß ihr jäh zum Herzen, alte Dämonen begannen in ihrer Brust zu erwachen. Noch einen langen Blick ließ sie auf Ruvo haften, einen Blick, in dem eine ganze Hölle loderte, dann schritt sie fest und rasch zu Nelson, der sich eben dem Admiral Carracciolo näherte. Nelson blieb dicht vor Carracciolo stehen, der ihm fest entgegenschaute. Offenbar erwartete der brittische Seeheld einen Gruß oder ein entschuldigendes Wort zu hören, aber der stolze Neapolitaner wendete sich

mit einer Geberde des Unwillens ab und schwieg. Lady Hamilton fühlte nur zu wohl, daß ihr dies verachtungsvolle Abwenden gegolten, aber Nelson hatte es entweder übersehen, oder nicht darauf geachtet, denn er trat dicht vor Carracciolo hin und sagte:

„Admiral, es thut mir leid, Sie in solcher Lage und in solcher Gesellschaft zu erblicken!"

Es war ein sonderbarer Blick, den Carracciolo auf Nelson richtete.

„Und wer hat mich in diese Lage und in diese Gesellschaft gebracht?"

Nelson fühlte sich getroffen.

„Wer anders, als Sie selbst", antwortete er in hartem Tone. „Wie konnten Sie sich so weit vergessen, gegen Ihren legitimen König, dem Sie den Eid der Treue geleistet, die Waffen zu führen? Wie konnten Sie an die Spitze von Rebellen treten und sich mit Verräthern befreunden, der Sie berufen waren, Thron und Vaterland zu schützen?"

„Der König hat seine Eide gebrochen, nicht wir, denen das Vaterland über Alles geht", entgegnete erregt Carracciolo. „Uebrigens kann ich das, was ich gethan, vor Gott und vor der Welt verantworten! Das vermag nicht Jeder, der sich in den falschen Schein seiner vermeintlichen Pflicht hüllt."

Die Lady preßte Nelsons Arm krampfhaft fest. Dieser brauste auf:

„Admiral, soll das mir gelten?"

„Ich nannte keinen Namen", versetzte ruhig Carracciolo, aber mit jener Ruhe, die schwerer trifft, als die heftigste Erwiederung. „Auch murre ich nicht über das Loos, das mich trifft, trifft es doch Tausende ebenso unverdient, als mich. Ich habe für die Freiheit und die Ehre meines Vaterlandes die Waffen geführt und bin nicht dem König Ferdinand, wohl aber ist der König Ferdinand, gestützt durch schlechte Rathgeber, dem guten Rechte seines Volkes untreu geworden, und hat gethan, wofür ihm die Stimme der Nachwelt das Urtheil sprechen wird. Doch niemals hätte ich erwartet oder auch nur geahnt, daß sich ein gepriesener Held, ein mit Recht gepriesener Held zum Werkzeuge der Tyrannei erniedrigen, zum Vollstrecker eines ungeheuren, beispiellosen Eidbruchs herabwürdigen lassen könne."

Das hatte tief hinein ins volle Fleisch getroffen und die Wunde brannte schmerzlich. Die Lady war zusammengezuckt, Nelson fuhr jäh auf:

„Admiral, nicht ich, sondern Sie sind der angeklagte Hochverräther! Ich habe nur den begangenen Treubruch nicht durch einen voreiligen und mit Vorbehalt gegebenen Eid sanctioniren lassen wollen, der Verräthern gegenüber ohnehin keine Geltung hat! Uebrigens habe ich nur gethan, was sowohl Pflicht als Ehre von mir forderten und empfinde darüber weder Reue noch Gewissensbisse."

„Dann wohl Ihnen, Admiral!" erwiederte mit schwerer Betonung Carracciolo. „Mein Gewissen ist zu eng, um abscheuliche Thaten vor dem Richterstuhle der Zeit und dem Tribunale der Ewigkeit verantworten zu können."

Nelsons Hand zuckte nach dem Degen, aber die Hand der Lady Hamilton legte sich beschwichtigend auf seinen Arm.

„Nelson", sagte sie leise und dringend, „lassen Sie uns schnell einen Ort verlassen, der alle Schrecken der Hölle in sich schließt."

„Gut, gehen wir", sagte Nelson zur Lady und zu Carracciolo sich wendend rief er mit Hohn in Wort und Miene: „Ihr Urtheil wird nur zu bald von dem Richterstuhle der Zeit gesprochen werden und gerecht, wenn auch nicht milde lauten."

„Das erwarte ich!“ versetzte Carracciolo. „Denn besser schuldlos sterben, als in Schande leben!“

Damit wandte er Nelson den Rücken zu. Aller Blicke hatten sich auf die Gruppe gerichtet, aller Mienen drückten Wuth, Haß oder Verachtung aus. Die Lady flüsterte hastig dem Admiral Nelson einige Worte zu und zog ihn weiter, aber sie wagte es nicht, aufzublicken, denn das Gefühl der Furcht begann sie mehr und mehr zu überschleichen. Auf Nelson's geäußerten Wunsch führte Speziale Lady Hamilton und Nelson auf kürzerem Wege zurück. Sie hatten genug gesehen und gehört. Aber wie kurz auch der Rückweg war, so war er doch noch immer lang genug, um eine Fluth von Flüchen und Verwünschungen zu durchwaten. Noch am Ausgang klang der unglückselige Name „Hygiäa“ an ihr Ohr. Bleich, wankend trat sie hinaus ins Freie. Es drückte Alles auf sie nieder, Himmel und Sonnenschein, Mauern und Bäume und Alles um sie her erschien ihr farblos und düster. Sie bedurfte einer Pause, um sich einigermaßen zu sammeln und den harrenden Wagen zu besteigen, der sie und Nelson nach Neapel trug.

Schon den folgenden Tag fiel der Kopf des Grafen Ruvo auf dem Schaffot und der Golf von Neapel verschlang die Leiche des Admiral Carracciolo, der durch ein erzwungenes, schändliches Urtheil, an dem Nelson sein Theil Schuld trug, zum Tode des Hängens verdammt worden war.

IX.

Ueber alle die Gräuelthaten, die begangenen Eidbrüche und die blutigen Gräber zog der Wagen der Zeit seine altgewohnten Geleise, und das Vergessen begann seine zwar langsame aber sichere Arbeit, die Spuren der Gewalt zu verbergen. Die Hoffnung trieb aus dem Schutte des Entsetzens und Elends neue Keime empor und aus den tiefen Furchen, die Haß und Rache gezogen, rankte gar bald wieder das Blümchen der Freude in die Zukunft hinein. Der König beider Sicilien war eifrigst bemüht, all denen Huld und Auszeichnungen zuzuwenden, die ihm zur Wiedererlangung seiner unumschränkten Herrschaft Hülfe und Beistand geleistet, oder sich als pflichteifrige, treue Diener seines Königshauses bewährt hatten; vor allem aber galt es, dem Admiral Nelson in bevorzugter Weise Dank und Ehren zu zollen. Zu diesem Behufe wurden in den prachtvollen Räumen des Königspalastes zu Palermo die umfangreichsten Anstalten zur Feier eines Festes getroffen, das vorzugsweise dem Admiral Nelson gewidmet war. Man hatte dazu die Vertreter der europäischen Großmächte, die Mehrzahl des königstreuen Adels des Königreichs beider Sicilien, die siegreichen Führer des Glaubensheeres, die pflichteifrigen Anhänger des Hofes und was sonst Rang und Namen besaß, eingeladen. Freilich gab es unter den Führern des Glaubensheeres eine Reihe geheimnißvoller und seltsamer Existenzen, Männer, deren Vergangenheit eine tiefdunkle oder schuldbelastete war, schwarze Schatten, die man in einen Lichtkreis gezogen, wie Michael Pezza, genannt Fra Diavolo und der ehemalige Bandit Mammone, aber ihr Schwert hatte der Sache des Königs gute Dienste geleistet und ihnen eine ebenso seltsame als ungeheuerliche Heldenweihe verliehen, wenn es dabei auch bis über das Heft in unschuldiges Blut getaucht worden und mit ihm gefärbt war.

Einer der stattlichsten Säle des Palastes war eigens zu dem Feste durch

Künstlerhand in einen prunkenden Ruhmestempel verwandelt und mit wahrhaft feenhafter Pracht ausgestattet worden. Es war eine Meisterschöpfung zusammenwirkender Künste. Säulen reinsten Stils trugen das Ganze, Plafond und Wände bildeten ein zusammenhängendes Werk der Malerkunst und entzückten das schauende Auge; schimmernde Draperien, in denen Purpur und Gold durcheinanderflossen, Gruppen exotischer Gewächse mit wunderbaren Wohlgeruch ausströmenden Blüthenkelchen, aus deren dunklen Blattgrün die herrlichsten Statuen von kararischem oder parischem Marmor aufragten, schöne Gebilde von Meisterhand, als Rahmen um die einzelnen Gruppen eine üppige durch zauberhaften Farbenreichthum blendende Blumenfülle, aus der hie und da plätschernde Fontainen in mächtigem Silberstrahl emporschossen und in funkelnden Tropfen verstäubten, das Ganze zu kühlen und ihm so gewissermaßen einen ebenso erquickenden als harmonischen Abschluß zu verleihen. Dazwischen nun das unruhig hin- und herwogende glänzende Menschengewühl, die Pracht der Toiletten, die blinkenden Ordenszeichen, die leuchtenden, goldstrotzenden Uniformen; es war ein Anblick ebenso blendend als sinnberauschend. Freilich steckte Mancher in diesen mit Stickerei überladenen schimmernden Uniformen, dem die Jacke des Galeerensclaven eine passendere Kleidung gewährt hätte und der vielleicht noch die verhängnißvollen Narbenringe an Arm und Bein trug, aber er hatte den schmachvoll umgestürzten Thron wieder aufrichten helfen und erfreute sich deshalb der besonderen Gunst der Königin Carolina. Nach dem „Wie?“ seiner Thaten fragte hier kein Mensch.

Lady Hamilton, die von dem Königspaare zu den geräuschvollen Vorbereitungen des Festes als Ratherin zugezogen worden und um des Gegenstandes willen, dem es galt, eifrigst geholfen, war dabei sogar eine hervorragende Rolle zuertheilt worden, eine Rolle, die sie mit Stolz und Freude erfüllte. Nelsons Liebe zu ihr war ja besonders für den Hof kein Geheimniß mehr, in dessen Schleier es sich nur für den Ritter Hamilton hüllte, der obendrein von der Gicht schwer geplagt in Neapel weilte; und weil nur diese unselige Leidenschaft allein den Admiral Nelson verlockt zu thun, was er gegen Pflicht und Gewissen für den König Ferdinand IV. gethan, so mußte doch auch die Lady Hamilton die Ehren dieses Tages mit Nelson theilen und sie ihm durch ihre Gegenwart erhöhen und verschönen. Die letzte Hand war soeben an ihre Toilette gelegt worden und sie wollte sich nach den Gemächern der Königin begeben, um deren Gutachten einzuholen. Sie mußte dazu einen ziemlich dunkeln Corridor passiren, in dem sich mehrere Gänge kreuzten. Als sie durch denselben schlüpfen wollte, trat ihr plötzlich aus einem Seitengange eine hohe, in einen Mantel gehüllte Mannesgestalt in den Weg und schaute ihr drohend in das Antlitz, zwar nur einen flüchtigen Moment, aber dieser Moment war lang genug, ihr das Blut in den Adern erstarren zu machen, jede Faser ihres Herzens zu durchbeben. Sie glaubte dies Antlitz schon irgendwo gesehen zu haben, aber sie mußte sich an einen Pfeiler lehnen, um nicht umzusinken und jeder Laut war ihr in der Brust erstickt. Ein Lächeln der Verachtung umspielte die Lippen des Mannes.

„Hygiäa, die Nemesis ist Dir nahe!“

Die Worte klangen dumpf in ihr Gehör, dann war die drohende Gestalt wie ein Schemen lautlos in einen Seitengang geglitten und verschwunden. Lady Hamilton hatte ihm eine Weile wie geistesabwesend nachgestiert, dann erst wagte sie es, den Pfeiler loszulassen und sich aufzurichten, aber die Furcht durchschüttelte sie fieberhaft. Mit wankenden Schritten und geister-

bleich erreichte sie die Gemächer der Königin, die bei ihrem Anblick erschrak und ihr Stärkungsmittel bot. Erst nach und nach erholte sie sich von dem empfangenen Schreck, den ihr die Königin, als einer Vision entsprungen, einzureden suchte, was bei der leicht erregten Phantasie der Lady Hamilton und der Aufregung des Festes glaublich erschien. Mit dem Königspaar zugleich betrat Emma den Festraum und lenkte sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Als Ruhmesgöttin gekleidet, umfloß die von goldenen Spangen gehaltene ideale Gewandung in prächtigem Faltenwurf ihre herrlichen Körperformen und ließ sie noch schöner als sie waren erscheinen. Die Wolke auf ihrer alabasterweißen Stirn, der dunkle, träumerische Schatten in dem Hintergrunde ihrer Augen, der aus unergründlichen Tiefen heraufzudämmern schien und den Glanz ihrer Augen momentan verschleierte, alles das erhöhte den Zauber ihrer Erscheinung. Ein „Ah" der Verwunderung und Bewunderung durchflüsterte deshalb bei ihrem Eintritt den Festraum und verlieh ihr mit dem Gefühl der Freude auch Sicherheit. Manch flammender Blick ruhte begehrend auf ihr, aber auch mancher Blitz des Hasses zuckte verstohlen aus dunkelglühendem Auge an ihr vorüber. Sie trug auf kostbarem Atlaskissen einen goldenen Lorbeerkranz, den sie dem Lord Nelson auf das Haupt setzen sollte.

Plötzlich ertönten Fanfaren untermischt mit Geschützdonner und Evivarufen, Nelson hatte den Palast betreten. Die Eingangsthüren rauschten auf, der Admiral Nelson in großer Uniform schritt zögernd in den strahlenden, lichtfunkelnden Raum, geblendet von Glanz und Pracht blieb er einen Moment wie verzaubert am Eingange stehen und ließ seine Augen über Menschen und Dinge schweifen, dann trat er ein. Der König war Nelson entgegengeschritten, um ihn zu begrüßen. Es war ein feierlicher, für den Admiral wonnevoller Anblick, als sich der schimmernde Kreis vor ihm öffnete, Lady Hamilton langsam und mit gesenkten Augen daraus hervorschritt und ihm den goldenen Lorbeerkranz mit einem leise geflüsterten Glückwunsche auf das Haupt setzte. In diesem Moment wurde der Donner der Geschütze vor dem Palaste von dem lauten Jubelrufen und den schmetternden Fanfaren im Saale übertönt. Ferdinand IV. überreichte hierauf dem Admiral einen kostbaren Ehrendegen und ernannte ihn zum Herzoge von Bronte. Wieder durchrauschte Evivarufen den Raum und Nelson war wie berauscht von den wiederfahrenen Ehren; aber mitten durch die brausenden Jubelwellen ertönte dumpf und schauerlich der Name „Carracciolo!" Er zog wie eine dunkle Wolke über die Versammlung hin und bebte von Munde zu Munde leise nach. Nelson war jäh zusammengezuckt, die Königin Carolina fuhr entrüstet empor, auch der König war sichtlich erschrocken. Wer hatte durch die Festeswogen diesen verhängnißvollen Namen gerufen. Er war wie ein Geisterruf erklungen und hatte sich schwer und beängstigend über die gehobene Festesstimmung gelagert. Emma war noch bleicher geworden und mußte sich an eine Säule lehnen, um sich aufrecht zu erhalten. Vergeblich bemühte sich der herantretende Cardinal Ruffo, Emma zu beruhigen, sie erblickte plötzlich in all den Gesichtern um sich her nichts, als haßgrinsende Fratzen, todtblickende Masken und wagte kaum aufzublicken. Die Königin Carolina allein hatte die Fassung nicht verloren. Sie bot Lady Hamilton den Arm, führte sie durch die ehrfurchtsvoll ausweichende Menge und nöthigte sie an ihrer Seite Platz zu nehmen. Es war dies ein Zeichen höchster Achtung und besonderer Huld, aber auch dies vermochte der Lady Hamilton nicht die Gemüthsruhe wiederzugeben. Auch der König hatte sich indeß wieder erholt und die abgebrochene Festscene wurde

weiter gespielt. Alle Führer des Glaubensheeres, der Cardinal Ruffo an der Spitze, erhielten reiche Dotationen und hohe Würden zum Lohn ihrer Verdienste. Alle wurden einzeln vor das Königspaar geführt, um ihre Auszeichnungen oder Würden in Empfang zu nehmen. Als Michael Pezza gleichfalls aufgerufen wurde, um in den Freiherrnstand erhoben zu werden, klang es schrill: „Fra Diavolo" über die Häupter der Versammlung hin. Nelson wurde von Scham erfaßt und der ehemalige Räuberchef zitterte vor Wuth an allen Gliedern. Der König schnellte empor und die Königin konnte einen heftigen Zornausbruch nur mühsam unterdrücken. Lady Hamilton wünschte sich hinweg aus dem glänzenden Gewühl an einen einsamen, friedlichen Ort, wo das Geräusch der Gegenwart schwieg und nichts sie an ihre Vergangenheit erinnerte. Das Fest war gestört, das Gefühl des Beklommenseins lagerte über der Versammlung, die Königin ließ ihren zornfunkelnden Blick umherschweifen, aber verlorene Mühe blieb jede Nachforschung und dennoch mußte der Rufer in dem Raume weilen. Die Königin zog den Cardinal Ruffo bei Seite, dessen Spürtalent sie erprobt:

„Cardinal, ich erwarte, daß Sie den Frevler ausfindig machen und zur Strafe ziehen! Das ist ja geradezu unerhört und deutet auf ein Complot hin. Noch immer, fürchte ich, ist das Land nicht von allen bösen Elementen gereinigt, die ihr Thun bis zur Frechheit steigern."

„Hohe Frau, ich werde kein Mittel unversucht lassen, dieser neuen Art Pasquino auf die Spur zu kommen, der es ganz besonders auf den Admiral Nelson abgesehen zu haben scheint", antwortete der Cardinal; „aber es gilt dabei die größte Vorsicht zu beobachten."

„Sie irren sich, Cardinal!" erwiederte scharf betont die Königin, „das gilt uns! Und zum Pasquino ist die Sache nicht harmlos genug. Verdoppeln Sie Ihre vielgerühmte Beobachtungsgabe und Wachsamkeit, der Verbrecher muß sich innerhalb dieses Raumes befinden. Die Verbrecher, richtiger gesagt, denn unbedingt sind es mehrere. Wir sind noch zu nachsichtig gewesen, darum lauert der Verrath noch immer um unsere Wege. Lassen Sie Jeden, der Ihnen verdächtig erscheint, scharf beobachten und geräuschlos festnehmen. Wir müssen die Verbrecher ermitteln!"

Der Cardinal versprach das Mögliche nach seinen Kräften zu thun und die Königin zog sich, durch dies Versprechen beruhigt, wieder auf ihren Sitz zurück. Aber alle aufgewandte Mühe, dem Feste einen frischen Aufschwung zu verleihen, war umsonst, selbst die leckersten Speisen und die edelsten Weine hatten alle Anziehungskraft für die verloren, denen diese Feier galt. Lady Hamilton hatte schweigend nach Fassung gerungen, die Brust war ihr wie von einer übermächtigen Gewalt so zusammengepreßt, daß sie kaum Athem schöpfen konnte. Sie ließ Speise und Trank unberührt an sich vorübergehen und als sie sich unbeobachtet sah, erhob sie sich, um eine Stelle aufzusuchen, wo sie ungestört frische Luft schöpfen könne, denn hier war es ihr, als ob die Wände sich auf sie niedersenkten, die Säulen über ihr zusammenbrechen müßten. Obendrein wurde der Admiral Nelson in der Nähe des Königs festgehalten, um die Glückwünsche des diplomatischen Corps entgegenzunehmen. Es war ein unsagbares Gefühl, was sich Lady Hamiltons bemächtigt hatte und sie wie mit einem ehernen Reifen zusammenschnürte, um ihr den Strom des Lebens abzudämmen. Sie mußte heraus aus dem glänzenden Gewühl, das sie anwiderte. Zwischen den Gruppen hindurch suchte sie unbemerkt zu entschlüpfen, um ein einsames, stillverschwiegenes Plätzchen aufzufinden, und

wohlvertraut mit der Oertlichkeit gelang ihr dies. Unbemerkt trat sie durch eine Sammtportière in ein Erkergemach, das die Aussicht auf das Meer gewährte, dessen majestätisches Brausen wie ferner mächtiger Orgelklang an ihr Ohr schlug. Aber kaum hatte sie den Ort betreten, als durch die Sammetfalten die Worte drangen:

„Hygiäa, Todesgöttin Neapels! Die Maske der Ruhmesgöttin kleidet Dich nicht!“

Ihr Herzschlag stockte, sie lehnte sich an die Brüstung des offenen Fensters und wagte es nicht, um sich zu blicken, denn sie fürchtete in ein todtdrohendes Antlitz zu schauen. Hinter all diesen Purpurwogen und seidenen Falten konnte es sich bergen, zwischen den Pflanzengruppen lauschen, um im gegebenen Moment hervorzuhuschen und den Hülferuf auf ihren Lippen zu ersticken. Die Situation war furchtbar und wie ein eiskaltes Schneckenheer, das jeden Augenblick in seinem Gange innehält, so langsam rieselte das Blut durch ihre Adern. Sie starrte wie gedankenlos hinaus auf das wogende Meer und dunkle Mahnungen durchschauerten ihr Inneres. So, regungs- und bewegungslos, würde sie vielleicht noch lange gestanden haben, wenn nicht plötzlich der Admiral Nelson an ihrer Seite erschienen wäre. Auch er war außergewöhnlich erregt, denn er hatte sie vermißt, und da ihm kein Mensch von ihrem Aufenthalt Kunde geben konnte, besorgt aufgesucht.

„Emma, ich suche Dich schon lange und nur ein günstiger Zufall führte mich gerade hierher“, sagte er in zärtlicher Hast. „Aber um Gotteswillen, was ist Dir zugestoßen?“ rief er im Tone äußerster Besorgniß aus, als er sie näher ins Auge faßte, ihre Leichenblässe sah und das Zittern ihrer Glieder gewahrte. „Was hat Dich an diesen einsamen Ort getrieben?“

„Ich suchte Ruhe“, antwortete sie tiefaufathmend. „Gott sei Dank, daß Du bei mir bist! Nelson, wir müssen so bald wie möglich dies unselige Land verlassen, denn es schleicht hier ein böser Geist um unsere Wege, der mir jede Freude vergiftet.“

„Thörin!“ versetzte leichteren Tones Nelson. „Ein ruchloser Bube hat das Fest gestört, aber, bei Gott, er soll es büßen!“

„Nein, nein!“ sagte sie im bittenden Tone. „Es ist genug, ja es ist bereits zu viel geschehen! Sahst Du die schadenfrohen, höhnischen Mienen dieser Italiener, als der Name des Mannes erklang, der mich noch im Tode verfolgte? Wir sind hier nicht mehr sicher.“

„Dann waren wir es nie“, antwortete Nelson. „Aber die Mienen dieser Italiener würden mich wenig kümmern, wenn ich erst des Rufers habhaft werden könnte. Es ist ein Verbrecher, der mich mehr erzürnt als erschreckt.“

Kaum gesprochen tönte es durch die Falten grabeshohl:

„Carracciolo!“

Nelson stürzte wüthend der Stelle zu, woher, wie er sicher zu hören geglaubt, der Ruf erklungen, er schlug hastig die Portière zurück, bog die Blattranken der nächsten Pflanzengruppen auseinander, hob die Draperien empor, vergebens, keine Spur eines lebenden Wesens zu finden und dennoch mußte ein solches in nächster Nähe gegenwärtig sein. Unmuthig kehrte er zu der zitternden Lady zurück, einen Fluch murmelnd, doch fast in demselben Augenblicke rief dieselbe Stimme und zwar fast in unmittelbarer Nähe, doch diesmal mit höhnendem Ausdruck:

„Gertano Mammone und Fra Diavolo verlangen nach ihrem Ruhmesgenossen Bronte!“

Lady Hamilton stieß einen leisen Angstschrei aus, Nelson bebte vor Zorn und Wuth, aber er machte keinen Versuch mehr, den Rufer aufzufinden, denn er wußte, daß es nur verlorene Mühe sein würde. Aber er fühlte plötzlich den Nimbus der ihm erwiesenen Ehren schwinden, er sah den Glanz verbleichen und die ganze funkelnde Pracht um ihn her erlosch, verblaßte wie Nebelbilder und erschien ihm mit einem Male öde, farblos und düster und selbst die von Meisterhand gefertigten leuchtenden Marmorgestalten däuchten ihm mit einem Male grinsende Unholde zu sein, die ihn hohnlächelnd anstierten. Emma war es, als ob der Boden unter ihren Füßen schwankte und sich mit ihr in einen unergründlichen, tiefdunkeln Abgrund senkte, aus dessen bodenloser Tiefe Schreckensgestalten aufstiegen und am Licht zerflossen. Sie war vollständig willen- und regungslos. Nelson faßte ihren Arm und zog sie hinaus und Beide verließen fast unverweilt den Königspalast von Palermo, ohne sich bei dem Königspaar verabschieden zu können, welches sich mittlerweile zurückgezogen hatte, aber noch am Ausgange zu dem Ruhmestempel klang es ihr höhnisch flüsternd nach: „Hygiäa!“

X.

Es waren nicht mehr die lachenden Gestade Parthenopes mit allen ihren zaubervollen Schönheiten, nicht mehr die Hallen des Königsschlosses in dem reizumgürteten Neapel, mit ihren Sünden und Thränen, ihren Wonnen und Schmerzen, ihren üppigen Schwelgereien und ihren Intriguen und Verbrechen, unsere Geschichte setzt sich auf einem jener anmuthigen Landsitze fort, wie man sie fast nur in England finden kann. Durch rauschende, wildbelebte Parkanlagen gelangt man zu duftströmenden Blumenbosketts, über frischgrüne Wiesenmatten zu blinkenden Wasserspiegeln, durch dunkle Taxushecken und schattige Buchengänge, vorüber an Kühlung spendenden Fontainen wandelt man auf saubergehaltenen mit blendendweißem Kies bestreuten Gartenwegen, die zu den herrlichsten Perspectiven führen Das Ganze ist in tiefgrünen flüsternden Schatten gehüllt und athmet Frieden und süße Ruhe.

Auf der nach dem stattlichen Wohngebäude führenden, Park und Garten durchschneidenden Hauptallee uralter Baumriesen, deren Wipfel sich berührend die Hallen eines gothischen Domes bilden, wandelte eine in Trauer gekleidete Dame: Lustwandeln konnte man es nicht nennen, denn die tiefverschleierte Dame schritt so langsam den flüsternden Schattengang dahin, als ob sie eine ungeheure Last zu schleppen hätte. Ueber ihr strich durch die dichten Baumwipfel ein leichter Luftzug, der melancholische Weisen durch das Blätterdach lispelte und nur wie verstohlen huschte zuweilen ein goldener Lichtstrahl hindurch und flatterte an den Epheuranken nieder, die die Bäume umspannen, um sich auf die Wiesenmatten funkelnd hinzubreiten. Die Dame bog nach einer Weile in einen Seitengang und lenkte ihre Schritte nach einer von Buchen im Halbkreise eingefaßten Rotunde, welche die Aussicht über einen schmalen Rasenteppich auf einen schilfumkränzten Wasserspiegel bot, dessen grünen Hintergrund eine Waldparthie bildete. Es war in der That ein trauliches, anmuthiges Plätzchen, hineingebettet in Blüthen und Grün, flankirt durch dichte Baumgruppen und Bosketts, wie geschaffen zu süßen Träumereien oder verschwiegenem Liebesgekose. Die Dame ließ sich auf einer hier angebrachten Polsterbank nieder, schlug den Schleier zurück und sog mit vollen

Zügen die kühle balsamische Luft ein, die sie in weichen Wellen umspielte. Es war Emma Hamilton. Welche Veränderung hatte ihr Wesen erfahren? Der ihr sonst eigene herrische Zug war fast ganz verschwunden und hatte weicheren Linien Platz gemacht, die auf Schwärmerei und Schwermuth deuteten. Auch ihre Schönheit war eine andere geworden, trotzdem die Spanne Zeit seit ihrer Abreise von Italien eine nicht allzugroße war. Sie konnte zwar noch bezaubern und übte vielleicht sogar eine größere Anziehungskraft aus als sonst, denn ihre Schönheit war mit der reichsten Weiblichkeit gesättigt, aber die ehemalige Frische und Elasticität fehlten. Sie hatte noch nichts von dem Glanze ihrer Augen eingebüßt, ihre Blicke konnten noch entzücken und berücken, aber momentan war das Feuer ihrer Augen durch den dichten Schleier tiefer Sehnsucht gedämpft.

Sie hatte noch nicht allzu lange hier gesessen, als aus einer der seitwärts stehenden Baumgruppen eine hohe Männergestalt tauchte und auf Emma zugeschritten kam. Es lag ein dämonischer Ausdruck in dem bleichen Antlitz des Mannes, das sich ihr zuwendete und das sie nur zu gut kannte, trotz all der scharfen Linien, die Gram, Wüstheit und Zeit darüber gezogen hatten. Diese schmalen, von einem bitteren Lächeln umspielten Lippen hatten ihr ja einst die heißesten, innigsten Liebesschwüre zugeflüstert und von Seligkeit trunken an den ihren gehangen. Dieser Mann hatte sie ja einst der erniedrigendsten Stellung entrissen und in eine Sphäre erhoben, die ihr die Anwartschaft auf Glanz und Reichthum eröffnete; verlockt von ihrer wunderbaren Schönheit hatte er sie aus dem Hause des Doctor Graham genommen, der seine ärztliche Kunst durch Charlatanerie vortheilbringend machte, aber auch schändete, hatte sie aus dem Cabinet gerissen, in welchem sie als Hygiäa durch die Zaubermacht ihrer Reize die goldene Jugend und das lüsterne Alter Englands anlockte. Hier hatte sie auch der Graf von Ruvo zum ersten Male erblickt und ihre Schönheit angestaunt, um an der Erinnerung dieses Anblicks zu sterben. Dieser Mann hatte sie veranlaßt, nach Neapel zu reisen, um von seinem reichen Oheim die Mittel zu seiner Verheirathung mit ihr zu erhalten, hatte dabei fest auf ihre Liebe vertraut und war dort von ihr verrathen worden. Sie hatte den sicheren Genuß des Reichthums an der Seite des Greises dem unsicheren an der Seite des Jünglings vorgezogen, der mit einer großen Geldsumme für den Verlust abgefunden wurde, die er, um seinen Schmerz zu betäuben, in wildem Treiben nur zu bald verschleudert hatte. Dieser Mann war es, der vor ihr stand und sich zu der an allen Gliedern zitternden Dame niederbeugte, wie zu vertraulichem Gespräch. Emma saß willenlos, dem was über sie hereinbrechen solle, sich ruhig ergebend da.

„Wir haben uns Beide sehr verändert, Emma! Aus der jugendfrischen Hygiäa ist eine welke, trauernde Witwe geworden!“ sagte der Mann mit einer Stimme, die scharf und höhnend klang. „Du trauerst um einen Gatten, den Du nicht geliebt und gleich mir verrathen hast und der Dir doch zum Lohne Deiner Treue seine reichen Besitzthümer vermacht hat, während ich wieder mit einer Bettlergabe abgefunden wurde, obgleich ich der rechtmäßige Erbe bin. Emma, meine Hand und mein Herz sind noch frei, wenn das Letztere auch zermartert und zerdrückt ist; wie wäre es, wenn Du das Verbrechen, was Du an mir begangen, dadurch wieder gut machtest, daß Du mein Weib würdest? Wenn Du dadurch die Sünden Deiner Vergangenheit zu sühnen suchtest?“

Ein wahrhaft teuflischer Hohn lag in diesen Worten. Sie saß wie ver-

steint und vermochte nicht zu antworten, als ob ihr jeder Laut in die Brust hinabgebannt und dort von unbekannter Hand festgehalten würde. Sie fühlte nur, daß ihr des Mannes Worte wie glühende Tropfen in das wunde Gemüth hinabträufelten.

„Emma Lyson", fuhr er nach einer Weile fort, sich weidend an ihrem stummen Schmerze; „schöne Hygiäa, auf Deiner Seele lastet ein Bann und auf Deinem Herzen ein Fluch! Außer mir giebt es keine Macht im Himmel und auf Erden, die ihn von Dir nehmen, lösen könnte und wenn Du alle Deine Schätze dafür böteſt. Soll ich ihn von Dir nehmen? Lösen?"

Ein Seufzer entrang sich Emmas Brust, ein tiefer, schwerer Seufzer.

„Du warst so schön und erschienst mir so schuldlos, daß mir Dein Besitz das allerhöchste, das köstlichste Gut auf Erden dünkte. Ich war ein leichtsinniger Brausekopf, aber nicht klug genug und zu unerfahren, um die Sünde durch die schöne Hülle hindurch zu erkennen und der Gefahr zu entgehen, das Heiligste zu verlieren. Ich hielt für einen reinen Engel, was nur ein gefallener war und glaubte wonneberauscht einem Treueschwure, einem Kusse, der der Kuß des Judas war und mich verrieth und verkaufte für eine Hand voll blankes, glühendes Gold. Ha, Weib, hätte ich Dich damals erreichen gekonnt, als mich Wuth und Verzweiflung erfaßten und hinabzerrten in dunkle Abgründe, ich hätte Dir mit Zinsen zurückgezahlt, was ich an Schmerz und Wehe empfangen! Damals dachteſt Du wohl nicht, daß auch für Dich die Zeit der Reue kommen würde? Daß es eine Vergeltung gäbe für alle begangenen Sünden? Hygiäa, gefallener Engel!"

Immer noch entfloh kein Laut ihren Lippen, als ob ihre Zunge in Banden läge. Sie wagte nicht, das Auge auf den Mann zu richten, deſſen Blick glühend auf ihr haftete.

„Aus mir iſt ein Elender geworden", fuhr er in demſelben erbarmungsloſen Tone fort, „aber Dir gegenüber fühle ich mich rein und ſtolz, denn Dein Gewiſſen iſt mit ſo ungeheurer Schuld beladen, daß Du ſie kaum zu ertragen vermagſt, aber Niemand nimmt ſie von Dir oder hilft Dir die ſchwere Laſt tragen. Du haſt mir zwar mein Herz und mein Eigenthum geſtohlen, aber böteſt Du mir jetzt auch Dein Herz mit allen Deinen Reichthümern zum Erſatze, ich würde Dich doch mit Verachtung von mir ſtoßen! Trage Deinen Fluch durchs Leben hin, Hygiäa! Ich bin Dein Mahner!"

Sprach's und verſchwand geräuſchlos wie er gekommen war hinter den dichten Baumgruppen. Emma ſaß noch immer wie ein Bild von Stein, regungs- und bewegungslos, den ſtarren Blick ziellos ins Freie gerichtet da. Sie vermochte kein Glied zu regen und würde ſchließlich beſinnungslos zuſammengeſunken ſein, wenn nicht plötzlich ein Mann zu ihr getreten wäre, deſſen Erſcheinung wie mit einem Zauberſchlage Emmas Viſionen verſcheuchte. Dieſer Mann war der Admiral Nelſon.

„Was iſt Dir zugeſtoßen?" fragte er beſorgten Tones ſich zu ihr niederbeugend.

Sie blickte ihn eine lange Weile an, als ſei ſie eben aus einem Traume erwacht.

„Ich habe Dich ſchon oft vor dieſem Platze gewarnt, denn der ſtarke Duft des Jasmin wirkt narkotiſch auf die Sinnesnerven und die Deinen ſind heftig erregt."

„Iſt er Dir begegnet?" fragte ſie geheimnißvoll.

„Wer?" gegenfragte Nelſon.

„Karl Greville! Er stand vor mir, drohend und mahnend. Vor ihm finde ich keine Ruhe und ich bedarf deren so sehr."

„Also daher Deine Aufregung?" versetzte Nelson. „Aber ich kenne die Absichten des leichtsinnigen Burschen und werde Dir vor ihm Ruhe schaffen."

„Nur durch keine Gewaltmittel!" flehte sie. „Laß uns lieber ein Opfer bringen und sei es noch so groß, meine Seele sehnt sich nach Frieden."

Nelson wurde unmuthig.

„Dies unglückselige Neapel hat Dir wenig Segen gebracht."

Emma blickte zu ihm auf und reichte ihm die Hand.

„Es ließ mich Dich finden, auf den sich das Glück meiner Zukunft fest gründen wird. An Deiner Seite werde ich, das Vergangene vergessend Sicherheit finden."

„An meiner Seite?" sagte Nelson bewegt. „Auch ich hoffe das. Doch laß jetzt die vergangenen Dinge ruhen, denn ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen, ehe ich abreise."

„Ehe Du abreisest?" fragte sie mit bebender Lippe.

„Der Krieg mit Frankreich ruft meine Kraft zum Dienst des Vaterlandes!"

Nelson sprach dies fest und ruhig.

„Der Krieg?"

„Die Regierung hat mir den Oberbefehl über unsere Flotte anvertraut! Das ist mein Stolz und zugleich ehrenvoll für mich. Ich sehne mich nach Beschäftigung, denn dieses thatenlose Dasein verzehrt nutzlos meine beste Kraft."

„Du sehnst Dich darnach, mich zu verlassen? Jetzt zu verlassen?" fragte sie halb vorwurfsvoll, halb im Tone des tiefsten Schmerzes.

„Bin ich nicht ein Mann?" antwortete Nelson ruhigen Tones. „Auch Dich sollte es mit Stolz erfüllen, daß mich Pflicht und Ehre rufen zum Dienst des Vaterlandes."

„Und was wird aus mir ohne Dich?" versetzte sie. „Schutzlos allen meinen Feinden preisgegeben, gehaßt von den Einen und verfolgt von den Anderen, werde ich das Aeußerste ruhig ertragen müssen."

„Das wirst Du nicht", antwortete Nelson, „und Deine Besorgniß deshalb ist grundlos, denn ich habe alle Vorkehrungen zu Deiner Sicherstellung getroffen. Wenn ich zurückkehre, ist Deine Trauerzeit abgelaufen und unserer Vermälung steht kein Hinderniß mehr im Wege."

„Und wenn Du nicht wiederkehrst?" warf sie fragend ein.

„Dann bin ich auf dem Felde der Ehre gefallen", antwortete Nelson mit humoristischem Beiklang, „und darüber wirst Du Dich zu trösten wissen, denn das ist Heldenloos. Aber daran ist vorläufig nicht zu denken. Um Dich aber für alle Fälle sicher zu stellen, habe ich Dir hier die Schenkungsurkunde dieses Landsitzes mitgebracht und sonst noch die nöthigen Anstalten getroffen. Aber es sind auch Gäste angekommen, die mir werth sind und denen die Herrin des Hauses ihre Aufwartung machen und sie begrüßen muß. Reich mir darum Deinen Arm und laß uns thun, was Pflicht und Ehre fordern! Karl Greville wird diese Räume nicht mehr ungestraft betreten."

Emma erhob sich und hing sich an Nelsons Arm.

„Wohlan, die harrenden Gäste sollen so wenig die Herrin des Hauses missen", sagte sie aus leichterer Brust, „als Nelson das Weib seiner Liebe!"

Und Arm in Arm schritten Beide den flüsternden Buchengang nach dem Herrenhause zurück.

Wir müssen einen langen, an welthistorischen Begebenheiten reichen Zeitraum überspringen, weil er für unsere Geschichte keine fesselnden Momente bietet und ihren Rahmen sprengen würde, um zum Schlusse zu gelangen.

Nach dem Heldentode Nelsons bei Trafalgar war es mit Emmas Ruhe in England vorüber. Die Achtung vor dem lebenden Helden hatte sie vor Beleidigungen geschützt, auch vor Karl Greville, der als Officier in die Landarmee getreten war; der Wegfall dieses Schutzes war die Veranlassung, daß sie ihr nicht unbeträchtliches Vermögen zusammenraffte und eiligst nach den Niederlanden ging, um sich vor etwaigen Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Emma Hamilton gehörte jedoch nicht zu den Naturen, die gewillt sind, auf die Freuden des Lebens für die Dauer zu verzichten, um resignirt in der Erinnerung genossenen Glückes Trost zu finden und edleren Zwecken zu dienen, ihrem Daseinsbuche fehlte das Blatt der Entsagung. Deshalb erfaßte sie noch einmal die Fluth der Leidenschaft und riß sie in ihre tollsten Wirbel hinab; noch einmal setzte sie den Becher des Genusses an ihre Lippen, um in gierigen Zügen daraus Befriedigung zu trinken, noch einmal glaubte sie einen Liebesfrühling um sich erblühen zu sehen, aber leider war es nur ein kurzer Nachsommer, dem auf dem Fuße der rauhe Winter folgte, welcher ihr grausam alle Blüthen brach und selbst die spärlich gewordenen Blätter der Schönheit und des Reichthums nicht verschonte. Ihr Dasein endete wie es begonnen, in Dunkel und Elend und allzufrüh umrauschten sie die nachtschwarzen Flügel der Vergeltung.

Ein ärmlicher, längstverfallener und vergessener Grabhügel in der Umgegend von Calais deckt die sterblichen Ueberreste des Weibes, das sich rühmen durfte, die Freundin einer Königin aus einem der stolzesten Monarchengeschlechter Europas und die Geliebte des größten Seehelden seines Volkes und seiner Zeit gewesen zu sein, Emma Hamiltons. Ihr fluchbeladenes Angedenken verhüllt mitleidig der Schutt der Vergangenheit und der dichte Schleier des Vergessens, aber ihre Schönheit lebt durch Meisterhand festgehalten im Bilde fort und noch heute ruft die Erinnerung an den berühmten und berüchtigten Doctor Graham auch die Erinnerung an die anlockende wunderbare Schönheit seines Cabinettes wach, an — Hygiäa.

Die Wiener in Berlin.

Kaffeehausphotographien von **P. von Spielberg.**

Das böse Jahr 1873, das vom Donaustrande den gefährlichen Samum des Krachs auch in unsere Kaiserstadt hinüberwehte, ist gewissermaßen als das Geburtsjahr der Wiener in Berlin, d. h. der Berliner sogenannten „Wiener Cafés" anzusehen. Schüchtern und verstohlen, als fürchte er die fremde Umgebung und die fremden Leute, wagte es der erste „Weaner", die Pforten seines Moccatempels zu erschließen und — siehe da! Der Reiz der Neuheit war groß genug, zahllose Gäste herbeizulocken — das Unternehmen rentirte sich glänzend. Jetzt auf einmal tauchten in allen großen Straßen, auf allen Plätzen, selbst in den entlegensten Vorstädten neugegründete „Wiener Cafés" auf, sie wuchsen förmlich aus der Erde, sie machten sich breit neben unseren gut und alt renommirten Conditoreien und verdrängten bald eine nach der anderen — es war wirklich, als ob die uralte, einleitende Gründungsphrase vom „längst- und tiefgefühltestem Bedürfniß" sich hier zum ersten Male bewahrheiten sollte. Aber der Berliner ist ein seltsamer, aus Widersprüchen zusammengesetzter Charakter; er liebt das Neue, aber nur so lange es neu ist und kehrt doch schließlich immer wieder zum Alten zurück — das Neue reizt ihn, er muß es sich ansehen, bewundern, das Alte heimelt ihn an; hier findet er die Gemüthlichkeit, ohne die er nicht leben kann, dort nicht. Das haben auch unsere Wiener Kaffeehäuser fühlen müssen — so manches glänzende, luxuriös decorirte und mit den enormsten Kosten erbaute und eingerichtete Local steht jetzt leer, weil ihr Besitzer aus Mangel an Besuch die hohe Miethe nicht aufbringen konnte.

Die Kaffeehäuser haben im Allgemeinen ihre entschiedene Berechtigung. Sie beeinträchtigen auf der einen Seite das Kneipenleben in den Bier- und Weinlocalen, beschränken es, insofern sie die Versammlungsorte, die Börsen der kleinen und großen Geschäftswelt bilden, also nicht wenig zur Hebung des soliden öffentlichen Verkehrs beitragen — sie erwecken andererseits den gerade in Berlin durch polizeiliche Maßnahmen und überflüssig strenge Gesetzesparagraphen so lange unterdrückten und verschnürten Volksgeist, sie wirken wesentlich auf das Volksleben ein. Dieser durchaus nicht zu verkennende Vorzug der Kaffeehäuser wird allerdings zum Theil ganz aufgehoben durch die Erlaubniß, auch in der Nacht diese Locale offen zu halten. Während sie am Tage als solidester Hebel des geschäftlichen Verkehrs gar nicht zu unterschätzen sind, bilden sie nach Mitternacht bis zur Morgenröthe als bevorzugter Ort der Rendezvous von verbummelten Individuen beiderlei Geschlechts eine traurige Completirung der so wie so schon zahlreich genug vorhandenen nächtlichen Sumpflocale.

Die Berliner Kaffeehäuser haben ihre ganz besondere, ausgeprägte Physiognomie. Sie halten quasi die Mitte zwischen den Wiener und den Pariser Cafés. In den ersteren tritt die gemüthlich debattirende und politisirende Männerwelt in den Vordergrund, in den letzteren ist das zarte Ge-

schlecht in allen seinen Nüancen das charakterisirende Element — die Berliner Kaffeehäuser verändern sich von Stunde zu Stunde und zeigen je nach der Tageszeit ein verschiedenartiges Gepräge. Es ist unwahr, wenn man das Wogen und Leben in unseren Berliner Moccahallen weniger amüsant und interessant nennt, als das in den Wiener und Pariser Cafés — ich behaupte sogar, daß gerade der stete Wechsel der Gesellschaft, der sich fortwährend ändernde Ausdruck des Ganzen anregender und anziehender ist, als das sich ewig gleich bleibende Treiben derselben gemischten Welt. Die Cafés der Ringstraßen und der Boulevards gleichen riesenhaften Vivarien, in denen die verschiedensten Racen und Geschlechter, vom vornehmen Goldfasan bis zum Raubvogel, vom eleganten Gesellschaftslöwen bis zum Fuchs und Marder und der niedlichen biche herab in demselben Fahrwasser umheragiren — die Cafés unserer Reichshauptstadt sind mächtige Dioramen, die uns in farbenreichen Wandelbildern die moderne Gesellschaft in allen ihren Theilen vor Augen führen.

Tritt mit mir ein, Leser, in eines jener glänzenden Etablissements, über dessen hohen Thüren mit blitzenden Spiegelscheiben in goldenen Lettern der Lockungsruf: „Wiener Café" prahlt. Es ist noch früh am Morgen, die Sonnenstrahlen haben soeben die letzten Nachtschwärmer davongejagt, trotzdem siehst Du bereits die hohen Räume auf das peinlichste gesäubert. Kein Spinnegewebe darf sich in die schwer vergoldete Stuckatur der Decke zu verbergen wagen, kein Stäubchen lagert auf den Wandgemälden, die einer unserer größten Helden der Palette für ein Riesenhonorar geliefert hat*), kein trübes Fleckchen verunziert die Trümeaux oder die mächtig hohen Fensterscheiben. Auf den Marmortischchen stehen Körbchen mit frischem, duftendem, zierlich geordnetem Backwerk, auf den Regalen liegen die Morgenzeitungen, die Journale und Witzblätter aus aller Herren Länder und extra angestellte Zeitungsbringer harren Deines Winkes, während draußen an der Thür der polyglotte Portier sich die Sonne in das bärtige Antlitz scheinen läßt. Die schlanken, geschmeidigen Kellnergestalten sind à quatre épingle gekleidet, die weißen Cravatten werfen die genialsten Falten und die weit ausgeschnittenen Westen zeigen den stets tadellosen Glanz der Wäsche und der imitirten Brillantknöpfchen. Sieh Dir einmal den Zahlkellner an, Freund, ist es nicht ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, eine Figur, wie aus einem Modejournal geschnitten, eine Gestalt, die Du getrost jeden Augenblick mitten unter die schimmernden Tanzreihen eines Opernhausballes versetzen kannst? Der elegant, aber durchaus nicht auffällig frisirte Kopf mit dem hübschen Gesicht und dem lang ausgezogenen Schnurrbart ist interessant genug, um den Blick so mancher Schönen auf sich zu ziehen, die fast vornehme Figur weiß sich graziös und ungezwungen zu bewegen, und so mancher Elegant könnte an dem Kellner das gar nicht so leichte Kunststück lernen, mit Anstand einen Frack zu tragen.

„Woas befehlen's?"

Wir trinken „Schwarz", natürlich — die sogenannte „Melange" ist ein süßes, fades Gebräu und die Sahne aus dem benachbarten Schöneberg hat

---

*) Wir illustriren obige Skizze mit einer Ansicht des elegantesten Wiener Cafés in Berlin, des großartigen „Café Bauer" Unter den Linden, dessen künstlerisch hochbedeutsame Wandgemälde von A. von Werner und Ch. Wilberg herrühren.

Die Red.

vor Ueberschreitung des Weichbildes von Berlin noch manchen plätschernden Zusatz zu erleiden. Allmälig mehren sich die Gäste, der Kreislauf des Kaffeehauslebens tritt in seine erste Phase. Die Morgenjournale verschwinden von den Regalen, die Zeitungsträger gleiten durch die Säle, auf den Marmortischchen beginnen sich statt der fast stereotypen Moccatassen Liqueur- und Bierflaschen, statt des Kaffeegebäcks Pasteten und ähnliche Frühstücksdelicatessen breit zu machen. Die älteren Herren, meist pensionirte Beamte und verabschiedete Militärs, die hier um diese Stunde die Zeitungen zu lesen pflegen und damit den Reigen der Gäste eröffnen, lieben einen kräftigeren Nährstoff, als den für die Regel gewöhnlichen der Kaffeehäuser. Sie sitzen über ihren Journalen wie der Handwerker über seiner Arbeit, sie lesen sie durch vom politischen Leitartikel auf der ersten Seite an bis zur letzten Annonce, und wehe Dir, wenn Du Dich unterfängst, sie durch eine harmlose Frage oder durch den schwachen Versuch zur Anknüpfung eines Gesprächs zu belästigen, oder wenn Du Dir erlaubst, mit schüchtern fragender Verbeugung eine von dem vor ihnen aufgestapelten Dutzend Zeitungen zu ergreifen — wehe Dir! Ein zorniger Blick hinter der Brille hervor, ein unwilliges Murmeln in den buschigen Schnurrbart ist die geringste Strafe, die Dich treffen kann — für gewöhnlich bist Du, eine bittere Consequenz Deiner unerhörten Frevelthat, gezwungen, zwar nur halb deutliche, aber doch genugsam verständliche Monologe über die „Tactlosigkeit der heranwachsenden Generation", über „die Hintansetzung jeder Rücksicht älteren Herren gegenüber" und dergl. mehr hören zu müssen. Das sind die „Zeitungseulen", lieber Leser, eine hervorragende Species der „Kaffeehausthiere".

Die Börse ist beendet. Gestikulirend, räsonnirend, polemisirend drängt sich ein Schwarm Gestalten zur Thüre hinein und nimmt unter lärmendem Rücken der Stühle, unter lautem Rufen nach Kellner und Cognac, unter rücksichtslosem Spectakel auf Stühlen und Divans Platz. Der Ueberzieher wird nicht abgelegt, der glänzende Cylinder bleibt, weit nach hinten geschoben, auf dem lockigen Haupte sitzen, die Hände mit den blitzenden, echten und unechten Steinen fahren erklärend und erläuternd mit nervöser Schnelligkeit in der Luft hin und her und die Zunge giebt nicht einen Augenblick Ruhe. Der Laie kann kaum verstehen, was und in welcher Sprache diese Zunge spricht — undeutliche, abgerissene Worte in einem fremden Idiom fliegen herüber und hinüber, die Sätze übersprudeln sich in fabelhafter Geschwindigkeit und dazwischen schwirren und klingen Zahlen und Summen, daß einem harmlos denkenden Menschen der Kopf wirbeln kann ... Von Neuem öffnen sich die Thüren. Klirrenden Schrittes, den Säbel klappernd schleppen lassend, die Mütze keck auf dem Ohre, das Glas im Auge und den langen Schnurrbart ausgedreht, tritt ein halbes Dutzend Cavallerieofficiere in das Café — Hünengestalten, moderne Myrmidonen. Sie kommen soeben aus dem Dienst, aus der Caserne — die hohen Reiterstiefeln und die leichte Staubschicht auf dem Mützendeckel zeugt von des Tages Arbeit — und sie wollen auf dem Heimwege noch eine Erfrischung zu sich nehmen. Der leicht schnarrende Ton ihrer Stimmen contrastirt seltsam gegen die Nasallaute der Börsenjobber — hier spricht man vom letzten Regimentsrennen, von dem famosen neuen Leonberger des Commandeurs, von der blonden Pepi und der schwarzen Finette, vom nächsten Hofball und der Soirée des englischen Gesandten, drüben von Hausse und Baisse, von Disconto-Commandite und faulen Papieren, von dem Congreß und von den Handelsaussichten mit Cypern. Ein schlanker

Kürassierlieutenant steht am Büffet und schäkert ganz ungenirt mit der hübschen Cafétière — die Söhne des Mars haben eine besondere Vorliebe für das schöne Geschlecht dritten und vierten Ranges, aber eine ausgeprägte Aversion gegen die Herren mit den markirten Gesichtern, der scharf gebogenen Nase, den wolligen Haarwuchs und der accentuirten Sprache — deshalb schauen sie auch so stolz und so vornehm auf die lions de la bourse herab.

Nach und nach leert sich das Café — die Mittagsstunde, die trübseligste Zeit für die Besitzer der Kaffeehäuser, beginnt. Der dicke Portier lehnt wieder müde an dem Pfosten der Thüre und schaut gedankenlos in das Straßenleben hinein, die Kellner kriechen gleich matten Fliegen schläfrig in den Sälen umher und die hübsche Cafétière beginnt hinter ihren Kuchentellern langsam und selig zu entschlummern. Still ist es in den weiten Räumen, aber es ist die Stille vor dem Sturm, die nur wenige Stunden anhält.

Die Sonne hat den Zenith überschritten und der Nachmittag, die eigentlichen Kaffeestunden nehmen ihren Anfang. Die Zeit von drei Uhr an bis zur Dämmerung ist die der „Liebesrendezvous". Die Beautés der Halb- und Dreiviertelwelt pflegen um diese Stunde ausgeschlafen zu haben, die lockigen Köpfchen sind von den Papilloten befreit und um den schönen Leib schmiegt sich die elegante Toilette, mode de Paris, aus den Zauberhallen Gerson's oder Herzog's. Die zierlichen Füßchen, die vor wenigen Stunden erst aufgehört haben, sich im wirbelnden Tanze zu drehen oder bei der Quadrille im kecken Entrechat dem vis-à-vis eine classische Rundung zu zeigen, und die in wenigen Stunden von Neuem ihre Arbeit beginnen werden, trippeln über das Parket der Säle,, unermüdet und unermüdlich. Die kleinen Hände, in Jouvin'sches Leder gepreßt, die so elegant den Champagnerkelch zum Munde zu führen und so elegant Gold zusammenzuraffen verstehen, spielen gedankenlos mit dem silbernen Löffel — der rothe Mund, der so süß zu plaudern und noch süßer zu küssen weiß, schlürft den Trank der Levante und die Augen, diese Augen, so glühend schön und so berechnend kalt, funkeln umher und suchen nach Opfer für den Abend . . . Draußen hat die Promenade begonnen, die Welt strömt in die Cafés, dem phlegmatischen Portier am Eingang rinnt der Schweiß von der Stirn, seine Arme sind in permanenter Bewegung. Die Dandys vom Civil und Militär, Monocles im geistleeren Auge, Moosrosen im Knopfloch und Stöckchen oder Säbel ohne Rücksicht auf die Rippen der Nebenmenschen in horizontaler Lage unter dem Arm, grüßen mit leichtem und doch vielsagendem Lächeln, mit verständnißinnigem Augenzwinkern, mit kaum merkbarer Neigung des langgescheitelten Kopfes die Damen ihres Herzens und ihrer Börse, oder sie setzen sich sans gêne an ihre — in des Wortes verwegenster Bedeutung — so theure Seite, plaudernd, scherzend, lachend . . . Es wird viel Eis gegessen um diese Tageszeit in den Cafés; die kleinen Damen vom Stamme der Phryne lieben das Eis, sei es im silbernen Kübel, die Cliquot umschließend, seis, vermischt mit der Erdbeere oder der Vanille Aroma, als Panagée in der crystallenen Schale. Es kühlt und erfrischt und beruhigt die ewig fiebernden Pulse . . .

Das Treiben wird lebhafter, bunter, schimmernder, wogender. Alle Tischchen sind besetzt, blitzende Uniformen, elegante Costüme, ordengeschmückte Brüste, falsche Brillanten, zierlich gedrechselte Bärte und werthvolle Zöpfe, funkelnde Augen und blühende Gesichter, matte Blicke und gelangweilte

Mienen — ein farbenprächtiges Tableau, würdig des Stiftes eines modernen Hogarth . . .

Die Dämmerung bricht an, hunderte von Gasflammen leuchten auf und neue Gäste füllen das Local. Siehst Du dort die drei Herren, Leser, die vornehm schleppenden Schrittes am Büffet vorbeigehen, die scheinbar müde die Augen umherschweifen lassen und sich mit unnachahmlicher Nonchalance auf einen Divan werfen? Die ungesuchten, legeren Bewegungen, die elegante, nicht auffallende Toilette deuten auf den Mann von Welt — und doch gehören diese drei Herren zu einer gefährlichen Kategorie Verbrecher — es sind die Strichvögel der Gesellschaft, die Vampyre des Capitals, die Bauernfänger niedrigster Sorte — die Wucherer Berlins!

Halte Dich fern von ihnen, Leser, hüte Dich vor ihren glänzenden, lügenhaften Versprechungen, glaube nicht den ehrlich klingenden Worten, trau' nicht dem bestechenden, äußeren Schein — gieb ihnen den kleinen Finger und mit Polypenarmen erfassen sie Dich und ziehen Dich langsam in den Abgrund des Verderbens, bis Du unrettbar verloren bist! Du würdest nicht der erste sein, dem sie das Pistol vor die Stirn gedrückt oder über das Meer gejagt haben, und würdest nimmer der letzte sein, schaue nur einmal hinein in die gelichteten Reihen unserer jeunesse dorée, durchblättere die Ranglisten unserer Armee und staune über die wahrhaft entsetzliche Anzahl unserer besten Jugendkräfte, die alljährlich dem Wucher zum Opfer fallen!

Es ist gegen sieben Uhr — Theaterzeit. Die Cafés leeren sich allmälig, nur noch einzelne Pärchen wispern und flüstern in den Ecken, die Kellner und der polyglotte Portier haben für kurze Zeit Ruhe. Kaum aber ist die zehnte Abendstunde überschritten, da beginnt das Leben von Neuem, frischer, fröhlicher, lebhafter als zuvor. Die elegantere Welt soupirt nach Schluß des Theaters in den fashionableren Restaurants unter den Linden, für sie existirt um diese Zeit kein Wiener Café. Dagegen füllen sich die hohen, weiten Säle mit einem Gemisch aus allen anderen Ständen, vom reichen Kaufmann bis zum Arbeiter, von der soliden Bürgersfrau bis zur Putzmacherin. In den Billardzimmern rollen die Kugeln und beschreiben die Queues die gewagtesten, gefährlichsten Figuren durch die Luft. In Hemdsärmeln, oft sogar auch noch der Westen entledigt, betreiben die Herren — meistens Handlungsdiener, Commis, Hotelkellner — ganz yankeemäßig das unterhaltende Spiel. Kaffee wird wenig getrunken, dagegen paradiren auf den meisten Tischchen jene zierlichen, geschliffenen Krystallflaschen, an deren eingeritzten Theilungsstrichen man mit mathematischer Genauigkeit das Maß des Genossenen berechnen kann. Im großen Saale ist jeder Tisch besetzt. Eine Schaar Studenten, rücklings mit weit vorgestreckten Beinen auf den Stühlen reitend, hat sich um zwei Dominospieler geschaart, die das Ergebniß einer Wette, ein „Viertel Echtes", ausspielen wollen. Gleich daneben sitzen drei schäbig gekleidete Individuen, auf deren schlauen, frechen Physiognomien ziemlich deutlich eine ganze Anzahl zügelloser Leidenschaften geschrieben stehen, und noch ein Tischchen weiter sprechen ein paar ältere Herren, ihrem ganzen Exterieur nach solide Kaufleute, über den Ausfall der diesjährigen Frankfurter Messe. Nicht weit davon plaudert eine Anzahl junger Leute in elegantem Gesellschaftsanzug beim Kaffee und der Cigarre über die Soirée bei der Hofräthin X., von der sie soeben gekommen, und ihnen gegenüber kokettiren drei auffallende, gepuderte und geschminkte „Damen" mit einem vereinzelt sitzenden Artillerieofficier, der mit schläfrigen Augen allem Anschein

nach mit einem grimmigen „Kater", den er vom „Liebesmahl" aus dem Casino mitgebracht, kämpft . . .

Mit vorrückender Nachtstunde mehren sich jene Gestalten, die nur ungern dem Sonnenschein in die leuchtenden Augen schauen. Ein Ballocal nach dem andern, eine Nachtkneipe nach der andern entläßt die zahlreichen Gäste und fast alle fühlen sie das Bedürfniß, vor dem Nachhausegehen die erregten Nerven noch durch einen „Schwarzen" im Kaffeehause zu besänftigen. Die Halbwelt mit ihren Anhängern liefert einen hervorragenden Contingent der nächtlichen Kaffeehausgäste, aber diese kleinen biches, wie der Franzose sie nach den historischen Orgien im Wildpark so bezeichnend titulirt, sind nicht mehr die pikanten, interessanten Geschöpfe, wie wir sie am Nachmittage gesehen — die Atmosphäre der Ballhäuser mit ihren verschwiegenen Lauben und Logen hat in ihnen alle Elemente der gewöhnlichen Dirne entfesselt. Wild und ungeordnet hängen die Locken in die geschminkten Gesichter hinein, die ummalten Augen glühen, die Busen wogen noch von der tollen letzten Quadrille und der Mund mit den spitzen, weißen Jaguarzähnen stößt freche, ohrenverletzende Worte hervor. Der Nimbus, der zeitweise selbst die Souveränin des Cancans in heißer, bacchantischer Poesie umschwebt, ist zerrissen — und die allzu nüchterne prosaische Wirklichkeit tritt uns in unangenehmer Berührung gegenüber.

Draußen dämmert es wieder, der Morgen graut. Das wüste Bild zerrinnt nach und nach, allmälig lehrt sich das Café, und mit der aufsteigenden Sonne beginnt der Kreislauf von Neuem.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die höheren Gesellschaftskreise sind augenblicklich sehr bewegt, die sommerliche Jahreszeit war bisher so kühl, daß sie den Festen nicht hinderlich war. In allen Gesandtenhôtels finden abwechselnd Diners und Soupers statt, und auch in vielen anderen Häusern der haute volée sucht man die Mitglieder des Congresses zu versammeln. Sehr unterhaltend kann diese Art von Geselligkeit übrigens nicht sein, denn es sind fast immer ganz genau „dieselben" Menschen, die zusammengebracht werden, auch ist der Zauber des Ewig-Weiblichen nur sehr wenig wirksam, denn es herrscht ein ganz beklagenswerther Mangel an Damen. Auf allen früheren Congressen spielten dieselben eine so bedeutende Rolle, daß man am Fortschritt der Frauenemancipation, von der so viel in der Neuzeit die Rede war, zweifeln könnte. Als der Fürst von Ligne einst in Wien sagte „le congrès danse mais il ne marche pas" regierten die Huldinnen, Gräfin Julie Zichy und Herzogin Dorothea von Sagan an ihrer Spitze, die politische Welt. Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. namentlich ließen sich von ihnen Gesetze vorschreiben; Varnhagen und Förster beschrieben zur Genüge diese romantischen Situationen. Der jetzige Congreß bot auch nicht annähernd etwas Aehnliches dar. Indessen wollen wir dies keineswegs tadeln, sondern Achtung vor dem Lebensernst haben, der ihn beherrscht. Die düstern Wolken am politischen Horizont sind auch wahrlich nicht geeignet Heiterkeit zu erzeugen.

Das rege Interesse des Publicums an den Persönlichkeiten des Congresses zeigte sich besonders an den Tagen, welche dieselben zur Sitzung im einstigen Palais Radzivill versammelte. Die Wilhelmsstraße wimmelte alsdann von Neugierigen, unter denen die elegante Damenwelt am zahlreichsten sich bemerkbar machte; berittene Schutzmänner verhinderten, daß ein Gedränge entstand, Niemand durfte stillstehen und kein Wagen durfte halten, aber Vorüberfahren und Spazierengehen ward erlaubt, dadurch entstand ein förmlicher Corso von vorüberrollenden Equipagen, und es gehörte förmlich zu den Berliner Vergnügungen die Wilhelmsstraße täglich zu besuchen. Auch um die Ecke der Straße „Unter den Linden" wendete sich der Menschenstrom, um das russische Botschaftspalais zu betrachten, wo Fürst Gortschakoff jeden Morgen am offenen Fenster saß und sich lebhaft mit seinem Wirth, Baron Oubril oder sonstigem Besuch unterhielt. Das edle Greisenantlitz unter dem goldgestickten Mützchen von violettem Sammet, sah wie ein Bild im Rahmen aus und einige speculative Photographen haben versucht dasselbe ohne Wissen des Originals zu vervielfältigen.

Die Begierde der Berliner sich die „Congreßherren" anzusehen, brachte auch ein Monstreconcert im zoologischen Garten zuwege. Die sehr geschickte Direction desselben veranstaltete ein solches und ließ die sämmtlichen Diplomaten bitten dort reservirte Plätze einzunehmen. Auf einer Terasse unter hohen Lindenbäumen, erschienen denn auch wirklich, ganz genau wie auf einer Schaubühne, Graf Andrassy mit seinen scharfgeschnittenen Zügen, seiner energischen und doch eleganten Haltung, Waddington halb Engländer, halb

Franzose, Schuwaloff martialisch und galant, neben ihnen die einheimischen Herren, Graf Karolyi, Lord Ruffell, Graf St. Vallier, Baron Dubril, Herr Rhangabé und die malerischen Türken. Lord Beaconsfield, der Held des Congresses, war zu allgemeiner Enttäuschung nicht erschienen. Dieses Mal war auch ein reicher Damenflor vorhanden, freilich nur zwei Botschafterinnen Gräfin Karolyi, die reizendste der Frauen und Lady Russell, aber Frau von Rudhardt, Frau von Schleinitz, Frau von Prillwitz, Prinzessin Liechtenstein, zwei Gräfinnen Dönhoff, sehr contrastirende schöne Schwägerinnen, die eine früher als Gräfin Seydewitz, die andere als Frau von Holtzendorf in den Hofcirkeln hochgefeiert, nahmen sich in der bengalischen Beleuchtung des Concertabends prachtvoll aus. Die Zuschauer standen in dichten Haufen umher, es waren etwa dreißigtausend anwesend! Die Musik ward vollkommen international gehalten, die Oesterreicher hörten ihren „Gott erhalte Franz den Kaiser" neben der blauen Donau; die Engländer ihr God save the queen, die Russen ihre heroisch-melancholische Nationalhymne und die Türken einen türkischen Marsch von Mozart, nicht von Beethoven, obwohl letzterer einen schöneren (in den Ruinen von Athen) componirt hat. Die Jubelouverture von Weber, welche mit dem preußischen „Heil Dir im Siegerkranz" endet, gab Anlaß zu einer großartigen Begeisterung für den verwundeten Kaiser, eine Ovation, die von sämmtlichen Ausländern getheilt wurde. Das alte schöne Lied, das erst durch ihn zu seiner vollen Bedeutung gekommen ist, mußte dreimal wiederholt werden unter Tusch, Hochrufen, wehenden Tüchern und Thränen der innigsten Rührung.

Auch in der herrlichen Parkanlage der Flora in Charlottenburg fand ein ähnliches Sommerfest statt, wo abermals die Congreßherren die Hauptrollen spielten; späteren Aufforderungen gewissermaßen als Lockvögel für das Publicum zu dienen, folgten sie indessen nicht, was Niemand tadeln kann.

Die Empfangsabende bei Karolyi, Russell und Bismarck beschränkten sich stets auf eine kleine Anzahl von Gästen, obwohl Damen erschienen, unter denen die Prinzessin Lisa Troubetzkoi sich besonders bemerkbar machte. Sie gehört recht eigentlich zu den Specialitäten politischer Ereignisse, sie ist ein Symptom des Wetters, welches am diplomatischen Horizont heraufzieht, eine Art von Sturmvogel. Man hat sich vielfach gewundert, daß ihr die Salons der haute volée geöffnet wurden. Es ist bekannt, daß sie zu der französischen Regierung in einem abhängigen Verhältniß steht und um ihren Freund Thiers ein Jahr lang tiefe Trauer trug. Seit einiger Zeit lebt sie mit ihren verheiratheten Töchtern und ihrem erblindeten Gemal in Baden-Baden, wurde aber dort niemals von der deutschen Kaiserin empfangen.

Der kaiserliche Hof wird voraussichtlich den Congreß nur durch zwei officielle Diners feiern, zum Empfang und zum Abschied. Jedoch soll in der herrlichen Gartenstadt Potsdam noch eine Nachfeier stattfinden, wenn es der winterliche Sommer dieses Jahres erlaubt. Der Kronprinz liebt es sehr dort Feste zu geben; zu Ehren der jetzigen Königin von Italien fand das erste statt, welches einem wahren Sommernachtstraum glich. Die Wasserkünste und Blumenbeete prangten fortwährend in bengalischer Beleuchtung und in den hohen Baumreihen schimmerten die grünen Blätter wie Gewölbe von Smaragd. Auch schon in frühern Zeiten besaßen die Feste in Potsdam einen traditionellen Ruf von Schönheitszauber. Die preußische Königstochter, die als Kaiserin von Rußland dort einst als „weiße Rose" gefeiert wurde, gab die erste Veranlassung dazu, einige Jahre später wurde die berühmte

Tragödie Rachel vor dem russischen Czaren Nicolaus auf der Pfaueninsel glänzend in Scene gesetzt. Die Erinnerung an diese Feste ist noch sehr lebendig in ihrem einstigen Theilnehmer, und dem Kaiser Wilhelm hat sie gewiß vorgeschwebt als er zu seinem Sohne und Stellvertreter kürzlich sagte: „Lasse alles recht hübsch machen, Fritz, damit sich die fremden Gesandten gut amüsiren". Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, daß der erhabene Patient dieselben empfangen kann, wie er so sehr wünscht. Aber im Krankenzimmer und im ungewohnten Schlafrock will er es natürlich nicht thun, die Aerzte verbieten aber jegliche Anstrengung. Das Befinden ist ja über alle Erwartung gut, jedoch fehlt die Anwendung des Hauptmittels zur Kräftigung, der Genuß der frischen Luft. Es ist ein wahres Verhängniß, daß die Mängel der Großstadt den Kaiser ebenso belästigen wie den ärmsten Bürger, er hat keinen Garten, kein Fleckchen Erde neben seinem Palais, wo er sich erholen könnte. Glücklicherweise ist der Opernplatz keine gepflasterte Straße mehr wie in früheren Jahren, sondern ein Rasen- und Blumenparterre, welches wenigstens etwas Duft und Luft zu des Kaisers Wohnzimmer emporsendet. Er kann täglich einige Stunden an der offenen Balconthür sitzen, hinter einem Schirm von hohen Blattpflanzen verborgen. Außer den nächsten Verwandten hat Niemand Zutritt bei ihm, auch nicht sein Lieblingsadjutant, Graf Lehndorff, dessen Gesellschaft ihm stets so angenehm und sympathisch war. Die Kaiserin Augusta ist die musterhafteste Gattin und Pflegerin, die hohe Frau gönnt sich kaum eine Spazierfahrt und besucht nur auf einige Minuten täglich den Garten des Prinzen Georg in der Wilhelmsstraße, der noch hohe alte Bäume besitzt, um dort im Schatten ein wenig Luft zu genießen. Auch die Großherzogin von Baden umgiebt ihren geliebten kaiserlichen Vater mit der rührendsten Sorgfalt. Aus dem Herzen beider erlauchten Pflegerinnen ist das schöne Gedicht des Freiherrn Paul von Roëll geschrieben mit dem Refrain:

„Herr Gott, laß den Kaiser gesunden!"

Die beiden Prinzessinnenhochzeiten, welche nächstens vollzogen werden, sollen in aller Stille in Potsdam oder vielmehr in Glienicke gefeiert werden, damit dem Kaiser jede Anstrengung erspart wird.

Eine andere Hochzeit in der vornehmen Welt wurde aufgeschoben und hat erst jetzt, wo das Befinden des Kaisers keine Besorgnisse mehr erregt, stattgefunden und zwar mit großer Pracht. Die Vorbereitungen brachten mehrere Tage unsere junge Welt in Aufregung; der Polterabend enthielt einige künstlerisch veranstaltete Festspiele, jedoch wurde nicht getanzt. Die kirchliche Trauung erfolgte unmittelbar nach dem gesetzlichen Act auf dem Standesamt, was sonst hier nicht Gebrauch ist, da man bisher stets mehrere Tage zwischen dem civilen und dem kirchlichen Act verstreichen ließ.

Die Neuvermälten gehörten beide den höchsten Familien des Landes an. Freiherr von Tümpling ist der jüngere Sohn des commandirenden Generals gleichen Namens in Breslau, und die junge Frau ist die einzige Tochter des Gouverneurs von Berlin, General von Boyen, dessen Gemalin eine Prinzessin von Biron ist. Eine ihrer Schwestern, die russische Gräfin Lazareß und ihre Nichte, die französische Marquise d'Abzac, waren bei der Trauung anwesend, ebenso der Herzog von Sagan mit seiner französischen Gemalin. Als Brautführer fungirten Prinz Biron, Vetter der Braut und Graf Adelmann aus Stuttgart, der von Rom her mit dem Bräutigam genau befreundet ist. Die Liebe und Verlobung desselben war ebenfalls in Rom entstanden.

Außer diesem frohen Feste ist leider nur Trauriges aus den vornehmen Kreisen zu berichten. Der Tod hat eine reiche Ernte gehalten; Graf Bertram Brockdorf, der erst vor wenigen Jahren sich hier mit der ältesten, schönen Tochter des Generals von Loën vermälte, starb plötzlich in Wildbad; da er kinderlos war, geht das bedeutende Majorat in Holstein auf einen jungen, unverheiratheten Ulanenofficier über, der sich bisher in bescheidenen Verhältnissen bewegte. Dann stürzte der allgemein beliebte und bekannte Freiherr von Obernitz aus dem Wagen auf einer Spazierfahrt und brach das Genick. Er war eine Specialität von Berlin, überall begegnete man ihm, sein kleines, gekrümmtes Figürchen und sein großer, intelligenter Kopf machten ihn schnell kenntlich. Besonders viel sah man ihn in der Familie des Fürsten Bismarck, auch war er stehender Gast in Varzin.

Eine in anderer, weniger ehrenvollen Weise bekannte Persönlichkeit, ein Herr Moritz, der sich selbst Graf Maurice nannte, starb soeben im Hospital, nachdem er sein ganzes, ziemlich bedeutendes Vermögen verpraßt hatte und in letzter Zeit in eine ehrenrührige Untersuchung wegen sittlicher Vergehen gerathen war. Unbegreiflich ist es, daß solche problematische Naturen sich in der guten Gesellschaft doch wenigstens eine Zeit lang unbestraft bewegen können. Nicht minder abschreckend wirkt es freilich, wenn von den höchsten Stufen derselben einzelne verirrte Persönlichkeiten herabstürzen oder vielmehr sinken. So erregte die junge Baronin Benkendorf hier eben so viel Abscheu wie Mitleid, als sie ihren Gemal verließ um mit dem Prinzen H...feld nach Paris zu gehen. Die Reise scheint Letzterem sehr theuer geworden zu sein, denn er mußte sein schönes Palais am Wilhelmsplatz an den Bankier Schwabach, einem früheren Compagnon Bleichröders verkaufen. Er ist der Enkel der Gräfin H. geborene Prinzessin H., die einst die Freundin Lassalles war. H. v. N.

Wien.

Der Schah ist gekommen und ist wieder verschwunden und Wien blieb am alten Fleck. Wie ein Meteor erschien der allmächtige Beherrscher aller Perser am Himmel, der sich über der blauen Donau wölbt und ließ bei seinem raschen Fluge einen weithin sichtbaren Streifen zurück. Und woraus bestand dieser Streif? Aus etlichen tausenden — vielleicht sogar hunderttausenden — Goldstücken, die in den gewissen fabulösen Kisten den Schah überall hin begleiten, aus einigen Dutzend „Sonnen- und Löwenorden" und aus verschiedenen persischen Hoflieferantentiteln. Schade, daß der Hof- und Amtsschematismus von Teheran nichts von Hoftänzerinnen und Kammerballerinen im europäischen Sinne weiß, sonst hätte Nasreddin gewiß mehrere unserer Balletheldinnen mit einem entsprechenden Titel ausgezeichnet und die Balletheldinnen hätten auch gewiß irgend eine Aufmerksamkeit verdient, denn einzig und allein wegen des Schah mußte das Ballet seinen Dienst verlängern, mußte in dem verlassenen Wien bleiben, um der persischen Majestät etwas vorzugaukeln. Und noch ärger wurde dem Orchesterpersonale mitgespielt, denn kein Tanz ohne Musik, und so mußten sich denn die armen Künstler über den heißersehnten ersten Juli hinaus — den ersten Tag der Sommerferien — plagen. Alles pour le Schah. Aber Ballet und Orchesterpersonal können sich mit dem Gedanken trösten, daß sie dem Sohn der Sonne gar sehr gefallen. Ganz besonders das Ballet Sylvia mit der Musik von

Delibes und der kühnen Spitzenpolka des Fräulein Linda zwangen den apathischen mit der Lammfellmütze ewig bedeckten Kopf, einige Male beifällig zu nicken, und als Schah Nasreddin auf die Bühne kam und ihm hier Frl. Linda, die blonde Sylvia vorgestellt wurde, that er fast so, als wollte er ihr die Wangen kneifen. Aber Sylvia hätte sicherlich geschrien, denn Ballerinen sind so etwas nicht gewöhnt und das Piepsen einer gekniffenen Göttin hätte ganz gewiß Aufsehen gemacht, gewaltiges Aufsehen, das wohl bis nach Teheran gedrungen wäre. — Der Schah wohnte dieses Mal nicht in Laxenburg, sondern in der Hofburg zu Wien, allwo ihm und seinem Gefolge der sogenannte Leopoldinische Tract eingeräumt wurde. In Laxenburg hatten die Perser des Jahres 1873 bekanntlich arge Verwüstungen angerichtet, da sie in dem Wahne lebten, man könne bei uns jedes Appartement als geheimstes behandeln. Auch jetzt gab es einige schlimme Zwischenfälle, aber im Ganzen fiel der letzte Aufenthalt des persischen Hofes nicht so schlimm und parquet- und teppichverderbend aus, wie der erste. Allerdings hat das k. k. Obersthofmeisteramt bei der Adoptirung des Leopoldinischen Tractes, der nebenbei erwähnt aus nicht weniger denn funfzig Zimmern besteht, auf die Gewohnheiten des Sonnensohnes Rücksicht genommen und ihm vor allem ein Gemach angewiesen, allwo er jeden Morgen sein Lamm mit allerhöchst eigener Hand abstechen kann.

Eine reizende Geschichte wird aus dem ersten Besuch des Schah erzählt. Damals zeigte sich Nasreddin von Allem sehr befriedigt, was ihm der Hof und die Kaiserstadt an der Donau geboten und er sagte eines Tages zu dem Kaiser Franz Josef: „Ich bin sehr entzückt von Wien und von Deinem ganzen Lande, ich habe Deine Einrichtungen beobachtet und studirt und werde Vieles auch in meinem Reiche einführen. Nur Eines habe ich noch nicht bei Euch gesehen.“ „Und das wäre?“ soll der Kaiser begierig gefragt haben. „Eine Hinrichtung! Ich will nämlich sehen, wie gehenkt wird.“ Der Kaiser machte seinen Gast darauf aufmerksam, daß hier zu Lande nur die allerschwersten Verbrecher justificirt werden, daß es in seinem Reiche nicht der Brauch sei, über das Leben der Unterthanen nach Gutdünken zu verfügen, kurz, daß jetzt eine Hinrichtung nicht stattfinden könne. Der Schah, so behauptet die Geschichte weiter, habe sich aber durch die Argumente seines Gastfreundes nicht überzeugen lassen und habe erwidert: „Was liegt denn an einem Manne, laß einen hinrichten und ich gebe Dir einen meiner Perser dafür .... Si non e vero, e ben trovato.

Die hohe Aristokratie hat sich, soweit sie nicht beim Hofdienst engagirt ist, um den Schah blutwenig interessirt, die Gesellschaft der Fürsten, Grafen und Freiherrn mit ihren Damen ist unmittelbar nach den Pfingstrennen aus Wien desertirt und hat von vornherein auf jede Annäherung an den Autokraten von Teheran und auf jeden Orden und Titel, der aus der persischen Hofkanzlei kommen konnte, verzichtet. Wozu sollten sich die Herrschaften vielleicht unnöthige Kosten machen und Herrn Nasreddin aus dem Geschlechte der Kadscharen Feste veranstalten? Ist es nicht genug, daß der un—erwartete Besuch unserem Hofe die Kleinigkeit von 60,000 Gulden als Ausgabebudget auferlegt?

Dagegen beschäftigt sich die feine Welt der sieben- und neunzackigen Kronen mit zwei sehr interessanten Verlobungen: Comtesse Ilona Andrassy hat sich mit dem Fürsten Montenuovo und Comtesse Potocka mit dem Grafen Czerwinsky versprochen.' Comtesse Ilona ist die Tochter

des auswärtigen Ministers Grafen Julius Andrassy und der Liebling ihres Vaters. Wenn Graf Andrassy in Gesellschaft seiner Tochter einer Theatervorstellung beiwohnt, so pflegt er selten auf die Bühne, immer jedoch seiner Tochter ins Gesicht zu sehen; hier ist der Platz, von welchem ihm die reizendsten Sehenswürdigkeiten entgegenblitzen. Der Bräutigam ist der Sohn jenes Fürsten und Generals der Cavallerie Wilhelm Montenuovo, der unendlich viel Begeisterung für die Musik und die Künstlerwelt an den Tag legt, so viel Begeisterung, daß er seine Ideen zur Musik sogar zu Papier hat bringen und stechen lassen und daß seine Ausgaben die regelmäßigen Einnahmen bei weitem übersteigen, wodurch momentane Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten entstanden, die man mit dem typischen Ausdruck: finanzielle Calamitäten zu bezeichnen pflegt. Aber der Sohn unseres fürstlichen Componisten wußte zu helfen und zu zahlen und der Bräutigam der Comtesse Ilona hat selbst nach jenen großen Opfern, die er der kindlichen Liebe und der Achtung vor seinem Namen gebracht, noch immer Reichthümer genug, ein glänzendes Haus führen zu können. Comtesse Potocka ist die Tochter des früheren Ministerpräsidenten Grafen Alfred Potocki. Graf Alfred Potocki gehört zu den begütertsten polnischen Edelleuten, die das Land kennt, wir brauchen uns also auch für die Zukunft dieser jungen Dame nicht mit schweren Sorgen abzuquälen.

Noch eine dritte Verlobung machte einiges von sich reden, aber nicht so sehr in den Kreisen der Aristokratie, als in jenen der Parvenu und des Geldprotzenthums. Ein Witwer nämlich, dessen Name noch vor wenigen Jahren erst in der Geldwelt nicht ohne eine gewisse Scheu ausgesprochen wurde, weil sich an diesen Namen ganz sonderbare Episoden aus dem Jahre 1873 knüpften, freite um eine junge Frau, deren Schönheit sprüchwörtlich und deren gesellschaftlichen Beziehungen die tadellosesten sind und erhielt auch die Hand der jungen Dame. So ist eben in manchen, in gewissen Regionen fast Alles nur eine Question d'argent. Für Geld kann man sich in unseren merkwürdigen Tagen nicht nur Orden, Wappen und Devisen kaufen, für Geld kann man auch die Hand einer sonst difficilen Frau erlangen, für Geld kann man sogar Corriger le passé! Womit ich im Allgemeinen nicht gerade gesagt haben will, daß der Bräutigam etwas an sich zu corrigiren hätte, aber der Name — der Name, es ist ein eigen Ding von einem Namen, bei den sich „Niemand nichts" schlechtes denken kann.

Der Pulsschlag des Theaterlebens hat vollständig aufgehört und mit Ausnahme der „Künstler und Künstlerinnen" vom Fürsttheater im Prater sind alle Mimen und Primadonnen in die Bäder, in die Wälder oder auf Gastspiele gefahren. Nach Marienbad gingen Die, so zu dick sind und mehrere Kilo von ihrem Umfange verlieren wollen — es soll Primadonnen geben, denen ein solcher Gewichtsverlust gut steht — und nach Karlsbad gingen Jene, die an Galle leiden und an Mangel an Beifall, der bekanntlich auch Galle erzeugt. Nach Ischl wendete sich eine kleine Colonie Kerngesunder, die sich daselbst lediglich amüsiren möchte und in Gmunden, dem Vorzimmer von Ischl bleiben die Bade- und Ruderlustigen. In dem Fuscherthale siedelten sich die Wasserfexe an, d. h. jene Fanatiker des kalten Trinkwassers, denen ein sechsgradiger Trunk weit mehr ist, als ein gut frappirter Champagner. Ins Tirol und nach dem grünen Steiermark wanderten mehrere. In Burgschauspielen und auf dem Semmering und an den Abhängen dieses Berges nisteten sich ein paar Dutzend Balleteusen ein. Einige Versprengte sind in der

Schweiz zu suchen und einige Unvorsichtige, die nicht wissen, was mit dem überflüssigen Gelde zu thun, in Paris. Die meisten der Herren von der Burg, die durch volle zehn Monate des Jahres das Glück entbehren müssen, einen Vollbart zu tragen, lassen sich das Gesicht bewachsen, soweit es nur immer zarte oder auch stachlige Sprossen treibt. Kaum aber ist die Saat aufgegangen und kaum hat die Physiognomie der großen Tragiker und Bonvivants angefangen, etwas Rinaldo-Rinaldinisches anzunehmen, so sind die Ferien wieder vorüber und vorüber ists auch mit der Bartfreiheit. Das Theatergesetz ist strenge und scharf das Messer des Barbiers. Da sind in dem anderen Hofinstitute, in der k. k. Hofoper die Künstler weit glücklicher; ein Tenorist und gar ein Baryton oder Bassist ist stets ein Held oder Bösewicht oder Großinquisitor und alle diese Stände können den Bart nicht entbehren. Hier, im Reiche der dramatischen Musik darf also der Bartschmuck wuchern und die Herren vom hohen C, vom Contra f machen von der ihrer Stellung gewährten Freiheit auch den ausgedehntesten Gebrauch.

Im Hofoperntheater wurde Fräulein Carlotte Grossi, ein Wiener Kind, wirklich noch knapp vor Thorschluß der Saison, wie ich es in meinem vorigen Briefe ahnungsvoll betonte, engagirt und zwar mit einer Jahresgage von 12,000 Gulden. Auch Fräulein Amélie Stahl, eine junge Altistin mit reicher Stimmbegabung und guten musikalischen Anlagen wurde für die Oper gesichert. Fräulein Stahl hat neben ihrer höchst sympathischen Altstimme noch einige außerordentliche Vorzüge: sie besitzt eine imposante Bühnenerscheinung, einen schönen Mund und blitzende Augen. Hoffen wir von der Stimme, von dem Munde und den Augen das Beste und Höchste, kurz alles das, was die Carrière einer jungen Künstlerin zu einer wirklichen Carrière macht und nicht zu einem mühsam erarbeiteten Avancement, wobei die Anciennetät manchmal eine so fatale Rolle spielt.

Im Conservatorium ist endlich eine schon seit Monaten schwebende und sehr schwierige Frage gelöst worden. Die Professur für Gesang, bisher von Frau Mathilde Marchesi ausgefüllt, wurde an die frühere Opernsängerin Frau Louise Dustmann verliehen. Es ist richtig, ein Institut vom Range des Wiener Conservatoriums konnte und durfte sich auf die Dauer die Chicanen der Madame Marchesi nicht gefallen und mußte die Dame endlich ziehen lassen, ob aber der Ersatz ein passender und vollwichtiger ist, läßt sich bestreiten und mit Recht bestreiten, ja sogar bezweifeln. Frau Louise Dustmann war stets eine große Bühnenkünstlerin, aber niemals eine echte Künstlerin des Tones, des Gesanges und ich fürchte, den Experimenten der stets naturalisirenden Dustmann werden Legionen von Stimmen zum Opfer fallen.

Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

XI.

„Wenn die Blätter fallen — in des Jahres Kreise,
Wenn zu Grabe wallen — entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur — ruhig nur — ihrem alten Gesetze,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze.
Aber das Ungeheure auch — lerne erwarten im irdischen Leben:
In sein stygisches Boot — rasset der Tod — auch das quellende, blühende Leben!"

Sie wissen, Verehrte, welch' unerwartetes, hochtragisches Ereigniß des zu Ende gegangenen Monats ich im Sinne habe, indem ich die wohlbekannten, beredten Worte unseres Schiller aus dem Schlußact seiner „Braut von Messina", seiner Schicksalstragödie, Ihnen hier citire. Auch eine Schicksalstragödie, erschütternder, niederschmetternder Art, nur nicht auf den Bretern, die die Welt blos bedeuten, sondern in Welt und Leben selber ist es gewesen, die jenes Citat wohl sehr Vielen unwillkürliche Erinnerung gebracht hat: der Tod der jugendlichen, gerade erst achtzehn Sommer alten Mercedes, der jungen „Liebeskönigin" von Spanien, für welche grausam contrastirend das Brautbett sich zum Todtenbett verwandelte!

Im Januar Hochzeitsfackeln, im Juni die umgekehrte Fackel des „Zwillingsbruders des Schlafs!" Wir wollen milde die lebenraubende Gottheit hier so nennen, denn wenigstens hätte sie es milde gefügt, daß diese ihre Beute nur wie schlafend hingegossen schien auf dem Lager der Liebe, das so jäh und bitter ein Lager voll Schmerzen nach höchster irdischer Freude geworden! Wie schrieb ich Ihnen vor sechs Monden aus Madrid? „Prinzessin Mercedes in ihrer schamübergossenen, unter Thränen lächelnden Anmuth am Vermälungstage zu schildern, fehlen mir fast Worte ... Es wird selten in unseren modernen Verhältnissen vorkommen, daß ein König seine erste Liebe, wie zur Königin seines Herzens, auch zur Königin seines Landes macht, oder richtiger wohl: zu machen vermag. Spaniens junger Monarch hat es durchgesetzt. Möge der Himmel diese wirklich, wie es scheint, im Himmel geschlossene Ehe segnen! Daß das königliche Flitterwochenpaar zur Zeit, wie man zu sagen pflegt, den Himmel auf Erden hat, ist wohl glaubhaft!"

Den Himmel auf Erden haben — ja, so schrieb ich damals, und nun ist die junge Frau schon selbst „im Himmel", wie in schmerzdurchtränktem Telegramm der mit zwanzig Jahren Verwitwete der Mutter nach Paris meldete.

Hier sind in der That noch ein paar „glückliche Kinder" zu unermeßlichem Leid des Zurückbleibenden getrennt worden. Wie reizend naiv, fast nur wie schelmisches Schmollen in liebendem Gekose klang noch eine der letzten Flüsterreden, welche die Kranke ins Ohr des an ihrem Bett sitzenden Gemals hauchte: Vamos, Alfonso, no ploras ó me enfudaré" — höre doch, mein Alfonso, weine nicht, oder Du wirst mich böse machen!

Unser deutscher Kaiserhof hat für Königin Mercedes die officielle Trauer drei Wochen lang getragen — anfänglich noch mit der um König Georg V. zusammen — doch „das sind Geberden, die man spielen könnte! Was über allem Schein" — und wie es bei Shakespeare weiter heißt, will sagen: die Herzen werden auch hier zu Lande, dessen kann der Gatte, das Elternpaar sich versichert halten, länger trauern um diese so früh in den Staub gesunkene Rose!

Doch nun fort vom Tode. Reimen wir mit dem Poeten: „Was sucht das Leben am Verwesungsort? Ihr armer Staub kann uns die Weisung geben: Der Tod ist Nichts — und Alles ist das Leben!"

Ja, Alles ist das Leben, und wem es noch blüht, freue sich, daß er „athmet im rosigen Licht!" Um so höher schwellen kann der Lebenden Freude, als auch Er noch unter ihnen weilt und wieder athmet im Lichte, der unser beglückender Stolz und patriotischer Hort noch lange Jahre bleiben möge: Kaiser Wilhelm!

Es ist leider wahr: die Bevollmächtigten zum Berliner Congreß mußten die deutsche Hauptstadt verlassen, ohne daß des greisen Heldenkaisers und Friedens-

fürsten liebes, leutseliges, herrliches Gesicht und Auge ihnen ins Auge geschaut hat. Indessen, nichts weniger als profan ists hier, zu sagen: Wo sie versammelt waren in seinem Namen, da war er mitten unter ihnen! Im Geiste war er mit gegenwärtig im Conferenzsaal des Reichskanzlerpalais und Fürst Bismarck leitete die Verhandlungen in seinem Geiste!

Es ist an dieser Stelle nicht der Ort, resumirend zu berichten, „quantae molis erat Romanam condere gentem" — zu deutsch: was Alles von jedem der Abgesandten zu überwinden gewesen, um in verhältnißmäßig doch so kurzer Zeit das schöne Werk, den Frieden von Berlin, zu Stande zu bringen! Professor Gneist hat in einem gehaltvollen Trinkspruch dieser Tage auseinandergesetzt, welch' ungeheurer Charakterunterschied zwischen dem Wiener Congreß von 1815 und dem Berliner von 1878 obwalte, und wie daraus Eines mit glücklicher Evidenz hervorgehe: daß Zeiten und Menschen besser geworden seien — besser, weil ernster!

In der That hat auch auf der gesellschaftlichen Seite des Congresses, die hier uns allein berührt, dies unbestreitbar sich dargethan. Waren in Wien die Hauptsache, das die Zeit Beanspruchende nicht Festlichkeiten, Vergnügungen, Zerstreuungen? Wie anders jetzt in Berlin! Sehr wenig ist davon zu erzählen, wie die Herren „nach gethaner Arbeit gut geruht". Freilich hatten sie sich sofort „in den Strudel gestürzt", doch, weit entfernt von demjenigen des famosen Baron Gondremark, vielmehr in den der angestrengtesten und unermüdlichsten politischen „Arbeit", die kaum nach sich noch ein „gutes Ruh'n" kannte. Allerdings waren Tage zwischen der einen und anderen Sitzung, aber dieselben vergingen über fortwährenden, sich auf dem Fuße folgenden Privatverhandlungen, Auseinandersetzungen, Pourparlers, Berichterstattungen nach Hause u. drgl. m. Graf Andrassy war es, der in der Eröffnungssitzung jene Zwischentage befürwortete — doch eben nur „pour s'orienter", wie er witzig doppelsinnig sich ausdrückte.

Daß die Congreßmitglieder Zeit finden würden, an irgend welches künstlerische Amusement, eine theatralische Zerstreuung, an Oper und Ballet zu denken, ist von Haus aus nicht angenommen worden, und die königlichen Theater hatten daher, als Ferienanfang da war, ruhig ihre Pforten geschlossen, ohne jede Rücksicht auf die illustren Gäste. Also wußte man an maßgebender Stelle, daß dieselben nicht entfernt auf „Kunst" reflectirten. Es waren für sie fast keine anderen Erholungen da, als — die Freuden der Tafel. Darauf zielte jene hübsche Paraphrase des Ausspruchs, welchen Fürst Ligne über den Wiener Congreß gethan:

„Le congrès danse, mais il ne marche pas"; von dem Berliner Nachfolger nun ist gesagt worden: „Le congrès dine, mais il ne digère pas" — damit wurde indessen nur sein etwas träger Anfang bezeichnet, später lernte er sehr gut und leicht „verdauen".

Kurz — die Festivitäten des jüngsten Congresses beschränkten sich so ziemlich auf Tafelfestlichkeiten. Täglich wo anders waren die Herren Bevollmächtigten zu Gaste geladen, und wenn die eine Großmacht heute Wirth gespielt hatte, so erschien sie morgen mit der Collegin, die gestern Wirthin gewesen, als Gast bei einer dritten, die übermorgen mit Beiden zu Gast bei einer vierten sein sollte. So ging der Turnus rundherum, nur mitten inne fiel immer ein oder ein anderer Tag, wo Kronprinz und Kronprinzessin in ihrem Berliner oder auch ihrem Potsdamer Palais aufs Liebenswürdigste den fremden Diplomaten die Honneurs machten.

Ein paar Rendezvous am dritten Ort, zum Unterschied nicht auf dem Parket, und coram publico, gaben sich Letztere nur in einigen von den Directionen des „Zoologischen Gartens" und der Charlottenburger „Flora" ihnen zu Ehren veranstalteten „Kosmopolitischen Concerten". Hier allein schienen sie auch ein wenig Zeit für das „Etwas" zu finden, was an galante Kurzweil wenigstens flüchtig erinnern konnte oder anstreifte. Graf Schuwaloff hat allseitig den Ruhm geerntet, „der schönste Mann des Congresses" zu sein, wogegen Graf Andrassy's „fascinirende Häßlichkeit" ihren den Frauen gefährlichen Zauber auch hier nicht ganz verleugnet haben dürfte. So erzählte Jemand eine pikante kleine Wahrnehmung aus der „Flora". Es soll sich ein Blumenmädchen zu Genanntem hindurchgedrängt und ihm eine „Rose von auffallender Pracht" offerirt haben. Er griff nach einem Goldstück, aber — „ich darf nichts nehmen", rief die kleine Bringerin, tauchte in die Menge zurück, der Herr Graf schaute um sich und sein leuchtender Blick blieb einen Moment verständnißvoll hängen an den zur Erde sich richtenden Augen einer „hocherröthenden jungen Dame am Arme einer älteren Begleiterin". Also jene — „Dichtung oder Wahrheit"?

Jedoch — Dergleichen hält sich in der Kategorie des Goethe'schen: „Denkt Ihr an mich ein Augenblickchen nur —"

Eine öffentliche und eine Hauptrolle hat der „Unterrock, Pardon! der Cotillon in der Weltgeschichte" entschieden nicht auf dem Berliner Congreß gespielt. Hier war kein Czar Alexander, der die sechs Wunder verschiedenartigster Congreßschönheiten proclamirt hätte — keiner, der sie proclamirte und keine, die zu proclamiren! Einer der Türken, der Gesandte in Brüssel Karatheodory Effendi (von Geburt ein Hellene) war der einzige, der von Anfang „avec la famille" sich hier etablirte. Lady Salisbury (einst doch die Diplomatin par excellence vom „Goldnen Horn") und Gräfin Schuwaloff ließen ihre gestrengen Männer sich erst ganz am Ende nachkommen — zur „Krönung des Gebäudes"! Sonst blieben die „Diplomatinnen" hier an den Fingern herzuzählen: Fürstin Bismarck, die indessen wohl einen Stolz darin findet, gerade gar nicht mit von der politischen Partie zu sein — Gräfin Karolyi, die auch indessen hundertmal lieber eine „schöne Frau", als eine ins Gewicht fallende Diplomatin sein will — nun, und wer sonst noch? Sie sehen, meine Gnädige, auch in Bezug auf das streitige Capitel „Frauenpolitik" sind Zeiten und Menschen wenigstens ernster geworden. Ob besser ebenfalls? Prof. Gneist plaidirt dafür — ob aber die Damen selber in gleichem Grad?

Hiermit seien Passepartout's Acten zum Berliner Congreß und Frieden geschlossen.

Das schöne Fest der silbernen Hochzeit, welches unter herzlichster, hingebendster Theilnahme der gesammten sächsischen Bevölkerung der ritterliche König Albert und Königin Carola, die „Barmherzige Schwester" und „Samariterin auf dem Throne", begingen, will ich hier nur berühren, weil ich einen doppelten Anknüpfungs- oder Ausgangspunct für eines Ihrer und meiner Lieblingsthemen da finde. Ich sah unter den Gästen die hübsch herangeblühte Antoinette von Toscana, des Königs Nichte, deren Hand das Gerücht ihrem Vetter, dem ebenfalls dort gegenwärtig gewesenen jungen Herzog von Genua (Bruder der Königin von Italien) zuweist; ich sah unter den Familienangehörigen auch die nicht sowohl schon erblühte, als gerade noch lieblich erblühende Prinzessin Mathilde, Prinz Georgs vor Kurzem in das sechzehnte Jahr eingetretene Töchterlein, von der ich Ihnen par discretion mittheilen kann, daß ihre einstige Vermälung mit Kronprinz Rudolf von Oesterreich wohl schnell einmal in das Stadium kommen könnte, an maßgebender Stelle hier wie dort „erwogen" zu werden. Ich bilde mir nicht ein, das Gras wachsen zu hören an den Höfen, aber man hat sein Urtheil, man versteht die emporschwirrenden Gerüchte auf ihre innere Wahrscheinlichkeit hin zu prüfen. Beide Verbindungen, woran der Gedanke in Vorstehendem angeregt, sind „innerlich nicht unwahrscheinlich"; „innerlich nicht wahrscheinlich" ist dagegen, daß Prinz Lulu, der Zweiundzwanzigjährige, sich habe bewerben wollen um Prinzeß Thyra von Dänemark, die bald Fünfundzwanzigjährige, oder daß König Wilhelm der Niederlande — wohl nur, um den Bruder zu übertrumpfen, dessen Verhältnisse aber ganz andere waren und sind — mit seinen einundsechzig Jahren noch zur Ehe schreiten wolle mit der schwedischen Eugenie, einer gewiß herzensguten Dame, immer jedoch — man muß es mir schon erlauben zu sagen — einer altjüngferlichen Prinzessin von mehr als achtundvierzig — Sommern.

Noch ein Verlobungsgerücht habe ich in petto, das ich als ein zwischen „Wahrscheinlich" und „Unwahrscheinlich" schwankendes erachten und bezeichnen möchte: Comtesse Marie Bismarck, des Fürsten einzige Tochter, an die in ihrer bisher, wie es schien, gar nicht zu verwindenden Trauer um den Tod des Bräutigams, Graf Wends zu Eulenburg, nun sozusagen über Nacht die Dreißig herangekommen, wolle, so heißt es, jetzt endlich dieser Trauer sich entschlagen und am Arm eines neuen Verlobten, des Grafen Cuno Rantzau (geb. 1843), wieder beginnen, um die Freuden des Lebens zu werben. Graf Rantzau ist Legationssecretär bei der preußischen Gesandtschaft in München, vom Fürst Bismarck aber, der ihm wohlwollend geneigt scheint, gleich wie der eigene Sohn, Graf Herbert, mit in das Bureau des Berliner Friedenscongresses gezogen worden.

Interessante Brautschaften, die zweifellos bestehen, ja gar schon zum Aufgebot gediehen, sind ferner z. B. die der Witwe des Dichters von „Kelch und Schwert", Moritz Hartmann's (einstigen „schönsten Mannes der Paulskirche") mit dem bekannten nationalen Politiker, Freihandelsmann und Parlamentarier Bamberger (dem Vormund ihrer Kinder), sowie die der talent- und temperamentbegabten Tragödin Luise Theissen (zuletzt in Braunschweig), einer „Clara Ziegler im Keime", so möchte ich sie nennen, mit einem außerordentlich geachteten

und reichen Manne in genannter hübscher Residenz, der aber — erschrecken Sie nicht, oder besser: lachen Sie nicht — einen unglückseligen Namen trägt; er heißt nämlich Pinkepank — wirklich Pinkepank, orthographisch genau, wie das Wort in dem bekannten Kinderliedchen geschrieben: „Pinkepank, wo steckt der Schrank, unten oder oben?“

Interessante Hochzeiten haben z. B. in Paris und London stattgefunden: in Paris die des bekannten Bonapartistischen Klopffechters und Duellanten Paul de Cassagnac mit einer Elsässerin Julia Acard, Tochter des Grafen Stefano Acard; in London die des Lord Clanmorris mit Miß Ward, jüngster Tochter des langjährigen früheren britischen Generalconsuls in Leipzig, dessen Vater Privatsecretär des Lord Castlereagh gewesen und der von diesem die Feder geerbt hat, mit welcher dereinst der Wiener Friede unterzeichnet worden. Sie ließ er nun zur Unterzeichnung des Ehepacts seines Nesthäkchens benutzen. Ob die historische Feder des Berliner Friedens einst noch ähnlichem Zwecke dienen wird? Von stattgehabten Hochzeiten nenne ich weiter die folgenden: Wolf v. Tilmpling, Attaché der deutschen Botschaft in Rom (Sohn des commandirenden Generals des VI. Armeecorps in Breslau) mit Luise v. Boyen (Tochter des Generals und Gouverneurs von Berlin); Graf Bela Cziraky (geb. 1852) mit Gräfin Maria Esterhazy (geb. 1856); Werner v. Blumenthal (Hauptmann bei den preußischen Gardedragonern, geb. 1847) mit Caroline Freiin Hildprandt von und zu Ottenhausen (geb. 1858, Tochter des Freiherrn Robert, Herrn der böhmischen Herrschaften Blattea und Skoretitz); Graf Rudolf Czernin (geb. 1855) mit Gräfin Emma v. Orsini und Rosenberg (geb. 1858). In letzterem Fall haben zwei muthige Herzen sich verbunden, die durch kein „böses Omen“ sich schrecken ließen. Zweimal mußte der Termin zur Trauung verschoben werden; erst erkrankte Gräfin Emma (an den Masern), dann Graf Rudolf. Und deshalb möge denn auf dies bräutliche Lager der Gott der Liebe und des Glücks all seinen Segen streuen!

Den Schluß des aristokratischen Standesregisters mache für diesmal die Proclamation einer hocharistokratischen Verlobung: auf Schloß Bergheim bei Wildungen ist die neunzehnjährige Gräfin Helene zu Waldeck und Pyrmont, ältestes Kind und einzige Tochter des derzeitigen Inhabers der Secundogenitur des Waldeck'schen Fürstenhauses, Graf Adalberts, und der Prinzessin Agnes Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, die Braut ihres Vetters geworden, d. h. des Sohnes ihrer Tante, des Grafen Carl Aldenburg-Bentinck von Schloß Middachten bei Arnheim, Lieutenants bei den preußischen Gardedragonern und Ritters des Deutschen Ordens, Ballei Utrecht (geb. 1853).

Was wäre sonst nicht Alles zu berichten! Daß eine Dame aus Frankfurt a. M., die Gattin eines hochangesehenen Mannes, in Paris, wohin sie einem Künstler nachgereist war, der sie verschmähte, Selbstmord beging; daß ebenfalls in Wien die jugendliche Gemalin eines Greises, eine Fürstin Cz. — nicht Czartoriska, wie Ihnen der kundige, geheimnißeingeweihte „Almanach de Gotha“ aus Zusammenstellung der Jahre beweisen wird — auf den Einfall kam, ein paar Scenen aus der Rolle einer modernen Messaline zu spielen, d. h. in Verkleidung als „Kind des Volkes“ auf die Straße ging, einen schmucken Feldwebel unter dem Arm faßte und ihn unschwer beredete, mit ihr en deux in gewisse verschwiegene Parkgänge zu pilgern — halte-là! ich bin mit den „scandales d'hier“ schon zu Ende! Dagegen erzähle ich aus den unverfänglichen Bereichen von Kunst, Literatur, Musik, Theater, wie folgt weiter: Frau Dustmann-Meyer ist die Nachfolgerin der Frau Marchesi als Gesangsprofessorin am Wiener Conservatorium geworden; Ernest Renan, der Mann Christi und des Antichrist, ist jetzt ebenfalls Pariser „Unsterblicher“; Johannes Schilling, der hochbegabte Bildner, hat von Leipzig das Ehrendoctordiplom bekommen; der „Lyriker des Pessimismus“, Hieronymus Lorm, hat mit dem „Gaudeamus-Dichter“ Scheffel einen Strauß begonnen, indem — ich wette! — die Majorität des Publicums auf des liebenswürdigen Letztgenannten Seite steht*); Gabriel Max, der Sensationelle schuf ein neues sensationelles Werk: „Tannhäuser bei Venus im Hörselberg“; die jüngste sehr anmuthende Schöpfung der immer eigenartigen und immer vornehmen Muse Carl Heigels ist ein Schauspiel: „Die Freunde“; der Componist Max Bruch siedelt an Stockhausens Stelle als Dirigent des Stern'schen Gesangvereins nach Berlin über; Adolf Wilbrandt und Auguste Baudius lassen sich bleibend nicht dort nieder, sondern nehmen aufs Neue Wohnung in Wien. Stockholm

*) Gewiß, wenn nur nicht Scheffel die Unbegreiflichkeit begangen hätte, Lorm zu — verklagen.
Die Redaction

soll Universität werden; eine abermalige und abermals ihres Erfolgs sich versichert haltende Expedition zur Aufsuchung der Gebeine Franklins und seiner Genossen ist vom Stapel gelaufen; endlich: die Altkatholiken haben sich für facultative Priesterehe erklärt, sowie — um recht Verschiedenes zusammen zu nennen — die Stadtväter von Prag für Besteuerung der Damenschleppen! 20 Gulden — das ist immer noch sehr wenig für das Vergnügen einer Modeschönheit, „in ihrem Uebermuth den seidenen Schlepprock", wie es in Goethe's „Clavigo" heißt, „so weit hinten aus im Winde segeln zu lassen, als möglich!"

Und nun Adieu und glückliche Reise, verehrte Herrin! Wenn der Schreiber dieser Zeilen, Ihr ergebener Diener, Sie einst in einem fremden Lande zu treffen das Glück haben sollte, so sagt ihm das Herz und das Blut im Gesicht: das ist Deine Landsmännin! Und wenn auch dies nun wieder einer Umschreibung und Erläuterung bedürfen sollte, so lautet sie kurz: denn auch er ist ja ein Deutscher, mit einer oder der anderen guten und jeder möglichen schlechten Eigenschaft eines solchen, ein Deutscher trotz seines französischen Namens Passepartout.

Salonpost.

Fr. P. St. in B. Ihre Liebe für das Komma geht über alle Interpunctionsgrenzen hinaus und verdirbt Ihren für uns übrigens unbrauchbaren und unverständlichen Aufsatz gänzlich. Oder wollten Sie etwa ein Beispiel für Hippel liefern, der die Frauen mit einem Komma, die Männer mit einem Punct verglich? Bei dem Punct ist der Satz einer Rede zu Ende und man weiß, woran man ist; bei dem Komma muß man aber weiter lesen, ehe man es versteht. Bei Ihrem Aufsatz giebt es gar keinen Punct.

Fr. G. Man sagt, die Prinzeß Louise habe den Marquis of Lorne nehmen müssen, weil sie eine romantische Neigung für einen ihrer Lehrer hatte. Der Letztere hat noch keine Marquise geheirathet.

E. treuer Salonleser in B. bei Riga. Sollten wirklich „Die beiden Klingsberg" in Rußland auf Fürst Gortschakoff und seinen Sohn bezogen werden? Der alte Metternich, auf den sie gemünzt waren, hat sie nie übelgenommen.

Beowulf. Lassen Sie den materialistischen Herrn Professor nur ruhig seine Moleschotttirade wiederkäuen: „Es giebt keinen Geist." Da der Herr Professor Empiriker ist, so hat er ganz Recht. Er schließt so: Was ich nicht selbst aus eigener Erfahrung kenne, existirt für mich nicht. Ergo, giebt es auch keinen Geist!

Gil-Blas in Hamburg. Die Bezeichnung „Cocotte" kommt von den kleinen Hähnchen her, die die Pariser Knaben zum Zeitvertreib in der Schule aus Papier fabriciren und cocotte nennen. Die „Cocotte" ist das Spielzeug der Männer geworden (unter Umständen auch umgekehrt) und so erklärt sich der Name.

C. v. G. „Die Pilgerfahrt der Katze" ist eine sehr feine Ironie auf die Oberflächlichkeit unserer heutigen Moral. Sind Sie so kurzsichtig, daß Sie nicht zwischen den Zeilen lesen können?

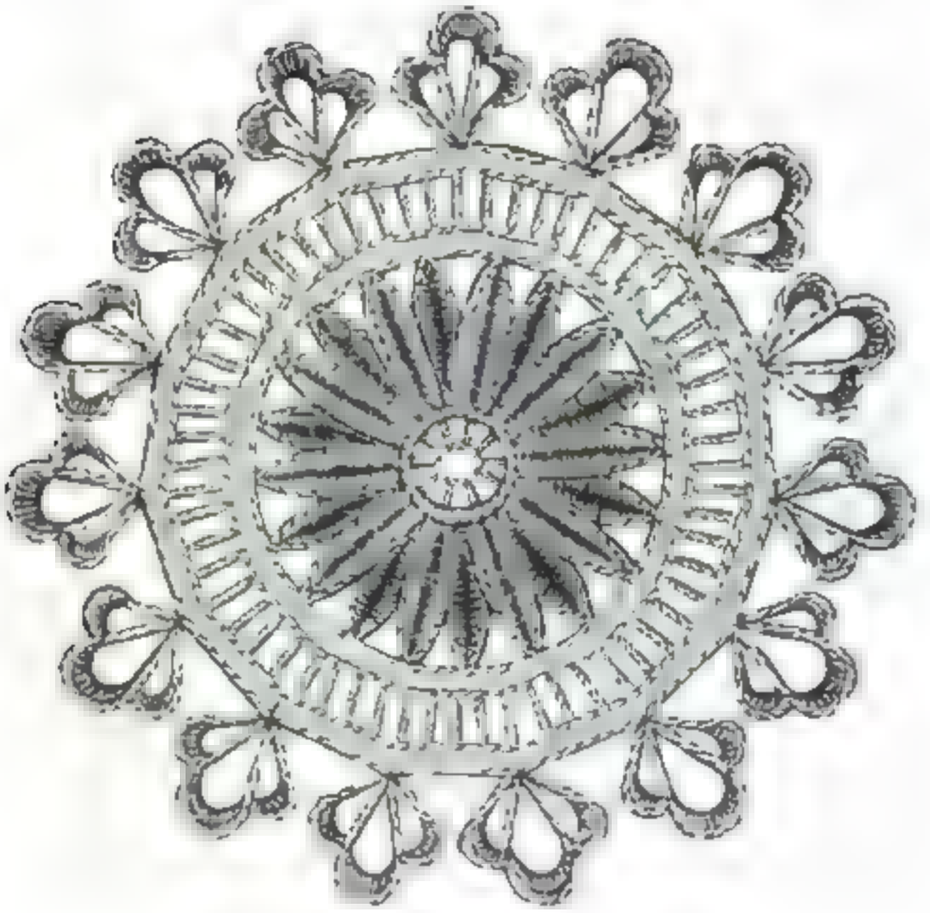
A. H. in Br. Die Scene, wo R. mit D. allein bleibt ist unwahr und macht für uns die Novellette unbrauchbar. Sagen Sie doch Ihrer Heldin R. die Worte, die wir einmal bei einem französischen Autor gefunden haben: Une femme qui fait à un homme la confidence de son goût pour un autre, cherche moins un avis qu'un aveu.

C. H. in Frankfurt a. M. In Frankreich und Oesterreich empfangen die Damen auch im Schlafzimmer, bei Ihnen ist's jedoch nicht Sitte. Warum eifern Sie jedoch gegen die vielen Besuche? Besuche sind gleich dem Regen, dessen wir leicht überdrüssig werden, wenn er täglich kommt, den wir aber ersehnen, wenn er ausbleibt.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Gehäkelte Roſette.

Für den Anfang in der Mitte werden 10 Kettchenmaſchen angelegt und dieſe zu einem Rund vereinigt. — 1. Reihe. 1 Stäbchen in jede der Maſchen, 1 Km. zwiſchen jedes St. — 2. Reihe. 13 Km., 2 M. überſprungen, 11 St. in die noch bleibenden 11 M., 1 Doppelm. in den obern Theil des St. der vorhergehenden Reihe. 9 Mal wiederholt. — 3. Reihe. Wie die vorhergehende, indem die Blätter hinter der letzten Reihe gehäkelt werden. Nach der letzten Doppelm. am obern Theil des Blattes eine einfache M. in jede M. — 4. Reihe. 5 Km., 1 M. in die Spitze jedes Blattes. — 5. Reihe. 1 St. in jede M. — 6. Reihe. 3 Km. für das erſte



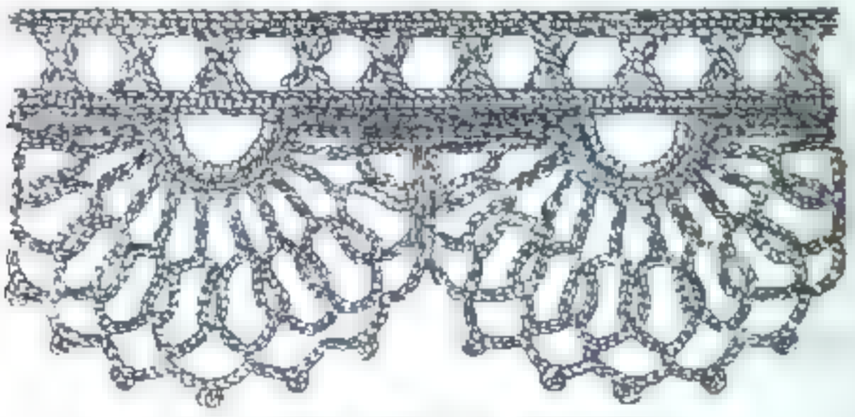
Nr 1. Gehäkelte Roſette.

St., * 2 Km., 2 M. überſpr., 1 Dſt. in die nächſte, 2 Km., 1 M. überſpr., 1 Dſt. in die nächſte. Bis zum * ringsum wiederholt. Nach den beiden letzten Km. 1 einf. M. in die letzte der 3 erſten Km. Dieſe Reihe ſoll 50 Dſt. haben. — 7. Reihe wie die 5. — 8. Reihe wie die 6., nur daß 12 Dſt. zugenommen werden; dies geſchieht, indem ſtatt 2 M. nur 1 M. in gleichen Diſtanzen überſprungen wird. Dies ergiebt 62 St. für dieſe Reihe. — 9. Reihe. 3 Km., 4 M. überſpr., 1 Dſt. in die nächſte, 4 Km., 1 dreif. St. in dieſelbe, 5 Km., 1 dreif. St. in dieſelbe, 4 Km., 1 dreif. St. in dieſelbe, 3 Km., 4 M. überſpr., 1 Dm. in die folgende. Wiederholt. — 10. Reihe. 1 Dm., 6 St., 1 Dm. in die erſte der 4 Km., 1 Dm., 10 St., 1 Dm. unter die 5 Km., 1 Dm., 6 St., 1 Dm. unter die 4 folgenden Km.

Wiederholt. Diese Rosette eignet sich sehr wohl für Obertheile von Eiderdunenkissen und Fauteuildecken.

Nr. 2. Gehäkelte Spitze mit Muschelmotiv.

Als Anschlag ist eine Reihe Kettenmaschen in der für die Arbeit erforderlichen Länge zu häkeln und nach dieser eine Reihe dichter Maschen. — 2. Reihe. Besteht



Nr. 2. Gehäkelte Spitze mit Muschelmotiv.

aus gekreuzten Maschen. Zuerst werden die Grundmaschen für die ganze Länge angelegt, hierauf wird ein Doppelstäbchen auf die Nadel übergeschlagen oder der Faden zweimal über die Nadel gedreht. In die Grundmasche gestochen und zwei Stiche Zwischenraum gelassen; zwischen die zwei Faden auf der Nadel gestochen; 1 Faden übergeschlagen, über zwei Stiche weiter eingestochen; abermals durch alle auf der Nadel liegenden Faden gestochen, 2 Lm., die Nadel wieder umwickelt wie

Nr. 3. Handschuhkoffercben.

vorher, um ein Stäbchen zu bilden, in die Mitte der Kreuzung eingestochen, das St. gleichfalls u; die Nadel wieder umwickelt und so fort wie vorher. — 3. und 4. Reihe besteht aus Halbstäbchen, 11 einfache gerippt gehäkelte Maschen, bei denen der Faden unter der Reihe gelassen wird; 9 Lm., unten nur 5 M. Zwischenraum gelassen, 11 einf. M., 9 Lm. — 5. Reihe. In die 6 einf. M. der vorhergehenden Reihe gestochen, 6 Kettchen. An jeder Seite des Fußes der 9 Km. oder Lm. der vorhergehenden Reihe wieder aufnehmen; 1 dreifaches St., 1 Kette, 7 Lm. Den

Faden durch die erste dieser 7 Lm. gezogen und in dieser Weise 1 großes Ringelchen oder Picot gebildet. 1 Kette, 1 dreif. St. zu jeder Seite der 9 Lm. Dies wird so oft wiederholt, bis die 9 Strahl des Sternes beendet sind. Hierauf 1 dreifaches St., ein Stich in die 6. der einf. M. der vorhergehenden Reihe, 1 dreifaches, den Zwischenraum bildendes St., 1 Stich zu jeder Seite der zweiten Zacke, 1 dreif. St. und wieder anfangen, um die Zacke der 9 M. zu drehen. — 6. Reihe. Auf der mittelsten Masche des Zwischenraumes Fuß fassen, 3 Lm., 1 Stich in die mittelste der 6 Lm. der vorhergehenden Reihe, wodurch ein Picot gebildet wird, 5 Lm., 1 Stich in das 2. Picot. Alles umwenden, dann, am untern Theil der Zacke angekommen, um 3 L. herabgehen; auf der Mitte des 2. Zwischenraumes Fuß fassen; mit 3 eingeschobenen Maschen an den 3 L. heraufgehen, um die zweite und die folgenden Zacken drehen. — 7. Reihe. 1 Stich in die höchste der 3 Lm., 3 Lm., 1 Picot; 3 Lm., 1 Stich in die mittelste der 5 Lm. der vorhergehenden Reihe und, nachdem um die Zacke gedreht, die Arbeit um alle anderen Zacken wiederholt.

Nr. 4. Dessin zu Nr. 3.

Nr. 3 u. 4. Handschuhköfferchen mit Dessin.

Dieses niedliche Köfferchen, dessen Gestell von spanischem Rohr mit weißen runden Knöpfen, ist 13 Centimeter hoch und 38 Cent. breit. Die vier Wände bestehen aus einem Streifen goldgelben brasilianischem Canevas von 80 Cent. Länge und 7 Cent. Breite, auf welchen das vorgezeichnete Dessin (Nr. 4), eine Kornblumenguirlande, im Hochstich gestickt wird. Der Deckel wird mit einer ovalen Krone von denselben Blumen verziert und in dessen Mitte der Namenszug gestickt. Die Kornblumen sind in blauer Wolle und werden durch einen Stich in Seide in einem etwas hellern Ton gehoben; für den Kelch werden kleine Kubtchenstiche in brauner und weißer Seide und die Blätter in olivengrün schattirter Wolle gemacht. Der obere Rand des Köfferchens wird mit einer eingereihten blauen Atlasrüsche garnirt. Der gestickte, mit steifem Calicot unterfutterte Canevasstreifen wird in dem Innern des

Gestelles befestigt und die Naht geschickt verdeckt. Die inneren Flächen werden mit blauem gesteppten Atlas auf parfümirter Watte staffirt. Zur Verzierung der vier Ecken blauseidene Quasten.

Nr. 5. Diner-Toilette.

Die Prinzeßrobe von staubgrauer gemusterter Grenadine legt sich über ein Un-

Nr 5 Diner-Toilette.

terkleid von Faille in einem etwas dunklern Ton. Dieses Unterkleid tritt an der Vorderseite als ein vom Halsausschnitt bis unten herabgehendes Plastron hervor und ist an der untern Partie mit drei Plissévolants und der ganzen Länge nach mit einer Reihe blindgenähter Stripven garnirt. Zu beiden Seiten des Plastrons schließt sich die Robe an, welche unten und ein wenig zur Seite mittels einer doppelten Bandschleife mit herabhängenden Enden gerafft ist. Am untern Rande der

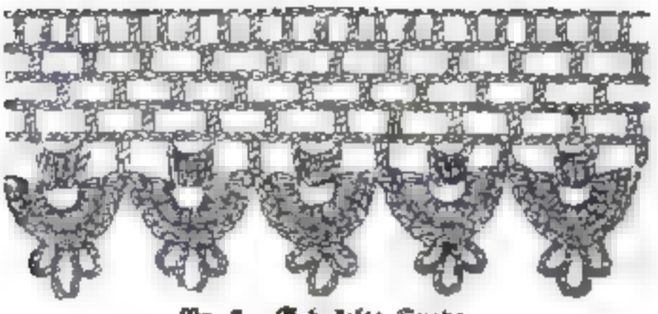
Draperung eine Franse mit Kopf. Die hinteren Bahnen sind viereckig geschnitten und legen sich als viereckiges Blatt mit einer Fransengarnitur am untern Rande auf die Schleppe. Am viereckigen Halsausschnitt ein doppeltes Plissé von Faille und Crêpe-lisse. Der Aufschlag an dem anliegenden Failleärmel ist aus einem Plissévolant aus Grenadine und einem Unterärmel von Crêpe-lisse zusammengesetzt.

Nr. 6. Diner-Toilette.

Nr. 6. Diner-Toilette.

Die an den Seiten regelmäßig geraffte Schürze ist aus blaßblauem indischen Cachemir und unten mit einem Hohlfaltenvolant garnirt. Die Seiten und der Rücken der Prinzeßrobe sind gleichfalls aus indischem Cachemir. Die Seiten bilden ein langes shawlförmiges Blatt, das sich durch eine sehr platt gestickte Kante von

den Seitenbahnen abhebt; letztere ziehen sich in hahnkammförmigen Hohlfalten bis unter den Rücken der Robe herauf, wo sie bauschig gerafft sind. Das Schürzenplastron ist nach jetzt allgemein beliebter Weise tief viereckig ausgeschnitten. Halblanger Aermel mit Plissés und Stickerei garnirt. Diese Toilette läßt sich ebensowohl als Morgenanzug benutzen, wo alsdann ein blaßblauer indischer Shawl mit glattem Grund und gestickter Kante oder ein geeigneter Burnus überzuwerfen ist.



Nr. 7. Gehäkelte Spitze.

Nr. 7. Gehäkelte Spitze.

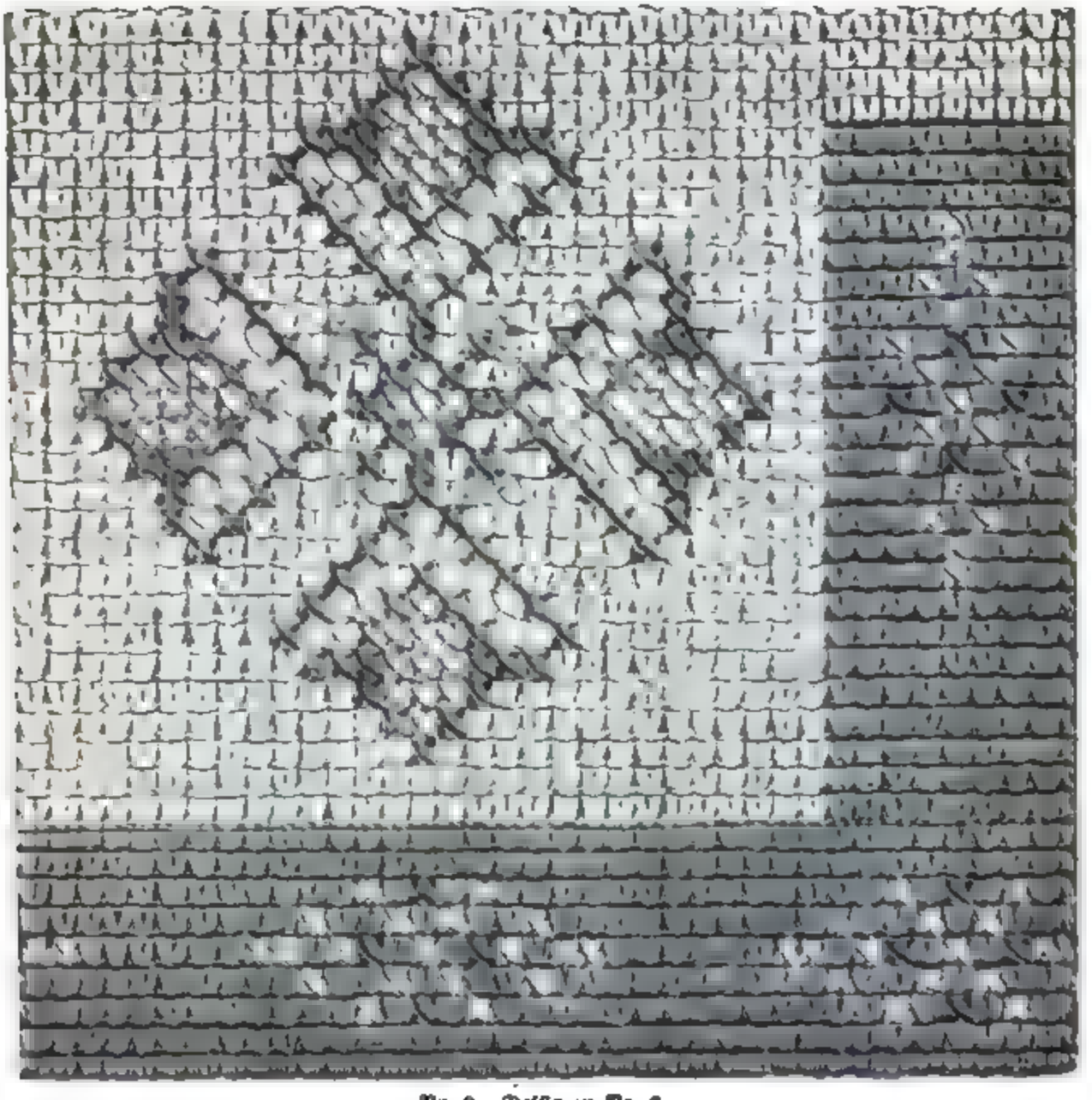
Diese Spitze ist, dem Dessin folgend, sehr leicht zu arbeiten und bedarf keiner eingehenden Beschreibung. Das Einzige, was zu bemerken bliebe, ist, daß die Zacken, auf welche die Kleeblätter zu stehen kommen, ziemlich dicht zu häkeln sind.

Nr. 8. Kleiner gehäkelter Teppich mit Stickerei

Nr. 8 und 9. Kleiner gehäkelter Teppich mit Stickerei. Mit Dessin.

Dieser Teppich in tunesischer Häkelei ist aus drei breiten und vier schmalen Streifen zusammengesetzt, welche zusammengenäht werden, worauf das Dessin im Tapisseriestich eingestickt wird. Um eine schöne und regelmäßige Arbeit zu erhalten, ist eine ziemlich steife und glatte beinerne Häkelnadel erforderlich. Der fertige viereckige Teppich hat, ohne die Garnitur, 56 Centimeter Seitenlänge. — Begonnen wird mit 29 Maschen in schwarzer Wolle und darüber 9 gehäkelte Touren. Hierauf folgen 29 Touren in weißer Wolle und dann wieder 9 Touren in schwarzer Wolle.

Ferner 29 Touren in rother und nochmals 9 Touren in ſchwarzer Wolle; 29 Touren weiße und 9 Touren ſchwarze Wolle. Der hiermit beendete Streifen wird glatt gehäkelt. Der zweite Streifen wie der erſte, jedoch mit dem Unterſchied, daß das erſte Carré in rother, das zweite in weißer und das dritte in rother Wolle gehäkelt wird. Der dritte Streifen wieder wie der erſte. Die vier kleinen Streifen werden in gleicher Länge wie die erſten und in 11 Maſchen Breite in ſchwarzer Wolle gearbeitet. Sämmtliche fertige Streifen werden nun in der Weiſe zuſammengelegt, daß ein ſchmaler zwiſchen je zwei breite kommt und die verſchiedenen Farben der einzelnen Carrés einander gegenüberſtehen; hierauf werden ſie mittels einer überwendlichen Naht, wobei in jede Maſche geſtochen wird, zuſammengenäht. Für den Rand



Nr. 9. Deſſin zu Nr. 8

wird eine einfache Maſche in rother Wolle in jede ſchwarze Maſche rings um den Teppich geſtochen; mit der weißen Wolle 7 Lm., mit der Nadel in die rothe M. geſtochen, 7 Lm., 5 rothe Maſchen überſprungen, dann in die 6 geſtochen und ſo fortgefahren mit 7 M. in weißer Wolle und mit der Nadel in die 6 rothe, in welcher Weiſe ſich ein Feſton bildet. Ein zweiter Feſton in rother Wolle wird erhalten, indem in die 4. M. des weißen Feſtons geſtochen wird und 7 Lm. in rother Wolle gehäkelt werden. Dieſer Rand wird durch eine Kette in rother Wolle geſchloſſen, wobei die Nadel immer in die oberſte Maſche des Feſtons geſtochen wird und abwechſelnd einmal 7 Lm. und einmal 3 Lm in ſchwarzer Wolle gehäkelt werden. Für die Anfertigung der Quaſtengarnitur bedient man ſich aller Wollen-

10 11 12

Nr. 10 bis 12

13 14

den-Toiletten.

reste, welche man gerade vorräthig hat. Man braucht für jede Farbe (roth, gelb, grün, blau, braun, violet ꝛc., ungefähr zwei kleine Strähne. Um die gleiche Länge der Quasten zu sichern nimmt man einen Streifen Carton von $1^1/_2$ Centimeter Breite und umwickelt ihn etwa 20 Mal mit den verschiedenfarbig zusammengelegten Wollensträhnen. An der einen Kante zieht man einen Wollenfaden unter die Strähne und bindet diese damit fest zusammen. An der andern Kante wird ein scharfes Messer oder eine Scheere eingeschoben und die geschlossene Franse aufgeschnitten. Das Strähnbündel wird alsdann umgeschlagen, so daß der Knoten nach innen kommt; um den Kopf der Quaste zu bilden, wird in einiger Entfernung vom obern Ende ein Faden um das Bündel geschlungen und geknüpft. In der Mitte jeder der Siebenmaschenketten wird mittels einer Nähnadel und eines Sei-

Nr. 15. Gehäkelte Spitze.

denfadens eine Quaste geheftet. Die Quasten müssen gut gekämmt werden, so daß die Fäden von einander abgesondert werden. Die Stickerei geschieht in algierischer Seide im Tapisseriestich nach dem in Nr. 9 dargestellten Dessin. Die Farbenwahl ist nach Belieben, z. B. für den weißen Grund rothe Contouren, die inneren Abtheilungen blau und lebhaft grün und das Kreuz in der Mitte gelb; auf dem rothen Grunde die Contouren goldbraun oder altgoldfarben.

Ein solcher Teppich bedarf zwar keiner Unterfütterung, jedoch erhält er durch ein Atlas- oder leichtes Flanellfutter mehr Steife und Dauerhaftigkeit.

Nr. 10 bis 14. Promenaden-Toiletten.

Nr. 10. Costüm von geraubtem graulila Stoff und glattem lila Cashmir für

Nr. 16. Servietten-Enveloppe.

Mädchen von zehn Jahren. — Der Cashmirrock ist von einem Plissévolant umgeben; die sehr lange Polonaise ist in der Mitte der Schürze und an den Seiten in Rosenfalten gebrochen. Die vordere untere Partie umgiebt ein Plissévolant, während auf der Rückseite der untere Rand der Polonaise mit einer an den Seiten heraufsteigenden Rüsche garnirt ist. Der Aermelaufschlag ist aus einem lila und einem grauen Streifen zusammengesetzt, welche beide durch drei Knöpfe scheinbar zusammengehalten werden. Strohhut mit einer breiten lilaseidenen Rüsche umgeben.

Nr. 11. Costüm von beigefarbenem gekörnten Stoff, für Mädchen von fünfzehn Jahren. — Die Robe ist vorn in Prinzeßform; auf der Mitte der Rückseite des Rockes unter dem Postillonrücken gepuffte Draperien. An der Vorderseite von oben bis unten herab zwei Faillestreifen und zwischen ihnen eine Knopfreihe; der untere

Rand von einem rüschirten Volant umgeben. Die Aufschläge an den Faillearmeln und die Tasche sind mit Knöpfen besetzt. Auf der Taille ein zurückgeschlagener Kragen. Beigefarbener Strohhut mit an den Seiten emporgebogenen Rändern, mit einer Halbguirlande von Feldblumen und einer beigefarbenen Feder.

Nr. 12. Costüm von haselnußfarbenem Phantasiewollenstoff mit johannisbrodbraunen Tupfen, für Mädchen von sechs Jahren. — Englische Robe mit geradem, mit johannisbrodfarbener Faillelitze besetztem und zwei Reihen Knöpfen von der nämlichen Farbe garnirtem Plastron. An den Seiten je eine Tasche in Form einer

Nr. 17. Dessin zu Nr. 16.

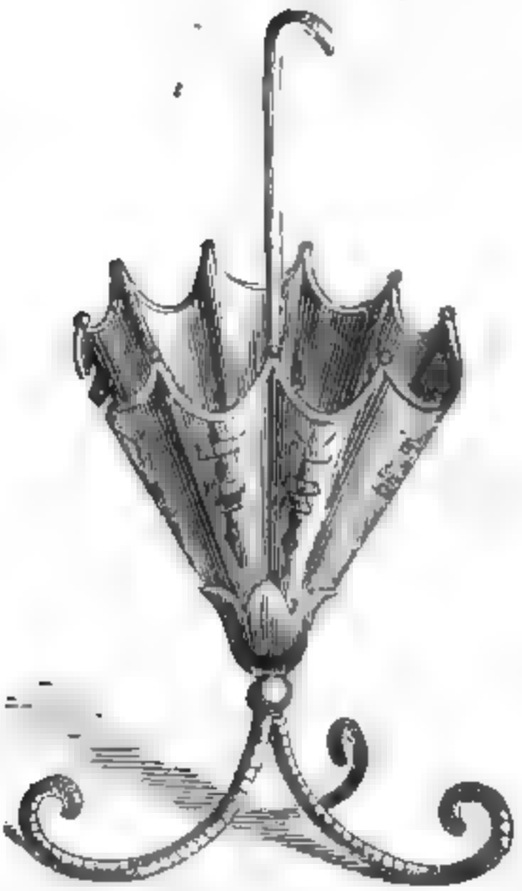
breiten Zacke, mit johannisbrodfarbener Litze eingefaßt und mit Knöpfen gleich denen des Plastrons besetzt. Der untere Theil des Rückens ist zackenförmig ausgeschnitten und wie das Uebrige eingefaßt; zwischen jede Zacke ist ein Knopf gesetzt. Das Untertheil der Robe wird durch einen Faille-Plisséevolant vervollständigt. Zurückgeschlagener Kragen und Aermelaufschläge von Faille. Hoher Strohhut, oben mit einer Krone von strohgelben Bandschnuppen, welche ringsum herabfallen.

Nr. 13. Kurzes Costüm von blaßgelbem Cashmir. Bis an die Knöchel reichender Rock, umgeben von einem Plisséevolant und einer hohen geraden Rüsche. Auf

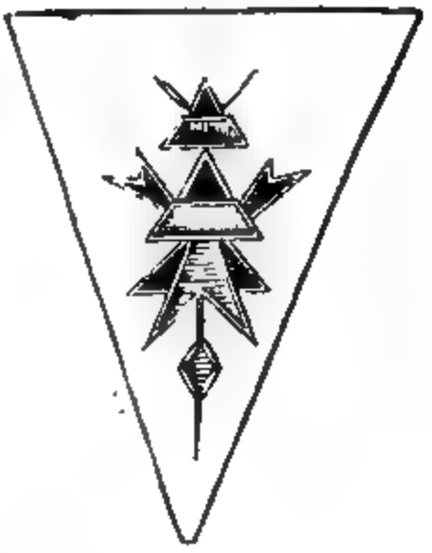
Nr. 19. Moderner Anhang für den Sommer.

dem Rock drapirte Tunica und die hintere Partie desselben von der Schürze abgetrennt; sämmtliche Ränder mit gefransten Galons in zwei Tönen blaßgelb und braun garnirt. Taille mit großem Schooß und von gleichen Galons umrandet und vorn mit assortirten Knöpfen besetzt. Um den untern Aermelrand ein mit einem gestickten Galon übersetztes Plissé. Brauner Strohhut, oben ein Puff von Hahnenfedern und unten an der Rückseite ein Bouquet von gelben Rosen.

Nr. 14. Costüm von kleincarrirtem braunem und crêmefarbenem Wollenstoff mit Flöckchen von rosa Seide. — Rock mit Schleppe, umgeben von zwei Plissévolants und einem rüschirten Volant. Die Polonaise mit Prinzeßrücken bildet auf dem Rock eine Schleppe. Die Schürze ist in regelmäßige Falten drapirt, welche an den Seiten unter der Polonaise gereiht sind. Die Taille mit langen Schößen, sowie alle Ränder der Prinzeßpartie sind mit einem carrirten und gefransten Galon von der Farbe des Wollenstoffes garnirt; dieselbe Garnitur unten an der Schürze. Am Aermelaufschlag Plissévolant und Galon.



Nr 20 Zündhölzchenhalter.



Nr. 21 Dessin zu Nr 20.

Nr. 15. Gehäkelte Spitze.

Nachdem die Kette auf die verlangte Länge der Spitze gehäkelt ist, genügt es, genau dem betreffenden Dessin zu folgen, indem die Arbeit immer die gleiche bleibt. An dem Ende jeder Reihe wird der Faden abgerissen und an der neuen Reihe in der bekannten Weise wieder angehäkelt.

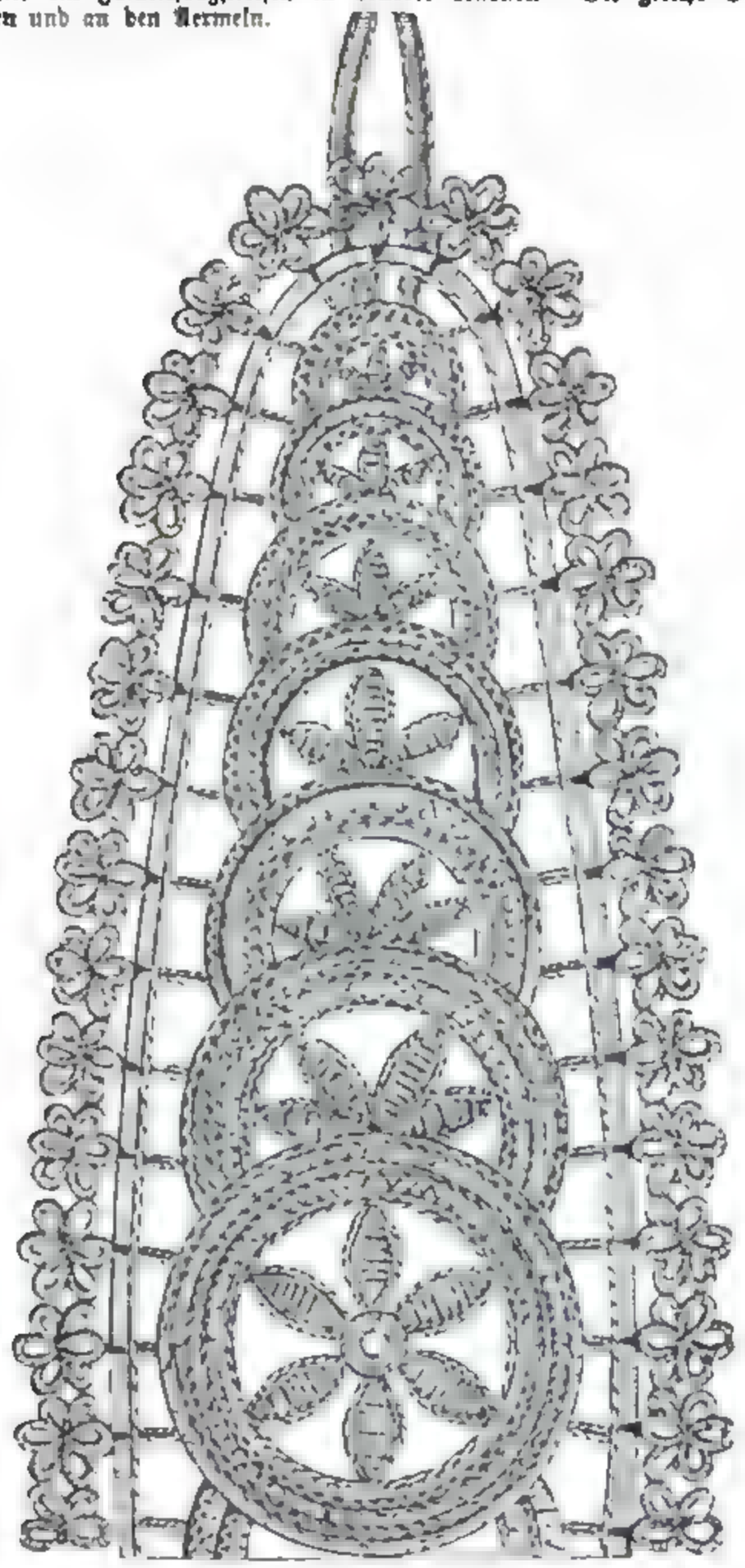
Nr 16 und 17. Servietten-Enveloppe mit Dessin.

Diese Serviette besteht aus einem Stück ecrufarbener bretonischer Leinwand von 29 Centimeter Länge und 27½ Cent. Breite. Ringsum ist sie mit rothem oder blauem Wollenstoff eingefaßt und auf die mit der Vorzeichnung versehene Fläche wird das Dessin Nr. 17 in rother oder blauer (entgegengesetzt der Einfassung) feiner Wollensoutage gestickt.

Nr. 18. Haustoilette mit Polonaise.

Der Faillerock ist mit einem sehr zusammengezogenen und von einem breiten Bouillonné in etwas hellerer Farbe übersetzten Plissé garnirt. Die Casimirpolo-

naise ist an der einen Seite gerafft. Ueber ein Faillepliſſé von gleicher Farbe wie der Casimir ein Failleschrägstreifen in hellerer Nüance. Die gleiche Garnitur am Kragen und an den Aermeln.



Nr 22 Gehäkelter Vorhangshalter.

Nr. 19. Moderner Umhang für den Sommer.

Die Garnirung des Umhangs besteht ir der Hauptsache aus Spitzen und mit Perlen bestickter Passementerieapplication. Das Kleid aus Wollenstoff weist eine reiche fächerförmige Faillegarnirung auf. Strohhut mit einer Rosenstuffe und einer schönen Feder.

Nr. 20 und 21. Zündhölzchenhalter mit Dessin.

Die Idee, einen Behälter für Zündhölzchen oder nach Wahl auch für Cigarren, in Form eines umgestürzten geöffneten Regenschirmes zu construiren, ist ebenso originell als neu. Die Höhe des vergoldeten Bronzegestells beträgt 14 Centimeter. Das unter Nr. 21 gegebene Dessin wird auf ein Stück mit der Vorzeichnung versehenen rothen Casimir im russischen Stich achtmal gestickt. Man bedient sich dazu feiner weißer, blauer, gelber, grüner, brauner und violetter Seide in der Weise, daß die Farbenzusammenstellungen in den verschiedenen Partien abwechseln. Die fertige Stickerei wird in der aus der Abbildung Nr. 20 ersichtlichen Form über das Gestell gezogen und mit grünem metallischen Papier gefüttert.

Nr. 22. Gehäkelter Vorhangshalter.

Diese Vorhangshalter sind ebenso geschmackvoll als dauerhaft und lassen sich leicht waschen. Für die Anfertigung sind gezwirntes Baumwollengarn Nr. 20 und eine stählerne Häkelnadel von verhältnißmäßiger Stärke am geeignetsten. Die Länge ist auf 40 Centimeter und die Schlinge am Ende auf 10 Centimeter angenommen. Die ganze Arbeit wird in Doppelmaschen ausgeführt; der Anfang geschieht mit der großen Rosette in der Mitte mit 7 Kettenmaschen, aus denen ein Ringelchen gebildet wird; diese Maschen werden mit Festonstichen überzogen und an das Ringelchen 6 egale Blätter von 9 Kettenmaschen gehäkelt, in welche volle Stäbchen gehäkelt werden. Hierauf folgt eine Reihe, welche sämmtliche Stiche festhält und 6 Reihen Doppelmaschen an den Seiten. An diese große Mittelrosette werden zu jeder Seite noch sechs immer kleiner werdende Halbrosetten angehäkelt. Von der letzten Tour der fertigen Rosette aus werden nun 4 gleiche Blätter wie vorher gehäkelt und von einem Halbkreis umschlossen. Der Gang der Arbeit für die Einfassung ist folgender: eine Reihe von 3 Kettenmaschen, 1 Stäbchen in die Mitte der 5 vorhergehenden M., 3 Km., 1 St., 3 Km., 1 St., 3 Km., 1 St., diese 4 St. in dieselbe M. genommen, 2 Km in die 3., 2 Km., 1 St. in die Mitte der 5 vorhergehenden und so fortgefahren.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Gut getroffen.

Der Salon.

Beauté de diable.

Novelle von **E. Vely.**

Es war ein Herbstmorgen voll Sonnenklarheit, Thauperlen blitzten auf dem Blättergrün und den Grashalmen, Vogelgezwitscher war laut in den Zweigen und naschhafte Spatzen pickten an den reifenden Weintrauben, welche sich zu einem Bogengang durch den großen Garten wölbten. Sonst aber war eine fast märchenhafte Stille um das so friedliche, ernst dreinschauende Gebäude aus rothen Backsteinen, welches in der Höhe von zwei Stockwerken sich erhob. Es hatte keinen architektonischen Schmuck von Außen, nicht das geringste Abzeichen, das eine hohe Fenster an der Nordseite mochte genügsam Licht hereinlassen, oder gen Süden von einem zweiten unterstützt werden. Das Gebäude selbst konnte einen Betsaal, auch eine Arbeitsschule enthalten, so mochten Vorübergehende denken, welche einen Blick durch die eiserne Gitterthür warfen, die den Garten abschloß. Wer aber aufmerksam geworden war durch die malerische wirksame Anlage der Gebüsche und die seltene Pracht in- und ausländischer Gewächse und schärfer hinblickte, der konnte, ganz im Hintergrund, halb von einer Fichtengruppe verdeckt, noch ein zweites Haus gewahren, castellartig, mit einem Thürmchen versehen, von Epheu umwuchert, fast idyllenhaft.

Es glich nicht dem Wohnort irgend eines Sectenhäuptlings, dazu lag es zu künstlerisch vornehm, zu kokett dort, aber man hätte auf einen Dichter rathen können, wenn man das große, saalartige Gebäude vergaß. Eingeweihte wußten freilich, was das bedeute; während des Baues desselben war man in Gruppen hinausgewandert in die Vorstadt und wochen- und monatelang war in Künstlerkreisen und in solchen, die Interesse für die Kunst bewiesen, von nichts Anderem die Rede gewesen, als von eben diesem großen Saal und dem kleinen Hause hinter demselben und der Uebersiedelung des berühmten Malers aus der geräuschvollen Metropole nach hier, in die bergumzogene Provinzialstadt.

Ein Wagen rollte über den Kies des Fahrweges und hielt vor der Pforte, gemächlich stieg der Kutscher ab und öffnete den Schlag. Ein kleiner Fuß in elegantester Bekleidung erschien auf dem Wagentritt, dort aber machte er wie zögernd Halt, dann bog sich ein blonder Frauenkopf hervor und eine Stimme fragte:

„Hier also endlich?“

Der Kutscher nickte und deutete auf ein kleines schwarzes Bret: „Es hätte wohl zu einem besseren Schilde reichen sollen!“

„Ralph Sturen!“ las die Dame, nachdem sie den Wagen verlassen und setzte aufathmend hinzu: „Es ist richtig!“ Dann schob sie rasch das schwere Thor auf und trat ein, ohne sich um das verlassene Gefährt und seinen Lenker zu kümmern.

Es war eine schlanke Frauengestalt mit leichten, vornehmen Bewegungen, die den hübschen Kopf auf biegsamem Halse trug. Unter dem kleinen schwar-

zen Hute fielen schwere rothblonde Flechten herab, feines Lockengekräusel lag über der Stirn. Die Brauen, zwei kühne, beinahe schwarze Bogen wölbten sich über tiefblauen Augen, die Nase war leicht geschwungen, der Mund beinahe etwas zu voll.

Nicht mehr der Reiz der ersten Jugend lag über der Frauenerscheinung, dafür hatte sie etwas sieghaft Imponirendes, Bewußtes.

Der schwarze Anzug aus feinem Wollenstoff hob Teint und Haarfarbe und wie sie jetzt mit lang hinrauschender Schleppe durch den Bogengang eilte, blitzte und schimmerte an ihr in tausendfachen Strahlen das Sonnenlicht auf den claire de lune Perlen, einer neuen Modeerfindung, mit welchen Hut, Kleid und Umhang übersät waren.

Sie legte die Hand fast zögernd auf den Thürgriff, aber ehe derselbe ihren kleinen Fingern nachgab, wurde schon von Innen geöffnet. Ein grauhaariger, ältlicher Mann stand vor ihr.

„Der Meister kommt bald!" sagte er ohne eine Anrede zu erwarten und zog den Vorhang zur Seite, welcher ein kleines Vorzimmer zur Linken öffnete.

„Ah!" kam es von den rothen Lippen, halb enttäuscht, dann aber wurde rasch hinzugesetzt: „So werde ich das Atelier um so gründlicher ansehen können!"

Der Alte machte nun eine etwas linkische Verbeugung.

„Die Gnädige wollen das Atelier sehen, sind vielleicht schon beim Meister angemeldet — ich will sofort hinüber —"

„Nein, nein! Lassen Sie das!" wehrte sie und schlug selber die Gobelinportière zurück, welche den Eingang in den riesigen Raum maskirte.

„Wir haben Modell heute!" sagte der Hüter des Heiligthums.

Die schöne Frau drehte sich nach ihm um und ein frisches Lachen klang durch den weiten Raum.

„Und dafür — hielten Sie mich?"

Vielleicht hatte sie mit der Frage doch etwas wie ein Stammeln und Stottern der Verlegenheit hervorrrufen wollen, aber der Famulus des berühmten Ralph Sturen, des ersten Coloristen seiner Zeit hatte nicht umsonst Jahr aus und ein Pförtnerdienste in der Donaustadt gethan.

„Die Gnädige entschuldigen, uns haben Fürstinnen und Gräfinnen gesessen, wie wir noch dort unten waren — und wissen die Gnädige, was sonst kommt an Modellen, das ist auch verschieden, zuweilen nur so in einem Kattunkleid und da schaut neben dem hübschen Gesicht und der schönen Figur das bittere Elend hervor, zuweilen aber, da rauschts in Seide und nun — das ist dann auch so . . . . . Man sieht allerhand Leut' in einem so berühmten Atelier und oft ist das Auskennen schwer."

Er fuhr durch seine grauen Haare, es kam ihm doch vor, als habe er etwas Dummes gesagt.

Vielleicht hatte die Fremde gar nicht auf seine Erörterungen geachtet, sie schritt über den dicken Teppich, welcher den Boden des riesigen Raumes bedeckte, und warf dann forschende, staunende Blicke durch denselben. Auf ihrem feinen Gesicht malte sich lebendig der Eindruck, welchen sie empfing.

Die gobelinbekleideten Wände, die Bilder, Sculpturen, Holzschnitzereien, Rüstungen an denselben, die riesigen Palmen, welche ihre grünen Fächer ausbreiteten, Löwen- und Bärenfelle, die zum Ausruhen luden, alte Sessel aus venetianischen Palästen, Kirchengefäße und Waffen, Renaissanceschränke, Spiegel und Gläser — welch ein Chaos! Und wie künstlerisch wirksam geordnet.

Sie legte eine Secunde lang die Hand über die blauen Augen.

„Wie großartig, betäubend — und doch wie harmonisch! Und nun will ich sehen, woran der Meister jetzt arbeitet.“

Sie schritt dem Fenster zu und wandte sich dann. Das volle, nicht durch die Sonne beeinträchtigte Licht fiel auf das große Gemälde dort, das halbvollendet war. Es erschien wie in die Wand selber eingelassen und hatte wieder alle Farbenpracht, die man an seinem Schöpfer seither rühmte.

Das Bild stellte einen Siegeszug der Amazonen dar. Von den Strahlen der sinkenden Sonne beglänzt, von rothen und violetten Lichtern umwoben, zogen sie heim, die streitbaren Jungfrauen. Hoch zu Roß, kühn und kräftig zu Fuß einherschreitend, hier mit den Waffen überwundener Feinde prangend, dort solche selber gebunden mit sich führend, wilde Siegesfreude auf diesem Antlitz, dort Mitleid in den Zügen und mag auch manch' trotziger Held sich selbst schmähen ob der Niederlage, es ist doch ein Etwas, das diesen oder jenen aufblicken läßt zur schönen Siegerin und ihm den Gedanken an den nahenden Tod versüßt.

Vom leichten Abendwind bewegt flattern die Gewänder, die Harnische sind abgelegt, die Locken wehen, Jubellieder tönen von den Lippen. Ein verwirrender Reichthum von flatternden Haaren, weißen Armen und Schultern.

Neben den schönen, normalen Frauengestalten sind auch hexenartige, braune Wesen zu sehen mit magern, muskulösen Gliedern, mit dämonisch funkelnden Blicken. Wehe denen, die in ihre Hände fielen! Da giebt es keine mitleidige Regung, das gezückte Messer ist geschwungen! Nicht vor dem Tode den Kuß der Liebe von rothen Lippen, nichts als ein wildes Wuthgeheul.

Schon jetzt schwebt der Speer über der Brust eines schönen Jünglings, die nervige Faust des entmenschten Weibes senkt sich nieder, aber kein Wort des Trotzes, keine schmachbedrückte Miene von ihm — ahnungslos athmet seine kräftige Brust dem kalten Stahle entgegen. Seine schwarzen Augen hängen in seliger Verzückung an der Gestalt, welche den wilden, siegestrunkenen Zug führt, an der Amazonenkönigin und auf seinen frischen Lippen liegt die Bitte: „Tödte Du mich, Du Hehre, Hohe — der Tod von Deiner Hand ist seliger als Leben daheim, nachdem ich Dich erschaut in Deiner Schöne, Deiner marmornen Unnahbarkeit!“

Die Gestalt der Amazonenkönigin war die am wenigsten ausgeführte. Wohl sah man schon hoch zu Roß die kräftigen Glieder der Heldenjungfrau, um die sich in losen Falten ein weißes, kurz geschürztes Gewand legte, während der Panzer, mit dem sie die Brust geschützt, von einem der Kinder, welche die Zügel hielten, getragen wurde. Sie waren der Königin, Rosen auf den Pfad streuend, entgegengezogen. Aber noch fehlte dem skizzenhaft hingeworfenen Antlitz der Ausdruck — der Künstler schien selber noch nicht mit sich einig, welche Züge er ihr geben solle.

„Großartig!“ sagte die schöne Frau nach einer langen, langen Pause.

„Wir haben es mitgebracht“, fiel der Grauhaarige ein, „aber obwohl wir hier ein besseres Atelier haben und Ruhe, Ruhe, so viel wir wünschen, es geht nur langsam vorwärts!“

„Langsam? Und warum?“

„Schaun's, Gnädige, da drunten in Wien, da hatten wir Alles, was wir brauchten, die mit den rothen Haaren, das ist die Fürstin W., dort, die so kindlich drein sieht, die Gräfin Z., neben der die Frau von G. und die wüste

da, das ist die reichste Bankiersfrau, die nur so die Millionen aus dem Fenster werfen kann. Sie hat dem Meister keine Ruhe gelassen, bis er sie auf das Bild gebracht hat. Und wenn sie auch wüster aussieht, als dem Teufel seine Großmutter, sie kann doch nun sagen: „In dem Amazonenbild da hat der Ralph Sturen auch mich verewigt."

Die blonde Frau neigte den Kopf. „Ja, Ihr waret sehr in der Mode!" sagte sie und wußte es wohl selber nicht, daß sie in die Atelierspracheverfiel.

„Die Mode, gnädige Frau, das ist das rechte Wort. Aber damit ist's uns zu viel geworden, so viel, daß wir endlich auf und davon sind. Erst nach dem Orient und derweil haben wir das hier bauen lassen. Aber nun schlägts um, nun haben wir fast zu viel Ruhe. Und dann kommt allemal die Sehnsucht nach der da — und das ist schlimm."

Die Fremde folgte seinen Blicken und gewahrte einen wunderschönen Frauenkopf, welcher dem Arbeitsplatz des Künstlers gegenüberhing — eine schwarze imposante Dame mit einem todestraurigen Zug um den feingeschnittenen Mund.

„Sehen, Gnädige, sie haben ihn bestürmt und was man bei uns zu Land so Avancen nennt gemacht und ich glaube, sie hätten Mann und Kinder verlassen, um den Sieg über den berühmten Mann davon zu tragen — aber, die war 'mal seine Braut und hat ihn verstanden und seit sie todt ist —"

Es klang wie ein leises Pochen draußen, der Diener des Malers eilte hinaus und kam kurz darauf zurück.

„Es war nur das Modell!"

Die Fremde stieg hinauf auf die Galerie und blickte von dort herab auf das malerische Chaos und dann hinüber nach der unvollendeten Gestalt der Amazonenkönigin.

Das Bild hatte ohne Zweifel einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht. Als sie dann später einen Renaissanceschmuck betrachtete, fragte sie nachlässig:

„Ist es wahr, daß Ihr Herr so schweigsam ist?"

Ein beinahe pfiffiges Lächeln umspielte die bärtigen Lippen.

„Zu Zeiten, gnädige Frau, aber er kann auch sehr lustig sein. Gewöhnlich reden die Damen in den Sitzungen."

„Ja, man muß ihn sehr, sehr verwöhnt haben!" sprach die Fremde mehr zu sich selber.

Ihren scharfen Blicken entging nichts, sie entdeckte jeden Gegenstand, der besonderen Kunstwerth besaß und bewies ein ungewöhnliches Interesse. Freilich flatterte und huschte sie, wenn der Führer umständlich die Geschichte der Auffindung und des Ankaufs erzählen wollte, rasch wieder in einen andern Winkel, betrachtete ein neues Stück, prüfte die Schwere einer Waffe, die Arbeit eines eingelegten Tisches.

„Ich möchte das Modell sehen!" sagte sie plötzlich.

„Nichts Großes", meinte der Alte und zuckte etwas geringschätzig die Achseln, „nur blond und schlank, wie wir's eben brauchen?" Er deutete dann auf einen zweiten abgeschlossenen Raum, als sie die Wendeltreppe wieder heruntergestiegen waren.

„Da! — 's wird sie nicht geniren, wenn die gnädige Frau eintritt."

Mit einem leichten Roth der Ungeduld auf den Wangen schlüpfte die Fremde durch die Portière.

Die Glocke kündete neue Besucher an und der Hüter des Heiligthums sagte mit wichtigster Stimme, genau wie vorhin: „Der Meister wird gleich

kommen und wir haben Modell!“ um vor einem zu langen Verweilen zu schützen, dann begann er die Erklärung der verschiedenen vornehmen Persönlichkeiten, die dem Maler zum neuen Bild gesessen.

Als er die schüchternen Reisenden, welche nur trippelnd und mit einer ängstlichen Feierlichkeit und athemloser Kürze eintraten und verweilten, hinausführte, lag auf seinem Tische im Vorgemach ein Goldstück.

„Aha“, sagte er, „von der schwarzen Dame — die war etwas aus der großen Welt. Nun ja, sie sind oft gekleidet wie jene Andern — beim Malerhandwerk bekommt man scharfe Augen.“ Dann begab er sich ans Farbenreiben.

Tiefe Stille herrschte eine Weile über dem Saale, eine seltsame Luft erfüllte ihn, ein Durcheinander von orientalischem Wohlgeruch, Farbenduft, Oel und jener wunderlichen moderartigen Aushauchung, welche uralte Stoffe und Möbel gaben — es lag auch etwas darin und darüber, wie schwebende nach Gestaltung ringende Gedanken.

Dann draußen ein leises Kling-Klang der Thüre, ein kurzer Gruß von dem Diener, rasche, leichte Schritte und der Besitzer und Schöpfer der märchenhaften Herrlichkeit trat ein. Er warf seinen Filzhut auf einen niedern Divan und trat aus dem dämmernden Halblicht des Hintergrundes in die Mitte des Saales. Seine blitzenden Augen grüßten aufleuchtend den gewohnten Raum, dann strich er mit der Hand durch das dunkle, lockige Haar und bewegte das Haupt wie grüßend nach dem ernsten Frauenbilde hin, das der Führer vorhin der fremden Dame gezeigt.

Es war als sei ein leiser Seufzer in dem weiten Raume erklungen, vielleicht daß es auch nur ein Lufthauch gewesen, der die schweren Gobelins bewegt.

Der berühmte Maler hatte eine kleine zierliche Gestalt, welche durch die bräunliche Sammetkleidung von etwas phantastischem Schnitt gehoben wurde. Der Kopf war von seltener Männerschönheit, neben der Regelmäßigkeit der Züge besaß er auch den Stempel geistiger Bedeutung. Das berechtigte, volle Ich des Künstlers war schon in seiner äußern Erscheinung ausgeprägt.

Er trat an den großen Tisch, auf welchem Kunstgegenstände, Zeitungen, Malerutensilien in buntem Durcheinander lagen, ließ seine Blicke darüber schweifen und rief dann:

„Biedemann!“

Wie ein Schatten tauchte der alte Diener mit dem wetterbraunen Kriegergesicht hinter ihm auf.

„Das Modell ist bereit.“

Ralph Sturen nickte, griff nach der Palette, legte sie wieder hin, weil er etwas über den Teppich gleiten hörte, drehte sich um und ein staunendes, langgezogenes „Ah“ kam über seine Lippen. In der Mitte des Saales, beleuchtet vom klaren Tageslicht stand seine Amazonenkönigin, hochaufgerichtet, im weißen Gewande, den blitzenden Silberhelm auf den weit bis zum Gürtel fallenden rothblonden Haaren, Schild und Schwert in den Händen. Es war aber, als sei ihr das Gewicht derselben zu schwer, ihre Arme hingen schlaff damit herab, ihr Fuß zögerte, weiter zu schreiten und ein Roth der Verlegenheit schlich über die Wangen, sie holte rasch Athem, als wäre ihr die Brust beengt. Ein zweites „Ah“ folgte dem ersten und dann schritt der Maler auf die Stehende zu.

„Das macht sich weit besser, als ich gedacht — wir wollen gleich an

die Arbeit gehen. Sie haben Uebung im Modellsitzen, wie mir Professor Friedrich gesagt, aber es wird doch Mühe kosten."

Die Blondine antwortete nicht, sie sah eine Art Leiter mit breitem Sitz hergerichtet, eilte darauf zu und hatte, als Sturen sich wieder zu ihr wandte, bereits darauf Platz genommen, genau in der gleichen Stellung, wie drüben die Amazone auf ihrem Roß.

Die kleine Hand des Malers, weich und zierlich wie die eines Mädchens, griff nach dem Pinsel.

Stille, stundenlange Stille. Nichts unterbrach dieselbe, als zuweilen ein Knacken und Knistern in den alten Möbeln und Stoffen, ein Schieben und Rutschen der verschiedenen Holzgestelle, welche der Künstler benutzte, um zu höheren Partien seines Riesenbildes zu gelangen.

In großen, raschen Zügen warf er das stolze Gesicht, die schweren Haare, den schöngeformten Nacken auf die Leinwand, er arbeitete mit Eifer, seine bleichen Wangen waren geröthet. Die blauen Augen der lebendigen Amazonenkönigin folgten, so oft sie's durften, seinen Bewegungen, ein Strahl der Genugthuung zuckte dabei jedesmal aus denselben.

Es war eine schwierige Stellung, den Oberkörper in jener stolz aufrechten Haltung zu tragen, aber es sah doch so stolz und natürlich aus, wie die schlanke Gestalt dasaß, bis zu den Füßen von dem milchweißen Gewande umwallt, wie eine griechische Statue.

„Das war brav gehalten!" sagte der Künstler und winkte ihr, herabzukommen, eh sie aber die Fußspitze hob, um vorsichtig die Stufen zu berühren, war er an ihrer Seite und leistete ihr Hülfe.

Ein Blitz aus den blauen Augen, es war, als staune die blonde Frau ob so ungewohnter Huldigung einem Modell gegenüber. Es mochte auch nur die königliche Haltung gewesen sein, welche den Künstler zu dem kleinen Ritterdienst bewogen. Herabgestiegen von dem Piedestal, schien der Nimbus zerstört. Er zündete eine Cigarette an und schritt rauchend auf und ab.

„Sind Sie müde?" fragte er, als er sie nach einer Weile mit verschränkten Armen auf einem Tabouret sah.

„Nein!" sagte sie und wandte die Blicke nicht von dem Bilde.

Nun war sie wieder nicht für ihn da, er betrachtete das Grün der Palmen, die matten, wohlthuenden Farben der Behänge, als wolle er darauf seine angestrengten Augen ausruhen lassen. Wenn das blonde Weib Empfindung hatte, so mußte es sich sagen, daß es nichts für ihn sei, als nothwendige Zuthat, den Gedanken suchte er nur in sich — wie ein Gewandstoff, ein Schild, ein Schwert, war ihm auch die Körperform — Geräth.

Und so hatten ihm Fürstinnen gesessen — auch sie waren ihm nicht mehr, nur die äußere Höflichkeit hatte dabei ihre Bedingungen gemacht, vielleicht nur störende.

Unter dem befehlenden: „Beginnen wir!" erröthete die Blondine fast, aber sie nahm doch gehorsam ihren Platz ein.

Ehe er den Pinsel wieder eintauchte, blickte sie wie schüchtern auf und fragte, indem sie die schweren Haarmassen auf ihren Schultern ordnete:

„Ich möchte wissen, warum Sie unter die schönen Frauengestalten so häßliche, verzerrte gestellt?"

Er antwortete gleichgültig, ohne sie anzusehen:

„Weil alle Schönheit erst neben der Häßlichkeit zur vollen Geltung gelangt — der Vergleich erhöht den Reiz — man nennt das Folie."

„Folie!“ erwiederte die Amazonenkönigin, als wolle sie sich das Wort einprägen.

Und nun wieder das Schweigen, wieder die bedrückende Stille in dem hohen, weiten Raume; unter der blassen Stirn arbeitete der Gedanke wohl noch rascher, malte mit glühenderen Farben als die Hand.

Der Künstler legte endlich den Pinsel weg, er mochte wohl gar nicht wissen, welche Stunde die Renaissanceuhr drüben zeigte.

„Es ist genug für heute!“

Sie stieg herab und hob den Blick nicht, als sie sagte:

„Ich kann morgen nicht kommen und . . . . . .“

„Ah!“ rief er diesmal anders, als bei ihrem Anblick im Costüm — fast ärgerlich.

„Morgen nicht — und nie mehr — denn ich gehe ganz fort!“

Es mochte ein orientalischer Ausruf sein, den er ausstieß.

„Das ist unmöglich, für eine einzige Sitzung will ich Sie nicht gefunden haben!“ — Er blickte nach dem Bilde hinüber, beinahe rathlos, aber durch den Ton der Glocke war sein weiterer Einwurf abgeschnitten. Die Amazonenkönigin glitt, während der alte Biedemann einen Besuch meldete, in das Gemach, wo sie sich angekleidet.

Ein Antiquitätenhändler brachte kostbare Funde zur Ansicht, und während der berühmte Künstler sich bewundernd darüber beugte und von seinem Famulus einen geschnitzten Rahmen bald hier, bald dorthin tragen ließ, um ihm einen richtigen Platz auszusuchen, war das Modell vergessen.

Nach einer Weile, als auch eine Damascenerklinge zu anderen Waffen gereiht war, sagte der Meister:

„Biedemann, biete der da drinnen das Vierfache, sie muß wiederkommen!“

„Die ist längst davon, Meister, wie eine Maus entschlüpft, und was das Wunderlichste an der Sache ist, sie hat ihr voll aufgezähltes Geld, das ich bei jeder Sitzung herrichte, wie das Alle wissen, unberührt liegen lassen. Und doch kam sie so ärmlich daher — ich habe gemeint, sie müsse in dem dünnen Kleid und dem schmalen Tuche frieren, denn es war ein frischer Morgen.“

Der erste Reif war gefallen, aber da er doch etwas voreilig gekommen, hatte er Regen und Sturm wieder Platz gemacht und nun heulte der Wind durch die Straßen und die schweren Tropfen schlugen gegen die Fenster; an die kleinen der inneren Stadt mit ihren ärmlichen, engen Gassen, wie gegen die Spiegelscheiben der Villen in der Vorstadt. Es war ein Wetter, das selbst die elegante, vornehme Welt scheut, denn ihr ist es eben so unbehaglich beim Einsteigen in das warme Coupé von einem Regentropfen bespritzt zu werden, wie dem Minderglücklichen unter dem triefenden Schirme dahin zu gleiten.

Lange waren an dem hübschen Rococohäuschen in der Villenstraße, das wie ein Porzellanspielzeug von irgend einer Etagère genommen zu sein schien, so winzig sah es unter den Renaissancebauten aus, die es rings umgaben, die Läden geschlossen gewesen. Seit wenigen Wochen erst wurde es wieder bewohnt — eine fremde, hochgestellte Dame hatte es bezogen, so erzählte sich die Nachbarschaft, welche bisher vergebens bemüht gewesen war,

etwas mehr als den Namen „Frau von Below" zu erfahren und die Thatsache, daß sie die Witwe eines Generals sei.

Gestickte und schwere Stoffvorhänge, eine elegant gekleidete Dienerschaft und prächtige Pferde bewiesen, daß die Fremde reich sei — das war Alles, was man bis jetzt hüben und drüben wußte. Das kleine Coupé, in welchem sie dann und wann ausfuhr, verbarg sie selber stets eigensinnig den neugierigsten und beharrlichsten Blicken.

„Du hast Dich wenig verändert, Isa", sagte die Herrin des Hauses in ihrem Boudoir und sah in das bleiche, feine Gesicht der Gegenübersitzenden, während sie die kleinen Füße gegen den Kamin hielt, dessen Flammen ihre Züge mit rother Gluth anhauchten.

„Das will sagen, Adele, daß ich in den sieben Jahren weder hübscher, noch häßlicher geworden bin. Du hättest es nicht umschreiben sollen, ich besitze eine große Selbsterkenntniß! Als Du mich neulich fragtest: „Wie siehst Du denn jetzt aus, Isa?" Da schrieb ich Dir zurück: „Ich habe noch das gleiche Gesicht, wie es meine siebenzehn Jahre zeigten, eins, an dem man vorübergeht, ohne es zu bemerken. Wenn etwas nennenswerthes sich darin befindet, so könnten das die Augen sein! Aber die haben auch vom Weinen gelitten." Sie senkte dabei die langen Wimpern und blickte vor sich nieder.

Die blonde Frau lachte gedämpft. „Du bist in Allem die Gleiche noch! Wenn ich Dich so sprechen höre, meine ich, ich sei mit einem Male zurückversetzt in meine Mädchenzeit. Und doch — wie viel liegt seit dem hinter uns."

Die Andere erhob sich; es war eine zierliche Gestalt, biegsam und geschmeidig, aber eher ein wenig zu klein. Ihr Traueranzug war sehr einfach und ebenso die Frisur, volle dunkle Puffen, in welche das Haar gelegt war. Sie blickte sich in dem zeltartigen Gemach um, das rosa Atlasdraperie mit mattem Gelb zeigte und wo jene zahllosen unnützen Dinge hier und dort verstreut waren, die nun einmal Reichthum und Luxus charakterisiren und sagte:

„Für Dich, Adele, gab es genug Erlebnisse, ein glanzvolles Leben. Ich blicke auf eine ernste Zeit zurück — ich war die Pflegerin meines kranken Vaters!"

Frau von Below seufzte:

„Ah Kind, Du hast dies Leben eben nie gekannt! Was war es denn? Wenn ich auch zugebe, daß ich mir jeden Wunsch erfüllen konnte, daß ich in der großen Welt lebte und sie bei mir sah, das ist Alles. Aber der Schatten, Isa — welcher Schatten! Man gewöhnt sich sobald an das Bessere — aber an die Menschen habe ich mich nie gewöhnt. Der General, der mir mehr Vater war als Gatte, hatte seine Launen und die Gesellschaft? Die Herren sprachen über militärische Dinge, Pferde, Versetzungen, Kabalen, die Damen-Toilette, ein wenig Kunst, viel französisch und enfin die chronique scandaleuse! Zuerst amüsirt es, aber man trifft immer wieder die gleichen Menschen, hört hundertmal das Gleiche —" sie sprang auf und dehnte die schlanke Gestalt ein wenig, dann rief sie und ihre sonst so sanften Augen blitzten: „Wie habe ich mich nach frischer Luft gesehnt!"

Die Andere hatte ihr ernst zugehört und fragte jetzt:

„Darunter verstehst Du, Adele?"

Es waren auch schlanke, weiße Finger, nach denen die blonde Frau faßte, kleiner als die ihrigen, aber sie machten sich so gar nicht bemerkbar,

während an jenen Brillanten blitzten, hatten diese auch nicht den schlichtesten Goldreif.

„Frische Luft nenne ich ein Leben, wie es mir behagt. Umgang mit Künstlern, Dichtern, bedeutenden Männern, geistvollen Frauen, nicht Schablonen, wie sie überwiegend das aufweist, was man die Gesellschaft nennt!“ Sie setzte ihren Fuß auf den Kopf des Eisbären, welcher vor ihrem Ruhebett lag, als wolle sie ein häßliches Reptil zertreten, dann flüsterte sie beinahe:

„Versteh mich recht, meine ernste Isa! Ich war eine pflichttreue Gattin, eine gefeierte, irreprochable Frau. Aber dies ordonnanzmäßige Gefeiertsein wurde mir verhaßt. Ich möchte im freien, eigenen Flug versuchen — mich überzeugen, ob das Wenige von Verstand, was an mir gerühmt und die Schönheit, welche ich nun einmal besitzen soll, stichhaltig sind. Ich will der sogenannten „guten Gesellschaft“ den Rücken kehren, um „wirkliche“ zu haben. In allen Ehren, Isa! Ich habe ein volles Jahr der Trauer und Zurückgezogenheit verbracht, ein zweites auf Reisen in Begleitung einer alten Freundin. Nun will ich mir leben und Du . . . .“ sie zögerte zu vollenden.

Die ernsten Augen in Isa's bleichem Gesichtchen richteten sich ruhig auf ihre erregten Züge.

„Ich soll Dir helfen und verstehe die Aufgabe, welche Du mir stellst. Wir wollen versuchen, ob ich ihr gewachsen. Ich bin etwas müde, Adele, aber das läßt sich vielleicht bekämpfen, und wenn Du mein Hiersein nicht als gutes Werk betrachten willst, sondern wie ich als eine Stellung — ich würde jetzt in W. Singstunden gegeben haben!“ setzte sie hinzu.

„Aber ich brauche Dich, ernste, kluge Isa!“ sagte die schöne Frau bittend wie ein Kind.

„Ich will meinen Reiseanzug wechseln!“ erwiederte Jene, „Du erwartest Besuch und wenn der Planet sich so glanzvoll zeigt, muß doch auch der Trabant ihm keine Schande machen“, sie lächelte zum ersten Male und verließ dann rasch das Gemach.

Frau von Below zog ihre bronzegrüne Seidenschleppe über den Teppich hin und trat zum Fenster.

„Sie faßt ihre Aufgabe richtig auf, wenn auch im Scherz. Folie! Wie das Wort mir seitdem immer in den Ohren klang!“

Es war zu dunkel geworden, um in den Spiegel zu blicken, sie klingelte nach Licht.

Als das rosa Boudoir und die Nebengemächer im hellsten Glanze strahlten, ließ sie sich wieder am Kamine nieder.

„Jünger als ich“, flüsterte sie, „aber sie war nie jung. Vielleicht gehört sie auch zu den Leuten, welche nie alt werden.“

„Doctor Bibran!“ meldete der kleine Diener und die Gravität, mit welcher er eintrat, hatte etwas Belustigendes.

Die Generalin neigte zustimmend das Haupt und nach wenigen Secunden verbeugte sich ein Herr mit langem, blonden Haupthaar, das ihm nach Malerart bis auf die Schultern fiel, vor ihr. Sein Gesicht, gesundroth und bis auf einen wohlgepflegten Schnurrbart, glatt, zeigte ein süßliches Lächeln.

„Excellenz befahlen zwar zu einer späteren Stunde, aber ich erhoffe doch Verzeihung, wenn ich früher mich herwagte. Wir Dichter sind keck, hat man uns einmal gezeigt, daß wir verstanden werden, so machen wir es wie die Kinder und wagen mehr. Es drängt mich, einen Gedanken auszusprechen, den Excellenz —“

„O bitte", fiel ihm die weiche Stimme ins Wort, „nicht den Titel. Den habe ich in P. zurückgelassen."

Ein schwärmerischer Blick streifte sie. „Das ist wieder ein Beweis Ihres hohen Verständnisses, meine Gnädige. O, was sind wir Dichter ohne Frauen! Wie Petrarca seine Laura, Dante Beatrice, so" .... er verlor sich in einen Seufzer und das herkömmliche süße Lächeln legte sich um seinen Mund.

Frau von Below hatte ihren Arm leicht auf die Rücklehne der Chaiselongue gestützt und sah von dort auf den blonden Dichter herab.

„Sie tragen sich mit neuen Ideen? Und mir wollen Sie dieselben mittheilen? Es könnte das schmeichelhaft für mich sein, wüßte ich nicht, daß hier würdige Stützen, ja Größen der Literatur leben."

Er faltete die Hände.

„Altgewordene Priester, oft Götzendiener, meine gnädige Frau, die von uns jungen Talenten nichts wissen wollen, uns fürchten!"

„Aber sollte unter der gebildeten Frauenwelt nicht — haben Sie keine nahestehende Freundin? Eine geistige Dichterfreundschaft?"

„Die Frau von Stein, Charlotte von Kalb, Elise von Ahlefeldts sind ausgestorben", seufzte er und richtete die Blicke zum Plafond, wo ein schwebender goldener Adler die Zeltdecke in seinem Schnabel zusammenhielt, dann schien es, als wolle er den Versuch machen, auf seine Knie zu sinken. Aber die Dame hatte sich erhoben und nahm halb abgewandt einen Fächer vom Seitentisch.

„Lassen Sie dieselben wieder aufleben", bat er, „seien Sie Dichters Freundin, bald wird Ihr Salon, Ihr Name —"

Er kam nicht weiter, eine schwarze, kleine Gestalt stand in der Thüröffnung und zwei ernste Augen schnitten seinen Ausruf dort ab, wo er besonders gefühlvoll hatte werden sollen.

„Doctor Bibran — meine Cousine, Fräulein Isabella Martitz!" stellte die Hausfrau vor.

Eine stumme Verbeugung, dann sagte die klare Stimme des Mädchens.

„Sie kennen mich in der That nicht? Und doch sind es erst zwei Jahre, seit wir uns sahen und Clara —"

„Mein gnädiges Fräulein", stammelte er.

„Ich hörte so lange nichts von Clara, sie geht wohl ganz auf im Mutterglück? Gleicht der Knabe ihr — oder Ihnen?" fragte Isa im raschen Durcheinander.

„Sie sind verheirathet, Herr Doctor?" fiel Frau von Below ein.

„Mit der strahlendsten Schönheit meiner Vaterstadt", rief Isa.

Das blonde Haupt bewegte sich etwas erstaunt.

„Und dann klagen Sie, daß Sie vergebens nach einer mitfühlenden Seele suchen, Herr Doctor?"

Sein süßes Lächeln war völlig verschwunden.

„Heißt verheirathet sein — verstanden werden? Was täuscht sich leichter, als das Herz eines Dichters?"

Isa's Lippen kräuselten sich, eine rasche Antwort schien auf denselben zu schweben, aber der Eintritt eines neuen Gastes unterbrach sie.

Adele reichte demselben mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Neues, Gutes von Ihnen, Graf Cleven?"

Dieser hob die schweren Augenlider und ließ sie müde wieder sinken.

„Stets das gleiche, deprimirende Gefühl — Gewissensbisse über vergeudete Jugend — die Kunst will ein ganzes Leben, ich bin ein Spätling."

„Der Graf modellirt prächtig", fügte Adele hinzu, als sie Isa mit ihm bekannt gemacht. Er war eine aristokratische Erscheinung, schlank und dunkel, eine große Lässigkeit lag in allen seinen Bewegungen und sein Haupthaar zeigte schon bedeutende Lücken.

„Frau von Below", sagte er nach einer Weile aus der Tiefe seines Sessels, „ich weiß doch Neues! Freund Kleiner bringt Ihnen einen Gast — Ralph Sturen!"

„Ralph Sturen!" wiederholte die schöne Frau und schien wie in Gluth getaucht. „Heute — das ist unvorbereitet."

„Wie Sie erschrecken — freilich, der Name! Der Liebling der Frauenwelt, der beneidete Glücksvogel, wie ihn seine Collegen nennen!" warf der Doctor ein.

Graf Cleven rieb seine Hände.

„Sie können stolz sein, verehrte Frau, das ist ein Fang, der hier noch Niemandem geglückt ist!"

„Kleiner ist vielfacher Millionär und das machts verständlich!" spottete Bibran.

„Nebenbei", gab der Graf ernst zurück, „aber ein Kunstfreund, ein kaufender Mäcen, und die brauchen wir. Von Bewunderung allein baut man wohl Luftschlösser, aber kein Riesenatelier wie Sturen! Uebrigens", wandte er sich dann an die Hausfrau, „der improvisirte Besuch, den Sie jetzt empfangen werden, ist der erste, welchen er hier macht. Er ist bekanntlich ein Sonderling, ein schweigsamer Gesellschafter."

„Wie das offene Feuer doch echauffirt", sagte die Angeredete und verließ ihren Platz. „Ich werde stolz sein, Graf, wenn der Besuch recht angenehm und interessant wird." Es war aber, so sehr sie sich auch zur Ruhe zwingen wollte, doch etwas Nervöses, Rastloses in ihrem Wesen, wie Isa mit Staunen bemerkte. Sie hätte die Weltdame sicherer geglaubt, selbst in Erwartung einer so berühmten Kunstgröße, wie Ralph Sturen.

Die Unterhaltung wollte nicht recht lebhaft werden, der Aristokrat saß wie schlafend in seinem Sessel, der Dichter warf von Zeit zu Zeit ungewisse Blicke auf das ernste Mädchen in Trauer, das mit sinnender Miene vor sich niedersah und die elegante Hausfrau wechselte verschiedene Male ihren Platz. Endlich schien sie mit einem zufrieden, welcher sie den Eintretenden für den ersten Moment beinah völlig verbarg. Etwas wie ein siegessicheres Lächeln hatte sich nun doch um ihre vollen frischen Lippen gelegt.

Isa Martitz war es, als habe sie bis jetzt Wandelbilder an sich vorüber ziehen sehen und müsse sie die Augen schließen, um das unverfälschte Gefühl in sich selber wieder zu suchen. So schwarz und hart ihre Kleidung von dem hellen Lichtglanz ringsum abstach, so fremd und fern fühlte sie sich auch innerlich dieser neuen Welt. Sie schwärmte für den Künstler Ralph Sturen, sie hatte all seine berückenden Schöpfungen gesehen, auf ihren Wanderungen von Ort zu Ort hatten sie auch ihr Heimatstädtchen berührt. Stundenlang hatte sie sich in die Farbenpracht, in den Ideenreichthum vertieft, hatte sie die schöpferische Phantasie bewundert — und sie machte sich ein Bild von dem Künstler selber, ganz heimlich und still, und verbarg es in einem Winkel ihres Herzens.

Wenn sie am Krankenlager ihres Vaters saß, die Nachtlampe trübe blinkte, die Athemzüge des Schlummernden ruhiger wurden und nur das Tick-Tack der Uhr und das nagende Geräusch des Holzwurms in den alten Mö-

beln ertönten, dann waren ihr oft die blühenden Gestalten vor Augen getreten. Fleisch und Blut hatten sie gewonnen dort auf dem dunklen Hintergrund der Wand und sie sagte sich im Stillen: Er muß glücklich sein, der Schöpfer dieser Gebilde, ihm, dem Veroneſe unserer Zeit, hat das Leben nur seine lachende, farbenhelle Seite gezeigt. Und sie freute sich dessen neidlos und träumte mit offenen Augen, bis ein Stöhnen und Seufzen sie plötzlich aufschreckte.

Jetzt — eine Bangigkeit legte sich über ihr Herz — jetzt sollte sie ihn sehen und sie zitterte — vielleicht gewahren, daß auch er war wie Andere.

„Maëstro, maëstro!" sagte da eine Stimme im Nebenzimmer, „nicht mit résistance intérieure müssen Sie den Fuß über diese Schwelle setzen. Ich weiß, Sie werden mir Dank wissen, mon cher, und die Opfermiene bald abgelegt haben. Vraiment, die Diva ist nicht hier — aber da, in diesem rosa Nest, so behaglich, daß man versucht wäre, ganz vulgär „mollig" zu sagen."

Ein kleiner Herr mit einem Ansatz von Corpulenz trat über die Schwelle und neben ihm wurde die interessante Erscheinung Ralph Sturens sichtbar.

„Bon jour, Graf — Doctor — ah, da ist die Gnädige!"

Adele von Below erhob sich langsam und ging in ihrer schwebenden Weise auf den berühmten Gast zu.

„Ralph Sturen!" sagte der Bankier mit einer Miene, als sei das „Herr" vor diesem Namen eine Beleidigung.

Die blonde Frau hatte ihre ganze Sicherheit wieder gewonnen, sie streckte die schlanke Hand aus und fragte:

„Darf ich Sie auf römische Weise willkommen heißen? Salve!"

Der berühmte Maler legte seine Finger in die weiße Frauenhand, aber seine Lippen bewegten sich vergebens, um eine Antwort zu finden. Er starrte mit weitoffenen Augen in das schöne Frauengesicht — „ah, ah!" sagte er zweimal, wie peinvoll, schöpfte dann Athem und setzte hinzu:

„Gnädige Frau!"

Adele von Below warf einen Siegesblick um sich, sie verzeichnete einen Erfolg bei dieser ersten Begegnung.

„Ich bin in der That glücklich, Herr Professor — ah", verbesserte sie sich, „Sie werden gegen diesen Titel protestiren, Herr Sturen sage ich — Sie nun auch persönlich kennen zu dürfen!" und sie sah ihm mit einem Sirenenlächeln in das blasse Antlitz.

„Isabella, Isabella!" rief die Stimme Adelens und die blauen Augen hatten sie schon entdeckt, sie mußte an die Seite der Hausfrau eilen — ihm gerade gegenüber stehen.

„Meine Cousine, Fräulein Martitz, eine begeisterte Schwärmerin, die mich, als sie zwei Stunden vorher hier eintraf, nach der ersten Umarmung fragte, ob ich Sie kenne. Wie glücklich sind wir nun Beide, nicht wahr, Isabella? Ah sie sieht mich strafend an, sie protestirt gegen ihren vollen Namen. Mein Gott, ich sehe noch das Backfischchengesicht, mit welchem sie mich bat „das Bella" fort zu lassen, sie sei nicht schön, es wäre der reine Hohn. Und noch heute will sie das alte Recht gewahrt haben!"

Sie lehnte sich zärtlich an die kleinere, dunklere Gestalt, es war Licht und Schatten in traulicher Gemeinschaft.

Isa hätte gewünscht, dem berühmten Künstler sagen zu können, daß sie ihn kenne und verehre, aber sie fühlte sich plötzlich muthlos.

Seine dunklen Augen blieben unverwandt mit dem staunenden Ausdruck auf das Gesicht Adelens gerichtet, ja, so viel Schönheit mußte ihn begreiflicherweise anziehen.

„Sturen ist verzückt, seht ihn nur an!“ flüsterte der Bankier. „Er wird mir Dank wissen, dieser Salon, wo die beaux esprits so gewissermaßen aufeinanderplatzen, aristokratische Atmosphäre und kein Blaustrumpfthum, man fühlt sich da leicht. Studirt er Frau von Below's Züge nicht, als wolle er sie malen? Gnädige Frau“, wandte er sich dann an die Baronin, „ich habe Sturen durchaus nicht verrathen, daß Sie jetzt im Besitz eines seiner besten Werke sind und welch einen Cultus Sie damit treiben!“

„O“, entgegnete die dann leichthin und nickte dann dem jungen Mädchen zu. „Isa, führe Herrn Sturen drüben in das pompejanische Zimmer hinter dem braunen Salon, Sie werden Beide dort etwas finden, das Sie interessirt!“

Sie war zu dem Grafen getreten; all ihre Bewegungen hatten etwas so geschmeidig Graziöses, sanft, ließ sich diese Frau dem schönen Hausraubthier, der Katze, vergleichen, im Zorn, in der Leidenschaft mochte sie vielleicht zur Tigerin werden können. Ob das Ralph Sturen eben dachte?

„Darf ich Sie führen, es ist der Wunsch der Hausfrau?“ fragte Isa.

Er zuckte beinahe erschreckt zusammen, als der Ton ihrer vollen Stimme ihn traf.

„Gewiß, meine Gnädige.“

Sie durchschritten gemeinschaftlich den braunen Salon; an denselben stieß ein einfenstriges Gemach, welches den Durchgang nach dem Balkon bildete. Es hatte pompejanische Wandmalereien und stylgemäße Einrichtung, auf einer Säule stand die Büste Adelens von einem berühmten Künstler gefertigt und auf der einen warmen, braunrothen Wand hing ein Bild im schwarzen Rahmen.

„Ein Sturen!“ rief Isa, die Gegenwart des Künstlers über seinem Werke vergessend.

Es war die Tochter der Herodias, ein junges, verlockend schönes Weib mit brennenden Augen in orientalischem Putz. Noch glühten die Wangen vom Tanz, in welchem sie die Gäste des Stiefvaters und ihn selber bestrickt, jede einzelne Münze, die sie zum Schmuck trug in dem rabenschwarzen Haar und auf dem bräunlichen Halse, schien noch nachzuklingen. Was sie ausgeläutet, während sich die geschmeidigen üppigen Glieder im Rhythmus bewegt, das war immer nur das Eine: Sieh meine Schönheit! Und wie sie nun dastand, das bittende Wort: „Gieb mir das Haupt des Johannes“ auf den schwellenden Lippen, da dachte sie nicht an den Todesseufzer des Sterbenden, sie freute sich einzig nur ihres Triumphes und das Gefühl, ein Blick von mir und Ströme von Blut belohnen ihn, dehnte ihre Brust.

„Wer das einmal gesehen, gesehen wie es sein soll, der vergißt es nie!“ sagte Isa.

„Welch eine weiche Stimme Sie besitzen!“ gab der Maler zurück.

Sie mußte das nicht gehört haben, ihr Athem flog.

„Es ist die größte Predigt, welche ich je gegen weibliche Eitelkeit vernommen“, fuhr Isa fort. „Schlimmeres Anathem hat kein Bußprediger herabgeschleudert auf zitternde Zuhörer, der todesblasse Kopf, die fahlen Lippen des gemordeten Johannis, welche unsichtbar, sichtbar neben dem schönen

Weibe auftauchen, ſagen ſie nicht: Warte nur, Du weltſtolzes Geſchöpf, auch Dein Unglück naht. Und kommt es nicht mit Blut und Dolch, ſo iſt's nur um ſo grauſamer. Dein Unglück heißt die Zeit, die Dich altern macht, welche Dir Runzeln über das glatte Geſicht zieht, eines Tages wirſt Du tanzen und Niemand mehr zuſehen. Und das iſt die ſchlimmſte Stunde Deines armſeligen Lebens."

Der dunkle Kopf des Malers hatte ſich zu ihr herüber geneigt und ſein Ohr ſchien begierig den Wohllaut ihrer Stimme aufzufangeu, indem ſie fortfuhr:

„Es mahnt mich an die Kirchenfahnen des Mittelalters, welche auf der einen Seite das blühende Leben darſtellten und auf der andern die grauenhafte Verweſung."

„Ein ſolches Verſtändniß ſollten wir uns immer wünſchen", fiel der Künſtler ein, „es findet ſich aber nur ſelten."

„O", ſagte ſie ſtockend und ſenkte die Blicke, welche in Begeiſterung geſtrahlt hatten, „ich bin thöricht, vor dem Schöpfer des Bildes dieſe Gedanken zu äußern."

Ehe ſie ſich wenden konnte, fühlte ſie ihre Hand ergriffen und warm gedrückt.

„Ich danke Ihnen!" ſagte Sturen, aber nur während dieſer Secunde klang ſeine Stimme voller, ſie war wieder theilnahmloſer und kühler, als er hinzufügte: „Ich wußte nicht, daß die Herodias hier war."

„Und bei allen modernen Heiligen, wie ich unſere zeitgenöſſiſchen Künſtler nenne, Sturen ſpricht die Wahrheit", fiel der Bankier ein: „Es kommt ihm völlig aus dem Gedächtniß, wo ſeine Werke ſind, wer ſie beſitzt, ich nehme den Freund in Schutz vor dem Vorwurf der Koketterie, welchen man ihm auch damit macht."

Die Hausfrau befreite ihren Arm aus dem des Millionärs.

„Geben Sie mir darüber eine Erklärung?" fragte ſie Sturen.

Er bewegte bejahend den ſchönen Kopf.

„Was ich male, intereſſirt mich nur ſo lange, als ich daran arbeite."

Die kleine, dunkle Mädchengeſtalt an ſeiner Seite ſchien nun völlig vergeſſen.

„Es iſt ein ſonderbarer Zufall!" ſagte er und blickte Adele an.

„Welcher?" fragte ſie.

„Ich gebe Ihnen die Geſchichte derſelben, ſobald ich kann, noch iſt es nicht Zeit."

„So viel habe ich ihn noch nie reden hören und ſehen!" raunte der Doctor dem Grafen zu. „Was nur die Frauen an ihm finden, Andere exiſtiren in ſeiner Gegenwart nicht mehr."

Adele von Below legte mit der bittenden Miene, welche ihr ſo reizend ſtand, die Hände zuſammen.

„Darf ich einmal in Ihr Atelier kommen?"

„Ich lade Sie Alle auf morgen!" war die Entgegnung.

Der zwergenhafte Diener meldete, daß das Souper bereit ſei, worauf der Bankier Kleiner der Hausfrau eine Verbeugung machte.

„Die Salons der Geoffrin und L'Eſpinaſſe leben wieder auf, aber ich bin ehrlich genug zu ſagen, daß mir ihre Ueberſetzung ins Moderne gefällt. Die damalige Mode de remplacer le rôti par une bonne conversation und ein Glas Zuckerwaſſer mag ihren Reiz gehabt haben. Beſſer macht ſich in

unſern Tagen die Converſation bei einem guten Braten und feurigen Wein im Glaſe. Ich frage, ob Sie mir nicht Alle beiſtimmen?"

Ein heiteres Lachen antwortete ihm, dann öffneten ſich vor dem erſten Paare, der Generalin und Ralph Sturen, die Thüren des Speiſezimmers.

Ralph Sturen war am folgenden Morgen früher als zur gewohnten Zeit im Atelier und der alte Biedemann hatte Befehl, jeden andern als den angemeldeten Beſuch aus der Villenſtraße abzuweiſen. Eine Neuerung, die ihm wenig gefiel, denn trotz der ſchwärmeriſchen Begeiſterung, mit welcher er zu ſeinem Herrn aufſah, machte er ſich doch einen Ueberſchlag in Betreff der ihm entgehenden Trinkgelder

„Biedemann!" rief der Maler von ſeinem Amazonenbilde herüber, vor welchem er heute ohne Pinſel, nur mit kritiſchen Blicken ſtand, „Biedemann, es iſt alſo nicht möglich, ſie wieder aufzufinden?"

Das Soldatengeſicht nahm einen zornigen Ausdruck an.

„Es iſt, als ob die Hölle ihre Hände im Spiel gehabt hat, Meiſter! Keine Spur von ihr, wie in den Erdboden! Wenn ich einmal ſuche, ſo iſt das gründlich, aber hier hatte alle Gründlichkeit ein Ende. Die Miethsleute ſagten, daß ſie mit Sack und Pack den andern Tag nach der Eiſenbahn gegangen ſei. Nun, zuviel Bagage wird die nicht gehabt haben. Der Profeſſor Friedrich, der ſie uns zugewieſen, hat auch nichts mehr von ihr geſehen. Na, Meiſter, es iſt das erſte Mal nicht, das uns das paſſirt, dergleichen iſt heute hier und morgen fort."

Der Meiſter ſtand noch immer auf der gleichen Stelle und blickte auf ſein halbvollendetes Bild.

Ralph Sturen's Gedanken wurden endlich auch laut: „Es iſt ein Zufall, wie er zum zweiten Mal nicht wieder vorkommt. Die Ueberraſchung hat mich faſt wortlos gemacht, eine wahre Zwillingsähnlichkeit, ein Naturſpiel ſeltſamer Art. Oder habe ich Urſache, plötzlich an der Richtigkeit und Schärfe meiner Augen zu zweifeln?"

Er wiſchte mit der feinen Hand über die Lider und wandte dann das Haupt horchend nach der Thür.

Ein Stimmendurcheinander wurde von dort hörbar.

Befriedigt nickte er. „Es iſt der erſte Theatercoup, den ich vorbereite, aber ich muß wiſſen, ob mich allein eine trügeriſche Aehnlichkeit täuſcht."

Adele von Below und Iſa und nach ihnen die drei Herren, Graf Cleven, der Bankier und der Doctor traten ein. Als man vertraut die Hände geſchüttelt, blieb die Generalin wenig Schritte vom Eingang entfernt ſtehen.

„Laſſen Sie mich langſam den Eindruck aufnehmen", ſagte ſie wie verwirrt, „er iſt überwältigend", und wer von ihren Begleitern würde gewagt haben, auch nur einen Schritt weit voranzueilen? Langſam glitt ſie durch den weiten Raum, hier erſchien ſtummes Entzücken auf ihrem Antlitz, dann wurde ein Ausruf laut. So kam man weiter; wie ſchmerzlich berührt blickte ſie auf das Bild von des Künſtlers verſtorbener Braut, der Bankier hatte ſie orientirt, dann wandte ſie ſich und mit ihr ihre Begleitung.

Volles, klares Morgenlicht beleuchtete den Siegeszug der Amazonen.

Sehr prüfend blickte die ſchöne Frau auf das Rieſenbild, dann plötzlich ſchien es wie ein Schrecken ihre ſchlanke Geſtalt zu durchzucken, ſie ſtreckte den Arm aus und deutete auf die blonde Amazone an der Spitze des Zuges.

„O mein Himmel!“ rief sie.

Aber auch unter ihre Begleiter war Bewegung gekommen: „Sturen, was ist denn das?“ — „Nein, welche Aehnlichkeit!“ — „Das ist nicht Aehnlichkeit, das ist Porträt!“ tönte es durcheinander.

„Ah, dieser Sturen hat darum so lange jeden Besuch von uns abgewehrt, er wollte nicht an unsere Discretion glauben!“

„Ralph, Ralph, ich sollte Sie fordern! Lassen sich mit Opfermiene von mir zu Frau von Below schleppen und haben sie inzwischen leibhaftig auf der Leinwand!“ rief der Kunstfreund.

Nur Isa stand ruhig neben ihrer schönen Cousine, um einen Schatten bleicher erschien ihr Gesicht.

„Wie seltsam —“, aber Frau von Below konnte nicht weiter sprechen. Der Doctor rollte ihr ein Tabouret herbei und kraftlos sank sie auf dasselbe.

„Sturen, haben Sie das seit gestern Abend, nein, es ist ja nicht möglich, die Farben sind völlig trocken“, rief der Bankier, „was soll das Geheimthun, sagen Sie, wann Ihnen Frau von Below Modell saß?“

„Herr Kleiner!“ rief die Dame und ein glühendes Roth färbte ihr Antlitz.

„Sturen, den Amazonenzug muß ich haben“, sagte der Millionär athemlos und bittend.

Die klugen schwarzen Augen des berühmten Künstlers waren forschend von einem Gesicht zum andern geglitten.

„Es hat Sie Alle ebenso überrascht wie mich am gestrigen Abend, als ich zuerst vor der gnädigen Frau stand.“

„Ist es Phantasie?“ fragte Graf Cleven.

Der Maler zögerte, er hatte einen sonderbaren, schnellen Blick Adelens aufgefangen. Es war als läge darin ein Befehl, der ihn zwänge, „Ja“ zu erwiedern. Aber er schüttelte doch verneinend den edlen Kopf.

„Es ist ein wunderlicher Zufall“, sagte er. „Vor zwei Monaten fast fand ich ein Modell, ein armes Mädchen, dessen Erscheinung mir mit einigen kleinen Aenderungen Anhalt geben konnte für die Königin; als ich das Mädchen hier im Atelier im Costüme sah, erschien es mir vollendet. Ich malte so fleißig wie nie.“

„Stellen Sie uns das Modell vor!“ fiel Graf Cleven ein.

„Es befindet sich nicht mehr hier in der Stadt.“

Der Künstler schien in seine alte Schweigsamkeit und Kürze zu gerathen, er wußte sich selber nicht Rechenschaft zu geben, warum er plötzlich den Gedanken faßte, das sonderbare Verschwinden des schönen Modells verschweigen zu wollen.

„Nun haben Sie eine Pflicht!“ beugte sich Graf Cleven zu der jungen Witwe. Sie blickte ihn stolz an:

„Welche?“

„Dem Meister das Bild vollenden zu helfen. Das getreue Porträt würde der Siegerin dort zu noch größerem Vortheil gereichen, als die wunderbare Aehnlichkeit es schon thut.“

Die blonde Frau sah auf ihre Handschuhe.

„Sie wollen sagen, Graf“ — dann stockte sie und blickte das Bild an, ein verlegener Zug huschte um ihren Mund. Jetzt war das weiße Festgewand drüben auf der Leinwand kurz geschürzt, Sandalen umgürteten die Füße, das wohlgeformte, unbedeckte Bein war sichtbar.

„Ich — dazu — es würde wohl nicht gehen", sagte sie verwirrt.

„Sehen Sie den Meister, Gnädige, er schaut sie an, als ob von Ihren Lippen ein erlösendes Wort klingen müßte. Woher denn plötzlich die Muthlosigkeit? Ist es nicht bekannt, daß in seinem früheren Wohnort die elegante Welt sich drängte —"

„Sie sind ein warmer Fürsprecher, Graf", warf Adele hin.

Der Bankier ließ sich auf ein Knie nieder und streckte die kurzen Arme wie ein Ertrinkender in die Luft.

„Laß Dich erbitten, königliche Frau, ein Auge auf den Unglücklichen zu richten!"

Doctor Bibran warf die glatten, blonden Haare zurück:

„Preisen soll Euch mein Lied und rühmen in künftigen Tagen!"

Frau von Below sah auf Ralph Sturen. Ein tiefer Ernst lag auf seinem Gesicht und er schien die Bitten und Bestürmungen der Freunde gar nicht gehört zu haben. Er wischte mit der Hand über die Stirn und trat dann zu der Sitzenden heran.

„Meine gnädige Frau, es ist eine wunderliche Fügung und eine verhängnißvolle zugleich. Die Aehnlichkeit kann mir und dem Bilde verderblich werden, wenn Sie nicht Lust und Muth und — nun so etwas auch wie Erbarmen haben wollen und mich in der Vollendung unterstützen. Seit ich Sie gestern erblickte, schöner, strahlender, geistiger als — mein Modell, verfolgt mich der Gedanke, daß ich das Ideal meiner Amazone nicht erreichen kann, ohne getreue Aehnlichkeit mit Ihnen. Ich verliere die Lust, muß den Kopf ändern, oder das Bild unvollendet lassen."

Er hatte das sehr ernst, aber ohne jede Aufdringlichkeit gesagt.

„Mein Himmel", seufzte die Witwe und sie schlug madonnenhaft die Augen zu dem kunstvollen Plafond auf, „ich bin in der That in peinlichster Verlegenheit, wir Frauen in der Provinz wachsen in so gänzlich anderen Begriffen auf! Was oft bei Ihnen de rigueur ist, kann bei uns nicht bon genre sein, die Kreise, in denen ich lebte bisher — Isa, was sagst Du? Ich — wäre bereit, aber das Costüm der Amazone, welches ein wenig als —"

„Mangelhaft betrachtet werden könnte", höhnte Doctor Bibran.

Sturen biß sich in die Lippen und trat zurück; Frau von Below gewahrte das und erblaßte leicht. Hatte sie sich zu sehr gesträubt?

„Isa, kluge Isa, hilf mir!" rief sie noch einmal matt.

Niemand hatte die zierliche, schwarze Gestalt bis jetzt betrachtet, mischte sie sich doch auch gar nicht in die Unterhaltung.

Nun trat sie heran, ihr Gesicht röthete sich leicht, ihre grüngrauen Augen blitzten in einem ungeahnten Feuer.

„Adele", sagte sie mit der so wohlklingenden und doch festen Stimme, „die Gründe, welche Du anführst, scheinen mir wenig stichhaltig, dem gegenüber, was Du damit abwehren willst. Hat die echte und wahre Kunst nicht andere Lehren und Sitten als das herkömmliche Alltagsleben? Ist das Natürliche nicht rein, geheiligt in ihr? Gehört nicht ein unlauterer Sinn dazu, anderes als die wahre, göttliche Natur hineinlegen zu wollen. Niemals ist wohl das Wort „dem Reinen ist Alles rein" wahrer, als bei der Malerei und Sculptur! Und die Kreise, in denen ein Achselzucken sich bemerkbar machen könnte — strebst Du nicht aus ihnen hinaus? . . . Wenn Du mich fragst, so kann die Antwort nur eine bestimmte sein. Zu allen Zeiten hat

die Kunst der Unterstützung durch die Natur bedurft und nicht immer ist sie glücklicherweise in die untersten Schichten der Gesellschaft gestiegen, sondern sie hat im schönen Körper auch nach der schönen Seele gesucht. Und die Nachwelt ist dankbar dafür nach Hunderten von Jahren. Ich rede nicht von Tizian's Bella, aber ich darf da Vinci's Monna Lisa nennen, und wer würde neben Rubens noch von Helene Forman reden, wäre sie nicht im idealsten Sinne die Gehülfin ihres Mannes gewesen?"

Sie hielt inne und senkte die Blicke, dann aber war sie sofort wieder gezwungen, sie zu erheben. Eine warme Hand drückte die ihre, sie fühlte einen raschen Kuß auf derselben und sah in Sturen's nachtdunkle Augen.

„Wie herrlich Sie das gesagt haben, wie wahr — und wie schön Sie dabei waren!"

„Ah, in der That eine eifrige Bundesgenossin!" rief Frau von Below und kräuselte ein wenig die Lippen, als sie den begeisterten Dank des Malers gewahrte.

„Meister Sturen, da ist meine Hand, ich gebe mich bezwungen."

Nun hatte auch sie die Genugthuung, daß seine Lippen ihr Handgelenk berührten.

„Ich komme morgen in Gesellschaft Ihres klugen Anwalts, der Cousine Isa, um die Sitzungen zu beginnen!"

Doctor Bibran hatte sich an den Arm des Kunstmäcens gehängt und flüsterte ihm, während sie vor dem Rumpf einer Venus standen, zu:

„So sind sie Alle — schön gefunden zu werden von einem Sturen — höchster Triumph!"

„Und ich weiß, warum sie sich sträubte", sagte der corpulente Herr und zwinkerte mit den Augen. „Die Sandalen und die Fortsetzung der Füße ist ja fertig und wenn man sie im Verdacht hätte, wenn das Bild zur Ausstellung kommt, Freund, vraiment, dann schreiben Sie einen Artikel, daß nur Gesicht und Chevelüre von Frau von Below geborgt sind. Eh, das müßte Furore machen, ein Jeder würde dann sagen, daß sie sich, wären die anderen Dinge ihr Eigenthum, derselben auch nicht zu schämen haben würde. Eh bien, thun Sie das, Doctor, es wäre ein capitaler Spaß." Und nun mußte er lachen, daß ihm die Thränen über die vollen, gesundrothen Wangen rannen.

Die Fremden, welche zu Wagen und zu Fuß kamen und an die Thür von Sturen's im Bädecker erwähnten und in allen Journalen abgebildeten und beschriebenen Atelier pochten in den nächsten Tagen und Wochen, mußten enttäuscht wieder umkehren. Der alte Biedemann gestand ihnen mit etwas erzürnter Stimme, daß eine sehr vornehme Dame in den hellsten Stunden dem Künstler mit unermüdlicher Geduld sitze — sie war das Hinderniß, denn sie hatte zur Bedingung gemacht, daß Niemand außer den Eingeweihten das Bild vor seiner Vollendung sehen dürfe.

Das Gestell, auf dem das Modell damals gesessen, war jetzt einem großen, geschnitzten Stuhl gewichen, welcher durch eine Art Estrade in die richtige Höhe gebracht wurde. Von dem braunen Lederpolster desselben hob sich der blonde Kopf, welchen die aufgelösten Haare wie im Goldschein umrieselten, prächtig ab. So, in dieser behaglichen Stellung, war es kein zu großes Opfer, welches Frau von Below ihrer Eitelkeit, oder wie sie laut zu sagen pflegte, der Kunst des berühmten Malers brachte.

Während Sturen malte, anschaute und prüfte und Isa Martitz auf einem niedern Tabouret seitwärts saß, von wo aus sie am besten der Arbeit, dem Schaffen des Künstlers zusehen konnte, pflog Frau von Below meistens eine eifrige Unterhaltung mit den Besuchern, dem Grafen, dem Dichter oder dem Bankier. Einer der drei fand sich fast immer im Atelier ein.

Isa mischte sich dann selten ins Gespräch, der Maler nie. Für ihn schienen nur seine Ideen, die Leinwand und seine fleißige Hand da zu sein. Nur zuweilen trat er an die Seite des jungen Mädchens, betrachtete von dort aus die Fortschritte seiner Arbeit und pflegte dann eine Frage in Betreff derselben aufzuwerfen, welche von Isa meistens in ebenso leisem Tone und mit möglichster Kürze erwiedert wurde.

Was lag auch daran, ob er sie für eine künstlerisch verständnißvolle Seele hielt, ob nicht! An ihr ging er doch achtlos vorüber, er wußte nicht mehr von ihrer Existenz, sobald sich drüben der Vorhang hinter ihr geschlossen.

„Bon jour — bon jour! Ah, auf Erden wandelnd, schöne Heilige?" Und der lebhafte Bankier beugte sich bereits über die feine Hand Adelens, grüßte dann Isa und Sturen und fuhr fort:

„Sensation — große Sensation! Sie haben natürlich die Morgenzeitung noch nicht gelesen? Herrliches Gedicht: An Sie — Diotima, nun, wer Diotima ist, durchsichtig genug." Er verbeugte sich wieder vor der Generalin. „Dann auch Prosa — fängt so an: „Die Künste gingen bettelnd von Haus zu Haus, gebt uns eine Freistatt — Niemand hörte sie. Schon wollten sie fliehen, da hielt in der letzten Stunde eine gütige Fee ihren Einzug in die Mauern unserer Stadt. Sie traf die Auswanderer, faßte sie mit den zarten Händen 2c. 2c." wirklich herrlich gesagt, tout bonnement meine Erfindung. Und endlich: „Ateliergeheimniß. Vor den verschlossenen Thüren unseres großen Coloristen flüstert man sich zu: Eine wunderschöne Dame hilft ihm zu einem neuen Siege." Natürlich die gleiche Wohlthäterin — Frau von Below, die Aspasia, Recamier, Staël unserer Zeit."

Adele warf einen triumphirenden Blick um sich, dann aber sagte sie fast kläglich:

„Mein Himmel, cher Kleiner — öffentlich, öffentlich genannt — ich bin sehr erschrocken."

„So zürnen Sie dem da, göttliche Diotima!" Er zeigte auf den Doctor Bibran: „lupus in fabula!'

Der blonde Literat kam mit dem süßesten Lächeln herbei.

„Weß das Herz voll ist —"

„O", wehrte die schöne Witwe, „ich habe stets solche Furcht vor der Oeffentlichkeit und dann — mich mit der Staël vergleichen — ich habe nie Romane —"

„Aber es fehlt Ihnen nichts als die Feder zum Schreiben", rief der Bankier, „Sie selbst sind ein Gedicht! Das leugnen zu wollen, c'est un peu fort!"

Adele von Below durchflog die Spalten des Feuilletons. Ja, sie war darin als Wunder von Schönheit und Geist geschildert und von der Folie — von Isa, die eine kleine Gelehrte war, nicht ein Wort.

„Wie Sturen die Sitzungen verlängert; er macht keine Fortschritte, das ist Absicht!" raunte der Doctor der schönen Frau zu. „Er möchte so lange

als möglich zu diesen Augen aufsehen und entzieht damit Anderen den Blick in den Himmel."

„Doctor Bibran", unterbrach Isa's volle Stimme seine Tiraden, „ich versuchte gestern vergebens Clara, Ihre Frau, zu sprechen, man sagte mir, daß sie leidend sei und keinen Besuch empfangen könne. Ist das ernstlich? — Doch nicht besorgnißerregend?"

„Ernstlich, o nein, das heißt", er warf die langen Haare aus dem rothen Gesicht zurück — „Sie fragen übrigens mehr als ich beantworten kann — ich weiß nicht. Meine Studien und besonders die Stunden, in welchen mich die Muse begnadet, halten mich fern. Clara hat so wenig Verständniß . . ."

Isa Martitz wandte sich ohne Antwort ab.

„Meister Sturen", rief Frau von Below, welche mit Geräusch vor den Siegeszug der Amazone getreten war. „Wir brauchen doch viel Zeit zu diesen Sitzungen, wie gerne ich sie für Sie habe, wissen Sie, aber —" ihr schlanker Finger deutete auf eine Gestalt unter dem Gefolge der Königin. „Da entdecke ich ja auch meine Züge!"

„Sie sind mir unter den Pinsel gekommen, fast unbewußt", erwiederte er in seiner lakonischen Art.

Sie lächelte — das war ja eine Huldigung für sie.

„Ja, lieber Freund, indeß erlauben Sie einer ungelehrten Frau, die nur mit dem Herzen empfindet, ein Wort; es muß doch auch der Contrast wirken, die Königin nur darf die Einzige sein, welche Sie mit Schönheit überschütten — der Contrast . . ."

Ralph Sturen runzelte die Stirn. „Das Bild macht mir seit einiger Zeit Sorge, ich suche vergebens nach richtigen Zügen für eben diese jugendliche Amazone. Der Contrast —"

Die blonde Frau fiel ihm rasch ins Wort: „So nehmen Sie doch Isa!"

Ein sonderbarer Blick traf sie aus den dunklen Augen."

„Wir wollten ja Contrast, meine gnädige Frau, und Fräulein Martitz ist für diese Rolle viel zu schön!"

Die Dame starrte ihn an, als habe sie nicht recht gehört, dann lachte sie gezwungen und trat vom Bilde zurück.

Das war ein Glanz und eine Farbenpracht, helle und gedämpfte Lichter, der feinste Blüthenduft, den die Kunst des Parfümeurs der vergänglichen Blume entzogen, ein leises Schwirren, Rauschen, Fächerrasseln, lautes und gedämpftes Plaudern unter Palmengruppen und in lauschigen Winkeln — Ralph Sturen gab ein Costümfest in seinem Atelier.

Draußen lag der Schnee, Eisesluft wehte; hier innen entfaltete sich bei wohliger Wärme das heiterste Bild fröhlichen Lebens.

Sie waren in Wien, der Vaterstadt des Künstlers, berühmt gewesen, diese Feste, zu welchen er die Aristokratie, deren Liebling er war, und Künstler und Künstlerinnen geladen hatte. Da bekam nur Einlaß, wer in streng vorgeschriebener Tracht dieses oder jenes Zeitalters, der einen oder andern Kunstepoche erschien. Das war Bedingung bei den Einladungen, und es war bekannt, daß man einander überbot, dem Meister vollendet schöne Costüme vorzuführen.

„Was man drunten in der heitern, lebenslustigen Stadt ausgeführt,

sollte sich das nicht auch an dem neuen Wohnort des Künstlers zutragen können?" hatte sich Frau von Below gefragt.

Und kaum war dieser Gedanke durch den blonden Kopf geflogen, so blieb er auch fest darin haften.

Die schöne Witwe wollte ihre Belohnung für das geduldige Stillsitzen, sie wollte auch, daß der Siegeszug der Amazone, auf welchem ihre herrliche Gestalt den Mittelpunct bildete, zuerst in einem engern Kreise enthüllt würde, der wenigstens Kunstinteressen affectirte und sie wünschte eine gewisse Feierlichkeit dabei.

Und so hatte sie eines Tages dem ernsten Künstler mit einer raffinirten Geschicktheit das Netz über den Kopf gezogen — liebenswürdige Fragen, ein leises Bedauern, ein fröhliches Hoffen, daß solch anregend heitere Stunden unmöglich für immer vergangen sein dürften, und am Ende derselben hatte Sturen das Versprechen gegeben, Atelier und Bild mit einem Fest einzuweihen.

Frau von Below wollte natürlich die liebenswürdige Patronin desselben sein, nicht die leiseste Unbehaglichkeit, nicht die geringste Mühe sollte dem Meister dadurch werden. Nachdem sie mit einem leichten Lächeln die Costüme der Amazonen für „wenig möglich" zu wirklicher Darstellung erklärt hatte — sonst war es Bedingung gewesen, daß man in der Tracht jener Zeit erschien, welche der Künstler gerade auf seinem neuesten Bilde darstellte — war „Rubens und Rembrandt" Losung geworden, Frau von Below sandte die Einladungen hinaus, sie hatte willkürlich gewählt, unter den Kunstgenossen des Malers, den darstellenden Künstlern des Schauspiels und der Oper nur ihre Lieblinge ausgesucht und von den Damen und Herren der eleganten Welt manche ausgelassen, auf die sie nun voll Schadenfreude blickte. Sie wollte auch darin ihre eigenen Wege wandeln.

Etwa fünfzig Personen bewegten sich in dem Atelier, dessen satte Farbenpracht bei der Beleuchtung erst vollends hervortrat, und es schien, als habe sich keine günstigere Wahl treffen lassen, als die Rubens-Rembrandtzeit, diese farbenreiche und ernst dunkle Tracht, das Gemisch von spanischem und niederländischem Geschmack war unendlich reizvoll und kleidete Männer wie Frauengestalten vorzüglich.

Wie eine Fürstin, welche ihr Hofstaat umgiebt, sah Frau von Below unter der Menge aus, der sie mit huldvollem Lächeln die Honneurs machte. Ihre imposante Gestalt hob sich prächtig in dem bräunlichrothen Sammetgewande mit dem Besatz von gleichem Atlas und den Goldverzierungen; ihr voller, weißer Nacken war von einem riesigen, abfallenden Spitzenkragen umrahmt, die blonden Haare wallten in lockigen Massen herab — vielleicht waren manche Costüme reicher, keins umschloß einen gleich schönen Körper, unter keinem der kühn getragenen Hüte leuchteteten reizendere Züge hervor.

Adele von Below erlebte an diesem Abend einen zweiten Triumph. Als der Vorhang, den sie dem Bilde gegeben, um die Enthüllung recht feierlich zu gestalten, von demselben zurückrauschte, ging ein „Ah" des Staunens, der Bewunderung durch die Menge, dann andächtige Stille, dann lobpreisende Huldigungen.

„Mit dem Meisterwerke werden Sie unsterblich sein!"

„Wie beneidenswerth solche Schönheit, aber auch wie beneidenswerth eine solche Verherrlichung."

Und sie hörte Alles lächelnd, freundlich, zuweilen bescheiden abwehrend.

Man hatte über dem Abbild der reizenden Frau eigentlich den Künstler selber fast vergessen.

Aber Ralph Sturen schien auch nicht umschwärmt sein zu wollen, seine dunklen Augen streiften wohl mit Interesse die malerischen Gruppen und schienen sie festzuhalten, aber er entzog sich nach flüchtigen Begrüßungen dem Gewühl und suchte stille Plätze auf.

Auch Isa Martitz schlüpfte hinter eine Palmengruppe, wo sie ein einsames Plätzchen entdeckt hatte, sie sehnte sich, unbeachtet zu lauschen, allein zu sein. Als sie in einem hochlehnigen Sessel fast verschwunden war, blickte sie um sich. Ja, sie war allein — ah, nein, doch nicht. Drüben auf der Staffelei stand jenes Bild mit den großen, schwarzen Augen, das sonst seinen Platz neben der Stelle gehabt, wo der Maler nach der Arbeit zu ruhen pflegte.

Sie schaute es lange und aufmerksam an; man hatte ihr gesagt, daß es seine verstorbene Braut darstelle. Wie herrlich, wie lebenswahr war es gemalt, welch' ahnungsschwere Schatten legten sich um den feinen Mund.

Sie fühlte ihre Augen feucht werden.

„Er hat es hierher gerettet vor dem Lärm dort drüben, wie sehr, sehr muß er sie geliebt haben", sprach sie vor sich hin. „Oder hat Adele es in einer eifersüchtigen Regung nach hier verbannt?"

Sie mußte unverwandt in das blasse Gesicht blicken, es war, als sei sie unter dem Banne der traurigen Augen, „Adele — er selber vielleicht! Wie lange noch und Du bleiches Antlitz mit der Todesahnung in den Zügen bist vergessen — blonde Locken und blaue Sterne — ah, er liebt sie schon, ich fühle es."

Sie hatte es nicht ausgesprochen, nur gedacht, aber jetzt seufzte sie tief und schmerzlich und sprang empor, um an die Staffelei zu treten; es war ihr, als müsse sie dem Schattenbilde da sagen, ich leide auch um ihn, den Du gelieht, aber Du warst glücklicher als ich, Dich liebte er wieder und ich ... Es kam wie ein Schwindel über sie, was wollte sie denn? Diese plötzliche Angst hatte der Gedanke gebracht, daß nur Adelen's Laune den Künstler in Fesseln schlug, daß eines Tages er sich unglücklich fühlen konnte, weiter war es nichts. Sie legte trotzig die Lippen aufeinander. Und wenn sein Schicksal sich so wendete, was kümmerte es sie? Nur die Theilnahme an seinen Schöpfungen war es, die sie momentan irre geführt.

Wie sie auf die Staffelei zuging, glitt ihr Blick darüber hinweg und traf zwei fest auf sie gerichtete Augen, dann trat aus dem Schatten, welchen der hohe Renaissanceschrank geworfen, die zierliche Gestalt Sturen's hervor.

Er trug ein schwarzes Gewand im Schnitt Derjenigen, wie Rubens sie auf Selbstporträts abgebildet hatte, ein breiter Leinenkragen mit Brabanter Spitze legte sich darüber und hob das blasse Gesicht und den dunklen Vollbart.

„Erschreckte ich Sie?" fragte er leise.

Sie schüttelte wortlos das Köpfchen. Auch ihre Kleidung war dunkel und hochgeschlossen, ein Gewand aus schwarzem Sammet mit Atlaspuffen, das Haupt bedeckte ein Rembrandthut mit langer, weißer Feder, eine Spitzenkrause umschloß den Hals. Aber das junge Mädchen sah wie verwandelt aus in dieser einfach-vornehmen Tracht. Man konnte sich für das feingeschnittene, blasse Gesicht keinen bessern Rahmen wünschen, als den Rand des dunklen Hutes. So war das regelmäßige Profil noch nie hervorgetreten, das blutlose Antlitz redete eine so durchgeistigte Sprache, die kirschrothen

Lippen wölbten sich mit verführerischem Trotz, die grüngrauen Augen strahlten wie feurige Sterne.

Sturen blickte sie staunend an, die Verwirrung kleidete sie um so reizender und sie wurde ärgerlich über sich selber, über seine Art, sie anzusehen.

Hatte sie laut gesprochen, hatte sie den Namen Adele genannt?

„Zuweilen", sagte sie herbe, „habe ich die Gewohnheit, mit mir selber zu reden, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie im Zuhören störte."

„Ich hörte nichts von dem Gesange, wollte nichts hören, ich sah nur —"

Sie machte eine Verbeugung und huschte an ihm vorüber, dabei kam sie an die Staffelei, dieselbe wankte.

Isa stieß einen lauten Schreckensruf aus, aber schon war Sturen neben ihr und hatte die Gefahr beseitigt.

„Ich bin sehr ungeschickt und unnütz", sagte das Mädchen, „und für Feste tauge ich so wenig mit meinem ernsten Sinn, Feste sind nicht für Traurige. Nur Frau von Below wünschte . . ."

Er vertrat ihr den Weg.

„Das Bild dort ließ Sie nicht fort, Ihre Stimme gleicht der so sehr, mit welcher Jene einst zu mir sprach. Wenn auch Sie die laute Freudigkeit nicht lieben, warum bleiben Sie nicht hier? Warum wollen Sie mich Ihre Stimme nicht noch länger hören lassen?"

Sie sah ihn an und litt es, daß er sie zu dem verlassenen Platz zurückführte.

Die muntere Liebhaberin der Hofbühne declamirte ein heiteres Gedicht, von dem nur abgerissene Worte zuweilen zu den Beiden herüberklangen.

„Sie sind niedergeschlagen, an einem solchen Tage des Erfolges?" brach endlich Isa die Stille, welche sie beklommen machte. „Man ist so entzückt von dem neuen Bilde — warum entziehen Sie sich dem Beifall?"

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Glauben Sie, mein Fräulein, daß der Beifall der Menge mir etwas gilt, wenn ich nicht selbst mit dem, was ich schuf, zufrieden bin? Und mit dem Siegeszug bin ichs nicht!"

„Nicht — und das gestehen Sie offen?"

„Ihnen — ja!"

Sie legte die kleinen Hände auf die Brust.

„Mir!"

„Nicht der Menge, denn hört sie den Tadel des Künstlers, so schärft sie ihn noch und ich brauche den Beifall, wie ich Käufer für meine Bilder nöthig habe!" sagte er und ein Lächeln glitt sogar dabei über sein Antlitz. „Meinen Sie, kleine Isa, daß ich vergaß, was Sie vor meiner Herodias sprachen und daß ich umsonst Ihre begeisterten Worte vernommen, mit denen Sie hier neulich der engherzigen Beschränktheit entgegentraten?"

Heiße Röthe war in ihre Wangen gestiegen.

„Ich kenne Sie besser, als Sie es dem wortungelenken Manne glauben werden!"

„Ich danke Ihnen!" sagte sie herzlich und einfach.

Er beugte sich näher zu ihr. „Wir brauchen ein unverfälschtes Urtheil — und das will ich von Ihnen — was denken Sie über das da draußen?"

Sie sah ihn an und wußte, daß er von ihr eine ehrliche Antwort heische, so ehrlich, wie sie ihm ein treuer, aufrichtiger Freund nur geben könne. Und

ihr Blick sagte ihm wieder, daß er sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht haben sollte. Sie sah sehr muthig aus, die kleine Isa.

„Was ich denke? Ich finde das Bild großartig und vollendet in Composition und Ausführung — nur die Königin —", sie stockte, konnte er sie vielleicht für kleinlich und neidisch halten? — „hätte ich anders aufgefaßt gewünscht."

„Wie?" fragte er hastig.

„Nicht mit dieser Miene, welche sagt: Ich habe gesiegt durch die Macht meiner Schönheit! Ich hätte sie — ein wenig geistig-bedeutender gedacht. Mir schwebt sie vor, einen ernsten Zug im Antlitz, die Brust gepanzert. Liebe soll ihr nicht nahen und Mitleid auch nicht. Sie verschließt jeder menschlichen Regung den Busen, sie verleugnet die Weiblichkeit, aber nicht nach Art jener siegheulenden Megären, welche ihr folgen, sondern mit geistiger Ueberlegenheit, mit gestähltem, festen Willen." Sie machte eine kleine Pause, aber ehe sie hinzusetzen konnte: „Das sind vielleicht höchst einseitige Ansichten", fühlte sie schon ihre Hände ergriffen und fest gedrückt.

„Sie sprachen ehrlich und wahr, Isa, und ich danke Ihnen."

Die Erregung hatte sie aufs Neue verschönt und verjüngt. Es verging eine ganze Weile, ehe Sturen sagte:

„So sprach nur Eine mit mir —" und er deutete auf das schöne Weib, „Eine, die ich geliebt und verloren."

„Und die Sie nie vergaßen?" fragte Isa, schärfer und bedeutsamer als sie gewollt.

„Kennen Sie unsere Geschichte?" gab er zur Antwort.

Wie sie leise verneint, fuhr er fort:

„Als wir uns zuerst sahen, war ich noch ein unbekannter Mann und sie, die Tochter eines ungarischen Grafen, stand so unerreichbar hoch über mir, wie der fernste Stern am Horizont. Dennoch fanden wir uns. Es war bei dem Bilde, das ich nach dem Heine'schen Gedicht malte: „Mir träumte von einem Königskind . . ."

Während er die Hand über die Stirn legte, als müsse er den Gedanken, welche dort innen wogten und wühlten, ein gewaltsames Halt gebieten, summte Isa halblaut die Melodie des schwermüthigen Liedes.

„Es ist uns zum Verhängniß geworden. Jenes Gemälde schuf und befestigte meinen Namen, mit dem Erfolge in der Oeffentlichkeit errang ich die Zustimmung des Vaters, aber wenige Tage zuvor, ehe ich sie ganz mein nennen sollte, erfüllte sich das Ende an uns — lag sie im Grabe."

Isa's kalte, zitternde Hände hatten die seinigen erfaßt.

„Armer — armer Meister!"

Er nickte mit traurigem Lächeln. „Und nun kommt sie zu mir in meinen Träumen! — Wie sie einst das Lied sang — ich habe es seitdem nicht mehr gehört, aber es ist mir, als könnte ich nur dann, nur unter diesen Tönen mein Leid abwerfen."

Sie stand stumm und preßte eine Hand aufs Herz, mit der andern schob sie die Locken zurück.

„Ich will es Ihnen singen!" sagte sie, und ohne ihn weiter anzusehen, verließ sie den Platz und schritt an den einzelnen Gruppen vorüber, als sei sie nie anders als in dieser stolzen Haltung, mit gleich erhobenem Haupte gegangen und ließ sich an dem Flügel nieder. Es war auch, als wisse sie

gar nicht, daß man verwundert auf die kleine Gestalt blicke, die sich so plötzlich zeigte. Sie dachte nur an Einen, sie wollte nur für Einen singen.

Das kurze Vorspiel ließ das Flüstern in der Runde ersterben, dann setzte sie mit voller, weicher Stimme ein:

„Mir träumte von einem Königskind
Mit nassen, blassen Wangen,
Wir saßen unter der grünen Lind'
Und hielten uns lieb-umfangen."

Nicht ein Athemzug war ringsum hörbar, Alle lauschten ergriffen, nur hier und dort fragte ein neugieriger Blick den andern: „Wer ist sie — woher kommt sie? Warum bemerkte man sie nicht früher?"

Frau von Below saß mit ein wenig erzürnter Miene unter einem venetianischem Glaskronleuchter, der ihre ganze berückende Schönheit bestrahlte. Sie fand Isa's Einmischung in die allgemeine Unterhaltung völlig unnöthig.

„Ich will nicht Deines Vaters Thron,
Ich will nicht seine Scepter von Golde,
Ich will nicht seine demantene Kron',
Ich will Dich selber, Du Holde!"

Wie bestrickend diese Liebeswerbung klang, wie sich in dem feinen Gesicht der Sängerin die Seelenregung malte.

Dann kam die Antwort zurück, im Grabeston, grauenerfüllend, geisterhaft:

„Das kann ja nicht sein", sprach sie zu mir,
„Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu Dir
Weil ich so lieb Dich habe."

Rauschender Beifall ertönte.

Als gälte der nicht ihr, erhob sich das Mädchen, verließ den Platz und schritt wie vorhin nach der Palmengruppe zurück.

Dort trat der Maler auf sie zu, erfaßte ihre Rechte und führte sie an die Lippen.

Das war seine Pflicht als Wirth, Niemand fand etwas Auffallendes darin, selbst Frau von Below nicht, deren Blicke den Vorgang beobachteten. Niemand aber wußte auch darum, daß Isa auf ihrer Hand einen klaren, heißen Tropfen gespürt hatte und selbst Sturen ahnte nicht, daß Isa die zitternden Finger auf ihre eigenen Lippen legte, als wolle sie sie dort kühlen, Isa selber wußte es aber am wenigsten.

„Eine geschickte Huldigung dem Schöpfer jenes Bildes", sagte Bibran zu Adele von Below. „Diese kleine Cousine aus der Provinz, meine Gnädige, hat mehr zu verbergen, oder verbirgt absichtlich mehr als man ahnt."

Die schöne Frau bewegte den Fächer:

„Sie haben eine Malice auf Isa —"

Er legte betheuernd die Hand aufs Herz. „Einer Andern, als Ihnen, die Alles überstrahlt, könnte das Fräulein gefährlich werden!"

„In der That?"

Der Bankier trat zu den Beiden.

„Graf Cleven wird von Eifersucht verzehrt, er behauptet, noch nicht dreier Worte gewürdigt zu sein, pauvre homme. Darf ich ihn holen?"

Die Dame lächelte ihn harmlos an.

„Nein, sagen Sie mir, wie finden Sie meine Cousine, Sie sind ja so etwas wie ein Verehrer von ihr. Wie gefällt sie Ihnen heute Abend?"

Das goldene Vließ klirrte leise, als er sich verbeugte.

„Charmant, meine Gnädige! Sie besitzt la beauté de diable!“

Adele blickte ihn etwas schärfer an.

„Wie definiren Sie die?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Einmal ist sie da, einmal nicht, diese Schönheit; dem einen Auge erkennbar, dem andern nicht. Sie ruft die meisten Widersprüche hervor, Der entdeckt sie, Jener sucht sie vergebens. Aber das ist gerade ungemein reizvoll!“

„Ein Danaidengeschenk!“ rief die Witwe, „in dessen Besitz ich nicht sein möchte. Da wäre ja ausgesprochene Häßlichkeit vorzuziehen.“

„Sie war entzückend, hinreißend als sie sang“, rief der Bankier.

„Wenn Sie schwärmen, sind Sie unerträglich“, sagte Frau von Below, wandte sich von beiden Herren ab und schritt nach einer Gruppe hinüber, „Folie — nichts als Folie“, sprach sie dabei in sich hinein.

Isa saß in ihrem Zimmer, einem schmucken Nestchen mit feinen persischen Vorhängen und den niedern Stühlen und Divans, eigentlich die rechte Umgebung für ihre zierliche Gestalt.

Aber sie hatte dafür keinen Gedanken, die beiden venetianischen Spiegel, welche in den Ecken angebracht waren, warfen ihr vergebens ihr Bild zurück, sie betrachtete es nicht. Und doch sah sie hübsch aus in ihrer Erregung und ihre Augen leuchteten in dem eigenartigen Glanze, welchen sie zuweilen annahmen.

Sie legte einen Brief neben sich, der, wie es schien, ihre Aufregung hervorgerufen und sagte halblaut: „Wenn ich Gelegenheit hätte, ihn allein zu sprechen — vor Anderen wage ich so wenig eine Frage, wie eine Bitte.“

Dann schlug sie die Mappe auf, worin sie ihre Aquarellzeichnungen zu verwahren pflegte und blätterte beinahe mechanisch in denselben. Als sie an einen Männerkopf gelangt war, sagte sie: „Ich wollte, ich könnte ihm den Ausdruck geben, welchen er neulich hatte. Aber dazu gehört seine Hand — nicht meine stümperhafte.“

Darauf schaute sie hinaus auf die schneebedeckten Dächer, auf die schwarzen Baumzweige, welche alle Schneelast trugen.

Daß sich die Thür hinter ihr öffnete, gewahrte sie nicht, und erst als Adelens Stimme sagte:

„Es war eine herrliche Fahrt, Isa!“ drehte sie sich um.

Die schöne Witwe ließ den Sammetpelz herabgleiten und setzte sich.

„Kalt, aber wunderbar erfrischend, Kleine. Es hätte Deiner bleichen Gesichtsfarbe wohlgethan!“

Vielleicht wollte sie absichtlich nicht gewahren, daß Isa's Wangen vom schönsten Roth bedeckt waren.

Frau von Below zupfte die Handschuhe von den Fingern und setzte dann hinzu: „Wann legst Du wohl einmal Deine Einsamkeitsliebe ab und zeigst eine fröhliche Miene, Isa? Wer wird das Leben so ernst und schwer nehmen? Es thut mir oft weh um Dich. Zuweilen denke ich, Du trägst eine stille Liebe im Herzen!“

„Ich?“ fragte das Mädchen wie erschreckt.

Die Andere lachte. „Nun, ein Verbrechen wäre es ja nicht. Und wie gern ich Dir eine Hochzeit ausrichten würde! Sage und gestehe nur, damit wir nicht collidiren, denn, entre nous, Isa, ich denke nun auch wieder ans Heirathen."

Isa legte die Hände übereinander. „Ich collidire nicht, Adele, ich habe seit Jahren gewußt, daß ich allein durchs Leben gehen müsse — und habe es gewollt."

„Wieder so tragisch, das kommt von Deiner Gelehrsamkeit — ich, mein liebes Kind, ich habe weltlichere Regungen und fühle mich immer als schutzloses Weib." Leichter Spott umzuckte dabei ihre Mundwinkel.

„Du schutzlos, Adele? Ich sah noch nie ein so sicheres Wesen."

Frau von Below seufzte. „Liebste, das ist Nothwehr. Wie schwach ich mich innerlich dabei fühle, das erräth Niemand. Und meine Lage ist nachgerade peinvoll geworden, Du wirst mir beistimmen, wenn ich Dir Alles sage. Als ich nach hier kam, glaubte ich, es sei möglich, meinen Weg allein weiter zu gehen. Aber es war ein Irrthum. Ich bin zu jung, sehe noch zu leidlich aus — auf die Dauer müßte mein Leben doch einen Anstrich von Abenteuerlichkeit bekommen — und, gute Isa, ich lebe doch zu gern in der Welt, habe in ernsten Büchern keine Freunde, wie Du . . . So habe ich denn schon gedacht, daß es besser sei —"

Isa nickte. „Einen der Zahllosen, die nach Dir schmachten, zu erhören."

Adele machte eine Handbewegung, als habe die Jüngere übertrieben.

„Ich habe die ernsten und möglichen Bewerber Revue passiren lassen."

„Und darf man wissen, wen unter diesen?"

„Vielleicht, Kleine!" Sie warf das Barett auf einen Seitentisch und arrangirte ihre blonden Locken vor dem nächsten Spiegel.

„So schwer sollte es Dir nicht sein, den Rechten zu errathen. Der Wind hat sich doch etwas unbarmherzig gegen mich gezeigt, mein Gesicht brennt. Wir sind an Sturen's Hause vorüber, ohne nach ihm zu sehen. Wenn ich nicht wüßte, daß er vor der öffentlichen Ausstellung sich noch einmal in das Bild vertiefen wollte und streng arbeitete, so würde ich ihm zürnen, daß er nicht hier war. Fünf Tage seit dem Fest, man hätte es fast vergessen, wenn die Leute nicht täglich noch davon schwärmten. Mein Salon wird nicht leer von Besuchern — und officiell habe ich doch eigentlich nicht die Honneurs gemacht, nur freundschaftlich."

Sie schritt auf und nieder und plauderte dabei weiter.

„Weder Cleven, der mich begleitete, noch der Poet und sogar Kleiner sind bei Sturen zugelassen. Er vertieft sich noch einmal. Ach, Isa, wenn ich denke, in acht Tagen kann jeder beliebige Mensch aus dem Publicum für Geld mich ansehen, meine Nase tadeln und meine Augen und alle möglichen schlechten Scherze machen."

Das junge Mädchen blickte sie sehr ruhig an.

„Du verwechselst da etwas — das, was Sturen malte, bist nicht mehr Du. Es ist die Amazone, eine Schönheit, welche er nach viel tausendjährigem Schlaf zu neuem Leben erweckte."

„So denkst Du — die Leute sehen mich . . ." Sie blieb neben der Gefährtin stehen und sagte etwas leiser und mühsamer: „Ich habe eine unruhige Zeit gehabt, während ich mit meinen Gedanken Rath hielt, nun bin ich endlich schlüssig. Von Allen, die mir den Hof machten, habe ich mich los-

gemacht. Rathe einmal, wem ich meine Freiheit opfern will! Es ist nicht schwer!"

Eine seltsame Veränderung ging mit dem Mädchen vor, der strahlende Blick erlosch, die Wangen erbleichten, die Gesichtsfarbe war plötzlich ein fahler Grad, aber sie stand aufrecht neben der stolzen Gestalt und wenn auch mühsam die Worte über ihre Lippen kamen, sie konnte doch sagen:

„Nein, es ist nicht schwer."

„Er ist der rechte Mann, berühmt, schön, verliebt in mich —"

„Ja, ja!"

„Neben ihm, in den Kreisen, die ich um uns sammeln werde, kann ich nach eigenem Belieben meine Rolle spielen . . . ich habe wohl überlegt."

Isa sah sie ernst an.

„Ueberlegt — und Adele, Du liebst ihn auch!"

Die blonde Frau war beinahe betroffen, dann legte sie die Hand auf Isa's Schulter.

„Welche Schwärmerin Du bist! Ich habe ihn gern. Wenn man, wie ich, das Leben kennen gelernt, so verlernt man die Conjugation des Verbums „Liebe". Wir passen zu einander, das ist die Hauptsache."

Die blonde Frau neigte ihren Kopf ganz dicht herab an das feine Ohr.

„Etwas habe ich ihm noch nicht gestanden, daß ich auf der Durchreise hier das Modell bestach und ihm statt dessen saß. Es war eine Laune — aber sie ist verhängnißvoll geworden. Das — konnte er nicht ahnen. Und ich habe mir sagen lassen, daß die Künstler sonst gewöhnlich sehr ohne Umstände mit den Modellen verfahren, daß sie sie Du nennen. Es ist doch ein Unterschied, mich hat er, vielleicht sich selber unbewußt, wie ein Cavalier behandelt, und ich war ohne jede Angst und Sorge über mein wunderliches Incognito."

„Man wird staunen und Dich beneiden!" sagte Isa halblaut.

Frau von Below nickte.

„Er ist so sehr in der Mode — und die Künstlerheirathen überhaupt. Mein schweigsamer Meister wird der Mit- und Nachwelt mit seinem Pinsel sagen, wie sehr er mich anbetet."

Die schöne Frau warf einen Blick auf die Uhr.

„Mein Himmel, wie habe ich mich verplaudert, es wird bereits Besuch auf mich warten." Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf die Wange des Mädchens, unter dem dasselbe schauderte. „Noch wenige Tage soll es Geheimniß bleiben, liebe Isa! Und noch eins, meine Heirath ändert in unserm Verhältniß nichts, Du hast hier selbstverständlich Deine Heimat — wenn — wenn", sie drohte schelmisch, bereits an der Thürschwelle stehend, mit dem Finger, „Du nicht den Bankier Kleiner mit Deiner Liebenswürdigkeit zu fangen verstehst, — was noch besser wäre."

Sie wollte sich ihre Folie sichern.

„Ich danke", sagte Isa matt, „ich werde allein meinen Weg zu gehen wissen!" Aber die schöne Hausfrau hörte das nicht mehr.

Nun legte die Zurückbleibende beide Hände auf das Herz, ihre brennenden Augen richteten sich auf die Stelle, wo vorhin Sturens Bild gelegen. So, wie es die schöne Frau dort mit sich davontrug, so hatte sie ihr auch Licht und Lebenslust für immer genommen, mit spielenden Fingern, mit heiterem Lächeln. Ja, für immer! Als sie jenes Porträt gezeichnet, wie so ganz anders war ihr damals noch die Welt erschienen, das Leben so werthvoll — jetzt?

Sie richtete sich auf und sagte laut: „Isa!“ aber sie fürchtete sich vor ihrer eigenen Stimme, grabeshohl hatte sie geklungen.

Nach einer Weile rief sie nochmals „Isa!“ Da hatte sie mehr Festigkeit, ein Lächeln irrte um ihre Lippen und es gelang ihr, hinzuzusetzen: „Thörichte Isa!“

Damit ließ die Erstarrung nach. „Ich wollte ja mit dem Leben kämpfen und nun, bei dem ersten rauhen Wind, der mich umweht, hänge ich den Kopf?“ schalt sie sich. „Ich will doch kein blaues Wiesenblümchen sein, das der leiseste Hauch knickt?“

Sie schlug die Mappe zusammen. „Es wäre gut, ich ginge hinaus und sehe mir die Spatzen und Raben dort im Schnee unter heiterem Gezwitscher ihr Brod suchen — Isa, komm zur Besinnung! Das übermannt Dich, daß eine Weltdame mit dem heitersten Lächeln sagt: Nicht weil ich ihn liebe, strecke ich die Hand nach seiner Freiheit aus. — Bist Du denn zum Hüter für ihn gesetzt? Will er es denn anders? Ralph Sturen hat mehr Lebenserfahrung — und man muß das Interesse, welches man für die Schöpfungen eines Künstlers besitzt, nicht auf die Persönlichkeit übertragen!“

Wie ihr bleiches Gesicht, ihr klopfendes Herz diesen Worten widersprachen!

Da knisterte etwas zu ihren Füßen, sie hob den Brief empor, welchen sie vorhin gelesen.

„Nun — könnte ich ihm ja helfen. Den Verlobten meiner Cousine aufsuchen, ist am Ende erlaubt. Vor ihr möchte ich die Bitte nicht an ihn richten — aber nun?“

Sie ging in das Nebengemach und kam nach einigen Minuten zum Ausgehen gekleidet zurück. „Ich kann ja auf dem Wege noch darüber nachdenken und es wäre vielleicht die beste Strafe und das schnellste Heilmittel für mich, dem Helden ruhig ins Antlitz zu sehen und mir dabei zu sagen: Habe die Augen offen in Zukunft, Isa, damit sie Flittergold vom echten unterscheiden lernen!“

Der Schnee knisterte unter Isa's kleinen Füßen, wie sie so schnell und einsam dahinschritt. Sie wählte die entlegensten Wege, damit sie Niemand begegne. Sie hatte allein sein wollen mit ihren Gedanken, aber nun fürchtete sie sich fast vor denselben. Immer wieder sah sie ihre Zeichnung in den Händen der gefallsüchtigen Frau und es war ihr, als habe sie eine moderne Herodias gesehen — nicht sein Haupt würde Adele verlangen, aber sein Herz mußte ihr Opfer werden.

Wie das Eis glänzte und glitzerte, die Augen thaten ihr wehe. Sie stand stille und sah einem Leichenwagen nach, ein Armer, Namenloser wohl, der dort begraben wurde. Keine Blume auf dem verhangenen Sarge, kein Leidtragender dahinter. Den Kutscher fror auf dem hohen Sitze, er trieb die Pferde schneller an.

Ueber sie hin, fast mit seinen Flügeln sie streifend, flatterte ein Rabe, sein Ruf klang beinahe menschlich bittend, er suchte Nahrung.

„Sturen steht in seinem Atelier vor dem Bilde Adelens“, sagte sie halblaut vor sich hin und es war ihr, als verhärte sich ihr Herz bei diesem Gedanken, als könne sie für Elend bei Menschen und Thieren kein Mitleid haben; nichts ist ja ungerechter, als das Schicksal.

Dann stand sie vor dem Garten, las das unscheinbare Bret: „Ralph Sturen“ und zögerte, ehe sie eintrat.

„Nein, ich will!“ sagte sie dann, warf den Kopf mit einer stolzen Bewegung zurück und schritt rasch über den Pfad dem Atelier zu.

Der alte Biedemann schlief im Vorzimmer, sie schlug die Vorhänge zurück und sah Sturen nur wenige Schritte von sich entfernt unter Waffen und Schilden suchend. So leise sie gewesen, er hatte sie doch bemerkt, stutzte, lächelte und war dann neben ihr.

„Fräulein Isa — eine unvermuthete Ueberraschung.“

„Eine unerlaubte, ich weiß es wohl“, gab sie zur Antwort. „Aber — ich komme für einen Andern.“ Sie hatte ihre Finger rasch zurückgezogen; wie heiter er ihr ins Antlitz sah, das gewahrte sie gar nicht.

„Sie sind müde, durchfroren“, meinte der Künstler, „Sie müssen vor Allem ruhen.“

„O“, sagte sie, „nicht doch — ich will schnell sein“, aber er führte sie dennoch nach dem Platze, wo sie neulich beim Fest gesessen. Es war dort Alles unverändert geblieben, auch das Bild der ernsten Ungarin stand noch auf der Staffelei.

Sie nickte sich wie bestätigend zu bei dem Gedanken, daß er jetzt für nichts Sinn habe, als — — für Adele. Wie sie aber nach dem neuen Gemälde schaute, sah sie es durch den Vorhang verdeckt.

Sturen beugte sich herüber. „Ich habe Aenderungen gemacht, die ich Ihnen zeigen werde.“

Sie faltete die kleinen Hände in dem Schooß und sah kalt zu ihm auf.

„Sie dürfen meinetwegen ihr Gebot nicht verletzen, ich will kurz sein. Morgen verlasse ich die Stadt — darum komme ich jetzt — ich sagte es vielleicht schon, durch einen Brief aus der Heimat bewogen. Eine kranke Dame bittet mich, Sie zu fragen, ob Sie ihren Sohn prüfen, über sein Talent ein Urtheil abgeben wollen. Sie nehmen keinen Schüler, ich weiß es — aber Sie machen vielleicht einmal eine Ausnahme und ertheilen Rath — wenn . . .“

„Sie es wünschen“, fiel er hastig ein.

„Wenn ich Ihnen sage, daß eine Sterbende danach verlangt“, sie sah ihn beinahe ängstlich an. „Ich finde es völlig begreiflich, wenn Sie in dieser Zeit so sehr beschäftigt sind —“

„Ja, es ist eine wunderliche Zeit, Fräulein Isa!“

„Aber es ist eine Sterbende! Darf ich schreiben, daß der junge Mann kommt? Wollen Sie ihn um der Mutter willen, die eine Unglückliche ist, empfangen?“

„Nicht das allein, wenn er Talent hat, mag er mein Schüler sein!“

Ihre Augen schimmerten feucht und richteten sich auf sein Antlitz.

„Wie gut Sie sind!“ sagte sie halblaut.

Er lächelte wieder.

„Thörichtes Mädchen, haben Sie mich denn für einen Stein gehalten? Sie bitten — und ich bin glücklich, sehr glücklich in der letzten Zeit gewesen. Meinen Sie, da könnten Noth und Sorgen mich ungerührt lassen?“

Sie lehnte sich in den Sessel zurück — er spielte auf sein Verhältniß zu Adele an. Sollte sie warten, bis er, der sonst so Schweigsame und nun in seinem Liebesglück Beredte, ihr dasselbe enthüllte, schilderte? Sollte sie

ihm kalt und höflich sagen, daß sie schon wisse, wie es um ihn und Adele stehe?

„Glauben Sie das, kleine Isa?“ wiederholte der Maler.

Der vertrauliche, herablassende Ton ärgerte sie, auch den hatte er von Adele angenommen. Sie stand rasch auf und verbeugte sich.

„Ich that meine Pflicht und hatte absichtlich zuvor weder einen Gedanken an ein Resultat noch an einen Mißerfolg. Ich kannte Sie ja zu wenig — aber nun, nun danke ich Ihnen!“ Wieder eine Verbeugung.

Er hatte ihr wie neulich den Weg vertreten.

„Ist das Alles? Und ich hatte so fest auf einen Händedruck gerechnet?“ scherzte er.

Er sollte wissen, wie gleichgültig ihr auch das war, sie reichte ihm die Fingerspitzen. Er aber faßte nach der Hand und umschloß sie warm mit der seinigen.

„Ich rechnete noch auf mehr, Isa!“

Sie nickte hastig und befreite mit einer trotzigen Anstrengung ihre Rechte.

„Auf den Glückwunsch, Herr Sturen!“ rief sie. „Meinen Sie, ich hätte ihn vorenthalten wollen . . . nur, nur wußte ich nicht, ob ich schon dürfte. Indeß Sie selber erinnern mich, daß ich nur heute noch Gelegenheit habe — —“

Sie suchte nach Worten, während er die dunklen Augen fest und forschend auf ihr Gesicht heftete.

Noch ein rascher Athemzug, dann hatte sie Muth gewonnen.

„Meinen besten Glückwunsch, Herr Sturen, mag die Zukunft Ihnen bringen, was Sie erwarten“.

„Ich trotze es ihr ab!“ rief er rasch.

„Mögen Ihre Wünsche, Ihre Erwartungen übertroffen werden!“ stammelte sie, „ich meine es aufrichtig, besser, wärmer, als ich es sagen kann.“

Ihr Gefühl wollte sie übermannen, aber nur kurze Secunden, dann hatte sie sich beherrscht. Sie senkte das feine Köpfchen noch einmal zum Gruß und wollte an ihm vorüber — da gewahrte sie das Bild der Todten.

„Ah“, sagte sie und es war ihr als müsse sie auch dort Abschied nehmen, „ah, wenn Sie nur glücklich sein werden mit Adele, dann wird das Grab sich schließen, dann kommen die Geister nicht mehr zurück.“ Ihr Mund zuckte schmerzlich dabei.

„Nein, dann schließen wir die auferstandene Liebe mit Fleisch und Blut in die Arme!“ rief Sturen.

Wie übermüthig er war! Sie schleuderte ihm einen zornigen Blick zu. So konnte er heute angesichts Der sprechen, die er so unendlich geliebt. Wie groß war doch die Macht der schönen, blonden Frau! Wie klein war er plötzlich . . . nein . . . sie hätte einen Schmerzensschrei ausstoßen mögen — sie hatte ihn ja umstrickt, geblendet, die böse Zauberin!

Sie hielt sich an der Staffelei und sah ihn mit geisterhaft starren Mienen an.

„Daß Sie nie mehr an sie denken müssen, daß Sie das Glück voll und ganz haben an Adelens Seite! Ich wollte, ich könnte das erbitten — ich möchte es erringen!“

Sie schlug beide Hände vor das Gesicht, dann ließ sie dieselben wieder sinken und setzte hinzu:

„Wenn es anders wäre, wenn sie nicht hielte, was sie verspricht, — o, dann weh ihr! Wenn sie mit kaltem Blute Ihre Liebe hinnimmt und eines Tages derselben überdrüssig wird . . . sie sind oft wunderlich, diese schönen, eitlen Töchter der Herodias . . . Du hättest das nicht gethan", wandte sie sich an das ernste Bild. „Du liebtest ihn zu sehr und darum . . ."

„Isa, Isa!" rief der Maler.

Der Ton weckte sie wieder. „O, erschrecken Sie nicht", sagte sie und richtete sich auf und versuchte zu lächeln, „Herr Doctor Bibran meinte, ich habe poetische Anlagen, aber ich bringe es nie mehr weiter, als zum Phantasiren und das zu höchst unpassenden Stunden. Was ich da sprach", sie bemerkte, daß die ersten Abendschatten in das Atelier drangen und machte erschreckt einige Schritte der Thüre zu, „war ein schlechter Monolog. Noch eins, Frau von Below, Ihre Braut, beklagt sich, daß Sie seit fünf Tagen nicht in ihre Augen geschaut. Lassen Sie sich warnen, Meister, man muß schöne Frauen nie ungeduldig machen".

„Isa", rief er, „mein Himmel, nun erst — "

„Nicht erschrecken; ich bin verschwiegen, aber sehr confus muß ich gewesen sein und dumm gesprochen haben, da Sie mich so schlecht verstanden!"

Was war das? Sie fühlte ihre Finger von den seinen umschlossen, sie sah seine Augen wie zwei helle Flammen glänzen, fühlte seinen Athem ihre Wangen streifen und hörte die gedämpfte, erregte Stimme:

„Ich habe Alles verstanden, meine holde, einzige Isa, Alles und das Eine, daß Du mich liebst!"

Sie schrie laut auf und stieß ihn zurück.

„Elender!"

Dann wankte sie nach dem Sessel und hielt sich daran, um nicht umzusinken.

„Ich Elende — was ich mir verheimlicht, was ich selbst mir nicht gestand, das ruft er triumphirend, spottend", die Kraft verließ sie, ihre Finger lösten sich, aber sie glitt nicht herab auf den Boden, zwei starke Arme umfaßten sie und zogen sie an ein hochschlagendes Herz.

„Isa, mein theures Mädchen, weißt Du, daß Dein Geständniß mich dreifach beglückt hat, so unfreiwillig Du es Dir entreißen ließest, hat es mir nicht gerade den ganzen Umfang, die volle Tiefe Deiner Liebe gezeigt? Ich hätte wohl schwer die rechten Worte gefunden, aber mein Bild dort sollte sprechen."

Er trug die Willenlose mehr, als sie ging, hinüber, zog den Vorhang zurück und sagte nur das Eine: „Schau!"

Als Isa's Augen klar sahen, gewahrte sie eine seltsame Veränderung. Nicht mehr Adelens hohe, üppige Gestalt führte den Zug, auf dem weißen Roß saß eine Jungfrau mit schwarzem, glatten Haar, die Brust von einem Panzer umschlossen, herbe Unnahbarkeit sprach aus Haltung und Miene — und die waren Isa entliehen.

„Glaubst Du nun?" fragte er.

Sie hatte nur einen Blick, aber der sprach von unendlichem Glücke.

Das Grau der Dämmerung schwebte dann über den leuchtenden Farben und machte sie erlöschen, da hob auch Isa das schwarze Köpfchen von der Brust des Geliebten.

„Die Unschöne der strahlenden Schönheit vorzuziehen, Ralph, man wird an Deinen Maleraugen zweifeln!"

Wilderers Ende.

Nach einer Originalzeichnung von W. Stummler.

Er warf die Locken von der weißen Stirn zurück und sagte: „Was dahinter wohnt, wiegt eine Fülle von flüchtigem Reiz auf, und weißt Du nicht, daß Du mir Isabella bist! Ich habe Dich in berückender Schöne gesehen — und hoffe, das Glück wird Dich stets so in der rechten Beleuchtung zeigen."

„Ich fürchte mich fast heimzukehren?" flüsterte Isa.

„Meinst Du, ich lasse mir mein Recht streitig machen, meine Braut vorzustellen?" gab er zurück und faßte nach dem Hute.

Als sie am alten Biedemann vorüber kamen, taumelte der empor, wischte über die Augen und sagte nickend: „Das sah aus wie ein Liebespaar."

Frau von Below hatte den Doctor Bibran in ihrem Salon gefunden; er lehnte dort mit trübseliger Miene an einer Säule, welche die Thorwaldsen'schen Psyche trug und starrte sein Spiegelbild an. Als die schöne Frau eintrat, stieß er einen tiefen Seufzer aus und warf mit der gewohnten Handbewegung die langen Haare zurück.

„Nun, Doctor!" fragte die Dame und verschluckte nur mühsam die Frage: „Was führt Sie schon wieder her?"

„Ich mußte Sie sprechen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen lästig zu sein!" sagte er beinahe stammelnd.

Sie schritt an ihm vorüber ins Boudoir, sank dort in einen Sessel, streckte die Füße auf die Rampe, welche das Kaminfeuer umgab und warf nachlässig hin: „Ich höre!"

Der blonde Mann rang nach Athem. „Ich habe den Liedern eines „Gefesselten" noch drei neue hinzugefügt."

Sie wandte den Kopf ab, gähnte hinter dem Taschentuch und fragte dann: „Ist es unumgänglich nöthig, sie zu hören?"

„Gnädige Frau, sie gelten Ihnen!"

„Ah, ja — aber der „Gefesselte" greift fast zu oft in die Saiten seiner Harfe! Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, lieber Bibran, daß zuweilen weniger — mehr ist!"

Er legte die Hand aufs Herz. „Gebieten Sie dem Waldstrom, wenn er einherbraust, Einhalt — dem Feuer, wenn es durch die Dürre der Steppe rast — Sie sind meine Muse!"

„Ja, Doctor, ja — aber in letzter Zeit sind Ihre Poesien sehr durchsichtig. Sie porträtiren mich förmlich vom Scheitel bis zur Sohle —"

„Frau von Below, war das nicht ein Recht, das Sie auch Sturen eingeräumt? . . ."

Sie zuckte die Achseln und schwieg; nicht die Wahrheit entwaffnete sie, sondern der Zorn, daß er sich mit Sturen, der ihr bald mehr sein sollte, auf eine Stufe stellte.

„Und ich trotze einer Welt", rief der Poet feurig, „indem ich ihr das Geständniß ins Gesicht schleudere, daß ich Sie anbete — mehr als das, daß ich Sie liebe!"

„In der Poesie, wohlverstanden, mein Herr Doctor!" sagte die blonde Frau malitiös, „in der Poesie!"

„Dante und Petrarca thaten das Gleiche."

„Aber Ihre Verse sind oft etwas begehrlich — Sie haben eine Frau, haben Kinder . . ."

„Laura war verheirathet!“ rief er.

„Und wir“, sie lächelte etwas boshaft, „leben in anderen Tagen. Ueberdies, mein Herr Poet, haben Sie schon daran gedacht, daß ich einmal wieder verheirathet sein könnte und der Gatte Ihre Harfe am Ende etwas zu hochgestimmt finden könnte? . . .“

Eine Secunde stutzte er, dann zog ein Lächeln über das gesunde Gesicht.

„Noch bin ich gebunden, aber ein Dichter kennt Mittel und Wege! Adele, göttliche Adele, mein armes Weib ist bereit, mich frei zu geben, um meinen Schwingen keine Fesseln anzulegen. Ich lasse mich aber gern wieder fangen . . . Adele, meine Muse, meine Göttin, darf ich dann kommen und bitten, fang Du den Adler ein, der zur Sonne fliegen will? Fang Du ihn mit den Goldfäden Deiner Locken!“ Er lag auf den Knieen und hob beide Hände empor und sah beinahe aus wie ein knieender Ritter auf einem Grabstein.

Frau von Below hörte ihn ruhig an, sie hatte nur anfangs etwas erschreckt die Füße von dem vergoldeten Gitter gezogen.

„Sehr hübsch, Bibran, sehr hübsch, so lange Sie das als Scherz, als theatralische Uebung betrachten!“

Er sprang empor.

„Gnädige Frau!“

„Bleiben Sie ruhig, guter Bibran, Sie wissen, ich mag keine Ekstase, auch keine dichterische“, fiel die schöne Witwe ein und blickte ihn mit den blauen Augen so kalt an, als habe er von der prächtigen Schlittenbahn draußen gesprochen. „Ich glaube, in Versen wird sich das, was sie vorhin sprachen, sehr gut machen; in Prosa ist es lächerlich, denn man könnte im Ernst glauben, Sie wollten versuchen, um Frau von Below, die reiche Witwe des Generals zu werben — Sie, ein Literat! Scherzen Sie nicht wieder so, mein Dichter!“

„Sie wollte ihm die Hand reichen, aber er trat mit todtesblasser Miene zurück.

„So hätten Sie nichts als ein grausames Spiel mit mir getrieben? So wäre mein gutes Weib schändlich von mir gemißhandelt?“ stammelte er.

„Schreien Sie nicht so laut, Bibran, man kommt!“ fiel Frau von Below ruhig ein und deutete nach dem Eingang.

Der Millionär zeigte sein rundes Gesicht, das heute einen besonderen Glanz hatte — beinah einen boshaften Reflex.

Er küßte der Dame vom Hause die Hand.

„Nichts Neues?“ fragte sie nachlässig.

„Wenig! Die Carola hat einen Katarrh —“

„Herr Kleiner, ich interessire mich nicht für Coulissengeschichten . . .“

„Im Juli findet ein Rennen statt —“

„Der Sport ist nicht mein Geschmack!“

„Ich habe Unglück“, lächelte der dicke Herr dem Literaten zu. „Halt — da bleiben mir noch Ateliergeschichten! Sturen — ma foi, dieser Sturen —“

Frau von Below nahm einen Fächer vom Kamin.

„Nun?“ fragte sie.

Ein schlaues Lächeln umschlich die breiten Lippen. „Sturen spielte seit seinem Feste den Wunderlichen. Niemand erhielt Zutritt, nirgends zeigte er

sich. Ich hatte, da ich auf den Amazonenzug reflectire, Angst — c'est vrai, mit dem Vertiefen verderben oft die Künstler ihre Schöpfungen in der letzten Stunde. Aus diesem Grunde bestach ich — ich hielt es für keine Sünde — seinen Cerberus. Erhielt heute, als Sturen gewohnheitsgemäß noch schlief, Eintritt und sah — mon dieu, was sah ich!"

„Wenn Sie bei der Pointe nur nicht jedesmal eine Pause machen wollten", rief die junge Witwe und bewegte ärgerlich den Fächer.

„Das Bild hatte eine große Veränderung erlitten."

„Und die? Doctor, hörten Sie schon jemals eine so langweilige Art des Erzählens?"

Bibran hatte bei seinem Vorsichhinstarren die Frage gar nicht vernommen.

„Denken Sie, die eine Amazone trug noch Ihre Züge, baronne — die Königin aber, gepanzert, stolz und streng — war Fräulein Isa!"

Ein leises Krachen, der Fächer war in den weichen Händen der Dame zerbrochen.

„In der That?" sagte sie kühl.

„Eine Veränderung, die nicht geschmacklos genannt werden kann", fuhr der Bankier harmlos fort, „indeß, da alle Zeitungen die Nachricht brachten, daß Sie, la diva, la donna assoluta —"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich in der letzten Stunde nicht Reue fühlte, mein Herr Kleiner?"

Er verbeugte sich. „En vérité, meine gnädige Frau, Sie sind unberechenbar und verstehen es sehr gut, Ihre Gefühle bis zum Aeußersten zu verbergen! Wer hätte nun wohl von dieser Sinnesänderung etwas geahnt —"

Sie sprang auf und trat zu Bibran.

„Was ich da sagte, mögen die Zeitungen ruhig verbreiten."

„Nur nicht, mon cher", fiel Kleiner ein, „die Mär', welche man colportirt, daß ich Armer einen Korb von der Gnädigen erhalten. Das ist eine ebenso abscheuliche Verleumdung, wie es eine Dummheit von mir wäre, einer so viel umschwärmten Dame den Namen Kleiner anbieten zu wollen. Vraiment, diese Folie habe ich nie begangen, rechtfertigen Sie mich, Frau von Below!"

Die biß die weißen Zähne in ihre Lippen, daß es schmerzte.

„Wer weiß, hätte ce cher Kleiner die Dummheit begangen, so würde ich vielleicht die fünf Millionen aufgehoben haben."

Sie hätte den Teppich mit den kleinen Füßen stampfen, das Spitzentuch in Fetzen reißen mögen, aber sie mußte ruhig bleiben, sie mußte harmlos lächeln.

„Ah, Graf Cleven!"

Ein feuchter, zärtlicher Blick traf ihn aus den blauen Augen, er wurde beinahe roth unter demselben, aber er war auch dazu zu müde.

„Das Studium ist sehr angreifend", flüsterte er.

Sie gab ihm einen Schlag auf die Schulter und zeigte dann den zerbrochenen Fächer. „Weil ich strafen wollte — voila! Aber warum immer die Antike studiren? Wir modernen Frauen wollen auch bewundert sein", setzte sie kokett hinzu.

Er seufzte.

„Sie guter Thor!" lächelte sie auf ihn herab, „da flüchtet man sich zu

Gyps und Marmor, weil man kleinmüthig ist. Fedor, ich ließ Sie neulich auf Ihre Andeutungen ohne bestimmte Antwort, heute rührt mich Ihr kummervolles Aussehen. Vor diesen beiden Freunden kann ich Ihnen sagen, daß ich mich entschlossen habe, Ihren Wunsch zu erfüllen und Ihre Gattin zu werden. Wir reden morgen über den Hochzeitstag.

Dieses Mal wurde Cleven wirklich roth aus Freude. Er erinnerte sich zwar nicht, wenn er der schönen, reichen Frau Andeutungen gemacht und sie ihn ohne Antwort gelassen, indeß fühlte er sich beglückt, mühelos beglückt. Er küßte die beiden Hände voller Andacht, dann mußten alle Anwesenden auf die neuen Ankömmlinge blicken, Sturen und Isa.

„Ah, nun sind die Getreuen sämmtlich da!" rief Frau von Below, „und ich kann in aller Form den Grafen Cleven als meinen Verlobten vorstellen!"

Sie glaubte damit Sturen zu treffen; er aber beglückwünschte sie lächelnd, dann sagte er, wenn auch nicht mit jener Beredtsamkeit, welche er zuvor Isa gegenüber entwickelt. „Ich beanspruche auch Wünsche für ein zweites Brautpaar, für Isa und mich, den sie zum glücklichsten Menschen gemacht hat!"

„Ich erwartete es!" fiel Frau von Below ein, indem sie dem Künstler die Hand reichte, aber sie mied dabei Isa's Blick und wandte sich an Kleiner:

„Nun haben Sie die Lösung, Sie Kurzsichtiger!"

„Auch ich darf Ihre Hand wieder fassen", bat Bibran das junge Mädchen. „Ich kehre als reuiger Sünder zu Clara zurück — nun erst weiß ich, was ich in ihr besitze."

Adele umarmte die Cousine, welche sie einst als Folie für sich bestimmt hatte.

„Kommt es Dir überraschend vor mit Cleven? Kleine, es ist doch ein Avancement, ich hänge mehr an Titeln, als ich bisher gedacht und von der Baronin zur Gräfin ist ein Schritt, den man sans risque machen kann. Mit meinem Gelde kann er seiner Stellung den richtigen Hintergrund geben und braucht seine schönen Hände nicht durch die erniedrigende Arbeit zu verderben."

Nicht ein Glückwunsch, nicht ein Wort über Isa's Zukunft kam über ihre Lippen.

Der lebenslustige Geldmann trug die unbefangenste Heiterkeit zur Schau, er machte allerhand Gelöbnisse zur Förderung der Kunst. Als Frau von Below einmal ihre Selbstbeherrschung vergaß und düster vor sich hin sah, weckte er sie aus ihren Träumen:

„Meine Gnädige, finden Sie nun Sturen's Braut nicht auch schön? Sehen Sie, das Glück ist der wahre Reflex für ein solches Gesicht, der hat ihr nur bisher gefehlt. Nicht wahr, ein zweites Mal verlangen Sie keine Definition von mir über die „beauté de diable"?"

Richard Wagner's musikalischer Stil.

Von **Ludwig Nohl.**

Nicht der allgemein künstlerische, sondern speciell der musikalische Stil Richard Wagner's ist es, wovon ich hier zu reden habe.

Der künstlerische Stil dieses Meisters im Allgemeinen ist so sicher zu bezeichnen, wie von irgend einem der entscheidenden Künstler von der Griechenzeit bis zu unseren Classikern: er fällt nach dem Codex der Aesthetik durchaus in die Kategorie nicht des „einfach Schönen", sondern des „charakteristisch Erhabenen" und verliert die Spur dieser Sphäre niemals. Davon ist nicht blos der Grund, daß seine Werke dem höchsten Gebiete aller Kunst, der Tragödie, angehören, denn auch die Meistersinger und die echt Shakespearesche Komödie „des Siegfried" im Ring des Nibelungen gehören in diese Kategorie, wo wir uns durchaus außer uns gesetzt und in höhere Welten entführt sehen, — es ist vielmehr der Umstand, daß der tiefste Anlaß und Inhalt dieser sämmtlichen künstlerischen Erzeugungen im Boden der Musik fußt und ihr Wesen ist seiner innersten Natur nach erhaben.

Sagt dieses letztere schon Jedem so sehr die eigene Erfahrung, daß sogar das bloße Erklingen des Tones dem tieferen Gefühl als ein Erzittern der Materie erscheint, in dem es „die Stimme Gottes seine geheimsten Pläne verkünden zu hören" glaubt, so begründet der Philosoph diese unermessene Fähigkeit der Musik, uns sofort in einen unergründlichen Abgrund zu stoßen, wo alle Erscheinungen des Tages schwinden und wir wie in einem hellsehenden Zustande die Kräfte der Welt selbst wirkend fühlen, aus ihrem Wesen als einer Idee der Welt selbst *). Und so muß, was sie auch vorbringt und wo irgend sie nach ihrem wirklichen Wesen die Hand mit im Spiele hat, seiner Natur nach erhaben werden und so recht die Eigenschaft des Bauern im Märchen erweisen, dem was er berührte, zu Gold ward.

Denn ist dieses ewig unvergängliche und in allen Erscheinungen als das gleiche wiederkehrende Wesen der Welt, das „was nie und überall geschieht", der Kern aller wahren Poesie, so muß die Musik, die dieses und nur dieses Wesen der Dinge wiederhallen läßt, uns mit der vollsten Kraft der Poesie erfassen und, indem sie uns völlig aus unserem kleinen vergänglichen Ich herausgesetzt, ein stets Dauerndes erscheinen lassen, das uns durchaus in die Stimmung des Erhabenen bringt und jeden andern Zustand als verhältnißmäßig hohl und leer und nichtig erscheinen läßt. Es waltet hier in letzter Instanz der Zustand des Religiösen, d. h. der inneren Wie-

---

*) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung 2. Aufl. I. 192: „Die Musik ist keineswegs gleich den anderen Künsten das Abbild der Ideen, sondern sie ist Abbild des Willens selbst, dessen Objectivität auch die Ideen sind: deshalb eben ist die Wirkung der Musik so sehr viel mächtiger und eindringlicher, als die der anderen Künste: diese reden nur vom Schatten, sie aber vom Wesen."

verknüpfung (religio) an das Ewige der Dinge, und jede richtige Empfindung wird diese Wirkung völlig ebenso sicher von gewissen Stücken Mozarts und Beethovens gewinnen, wie von Sebastian Bach und Palestrina, weshalb Richard Wagner selbst mit vollem Rechte sagt, die Musik verhalte sich zu dem Complex aller anderen Künste wie die Religion zur Kirche*).

Haben wir so zunächst die Superiorität der Musik über alle bloßen Erscheinungen und Erkenntnisse, ja ihre völlige Souveränität erkannt, der im wirklichen Leben nur Eine Macht entspricht, die allerdings ganz ebenso nicht im eigenen, sondern nur im Dienste eines Höheren, des All und Ganzen schafft, der Liebe — so ist andererseits leicht zu ersehen, daß, wo nun diese Kunst erscheint, sie mit der unendlichsten Vorsorge und zartesten Rücksicht nach ihrer Besonderheit behandelt werden muß, da jeder überlaufende Tropfen wie bei den lustigen Gesellen in Auerbachs Keller sogleich zu sengendstem Feuer wird. Nicht deutlicher erhellt dies als aus der Erfahrung, wie die Musik, gleich einer schäumenden Woge, sofort Alles, was sie in sich eintaucht auch förmlich verschlingt. Welchen Chor, fast welches Lied gäbe es, auf das man nicht jeden beliebigen andern Text legen könnte, ohne das etwas anderes als Einzelnheiten gestört oder auch vernichtet würde, die so fein gefühlt und charakteristisch erdacht sie sein mögen, doch nie das Ganze der Sache sind und die Stimmung bereiten, die uns eben als diese Harmonie und Melodie so sicher erfaßt und so unvergleichlich beseligt? Wo bleiben hier Worte, wo selbst Anschauung und gar Begriff? Sie sind in der That wie „Rauch, umnebelnd Himmelsgluth", sind wie der Name, mit dem ich Jemanden benenne, ohne damit auch nur einen Schein seines Wesens wirklich bezeichnet zu haben.

Liegt nun darin auch nicht die mindeste Gefahr und Beschränkung für die Gesangsmusik, für Lied und Chor selbst, die ja immer nur Musik bleiben und so gut den gleichen Text wiederholt zu weiteren Bildungen verwenden, wie der alten Composition einen neuen unterlegen können, so gewinnt die Sache dagegen eine absolut andere Bedeutung, wo wie im Drama es sich zunächst um die sichere Darstellung jener individuellen Charaktere handelt, die da eine bestimmte Handlung vorzuführen haben, aus der mir wie aus einem sprechenden Beispiel der tiefste Sinn einer umfassenden Wahrheit und am Ende wohl das Wesen unserer Existenz selbst zu Anschauung und Bewußtsein gelangen soll; — wobei übrigens sogleich als von unserer Frage völlig ausgeschlossen bemerkt werden soll, daß dieses letzte Ganze als der Grund der Dinge eben auch in allerletzter Instanz so gut von der Musik ausgesprochen werden kann, wie sie dem dramatischen Kunstwerke selbst jene unwiderstehliche Macht auf unser Empfinden verleiht, daß wir eben wie hellsehend werden und überhaupt dergleichen äußerste Probleme unserer Existenz in die Anschauung aufzunehmen vermögen!

Hier wo wir von dem „musikalischen Stile" eines Dramatikers sprechen, ist nicht dieser allgemeine und so zu sagen instrumentale Stil, sondern speziell die unterscheidende Sprache dieser Dramen, ihre sogenannte Recitation zu betrachten. Und um diese musikalische Recitation Wagner's nach ihrer Besonderheit richtig zu verstehen, ist zunächst etwas tiefer in die Entstehung und Entwickelung der Musik selbst zurückzugehen.

Die Griechen, das Volk, dem wir in höheren ästhetischen Dingen so

*) „Beethoven", Leipzig, 1870. S. 14.

gut wie alles Entscheidende verdanken, besaßen nicht was wir Musik nennen. Der Mangel einer praktikablen Harmonie verhinderte ihre Tonkunst an der Bewegung auf eigenen freien Füßen, sie war durch Rhythmus und Metrik an den Tanz oder das Wort gebunden, aus denen sie den Anlaß ihrer Entstehung gewonnen: sie glich einem Relief, einem plastischen Gebilde, dessen Rücken an einer Wand lehnt, ohne die es also hinfällig und sogar existenzlos sein würde.

Das unsterbliche Verdienst, aus der übrigens von den Griechen festgestellten Tonleiter, der dem Naturmateriale des Klanges mit der Macht des Geistes entrungenen eigentlichen Grundlage der ganzen Tonwelt, die ihr immanente Harmonie entzaubert und damit das Fundament der Musik als selbstständiger Kunst gelegt zu haben, gebührt jenen flandrischen Mönchen, die im Discantus, im wirklichen Zweigesang zuerst das Wunder Gottes, die erhabene Wonne ihrer religiösen Empfindung priesen. Und wohl ist es kein Zufall, daß erst die christliche Religion zu dieser letzten und sicheren Darstellung des Wesens der Dinge in jenem fast ätherisch körperlichen Tonmateriale führte: was kein Wort aussagt, kein Begriff deckt, keine Anschauung völlig nach ihrer Macht erfaßt, diese „Wandlung" des Innern, die das Individuum nach seiner quälenden Sonderexistenz aufhebt und mit dem beseligendsten Gefühl der vollen Zusammengehörigkeit von Neuem sicher an das All und Ewige anknüpft, — dieses wenn auch im tiefsten Geheim des persönlichen Empfindens vorgehende, dennoch unbezweifelt gewisse und allgemein gültige innere Erschauen der Harmonie des Alls spiegelt sich einzig wirklich in dieser Harmonie der Musik wieder, wie sie die tiefste christliche Mystik erschuf und die in der That der einzig kenntliche und zuverlässige Wiederhall dessen ist, was seit Menschengedenken der menschliche Geist als die „Harmonie der Sphären" dachte.

Hier war also zugleich der Musik zuerst die Macht zu selbstständigen Schöpfungen gegeben. Sie bedurfte der Worte nur, wenn Menschenstimmen diese Weisen ausführten, und selbst dann konnten sie sein, welche sie wollten, diese Worte. Ja, die melodische Weise selbst dominirte der Sprache bald so, daß man mit Recht behauptet, der moderne Reimvers sei nicht aus irgend einem der neueren Dialecte, sondern aus der ihnen allen gemeinsamen Sprache des Tons, der Choralmelodie hervorgegangen. Bald entwickelte sich denn auch aus solcher wirklichen Harmonie die ihr ebenfalls naturgemäß innewohnende polyphone Contrapunctik, in der nun auch jene Rythmik, die bei den Griechen den Haupthalt und Hauptreiz all ihrer Tongebilde ausgemacht hatte, ein voller Eigenbesitz unserer Kunst ward. Denn sie war ihr eigenstes, von keinem Metrum noch Tanzrhythmus abhängiges Erzeugniß. Was zuerst nur als zartester Wechsel der Accorde in fast ätherischer Schwebe Bewegung und Organismus in diesen mittelalterlichen Gebilden gezeigt hatte, gewann in der canonischen Imitation, vor Allem der Fuge, eine architektonische gliedernde Macht, welche bald Bauten aufstellte, die keiner römischen Peterskirche an Erhabenheit der Gestaltung zu weichen haben: die Werke der polyphonen Kunst von Palestrina bis zu Bach sind ein Kosmos für sich, ein Weltall, in dem die Sterne ihre Bahn wandeln, erhaben ruhig und all unser Sinnen zum Ewigen entflammend, wie sie eben nur eine Kunst hervorbringen konnte, deren Stoff und Potenz in dem Wesen der Welt selbst wurzelt. Kein altitalienisches Gemälde giebt uns mehr das Verklärte wahrhaft religiöser Frömmigkeit, als diese Messen und Motetten

des großen Römers Palestrina, kein Holbein und Rubens so sehr die unermeßliche Erhabenheit der wahrhaftigen Gottesanschauung wie des Deutschen Bach Passionen und Cantaten. Das ist eine Welt, das bleibt eine Welt für alle Zeiten!

Was in aller Welt, wird nun aber vielleicht Mancher unbedenkend fragen, hat mit dieser neuen Welt Richard Wagner zu thun, der nur „Opern" componirt und von der Oper aus zur Musik gelangt ist?

Denn in der That waren es der Freischütz und die Zauberflöte, was unserm Meister als Knaben zuerst zur Musik führte und wie vor Allem ersterer „mit schwärmerischem Ernst erfüllte". Beethoven's Egmontmusik aber bestimmte den jungen Gymnasiasten mit solcher Energie zu der Absicht sein kurz zuvor verfaßtes „Trauerspiel" nicht anders als mit solcher Musik „vom Stapel laufen zu lassen", daß er gar schließlich „beschloß", Musiker zu werden. Allein in Wirklichkeit war es doch nicht sowohl diese dramatisch charakterisirende Fähigkeit, welche die Musik in so unübertroffenem Maße besitzt, als vielmehr die deutliche Ahnung der neuen Welt, die hier wogt, was diesen an Shakespeare und der Antike wie an Goethe's Faust großgezogenen Jüngling mit stets unwiderstehlicherer Gewalt zu diesem Beethoven zog und in diesem Bach die vollen Fähigkeiten der Musik erkennen ließ. Und nicht ist zu behaupten, daß bei einem solcher größten Meister diese orchestrale Woge, die wie das Meer die Erde so ringsum das feste Land unserer Gedanken mit unerschöpflicher Fülle quellenden Lebens umgiebt, gewaltiger und entzückender woge, als bei ihm selbst, wenn er in einem Lohengrinvorspiel oder in Siegfrieds Rheinfahrt und Trauermarsch ihr das Wort allein läßt. Eben der Besitz dieses Wogenmeeres, die freie Beherrschung dieses allumschlingenden und allnährenden Elementes hat vielmehr in letzter Instanz allein ihm die Möglichkeit gewährt, solche in der tiefsten Tiefe unseres Seelenlebens gründenden Probleme zum Thema seiner dramatischen Productionen zu nehmen. Das Bewußtsein des Besitzes dieser letzten dichterischen Sprache ließ ihn auch die letzten psychologischen Räthsel unserer Existenz zaglos berühren, weil er sie sicher zu gestalten wußte, und gerade die Musik ist es, die ihm dann wieder die Möglichkeit gegeben uns, die Zuschauer, mit wachen Augen in jenen hellsehenden Traum zu versetzen, wo allein solche innersten Geheimnisse des Lebens Wirklichkeit für uns werden, ohne doch bloß Begriff und Gedanke zu sein. Ja endlich seine Forderung der „unendlichen Melodie' sagt uns, daß es sich hier auf musikalischem Gebiete um dasselbe handelt, was wir auf den uns theuersten Grabsteinen lesen: „Und die Liebe höret nimmer auf". Denn das letzte Leben der Musik und ihre wirkliche Erscheinung in dem Sinne wie der Mensch das Ebenbild Gottes, d. h. das culminirte Wollen der gesammten Naturbildungen ist das, was wir im richtigen Sinn das Melos, den Gesang, die Melodie nennen. Daß er in seinen Schöpfungen sie aber „unendlich" haben will, deutet zur Genüge auf den Gegensatz von einer blos endlichen, also ungenügenden und sogar in diesem bestimmten Falle unentsprechenden Melodie, und mit der Lösung dieses Gegensatzes münden wir also aufs Neue in unsere geschichtliche Bahn ein und treffen auf das, was speciell R. Wagner's „musikalischen Stil" und nicht jene Welt der Musik an sich angeht, die mit dieser besonderen Frage nichts zu thun hat.

Denn nicht wie Wagner durch seine Verwendung der „Leitmotive" in der That die Grenzen der Musik und unsere Ansprüche an sie so sehr er-

weitert hat, daß er wie ein feinster Kenner der Sache sagt, unsere Idee anregt, zu unseren Gedanken redet und der Musik sogar einen moralischen und intellectuellen Sinn leiht, also dem Wonnerausch der unbestimmten Gefühlsrührung sozusagen noch den Reiz des Verstandeslebens hinzufügt, ist unser Kapitel hier *). Das fällt in das Gebiet der psychologischen Ausführung des Stoffes, gehört also mehr in das Bereich des Dramatischen als in das der Arbeit des Componisten und hat, so wahrhaft unerhört in dieser Energie der dramatischen Verwendung und so unvergleichbar meisterlich sie in der praktischen Ausführung mit jedem neuen Werke Wagner's mehr geübt wird, uns hier nicht zu beschäftigen. Sondern der „musikalische Stil" Wagner's bedeutet uns hier, wie gesagt, seine Recitation. Denn sie ist ein ganz besonderes Charakteristicum seines musikalischen Schaffens und ein Hauptmoment von dessen Wirkung und daher, obwohl sie im Ganzen und Allgemeinen, weil weniger als gemeinhin behauptet wird von der Art der sogenannten Classiker abweicht, dennoch der Gegenstand des meisten Streites geworden und des verbreitetsten Unverständnisses unter Theoretikern wie Praktikern geblieben.

Zu ihr leitet uns einzig sicher die Betrachtung, wie die dramatische Recitation in der Oper überhaupt geworden ist, und wir werden hier am leichtesten verstehen, was eigentlich Wagner auf seine Forderung der „unendlichen Melodie" gebracht hat.

Es war die Erinnerung an die Wunder der antiken Tragödie, was nach dem Fall von Byzanz mit den in Italien einwandernden Griechen und ihren Schriften auf die Idee einer neuen Tragedia in oder per musica führte. Die Belebung scenischer Vorstellungen durch die allmälig auch im ganzen gebildeten Leben unentbehrlich gewordene Musik geschah im Anfang nur durch die gleiche Kunst, die in der Kirche herrschte: mehrstimmige Compositionen, Madrigale genannt, im Unterschied von jenen Motetten und Cantaten, die geistlichen oder doch ernsten Text hatten, stellten, hinter der Bühne gesungen, den Gesang der Agirenden dar, selbst wenn derselbe einem Einzigen gehörte. Wirklicher Einzelgesang, Recitation von Stellen zunächst aus lyrischen und epischen Dichtungen, wie den Klageliedern Jeremiä und Dantes Hölle wird einem Kreise gebildeter Männer in einem gräflichen Hause von Florenz am Ende des sechzehnten Jahrhunderts zugeschrieben, zu denen sich dann bald Leute von Fach d. h. kunstgemäß gebildete Sänger gesellten. Ihre erste Vorlage — denn an Volksgesang konnte eine solche hochgehende künstlerische Intention natürlich nicht denken — war das Psalmodiren des gewöhnlichen Gottesdienstes und eine Art kirchlichen Kunstgesanges, der jedoch ebenfalls von eigentlicher freier Bewegung nach dem Metrum der Worte, oder gar dem Sinn des Textes gar wenig an sich hatte.

Da öffnete sich der nach lebhafterem Eindruck strebenden Composition solcher dramatischen Spiele endlich ein anderes, ein für die Musik als Kunst bisher ganz brach gelegenes Gebiet, eben jener Volksgesang, die melodische Weise, die nach dem Rhythmus des Verses oder des Tanzes sich eine Gliederung gewonnen, welche von der oben geschilderten Gliederung auf rein musikalische Weise d. h. durch die Harmonie absolut verschieden war und sogar diese letztere wieder nur latent in sich hatte oder höchstens zur schmückenden Füllung durch die accordische „Begleitung" an einzelnen Merkpuncten her-

*) Vgl. F. Liszt „Lohengrin und Tannhäuser". Köln, 1852. S. 34.

vortreten ließ, — dasjenige was wir noch heute im allgemeinen Gegensatz zu Harmonie als Melodie bezeichnen: die mehrtactige rhythmische gegliederte Periode mit Vordersatz und Nachsatz, oder erster Theil und zweiter Theil.

Die Erfindung dieser „Melodie" für die Oper entschied über ihre Existenz, ja für ihre Herrschaft. Schon um die Mitte des folgenden (siebzehnten) Jahrhunderts war Opera in musica die allgemeine Bezeichnung, die wir heute noch in der Pariser Grand' Opéra wiederklingen hören: nicht eine Tragödie, ein Drama, sondern ein Stück, ein „Werk für Musik" war geschaffen. Das Ganze hatte keinen Zweck als diesen, und unter Musik verstand man il canto, den Gesang, das heißt, das was wir oben als „Melodie" charakterisirten. Bald ward dann daraus die Aria und was noch schlimmer war, il belcanto, der bloße schöne Gesang: an die Stelle des allfluthenden, allgebärenden Wogenmeeres, das wir oben zu schildern suchten, war die einzelne, ganz vereinzelte Gestalt getreten und zwar nicht jene alle Schönheit und Wonne der Welt bezeichnende Anadyomene, die einst in der Griechenzeit dem Wogenschaume entstiegen war, sondern jene kurz geschürzte, knapp gefaßte italienische Schäferin oder Tänzerin, die, so niedlich und graziös sie sich oft geberden mochte, doch das zufälligste und vergänglichste kleine Menschenwesen war, das man sich denken kann.

Diesem verwöhnten Lieblinge des damaligen gebildeten Europa, von dem manchmal in einem Werke 30, 40, ja 50 Stück vorkamen, trat nun ein Jahrhundert später mit Erfolg zuerst der deutsche Ernst entgegen: er wollte nicht, daß bei einem der ernstesten Dinge der Welt, der wirklichen Tragödie, selbst an den entscheidendsten Stellen derselben mit den Wundermitteln jener allerernstesten Kunst nur gespielt oder gar nur auf dem Seil der kokettesten Gesangskunst getanzt wurde.

Dies verhielt sich aber so.

„Als ich Musik zur Alceste schrieb, nahm ich mir vor, sie durchaus von all den Mißbräuchen frei zu halten, die durch die schlechtberathene Eitelkeit der Sänger oder allzugroße Gefälligkeit der Componisten seit langem die Oper entstellen und aus dem herrlichsten aller Schauspiele das lächerlichste und langweiligste gemacht haben", so ungefähr schrieb im Jahre 1769 Christoph Willibald Gluck, als er seinem Gönner Leopold von Toscana jenes erhaben schöne Werk widmete, das allerdings einen Wendepunct in der Geschichte der Oper bedeutet. Er habe in seinem Werke nicht um schöner Musik oder gar unnützer Passagen willen den Gang der Handlung aufhalten oder den Dialog in seiner größten Wärme durch ein Zwischenspiel unterbrechen wollen, um dem Sänger Zeit zu geben, Athem zu einer Coloratur zu schöpfen. Vor Allem aber habe er nicht über den zweiten Theil einer Arie, der vielleicht gerade der richtigste und leidenschaftlichste sei, rasch hinwegeilen wollen, um Platz für die übliche viermalige Wiederholung des ersten zu haben, noch die Arie selbst da enden lassen, wo ihr Sinn nicht ende, blos damit der Sänger zeigen könne, daß es eine Melodie so und soviel Mal zu variiren verstehe, — kurz, er habe aus seinem Werke alles Das verbannen wollen, was seit Langem der gesunde Menschenverstand und die Vernunft vergeblich als Mißbrauch verdammt hätten.

Hier haben wir die Hauptsachen beisammen, und der deutsche Genius führte praktisch aus, was der scharfe, klare Verstand der Franzosen und der sichere Künstlerinstinct gebildeter Italiener theoretisch längst wie eine Sünde gegen den ganzen Geist unserer Kunst gebrandmarkt hatten; aus jener oben

charakterisirten „Melodie" war durch rein schematische Fortbildung die obenerwähnte Arie geworden, ein Gebilde, das aus zwei Theilen bestand, die in regelmäßiger Wiederholung wiederkehrten und deren ganze Steigerung in der Kunst des Variirens bestand. Da nun natürlich die Arie als Culminationspunct jener „Melodie", die den unterscheidenden Werth der Oper vor dem Schauspiel ausmachte, auch die entscheidenden Puncte der Handlung, den äußersten Ausbruch der Empfindungen traf, so legte sich eben über den springenden Punct der ganzen Bewegung dieser scenischen Vorführung ein todtes Schema, und das um so empfindlicher, als dasselbe obendrein durch die Coloratur ganz und gar Werk- oder vielmehr Spielzeug der bloßen Sänger ward und so die Hauptsache in die Gewalt der bloßen Ausführer, also des untersten Handwerkpersonals kam.

Diesem Unfug machte allerdings Gluck für immer ein Ende: seiner Bahn folgte der Genius Mozarts, dessen Figaro und Don Juan mit der Zeit jene Herrschaft der bloßen Sänger auf dem eigensten Gebiete der italienischen Oper selbst in Mißcredit brachten.

Allein was weder Gluck noch Mozart vermochte und auch der in diesem Punct theoretisch klar sehende C. M. von Weber in seiner Euryanthe praktisch nur annähernd erreichte, — was erst Wagner's eminentem Kunstverstande und gleich eminentem Kunstvermögen vorbehalten war, ist: die Oper nun auch von der Musik als einer bloßen hergebrachten architektonisch-formalistischen Kunst oder gar Künstelei zu befreien und wie einst Gluck die tyrannischen Sänger, so jetzt die Arie selbst zum Tempel der Kunst hinaus zu jagen und an ihre Stelle das stete unbefangene Leben der Kunst der Töne, die allüberall lebendig waltende „unendliche Melodie" zu setzen. Und dies vermochte allerdings, nur jener völlige Ton-Dichter, den die Kunst sich in Beethoven erschaffen und der aus ihm geboren bei Wagner fast von vornherein in seinem Schaffen sich regte.

Und wie verhielt sich dies?

Gluck hatte die hergebrachte italienische Formalarie allerdings aufgegeben und war damit der wallenden Fluth seiner geweihten Kunst wieder nahe getreten. Wie tief beseligend dies auf ihn selbst wirkte, wissen wir aus vielen Ausbrüchen seiner innersten Empfindung, wenn er sich so recht völlig in das reinigende und heiligende Element seiner Kunst hineingetaucht hatte. Ja, er meinte, wenn er je das Heil verlöre, so wäre es um der verführerischen Weisen seiner Armida willen. Und wie sehr Mozarts Seele an diesem Born als einem vor aller inneren Schuld erlösenden hing, wissen wir von seinem Todesbette, wo er den Wunsch äußerte, nur noch einmal seine Zauberflöte hören zu können und bei der Intonation des Lakrimosa aus dem Requiem heftig zu weinen anfing. „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen", hat Goethe einmal bei einem gleichen Anlaß ausgerufen.

Aber Arien, also festgestellte Kunstgebilde, nicht freier Erguß lebendigen Fühlens jenes quellenden Wesens der Poesie und der menschlichen Empfindung bleiben dennoch der wesentliche Kern ihrer dramatischen Werke und diese damit selbst — „Opern". Wer dies an der wirklichen Arie dem Einzelgesang, als einem noch immer in gewissem Sinne berechtigten selbstständigen lyrischen Gebilde nicht sicher empfindet, wird bei den sogenannten Ensemblestücken, den Duetts, Terzetts, Quartetts bis zum Finale darüber nicht entfernt im Zweifel sein, daß hier im Gegensatz des Dramas und sogar im Widerspruch seiner naturgemäßen dialectischen Entfaltung die Musik

herrscht, ein in sich selbst beruhender Zustand, der über Zeit und Raum hinweg uns an etwas ganz Anderem Antheil nehmen läßt, als an dem Vergang da auf der Bühne und daher nur da wirklich eintreten darf, wo eben dieser beruhende Zustand durch die Handlung selbst gegeben und geboten ist, d. h. wo wir uns besinnen und zwar auf Dinge, die eben über alle Erscheinungen, wie sie hier das Drama bietet, hinausgehen und hinter ihnen als ihr Wesen ruhen.

Daß die Musik aber hier gar noch in einer hergebrachten Compositionsform erscheint, macht die Sache für den gesunden Menschenverstand noch schlimmer, weil sich ganz wie bei der alten italienischen Arie im Grunde auch hier ein todtes kaltes Schema über den lebendig blühenden Leib der Poesie und des dramatischen Vorgangs legt — ein Mangel, den selbst Mozarts wunderbarer Genius uns nur zart zu verhüllen, nicht aber zu heben vermochte!

Dieses ist es, was zuerst mit voller Gewalt und wie in einer Art schmerzlich verletzten Kunstgewissens Richard Wagner fühlte und gleich sicher theoretisch aussprach wie praktisch verwirklichte: er gab der Musik in der Oper endlich ihr natürliches Leben zurück, indem er sie einer unberechtigten Tyrannei enthob, die ihr selbst nur zum Schaden gedieh, indem sie ihre Würde und Heiligkeit an den koketten Glanzaufwand ihrer bloßen äußeren Darstellungsmittel verlor. Und auch hier knüpfte Wagner im Grunde nur an Anfänge an, welche die unwiderstehliche Gewalt der gesunden Vernunft und des natürlichen Kunstverstandes seit der Entstehung der Oper selbst allüberall angesetzt hatte.

Freilich die Italiener selbst boten hier am wenigsten. Ihr an der bildenden Kunst der Alten entwickelter Formensinn hatte auch in der Musik zunächst vorzugsweise an der schönen Linie der sogenannten „Melodie" sein Gefallen, und wenn ihm sein Sänger diese schöne Linie (il bel canto) nur möglichst schön wiedergeben kann, so freut ihn dies bis auf den heutigen Tag im Grunde am meisten und er begnügt sich mit dieser poetisch-musikalisch gewiß sehr bescheidenen Spende unserer Kunst vollständig. Doch bereits vor Gluck hatten in dieser Melodie Italiener wie Scarlatti, Pergolese, Majo, Traëtta Ansätze zu einer wirklichen Sprache, die das Secco-Recitativ, den trockenen Dialog und die eigentliche Arie aufs Schönste in sich verschmolzen, und bekanntlich zeigen hierin Händel's italienische Opern vor allen einen großen Reichthum.

Mehr aber mit Absicht und Energie hatten nach ihrer dialectischen Geistesart auf Herstellung eines wirklichen musikalischen Dialogs in ihrer Oper die Franzosen gedrungen, und noch heute sprechen sie in diesem Gebiete musikalisch besser als die weitaus größere Mehrzahl der deutschen Kapellmeister. Vor Allem Rameau hatte dabei des musikalischen Flusses im Tacte nicht entfernt geschont und lieber gegen ihn als gegen das Metrum oder gar den natürlichen Accent der Sprache gesündigt. Daher es auch kam, daß in Frankreich unser Gluck bereitere Aufnahme seiner Ideen fand, als daheim in Wien: sie lagen in Paris sozusagen schon in der Luft.

Was nun Gluck selbst nach dieser Seite für eine wirkliche musikalisch-dramatische Sprache geleistet, ist bekannt und würde bei uns noch ungleich bedeutender gewirkt haben, wenn es nicht auf fremdem Gebiete, in nicht deutschen Idiomen geschehen wäre. Aber vor Allem die französische Sprache, in der Gluck seine Meisterwerke setzte, widerspricht nach ihrem rein verstandesmäßig pointirten Charakter im Grunde an sich der Musik nach ihrem

tieferen Wesen: sie hat selbst innerhalb der Poesie mit ihrem Reimvers nur den Schein wirklichen Naturlebens. Und von welcher Bedeutung dieses letztere in einer Sprache ist und mit welcher unwiderstehlichen Macht gleich einem Elemente dieses auf Jeden, der diese Sprache angehört, wirkt, so daß er im entscheidenden Moment nicht anders reden kann, als nach ihrem innern Geist und Leben, der unser eigener Geist und also auch das eigentliche Leben der Musik ist, das sieht man in ganz überraschender Weise an unseren deutschen Componisten vor Gluck. Nicht Gluck, nicht Mozart, nicht Beethoven, ja selbst nicht den hier so sehr mitzählenden C. M. von Weber wird man in so inniger Verwandtschaft mit der Sprache Wotans, König Markes und Sachs finden wie diese altdeutschen Meister, an ihrer Spitze wieder Sebastian Bach! Und wäre nur die eine Einsetzung des Abendmahls in der Matthäuspassion, wir müßten sagen, wir haben im Grunde diese deutsche musikalische Recitation schon längst gehabt. Wie denn auch schon der Musikhistoriker Forkel Bach den „größten musikalischen Declamator" nennt! Freilich gilt dies nur von dem Gebiete des Kirchlichen und Religiösen, denn hier allein hatten wir damals auch bereits ein wirklich gebildetes Idiom. Aber wie diese Sprache Luthers, die wir noch heute sprechen und selbst der Beste in gesteigertsten Momenten kaum wieder erreicht hat, auf diese Meister gewirkt und gleichsam ebenfalls „für sie dichtet und denkt", das sieht man an Männern wie dem alten Heinrich Schütz, in dessen Passion wahrlich recitirt wird, wie kein heutiger Mendelssohniar je deutsch spricht. Und daß Händel's Kraft und Charakteristik im Grunde auf dem gleichen Boden fußt, sagt jedes seiner Recitative. Dies war aber um so natürlicher, als das englische Idiom wenigstens in seiner Accentuirung noch die gemeinsame germanische Herkunft bethätigt.

Das schönste deutsche Recitativ aber war nach der Seite seiner anmuthenden und unmittelbar rührenden Natürlichkeit das große in der Zauberflöte, und dies trotz der unsäglichen Trivialität dieser sogenannten Verse da. Was z. B. König Thoas bei Gluck, Donna Anna bei Mozart und Leonore bei Beethoven an wirklichem Kothurn und Pathos aufweisen, ergänzt eben jenes Gespräch zwischen Tamino und dem Priester durch seinen eigentlich deutschen Grundton des Gemüths, und man kann sagen: Aus Bach und Mozart ist Wagner's Deutsch in Tönen gebildet. Höchste Idealität und quellende Natürlichkeit, volle Würde und unbefangene Unschuld, ergreifendes Pathos und nicht minder unser innerstes Gefühl berührende humoristische Heiterkeit, starre Größe und bewegteste Wege des concreten Daseins, Erhabenheit und Anmuth, innerer Schwung, Fluß, Bewegung und Wiederhall aus dem vollen, wirklichen Dasein des Innern, — dies ist in unendlich mannigfaltiger Abstufung und Mischung der wesentliche Charakter des Redetons Richard Wagner's und man wird gestehen, das ist deutsch, im Grundcharakter deutsch, gerade, edel, tiefgründend, innig natürlich und doch voll Würde, Glanz und Erhabenheit!

Und wenn nun gerade bei solcher Charakterisirung von Wagners Recitation, an deren geringfügigen Manierismen nur Diejenigen tadeln können, die vor der stets gleichmäßig wiederkehrenden Schlußcadenz Händel's wonnentzückt auf den Knien liegen, am wenigsten zu vergessen ist, daß unsere deutsche Sprache selbst ganz wesentlich das Zeug zur Ausprägung solch eines wirklichen deutschen Stils in der Musik hergegeben, und daß seit diesen Zeiten Bach's und Mozart's eben unsere Dichter die Sprache selbst nach dieser

Fähigkeit für die Bühne ausgebildet haben: so ist dagegen ebenso bestimmt zu constatiren, daß von diesem Holländer und Tannhäuser an unser Meister schon sogleich um Haupteslänge über alle früheren Operntextdichter hervorragte und sich als wirklichen Dichter sogar schon im Einzelausdruck zeigte, daß aber dann der Geist der Musik, der ihn nach seinem eigenen Geständniß aus der stürmischen Jugendzeit „als Dichter erhielt", sich wie seiner Dichtungen so seiner Sprache mit siegender Gewalt bemächtigte und bereits im Lohengrin Dinge hervorbrachte, welche durchaus zur deutschen Poesie gehören.

Und wie endlich jener tiefste Geist der Menschheit, den ihm seit der genauen Bekanntschaft mit Beethovens Neunter Symphonie unter „tobendem Schluchzen" seine Kunst selbst aufgedeckt hatte, ihn auch zuletzt auf den Grund und Geist der Sprache leitete, das wäre Gegenstand einer besonderen Untersuchung, die uns allerdings sehr bald dahin führen würde, zu erkennen, daß diese wahrhaft tiefsinnig und tiefsinnig deutsche Poesiesprache in „Tristan und Isolde" und dem „Ring des Nibelungen" auch schon an und für sich förmlich „nach Musik schreit" und wie Gluck's Ausdruck in einem andern Sinne lautete „nach Musik riecht".

Hier dagegen haben wir nach jener allgemeinen Charakterisirung der Recitation Wagner's nur noch das Besondere der musikalischen Seite seiner Sprache zu bezeichnen und wir glauben dies am besten durch Abwehr zweier verschiedenartigen und doch im Grunde ziemlich gleichen Vorwürfe und Angriffe auf diese thun zu können, die wir daher hier zum abschließenden Resultat unserer Darlegung folgen lassen.

Da ist also zunächst der Tübinger Professor der Aesthetik K. Köstlin mit einer sehr ernst und gut gemeinten Schrift über den „Ring des Nibelungen", die auch gar manche zutreffende Aeußerung namentlich über die Textdichtung hat und sich von der Wirkung des ganzen „Tondramas" allerdings ins Innerste getroffen zeigt *). Allein wo es an die „musikalische Composition" geht, da ists eben so recht, „der Herren eigener Geist" und Mephistos Klage zu citiren:

„Es ist ihr ewig Weh und Ach so tausendfach
Aus einem Puncte zu curiren."

Es fehlt die Anschauung und wo doch etwas davon ist, die richtige Anschauung, die richtige Stellung des Beschauers, die allein auch die richtige Perspective giebt. Es ist so, wie schon Gluck in Beziehung auf seine Alceste klagen muß: man habe in einem Zimmer die Wirkung berechnen wollen, die das Werk auf dem Theater machen könne, mit der gleichen Eulenspiegelei, womit man einst in Abdera in nächster Nähe über Statuen geurtheilt, die sich auf höchsten Säulen erheben sollten. Es ist im Grunde die alte Leier von „Mangel an Melodie", wenn es da heißt: „Statt zusammenhängenden Tonfortganges erhalten wir ein fortwährendes Hin- und Wiedergehen auf verschiedenen bald näheren, bald entfernteren Tonstufen und zwar namentlich auf letzteren, auf weiten, hohen, erhöhten, überhöhten und wiederum sehr tiefen Intervallen." Ja, weiß der Herr Verfasser nicht, daß schon die Griechen die Glieder ihrer Statuen über das Naturmaß hinauslängten, wenn es galt, das darzustellen, was eben auch geistig über das Maß des Gewöhnlichen geht? Und er betrachte einmal Rafael's

*) Erschienen Tübingen 1877.

Stanzen in der Nähe, ob die Formen und Farben da wie auf einem Oelgemälde das „Zusammenhängende und stetig Fließende, das die Melodie ausmacht", haben. Alfrescomalerei ist kein Staffeleibild, und was ins Weite und Große wirken soll, muß einen anderen Schritt haben als italienische Melodie oder deutsches Lied, nach dem wir Neueren hauptsächlich gebildet sind.

Schon Gluck mußte sich wegen der „eintönigen und ermüdenden Schreierei" seiner Armide angegriffen sehen*), und es lebt noch heute als Tradition in der englischen Königsfamilie, wie mancherlei Anfechtung sie von ihrer Umgebung zu erleiden hatte, daß sie den Neuerer Händel mit seiner gewaltsamen Musik so sehr protegirten. Ja, auch Beethoven hatte oft den Vorwurf des Barocken und Bizarren zu hören, und es klingt etwas von seiner Ansicht darüber in dem Citat seines Tagebuches von 1816 hindurch: „Malheureusement les génies mediocres sont condamnés à imiter les défauts des grands maîtres sans s'en approprier les beautés: de-là le mal que Michel-Ange a fait à la peinture, Shakespeare à l'art dramatique et que Beethoven fait en nos jours dans la musique. Es ist der Stil des Charakteristischen und zwar des erhabenen Charakteristischen, was hier nach der Natur des Gegenstandes selbst waltet, und dieses kann nicht jene glatte und innerlich stumpfe Art eines Liedes haben, wie es im Zimmer gesungen wird. Das leitet denn auf den weiteren Vorwurf eines speciellen Fachmannes, des Componisten Felix Dräsecke.

Derselbe constatirt in einer vortrefflichen Arbeit über einen neueren Componisten an sich mit vollem Recht eine entscheidende Wendung in Wagner's Stil seit und mit „Tristan und Isolde". Im Lohengrin sei derselbe noch im wesentlichen homophon gewesen und die Singstimmen als Hauptträger der Melodie im Vordergrunde gestanden. Dann aber sei als einziger Träger des musikalischen Elementes das Orchester aufgetreten und ihm sei der Gesangspart durchaus untergeordnet worden, ja, dieselbe sei so einem bereits fertigen symphonischen Satze „aufgeklebt" worden. Finde man nur hier eine aufs Höchste gesteigerte harmonische Intelligenz, welche, vor dem Kühnsten nicht zurückscheuend, doch stets bemüht gewesen, Schroffes und Herbes durch vermittelnde Zwischenglieder zu mildern und entschädige uns einigermaßen dieses fortwährend quellende Leben, das sämmtliche Stimmen des Orchesters durchfluthe und den melodischen Motiven mittelst thematischer Kunst stets neue Reize entlocke, so sei doch der Gesang als solcher so gut wie geschwunden, ja die Singstimme eine fast störende Zugabe, umsomehr als dieselbe sich durchweg nicht mit dem Orchester decke und z. B. Intervalle des Tonstückes in hellerem Lichte erscheinen lasse, als der musikalische Sinn sie ertrage, oder auch aus declamatorischen Rücksichten eine rhytmische Incongruenz mit der Orchestermelodie hervortreten lasse, die vielleicht noch störender erscheinen möchte, als die harmonisch-melodische.

Ist nun auch nicht entfernt zu leugnen, daß vom Standpuncte des Musikers, und zwar nicht des bloßen „Orrechianten", der blos mit dem Ohre zuhört, hier völlig richtig geurtheilt ist, so wissen wir ja aus der ganzen bisherigen Darlegung, daß es sich in diesem Schaffen Wagner's als einem dramatischen nicht wie in der alten Oper um „schönen Gesang" handelt, sondern um charakteristische Wahrheit, und daß die Musik hier so zu sagen, nach ihrem elementaren Wesen waltet, also symphonistisch und monumental,

*) Nohl, Musikerbriefe. 2. Ausg. Leipzig 1873, S. 12 und 42.

nicht liedmäßig und genrehaft individuell. Und wenn dies dem feingebildeten Ohre des spezifischen Musikers wehe thut, so gilt auch hier einfach Napoleons: C'est la guerre! Wie denn der Verfasser jener sonst ausgezeichnet schönen Skizze über Peter Cornelius' hinterlassene Werke, die ja ebenfalls durchweg mit Lied und Gesang zu thun haben, selbst anerkennt, daß es sich hier wie bei Staat und Kirche um ein Compromiß, einen modus vivendi, handelt und man eben diese Härten und Gewaltthätigkeiten im Gesang um der Sache selbst, d. h. der dramatischen Wahrhaftigkeit willen, hinnehmen müsse, ohne sie als Theorie und Regel aufzustellen*)! Keineswegs aber ist hier wie bei unserem Aesthetiker oben von einem Mangel an praktischem Verständniß der eigentlichen Sache Rede, dem nun eben das Mäntelchen der „richtigen" Theorie umgehängt wird, damit nicht der Vorwurf von „entlaubten Bäumen, steilen Felsen, herzlosen Automaten", der „diesen Wotans" da gemacht wird, doch gar zu bunt erscheine.

Denn diese „überhöhten Intervalle" sind eben Heldenschritte, es ist der Gang der Heroen, denen schon Natur mächtigere Glieder gegeben, als unsereinem vom deutschen Philisterheim. Wie denn auch Gluck mit dem sicheren Gefühl des tragischen Künstlers ausruft, ob nicht schon Sophokles den unglücklichen König Oedipus mit blutunterlaufenen Augen habe erscheinen und seine beredten Klagen in einer Weise habe ausdrücken lassen, die ohne Zweifel den heftigsten Accent des Schmerzes gehabt!

Wer also hier von „Klaffendem und Klängezerzerrendem", von „Starrheit und Härte", von „Bewegungs- und Lebhlosigkeit" sprechen kann, dürfte genau dasselbe antiken Herrenbildern, ja der Aeschyleischen Sprache vorwerfen, und allerdings bei „génies mediocres" würden diese Züge einer wahrhaft großen Charakteristik leicht als défauts, ja als grotesk erscheinen. Freilich am Clavier, wenn man dies denn da so herstümpert und den großen Zug der Sache selbst zerzerrt, zerreißt, da muß es von selbst dem Ohre, das an moderne Stubenmusik gewöhnt ist, so unzusammenhängend und wohl gar „hohl und grinsend" vorkommen. Aber wer rückt denn mit der Nase unter ein Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle? Wer beurtheilt Säulenstatuen in einem engen Winkel und Bühnenmusik im Zimmer? Es ist einzig der Standpunct des Beschauers, der hier Alles verzerrt erscheinen läßt.

Und damit wir nun zum Abschluß eine Vorstellung davon gewinnen, wie hier in der That was der Herr Verfasser verlangt, eine Musik herrscht, die uns zu erfassen, zu ergreifen, in die Sphäre dieser erhabenen Gestalten hinein und zu ihnen empor zu ziehen vermag, sei zuletzt noch kurz versucht, eine Vorstellung davon zu erzeugen, wie nun Wagner wirklich und in der That dennoch stets aus dem tiefsten Born der Musik schöpft und uns auch stets ihre eigentlichen Wundergaben spendet.

Schiller sagt einmal, daß wenn er sich zum Dichten angeregt fühle, er zuerst eine musikalische Stimmung empfinde, aus der dann allmälig die Vorstellungen und Bilder emporschössen, die ihm zu Begriff und Wort in seinen Versen würden. Ebenso berichtet uns Wagner in Bezug auf den Nibelungenring von den „plastischen Naturmotiven", die in immer individuellerer Entwickelung zu den Leidenschaftstendenzen der Handlung und der sie ihr sich aussprechenden Charaktere sich zu gestalten hatten.**) Ja, so ist es!

---

*) Neue Zeitschrift für Musik 1876 Nr. 46 ff.

**) Bericht an den deutschen Wagnerverein. Leipzig, 1872. S. 16.

Er empfindet und erschaut zuerst die Urbewegung in diesem dichterischen Stoffe, der ihm da vorschwebt und sein eigenstes Leben in dieser bekundet, sie wird ihm Musik, nach dem Sinn des Spruches, daß im Wesen aller Dinge Musik sei, und nach der Erkenntniß des Philosophen, daß sie eine Idee der Welt selbst ist. Die Melodie, die er so gefunden, sie ist sozusagen die Seele des Menschen da, die sich selbst den Körper gebaut: dieser steht in seiner ganzen schönen Nacktheit vor ihm, das „Ebenbild Gottes", der wahre Mensch, sei es der Mann, der Charakter, oder die holde Anmuth der Jungfrau, die Würde des Weibes. Ihnen wirft er nun, als Dichter, ganz so wie Rafael bei seinen Monumentalgestalten, deren nackte Skizzen uns ja noch aufbewahrt sind, das Gewand, das historische oder locale über; denn nur in seinem concreten Sein und Handeln können wir den Menschen, auch nach seinem innern Wesen, verstehen. Das ist dann, selbst in der verschiedensten Bekleidung, nach Bewegung, Wort und Miene stets der ganze, der wirkliche Mensch, und daher kommt es, daß uns Wagner's Menschen, d. h. seine ihn charakterisirende Melodien so unmittelbar treffen und innerlich berühren und in allen Situationen dieselben bleiben, so daß ein competentester Richter in diesem Puncte, Franz Liszt, schon im Jahre 1850, also vor fast einem Menschenalter von jenem „Lohengrin" sagen konnte: wenn die Musik dieser Oper selbst ihres schönen Textes beraubt wäre, würde sie doch noch ein Kunsterzeugniß ersten Ranges bleiben!

Und wie nahm dieses dichterische Erzeugungsvermögen in der Musik zu, als nun mit und durch diesen Lohengrin sich ihm selbst erst ihr hohes Können in seiner Fülle enthüllt!

Die Göttin der Schönheit und Liebe entstieg dem Meere als dem Urmutterelemente des physischen Daseins, — welche Fülle der Gestalten entstieg erst dem geistigen Mutterelemente der Musik bei diesem ihrem jüngsten Beherrscher! Der ganze Götterhimmel menschlicher Charakter und Gestalten liegt hier neu und in einem unendlichen geistigeren Elemente gestaltet vor uns, und wer solch einen Olympischen Zeus, solche Heroengestalten und Charitinnen gebildet hat, er sollte um „schöne Melodien" verlegen sein? Nein, er kennt den berückenden Zauber der Schönheit, die sogar weise Athener in ihrem Urtheilsspruch zu beirren vermochte — er sollte uns verlocken, uns mit solch bloßem „heiterem Sinnenspiel" täuschen? Er kennt den Feuerbecher dieses Tranks, der, zuviel genossen, in den Eingeweiden brennt, — er sollte ihn uns anders credenzen, als wo wir gleich Faust in der That in den Zauberspiegel des Lebens blicken müssen, um dessen wahren Sinn zu erkennen? Nein, keusch und heilig hält er den Göttertrank der letzten Schönheit, der die letzte Wahrheit birgt, dieser Meister, einem echten Hohenpriester gleich, der das Allerheiligste nur öffnet, wenn das tiefste Gemüth seiner Labung bedarf, um sich innerlich am Dasein zu erhalten. Dann aber spendet er ihn reich und voll und erzeugt durch seine Kraft in uns ebenfalls jene „Wandlung", der wir ein neues Leben verdanken. Richard Wagner's musikalischer Stil ist wie der je eines Menschen und Künstlers die Sprache seiner eigenen Seele, die sich dem Erhabenen und Bestandhabenden des Lebens wie der Kunst lebendig zu nahen gewußt hat.

Joseph Lewinsky.

Eine Federzeichnung von **Julius Hart.**

(Mit dem Portrait des Künstlers.)

Die Signatur unserer zeitgenössischen Schauspielkunst ist schon seit vielen Jahren das Virtuosenthum, wie es sich seit den Tagen Seydelmanns ausgebildet hat, um in Bogumil Dawison und Emil Devrient seine glänzenden Vertreter zu finden. Von der Natur mit allen Vorzügen und den reichsten Gaben ausgestattet, gerade mit jenen Eigenschaften, die vorzugsweise geeignet sind, das Auge zu bestechen oder blind zu machen und die großen Täuschungen hervorzubringen, haben sie in den letzten Decennien das Publicum vollkommen beherrscht und dessen Geschmack nach dem ihrigen um- und verbildet. Die Leute waren und sind eben Schauspieler, aber — man wird den Unterschied verstehen — keine Künstler und während die großen Menschendarsteller unserer Blütheperiode, die Schröder, die Eckhof, Beil, die Fleck und Iffland auf der Bühne nicht mehr Schauspieler waren, sondern Menschen wirklich und wahrhaftig, sind unsere Tagesgrößen, die allabendlich das Publicum zu ihren „Productionen" in langen Strömen hinlocken auf den weltbedeutenden Bretern ebenso wirklich und wahrhaftig Schauspieler, die eben nur spielen und immer wieder spielen. Es ist das ewige Vergessen, daß die darstellende Kunst nur eine dienende, der Schauspieler der Mund des Dichters ist. Aber statt sich in dessen Geist und Welt- und Menschenauffassung zu vertiefen, modelt er die Charaktere nach eigener Willkür um und wenn Shakespeare a sagt, unser Künstler aber besser b sagen kann, so sagt er eben b und nicht a. Seine eigenen Vorzüge in das hellste Lampenlicht zu stellen und die Fehler als Vorzüge auszugeben, ist das Charakteristicum des Virtuose*n*thums, für die Wahrheit gilt der Effect, für den großen Wurf und kräftige Umrißlinien die unruhige und schielende Detailzeichnung, der geniale Einfall ersetzt die sichere, wohlbewußte Charakteristik. Auf diesem Wege würde die deutsche Schauspielkunst einem langsamen, aber sicheren Verderben entgegengehen, auf demselben Wege, den bereits die griechische Schauspielkunst vor anderthalb Jahrtausend genommen hat — doch ein glücklicher Stern scheint über uns zu walten, wenn anders wir viele Bestrebungen der Neuzeit unter die richtige Kategorie bringen und dieselben als die ersten kalten Strahlen einer neuen Morgensonne betrachten, wenn wir sie zweifelsüchtig nicht als ohnmächtige und vereinzelte Epigonenkämpfe ansehen. Sollte das Wort „Progonenthum" nicht größere Wahrheit in sich bergen, dasselbe Wort, welches auch in der Poesie unserer Tage eine so wichtige Rolle spielt? Die Meininger mit ihrem Hindrängen auf das „Ensemble", das gleichwerthige Zusammenspiel der Großen und Kleinen, greifen freilich über das Ziel heraus, indem sie die Farbenabtönungen, den Sinn für die Perspective vermissen lassen und den Hintergrund in ihren Gemälden — scheint doch der Herzog jede Bühnendarstellung als Gemälde zu betrachten — in gleicher

Masse ausführen, wie den Vordergrund, es ist eben ein Extrem, aber die unausbleibliche, im innersten Kern gesunde Reaction gegen die Helden des Virtuosenthums, denen es um so lieber, je unbedeutender und geringfügiger die Mitspieler sind. Die Geschichte läßt die harten Zusammenstöße als nothwendig erscheinen, gleich nach der Revolution ist die Reaction, nach der Reaction die erste Zeit der Revolution scharf und blutig, und erst allmälig ringt sich das Princip „aurea mediocritas" los aus den bunten Wirren und Parteikämpfen. Auch dieses gesunde Princip ist schon an einigen Stellen durchgebrochen, besonders in den Jüngern der Laube'schen Schule, hier und da tauchen Künstlernaturen auf, die freilich auf den tosenden Beifall der profanen Menge verzichten müssen, aber unter den Besten und Edelsten des Volkes sich eine stille Gemeinde errichten und die Belohnung finden in der Gewißheit treu erfüllter Pflichten. Ihr vornehmster Vertreter ist Joseph Lewinsky, der Charakterdarsteller des Wiener Burgtheaters, eine echte und wahre Künstlernatur, deren tiefere Bedeutung für die Geschichte der Schauspielkunst auch von dem engeren Publicum noch lange nicht erfaßt ist; vermissen wir doch selbst in der III. Auflage des Meyerschen Conversationslexikons noch immer den Namen des größten Franz-Moordarstellers, während weit geringere Götter zahlreich in den vierzehn Bänden vertreten sind. Freilich der bescheidene Lewinsky verschmäht die Mittel der Reclame, das Bewußtsein Großes zu leisten ist ihm mehr werth als das Jauchzen des süßen Pöbels, die Freude am eigenen Schaffen dünkt ihm schöner als das laute Geschrei der Parterregründlinge. Sein Leben ist arm an äußeren Vorgängen, aber reich, mehr als reich an inneren Erlebnissen, ja das Geschick war ihm hold und günstig gesinnt, nachdem er einmal seinen Beruf erkannt, aber in demselben war sein ganzes Dasein ein Kampf mit sich selbst, der Demosthenische Kraftanstrengungen von seiner Seite erforderte; mühsam hat er sich errungen, was ihm der Gott bei der Geburt versagte, mit heißer Anstrengung die einzelnen Steine herangetragen, die sein Bau verlangte.

Lewinsky ist verhältnißmäßig noch jung: in derselben Stadt, wo er jetzt seine größten Erfolge feiert, in Wien, wurde er am zwanzigsten September 1835 von ärmlichen Eltern geboren, Kürschnersleuten, die ein kleines Geschäft betrieben. Trotzdem erhielt er die beste Bildung, besuchte bis zum elften Jahre die deutsche Normalschule und von da an bis zum sechzehnten das Schottengymnasium als Vorbereitungsstufe für das akademische Studium. Natürlich war er schon in früher Jugend ein leidenschaftlicher Besucher des Burgtheaters und Alles, was mit der Bühne zusammenhing, hüllte sich für ihn in die Schleier des Göttlichen, des Unnahbaren. Mit glühender Stirn, das Gehörte im Ohr, das Gesehene vorm Auge kehrte er aus den Vorstellungen zurück, und er grollte, die Wände des elterlichen Hauses mußten es dann hören, wie er grollte gleich dem alten Anschütz und mit dem geistvollen und anmuthigen Fichtner lebte und declamirte. Beide übten in seiner Jugend auf ihn den größten Einfluß! Der Erstere hatte die Weimarische Schule kennen gelernt und mit ihr den bedeutsamen, den hinreißenden Zauber der schönen Declamation: er wußte den edlen Schwung des Wolff'schen Pathos mit der Charakteristik, Schröders Erbe am Burgtheater, zu vereinen. Die Natur hatte ihn reich ausgestattet mit einem imponirenden Körperbau und einem Organ, das an Kraft und Weichheit, Fülle und Ausdrucksfähigkeit alle Wünsche übertraf, Fichtners „schöne Seele im schönen Körper" hatte die Bewunderung des Wiener Publicums ganz und voll für sich! Zwei unerreich-

bare Vorbilder für den blassen, schmächtigen und kleinen Lewinsky, dessen hohles Organ einer wohllautenden Declamation geradezu spottete, unerreichbare und doch so sehr bewunderte Vorbilder, in denen er das Einzighöchste in der darstellenden Kunst sah. Aber die Liebe zur Kunst schlug alle seine Bedenken nieder! Mai 1853, nach dem Tode des Vaters wagte er den Versuch und anstatt den Weg zur Universität schlug er den zu dem Statisteninspicienten am Burgtheater, zu Wilhelm Just ein. Der Mann betrachtete die dürftige Erscheinung des siebzehnjährigen Jünglings mit eigenthümlichen Augen und suchte ihn natürlich von seinem Vorhaben abzubringen, — aber ebenso natürlich war es auch, daß seine Worte in den Wind gesprochen wurden. Endlich gab er nach. „Versuchen Sie es, vielleicht gehören Sie zu den Auserwählten", und der Auserwählten wurde mit dem allerdings nicht lorbeerreichen, dafür aber desto schlechter bezahlten Amte eines Vicestatisten belehnt. Ein langes Jahr verbrachte er in dieser hochangesehenen Stellung als Mitglied des Burgtheaters, aber den Sinn allzeit auf das Höchste und das Beste gerichtet. Bei seinem einsamen Rollenstudium, wodurch er sich ein Repertoire zusammensetzen und dann in die Provinz hinaus wollte, fiel es ihm mehr und mehr wie Schuppen von den Augen, welch himmelweiter Unterschied ihn von dem bewunderten Anschütz trennen mußte. Vor seiner Seele hatten die Idealgestalten Fichtners gestanden, starke Helden- und Reckennaturen. und nun sah er von Tag zu Tag besser ein, daß er zur Darstellung aller edler Naturen nichts und wiederum nichts besaß.

In diesem Kampf zwischen seiner leidenschaftlichen Liebe und dem künstlerischen Gewissen, das unerbittlich sein Können einer immer neuen scharfen Kritik unterzog, traf ihn wie eine Offenbarung Laubes Buch, „Moderne Charakteristiken", besonders der Essay über die Bedeutung und die künstlerische, die ausgeprägte Individualität des damaligen Berliner Hofschauspielers Seydelmann. Lewinsky glaubte seine eigene Persönlichkeit in diesem Porträt wiederzuerkennen, hatte doch auch jener von dem Geschicke als Geburtsgebinde nichts anderes als einen verzehrenden Ehrgeiz erhalten, und hat er trotzdem den Kampf gegen die blasse Schönheit auf der Bühne siegreich bestanden. „Darin", sagt Laube, „liegt vielleicht das Hauptgeheimniß von Seydelmanns theatralischer Macht: er declamirt, er recitirt nicht — er spricht." Dies Wort wurde zur Parole für den Künstler, der sich wieder fühlen durfte als gottbegnadeter Künstler und in die Provinz hinaus eilte. An kleinen Bühnen erwarb er sich die äußere Routine, bis im Winter 1856 die zweite, für seine Laufbahn bedeutsame Wendung eintrat, die seinem Auge ganz neue Fernsichten eröffnete. Heinrich Marr, einer der letzten Epigonen Schröders, wies ihn auf die Errungenschaften und die Forderungen dieses Altmeisters der darstellenden Kunst: „Wahrheit" und „Respect vor dem Ganzen." „Ich lernte in Wirklichkeit", sagt Lewinsky von sich, „Schröders Weg gehen und meinen Ideen Formen geben. Die Wahrheit ward jetzt nach Schröders Lehre mein höchstes Ziel, und erst in zweiter Reihe forschte ich nach den Gesetzen der Schönheit. Die Gestalt richtig zu zeichnen ward mir zur Hauptsache, wogegen die Farbe und Einkleidung sich ganz nach dieser richten mußten." Die großen Contouren, die weite und schwungvolle Umrißzeichnung, dann erst die schärfere und feinere Schattirung, zuerst der Kern, dann die Schale! Mit diesen geistigen Errungenschaften glaubte der einundzwanzigjährige Künstler den Flug höher nehmen zu dürfen und trotz der Abmahnungen seiner Kameraden am Brünner Theater, bei dem er wenigstens eine sichere Stellung

hatte, machte er sich nach Wien auf, um von Laube ein Zeugniß seiner Befähigung zu erringen und — dann ins Ausland, d. h. nach Deutschland an, wenn auch nur mittlere Bühnen. Laube, dessen Worte wie ein zündender Blitzstrahl in seine Seele gefallen waren, der in seiner Eigenschaft als Director des Burgtheaters durch sein dramaturgisches Genie, seine Energie das tief gesunkene Institut wieder zur ersten deutschen Bühne gemacht und das Princip der oben angedeuteten Hamburg-Schröderschen Schule gegen die der Weimarischen mit hitzigem Muth verfocht, mußte, er konnte nicht anders, mußte ihn verstehen.

Laube erzählt in seiner „Geschichte des Burgtheaters" die erste Begegnung mit Lewinsky, in der ihm eigenen drastischen Frische. Das bescheidene Auftreten des jungen Mannes, „ein dürftig aussehendes Menschenkind, im engen, schwarzen Frack mit blassem Antlitze, an dem nichts voll erschien, als das dunkelblonde Haupthaar, welches dicht und üppig das Gesicht beschattete", interessirte Laube, der in einem längeren Gespräch mit dem ihm eigenen Scharfblick das Talent Lewinskys wohl durchschaut hatte. Er bewilligte ihm ein Probespiel und wählte nach dem gewonnenen Eindruck den Carlos im Clavigo. „Der junge Künstler spielte sie allerdings noch mangelhaft, aber ich glaubte zu sehen, daß hier noch Nachhülfe nöthig wäre, um ihn rasch auf eine gewisse Höhe zu bringen. Um mich dessen zu versichern, ging ich die Rolle privatim mit ihm durch und fand meine günstige Meinung bestätigt, und beschloß ihn zu engagiren." Anfangs sollte sich Lewinsky mit kleinen Rollen beim Publicum einführen, aber mehr und mehr sympathisch berührt von der klaren Rede des jungen Mannes, der seinen Körper so graziös bewegte und beim Studium der Rollen leicht zu steigern war, ohne in der Steigerung künstlich und unwahr zu werden", glaubte Laube alles mit einem Male wagen zu dürfen und trotz der Einwendungen seines Schützlinges bestimmte er ihn, Franz Moor als Auftrittsrolle zu wählen. Die Nachricht hiervon machte in Wien böses Blut, man wollte nicht an das Phänomen glauben, daß ein Provinzialschauspieler, der kaum die erste Bühnenroutine erlernt, fähig sein sollte, neben einem Anschütz zu stehen, sogar gut zu stehen, — aber sie kamen, die guten Wiener, um den Künstler zu sehen, der aus ihrer Mitte hervorgegangen, nicht übermüthig aber muthig ihre Kritik forderte. Das Haus war brechend voll, „das Publicum horchte in Todesstille und als der junge Franz seine erste große Scene gespielt, war Alles entschieden." Einstimmiger Beifall überschüttete den jungen Schauspieler am selben Abende, die journalistische Kritik folgte nach, die Monatsschrift für Theater und Musik der Fürsten Czartoryski betonte, daß mit dem Siege Lewinskys ein Principiensieg erfochten sei.

Lewinsky war mit einem Male aus der Tiefe gänzlicher Unbekanntheit emporgehoben zur höchsten Höhe, er durfte neben den vergötterten Idealen seiner Kindheit, neben dem gewaltigen Anschütz, dessen erschütternde Rhetorik noch immer mit den alten Sirenentönen an sein Ohr schlug, auf der weltbedeutenden Bretern der Kunst dienen. Trotzdem verblendete ihn nicht der plötzliche Sonnenglanz, es bethörte ihn nicht, daß er nun von allen Seiten zu jeder Festlichkeit, zu jeder Declamation herangezogen wurde, eine unerbittliche Selbstkritik, der echte künstlerische Geist, der nie die Feile aus der Hand fallen läßt und stets Neues zu Neuem gebiert, bewahrte ihn vor jedem derartigen; das Gewissen ließ sich nicht todt schweigen. Freilich auch in der äußeren Anerkennung konnte der Umschwung nicht ausbleiben, in jeder Rolle

mußte er sich den Beifall des Publicums von neuem erringen, bereitwillig und gern ist es ihm nicht entgegen gekommen, aber er hat es zur Anerkennung gezwungen, sie mochten wollen oder nicht. Laube stand ihm mit seinem gesunden Urtheile rathend und bessernd zur Seite, „ich war mit wenigen Ausnahmen", schreibt der Künstler, „von der Richtigkeit der Ansichten Laubes überzeugt, die ja mit meinem eigenen Ziel zusammenfielen, ich lernte unendlich viel von ihm, weil er es verstand, durch sein Vorlesen praktisch zu unterrichten. Sein umfassender Verstand und seine geistvolle Behandlung aller Gegenstände, die mit dem Theater im Zusammenhang standen oder nur den leisesten Bezug auf dasselbe hatten, übten einen im hohen Grade erweckenden Einfluß auf mich. Ich ward jetzt vollkommen klar darüber, was das einfache, schlichte, treffende Wort ohne irgend welchen musikalischen Zusatz bedeute und sah ein, daß man es nur auf diesem Wege erreicht, dem Zuschauer die Blüthe des dichterischen Gedankens zu bieten, den Stoff zu überwinden und den vollen Eindruck der Wahrheit, die schöne Illusion zu ermöglichen." Auf der anderen Seite stand Anschütz. „Von ihm lernte ich den Entwurf der Figur in großen Zügen und das sorgfältige Unterordnen der Einzelheiten, welches darauf gerichtet ist, den Eindruck der Hauptcontouren nicht zu verwischen. Sodann lernte ich, große rhetorische Aufgaben auf dem epischen, wie auf dem dramatischen Gebiete zu lösen, und endlich die Bildung des Tones, die Entwickelung und die Modulationen desselben, worin er ein nie zu erreichendes Muster war."

So hat Lewinsky stets fortgeschaffen, mit jenem ersten Auftreten ohne Unterbrechung als Mitglied des Burgtheaters. Sowohl in seiner Stellung als Schauspieler, wie auch als Regisseur ist er für die von ihm als wahr erkannten Principien und künstlerischen Tendenzen allezeit ganz und voll eingetreten, sein Ruhm ist durch Gastspielreisen überallhin gedrungen, und wenn man den Besten der zeitgenössischen Schauspieler nennen will, die Besten des Volkes werden den Namen Lewinskys nennen. Seine Laufbahn ist noch nicht abgeschlossen, bei Künstlern von seiner Natur schließt sie überhaupt nicht ab, hoffen wir, daß er uns noch manche Frucht vom Baume seiner Erkenntniß abschütteln wird und sein Repertoire immer mehr bereichern wird. Freilich, reich ist es schon! Erwähnen wir von seinen bedeutendsten Rollen nur „Franz Moor", den alten „Miller", und „Wurm" in Kabale und Liebe, den „Moor" im Fiesco, Octavio in Piccolomini, Philipp II., Attinghausen, aus Goethe'schen Dramen Mephistopheles, Carlos, Antonio, aus denen Lessings, Marinelli und Nathan, erinnern wir an die Darstellung Shakespeare'scher Charaktere, wie sie in seinem Cassius, Jago, Menenius Agrippa, Hamlet, Shylock, Cardinal Wincheſter, Richard III. u. s. w. zu Tage tritt, greifen wir aus dem Repertoire der französischen Classiker nur Therumen (Phaedra) und Harpagon, — so weisen schon diese bloßen Namen einen Reichthum an inneren Schätzen auf, die zu heben eine Fülle nicht nur von künstlerischer Begabung, sondern auch von eminenten Fleiße gehört. Dazu gab noch Hebbel seinen Meister Anton (Maria Magdalena), Otto Ludwig den Förster Ulrich (Erbförster), Grillparzer, der neugebackene Classiker der Oesterreicher, den Borotin (Ahnfrau), den Rhamnes (Sappho), Rudolf II. (Ein Bruderzwist im Hause Habsburg), die moderne französische Dramatik ist, wie bei dem Schützling Laubes zu erwarten, reich vertreten durch Giboyer in dem Augier'schen Stücke „Der Pelikan", Dufouré in den Biedermännern, Gringoire im Gringoire, Michonnet (Adrienne Lecouvreur), Michel Perin ꝛc.

Die Meisterdarstellung Lewinskys ist die des Franz Moor, „die Darstellung eines leidenschafterhitzten Kampfes gegen die Schranken der Natur.“ Franz Moor ist nach Lewinsky keine Caricatur, keine Sondererscheinung, er ist ein Typus, ein Gattungsmensch, in ihm tobt der bewußte Kampf des Menschen gegen Gott und die Welt; er ist Prometheus mit einer Satanslarve. Er ist der Jüngergeborne und hat kein Erbe, er ist häßlich, er wird verachtet, er liebt und die er liebt, gehört dem Bruder. Von diesem feigen Geschick, das ihn zurückgestoßen und zurückgesetzt, will er sich nicht beherrschen lassen, er fühlt in sich die Kraft es zu bezwingen, er hat den Ehrgeiz und die trunkene, düstere Leidenschaft, die in jedem Großangelegten schlägt. Das ist der Mann, der von sich sagen kann: „Ich war niemals klein“ — „Der ist ein Stümper, der ein Werk nur auf die Hälfte bringt und dann weggeht und müßig zugafft, wie es weiter damit werden wird.“ Devrient war berühmt wegen der Leidenschaftlichkeit, mit welcher er Amalien zurief, daß sie ihm angehören solle. Seydelmann hatte den Charakter wie den einer verzogenen und boshaften Range angelegt. Dawison gab ihn als einen frivolen und überlegenen Bonvivant, einen malitiösen Junker; allein Lewinsky ist es gelungen, das Höchste zu erreichen. Durch ihn ist die Rolle moralisch geworden, indem sie zugleich allgemein menschlich und individuell ist.“ Auf die anderen Rollen einzugehen, kann mir nicht gestattet sein, man mag mit ihrer Auffassung nicht immer einverstanden sein, ich bin es z. B. nicht mit der des Carlos im Clavigo, indem er mit starker Betonung einer Aeußerung das Freundschaftsgefühl desselben stark hervorhebt, — Carlos ist kein Schurke, aber er hat auch kein Freundschaftsgefühl, er betrachtet Clavigo als sein Geschöpf, in Clavigo liebt er sich selbst — man mag wie gesagt, gegen einzelne seiner Auffassungen streiten, geistreich und tief durchdacht wird man sie immer finden.

Joseph Lewinsky ist ein echter Künstler von den Gnaden der Natur, kein Virtuose und das mögen auch die bedenken, welche das Genie sonst nur in schmutzigen Tavernen, hinter vollen Champagnerflaschen glauben finden zu können.

Die Todtenwacht.

Lied des Grafen von Waldeck an der Leiche Lothars des Sachsen.

(December 1137.)

Die Nacht ist kalt, die Sterne
Geben so klaren Schein,
Aufragend leuchten von ferne
Karwendel und Wetterstein,
Kaum tragen die Wälder die schneeige Last,
Sie neigen sich seufzend und brechen fast,
Die Ströme, die muthigen, rings im Kreis
Ruhn starrend in Eis.

Still ist's, die Kaiserleiche
Schlummert im schlichten Gemach,
In's Antlitz schau' ich, in's bleiche,
Und zähle der Stunden Schlag,
Der Purpurmantel umschmiegt die Gestalt,
Der Blick ist erloschen, die Hand ist kalt,
Still ruht, das nie mehr die Panzer durchfährt,
Sein blitzendes Schwert.

Wir zogen hernieder aus Norden
Voll Hoffnung im blühenden Lenz,
Wir schützten an Tiberborden
Den zagenden Innocenz,
Wir schlugen im Süd' die Normannenschlacht,
Wohl hat uns der Sieg, der holde, gelacht,
Da bracht' uns der schlimmste der Sieger in Noth,
Der grimmige Tod.

Froh brachen wir auf von Cosenza,
Mitführend der Feinde Rest,
Des Kaisers Gemahl Richenza
Rief ihn zum Weihnachtsfest,
Schon hört er im Geist Christmettengesang,
Als das Todtenglöcklein so bang erklang,
Und der Herrscher der Welt, eh' ein Mensch es gedacht,
Sank sterbend in Nacht.

Nun schmücken in Heimatsgauen
Viel Hände den Tannenbaum,
Und Männer träumen und Frauen
Mit Kindern der Kindheit Traum
Wir aber halten in heiliger Nacht
Beim Kaiser die schaurige Todtenwacht
Und ziehen in Trauer durch's Baierland
Zu der Weser Strand.

Zu Lutter am Barenberge
In Klostereinsamkeit
Da ruhn seiner Ahnen Särge
Geborgen für ewige Zeit;
Wenn Lenzhauch neu in den Wipfeln webt
Und das Veilchen, das erste, im Märzhauch bebt,
Dann senken wir dort in das harrende Grab
Den Kaiser hinab.

Albert Moeser.

Das Bild Tizian's.

Novelle von **Alfred Friedmann.**

Es gab einmal eine Zeit, da verbrachte Alexander Tscharsky, ein junger Russe, ganze Tage im Belvedere zu Wien.

Es ließ sich so schön dort träumen und ausruhen von dem sinnberückenden Getreibe und Getümmel der lustigen Kaiserstadt. In den Wochentagen zumal hielt Beruf und Arbeit die Schaulustigen fern von den stattlichen Räumen, die einst der savoyische Prinz Eugen erbauen ließ. Nur selten erklang der Schritt eines vereinsamten Besuchers in den lauschigen Hallen, in denen wagrecht langgestreckte Säulen von Sonnenschein lagen. Keiner der Schauenden hielt sich allzulange an einem Orte auf, von der Unzahl der Gemälde allzuviel hier- und dorthin gezogen und sich wohl bewußt, daß bei den Flamändern noch viel des Bewundernswerthen zu sehen sei, wenn er bei den sonnigen Italienern stand. Und mußte er doch noch Makart's Romeo, der Julien sein: „Ich komme", zuruft, im zweiten Stockwerke seinen Besuch abstatten! Dort hielten ihn dann die Wunder moderner Rafael's und Tintoretto's gebannt.

Auch ließ sich an den Studirenden studiren.

Es kamen seltene Karavanen von englischen Familien, weißbärtige Väter mit Lorgnetten und Lorgnons bewaffnet, den rothen Murray und Bädeker mehr in der Hand als im Kopfe, im Fett schreitende oder spindeldürre Mütter mit dem ewigen Ausdrucke des Erstaunens auf den Lippen, und blonde, braune, schwarze Töchterlein mit schwärmerischen oder blitzenden Augen, die sich bald vor einem schlafenden Endymion, bald über eine allzuleicht bekleidete Venus aufhielten.

Das Bäuerlein aus der Umgegend zeigte zuweilen die Kunstschätze des Schlosses seiner Alten, die, eine Hand als Scheuleder vor die Augen haltend, von der nackten Frau Gian Bellini's zu den viel schöneren Frucht- und Blumenstücken Johann von Huysum's oder Daniel Segher's eilte; und dann erfreuten sich die Beiden an dem Bohnenkönig von Jordaens!

Da ist doch noch Gelächter, Lebenslust und Kernhaftigkeit, die längst die alte Kaiserstadt zu verlassen drohen!

Hier und dort schlägt ein zimperliches Jungfräulein, eine lockenmähnige Jungfrau oder ein hagerer Kunstjünger die Staffelei auf und fertigt nach einem unsterblichen Meisterwerk eine sterbliche Copie für die Prunkgemächer eines sinnigen Vorstadtmäcens.

Aber all' das verrauscht und stört nicht und spricht kaum. Es störte auch den sinnenden jungen Russen nicht.

In dem Herzen Alexander's blühte eine Liebe! Keine heiße, begehrliche Liebe zu einem irdischen, fehlerbehafteten Weibe; keine Liebe zu einer unerreichbaren, sterblichen Beatrice oder Laura, sondern eine reine, stille, unerwiederte Liebe zu einer süßen Frauengestalt, die der Pinsel Tizian's auf die Leinwand gezaubert hatte! Nicht die Gluthliebe jenes englischen Lüst-

lings, der sich zu der kalten Statue der Giulia Farneſe in die Peterskirche einſchließen ließ, nein, eine keuſche, beſchauliche, wunſchloſe Liebe.

Es war ein Frühlingstag geweſen, als er vor eine Tafel des Tizian hingetreten.

Ein voller Sonnenſtrahl beleuchtete das Bild: Zur Linken ſieht man die Halbfigur eines ſchönen, milden Mannes, deſſen ſinnige Züge ein ſchwarzer Vollbart umrahmt und deſſen ſchlichtes, glattes Haar bis auf ſeinen blauen Mantel herabfällt. Ein grauer Alter neben ihm blickt ihm fragend ins Geſicht, ein robuſter, brauner Geſelle mit gebogener Naſe und trotz aller Markigkeit etwas wehmüthig, ſchleppt ein Mädchen vor ihn und ſcheint ſie zu verklagen; zwiſchen ihm und dem lieblichen Kinde ſchaut noch ein jugendlicher Kopf nach dem Richter. Zwei Männer zur Rechten blicken mit Geberden des Mitleids und der Bewunderung auf das Weib.

Wie ſchön iſt dieſes aber! Wie demüthig ſteht ſie da mit geſenktem Haupte, das von Goldwellen umſpielt wird, die Stirne ſo leuchtend, die umflorten Augen niedergeſchlagen, der zartgeſchwungene Mund ſchmerzlich umzuckt und von rührender Schönheit. Die feine, griechiſche Naſe wirft einen zarten Schatten auf ihn, das etwas zugeſpitzte Kinn giebt dem ganzen Antlitz einen Ausdruck unſäglicher Wehmuth. Das weiße Hemd haben ſie ihr vor der Bruſt halb aufgeriſſen, von dem blendenden Buſen, vom friſchen Roth des Lebens angehaucht, geht das volle Licht aus, das allein das Bild beleuchtet. Sie ſcheint, eines genoſſenen Glückes eingedenk, ſonder Reue zu ſein und zu ſagen: „Seht mich an! Ich bin das Leben, die Lebensluſt, der frohe Lebensgenuß und der Genuß ſelbſt — mich wolltet Ihr vernichten? Ihr könnt es nicht!“

Und während ſich die Geſtalten zur Linken dunkel vor einem maſſigen, finſteren Gebäude abheben, glänzt über ihr und den drei Männern zur Rechten ein tiefblauer Himmel, wenn auch von weißen und roſigen Wolken durchflogen. Eine unnennbare Anmuth und Jugendlichkeit umfließen ſie; ſie ſcheint die Unſchuld ſelbſt zu ſein, weſſen könnte man ſie anklagen? Wonnig, klar, frei und edel, von unnennbar geheimnißvollem Reiz umgoſſen ſteht ſie da, menſchlich liebenswürdigſt und doch wie in dem reinen Aether vollendeter Schönheit und Göttlichkeit erhoben!

Alexander hatte ſich nicht gefragt, was die Gruppe bedeute, was das Weib, das ſo ſonnig und mild daſteht, begangen habe? Er ſah nur das liebliche Haupt, die faſt kindliche Geſtalt, und ſo gewaltig war der Zauber, der von den zeitumflorten Farbentönen ausging, daß ſein Sinn wie von einer überirdiſchen Erſcheinung gefangen gehalten wurde. Er ſagte ſich nicht, daß aus den Rahmen ringsum vielleicht köſtlichere Geſichtchen herauslächelten; daß die „Madonna im Grünen“ des Rafael ihr unbeſtrittenes Herrſcherrecht übe; er war gebannt von dem erſten Tage an und ſelbſt im Traume erſchien ihm das geneigte, betrübte Kinderantlitz jener Tizianiſchen Frauengeſtalt.

Seitdem verging kein Tag, an dem er nicht vor dem Altar ſeiner Göttin ſtundenlang in Gedanken verſunken war; es gelang ihm, ſich die Erlaubniß zu erwirken, den Tempel früher und länger als Andere zu beſuchen und die eisgrauen Wächter der ſtillen Säle, die müden Krieger aus Oeſterreich's glücklichen und unglücklichen Schlachten kannten ihn wie einen der Ihren und ließen ihn ungehindert gewähren und träumen.

Wieder ſtand Alexander vor ſeiner Geliebten, in ihr Anſchauen verſunken, die Außenwelt vergeſſend. Immer tiefer zog es ihn in das Gewirre

seiner Gedanken hinein und zuletzt blieb ihm nur noch ein Wunsch — daß die Schöne die niedergeschlagenen Augen erhebe und ihn anblicke, damit er denn erfahre, ob diese Augen braun oder blau seien!

Und wie es ihm so oft begegnet war, daß er beim Anschauen den Hut eines danebenstehenden Fremden, die Schulter einer gleichfalls bewundernden Besucherin berührt, ohne daß er es in seiner Träumerei, sich entschuldigend, bemerkt hätte, so berührte auch jetzt seine Schläfe die Fülle welligen Haares und er zuckte zusammen, indessen ein linder, milder Athem sich mit dem seinigen vermischte.

Und, o heiliges Wunder, räthselhaftes Erlebniß! Da war das herrliche Weib aus der Leinwand gestiegen und blickte ihn an mit den unsagbar schönen Augen und er sah, daß sie tiefschwarz wie eine nordische Nacht waren.

Er taumelte zurück und breitete dann die Arme nach der Vision aus und wollte das Traumbild umfassen, aber auch dieses wich zurück und sah nach dem wahren Bilde und auch er sah nach dem gemalten Weibe. Doch dieses stand noch im Rahmen gefesselt, die Augen zu Boden geheftet, von den bärtigen Männern umgeben, wie eine stille Göttin aus dem heiteren Lande der Griechen.

Aus dem Munde der Erscheinung neben ihm ging ein Flüstern, wie wenn eine rein gestimmte Harfe träumerisch angeschlagen wird. Und eine wunderbare Aehnlichkeit war es auch.

Wie eine Zwillingsschwester, Zug für Zug dieselbe, stand vor dem Original die Lebende, mit noch erhöhter Schönheit durch die frische Incarnation der Wangen, in denen das Elixir des Lebens, das heiße Blut blühender Jugend pulsirte.

Lange verharrten die Beiden in stummer Verwunderung sich gegenüber. Alexander vermochte es nicht, an die Verwirklichung seiner heimlichsten Träume, an ein so hohes Geschenk gütiger Götter zu glauben und die Dame war von ihrer Aehnlichkeit mit dem Bilde nicht weniger betroffen.

Endlich faßte sich Tscharsky ein Herz und sprach, sich verneigend, in fließendem Italienisch zu der Fremden:

„Madonna, verzeiht, wenn ich es wage, einige Worte an Euch zu richten! Ihr habt selbst bemerkt, welch' wunderbare Aehnlichkeit zwischen Euch ist und dem göttlichen Bilde Tizian's. Seit Monaten stehe ich täglich vor diesem meinem Ideale in stummer Anbetung und doch ist mir niemals der Gedanke gekommen, die Venus um Belebung meiner Galatea, wie einst Pygmalion, anzuflehen.

Aber unerwartet fällt der Gottheit Geschenk in des Kindlichen Schooß, und Ihr zürnt mir gewiß nicht, wenn ich Euch anflehe, nicht zu entschwinden wie Ihr mir erschienen! Ihr werdet mir Rede stehen, so wie ich Euch, wenn ich Euch frage, weß des Namens und woher des Weges. Und wenn es das Blut eines Opfers bedarf, um, sowie einst die Schatten des Odysseus, Euch Lebende reden zu machen, so will ich gern mein eigenes Herzblut vergießen."

„Zwar ist es mir fremd und erscheint mir unschicklich", erwiederte die Dame in der Sprache Dante's, doch mit leisem Anklange an den Dialect der Lagunenstadt Venedig, „zwar ist es mir fremd, Fremden Rede zu stehen und mit ihnen zu verkehren, aber ich bekenne es selbst, das Begegniß, das uns zusammenführt, ist ein ungewöhnliches. Auch der Ort und die Stunde scheinen mir geweiht und wenn es wahr ist, daß dies Bild es Euch angethan,

so verknüpft uns seit Langem ein Band der Freundschaft, das nur um so reiner und heiliger, je augenscheinlicher es ist, daß es ein göttliches Fatum gewoben. Lasset uns gemeinschaftlich das Bild bestaunen und von meiner ersten Ueberraschung mich erst etwas erholen!"

Die Hoheit ihrer Erscheinung, die zauberische Gewalt ihrer Rede verscheuchten jedes Auftauchen einer Frage, ob ihre Annäherung, ihre Zustimmung nicht allzuschnell erfolge und Alexander erfuhr bald, daß sie Mariantonietta Montalcina heiße und eine Venetianerin von Geburt sei, deren Ahnen sich bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts verfolgen ließen. Es wäre möglich, daß sie in langer Linie von der Familie der Vecellio oder Guecelli, von jener Lavinia oder Cornelia abstamme, die man als Tizian's Tochter bezeichne, und deren Töchter Eine vielleicht wieder das Modell zu dem Bilde vor ihnen gewesen sei.

„So giebt es denn eine aphroditische Strömung der Schönheit!" rief Alexander begeistert aus, „deren Wellen sich rein gehalten von aller Berührung der Umgebung; so wie man sagt, daß der Golfstrom von Florida bis an Irland's Küsten unvermischt den Ocean durchrolle! So hat sich der Typus Eurer Schönheit, die einst Tizian entzückte, bewahrt durch Geschlechter hindurch, um heute wieder einen Sterblichen zu beglücken, einen Sterblichen, der freilich kein Tizian, kein Künstler ist, und der darum das Abbild Eurer traumhaften Schöne nicht auf's Neue für Jahrhunderte festzuhalten vermag."

„Das ist mir eigentlich recht leid", sagte die Venetianerin, „ich hatte in Euch einen Maler, zum wenigsten einen Dichter vermuthet!"

„Ach nein, Madonna", entgegnete Alexander traurig, „mich hat kein Genius in der Wiege berührt, und mich schmückt kein Talent, wenn es nicht eines ist, sich unbefangen den Eindrücken hingeben zu können, welche die Meisterwerke aller Genien dieser Welt in uns Epigonen hervorrufen!"

„Also ist Euer Leben nur dem Genusse geweiht?"

„Ja, Madonna; wenn es eine Beschäftigung ist, stets in geistiger Berührung mit dem Schönsten in Bild, Wort und Ton der Erde zu stehen, dann ist dieser Genuß meine einzige Beschäftigung!"

„Nun", erwiederte sie, „es ist dies ein edler Müßiggang. Und warum sollte unter so vielen Millionen Wesen, unzufrieden und von des Tages Anforderungen zerrissen und zerstreut, nicht Einer sein Leben damit ausfüllen, rein und still die Kunstwerke zu genießen, deren Hervorbringung das Leben Anderer ausfüllte?"

„Wohl ist es ein hohes Glück, Madonna, so im Schauen des Schönsten hinzuleben; aber nach dem Leben voll *Liebe*, däucht mich doch das Leben eines großen, productiven *Malers* das Schönste! Nicht wegen des Ruhmes im Munde der Nachwelt, denn was ist der Ruhm nach dem Tode? Der Schatten eines Schattens! Was nützt es dem Tizian heute, daß alle Welt seinen Namen mit Verehrung und Bewunderung ausspricht; könnte ihm das für ein Leben voll Qual und Enttäuschung, wie das des Michel Angelo Ersatz bieten? Aber Tizian war ein glücklicher, ganzer Mensch; fast hundertjährig, boten sich ihm, wenn er zurücksah, nur Bilder höchster Segnung, reichsten Menschendaseins, des letzten Erfolges, Ruhm, Gewinn und Anerkennung dar. Einen Kaiser nannte er seinen Freund und sein Freund war das sonst so unerbittliche Geschick. So möchte ich *leben* können!"

„Ihr wünscht nichts Kleines, nur Wenigen unter Millionen von Sterblichen wird es zu Theil, — — Tizian, Lionardo, Goethe'n — "

„Nennt mir nicht Goethe im Verein mit Jenen!“ rief Tscharsky in Erregung, „das Leben, das Schaffen des Malers ist Genuß, das des Dichters ist Qual, Dichten heißt kurzes Leben und langes Leiden. Die Schöpfungen des Dichters entstehen unter Thränen, der Maler schwelgt, wenn er schafft! Wie beklage ich das Mutterherz, dessen Sohn zum Dichter verdammt ist, wie beneide ich die Mütter der großen Maler! Der Dichter zehrt sich auf in seinen Schöpfungen, wie der Pelikan mit seinem Herzblut die eigenen Kinder ernährt; der Maler vervielfältigt das schöne Ich in seinen Gebilden!“ Der größte Dichter steht im Widerspruch mit seiner Zeit, er ist ihr voraus, sein Volk versteht ihn nicht, kehrt ihm den Rücken oder verstößt ihn; sein Werk ist Mißklang mit dem Bestehenden und Revolution, — der Maler ist über sein Land hinaus verständlich und das Schönste, das er schafft, ist auch das Schönste aller Zeiten. Ein großer Maler kann glücklich sein, und das Glück erhält. Seht, welch' hohes Alter die herrlichen Meister der gewaltigsten Kunstepoche Italiens erreicht haben und wie früh die meisten Dichter, an ihren Werken sich aufreibend, gestorben sind!“

„Ist denn ein hohes Alter ein hohes Glück?“ frug sie träumerisch.

„Gewiß, wenn der Quell der Schöpferkraft nicht versiegt und ewig neue Werke, den Jugendwerken ähnlich oder sie übertreffend, entstehen dürfen.“

„Was mich betrifft“, sagte die Blonde mit den schwarzen Augen, „so denke ich mir es schön, früh und schön zu sterben. Was ist trauriger, als die eigenen Ruinen zu überschauen und sich täglich mehr verfallen zu sehen?“

„Ihr seid eben ein Weib und Schönheit ist die Blüthe des Weibes, wie Schöpfungen die Früchte des Mannes sind. Aber Ihr werdet leben, wie die gesunden, großartigen Gestalten glühender Leuchtkraft und reichen Farbenschmelzes des Tizian!“

Sie blickte ihn mit ihren sonnigen Augen halb schelmisch zweifelnd, halb wehmüthig an und gab ihm nach der freien, zuthunlichen Sitte der Italiener ihre beiden Hände.

„Nun müssen wir uns trennen“, sagte sie, während er in Verzückung in ihr leuchtendes Antlitz schaute.

„Eure Worte haben mir Freude gemacht. Ich habe eigentlich Niemanden, der mich für werth hält, in seine Seele zu schauen oder die meine zu ergründen. Und doch sagt mir manchmal ein süßes, geheimes, sicheres Bewußtsein, daß auch in ihr das Perlenwunder italischer Schöpfungskraft und Gestaltungsfähigkeit schlummert, dem nur der rechte Taucher fehlt, um es ans Tageslicht zu bringen. Corinna tritt gar oft im Traume mit der Leyer an mein Lager und winkt mir mit grünem Lorbeer. Aber das Erwachen ist — — Doch laßt mich schweigen für heute. Lebt wohl, mein neuer, guter Freund! — Wir sehen uns wieder. Doch eines versprecht mir. Verfolgt nicht meine Spur, erforscht nicht meine Wohnung, meine Familie, wollt Ihr das?“

„Das will ich“, sagte Tscharsky. „Ich glaube Euch, wenn ihr mir sagt, wir werden uns wiedersehen. Ein Mund wie der Eure kann nicht lügen. Es wäre mein Tod, wenn Ihr nicht Wort hieltet.“

Sie schlug die Augen nieder und sann. Wie ganz glich sie jetzt dem Götterbilde da drüben!

Sie verabredeten die nächste Zusammenkunft im Belvedere und wie eine

wunderbare Tonschöpfung in einem Saale vor einer athemlosen Künstlergemeinde erstirbt, verschwand die Venetianerin.

Alexander blieb allein. Er mochte keinen Menschen sehen und sprechen, und hätte er einen liebsten Freund gehabt, — Mittheilung wäre ihm als Profanation erschienen.

Dann schritt er hinauf zur öden, verlassenen Fläche vor der Südbahn, sah die Sonne sinken und die Arbeiter und Arbeiterinnen flüchtig mit kärglichen Bündeln ihren Schlafstellen zueilen. Der Mond kam herauf und der schrille Pfiff der Dampfmaschinen klang herüber von den Bahnhöfen, aus denen lange Züge hinausrollten, vielleicht nach dem sonnigen, meerumspielten Venedig, der Heimat der Geliebten! Fiebernd durchwachte er die Nacht und zum erstenmale wußte er nicht die Zeit zu verscheuchen, die ihm bis jetzt noch nie eine Last gewesen.

* * *

Zur bestimmten Stunde trafen sich die Beiden wieder vor dem Bilde. Doch waren sie befangener und verlegener als zur Zeit, da ihr Geschick sie zusammenführte. Die Bedeutung des Gemäldes war ihnen in den Stunden einsamen Nachdenkens aufgegangen. Alexander haßte die Idee, daß der lichtumflossene Engel unter den judäischen Männern eine Sünderin darstellen solle. Und Mariantonietta trat voll weiblicher Zaghaftigkeit und edlen Unmuths vor den Fremden, da es auch ihr, so rein sie sich wissen mochte, schmerzlich war, dem treulosen Weibe, wenn auch nur äußerlich, zu gleichen.

So stockte denn nach der ersten Begrüßung das Gespräch und nur die leuchtenden Augen des jungen Mannes, die voll Ehrfurcht auf der Gestalt der Freundin hafteten, bezeugten dessen Freude, daß sie Wort gehalten und ihm wieder erschienen war. Er sagte ihr dies endlich und sie reichte ihm leicht erröthend, aber mit kindlicher Offenherzigkeit die kleinen Hände. Er hielt sie fest und zog die schmiegsame Venetianerin in eine Fensternische des völlig leeren Saales.

„Ich habe das Räthsel unseres Bildes zu entschleiern gesucht", sagte er. „Bisher war mir der Gegenstand bedeutungslos, ich sah nur ein herrliches Werk in heiterer Schönheit, vor dem mich, wie vor den plastischen Götterbildern der alten Griechen, eine selige Befriedigung überkam. Ich freute mich der Personification einer edlen Menschlichkeit, die in ruhigem Selbstgenügen erscheint, bezaubert! Wie eine Verklärte kam mir die leuchtende Jungfrau vor, das vollkommenste Bewußtsein der heiteren Daseinslust las ich von ihrem Antlitz ab. Und nun ist mir die reine Freude an ihr benommen, seitdem ich weiß, was das Bild besagen soll."

„Vielleicht seitdem es in mir verkörpert ins Dasein getreten ist", erwiederte sie mit einer reizenden Mischung von neckendem Ernst. „Die Ideale verlieren stets den Farbenschmelz ihrer Flügel, wenn sie greifbar geworden zu sein scheinen; wenn sie uns im Leben entgegentreten wollen."

„Wie könntet Ihr mir die Lust am Bilde schmälern", sagte er vorwurfsvoll. „War doch das Leben das einzige, was ich ihm noch wünschen konnte und nicht zu wünschen wagte. Nein, die Forschung, das Wissen hat mir mein Ideal betastet, befleckt!"

„Die Wahrheit ist oft schmerzbringend, die Unwissenheit oft Segen."

„Ich habe die Geschichte dieses Weibes gelesen. Ich fand eine Schrift über Tizian vom Abbate Guiseppe Cadorin. Wie ich so darin blätterte,

fand ich folgende Erzählung. Hört mir zu, liebe Madonna, ich will sie Euch, noch mit dem eigenartigen Reiz des Originals, dessen Stil ich gut behalten, erzählen.

„Die Tochter des großen Tizian hatte sich mit Cornelio Sarcinelli vermält. Dieser Ehe entsprossen war eine Tochter und die Enkelin des gottgeliebten Meisters war schön wie die Sonne, weiß und blond wie Schnee und Gold. Ihre Eltern verheiratheten die kaum reife Jungfrau wider deren Willen an einen reichen aber schon alternden Florentiner Kaufherrn. Pracht und Herrlichkeit sollten ihr Liebeslust und Jugendglück ersetzen. Aber alle Schätze, die ihr Gatte von weiten Reisen über Länder und Meere heimbrachte und ihr zu Füßen legte, konnten sie nicht glücklich machen. Ihr Herz sehnte sich, wie alle Frühlingsdinge, nach Liebe, der Wonne der Welt! Und es kam, daß, während ihr Gatte abermals fernen Glücksgütern nachjagte, ein stolzer, junger Maler die Verlassene am vergitterten Fenster erblickte und ihr einen Kuß hinaufwarf, den sie mit einer herabfallenden Rose dankte. Der Maler kam wieder und sie gab ihm die Rosen ihrer Lippen. Und diese Lippen dufteten so süß, daß sie den jungen Künstler berauschten und er eines Tages vergaß, die seinen von den thaufrischen Rosen zu trennen. Der Neid, der alles Glück umkreist, führte die Verwandten des Gatten heran und sie fanden die beiden Liebenden einander selig umschlungen haltend und vergessend der Welt.

Da schrien die Verwandten über Verrath und Untreue und schlugen den Maler in Bande und kerkerten die Rose noch fester ein; bis der greise Gatte zurückkehrte, ließen sie kein Sonnenlicht zu ihr.

Dann aber beriefen sie die beiden Familien zu einem großen Rath und frugen: „Was soll geschehen Der, so die Treue gebrochen?“ Und der Gatte war finster und weinte dann und seine Verwandten verlangten den Tod der Sünderin, denn die Ehre sei verloren und das Haus geschändet. — Und die Rose stand stumm und wagte nicht aufzublicken und doch hatte sie nur Küsse getauscht in der Zeit, die zum Küssen geschaffen. Welk und müde hing sie nun am Stengel des Lebens.

Aber der Großvater, der greise Tizian Vecellio, war auch zugegen und stand auf und trat vor die bösen Verwandten und sprach: „Ihr seid Christen und wollt christlicher sein, denn Christus. Wißt ihr nicht, wie er gesprochen zu den Männern von Judäa, die ihm eine Sünderin brachten und wie es geschrieben steht im Evangelium des sanften Johannes:

Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, im Ehebruch ergriffen und stellten sie ins Mittel dar und sprachen zu ihm: Meister, dies Weib ist ergriffen auf frischer That im Ehebruch; Mose aber hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst Du? Das sprachen sie aber, ihn zu versuchen, auf daß sie eine Sache zu ihm hätten. Aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie nun anhielten, ihn zu fragen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. — Und bückte sich wieder nieder und schrieb auf die Erde. — Da sie aber das hörten, gingen sie hinaus (von ihrem Gewissen überzeugt) Einer nach dem Andern, von dem Aeltesten an bis zu dem Geringsten. Und Jesus ward gelassen allein, und das Weib im Mittel stehend.

Jesus aber richtete sich auf; und da er Niemand sah, denn das Weib, sprach er zu ihr: Weib, wo sind sie, Deine Ankläger? Hat Dich Niemand

Joseph Lemiosky.

verdammt? Sie aber sprach: Herr, Niemand! Jesus aber sprach: So verdamme ich Dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr! —

„Ueberlaßt es mir", fuhr Tizian fort, „mein Enkelkind zu bestrafen! Du aber, junger Mann, verlaß diese Stadt und suche Dein Glück in einer anderen Heimat. Die Kunst blüht Dir überall, wenn Du ein echter Künstler bist, und verlorene Liebe zeitigt und reift die ringende Kunst. Deine Geliebte geht in ein Kloster und Du gehst in die Welt!"

Dann führte er die Enkelin mit sich und schloß sie sechs Tage ein in seine Werkstatt. Und am siebenten Tage stellte er sein Bild öffentlich auf dem Marcusplatze aus — es war Christus und die Ehebrecherin, und die Ehebrecherin trug die leuchtenden, himmlischen, hoheitverklärten Züge der Enkeltochter.

Und das Volk kannte sie und sprach böse Worte von ihr, aber sie hörte sie nicht in der Abgeschiedenheit ihrer Klostermauern. Vielleicht hat sie dort den Herzensfrieden wiedergefunden. Von dem Maler aber zeugt keine Spur und kein Bild. — Er blieb verschollen!

So lautet die Geschichte der Enkelin des Tizian. Und das Bild, das Tizian von ihr gemalt hat, das ist unser Bild da drüben!"

Die Venetianerin hatte ihm schweigend zugehört und aus ihren dunklen Kinderaugen fielen Thränen auf die Hände Alexanders, der noch immer die ihren gefaßt hielt.

„Ihr weint", sagte er.

„Ich weine über meine Schwester!"

Verstand denn dies wundersame Wesen, was er ihr erzählt hatte und that er nicht Unrecht, ihre reine Seele mit Bildern zu beflecken, die sie wohl noch niemals wiedergespiegelt hatte? So fragte er sich, doch zu spät, denn die Wirkung seiner Erzählung war eine gewaltige. Sie schien bestürzt, beklommen und riß sich endlich hochaufathmend los. „Auf Morgen", rief sie ihm abschiedwinkend zu und verschwand, ihn mit dem letzten Blicke noch bittend, ihr nicht zu folgen.

. . . . . .

Alexander Tscharsky war im Jahre 1850 als einziger Sohn sehr reicher Eltern in Rußland geboren. Der große Gütercomplex derselben lag einige hundert Werste westlich von Moskau bei Jekatarinburg und beherbergten mehrere tausend Seelen. Wie fast alle adeligen, vermögenden Familiensöhne Rußlands verbrachte er seine Jünglingsjahre in Deutschland. Er studirte in Heidelberg, gehörte lange einer der patentesten Verbindungen an und galt damals als gefürchtete Klinge. Er verlor ein paar Semester mit Mensuren und Gelagen; aber eines schönen Tages gingen ihm die Augen auf. Das Leben, das er bisher geführt, ekelte ihn an, seine Commilitonen erschienen ihm schaal und widerlich und er fühlte eine Wüstheit und Leere, die ihn auf Selbstmordgedanken brachte. Aber zu heiß rollte das slavische Blut in ihm, seine gesunde Natur klammerte sich bald wieder mit allen Fasern an's Leben; ungeheurer Wissensdrang erfüllte ihn wie eine Sturmfluth.

Er sah seine Nichtigkeit ein und war entschlossen, sich wieder zu gewinnen. Er brach mit allem Vergangenen, nicht ohne einige, für ihn glückliche Duelle bestehen zu müssen, und hörte und sah nun Alles bei Allen. Die verschiedensten Zweige des Wissens wurden erforscht, Anatomie und Kunstgeschichte, Jurisprudenz und Philosophie waren ihm tröstende, erhebende Göttinnen. Er bereiste ganz Europa, sah Galerien und Museen, und ohne je

Joseph Lewinsky.

eine Zeile zu schreiben, oder Meißel und Pinsel zu berühren, fand er volle Befriedigung in dem Wissen desjenigen, was Andere vor ihm gewußt und gethan hatten. Da rief ihn eine Trauerbotschaft nach Rußland zurück.

Er kam gerade noch zeitig genug an, um dem Vater die Augen zuzudrücken. Die Freude des Wiedersehens konnte die alte Mutter nicht zurückhalten; sie folgte dem Manne ihrer Jugend. — Alexander schloß sich wochenlang ein, saß in dem Lieblingszimmer seines Vaters, las dessen Bücher und Notizen mit heiliger Pietät und machte sich bittere Vorwürfe, die guten Alten so lange allein gelassen zu haben. — Endlich raffte er sich von den Gräbern auf, legte die Verwaltung der ungeheueren Güter in die Hände eines alten Dieners und Freundes des Geschiedenen, und, Herr unermeßlicher Einkünfte, setzte er auf Reisen das unterbrochene Werk der Selbstbildung und Belehrung fort.

Trotz seiner geistig strebenden Richtung mit einer schönen, künstlerisch edlen Sinnlichkeit ausgestattet, fand er in den Hauptstädten auch manche Gelegenheit sein Herz zu bilden; aber gerade das öftere Liebeln hielt ihn einer großen Liebe fern. An jedem Weibe fand er allzubald Schattenseiten und Mängel heraus, die ihm den reinsten Genuß trübten.

Die Weiber waren ihm auch nur Bücher, die man liest und — in die Bibliothek seiner Erinnerungen aufstellt, deren Eines man aber nicht ewig bei sich trägt. Wenn dies Alexander der Große mit dem Homer that, so hatte Alexander Tscharsky eben seinen Homer unter den Weibern noch nicht gefunden. Sein Egoismus bezog sich auch nur auf die ängstliche Wahrung seiner geistigen Freiheit. Im Uebrigen war er edel und gerne spendend, die Armen kannten ihn überall und manche Gutthat, die ein Menschenleben retten oder beglücken konnte, vollbrachte er im Stillen.

So fand er die Venetianerin.

Sein Herz war lange müßig gegangen. Menschen, die viel mit den Frauen verkehren und manche Gunst genießen, sind gegen eine heiße, tiefe, große Liebe gefeiter. Die Liebelei ist ein Blitzableiter gegen die reinigende, gewaltige Liebe, welche oft bei Solchen einkehrt, die verschlossener, zurückhaltender und ablehnender gegen die schwächeren Sterne am Liebeshimmel sind.

Nun aber hatte des Herzens Müßiggang plötzlich ein Ende gefunden. Eine kleine Feenhand zerbrach dem scheinbar Gefeiten, der überdies noch durch das vorangegangene geistige Verhältniß zu dem Urbild, dem Gemälde vorbereitet und geläutert worden, den Panzer egoistischer Gleichgültigkeit und die volle, heiße Gluth erster, einziger Liebe ergoß sich ihm in die selige Brust.

Er schilderte ihr sein Gefühl bei der nächsten Begegnung in beredten Worten.

Sie hörte ihm zu, gebannt, nicht wie das arglose Vöglein von Schlangen- oder Basiliskenblick, nein, angezogen wie die Sonnenblume von der heißen Sommersonne und wie eine erzitternde Feder von Stahl willig dem Zuge des mächtigen Magnetes folgt. — Sie vergaß in den stillen Räumen, daß es noch eine Außenwelt gab, der sie angehörte, und redete sich ein, in den heiligen Tempeln der Kunst gälten die menschlichen Gesetze nicht; sie lebe hier in einer anderen Welt, in der sie, wie eine vom Körper losgelöste Seele frei von den Banden der Schwere einem wolkenlosen Aether voll Licht, Liebe und Seligkeit zuschweben dürfe.

Wie an der Seite eines hellen, plaudernden Waldbaches, in dem weiße Kiesel rollen und der von süßduftenden Blumenkindern umspielt wird, saß sie bei ihm und ließ sich in den Traum wiegen, den der Mensch nur einmal

träumt und aus dem das Erwachen am schmerzlichsten ist — den Traum erster, unschuldiger, heißer Liebe.

Und dann liebte sie es, da sie ein Weib war, und das Weib den Widerspruch bedeutet, ihm in einer ganz anderen Tonart zu antworten, als die, in der ihre Seele gestimmt war.

„Bin ich es denn wirklich, die Ihr liebt?" frug sie wohl mit ungläubigem Ausdruck und gläubigen Augen, „und ist es nicht vielmehr das in mir verkörperte Bild? Ihr habt Euch ein Ideal gemacht, einen Gott in jenem Bilde angebetet, und so weit der Mensch vom Ebenbilde Gottes entfernt ist, so sehr bin ich unvollkommenes Wesen von Eurer gemalten Geliebten verschieden!"

„Das seid Ihr nicht, Madonna!" sagte er mit leisem Vorwurfe. — „Wenn sich ein Mensch ein Ideal gemacht hat, und es steigt ihm herab vom Himmel, vom Piedestal und sinkt in seine Arme, wo ist der Glückliche, der ihm gliche? Liebt er dann ein Fremdes oder nicht vielmehr das seiner Seele Verwandteste und Theuerste? Kaum einmal in Jahrtausenden findet sich zum Ideal die Wirklichkeit; zum Urbild das Abbild, zum gestaltlosen Schemen der greifbare, lebendige, beglückende Gehalt, und Ihr wollt mit mir rechten und zweifeln?"

„Ach mein Freund", entgegnete sie, noch immer neckisch, „man kann nicht lieben und zugleich Philosoph sein. Die Liebe muß Euch noch manches System aus der Erinnerung austreiben, ehe ich an sie in Euch glauben kann!"

„Die Liebe, von der Ihr sprecht, Madonna, entzündet sich erst zu größter und mächtigster Gluth an der Gegenliebe! Wie ein Dichter wohl aus dem Tiefinnersten herausſingen und dichten mag, aber doch zu höchstem Schaffen erst an den Flammenworten früherer Meister entlodert, so zündet Eros die allgewaltige Fackel erst bei Anteros an."

„Ihr seid ja fast schon ein Dichter geworden!" sprach sie bedeutsam.

„O Madonna", rief Alexander in seligem Entzücken aus, „verstehe ich Euch recht? Ist die Antwort ein halbes, süßes, beglückendes Geständniß? Lebt auch in Euch ein Funke jener Gluth, die mein Herz durchglüht und verzehrt und hat sich an meiner Liebe ein wenig Liebe zu mir in Euch entzündet?"

„Ihr dichtet schon wieder", sprach sie lächelnd, mit dem Worte das halbe Geständniß zurücknehmend, aber es mit dem lächelnden Munde bestätigend.

„Und wäre es denn ein Wunder", rief er, „wenn ein Wesen wie Ihr, eine Liebe wie Eure auch einen anderen Menschen wie mich zum Dichter machen könnte. — Ist denn nicht unser ganzes Begegniß ein Gedicht! Bist Du nicht selbst das herrlichste Gedicht des Schöpfers vom Weibe? Wie einst einer die ganze Welt als ein Werk des dichtenden Menschengeistes erklären wollte, wie alles Geschehene vom dichtenden Menschengeist ausgegangen sein sollte, so erscheint es mir vielmehr, als ob alles Geschehene nur für den Dichter geschähe, damit er einen Rahmen habe, in den er die köstlichen Rosen, gefiederten Paradiesvögel und Prachtbauten seiner Phantasie hineinwirken könne. Und wenn mir die Gabe des Gesanges gegeben wäre, so würde ich eine Comedia Divina schreiben, die sich nur um Deinetwillen aufrollen dürfte; die ganze Welt wäre nur ein Schauspiel, gegeben, um Dich zu beglücken, zu zerstreuen und endlich in den Schlaf zu wiegen; dem auch das Schönste, wie einst die Welt, verfallen muß; den Schlaf, den man Tod heißt."

„Wahrlich, ein Vorwurf eines Dante würdig", rief sie lachend aus,

„die Welt eine Divina comedia, sich abspielend wegen eines schwachen, sterblichen Weibes. — Ich glaube nun fast an Eure Liebe, denn ich sehe, daß Euer sonst so klarer Kopf anfängt verwirrt zu sein!"

Aus den Gärten d'runten, aus den Buchsbaumhecken scholl ein Gesang; sie konnte nicht ausfinden, war es eines Vogels Lied oder eine menschliche Stimme.

Die Venetianerin zuckte zusammen und legte schweigend den Finger auf den kleinen Mund. Sie lauschte, und sowie es gekommen, verklang das Lied.

„Was ist Dir?" fragte Alexander, als sie vor sich hinsann und regungslos dasaß.

„Eine Erinnerung zog an mir vorbei. Ich glaubte, die Melodie des Liedes zu kennen. In den Sorrentiner Wäldern, gegenüber von Capri, war es! Ich kam manchen Herbst dahin. Da gingen wir einst in die Weinberge; die Cicaden sangen noch, obwohl die Winzerinnen schon schnitten. Und da hörte ich ein sorrentinisches Mädchen wie eine Cicade singen:

„Ich geh' hinunter an's Meeresufer
Und find' eine Kirche am Wege mein,
Ein Prediger steht auf der Kanzel drinnen,
Der predigt nichts als Liebe allein!
Ich komme zurück dann, ich frage und sage:
O Padre, wie fängt denn die Liebe an?" —
„Die Liebe beginnt mit süßen Worten
Und endigt mit Seufzern und Thränen dann!"

Die Melodie war so bezaubernd einfach, wie ein Lied von Gordigiani, die Stimme so volltönend und klagend, der Ton so zitternd und ersterbend; jahrelang klang diese Melodie in mir nach und eben jetzt glaubte ich sie zu vernehmen!"

Sie gingen Arm in Arm hinüber vor das Tizianische Bild und Alexander fühlte die lieblich geformte Graziengestalt der Venetianerin sich an ihn lehnen und erbeben. Ein einfaches schwarzes, schweres Seidenkleid umschloß reizend ihre Form, die einer jugendlichen Hebe glich; goldene Lockenfülle quoll mächtig unter ihrem Spitzenschleier hervor und um den weißen Hals legte sich wie eine liebende Hand eine feine weiße Spitzenkrause. So wandeln in der Dämmerung am Arme reicher Venetianer noch jetzt in den Galerien der Procurazien die Modelle Paris Bordone's und Palma Vecchio's.

„O mein Freund", sagte Mariantonietta mit bebender Stimme, „ich will Dich nicht länger quälen und Dir ein Wort nicht verweigern, wenn es Dich glücklich machen kann! Frag' nicht, wie es kam, es ist stärker als ich — ich liebe Dich!"

Alexander fühlte ein wonniges Erschauern seines ganzen Körpers; er fand keinen Laut und selbst die Berührung erschien ihm wie Profanation; er that einen Schritt von der süßen Gestalt und erwartete, daß das holde Wort sich immer und immer wiederholen müsse.

„Ja, ich liebe Dich!" flüsterte sie, „und ich weiß wohl, was dies Wort bedeutet, das ich Dir sage! Es ist, als gäbe ich Dir damit mein ganzes Selbst, als gehörte ich dadurch schon Dein, und das darf ich nie und nimmer! Und darum hat es mich so bewegt, dies Lied und ich fühle: die Liebe beginnt mit süßen Worten, so wie ich sie mit Dir nun tausche — aber sie endet mit Seufzern und Thränen dann! O, auch für uns, ich weiß es!"

In dem nächsten Saale ertönten Schritte.

Sie zog ihn fort, den kleineren, abgelegeneren Sälen zu.

„Und warum glaubst Du, o Geliebte", rief Alexander, „daß alle Küsse und Liebesworte mit Seufzern und Thränen gesühnt werden müssen? Bist Du nicht werth, daß ein Mann und wär's der beste, sein ganzes Leben daran setzt, Dein Glück fest und unerschütterlich zu gründen? Sollte es reiner, aufopfernder, wahrer Liebe nicht gelingen?"

Sie schüttelte wehmüthig lächelnd ihr schönes Haupt, Thränen füllten ihre Augen.

„Denn, o Geliebte", fuhr er fort, „unverbrüchlich fühl' ich die Liebe zu Dir, beständig für die kurze Ewigkeit meines Lebens und hinauswachsend vielleicht durch irgend eine große That in die größere Ewigkeit der Zeit. Mein bist Du durch die Bande des Herzens wie des Geistes, mein mußt Du sein trotz allen Widerspruchs, den die Welt erheben könnte. Was Dich immer für Vergangenheit und Pflicht fesseln mag, die höchste Pflicht ist die Liebe und das tugendhafteste Weib ist jenes, das am meisten liebt. Flieh mit mir aus dieser Stadt; laß Alles zurück, was Dich an ein Vergangenes erinnern könnte; es giebt glückselige Inseln auf den Meeren dieser Welt und wenn sie noch unbekannt wären, wir würden Sie entdecken!"

Sie standen allein in dem Erker des kleinen weißen Cabinets, kein Laut regte seine Schwingen und nur draußen unter den Weiden kräuselte ein leiser Windhauch die Wellen eines eingefriedeten Sees.

Willenlos sank sie ihm an die Brust, um seinen Nacken schlossen sich als süße Fesseln ihre Arme, ihr zarter Leib erzitterte unter dem Liebeshauch seines Mundes wie das Laub der Espe zur Frühlingszeit; sie bog ihr schönes Haupt leicht nach rückwärts, leise klirrend fiel eine Nadel aus ihrem Haar auf den Boden und eine Fülle von Goldwellen ergoß sich um ihre Graziengestalt. Und mit kindlicher Freude im Antlitz und räthselhafter Wehmuth um die dunklen Augen und den zuckenden Mund näherte sie ihm ihr Haupt, sein Mund beugte sich herab und seligen, langen Kusses hielten sich die Beiden vereint.

Da nahen Schritte, hinter dem weitgeöffneten Portal tritt ein Mann hervor, er reißt das Weib aus den Armen des jungen Mannes, stößt ihn zurück und indem er mit erstickter Stimme keuchend vor Wuth nur die Worte ausstoßen kann: „Ungetreue Gattin; falsches, treuloses Weib", reißt er die Halbohnmächtige hinweg, schleift sie über den glatten Boden bis zur Treppe — ein Wagenschlag donnert zu und prächtige Pferde entführen den Traum des Glückes.

Das Alles geschah in einer Minute. Als der sprachlose Russe zu sich kam, war die Erscheinung — denn so kam ihm die Scene vor — verschwunden; er wollte die Venetianerin beruhigen, aber sie war nicht mehr da, er irrte in den Sälen umher und fand sich alsbald vor der Geliebten.

Nach ihr streckte er die Hände aus und berührte eine kalte Leinwand, einen goldenen Rahmen!

Bewußtlos fanden ihn die schließenden Wächter ausgestreckt vor der „Ehebrecherin."

Daß der Gatte Mariantonietta's — denn er war der Blitzstrahl, der so jäh zerstörend in das unschuldige Liebesglück der Beiden geschlagen — den Aufenthaltsort seines Weibes erspähte, geschah auf sehr einfache Weise. Er vermißte seine Gattin regelmäßig an den Nachmittagsstunden, die sie bisher

in müßiger Sieſta oder leſend zugebracht hatte; er ging, ſchlich, fuhr ihr nach; als er ſie das Belvedere betreten ſah, beruhigte ihn dies zuerſt; er kannte ihre Neigung zur bildenden Kunſt, die beim Anblick der geſchmückten Wände des venetianiſchen Palaſtes erwacht und auf ihren Rundgängen durch die Dogenſäle und Muſeen der Lagunenſtadt genährt worden; da er ſie aber zu Hauſe wie verändert fand, um eine beſtimmte Zeit unruhig, launenhaft, nervös und ſie dann immer unaufhaltſam fortſtürmte, betrat er ſogar die inneren Räume des Schloſſes und die Kataſtrophe brach herein.

Paul Courtenay, der Gemal Mariantonietta Montalcina's war ein Bürger Genfs, der die Fabrikation eines dort in großem Maßſtabe angefertigten Induſtrieartikels ſo geſchickt auszubeuten gewußt hatte, daß er, vielleicht auf Koſten vieler kleiner Leute, ein ſehr reicher Mann wurde. Gewagte Speculationen, die zufällig in einer politiſch ruhigen Epoche glückten, hatten ſeine Capitalien verdoppelt und verdreifacht, und er wendete ſie hauptſächlich dazu an, ſeine perſönlichen Launen, Wünſche, Gelüſte und Ideen zu befriedigen. Er war lang und hager, hatte üppiges ſchwarzes Haar, einen ſtattlichen Schnurrbart und ein ziemlich kleines Gehirn. Mit achtundzwanzig Jahren hatte er es denn auch glücklich dahin gebracht, abgelebt, blaſirt und ein Cyniker erſten Ranges zu ſein. An Bildung gebrach es ihm gänzlich; er ſprach weder das Deutſche, noch das Franzöſiſche correct, ſondern miſchte die Beſtandtheile der beiden Idiome in ſeiner haſtigen Sprachweiſe wirr durcheinander. Er gönnte ſich jedes Jahr eine kleine Erholung von ſeinen täglichen Erholungen, die in Ausſchweifungen beſtanden, und ſo hatte er auch eines ſchönen Tages eine Reiſe nach Italien gemacht, weil er irgendwo gehört hatte, daß es in Rom und Neapel ſchöne Frauen gebe. — Er that alſo eine Römerfahrt, um doch auch irgendwo geweſen zu ſein. Als er von einem alten Gondolier über die trüben Wellen des Canal Grande gefahren wurde, ſah er aus dem Palazzo Mocenigo oder aus dem Palazzo Foscari einen blonden Mädchenkopf lugen. Zwiſchen Blumenvaſen, darin Lorbeer, Roſe, Myrthe und Orange blühte und duftete, übte dieſer Kopf einen eigenthümlichen Reiz aus. Paul Courtenay ließ den Gondolier an der Marmortreppe des Palaſtes anlegen, ſtieg aus und frug den Portier, ſo gut es eben gehen wollte, nach jenem blonden Mädchenangeſicht. Es hieß, das Kind ſei eine Waiſe; ſie genöſſe hier ſeitens der alten, ſelbſt verarmten Patricierfamilie eine Art Gnadenbrod, und man würde froh ſein, ihrer auf eine anſtändige Weiſe los und ledig zu werden. Courtenay, der ſich keinen Spaß verſagte und keine Begierde unterdrückte, ließ das Mädchen herabholen und ſich vorſtellen. — Es war ſcheu wie ein Vogel und ſchön in der Eckigkeit ſeiner noch unentwickelten Formen, wie eben eine Juno, die noch keine Hebe iſt. — Er ward mit den Patriziern einig; ließ durch ſeinen Bankier eine Summe erlegen, daß man das Mädchen nach Jahren aus einem Penſionat abholen könne. Nach fünf Jahren, als er noch blaſirter, cyniſcher und verlebter geworden, und kein weibliches Weſen gefunden hatte, das ihm als dienſtwillige Sclavin ins Ehejoch folgen wollte, holte er den blonden Mädchenkopf aus dem Penſionate. Dieſes war für Mariantonietta ein Purgatorium geweſen, für welches ſie wohl den Himmel verdient hätte. Ihr Genius geleitete ſie aber nicht durch die richtige Pforte; ſtatt höhenwärts führte er ſie tiefer hinab und ſie kam anſtatt ins Paradies zur Hölle, denn ſie ward Paul Courtenays Gemalin. Er fragte ſie, ſie kannte die Welt nicht, und ſah einen blaſſen, hübſchen, noch jungen Mann vor ſich ſtehen, der ihr Wohlthäter hieß, ſie ſagte Ja und ſie wurden ein Paar.

Die Freiheit, die Reise, der Anblick fremder Städte und Gegenden that dem so lange gefangen gehaltenen, poetisch beanlagten Kinde wohl; sie erwachte gewissermaßen aus einem dumpfen Sinnenschlafe und ihre Künstlernatur gab sich in tausend Zeichen kund. Sie war voller Dankbarkeit für den Mann, der ihr die ganze Welt zeigen wollte — damit er sie der ganzen Welt zeigen könne — aber sie empfand auch eine unerklärliche Scheu vor ihm und war um keinen Preis zu bewegen, sein Zimmer zu theilen. Sie erlaubte ihm keine Zärtlichkeit und er konnte sich nicht rühmen, auch nur ihren entblößten Arm gesehen zu haben. Es war eine eigenthümliche Fahrt durchs Leben; der Muschelwagen dieser Ehe ward nicht von den Sperlingen der Venus nach einem lieblichen Eilande, glückseligen Inseln zu, getragen; neben die eine sanfte Taube schien ein alter Steinadler gespannt und das Gefährte kam auch nur allzubald aus Geleise und Richtung.

Courtenay machte seine eheherrlichen Rechte geltend; Mariantonietta verstand ihn nicht und hüllte sich in ihre mädchenhafte Scham, die schon ein Wort, ein Blick, wieviel mehr eine unzarte Berührung verletzen konnte!

Courtenay wurde der landschaftlichen Schönheiten, welche ihm die in seinen Augen feineren Genüsse der Hauptstädte nicht ersetzen konnten, und des passiven Widerstandes seines blonden Mädchenkopfes bald müde und er fuhr eines schönen Tages mit dem Eilzug nach Paris, wo er durch die bösen Beispiele des Straßen- und Boulevardlebens und die noch gefährlicheren eines Theaters, welches Augier, Dumas und Offenbach beherrschten, die von der Natur in Mariantoniettas Wesen eingepflanzten guten Sitten zu vergiften hoffte. — Es giebt' aber so fein gestimmte Seelen, daß sie nur unter der Hand der Liebe erzittern. Daß bei so gänzlich verschiedenen Charakteren, wie der der früchtelosen Stachelpflanze Paul Courtenay und dem, einem Maiglöckchen vergleichbaren Gemüth der Venetianerin keine Harmonie zu erzielen war, leuchtet wenigstens in diesem Falle ein.

Die Atmosphäre ward immer schwüler und drückender zwischen ihnen, sie enthielt weit mehr Stickstoff als belebenden Sauerstoff.

Kaum im Grand Hotel abgestiegen, führte Courtenay seine Frau auf's Boulevard, dort traf er ein paar alte Jugendbekannte; man soupirte in dem Maison d'or und nach dem Kaffee spielten die Herren eine Partie Whist. Zum Glück oder Unglück für Mariantonietta befand sich ein junger Mann in der Gesellschaft, der nicht spielte; er setzte sich auf den rothsammetenen Divan des Cabinets zur verlassenen Frau auf der Hochzeitsreise. Er hatte einen Anflug von idealerer Gesinnung; er war in Venedig gewesen und sprach mit Entzücken vom Marcusplatz, von der Ca d'oro, von den Mondnächten und dem Ausblick auf die Schneeberge vom Campanile aus. Mariantonietta gab ihr Gefallen an seiner Unterhaltung durch den Ausspruch kund: „Sie reden doch nicht immer von Fabriken und Uhren und dergleichen mit mir!" — Der Freund Paul's erkannte an dem einen Worte die unausfüllbare Kluft, welche diese Gatten trennte; aber unbewußt und unwillentlich half er durch sein Gespräch nur den Abgrund zu erweitern und unüberschreitbar zu machen!

Mariantonietta begriff an jenem Abend, daß sie für immer die Kette des Galeerensclaven nachschleppe und in der Verbannung lebe, während ihr zugleich die Ahnung aufstieg, daß es Freiheit und Flügel in ein unendlich herrliches Reich des Schönen und des innigen Einverständisses gebe. Sie sahen sich indeß nicht wieder und Paul führte seine Frau nach Wien.

. . . . . .

„Wie konntest Du Dich soweit vergessen?“ herrschte Paul bleich vor Zorn und Wuth die langsam wieder zu sich kommende Mariantonietta zu Hause an, die er in seinem Wagen aus dem Belvedere gebracht hatte.

„Nun ja, ich habe mich vergessen!“ schluchzte sie. „Ich habe in einem Moment der Seligkeit mich und Dich und die Welt vergessen! Aber wie lange vergaßest Du mich?! Du hast mir das Leben nicht so süß gemacht, daß ich es nicht für einen Augenblick vergessen zu dürfen glaubte! — Was hast Du für mich gethan, was hast Du aus mir gemacht? Du hast mich erziehen lassen, ohne je darnach zu fragen, ob mirs dort unter jenen harten, geldgierigen Peinigern wohl oder übel ergehe; Du hast mich gekauft wie ein Stück Waare und hast mich als solche behandelt! Es soll wilde Völker geben, die ihre Gefangenen eine Zeit lang mästen und schlagen, weil sie dann schmackhaftere Speise, oder ein ihrem Fetisch wohlgefälligeres Opfer sind. War ich Dir ein anderes? Du hast nie nach meinem geistigen Bedürfniß geforscht, Du hattest selbst keines; Du hast nicht Nachfrage und Umschau gehalten, wie es mit meiner Seele bestellt sei; Du hast mir nur den Tisch des täglichen Lebens gedeckt! — In brutaler Weise hast Du Dich meiner zu bemächtigen, nicht aber mich selbst durch Liebe zu erringen gesucht. Du hast gespielt, getrunken, Du hast Andere neben mir geliebt, wie Du lieben kannst und hast mich an Herz und Gemüth verkümmern lassen. Du hast meinen Geist mit des Winters langer Nacht umhüllt und bist nun verwundert, empört, außer Dir bis zur Gewaltthat und Mißhandlung, weil der erste wirkliche Sonnenstrahl, der mir in die Seele fällt, wundersame Blüthen daraus sprießen läßt. — Du bist zornig, daß Du mir die Wintersonne warst, die Blüthen nur ans Licht lockt, um sie am nächsten kalten Frosttage elend erfrieren zu lassen, weil sie selbst zu kraftlos ist, durch den Wolkenschleier, den sie um sich gelegt, zu wärmen und zu nähren!“

Paul war erstaunt. Noch nie hatte sie in einem Athem so viel zu ihm gesprochen. Es war eine reuige, gebrochene Sünderin, die er zu bestrafen gehofft; ja er hatte in der blitzschnellen Fahrt vom Schlosse nach Hause überdacht, daß vielleicht das Gefühl ihrer Schuld und das Bedürfniß, dieselbe zu sühnen, ihn zu versöhnen, sie in einer schwachen Stunde nun auch noch das preisgeben lassen würde, was er ihr bisher weder abzutrotzen, noch abzubitten vermocht hatte. — Nun war sie die Beleidigte, die Erzürnte, die Anklägerin, und sein kleines Gehirn wußte keine Antwort auf den wie ein Gießbach niederstürzenden Schwall von Beschuldigungen zu finden.

Roh und gemüthlos wie er war, faßte er die ganze Sache von der Seite an, wie er es früher mit seinen unzähligen und nach gewisser Zeit stets treulosen Geliebten gethan. Wenn er sich betrogen sah oder glaubte, sprach er dann immer zu sich: „Trösten wir uns über die Treulosigkeit der Einen durch den Reiz der Neuheit bei der Andern!“

„Es ist schade, daß wir verheirathet sind“, sagte er endlich kalt. „Wärest Du statt meiner Frau meine Geliebte, ich würde Dich dem glücklicheren Nebenbuhler überlassen, wie ich es schon Mancher, wie mir es schon Viele gethan haben. So aber trägst Du meinen Namen; ich kann doch nicht zu Deinem — Freunde hingehen und sagen: Mein Herr! Mein Weib gefällt Ihnen besser, als all die zahllosen anderen Mädchen und Frauen, die Ihnen zur Auswahl zur Verfügung standen; behalten Sie sie und seien Sie glücklich!“

Mariantonietta sah ihn mit einem Blick voll unbeschreiblicher Verachtung an. Er fuhr fort:

„Es fällt mir ebensowenig ein, ihm zu sagen: Mein Herr, Sie haben mich tödtlich beleidigt; wir müssen uns aus der Welt zu schaffen suchen! — Mir würde es unangenehm sein, getödtet zu werden und es würde mir Unannehmlichkeiten bereiten, einen Menschen zu tödten. Wohl bliebe mir noch ein anderes Mittel übrig, eine Lösung wenigstens zwischen uns Zweien herbeizuführen: mich nämlich in Zukunft etwas mehr um Ihre Seelenbedürfnisse zu kümmern und — ein anderer Mensch zu werden. Aber ich fürchte, daß ich nie den Schlüssel finde, der Ihrer Seele Sesamfelsen eröffnet, und eben so schwer dürfte es mir fallen, mich in meinen Jahren zu ändern und meinen leider etwas eingewurzelten Gewohnheiten zu entsagen. — Was wollen Sie also, daß geschehe, Madame?"

„O es giebt einen Ausweg, der Alles gut machen könnte", rief Mariantonietta. „Aber dazu müßte ich an Ihr Herz, an Ihren Edelsinn appelliren! Sie sind nicht glücklich mit mir; ich werde es nie mit Ihnen sein; geben Sie mich ganz frei — lassen Sie sich von mir scheiden!"

Paul lächelte.

„Das hieße, Ihnen für gebrochene Treue eine allzu ausgiebige Belohnung aussetzen. Ihnen alles Glück der Liebe für die Zukunft, mir das Alleinsein, die Einsamkeit, das Gefühl des . . ."

„Ich habe nicht Treue gebrochen!" rief die Venetianerin empört. „Ich habe einem Manne, den ich liebe und der meine Liebe verdient und erwiedert, einen einzigen Kuß erlaubt und zurückgegeben, sonst —"

„Und wer oder was zwingt mich, Ihnen Glauben zu schenken, Madame?" frug Paul.

„Mein Charakter, den Sie hinlänglich kennen!" antwortete sie, roth vor Zorn über den neuen Schimpf.

„Ich bitte, Madame!" sagte Paul höhnisch. „Ich nehme den Willen für die That. So leichten Kaufs kann ich Sie nicht davon kommen lassen!"

Er dachte einige Secunden nach. Ein teuflisches Lächeln blitzte über sein fahles Gesicht. Dann sprach er leise, als ob er sich fürchtete, seine eigene Stimme zu vernehmen:

„Mariantonietta, sei ein einziges Mal mein Weib, mein echtes, ganzes Weib — und dann vielleicht — lasse ich Dich frei!"

Mariantonietta erbleichte nun ihrerseits vor Scham über die Beleidigung der Forderung nach dem Geschehenen und dann stieg ihr eine Blutwelle bis an die feinen Haare der Stirn.

„Das, was mich noch werth macht, in die Arme des Geliebten zu eilen ohne zu erröthen, soll ich aufgeben, hingeben einem Manne, der mich nie zu verdienen gewußt, der mir nun eine plumpe Falle legen will! Nimmermehr!"

„Nun, dann weiß ich keine Lösung, Madame! Dann werden Sie wohl meine Frau vor der Welt bleiben müssen, denn Ihr Appell an meinen Edelmuth und Hochsinn rief, wie Sie ganz richtig vermutheten, kein Echo wach!"

„Es giebt noch eine friedliche Lösung!" sprach Mariantonietta fest und kalt. „Schenke mir, Deiner Gattin, die keusch und rein und schuldlos ist, wie an dem Tage, da Du sie aus dem alten Palast auf die Fluthen der Lagune niederblicken sahst, einen Tag, oder ein paar ungestörte, reine Stunden mit dem Freunde; ich will mit ihm eine letzte Unterredung haben, die Alles klar stellen soll zwischen ihm und mir! Dann magst Du kommen und mich abholen von seiner Seite und dann magst Du verfahren mit mir, wie Du

willst und ich werde so willenlos und gefügig in Deinen Händen sein, wie Du es nimmer zu erreichen verhofftest."

Paul besann sich einige Augenblicke. Er sah ihr lange in die Augen. „Meine Seele ist wohl werth des Ergründens", hatte sie einst zu Alexander gesagt, „in ihr schlummert manch Perlenwunder", und Paul forschte und forschte tief und lange in diesen Augen. Sie waren klar wie Bergseen und unergründlich wie das tiefste Meer. Er konnte die Gedankenschrift in dem Frauengehirn dahinter nicht lesen. Dieses hatte aber richtig ausgedacht, was einen Menschen wie Paul Courtenay bestricken könne.

„Schwörst Du mir, daß Du dann willenlos mein bist?" frug er endlich und faßte ihre Rechte.

„Auf ewig!" sprach sie, unter seiner Berührung schaudernd. Sie entzog ihm ihre Hand nicht. „Ich schwöre!" sagte sie ruhig.

„Es sei!" schloß Paul. „Du sollst Deinen Willen haben!"

Er verließ das Zimmer.

Mariantonietta brach unter der Gewalt der so wild auf sie hereingestürmten Gemüthsbewegungen zusammen. Sie erholte sich aber bald wieder und begann nun mit Klarheit und Energie ihre Anordnungen. Der Aufenthaltsort Alexander Tscharsky's war in einer Stadt wie Wien, die ihr geregeltes Polizeiwesen hat, bald ausgeforscht. — Sie schrieb ihm nach einigen Tagen folgende Zeilen:

„Geliebter Mann! Wenn Du noch einmal das unglückliche Weib Tizian's aus dem Rahmen heraustreten sehen willst, wenn Du für sie zum Aeußersten, zur Flucht wohin es auch sei, bereit bist, so ordne Deine Dinge und fahre künftigen Ostermontag um fünf Uhr Abends nach B. . . . in's Hotel M . . . . .! Dort wirst Du treffen Deine

Mariantonietta Montalcina.

. . . . . .

Alexander hatte sich bald aus seiner Betäubung vor dem Bilde erholt; er war verwirrt und wie geistig verstört nach Hause gekommen, wo sich seiner eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte. Er liebte mit der ganzen Macht seiner Seele, er wußte den Gegenstand seiner Anbetung, das zarteste, feinste Gebäude aus der Hand des göttlichen Werkmeisters in der Gewalt eines ihm unbekannten, rohen und grausamen Mannes. Dieser hatte sich ihren Gatten genannt, und welche Qualen des Leibes, welche Peinigungen der Seele vermochte ein wüster Geselle nicht über dieses poetische Geschöpf zu verhängen! Dann wieder glaubte er Alles einen Traum und sich selbst im Wahnsinn; er irrte schon den nächsten Tag wieder in den geliebten Räumen umher, auf den Schritt jedes Mahnenden horchend, weil er die Geliebte kommen zu hören glaubte, oder er lag vor dem Bilde wie ein Verzweifelnder, flehend, es möge doch noch einmal lebendig werden.

Da, nach einer qualvollen Woche, welche die Verirrungen seiner Einbildungskraft nur noch steigerte und seinen Verstand wirklich zu zerrütten drohte, erreichte ihn Mariantonietta's Brief. Er traute seinen Augen nicht; er kniete nieder und hielt die Schrift hoch über seinem Haupte, dann küßte er sie und tanzte wie ein Verzückter im Zimmer umher.

Endlich kam ihm die Besinnung doch einigermaßen zurück; er las den Brief nochmals und immer wieder und glaubte, die Venetianerin lade ihn zu einer Flucht über's Meer ein. Er ordnete seine Angelegenheiten, schrieb Briefe nach Rußland an seinen Verwalter, und als der Tag und die Stunde

herankam, fuhr er, sorgfältig gekleidet, mit Geld und einer Reisetasche versehen, gepackte Koffer zum Nachsenden an eine, seinem Diener zu gebende Adresse hinterlassend, nach B. . . . . .

Die Abendsonne vergoldete die Zierrathe der Karls- und Rudolfsheimer Kirche, als der Zug den Südbahnhof verließ; das ganze endlose Häusermeer lag in einen leichten Duft gehüllt und eine Feiertagsruhe wob über der entschwindenden Stadt. Klarer ward's, je näher man den Bergen kam, der Husarentempel hob sich scharf conturirt in das flimmernde Blau; gegenüber brannten dunkle Wolken an den Säumen, die untergehende Sonne verdeckend.

Die Felder schienen noch kahl; die Bäume aber, die vereinzelt mitten drin standen, hatten noch keine Blätter und waren schon mit rothen und weißen Blüthensternen bedeckt. — Wie die ganze Natur, fühlte sich Alexander am Auferstehungstage einem großen Lenzglücke zueilen.

Es war ruhiger in ihm geworden; er ahnte, seine schönste Stunde erwarte ihn. Mariantonietta harrte seiner. Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn die Treppen hinauf in das erste Stockwerk des großen, in den ersten Frühlingstagen noch fast gänzlich verödeten Gasthofes. Sie trug dasselbe schwarze, enganliegende Seidenkleid mit der weißen Busenkrause, wie damals bei der letzten Begegnung im Belvedere; ihre Haare waren kunstlos aufgesteckt, ohne jeden Schmuck. Ihre Augen glühten noch mehr als gewöhnlich; es war ein Abglanz des drüben verlöschenden Sonnenfeuers darin. Sie hielt den Freund bei der Hand, bis sie in einem Zimmer standen, das sie früher hatte reserviren lassen. Sie öffnete die Thür, schob den Geliebten sanft hinein und folgte.

Ein herrlicher Blumenduft strömte ihm entgegen; das Gemach war ein Garten voll der seltensten und wunderbarsten Gewächse Die einfachen Kalkwände des Gasthofes waren unsichtbar; Epheu, Lorbeer, Geißblatt und Weinlaub bildete den sanften, dem Auge wohlthuenden Hintergrund, auf dem sich Guirlanden von Rosen, Figuren von Veilchen und Gewinde von Myrthen-, Orangen- und Citronenblüthen lieblich abhoben. — Große Palmbäume, Oleander- und Granatbüsche standen rings umher in harmonischer Anordnung. Ein reich gedeckter Tisch mit den feinsten kalten Speisen, mit Backwerk und Weinen zwischen Blumenbouquets wurde von einer einzigen Lampe, die einen rosigen Schimmer verbreitete und von der Mitte des Plafonds herabhing, erhellt. Sammetne Divans und bequeme Fauteuils luden zum behaglichen Ruhen ein. Die Fenster waren von den Blumenguirlanden und Gewinden vollständig verdeckt und verschlossen. Das Liebespaar, äußerlich ruhig, befand sich durch die langen Tage der Anfregung und Erwartung in einer unbeschreiblichen geistigen Exaltation.

Tscharsky legte beide Hände auf Mariantonietta's Schultern, sah sie lange traurig an und sprach ernst:

„Ich verstehe Dich, Geliebte! Du kannst auf mich rechnen. Ich bin zu jeder Flucht, und sei sie noch so lang und noch so weit, mit Dir bereit!"

„Bist Du das wirklich, mein Geliebter?" flüsterte die Venetianerin.

„Zur Flucht in das Glück, zur Flucht aus dem Leben, wenn anders das Glück nicht zu erreichen!" hauchte der Freund in ihre duftenden Haare.

Sie setzten sich auf den Divan und Alexander drückte einen Kuß auf die reine Stirn, in die Goldwellen der Geliebten.

„Viel haben wir uns zu sagen!“ flüsterte er wieder. „Erzähle mir nun von Deiner Jugend und wie Alles kam!“

„Und dann Du mir, auf daß wir uns ganz kennen lernen und verstehen!“ — — —

Und die Stunden vergingen und sie wurden nicht müde, sich zu erzählen von ihrer Kindheit, von ihren Hoffnungen, ihren Anforderungen an's Leben und wie Alles so ganz anders, anders geworden und gekommen!

„Und nun, Geliebter, sage mir nochmals das Märchen von der Enkelin Tizians, der ich mich verwandt fühle durch Schuld und Schicksal. Wie war's doch? — — Wider ihren Willen die kaum reife Jungfrau an einen reichen, aber schon alternden florentiner Kaufherrn vermält. Aber ihr Herz sehnte sich, wie alle Frühlingsdinge, nach Liebe, der Wonne der Welt! Und sie dankte den Handkuß eines Malers mit einer herabfallenden Rose. Der Maler aber kam wieder und sie gab ihm die Rosen ihrer Lippen! — — Willst Du trinken, Geliebter! Es ist süßer Wein und macht lange schlafen! Willst Du lange schlafen!?“

„Nimmer erwachen! Geliebte!“

„Und diese Lippen dufteten so süß, daß er eines Tages vergaß, die seinen von den thaufrischen Rosen zu trennen. Da kamen die bösen Verwandten! — Trink, Geliebter; es schmerzt nicht! — Und sie schrien über Verrath und Untreue und kerkerten die Rose ein, und sie konnten sich nicht mehr küssen.

Tizian-Christus aber sprach: „Wer da ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“

. . . . . .

Sie fiel leblos zu Boden. Alexander beugte sich über sie und küßte noch einmal ihren schon kalten Mund.

Dann trank er den Rest des Glases.

Um die bestimmte Stunde kam Paul Courtenay, um verabredetermaßen sein Weib abzuholen. Er wurde in das Zimmer gewiesen, die Thüre war nicht verschlossen.

Die Venetianerin lag, gekleidet wie zum Balle, auf dem Divan; Tscharsky zu ihren Füßen, die er umschlungen hielt. Beide waren todt.

Mariantonietta hatte Wort gehalten. Ihr Gemal durfte nun schalten und walten mit ihr nach seiner Lust. Sie war so willenlos und gefügig unter seinen Händen, wie er es nimmermehr zu erreichen gehofft hatte!

Bilder aus dem französischen Landleben.

Von **Gustav Droz.**

I.

Der Herr Pfarrer.

Der Herr Pfarrer ist ein Kind seines Dorfes Wenn er gegenwärtig die Soutane trägt und den Sprengel durch sein leuchtendes Beispiel erbaut, so dankt er dies einer göttlichen Vorausbestimmung und nebenbei einer gewissen Ungleichheit seiner Beine, die ihn zur Feldarbeit untauglich machte.

Dieses Gebrechen entschied über seinen Beruf und erschloß ihm die priesterliche Laufbahn, auf der er jetzt durch Gottes Gnade so sachte dem Himmel entgegen humpelt, gestützt auf seine unbestreitbaren Tugenden.

Alle Welt schwärmt für ihn, und mit Recht. Jung, kräftig und regsam, tritt er bei Feuersbrünsten in die Kette der Löschenden, und hebt mit einer Hand die riesigsten Lasten. Ja, er würde mit dem jüngsten Burschen des Dorfs um die Wette laufen, wenn nicht ein gewisser Embonpoint, der ihm allerdings andererseits eine reizvoll behäbige Würde verleiht, seine Beweglichkeit etwas hemmte. Ein besonders schätzbarer Zug des Herrn Pfarrers ist die leutselige Art seines Entgegenkommens. Niemand versteht so herzlich die Hand zu schütteln; Niemand hat ein offeneres und fröhlicheres Gesicht, ein ungezwungeneres Lachen, einen liebenswürdigeren Blick. Sein kleines sympathisches Auge lächelt uns schon von Weitem, heißt uns willkommen und lädt uns zum Plaudern ein. Allezeit feucht und glänzend, läßt dieses Auge während der Unterhaltung häufig eine schöne, klare, durchsichtige Thräne hervorquellen, die sich wie ein Thautropfen an die Wimper hängt und den Himmel, die Bäume und die Kornfelder wiederspiegelt. So oft ich den Herrn Pfarrer auch ansehe, ich erblicke in dieser Thräne immer mein Bildniß.

Der leuchtende Tropfen, der jeden Augenblick fallen zu wollen scheint, der blendende Edelstein giebt seiner Physiognomie einen Ausdruck von Festlichkeit, von guter Laune und Lebenslust. Er weiß dies sehr wohl; daher er denn auch nur widerstrebend dieses Kleinod von Zeit zu Zeit mit seinem dicken Daumen hinweg wischt, wenn dasselbe nämlich zu stark angeschwollen ist und ihm zu entschlüpfen droht.

Darf ich's bekennen? Ein großer Theil seiner sittlichen Vorzüge gründet sich auf die Vortrefflichkeit seines Magens. Er selber gesteht es: nach dem Essen fühlt er sich edler und besser. Sein Herz öffnet, sein Geist entfaltet sich unter dem Einfluß einer leichten Verdauung. Seine schönsten Reden kommen ihm mühelos auf die Lippen, wenn er Abends nach dem Diner den Zucker in seinen Kaffee wirft, und der köstliche Cognac der Frau Gräfin erzeugt in seinem Hirn tausend erbauliche Gedanken, die sonst vielleicht niemals entstanden wären. Nüchtern ist er ein Ehrenmann; nach der Mahlzeit ein Heiliger.

Für mich hat das nichts Ueberraschendes. Ich habe stets eine gute Verdauung für den Beweis eines reinen Gewissens gehalten. Es giebt eine

Sorte von Appetit, die etwas Verehrungswürdiges und Apostolisches hat. Was man auch sagen möge, ich stelle die These auf, daß alle starken Esser sehr tugendhaft sind. Ganz natürlich also, daß man unter den frommen Gemüthern, die sich ganz besonders der christlichen Liebe befleißigen, so viele thatkräftige, gesunde und arbeitsbegierige Magen findet.

Die Frau Gräfin, deren köstlichen Cognac ich soeben erwähnt habe, ist die vornehmste, die reichste und die tugendhafteste Persönlichkeit des Kirchspiels. Der Herr Pfarrer, der auf ihren Besitzthümern, ja so zu sagen, im Schatten des Schlosses zur Welt kam, ist ihr ohne alle Einschränkungen ergeben. Freilich, es giebt auch keinen Zug einer fast mütterlichen Fürsorge und Sympathie, keine Liebenswürdigkeit, mit der die Frau Gräfin den Herrn Pfarrer nicht überhäufte. Er ist erkenntlich dafür, denn niemals wußte diese reine Seele etwas von Undank.

Zweimal in der Woche dinirt er im Schloß; das ist so hergebracht. Hustet der Herr Pfarrer, so wandert sofort ein Dutzend Töpfchen mit Eingemachtem und ein Korb Rothwein nach dem Pfarrhause. Hat der Herr Pfarrer während seiner Tric-trac-Partie genießt, so empfängt er am folgenden Morgen ein paar hübsche, junge Hühnchen oder vielleicht auch einen stattlichen Zuckerhut. Von der Gräfin stammen die schönen Kerzen, der reiche Schmuck des Hochaltars und die Gefäße aus vergoldetem Porzellan in der Kapelle der heiligen Jungfrau; von der Gräfin stammt das schöne Meßbuch mit Goldschnitt, die reizende Spiritusmaschine zum Kaffeekochen, die silberne Schelle und der große lederne Sorgenstuhl, auf dessen behäbigen Polstern er von Zwölf bis Zwei, besonders im Hochsommer, zu träumen pflegt; von der Gräfin stammt die große Kirchenglocke, die man deutlich auf anderthalb Stunden Entfernung hört und das schwarzwollene Cachenez, mit dem er sich zu verwahren pflegt, wenn er an rauhen Winterabenden nach Hause geht; von der Gräfin stammt der schöne goldene Abendmahlskelch, und der weiche Fußteppich und die gestickten Pantoffeln und die blanken Schnallen an seinen Schuhen; kurz, er dankt es der Gräfin, wenn er der glücklichste Pfarrer in Frankreich ist. Wie sollte er diese Gräfin nicht hoch schätzen?

Und doch, es klingt märchenhaft, inmitten dieser Glückseligkeit hat unser guter Pfarrer je zuweilen Bekümmernisse. Bei regnerischer Witterung oder im Beginn der Fastenzeit verspürt er eine Art von Beklemmung; sittliche Bedenken, Gewissensbisse schnüren ihm den Busen zusammen. Es klingt befremdlich, aber es ist so. Der gute Pfarrer geräth über all die zahllosen Wohlthaten der Gräfin von Zeit zu Zeit in Verlegenheit und Verwirrung; er fürchtet, all diese Genüsse und Wonnen könnten dem Heil seiner Seele schaden. Es kommt ihm vor, als halte es schwer, so viel Glück zu verdauen; er verspürt, falls die Wendung erlaubt ist, ein moralisches Magendrücken. Je mehr er sich in diese Stimmung vertieft, um so lebhafter werden seine Zweifel und Skrupel. Er gedenkt seiner Sünden. Die Entbehrungen der ersten Christen und die Leiden der Märtyrer kommen ihm ins Gedächtniß. Der heilige Laurentius erscheint ihm, dräuend, wutherfüllt, seinen Rost in der Hand und er erblickt in diesem Rost einen directen Vorwurf wegen der Cotelettes, die man in der gräflichen Küche so ganz besonders trefflich zu bereiten versteht . . .

Indeß alle diese kindischen Sorgen, die schließlich doch nur die Unverdorbenheit seines Herzens beweisen, verschwinden beim ersten Sonnenstrahl. Er sagt sich dann, daß alle diese Gaben des Glücks nicht ihm gelten, sondern

dem Diener der Kirche, dem Hirten der Gemeinde; daß alle diese Aufmerksamkeiten eine indirecte Huldigung für Gott den Allmächtigen sind. Da nun Gott der Allmächtige die Geschenke der Frau Gräfin gnädig entgegennimmt, so wäre es gewissermaßen unschicklich, unehrerbietig, ja verbrecherisch, wenn der Herr Pfarrer nicht bestrebt wäre, dem Beispiele des lieben Gottes zu folgen.

Uebrigens wie könnte man auch der Frau Gräfin gegenüber irgend etwas ablehnen? Ist ihr Schloß nicht älter als die Kirche und nicht beinahe eben so hoch? Hat die Frau Gräfin ihm nicht die Wangen geklopft, als er ein Knabe war; sie, deren Name so alt, deren Vermögen so groß, deren Tugenden so kolossal sind, daß man überall den Hut in die Hände nimmt, wo sie vorüber geht? Kann er vergessen, daß die hohe Dame selbst den Präfecten mit der größten Ungenirtheit behandelt und ganz vertraulich mit dem Herrn Bischof verkehrt? Daß alle Landwirthe in der Umgegend ihre Pächter sind? Mit einem Wort, daß sie Gräfin ist? Und daß ihr Grafenthum, wie allbekannt, sich unmittelbar von Gott herleitet? Kommt es ihm vielleicht zu, mit den republikanischen Trunkenbolden des benachbarten Fleckens gemeinsame Sache zu machen und des Sonntags in den Kneipen herumzulärmen? Kommt es ihm zu, die feststehende Ordnung zu discutiren, die heiligste aller Traditionen in Zweifel zu ziehen und dem Adel zu trotzen, dem Adel, der in dieser Zeit des Zweifels und der Gottlosigkeit dem alten Glauben treu geblieben und dessen festeste Stütze ist?

Der Herr Pfarrer liest wenig, aber er denkt viel, und, wie man sieht, er denkt gut. Er erblickt zwischen dem Adel und der Kirche ein geheiligtes Band der Sympathie und nächst dem Kreuze auf seinem Hochaltar und der Mitra seines Bischofs ist ihm das Wappen über der Einfahrt des Schlosses das Verehrungswürdigste und Erhabenste auf dem Erdenrunde. Er lodert in heller Entrüstung auf, wenn er die gottlose und revolutionäre Sprache der Commis voyageurs hören muß, die von Gleichheit reden, Billard spielen, sich betrinken und die Mädchen verführen.

Nun muß man gestehen, daß die Gräfin, wenn sie ihren Herrn Pfarrer mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft, ihn zweimal in der Woche zu Tisch ladet und ihn Abends am Tric-Trac theilnehmen läßt, auch ihrerseits erhebliche Gegenleistungen beansprucht: nämlich zahlreiche Fürbitten und Gebete für die Seele ihres verstorbenen Gemals. Im Anfang genügte eine tägliche Messe, dann kamen noch besondere Gebete, dann fromme Betrachtungen, Predigten, anzuzündende Kerzen, zu vertheilende Almosen und andere Opfer hinzu, alle mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Lage des Verstorbenen zu bessern. Der gute Pfarrer war schließlich so überhäuft, daß er, um ja keine Einzelheit zu versäumen, genöthigt war, sich für jeden Tag ein Programm zu entwerfen. Die Dankbarkeit der Gräfin für diese treue Pflichterfüllung war denn auch grenzenlos.

„Ach, mein lieber Herr Pfarrer, mein vortrefflicher Freund, ich werde Ihnen nie, niemals vergessen, was Sie für das Heil meines Gatten thun. Nehmen Sie nicht noch etwas von dieser Mayonnaise, bester Herr Pfarrer?“

„Sie sind zu gütig, Frau Gräfin. Wahrlich, wenn ich jemals . . .“

„Lieben Sie die Mayonnaise nicht mehr? A propos, die Mühle dort neben dem Pfarrhause genirt Sie doch nicht? Heute Morgen kam mir so die Idee . . . Das fortwährende Klappern. Ich wollte den Pachtvertrag mit dem Müller nicht erneuern, ohne mich zuvor zu erkundigen . . . Aber welch'

ordinären Wein servirt man Ihnen da zu der Mayonnaise? Bernhard, welch' ordinären Wein hast Du dem Herrn Pfarrer da vorgesetzt?"

Und der vortreffliche Mann dachte im Stillen: „Ja wohl, welch' ordinären Wein hat man mir vorgesetzt!"

„Das ist doch nicht unser alter Pomard", fügte die Gräfin hinzu.

„Nein, nein", murmelte der Pfarrer, „das ist durchaus nicht der alte Pomard der Frau Gräfin."

„Ich finde die Nachlässigkeit Bernhards unerhört."

„O", sagte der Herr Pfarrer mit einem gütigen Lächeln, „er meint es nicht schlimm . . . Ein Versehen, ein Irrthum!"

Die Sanftheit des Ausdrucks, mit dem er dies sagte, hätte einen Tiger entwaffnet.

Man glaube übrigens nicht, daß der würdige Mann so ohne Weiteres zu dieser Freimüthigkeit und Ungezwungenheit des Benehmens gelangt wäre, die ihn jetzt auszeichnet.

Als er zum ersten Mal das glatte Parquet der Frau Gräfin betrat, und zwar mit Schuhen, die in Folge ihrer allzu starken Eisenbeschlagung fortwährend ausglitten, da empfand er ein unaussprechliches Mißbehagen, und die Artigkeit der Schloßbesitzerin steigerte nur seine Verwirrung. Der Anblick seiner dicken, rothen Hände machte ihn so verlegen, daß er den Hut fallen ließ; er wollte ihn haschen; da rutschte ihm auf dem verwünschten Parquet der rechte Fuß aus. Er fiel zwar nicht hin, aber ein Nagel seines wuchtigen Schuhwerkes drückte sich in das Holz ein und ließ eine tiefe, unauslöschliche Furche zurück. Die Gräfin erschöpfte sich in Liebenswürdigkeit und Esprit, um seinen Blick von dieser Furche, die ihm augenscheinliche Qualen bereitete, wegzulenken. Schamerfüllt ging er von dannen und bestellte sich ohne Zeitverlust ein paar feine Salonschuhe.

Ich bringe das kleine Ereigniß hier in Erinnerung, weil es seinen ersten Schritt in diese Existenz des Wohlbehagens bezeichnet, in dieses Thal der Freuden, wo er gegenwärtig gemüthlich und langsam einherwandelt, den Frieden im Herzen und das Lächeln auf den vollschwellenden Lippen.

II.

Der alte Steinklopfer.

Fünfzig Schritte von meiner Wohnung erhebt sich zwischen zwei Ulmen ein Haus mit schwärzlichem Dach. Eine geborstene Thüre mit kreischenden Angeln führt in ein großes Zimmer, dem ein enges, mit kleinen, bleiumfaßten Rundscheiben versehenes Fenster das Licht spendet. Bei dem Schimmer, der diese alterthümlichen Scheiben durchdringt, erblickt man ein paar nicht minder alterthümliche Möbelstücke, die in Folge eins jahrhundertelangen Gebrauchs glatt und glänzend geworden sind wie polirtes Ebenholz. Ein gewaltiges Bett, dessen Himmel auf Säulen ruht, steht mit seinen alten, figurenreichen Vorhängen derb in der Ecke und trägt nicht wenig zu dem pittoresken Eindruck dieses eigenthümlichen Zimmers bei. Eine ganze Wand des Gemachs wird von dem riesigen Kamine eingenommen, das an die Zeiten Franz I. erinnert. Vor dieses Kamin flüchtet sich allabendlich Vater Paul, mein vortrefflicher Freund, indem er sich die Mütze fest auf den Kopf drückt. Die Mutter Paul, mit der ich ebenfalls sehr liirt bin, muß ihrer Zeit schön gewesen sein, denn noch jetzt, trotz ihres hohen Alters, gewahre ich mitunter,

wenn sie ihrem Pflegekind die Flasche giebt, gewisse graziöse, um nicht zu sagen, kokette Kopfbewegungen, die einer lebhaften Phantasie Manches zu denken geben.

So oft ich komme, und das geschieht jeden Abend, den Gott werden läßt, immer treffe ich meinen alten Freund, wie er mit seiner unsicheren Hand Feuer schlägt.

„Nun", sage ich, „Herr Nachbar, wie geht's?"

„Vielen Dank, Herr. Die Abende sind jetzt frisch. Nehm' der Herr Platz, dort in der Ecke. Da zieht's nicht."

Und Vater Paul lächelt mich aus dem Winkel seines kleinen, durchdringenden Auges freundlich an, erhebt sich langsam und schlürft mit seinen schweren, klappernden Holzschuhen über die Dielen. Er geht dort in die Ecke und schiebt bedächtig den großen Sessel vor das Kamin.

Vater Paul ist kein Jüngling mehr. Seit fünfundvierzig Jahren fährt er den Schubkarren und klopft Steine an der Landstraße. Da ist sein Antlitz denn im Sonnenbrande verdorrt und die Kraft seines Leibes gebrochen. Er geht jetzt gekrümmt und seine Hand zittert, wenn er mit der Spitze seines Messers das Stückchen Käse, das auf den Tisch gefallen ist, wieder auf's Brod legt.

Wie dem auch sein mag, sein Auge glänzt, seine Stimme ist volltönig, und wenn wir des Sonntags nach der Abendmette unser Kugelspiel vornehmen, so findet er die Frische und Lebhaftigkeit seiner Jugend wieder. Eine wahrhaft kindliche Freude malt sich in seinen ehrlichen Zügen, wenn er die Beine gespreizt, den Blick unbeweglich, den Mund halb geöffnet und die Kugel in der Hand, das Ziel auf's Korn nimmt und einen besonderen Coup auszuführen beabsichtigt. Bei jeder Bewegung, die er macht, zittert seine schwarzangerauchte Pfeife in dem zahnlosen Munde. Der vortreffliche Mensch! Niemals war er unzufrieden mit seinem Schicksal, und nach schwerer Last und Arbeit begnügt er sich mit den kleinen Freuden, die der Himmel ihm zutheilt! Uebrigens hat auch er seine Schwächen und einmal im Jahre, am Namenstage des Landesherrn, geht er hinüber in den Flecken, betrinkt sich und kommt dann nicht eben auf dem kürzesten Wege, aber glückselig wie ein König, nach Hause, rechts und links die Steinhaufen der Chaussée anlächelnd und oft hart an den Graben streifend.

Dank dieser Gewohnheit ist Vater Paul stets ein Freund der Regierung gewesen. So hat er denn auch vor Freude geweint, als sein Sohn kaiserlicher Gendarm wurde. Dieser Sohn besitzt seine ganze Liebe, — als Sohn und als Gendarm. Vater Paul möchte ihm unaufhörlich schreiben. Da ihm die Kunst, eine Feder zu handhaben, fremd ist, so wendet er sich an mich. Wenn ich so Abends komme, bepackt und bewaffnet mit allem Nöthigen, setzen wir uns an den Tisch vor die Kerze und die Sache kann losgehen.

„Nun, Vater Paul", frage ich, „habt Ihr heute viel auf dem Herzen?"

„Ich hätte schon viel, wenn ich mich alleweil dran erinnern könnt'. Oft so beim Steineklopfen sag' ich mir: Halt, das mußt' ihm schreiben lassen; ich mach' mir einen Knoten ins Sacktuch, aber ich vergess' dann, was der Knoten bedeutet. Warten Sie mal . . . (Er kratzt sich hinter den Ohren und besinnt sich.) Schreiben Sie halt mal zuerst, daß es uns gut geht . . . Und dann, ob seine Frau glücklich niedergekommen ist . . . (Er grübelt nach.)

„Ihr habt ein schlechtes Gedächtniß, alter Freund."

„Pah, was wollen Sie? Die Sonne verbrennt und verbrüht Einem

Alles, was man im Kopfe hat. Mein Junge ist da ganz anders! Dem fehlt's nicht, wenn er was schreiben soll! Natürlich, als Gendarm muß er mit der Feder umzugehen wissen. Der liebe Kerl! Als er noch ganz klein war, hatte er schon so etwas Wissenschaftliches. Wenn ich ihn mit in den Wald nahm, schrieb er mit einem Stückchen Holz in den Sand ... So was ist nun verheirathet und hat Kinder ... Na, die Welt ist rund und muß sich drehen."

„Aber Ihr habt ihn noch immer lieb, Euren Gendarmen?"

„Ei, was hätt' ich sonst wohl in dieser traurigen Welt? 's ist meine einzige Freud'. Bedanke mich schön, wenn ich ihn nicht mehr lieb haben sollt'!"

„Vorwärts, Alter, wischt Euch einmal die Thräne da von der Nase, und dann weiter im Text!"

„Sie haben Recht, Herr. Wo war ich denn gleich? ... Halt, da hab' ich's. Schreiben Sie: daß, wofern seine Frau etwa ein Kind gekriegt hat, Du es uns schriftlich mittheilen sollst, von wegen damit wir es wissen ... Der liebe Gott meint's freilich ein wenig allzu gut mit ihm; das ist schon sein drittes Kind. Aber Sie wissen wohl, als Gendarm ... das ist ein ganz anderes Verhältniß wie bei uns Bauern."

Die Mutter Paul ruft aus dem Hintergrunde: „Schwätz' keine Dummheiten! Was soll's dem lieben Gott ausmachen, daß er Gendarm ist."

Der Vater Paul: „Was es ihm ausmacht ..."

Die Mutter Paul (mit dem Ausdruck der Ueberlegenheit): „Gieb mal die Milchflasche."

Der Vater Paul: „Was es ihm ausmacht? Nun, weil unser Sohn zur Regierung gehört und die Mittel hat ..."

Die Mutter Paul: „Wenn ich Dir sag', gieb mir die Milchflasche! Was trödelst Du so? Du hörst die Kleine doch schreien! Du mit Deinen ewigen Dummheiten ... Ja, mein Herzchen, ich komme; ich geb' Dir zu trinken. Sei still, mein Herzchen."

Der Vater Paul (lebhafter werdend, die Milchflasche in der Hand): „Er gehört zur Regierung, sag' ich; und gewissermaßen gehör' ich auch dazu!"

Die Mutter Paul: „Laß Dein Geschwätz und gieß mir die Milch in die Flasche!"

Der Vater Paul: „Ich säge die lautere Wahrheit."

Die Mutter Paul: „Eilst Du Dich wohl? Und etwas Zucker hinein ... Lutsch' mal, ob's geht."

Der Vater Paul (lutscht einen Augenblick, während seine Handbewegungen andeuten, daß er innerlich die Conversation fortsetzt): „Ich hab' zu stark gelutscht. Ich hab' eine Fliege, die drin war, mit hinunter geschluckt. Wahrhaftig, es giebt jetzt gewissermaßen mehr Fliegen als gut ist! Eine wahre Plage für's Vieh."

Ich: „Nun, Vater Paul, und der Brief?"

Der Vater Paul: „Ah richtig! (Er überlegt und holt seine kleine, schwarzangerauchte Pfeife hervor.) Was ließ ich ihm doch gleich sagen? ... Aha! ... Insofern seine Frau ein Kind gekriegt hätt', sollt' er's uns schriftlich vermelden ... (Er zieht sein Taschentuch heraus und legt es auf den Tisch.) ... Schriftlich vermelden ... (Er zieht seinen Tabaksbeutel hervor und legt ihn neben das Taschentuch.) Ich hatte doch noch etwas ... Uebrigens, er ist immer brav und tüchtig gewesen, mein Junge ... sonst wäre er nicht bei der Regierung; und ein guter Sohn, das muß man ihm lassen. Ach,

und es giebt doch so Viele, die ihre Eltern vergessen! Sie kennen gewiß das Theaterstück vom verlornen Sohne? Da ist so ein nichtsnutziger Junge, der sein Hab und Gut bis auf's Hemde verspielt. Und sein Vater war doch so gut!"

Ich: „Aber Liebster, Bester, Ihr vergeßt total Euren Brief."

Der Vater Paul: „Sie haben Recht . . . Indeß der Brief war ja fertig . . . Ich hab' Alles gesagt, und doch . . . und doch . . . es sitzt mir noch was im Kopfe . . . Ich hab' noch heute Morgen daran gedacht. (Er schlägt sich wider die Stirne.) Da, jetzt erinnere ich mich. Setzen Sie noch als Nachschrift: Du wirst nicht ermangeln, uns kund zu thun, ob es ein Mädchen oder ein Knabe ist."

* * *

Nur mit großer Mühe erreicht mein Freund Paul des Abends bei Sonnenuntergang seine Wohnung. Langsam schleppt er die Holzschuhe über den Boden; langsam schiebt er den Karren vor sich her, den man von Weitem schon im Sande des Waldwegs knirschen hört.

„Ah, Du guter Gott meiner Güte! 's ist doch verwünscht heiß auf der Landstraße", ruft er, den Karren loslassend; „und morgen giebt's wieder fest Steine zu klopfen!"

Dann wendet er sich zu seiner Enkelin:

„Nun, nun, nun, sagt man gar nichts zu seinem Großpapa?"

Und er lacht, der arme, gute Mann. Sein verbranntes Gesicht legt sich in tausend Runzeln, und sein kleines Auge blitzt und schimmert unter den struppigen Wimpern, die darüber fallen wie die Zweige einer Trauerweide.

Vater Paul ist durchaus kein Dummkopf. Ueber gar manche Dinge hat er so seine Ansichten. Betreffs der Geistlichkeit und der Brücken- und der Chausséenverwaltung ist er zum Beispiel unerschöpflich.

„Sehen Sie wohl, wenn ich da so auf der Landstraße bin, und so die Steine zerschlage oder eine Stelle im Weg ausflicke oder mich sonst irgendwie abschanze, da rumort's hier oben fortwährend. (Er deutet mit seinem dicken, rothen Finger auf seine Stirn.) Und wenn ich dann so recht mit dem Hammer drauf los schlage, so denke ich: Ha, ha, der Erzbischof und seine Herrn Geistlichen wären wohl nicht die Leute, die sich zu einer solchen Arbeit auf offener Landstraße und noch dazu bei einer solchen Hitze hergeben würden."

„Wie kommt Ihr jetzt auf die Geistlichen?"

„Ah, der Herr spaßt. Ich komme auf die Geistlichen, weil die insgesammt Müßiggänger und Nichtsthuer sind. Na, das muß ja so sein. 'S ist grade, wie mit den Adeligen. Wenn der liebe Gott so Leute wachsen läßt, so wird's wohl zu was gut sein. 'S giebt Leute, die sagen: ‚Wozu giebt's Maulwürfe, die Alles fressen und nicht einmal sehen können und zu nichts gut sind?' Pah, die so etwas sagen, haben alle Mal Unrecht. Wie's ist, so muß es halt bleiben . . . Um Entschuldigung, daß ich meinen Klopfer da nehme, und einen neuen Stiel dran mache. Das Steineklopfen kostet viel Stiele. Sie sind hart wie der Teufel, diese verdammten Steine; sie verderben mir lieber den Stiel meines Hammers als daß sie nachgeben. Aber was nutzt's ihnen? Je mehr sie sich weigern, um so kräftiger hau' ich los. Was wollen Sie? Wenn man der Schwächere ist, muß man sich fügen. 'S ist grad' so wie damals, als sie's dem Bürgermeister verwehren wollten, eine Musikbande anzuschaffen."

„Von welcher Musikbande sprecht Ihr denn?"

„Wie? Sie wissen nicht, daß es im Flecken eine Musikbande giebt? 'S werden ihrer wohl zwanzig oder fünfundzwanzig Mann sein, mit Uniformen dazu. Sieht sich gelungen an, die Geschichte! Und curiose Instrumente! Läßt sich noch viel dran aussetzen, meiner Treu! Die kleinsten Kerle haben die größten Trompeten. Sie blasen sich Backen und Köpfe an, man meint, sie sollten in Stücke gehen. Muß man nicht den Teufel im Leibe haben, um so etwas auszuhecken? Die Kerle spielen nun in der Kirche, wenn Hochamt ist. Die Frau Marquise hat freilich gesagt, sie sähe nicht ein, was dieses Musiciren beim Hochamt bedeuten sollt'; ich glaub' aber, sie hat's nur gesagt, um dem Herrn Pfarrer einen Streich zu spielen, denn sie kann ihn nicht leiden. O, ich weiß bestimmt, sie kann ihn nicht leiden. Na, ich werd' mir inzwischen mal meinen Stiel fertig machen."

„Was soll denn die Frau Marquise gegen den Herrn Pfarrer haben?"

„Sie hat einen wahren Haß gegen ihn, einen wüthenden Tick."

„Woher stammt dieser Haß?"

„Woher? Woher? . . . Weil der Pfarrer dran Schuld war, daß man bei der Beerdigung des Herrn Marquis Trab fahren mußte und über so schlechte Wege! . . . Der Herr Marquis ist höllisch geschüttelt worden. . . Offen gestanden, ich mache mir auch nichts aus diesen Pfarrern. Haben mich nur in Schaden und Leid gebracht. Da wollten sie mich nicht copuliren, wenn ich nicht einen Erlaubnißschein für sechs Franken einlöste, weil nämlich dazumal Fastenzeit war. ‚Was?' hab' ich gesagt, ‚wenn es eine Sünde ist, sich jetzt zu verheirathen, so werden die sechs Francs das Gesetz des lieben Gottes nicht umstoßen können.' Sechs Franken, lieber hätt' ich mich gar nicht verheirathet! Aber sehen Sie wohl: die Gäste waren schon eingeladen, die Musikanten dazu, ich hatte massenhaft Wurst gekauft u. s. w. ‚'S ist doch recht ärgerlich', sagt meine Frau, ‚müssen mal zusehen, ob sie uns von den sechs Franken nichts ablassen.' Na, was thu' ich? Ich hatte damals eine Courage wie der leibhaftige Teufel. Ich geh' einfach zum Bischof. Zum Bischof, sag' ich; das heißt, ihn selbst hab' ich nicht zu Gesicht bekommen. Für so ordinäre Leute ist der Herr nicht zu sprechen. Na, aber ich spreche doch mit einem von den Canonicussen; und, ‚Herr Canonicus', sag' ich, ‚meine Gäste sind eingeladen und wir haben die Wurst gekauft, und es wäre mir höchst unangenehm, wenn ich die Hochzeit wieder absagen müßte. Aber lieber verzichte ich doch auf die Heirath, als daß ich dem lieben Gott, der doch gewiß kein Geld braucht, sechs Franken bezahle.' Da hat der Canonicus sich vor seinen Tisch gesetzt, so wie Sie jetzt dasitzen und was aufgeschrieben und mir's gegeben und gesagt: ‚Das ist für Euren Pfarrer.'

‚Gut', sag' ich, ‚nun will ich das Beste hoffen', und ich trink' einen Schoppen im „Schwarzen Hahn", der damals an der Chaussée stand, kurz vor dem sechsten Meilenstein. Ich trink' den Schoppen, lege dann meine drei Stunden Wegs glücklich zurück und komme wieder zum Pfarrer. Er macht das Papier auf, sieht mich so über die Brille hinweg an, kratzt sich den Kopf und sagt: ‚Gut, mein Junge, ich werde Dir's für drei Franken besorgen.'

Ach Gott meiner Güte, 's gab mir einen Stich ins Herz; aber was blieb mir übrig? Ich hatte die Wurst, die Musikanten und die Hochzeitsgäste auf dem Halse, mußte also gute Miene zum bösen Spiel machen. Sehen Sie, das nenn' ich doch ein Geschäft, wo man sein Geld ohne Schweiß ver-

dient. Der verwünschte Klopfer will gar nicht nachgeben; der Kerl macht's wie die Steine . . . Aber warte nur!

Die Wahrheit zu sagen, hab' ich ihm übrigens seine drei Francs nicht bezahlt. 'S war nämlich so: nach der Messe frage ich den Herrn Pfarrer, was ich ihm schuldig bin. Man muß doch keinem Menschen was schuldig bleiben. Er giebt mir zur Antwort: ‚Zehn Franken.'

Na, nun frag' ich doch Einen, ob so was erhört ist. ‚Schön', sage ich, ‚jetzt, da ich verheirathet bin, können Sie zusehen, wie Sie Ihre zehn Francs bei mir holen.' — Er ist niemals gekommen; aber es thut mir doch leid, daß ich ihm so was gesagt habe. Es ist nie gut, wenn diese Leute unser Einem auffässig sind. Ich glaube zwar nicht, daß sie so große Hexenmeister sind, wie man behauptet, aber es steckt doch immer etwas Geheimnißvolles dahinter.

Na, er hat mich jedenfalls gut copulirt, obgleich ich ihn nicht bezahlt habe. Gut copulirt! . . . Nur zu gut!"

An das Publikum.

Im Schauspiel taugt Euch höchstens noch ein Wetter
Wie es der Sümpfe grüne Decke wellt,
Hanswurst und Phryne theilen sich die Breter,
Weßhalb auch nicht? Sie herrschen in der Welt.

Ihr wollt nicht Löwen — Pfui der grimmen Tatzen!
Nicht Leidenschaften über's Tagesmaß,
Das ist zu roh — Wie niedlich sind die Katzen
Und Stürme? Sei's. Doch nur im Wasserglas.

Die Kunst soll Euch zum Sprechen ähnlich malen
So wie Ihr seid, nicht wie Ihr solltet sein,
Das Wirkliche gilt Euch statt Idealen
Und wär's auch kleinlich, nüchtern und gemein.

Ihr naht mit Eurer Krittlerweisheit Brillen,
Zersetzt das freie Spiel der Phantasie,
Und folgt Ihr manchmal eines Dichters Willen;
Der Mode, nicht der Kunst beugt Ihr das Knie.

Will drum der Dichter heut' der Eure werden,
So meid' er ja, um Gott, den hohen Stil,
Recht Miniatur, recht locker in Geberden,
Pikanter Ernst, ach auch der Ernst sei Spiel.

Müßt Ihr die Todten schanden halber tragen,
Thut Ihr die Lebenden so leichter ab,
Wenn schon, so mögen sie die Enkel plagen,
Wenn nicht — deckt Dichter und Gedicht ein Grab. —

Murad Efendi.

Des Königs Tänzerin.

Historisches Genrebild von **Fr. von Hohenhausen.**

In der Behrenstraße, unweit vom Opernplatz, ging mit raschen Schritten sporenklingend ein Officier und suchte sein Gesicht so tief wie möglich in den Mantelkragen zu verbergen. Es war schon spät und selten ließ sich noch ein Wanderer in den stillen Straßen blicken, geschah es aber und derselbe sah den Officier eilig vorüberstürmen, so blieb er, wie vom Blitz getroffen stehen und starrte dem Vorübereilenden verwundert nach, flüsternd sagte Mancher: „Der König! Wohin mag er gehen? O Fridericus rex, Du Liebling des Mars, folgst Du dem Amor jetzt?“ Denn ein Bischen Mythologie führte damals jeder Gebildete im Munde. Der Officier eilte weiter und hemmte erst an einem hübschen, neuen Hause seine Schritte.

Die rauschenden Baumwipfel des Thiergartens schauten damals noch über die Mauer der Wilhelmsstraße und bildeten den Hintergrund zu dem letzten Hause der Behrenstraße, in welchem mehrere Fenster hell erleuchtet waren.

Der Officier blieb einen Augenblick stehen und wendete den Kopf nach oben, als wollte er versuchen den Schatten zu erkennen, der zuweilen hinter den hellen Scheiben auftauchte. Ein süßes Gefühl mochte ihn beschleichen, als sei das Licht dort oben ein Glücksstern der Verheißung. Doch zog er mit so fester Hand die Hausglocke, daß sie lautgellend anschlug und der Besuch kein Geheimniß für die Hausbewohner bleiben konnte.

Ein zierliches Zöfchen, hochaufgeschürzt, öffnete alsbald und leuchtete mit flackernder Kerze dem Officier die Stufen hinauf. Oben stand eine schöne Dame in festlichem Putz, ein sehr kurzer, modischer Reifrock von geblümtem Atlas bildete eine zierliche, aber doch umfangreiche Tonne, aus welcher sich die schlanke Miedertaille wie eine Blume aus einem Wasserglase erhob. Der Kopfputz bestand aus hochgethürmten Haarpuffen, die reich mit Puder bestreut und mit Rosen verziert waren; die weißen Wolken des Puders bildeten einen nebligen Schimmer um das rosige Gesicht der Dame, in welchem zwei fein gezeichnete schwarze Bogen über den dunklen Augen ein Gemisch von Strenge und Liebreiz hervorbrachten. Sie verneigte sich tief und sagte in gebrochenem Deutsch:

„Majestät sind zu gnädig, mich Ihres Besuches zu würdigen und mir das neueste Erzeugniß Ihrer Muse vorlesen zu wollen.“

„O Signorina, meine Muse ist eine sehr langweilige Person neben einer so holden Grazie, wie Sie. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Huldigungen darbringe.“

Damit führte der König Friedrich II. die reizende Hand der berühmten Tänzerin, Barbarina Campanini, an seine Lippen und ging dann rasch, mit königlichem Anstande ihr voraus in das hellerleuchtete Zimmer, wo er in einem hohen vergoldeten Lehnsessel Platz nahm, während die Dame sich demüthig auf eine niedrige Causeuse setzte.

„Sie sehen wie ein artiges Kind aus, Signorina, und wie einem solchen habe ich Ihnen eine Kleinigkeit mitgebracht. Da sehen Sie, hoffentlich gefällt es Ihnen."

Der König nahm bei diesen Worten eine Schachtel aus seiner Rocktasche, entfernte einige Hüllen von Seidenpapier und packte einen zierlichen Amor von Porzellan aus, dann sagte er mit elegantem Accent in seiner Lieblingssprache:

„Voici ton maître:
Je le fût, il l'est
Ou il le doit être."

„Merken Sie es sich, schöne Barbarina, dies Motto hat der berühmte Voltaire auf Amor gedichtet. Dieser kleine Schelm hat übrigens keinen Pfeil mehr im Köcher, die hat er bereits sämmtlich auf mich abgeschossen, statt dessen liegen aber ein paar Diamanten darin — Thautropfen für die rosenrothen Muscheln Ihrer reizenden Ohren."

Ein so prächtiges Geschenk mochte die Tänzerin nicht erwartet haben, sie wurde auffallend verlegen und begann zu zittern. Im selben Augenblick ließ sich ein Geräusch im Nebenzimmer vernehmen.

„Was ist das? Kann uns dort Jemand belauschen?" fragte der König, sich mißtrauisch umsehend.

„O nein, Majestät, das war mein Mops, ich werde ihn gleich hinauswerfen", sagte sie und wollte fortgehen.

„Lassen Sie ihn ruhig dort, ich liebe die Hunde, sie sind viel ehrlicher und klüger als die Menschen. Befehlen Sie jetzt gütigst, daß Ihre Zofe uns servirt — mein Koch ist doch hier gewesen?"

„Gewiß, Majestät, die Wohlgerüche seiner Kunst haben mich schon lange entzückt", sagte Barbarina und gab ein Zeichen mit der Klingel.

Friedrich ließ nämlich sehr oft durch seinen eigenen Koch die Speisen bereiten, wenn er auswärts essen wollte. Auch zu seinen Lieblingsgenerälen schickte er denselben, und bat sich dann bei ihnen zu Gaste mit der Bestimmung, daß die Barbarina auch eingeladen würde.

In wenigen Minuten erschien ein exquisites Souper, wie es der König liebte, kräftig und doch fein. Er langte tüchtig zu und schien sich nicht zu wundern, daß die Tänzerin dies ebenfalls that, sie füllte sogar zwei Teller und trug den einen ins Nebenzimmer für den Mops. Dann aß sie mit sehr gesundem Appetit von allen Speisen zweimal.

Während des Essens lenkte der König das Gespräch auf den armen Lord Stuart de Mackenzie, der einst Barbarinas Verehrer war und sich sogar mit ihr verheirathen wollte. Er besaß einen hohen Grad von Eifersucht und hatte ihr zur Pflicht gemacht, nie mit einem anderen Manne allein zu sein. Der König neckte sie mit dieser strengen Vorschrift und meinte lachend, was der Engländer wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß er jetzt ganz allein bei ihr sei.

„O, Majestät sind ja aber kein gewöhnlicher Mann, Sie sind ein König, ein Held, ein Dichter — die Poesie ist die beste Beschützerin der Tugend."

„Aber ohne Liebe giebt es gar keine Poesie, warum vermeiden Sie stets von ihr zu reden, holde Barbarina? Warum waren Sie so spröde gegen den guten Lord?" sagte der König und rückte der Tänzerin vertraulich näher.

„Weil ich ihn nicht liebte, Majestät! Das Herz liegt noch beim Magen

und ist ebenso eigenwillig wie er, zum Lieben wie zum Essen kann man sich nicht zwingen."

„Welch ein prosaischer Vergleich, man merkt daran gleich, daß Sie gar nicht wissen was Liebe ist."

„Doch, doch — ich weiß es seit einiger Zeit", flüsterte Barbarina, indem sie die schwarzen Wimpern tief auf die purpurnen Wangen senkte und dadurch ganz reizend aussah.

„Liebe und Schönheit gehen Hand in Hand", sagte Friedrich, während ein warmer Strahl aus seinen sonst stets so klaren, kalten Augen voll Bewunderung auf die junge Tänzerin fiel. Sie bemerkte es, obwohl sie vermied ihn anzusehen; mit dem deutlichen Bestreben dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, sagte sie bittend:

„Ich brenne vor Begierde die schöne Vorlesung zu hören, die Majestät mir verheißen haben."

„Ja, ich wollte das Urtheil der geistreichen Barbarina über mein neuestes Gedicht einholen, aber es handelt nur von der Weisheit der Freundschaft und ich möchte jetzt lieber über die süße Thorheit der Liebe mich belehren lassen. Die französischen Könige sind viel glücklicher als die preußischen gewesen, denn sie gestatteten sich eine Lavallière, eine Montespan und eine Pompadour — um letztere beneide ich freilich meinen königlichen Collegen, Louis nicht."

„Bitte, bitte, Majestät, lesen Sie mir heute die schönen Verse vor, die Voltaire corrigiren wollte, ohne es zu verstehen, er hat ja lange nicht so viel poetisches Talent wie Sie."

„Schmeichlerin, wie schön Sie lügen können!" sagte der König, rückte sich aber doch eigenhändig die Wachslichter näher und begann seine geistreichen, jedoch nicht sehr regelrechten Verse mit sichtlichem Vergnügen laut vorzulesen:

Pourquoi l'amour est — il le poison
Et l'amitié le charme de la vie?
C'est parcequ'elle est la fille de la raison
Et l'amour est le fils de la folie —

Friedrich versuchte in den Zügen seiner schönen Zuhörerin die Wirkung seines Werkes zu beobachten, aber es gelang ihm nicht, weil die vielen Lichter ihn blendeten, er schob dieselben zur Seite, um besser sehen zu können. Es kam ihm dann vor, als wäre Barbarina sehr zerstreut oder gelangweilt, ja es schien ihm sogar, als bewegten sich ihre feinen Nasenflügel in verdächtiger Weise und als rötheten sich die Ränder ihrer schönen Augen, — lauter Symptome, die dem Proceß eines verhaltenen Gähnens vorauszugehen pflegen!

Als er noch darüber nachdachte und forschte, ließ sich in regelmäßigen Intervallen ein leises, immer deutlicher werdendes Schnarchen vernehmen, — aber die Dame schlief doch nicht — was konnte das sein?

„Wer schnarcht denn hier?" fuhr der königliche Dichter mit empörtem Stolz plötzlich empor.

„Das ist wieder der Mops, das dumme Thier", rief die Tänzerin und flog nach der Thür des Nebenzimmers, sich davorstellend, als wollte sie den Eingang beschützen.

Der König war auch aufgesprungen und folgte der jungen Dame, neugierig über ihre Schulter spähend. Er erblickte mit Erstaunen einen hübschen

jungen Mann, der fest eingeschlafen auf einem Divan lag und als deutliches Zeugniß eines süßen Schlafes immer vernehmlicher schnarchte.

„Ist das der Mops?“ fragte der König zornig.

„Ach, es ist mein Mann, Gnade und Verzeihung, Majestät!“ rief die Tänzerin, indem sie in die Knie sank.

„Wie, Herr von Cocceji, der Sohn meines Großkanzlers? Er ist doch nicht der Mann meiner Hofballettänzerin?“ fuhr der König den Schläfer an, der im ersten Schreck sich neben Barbarina niederwarf.

„Zu Befehl, Majestät, seit drei Tagen bin ich heimlich mit ihr getraut, da mein harter Vater unsere Verbindung nicht zugeben wollte, ließen wir uns durch einen katholischen Geistlichen an der österreichischen Grenze copuliren.“

„Heimliche Ehen gelten nicht in meinem Lande.“

„Wenn Ew. Majestät sie sanctioniren, ist unsere Ehe nicht mehr heimlich, ich wollte um diese Gnade bitten.“

„Und darum war Er so frech hierher zu kommen, mich zu belauschen — und bei meinem Gedicht einzuschlafen?“

„Majestät, ich kam, weil ich meine Frau nicht mit einem Dichter allein zu lassen wagte, Frauen schwärmen immer für Dichter.“

„Ach was, Seine Frau ist eine sehr kluge, tugendhafte Person, aber nicht poetisch.“

„Geschlafen habe ich nur einen Augenblick.“

„Der arme Mann hat seit drei Nächten kein Auge zugethan, wegen der Reise, die Tag und Nacht in Eile gemacht werden mußte“, sagte die junge Frau und sah den König flehend an.

„Ich habe im Anfang sehr gut zugehört, Majestät, und werde nie den schönen Vers vergessen:“

„Pourquoi l'amour est — il le poison de la vie“,

declamirte Herr von Cocceji.

„Schon gut, schon gut“, unterbrach ihn der geschmeichelte Dichter sichtlich versöhnt, „ich werde Ihn nach Glogau versetzen, bis Sein Herr Vater sich an Seine tolle Heirath gewöhnt hat“, damit hüllte sich der König in seinen Mantel, ohne die Tänzerin anzusehen und eilte über die stille Behrenstraße ins Schloß zurück.

Barbarina Campanini aber wurde als die Gattin des Regierungspräsidenten von Cocceji in Glogau eine sehr glückliche, hochgeachtete Frau, die in Glogau viel Gutes that und deshalb später von Friedrichs Nachfolger in den Grafenstand erhoben wurde. Ihr liebliches Porträt schmückt die Hohenzollernschlösser und ihr Andenken als das der Freundin des größten preußischen Königs wird in hohen Ehren gehalten.

Frauenfüße.

„Schau in das Auge der Frau und Du wirst auf den Grund ihrer Seele blicken!“ — Tausende von Unglücklichen hielten sich an diese Regel, und rettungslos sanken sie tiefer in die Netze der Sirenen. Es ist eben nicht leicht, diesen Durchblick zu gewinnen! Die Frau wäre nicht zur Comödiantin geboren, wenn sie nicht in erster Reihe ihr Auge in der Gewalt hätte. Wer sich an diesen Spruch halten will, der muß theure Studien, die Studien eines Menschenalters gemacht haben. Dann weiß er, daß nur zu oft der feuchte, berückende Thränenschleier ein lustiges Lachen auf dem Grunde der Seele verbirgt, und durch das vergnügte Lachen des Auges hindurch erkennt er die nagende Bitterkeit und den herben Groll im innersten Herzen. Das Auge der Frau lügt, — es schleudert die Pfeile warmer Liebe und in der Brust wohnt Verachtung, es lacht und girrt in scheinbarer Oberflächlichkeit und die Seele möchte vergehen in der Wehmuth des Verbanntseins.

Das Auge der Frau kann sich dem Blick des Forschenden nicht entziehen, — darum lügt es! Darum lügt auch der rosige Mund mit den schwellenden Lippen! Er lächelt und lacht, um etwas zu erreichen, und schmollt und trotzt, wenn das Lächeln und der Kuß der Liebe nicht zum Ziele führte. Darum lügt auch die Hand, die apathisch auf den dunklen Falten der Robe ruht, oder gleichgültig graziös den Fächer bewegt, wenn heißes Begehren die Brust zersprengen möchte, die warm einen Druck zu erwiedern versteht, — wenn ihre Besitzerin nur Gleichgültigkeit empfindet.

Nur der Fuß, diese Basis der weiblichen Schönheit, — er läßt sich so leicht unter der schützenden Hülle des Kleides verbergen, man wendet ihm noch immer so wenig Aufmerksamkeit zu — warum sollte er lügen? Er ist der Spiegel der Frauenseele, in ihm zeigt sich der weibliche Charakter, ohne Hülle, ohne Maske.

Man behauptet, ein schöner Frauenarm sei selten, ein schönes Bein noch seltener. Ich glaube, man kam zu diesem Schlusse nur, weil es mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft ist, an letzterem seine Studien zu machen. Schon um die Richtigkeit dieses kunstästhetischen Satzes festzustellen, wäre es vielleicht nicht unnütz, sich intimer mit dem Frauenfuße zu beschäftigen; ist er doch das Einzige, was die Sitte der Zeit uns noch von diesem Theile des weiblichen Körpers zu bewundern gestattet.

Und auch das nicht mehr ungetrübt! Mag auch die allmächtige Mode unserem Geschmacke noch so enge Fesseln anlegen, am schönsten bleibt doch der Fuß in seiner menschlichen Nacktheit, frei von der prüden Hülle der Cultur. Da drückt er sich weich und elastisch in den üppigen Smyrnateppich und hebt sich plastisch, sinnberauschend von den dunkeln Kissen des Divans ab. Es war nicht nur die Sucht nach etwas Neuem, die die Frauen der ersten Revolution bewog, zu der Fußbekleidung einer Aspasia zurückzukehren, es war das instinctive Gefühl, daß in einer Zeit der höchsten Frauenerregung auch die höchste Reizentfaltung nöthig sei, um die unbestrittene Macht des

Weibes nicht in dem gewaltigen Kreise neuer Ideen zu Grunde gehen zu lassen.

Welcher Unterschied zwischen dem nackten Fuß, der schmuckbedeckt aus der griechischen Gewandung hervorschaut und dem modernen pariser Stiefel, der unter der Robe der Dame von heute sichtbar wird! Ein hoher Spangenstiefel aus glänzendem Leder, sich eng an den Fuß und das Bein schmiegend, und durch die durchbrochene Arbeit hindurch verrätherisch den seidengewirkten Strumpf zeigend, er ist ein Triumph der Kunst über die Natur. Er zwingt den Fuß in ideale Formen, er verleiht dem Gange etwas Schwebendes und giebt der Krone der Schöpfung die Möglichkeit, den Schmutz der Erde nur mit der äußersten Spitze des zierlichen Piedestals zu berühren. Es giebt Skeptiker, welche in der Kunst des modernen Stiefels nur etwas Gekünsteltes sehen wollen. Ich möchte sie mit einem Mittel bekämpfen, mit dem einst in Griechenland die Richter besiegt wurden, — ich möchte ihnen den pariser Stiefel an dem Fuße einer schönen Frau zeigen und ich würde in ihren Augen das Feuer der Bewunderung, den Beweis ihrer Niederlage erblicken.

Wenn mir von Jemand erzählt würde, er habe ein solches Meisterwerk der Fußbekleidungskunst geküßt, natürlich wenn demselben das darinnen wohnende Füßchen seelisches Leben verleiht, ich würde das mit demselben Rechte glauben, wie jene Mythe von dem Klosterbruder, dem bei dem Anblick der mediceischen Venus die Sinne vergingen. Es soll das nicht etwa ein Vergleich zwischen der göttlichsten Frauengestalt und dem reizendsten Füßchen sein — es ist ja auch noch ein weiter Abstand zwischen einem leichten Kuß im fröhlichen Champagnerrausch und einem Begehren, das zum Wahnwitz führt.

Ein solcher Stiefel ist nur für das glänzende Parket und für die weichen Polster des Phaëtons geschaffen. Er berührt das Trottoir nur zwischen Portal und Wagentritt, oder auf Promenaden bei dem herrlichsten Wetter. Und wer trägt ihn? Die Dame der Gesellschaft und — die Dame der Halbwelt; wir sollten eigentlich diese zuerst nennen, denn sie verwendet die dreifachen Ausgaben darauf wie jene. Bei der ersteren erblickt man meist nur die äußerste Spitze desselben, wenn er sich nicht zufällig bei einer prächtigen Treppenpassage oder bei dem Verlassen der Equipage zeigt, zwei Gelegenheiten, die der Entwickelung weiblicher Grazie so sehr entgegenkommen. Ich entsinne mich einer Fürstin Lydia, als noch Fatinitza die Herzen höher schlagen machte, die Begeisterung erweckte, wenn bei dem Verlassen des Schlittens unter dem dunklen Pelzwerk hervor der kleine Fuß mit dem wunderbar modellirten Beine sichtbar wurde und die Spitze des klassischen pariser Stiefels den Boden der Breter suchte. Man vergaß, daß ein dicker Pelzstiefel bei einer Schlittenfahrt vorzuziehen sei und verschlang mit den Augen, was günstige Gelegenheit und liebenswürdige Koketterie den Blicken darbot.

Für die Dame der Halbwelt ist der Spangenstiefel Alles geworden, er hat sogar den Ballschuh verdrängt. Sie tanzt den Walzer und die Quadrille darin und kokettirt mit ihm im Cancan, wo sie ihn mit einer Verve in die Lüfte schleudert, daß der glückliche Beobachter ganz genau unterscheiden kann, ob die in der höchsten Region desselben schaukelnde Troddel von blauer oder rother Seite ist.

Es ist ein Glück, daß der alte Ballschuh ein wenig aus seinen Rechten verdrängt wird. Ist er an und für sich auch nicht häßlich, so hat er doch den Fehler, daß ein tadellos schöner Fuß nöthig ist, um ihn zur Geltung

zu bringen, während der Spangenstiefel leicht einen kleinen Mangel in seiner graziösen Form verbirgt. Es giebt ja auch Anbeter des Ballschuhes, ich erinnere nur an den Baron von Mainau, der ein solch zierliches Ding als Trinkbecher benutzt und dann jahrelang zur Erinnerung auf seinem Schreibtisch stehen hat, wie uns Fräulein Marlitt erzählt. Mir kommt die Sache etwas unwahrscheinlich vor, denn man kann ihm wohl nur zumuthen, daß er vor dem Tanze daraus getrunken und da pflegt man doch im Allgemeinen zu nüchtern für solche Extravaganzen zu sein.

Rein praktischen Zwecken dient der Lederstiefel. Er ist nicht schön, aber doch sieht man ihn gerne, da er vorzugsweise bei schlechtem Wetter getragen, ein kurzgeschurztes Kleid bedingt und bei Ueberschreitung verschiedener Regenlachen einen pikanten Einblick bietet.

Und nun, last not least, der Pantoffel! Er regiert uns Alle, wir unterwerfen uns ihm freiwillig und gerne, ist er doch das Reizendste, was es an Fußbekleidung giebt, unzertrennlich von einem verführerischen Négligé und von lachenden, rothen Lippen, ein stiller Theilnehmer verschwiegener Freuden.

Das sind die äußeren Hüllen, in denen sich der Frauenfuß unseren Blicken zeigt. Es wäre oberflächlich, wollte man sich mit dem Anschauen begnügen und nicht aus seiner Form und aus seiner Bewegung Schlüsse ziehen.

Die höchste ideale Schönheit weist der lange, schmale Fuß der Vollblutaristokratie auf. Er ist häufig nicht klein, aber das Ebenmaß der Form, die richtigen Proportionen seiner einzelnen Theile fordern zur Bewunderung heraus. Wenn dieser Bewunderung nur zu oft die Wärme des Gefühls mangelt, so ist das eine Folge jener Ruhe, jenes äußeren Gleichmuths, der unzertrennlich von einer aristokratischen Frauengestalt ist, der sich auch auf den Fuß ausdehnt, ein Gleichmuth, eine Sicherheit, die uns in ihrem künstlichen Anerzogensein imponirt, aber das Herz, die Sinne kalt läßt. Dieser Fuß tritt uns erst menschlich näher, wenn er uns Concessionen macht, wenn er sich uns in dem seidengestickten persischen Pantoffel zeigt, wenn er diesen kokett auf der Spitze balancirt oder im Vergessen der künstlichen Würde, in einem Ueberwallen des Gefühls ganz fallen läßt und ein seidener Strumpf seine einzige Hülle wird. Dann wandelt sich unsere kalte Bewunderung in den heißen Schlag des Herzens und der auf dem Teppich ruhende Pantoffel legt sich als Herrscher auf unseren Nacken. Dann ist es schwer, fast unmöglich, sich seiner Herrschaft zu entziehen, denn ihm ist das Herrschen angeboren.

Ganz anders der Fuß der Lorette, zumal der französischen, der ja auch gewohnt ist, über die Nacken der Männer zu schreiten. Er ist klein und zierlich, und ist er es nicht von Natur, so muß der der eleganten Chaussüre weit untergeschobene Hacken den Eindruck der Kleinheit künstlich hervorbringen. Er ist kein Herrscher von Gottes Gnaden, er ist der Tyrann, dessen Fesseln zehn Mal abgeworfen werden, ohne daß er den Muth oder die Lust verlöre, einem neuen Geschöpf die Freiheit zu rauben. Er sieht den Beweis seiner Herrschaft in der Erfüllung sämmtlicher Launen, die in dieser fast senkrecht schwebenden Fußspitze wie Champagnerperlen durcheinander wirbeln. Der Hermelin seiner Herrschaft ist nicht echt, sein Auftreten läßt die klassische Ruhe vermissen, er tanzt und tänzelt, er trippelt und galoppirt, aber die Grazie des gewaltsamen Schrittes ist für ihn eine Gangart, der er sich nicht unterwirft, und thut er es dennoch, so läßt sie ihn komisch erscheinen.

Zwischen diesen Beiden der Fuß der femme honnête! Er ist die Poesie

des Realen, das Ideal aller nicht überreizten Charaktere. Von proportionirter Mittelgröße, ohne die Racebildung des aristokratischen Piedestals, ohne die manirirten Modethorheiten des Lorettenfüßchens herrscht er in patriarchalischer Weise, ohne daß die Erfüllung seiner Wünsche die Kräfte eines leidlich situirten Mannes in Verlegenheit setzte. Er schlägt keine großen, unheilbaren Wunden, wie der erstgenannte, er versetzt keine schmerzlich blutenden Nadelstiche, wie der andere, er herrscht durch die Tradition und durch die Solidität seines Wesens.

Sie reden fast dieselbe Sprache, diese drei Füßchen, die man bewundern, in die man verliebt sein und die man lieben kann. Es ist ein so deutliches Idiom, daß nur die äußerste Spitze unter der Robe sich zeigen darf, um es dem Kenner verständlich zu machen.

Der kleine Fuß legt sich wie zufällig an den Deinen, wenn er eine Annäherung wünscht. Du fühlst die Berührung kaum, aber allmälig theilt sich die Wärme desselben elektrisch Dir mit, und diese stumme, scheinbar unmerkliche Sprache wirkt deutlicher wie tausend Worte, mehr wie ein Raketenfeuer glänzender Blicke.

Die zierliche Fußspitze trommelt fröhlich das glänzende Parket oder den weichen Teppich, — oder der Hacken stemmt sich energisch dagegen; der kleine Fuß schleudert verachtungsvoll die schwere Schleppe zur Seite oder er bewegt sich gleichgültig schaukelnd auf und ab, während das gekreuzte Bein seine Contouren plastisch hervortreten läßt. Sogar zornig kann das kleine Füßchen werden und will auf den Boden stampfen, aber gerade dann ist es merkwürdiger Weise am ungefährlichsten.

Welche Sprache der Fuß aber auch redet, immer ist er reizend, immer pikant, immer spricht er verständlich und immer wird er bewundert; wir beugen uns willig unter ihn, wir lassen uns von ihm beherrschen, von ihm tyranniſiren, und der Fuß — er müßte nicht ein Theil der Frau sein, wenn er sich gerade auf das letzte nicht vorzüglich verstände.

P. von Spielberg.

Der Mann der Gegenwart.

Zeitgemäße Skizze von **Edwin Bormann.**

„Auf keinen Fall dürfen Sie unsere Stadt verlassen, lieber Freund, ohne den Baron und seine Sammlungen gesehen zu haben. Es ist, wie bemerkt, ein Sonderling, ein abgesagter Feind jedes gesellschaftlichen Zwanges. Aber gleichviel. Ich schreibe Ihnen eine Karte, Sie miethen sich den ersten besten Wagen und sind in einem Stündchen draußen. Sie treffen ihn sicher zu Haus; eben so gewiß ist es, daß Sie vorgelassen werden. Er wird sich mit Ihnen unterhalten. Nach Ablauf von fünf Minuten können Sie mit Bestimmtheit annehmen, daß er Ihnen seine Heiligthümer zeigt. Denn findet er Sie für unwürdig dieser Ehre, so hat er sich in kürzerer Zeit bereits mit einem höflichen Lebewohl verabschiedet und Sie allein im Zimmer gelassen. — Schlimmstenfalls also werden Sie zwei Stunden umsonst spazieren fahren."

„Sie haben mich durch Ihre Andeutungen so neugierig gemacht, daß ich gern Ihre Empfehlung annehme", gab ich dem Maler zur Antwort.

Er zog eine Visitenkarte aus der Brusttasche und schrieb mit flüchtigen Zügen auf die Rückseite:

Mein Freund N. N.

„So", sagte er, „das genügt. Sie werden auch zwei Historienbilder, von meinem Pinsel gemalt, in seiner Galerie finden. Bis vor Kurzem waren es drei."

„Nun, und dieses dritte Bild? Was hat das dritte verbrochen?" fragte ich erstaunt.

„Das dritte — oder besser gesagt, das erste — hatte seinen zwanzigsten Geburtstag erlebt. Das war sein ganzer Fehler. Doch nun kein Wort mehr. Sie werden selbst sehen. Glück auf den Weg!"

Mit einem Händedruck verabschiedeten wir uns.

— — — — — — — — — — — — — —

Dreiviertel Stunde später hielt meine Droschke vor dem Schlosse des Barons. Ich schritt durch die sauberen Kieswege des kleinen Vorgartens. Ueber der hohen Eingangsthür las ich den Vers:

„Gieb Raum dem Jetzt, Vergangenheit!"

— einen Vers, den erst vor wenig Jahren einer unserer jugendlichen Dichter in die Welt hinausgerufen hatte. Ich zog die Glocke; ein Diener öffnete und führte mich in ein geräumiges Zimmer des Erdgeschosses.

Zwei Minuten darauf trat der Baron ein. Ich übergab die Karte des Malers. Der Baron las beide Seiten und verneigte sich.

„Schön malt er, das muß man ihm lassen!" sprach er und legte die Karte auf den Tisch. „Aber seine Stoffe, seine Stoffe! Was ist uns Medea, was Achill? Was sollen diese Wallensteiner, diese Pappenheimer?

Dergleichen Sujets beleidigen das Auge, welches soeben in den Lichteffecten des Bildes schwelgte."

„Sie verlangen Darstellungen der modernen Geschichte?" fragte ich.

„Ohne etwa ein Verehrer des gemalten Qualmes unserer Kruppkanonen zu sein. Man kann auch Historienbilder ohne verstümmelte Leichname, ohne blitzende Schwerter und Musketen schaffen. Wir leben im Jahrhunderte des Dampfes. Dessen soll sich auch die heutige Kunst bewußt sein."

„Der Vers über dem Eingang Ihres Schlosses verrieth mir schon einigermaßen Ihre Gesinnung. Ihnen gilt das Wort Schillers im ganzen Umfange:

„Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht."

„Hätte ich an der Wende des Jahrhunderts mein Schloß erbaut", gab mir der Baron zurück, „so prangten vielleicht Schillers Verse über der Pforte. Ich handle im Sinne des großen Todten, wenn ich sein Gedicht ruhen lasse und einem jugendlichen Herzen das Wort ertheile."

Fünf Minnten waren während dieser Wechselreden vergangen, und der Hausherr hatte mir noch nicht den Rücken gekehrt. Ich war mir bewußt, durchaus nichts besonders Geistreiches gesagt zu haben, und trotzdem saß ich ihm noch gegenüber. Es mochte wohl heute sein guter Tag sein.

„Sie sind gekommen, meine Sammlungen in Augenschein zu nehmen", begann er wieder. „Wir wollen die hellen Stunden benutzen. Haben Sie die Güte, mir zu folgen!"

Wir überschritten den Corridor und traten durch eine gegenüberliegende Thür in den Bibliothekssaal ein.

„Zur Linken sehen Sie die Werke der Wissenschaft, zur Rechten die der Dichtkunst aufgestellt. Die Anordnung ist nach den Autornamen erfolgt, ohne sprachlichen und sachlichen Unterschied."

Ich wandte mich zur Rechten und trat an eines der Büchergestelle. Vor mir standen die Werke Bodenstedts. Ich überblickte die jüngsten Liedersammlungen des Dichters, ich fand seinen „Alexander in Korinth", seinen „Kaiser Paul". Ich ging die Reihe zu Ende.

„Die „Lieder des Mirza-Schaffy" befinden sich nicht dabei", wandte ich mich jetzt an meinen Begleiter. „Sie zählen vermuthlich zu Ihrer beständigen Lectüre und liegen in Ihrem Arbeitszimmer."

„Die Lieder des heiteren Weisen von Tiflis gehören nicht mehr in diese Bibliothek! — Sie haben in mir den Freund der Gegenwart kennen gelernt. Dieser Saal soll die Literatur des Heute darbieten. Was ist Heute? Was ist Gegenwart in diesem Falle? Die Werke dieses Tages können wir noch nicht in Leder gebunden auf den Regalen haben. Stehen alle Lebenden im Mittelpuncte der Gegenwart? Der achtzigjährige Greis, dessen müde Hände von der Arbeit ruhen, fühlt nicht mehr modern. Gehört eine jugendliche Kraft, weil sie uns gestern vom heimtückischen Geschick entrissen wurde, nicht mehr zur Gegenwart? Ihr Schaffen findet vielleicht eben jetzt erst die rechte Anerkennung. Was bleibt uns übrig? Wir müssen eine feste Grenze annehmen. Sagen wir: die Thaten der letzten zwei Jahrzehnte sind die Gegenwart! Sie stoßen in meinen Sälen auf kein Werk des Menschengeistes, das seit länger als zwanzig Jahren der Welt bekannt ist."

Jetzt erinnerte ich mich der Worte meines Malers. Auch er gehörte

also, nach der Meinung des Barons, nur noch zum Theile der Gegenwart an. Wahrlich, mit einem Sonderlinge hatte ich es hier zu thun; aber es war Methode in ihm.

Ich freute mich der sauberen Bücherreihen und ergriff im Weiterschreiten das Wort.

„Sie haben sich durch dieses fleißige Zusammentragen ein großes Verdienst um die Mitwelt erworben, Herr Baron. In welchem Winkel der Erde fände sich ein gleicher Schatz von zeitgenössischen Literaturwerken?"

„Mit Geld ist fast Alles durchzuführen. Und nennen Sie ererbten Reichthum ein Verdienst? — Vor Jahren versuchte ich mich mit der Feder. Nachdem ich lange Zeit für einige Journale umsonst gearbeitet hatte, erhielt ich für eine Novelle, die mir ziemlich einen Monat Zeit gekostet, ein Honorar von fünfzehn Thalern. Das ist das Ganze, was eigene Kraft zur Mehrung meines Vermögens beigetragen hat. Ich heftete zwei der selbstverdienten Fünfthalerscheine auf ein weißes Blatt und kaufte für den dritten einen zierlichen Goldrahmen darum. So hängen sie noch heute neben meinem Bette."

Wir waren am Ende des Saales angelangt. Der Baron öffnete eine Thür, und wir betraten einen kleineren Raum, an dessen Wänden in wohlgemessenen Abständen Gemälde, mit schlichten Rahmen versehen, aufgehängt waren.

„In unseren öffentlichen Bildergalerien", nahm mein Führer wieder das Wort, „läuft man beständig Gefahr, bei Betrachtung eines Genrebildchens einen speienden Vulkan oder eine wogende See ins Gesichtsfeld zu bekommen, die von der Hand des Ordners in zu enge Nachbarschaft mit jenem gebracht wurden. Bei mir vermögen Sie jedes Werk ruhig für sich zu genießen, ohne durch zudringliche Nachbarn zum Weitereilen gedrängt zu werden."

„Trotzdem werde ich mir heute nur das Vergnügen eines kurzen Ueberblickes gewähren können", sagte ich, indem ich vor einer prächtigen Dorfscene von Vautier anhielt.

„Fühlen Sie nicht den Puls der Gegenwart aus jedem Pinselstriche heraus?" flüsterte mir der entzückte Baron ins Ohr.

Wir schritten eine Reihe gleichgroßer Zimmer ab; und kein bedeutender Künstlername der letzten Jahrzehnte fehlte. Ich sah auch die leere Stelle, an welcher bis vor Kurzem das Bild unseres gemeinsamen Freundes gehangen hatte.

„Morgen trifft ein eben vollendeter Piloty ein, der den Platz wieder ausfüllen wird", gab der Baron auf meine Frage zur Antwort.

Ich hatte mich doch bei einzelnen Bildern zu lange aufgehalten, und die Dämmerung überraschte uns.

„Sie müssen sich wirklich den Statuensaal für einen anderen Besuch aufsparen. Er schließt sich an dieses letzte Cabinet an. Wenn es Ihnen gefällig ist, besichtigen wir noch mein Arbeitszimmer, das für Sie manches Interessante bieten wird. Wir gehen am besten auf unserem Wege zurück, ohne den Corridor zu benutzen."

Am anderen Ende des Bibliothekſaales angelangt, öffnete mein Führer eine niedrige Thür mit den Worten: „Hier arbeite ich", und ließ mich zuerst eintreten.

Ich hatte von diesem Raume durchaus etwas Anderes erwartet. Meine

Blicke fanden nichts als einen Tisch, ein Sopha, ein Arbeitspult, einige Stühle, an den Wänden mehrere Familienbilder.

Der Baron hatte unterdessen die Rolladen herabgelassen, und wir standen im Finstern. Doch nur einen Augenblick, denn alsbald ergoß sich ein mildes, aber fast taghelles Licht von der Decke über den ganzen Raum.

„Die Exactheit Ihrer unsichtbaren Dienerschaft ist erstaunlich", sprach ich mit einem Blicke nach den Milchglasplatten über mir.

„Sie richten Ihre Bewunderung an die falsche Adresse", gab mir der Hausherr zurück. „Ich verdanke diese Pünctlichkeit lediglich dem Erfindungsgeiste unserer Zeit. Sie sehen diesen Porzellanknopf neben meinem Schreibsessel. Er trägt die Aufschrift: Licht. Ich drücke, und Mechanik und Elektricität thun das Ihre, mein Verlangen zu stillen."

Ich sah einen zweiten und dritten Knopf daneben mit den inhaltsschweren Worten: Luft, Wärme.

„Jeder Druck auf den letzteren", sagte der Baron, „erhöht die Temperatur des Zimmers innerhalb zehn Minuten um einen Grad der Celsius-Scala. Jener sorgt für die nöthige Ventilation."

Mein freundlicher Wirth erklärte mir die weiteren Vorzüge seines Schreibpultes. Es fanden sich Karten und Tabellen jeder Art, mit mechanischen Rollvorrichtungen zu erleichterter Handhabung versehen. Bewegliche Ziffern und Zeichen an dem oberen Theile des werthvollen Möbels gaben Rechenschaft über den wechselnden Zustand der Atmosphäre: über Temperatur, Luftdruck, Wassergehalt, Windrichtung, Windstärke u. a. m. Zur Linken des Schreibstuhles befand sich ein telegraphischer Apparat, welcher den Arbeitenden mit der Außenwelt in Verbindung setzte.

„Doch Sie haben vom vielen Sehen Durst bekommen", unterbrach der Baron seine Erklärung. „Auch dem leiblichen Wohle darf der Mann der Gegenwart nicht abhold sein."

Er reichte mir bei diesen Worten ein Glas. Der Tisch hatte sich infolge eines geheimen Federdruckes mit einem blendendweißen Tuche überkleidet, und mein Wirth wies mit einer einladenden Handbewegung auf eine Reihe zierlicher Platinahähne an der Schmalseite des Tisches. Ich las einige der verlockenden Ueberschriften und mit den Studentenworten aus Faust:

„O schöner Brunnen, der uns fließt!"

füllte ich nach kurzem Entschlusse mein Glas mit Rüdesheimer.

Der Baron folgte meinem Beispiele und wir setzten uns einander gegenüber.

„Auf die großen Schöpfungen der Zukunft!" rief er mit leuchtenden Augen und unsere Gläser klangen an einander. „Im nächsten Jahrzehnt hoffe ich diesen Raum mit mancher kostbaren Erfindung, meine Sammlungen um manches erhabene Werk des menschlichen Geistes bereichern zu können."

Ich sagte meinem Trinkgenossen einige verbindliche Worte.

„Nur Eines", fuhr ich fort, „Eines vermisse ich schmerzlich in Ihrem entzückenden Heim: die Kunst, welche das Ohr erquickt, die Menschentröste-rin Musik."

Der Baron warf einen Blick auf den Chronometer, welcher das Arbeitspult krönte, und antwortete:

Wildbachspartie bei Interlaken.

Nach einer Zeichnung von W. Reiche.

„Meine musikalische Tageszeit ist soeben angebrochen. Wenn es Ihnen beliebt, mit mir ein Concert zu hören, so lassen Sie uns drüben auf dem Sopha Platz nehmen."

Jeder von uns besetzte eine Ecke, und ich harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

„Sie sind der Leiter unserer Musikaufführung", nahm mein Nachbar wieder das Wort. „Wollen Sie gefälligst eines der Holzscheibchen an der Lehne auf Ihrer Seite berühren."

Ich wollte der Aufforderung des Barons Folge leisten. Kaum aber fuhr ich mit der Hand zur Seite, als von der Decke des Zimmers eine jämmerliche Katzenmusik ertönte; ich blickte erstaunt auf und sah in der oberen Zimmerecke einen kleinen Trichter, dessen weite Oeffnung auf uns zu gerichtet war.

„Am stillen Herd zur Winterzeit . . ." sang eine Mannesstimme aus dem geheimnißvollen Bleche heraus. Hohe Frauentöne, italienische Worte schrillten dazwischen.

„Sie haben offenbar zwei Scheibchen zugleich berührt", sagte der Baron lächelnd. „Lassen wir unserer Primadonna den Vorrang; ich schneide sofort meinem wackern Berliner Tenor die Verbindung mit uns ab."

Er war unterdeß aufgestanden und hatte ein Porzellanglöckchen berührt. Der Sänger verstummte, und eine herrliche Sopranstimme trug eine Arie aus Verdi's Aida vor. Jetzt erst erkannte ich die treffliche Composition. Wir lauschten andächtig, bis die letzten Tönchen verklangen. Ich klatschte ein leises Bravo.

„Wie schade, daß Ihr Apparat die holde Künstlerin nicht unseren Augen ebenso nah, wie unseren Ohren zu bringen vermag!"

„Vielleicht sind wir es in einigen Jahren im Stande."

„Doch wem gehört diese entzückende Stimme?" fragte ich.

„Sie haben Fräulein H. von der Italienischen Oper in Paris singen hören. Die Leitung meines Telephons endet in ihrem Musikzimmer, und zweimal in der Woche steht mir um diese Stunde die schöne Kunst der Dame zur Verfügung. Der Tenor, den Sie dazwischenjauchzen hörten, ist Herr N. in Berlin. Sein Walther von Stolzing kam leider durch Ihr Versehen heute nicht zur Geltung."

Der Baron ließ noch ein modernes Concertstück durch seine Leipziger Claviervirtuosin ausführen, und wir beschlossen, die musikalischen Genüsse durch Anhören einer Reihe deutscher Lieder, die Frau Z. in der nahen Residenz vortrug.

Ich dankte meinem liebenswürdigen Concertgeber auf das Wärmste.

„Denken Sie", sagte er, „wie reichhaltig mein Programm sein wird, wenn die bestellten Phonographen mit ihren Musikrollen eintreffen!"

Es war spät geworden, und ich machte mich zum Aufbruche bereit. Der Baron leerte sein Glas auf ein baldiges Wiedersehen.

„Denn", fügte er hinzu, „ich habe Ihnen noch vielerlei zu zeigen. Meine Wohnzimmer, die Wirthschaftsräume, das Gewächshaus und besonders die Prunkzimmer im oberen Stockwerke enthalten gleichfalls noch manches Beachtenswerthe. Auch meine Sammlungen verändern sich, wie Sie wissen, mit jedem Tage."

Unter herzlichem Danke verließ ich den modernen Krösus und sein Schloß.

Bald darauf saß mein Freund, der Historienmaler, in einem besuchten Restaurant der Hauptstadt neben mir.

„Also selbst der Wunder seines Telephons hat er Sie gewürdigt!“ sprach befriedigt mein Zechgenoß. „Ja, ja, ich dachte mirs wohl, daß Sie nicht unverrichteter Sache zurückkehren würden. Sie haben das, was er ein modernes Gesicht nennt. Im Uebrigen wird er ja auch schnell herausgefühlt haben, daß er in Ihnen ein ganzes Kind der Neuzeit vor sich hat.“

„Nur die zwanzig Jahre scheinen mir etwas kühn“, gab ich dem Freunde zurück.

„Gewiß, gewiß. Aber er hat sich das nun einmal so zurecht gelegt, und keine Macht der Erde würde ihn davon abbringen. — Habe ich Ihnen denn schon das weitere Schicksal meiner hinausgeworfenen Leinwand mitgetheilt?“

Ich verneinte.

„So hören Sie“, fuhr der Maler fort. „Unser Kunstmäcen machte es mir selbst zum Geschenk. Kaum war es in mein Atelier zurückgebracht, als Professor B. erschien, derselbe, welcher das Millionentöchterlein eines der reichsten Wiener Bankiers zur Frau hat. Er betrachtete das Gemälde zwei Minuten lang, fragte nach dem Preise und legte die geforderte Summe auf den Tisch. — Das Bild stellte eine Episode aus der griechischen Urgeschichte dar. Der Professor fand eine entfernte Aehnlichkeit mit einem längst untergegangenen Gemälde seines Lieblings Polygnot, des großen Griechen, heraus. Er, der an Kaulbachs Faust-Cartons kopfschüttelnd vorübergeht, der die lebensfrischen Figuren eines Knaus und Vautier mitleidig belächelt, der die Landschaftsmalerei überhaupt erst als Kunstgattung anerkennt, seit er gelesen, daß auch das classische Alterthum Spuren davon aufweist: er brannte darauf, diese Erinnerung an den ehrwürdigen Polygnot über seinem Schreibtische aufzuhängen.“

„Ich kenne diese Herren, die für einen Vers des Homer den ganzen Fritz Reuter hingeben. Unser Baron bildet zu ihnen einen treffenden Gegensatz. Die Einseitigkeit aber ist Beiden gemeinsam.“

„Der Vorzug indeß“, erwiederte der Maler, „gebührt entschieden dem Baron. Er unterstützt durch seine einseitige Begeisterung unsere schöpferischen Talente, während Leute vom Schlage des Professors mit ihrem Gelde lediglich die Taschen der Antiquare, Kunsthändler und Antiquitätenkrämer füllen. Denn was mir jüngst mit dem Polygnotschwärmer begegnet ist, wird doch stets eine Ausnahme von der Regel bleiben.

„Auf Ihr nächstes Werk, lieber Freund!“ sagte ich, das Glas hebend.

„Es stellt das Innere einer Locomotivenbauwerkstatt dar“, sprach der Maler. „Wenn es der Baron zu Gesicht bekommt, werde ich um hundert Procent in seiner Achtung steigen.“

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Von der Schreckenszeit der Wahlen, in welcher unsere schöne Kaiserstadt einem Irrenhaus glich, erholen wir uns nur langsam. Die gute Gesellschaft schwieg in dem Tumult, obwohl viele ihrer Mitglieder sich als „Candidaten" betheiligen mußten. Graf Guido Henkel von Donnersmark und Prinz Radzivill wurden namentlich vielfach in die Debatten gezogen.

Hoffentlich wird trotz der buntscheckigen Meinungen der neugewählten Reichstagsmitglieder doch ihre Einigkeit hinsichtlich der Maßregeln gegen die Socialdemokraten erzielt.

Die fortschreitende Besserung des Kaisers wirkt wohlthätig auf die Gemüther. Die Beweise der allgemeinen Theilnahme an dem erhabenen Kranken mehren sich noch täglich. Man hat die sichtbaren Zeichen derselben jetzt im Schlosse ausgestellt zum Besten des Augusta-Hospitals. Es gewährt einen ebenso schönen wie rührenden Anblick, diese prachtvoll ausgestatteten Adressen, die vorzugsweise in Blau und Gold gebunden sind, anzusehen. Die Unterschriften haben Namen aus allen Ständen aufzuweisen, die unbeholfene Schreibweise von Bauern zeigt sich neben den vornehmsten und gelehrtesten Schriftzügen, nicht minder ist es ein schöner Beweis von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der Deutschen, daß Adressen aus aller Herren Länder eingetroffen sind.

Es befinden sich einzelne wahrhafte Kunstleistungen unter den Sendungen, nicht nur kalligraphische, sondern auch gemalte und gedichtete. Ein Blatt von Gräfin Mathilde Reichenbach, geborene von Wedell-Parlow, das Bild des Kaisers von einer Blumenallegorie umgeben, ist besonders hervorzuheben. Auch ein Gedicht von Hedwig Bl. auf weißen Atlas gedruckt und von einem Kranz schwarzer Kornblumen mit goldenen Lorbeerblättern untermischt, verziert, ist eine sehr sinnige Gabe. Stickereien und künstliche Blumen sind in großer Menge von den Schülerinnen der hiesigen Schulen dargebracht, wie denn überhaupt der Kaiser Wilhelm einen besonders warmen Cultus in weiblichen Herzen entzündet hat, sie sind ja Gottlob noch die Heimatstätten für den echten Enthusiasmus.

Die Ausstellung der Adressen findet in dem Gardesaal des Schlosses statt, und ist es gestattet, auch die daran stoßenden Zimmer zu besehen, die durch die historischen Gemälde von Camphausen bemerkenswerth sind. Diese Räume stehen sonst dem Publicum nicht offen, weil sie die Wohnzimmer der hohen Herrschaften enthalten, welche zum Besuch öfter hier anwesend sind. Es waren die Zimmer des Königs von Sachsen und der Weimar'schen Fürstlichkeiten. Von den goldenen Balconen ist die Aussicht über den sogenannten Lustgarten mit dem Museum, der Statue Friedrich Wilhelm's III. und den beiden hohen Fontainen geschmückt, wahrhaft imponirend.

Als besondere Vergünstigung war es uns auch gestattet, das Innere des kaiserlichen Palais zu besehen, unmittelbar nach der Abreise des hohen Patienten, wo noch die Erinnerung an seine Gegenwart gleichsam lebendig darin war.

Wir gingen durch die Einfahrt zur Seite, wo auch die Stallungen und Remisen sich befinden. Während der Leidenszeit des Kaisers mußten alle Ankommende hier vorfahren, um auf der Rampe vor dem Palais jedes Geräusch zu vermeiden.

Einige Stufen führen zu einem etwas dunklen Vorflur, der durch

schwere Portièren nach allen Seiten verhüllt ist. Eine große Glasthür, zu der abermals einige Stufen emporsteigen, öffnet sich in ein großes, helles Zimmer, welches durch die Aussicht in einen frisch grünenden Baumhof sehr freundlich erscheint. Die Fenster sind mit Glasmalereien geschmückt und die Wände mit künstlerisch geschnitzten Boiserien. Die Sessel sind von gepreßtem Leder und tragen eine vergoldete Krone über dem Namenszuge des Kaisers. In einem Schaukasten von Glas, der mitten im Zimmer steht, liegen drei schön verzierte Degen mit der Jahreszahl 1870. Zwei Tigerfelle bedecken den getäfelten Fußboden.

Das anstoßende Gemach ist eine Art Waffenhalle. Die Wände sind mit Rüstungen bedeckt und ein geharnischter Ritter zu Pferde steht in Lebensgröße dem Eingang gegenüber. Ein großes, weißes Bärenfäll liegt vor dem Kamin, der seltsamerweise im Fensterbogen errichtet ist, also nur ein Prunkstück, kein Heizungsapparat sein kann. Ein Katalog über die aufgestellten Waffen zum Nachschlagen ist vorhanden.

Aus dieser Halle führt eine große, offene Flügelthür in das eigentliche Vestibül, dessen Haupteingang auch von der Rampe aus erreicht werden kann. Hier hängen schon einige bemerkenswerthe Gemälde; u. A. ein Porträt des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrich's des Großen, den er beneidete und bewunderte. Er hat schöne, flammende Augen, sonst aber kein schönes Gesicht. Seine Gemalin war eine berühmte Schönheit und wurde allgemein la belle fée genannt, aber ihren Gemal verstand sie nicht glücklich zu machen. In den Memoiren der Gräfin Voß wird ihre Hofhaltung eingehend beschrieben.

Vom Haupteingang links beginnen die eigentlichen Wohnräume des Kaisers. Das erste Zimmer ist für die Adjutanten bestimmt, drei große Schlachtgemälde schmücken es: Fehrbellin, Hohenfriedberg und Königgrätz. Auf dem Gesimse einer ringsherumlaufenden Boiserie stehen kleine, buntgemalte Holzfiguren, Waffengattungen von Freund und Feind darstellend, ein französischer Kürassier, ein Chasseur und ein Zuave standen gerade unter Königgrätz. Es sei hier gleich bemerkt, daß sich im Palais noch keine Gemälde aus dem französischen Kriege befinden.

In der Mitte dieses Zimmers. steht ein Tisch, wo die Glücklichen harren dürfen, die zu einer Audienz befohlen wurden. Wie viel Herzklopfen und Sorgen mögen dort mit ihnen Platz nehmen!

Ein anderer Tisch ist für die dienstthuenden Adjutanten bestimmt; ein kleines Standbild Friedrich's des Großen mit zwei Hunden steht darauf und ein wohlgeordnetes Bücherbret mit Büchern zum Nachschlagen, Rangliste, Fürsten- und Grafenkalender 2c. gefüllt, bildet die Seitenwand.

Das nächste Zimmer dient zum Ertheilen von Audienzen, es enthält Möbel in altmodiger Form, aber sehr elegant mit hellem Atlas überzogen. Landschaften von Amberg und Gräf schmücken die Wände. Ueber dem Sopha hängt die treffliche Copie einer Raphael'schen Madonna, auch ist ein echter Sasso ferrato dort aufgehangen.

Die sämmtlichen Regimentsfahnen hiesiger Garnison sind sorgfältig mit Wachstuch überzogen, in der Nähe des Sopha aufgestellt, vor ihnen erhebt sich auf einem Postament eine kleine Büste Bismarcks — wahrlich dies ist ein passender Ehrenplatz für den großen Mann, er steht dort als Hüter der Kleinodien des Vaterlandes!

Auch eine Abbildung der Siegessäule befindet sich in diesem Zimmer; der Kaiser hat sie sich selbst bei Felsing unter den Linden gekauft.

Hieran stößt das Ministerzimmer, wo die Berathungen unter dem Vorsitze des Kaisers gehalten werden. Dasselbe ist neuerdings welthistorisch geworden, denn es diente zur Krankenstube während des leidensvollen Martyriums, welches durch feigen Meuchelmord der geheiligten Person des Monarchen bereitet wurde.

Das Bett stand in der Mitte des Zimmers, um die nothwendigen Untersuchungen des verwundeten Körpers und die schwierigen Operationen vornehmen zu können. Jetzt ist der grüne Ministertisch wieder an diese Stelle gerückt.

Abgesehen von vielen Vorzügen, war dies Zimmer schon durch die wohlthuende blaue Farbe für den Zweck einer Krankenstube geeignet. Die sämmtlichen Decorationen sind hell- oder dunkelblau gehalten Große Vasen von tiefblauem Porzellan, auch Kronleuchter und Lampen von dieser Masse sind vorhanden, außerdem auch Gegenstände von Lapislazuli, diesem schönen, dunkelblauen Gestein, welches im Mineralreich gewissermaßen ein Pendant zur Kornblume ist.

Diese selbst schmückt das Zimmer ebenfalls in allen Gestalten, sie ist gemalt, gestickt, frisch und getrocknet, als Kranz, als Strauß, Medaillon, Schleife, kurz als Symbol, wie einst das Veilchen in Frankreich es war.

Auch sind noch viele Zeichen der kürzlichen Anwesenheit des Kaisers vorhanden, kleine Gaben der Liebe, Kinderbilder seiner Enkel ꝛc. Am Spiegel stehen auf Postamenten die Büsten von Friedrich Wilhelm III. und von Königin Luise. Hohe Candelaber von Bergkrystall sind daneben aufgestellt.

Am meisten muß aber das Arbeitszimmer des Kaisers die Aufmerksamkeit fesseln, es trägt unverkennbar das Gepräge seiner Eigenthümlichkeit. An dem historischen Eckfenster, wo so oft Bittschriften in zitternden Händen erhoben und immer erhört werden, steht der einfache große Schreibtisch von dunkel gewordenem Mahagoniholz. Zwei Köpfe von Bronze, Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III. sind darüber angebracht. Daneben hängen schöne Jugendbilder der Kaiserin Augusta, der Großherzogin von Baden, der Kaiserin von Rußland und ihres Sohnes, des zweiten Alexanders. Dazwischen erblickt man ein lebensgroßes Porträt von Alexander von Humboldt, der Friedrich Wilhelm IV. ja einst sehr nahe stand.

Auf den Boiserien des Zimmers sind mehrere Kunstwerke angebracht, namentlich eine wundervolle weibliche Büste, deren schönes Gesicht durch einen feinen Marmorschleier, wie der Mond aus klaren Wolken blickt. Daneben steht, ebenfalls aus Marmor, ein meisterhaft gearbeiteter Faun.

Die lebensgroße Büste der verstorbenen Kaiserin von Rußland und ein sehr ähnliches Porträt des verstorbenen Prinzen Albrecht, sind so aufgestellt, daß man sieht, wie sehr der Kaiser es liebt, die Erinnerung an theure Abgeschiedene vor Augen zu haben. Das Andenken an die unvergeßliche Königin Luise wird bei ihm mit einem wahren Cultus gefeiert. Zwei Pastellbilder und eine Marmorbüste, sie auf dem Sterbebett darstellend, betrachtet man mit Wehmuth, aber mit banger, schmerzlicher Scheu öffnet man einen kleinen, schwarzen Schrein, worin die wirkliche Todtenmaske der schönen Königin aus Wachs geformt, sich befindet. Von zartem Wangenroth überhaucht, von einem durchsichtigen Spitzenschleier umhüllt, mit leise geöffneten Lippen, scheint dies rührend schöne Antlitz noch zu leben. Wie herzerschütternd mag es oft zu dem trauernden, erhabenen Sohne geredet haben, wenn er allein in stiller Stunde es betrachtete! Aber er hat das Glück, dieselben geliebten

Züge in lebensvoller Schönheit so oft er will, sich vor die Augen zu rufen, denn die Aehnlichkeit des Kronprinzen mit der Königin Luise tritt vor diesem, ihrem wahrhaftesten Abbilde, überraschend deutlich hervor.

Ueber einem Tischchen von schwarzem Marmor, der mit Kornblumen bemalt ist, hängt die berühmte Arbeit des Bildhauers Kopf in Baden-Baden, ein Hautrelief, die Profilbüste der Kaiserin Augusta darstellend. Die regelmäßigen, schönen Züge sind in dem harten Stein mit einer Weichheit ausgearbeitet, die wahrhaft bewundernswerth ist. Von demselben Künstler ist auch eine herrliche weiße Marmorhand der Kaiserin, die wie segnend neben dem geliebten Gemal liegt.

Ein sehr schönes Porträt der Königin Olga von Würtemberg und eine reizende, kleine Büste der Kronprinzessin als Braut, ganz und gar den frühlingsmäßigen, kindlichen Ausdruck ihres Gesichtes wiedergebend, sind ebenfalls unter den geliebten Andenken des Kaisers aufgestellt.

Zu der Ueberfülle von großen und kleinen Kunstwerken ist im vorigen Jahr noch eine eigenhändige Arbeit der Großherzogin von Baden gekommen, als Geschenk zum achtzigsten Geburtstage ihres kaiserlichen Vaters, nämlich auf einem Blatte gemalt, sämmtliche Familienbilder in Medaillonform.

An das Eckzimmer schließt sich die Bibliothek des Kaisers an, welche in letzter Zeit die traurige Berühmtheit erlangte, das einzige Plätzchen zu sein, wo der Kaiser ein wenig frische Luft schöpfen konnte. Die beiden Fenster sind Balconthüren und führen auf eine große, steinerne Veranda, deren Aussicht in gesunden Tagen herrlich ist, aber in kranken die Augen blendet durch die sonnigen Steinmassen der großen Plätze, die Bücherschränke sind in die Wand gefügt, sie enthalten natürlicherweise fast nur Kriegswissenschaftliches, auch die Werke unseres märkischen Poeten und Kriegsschriftstellers Fontane sind vorhanden.

Die untere Partie der Bücherschränke besteht aus Schiebladen für Landkarten und Pläne.

Der Kaiser verweilt hier fast ebenso oft wie im Arbeitszimmer. Er nimmt dort auch sein einfaches, zweites Frühstück ein, welches man ihm nur auf den Vorsprung eines Schrankes stellt, ohne alle Förmlichkeit. Das erste wird fast noch einfacher servirt, es steht auf seinem Schreibtisch am Eckfenster neben dem Tintenfaß.

In der Bibliothek befindet sich auch die Wendeltreppe, welche zu den Gemächern der Kaiserin führt.

Das Schlafzimmer und Toilettenzimmer werden natürlicherweise Niemandem gezeigt; sie liegen seitwärts nach einem grünbewachsenen, stillen Hof hinaus.

Die Wohnzimmer der Kaiserin befinden sich im ersten Stockwerk, dicht neben den Festräumen und eine Schilderung derselben wird sich jedenfalls besser ausnehmen, wenn zugleich die glänzende Gesellschaft dort versammelt ist, deren Wirthin die Kaiserin in so vollendeter Weise macht. H. v. N.

Wien.

Kaiserin Eugenie in der Kapuzinergruft zu Wien, die Witwe Louis Napoleon's unter den Särgen der Habsburger — das war ein Moment der allerletzten kleinen Zeitgeschichte, der mit ein paar Worten festgehalten zu werden gewiß verdient. Wohl galt der seltsame Besuch der Augusttage keinem Habsburger, sondern in erster Linie einem Napoleoniden, dem Herzog

von Reichsstadt, oder um dynastisch zu sprechen, Napoleon dem Zweiten, allein die Welt, die da unten in der berühmten Gruft am Neuen Markt von ihrem Glück und ihrem Mißgeschick ausruht, ist habsburgisch und als der Gatte Eugenien's, als Napoleon der Dritte noch am Leben war, auf dem Throne saß und machtvoll sein gewaltthätiges Scepter schwang, da machte sich am Tuilerienhofe für das Geschlecht der Habsburg-Lothringer keine so lebhafte Sympathie schuldig . . . In derselben Seitengruft, wo jener Napoleon der Zweite ruht, ruht auch Maximilian der Erste von Mexiko, der unglückliche Bruder Kaiser Franz Josef's, der, von den Einflüsterungen des „großen" dritten Napoleon verblendet, in ein abenteuerliches Land zog, auf einen abenteuerlichen Thron sich setzte, um schließlich im Sande von Quentaro die Todeskugeln zu empfangen. Jawohl, in derselben Seitengruft liegen auch die Gebeine des edlen Max. Als es in Mexiko schon sehr schlecht ging, als der Habsburger sich bereits von aller Macht entblößt und von tausend und tausend Verräthern umgeben sah, da bat und bettelte Kaiserin Charlotte vor den goldstrotzenden Gemächern der Tuilerien und bat und bettelte um Hülfe und Erlösung. Aber Napoleon und wohl auch Eugenie hatten keine Empfindung für das Unglück des Tuilerienopfers und sie sahen ruhig zu, wie Juarez den Kaiser Maximilian erschießen ließ und hörten ruhig die Nachricht an, daß Charlotte, die edle Belgierin — wahnsinnig geworden. Wenn die Exkaiserin Zeit gefunden, wenn sie von ihren stillen Regierungsgeschäften sich noch ein wenig hätte losmachen wollen, so wäre sie gewiß in jenes Schloß am Meere geeilt, in jenes Miramare, das sich Ferdinand Maximilian am blauen Adriatischen Meere erbaut und aus dem er durch napoleonische Hirngespinnste und Intriguen vertrieben wurde. Aber dazu, zu einem kleinen Abstecher nach Triest, reichten wohl Zeit und Mittel nicht aus und so ließ man es beim Besuche der Kapuzinergruft bewendet sein. Zichy hat ein viel besprochenes Bild gemalt: Kaiserin Elisabeth am Grabe Deak's. Dieses Bild ist ein ewiges Zeugniß patriotischer Hingabe. Zichy sollte auch ein Bild auf die Leinwand werfen: „Kaiserin Eugenie in der Gruft der Habsburger", — das wäre eine furchtbare Spectralisirung der Hinfälligkeit von Fürstenglück und Fürstenthronen.

Die Kaiserin Eugenie in der Kapuzinergruft und auf der Ringstraße, das war für die zurückgebliebenen Wiener ein gefundenes Glück, eine Oase in der gesellschaftlichen Oede, ein erfrischender, ein zerstreuender Moment in der Dürre, in der Unfruchtbarkeit des gesellschaftlichen Lebens. Wie immer, ist auch dieses Mal der August ein verlorener Monat im Kalender der österreichischen Residenz gewesen und wie immer befindet sich auch dieses Mal das lebenslustige Wien im Gebirge, an den Seen, auf den Wiesen und Matten jenes Salzkammergutes. Das Gold und der kunstvolle Stuck der winterlichen Salons ist jetzt blauer Himmel, den Dienst des vielarmigen und blendenden Krystallusters versehen Sonne und Mond. Die Goldtapeten der Wände wurden durch die natürliche Decoration der grünen Waldbäume verdrängt und für die weichen Tousts und Causeusen giebt es schwellende Moosbänke und Grasdivans. Die Odeurs der Eau de Cologne und Violet werden durch das Aroma des trocknenden Grases ersetzt und die riesigen Gletscher der Alpenriesen erinnern an die riesigen Eisportionen, die ein großstädtischer Carneval verbraucht. Statt der Schlittschuhe legt man die Steigeisen an und wo sonst die großen Glasspiegel herrschen, besieht man sich jetzt im blanken See und das Wasser ist gar oft nicht trügerischer, nicht einmal so

trügerisch wie das Glas. — Durch die Eisenbahn, die nun vollendet, ist das ganze Salzkammergut mit einem festen Ringe umspannt und zwischen Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Kärnthen — letztere zwei Gebiete gehören zwar nicht zum sogenannten Kammergute, sind aber von Wiener Sommerfrischlern gleichwohl äußerst stark besucht — fliegt man beständig hin und her. Edelweiß und Alpenrosen schmücken jeden Hut und die Auerhahnfeder kleidet auch die jungen Damen sehr wohl.

Gmunden, Ischl und Aussee sind und bleiben immer die drei Hauptstationen für den patentirten Müßiggang und Schlendrian zwischen Blau und Grün, welchen Müßiggang und Schlendrian der abgespannte Residenzler auch „Erholung" zu nennen pflegt. Zuweilen pflegen diese Hauptstationen der ländlichen Beschäftigungslosigkeit auch zu Leidensstationen zu werden, ganz besonders wenn es unaufhörlich regnet und wettert und statt der Spaziergänge und Bäder bürgern sich die Pfänderspiele ein, aber die Natur will so genommen und geliebt und werthgeschätzt sein, wie sie sich uns giebt und mit dem Barometer giebt es kein Hadern und kein Rechten.

Gmunden, gewissermaßen die Antichambre von Ischl, hat seine ständigen Besucher, seine ständigen Villengäste, seine alljährlich wiederkehrenden Stammgäste. Die Unregelmäßigen und Sporadischen gehören zumeist dem bürgerlichen Stande an, jenem Stande, der gut leben will, ohne einestheils „aufzuthauen", d. h. mit den Ausgaben zu flunkern, anderntheils sich nicht von den braven Landleuten ausplündern lassen möchte. Zu den Ständigen in Gmunden gehört Altmeister Karl Laroche. Wer kennt nicht die kleine Villa an der Esplanade, in der man stets die lebendigste Gesellschaft und die feinste Küche antrifft! Vater Laroche hat sich zwar noch nicht mit der Erfindung neuer und pikanter Saucen abgegeben, er beschäftigt sich überhaupt nicht in der Küche selber, wie es Rossini so gerne gethan, aber er versteht sich vortrefflich auf die culinarische Kunst und hält große Stücke darauf, neben dem Rufe als eminentesten Kleinmaler des Charakterlebens auch den des raffinirtesten Feinschmeckers zu wahren. Stets wenn man von einer Schule Laroche spricht, wird man auch des Koch Laroche gedenken müssen. Laroche ist zwar noch lange nicht so alt, wie der Traunstein mit dem Profil Louis Seize, aber es kennt ihn doch jedes Wesen dort zu Lande und die Blinden von Gmunden kennen seinen Tritt. — Ach, der eine Blinde, den sie vor ein paar Wochen erst auf englischem Boden begraben, kannte und schätzte ihn auch. Ich meine damit König Georg von Hannover. König Georg — die Depossedirten wollen mir heute einmal nicht aus dem Kopfe, zuerst Eugenie, dann Louis Capet und jetzt Georg V. — lebte zur Sommerszeit gar gerne in Gmunden und sein Tod hat den Ortsleuten manchen Gulden geraubt; nicht gerade viele, denn sehr verschwenderisch, ja auch nur sehr liberal ging es in Geldsachen bei dem Welfenhofe gerade nicht her. — Auch Christine Hebbel, die einst so vortreffliche Schauspielerin des Burgtheaters und Witwe des Dichters Friedrich Hebbel ist eine Ständige von Gmunden. Der Biograph ihres berühmten Gatten — Emil Kuh — ist bereits todt, der Kritiker jenes Biographen, Karl Gutzkow, hat sich bereits beruhigt, aber die Witwe Christine genießt in sanfter Unangefochtenheit ihrer sommerlichen Ruhe. Was kümmert sie sich um Kritik und Biographie. Ihr Gatte schrieb die Nibelungentragödie — das ist genug für Einen Menschen! Auch Friederike Goßmann, Gräfin Prokesch-Osten, ist treue Gmundnerin. Die ehemalige Grille hat den Glanz der Bühne noch nicht vergessen und noch nicht verwunden und

von Zeit zu Zeit bricht das frühere Naturell, die frühere Gurliexistenz wieder aus — aber Alles hat seine Zeit, ganz besonders das Gurlithum. Der Gräfin Prokesch war das Glück nicht ganz so hold, wie der Friederike Goßmann, denn es giebt kein reelles Grafenthum ohne die Einkünfte einer Grafschaft.

Ischl war von jeher der fashionabelste Punct des Salzkammergutes und ist es heute noch, obgleich, das kann nicht geleugnet werden, die Gesellschaft sich hier nicht gebessert hat, in dem Maße eben, als sich eben auch die allgemeinen Verhältnisse nicht ameliorirt haben. Diesem Orte ist, das zeigt sich jetzt erst recht deutlich, und das habe ich bereits früher einmal an dieser Stelle ausgesprochen, sein Vater, der Erzherzog Franz Carl, abgestorben. — Die Kaiserin Elisabeth weilt mit ihrer Schwester, der Königin von Neapel, in ihrer Sommerresidenz an der Salzburgerstraße und allabendlich macht die jugendliche Großmutter, die wie eine Märchenfee auf dem Pferde sitzt, ihren Ritt durch die herrlichen Auen. Kronprinz Rudolph weilte bis zum Anfang dieses Monats ebenfalls in Ischl, bis zu dem Momente, da ihn der Befehl seines kaiserlichen Vaters einem Regiment zur Dienstleistung zutheilte. Der Kronprinz liebt es, ein Mensch unter Menschen zu sein, haßt die höfische Etikette und scheint glücklich im Gedränge, in der fröhlichen Umgebung der bürgerlichen Welt. Wie ein echter Prinz ist der Thronfolger Oesterreich-Ungarns, ein warmer Freund lieblich-galanten Rencontres und warum sollte er es auch nicht. Es wäre schlimm, wenn es anders wäre! . . . Und im weißen Saale — nicht des Schlosses unter den Berliner Linden — sondern des Hotels zum „Ramsauer" versammelte sich durch Wochen allabendlich eine ganz respectable Tafelrunde künstlerischer Individualitäten. In der Mitte der Tafel saß Hofcapellmeister Josef Hellmesberger mit seiner Frau, einer Tochter des großen Anschütz, und seinem Sohne, dem so begabten „Pepi", der die musikalischen Talente seines Vaters geerbt zu haben scheint, wohl einst auch den Witz desselben. Dort sitzt auch Richard Lewy, der artistische Oberinspector der Hofoper, ohne dessen Votum kein Engagement abgeschlossen und kein Gastspiel entrirt wird. Bignio, der schwärmerische Wolfram von Eschenbach, hat sich neben den kleinen Richard placirt und neben Bignio sieht man die freundlich lächelnde Gindele, die Altistin der Wiener Oper. Da sitzt auch Müller, der süße Tenorist, und Rix, der künftige Baßbuffo der „komischen Oper", da sitzt auch Grünfeld, der von der Aristokratie so verwöhnte und verhätschelte Pianist, und da sitzen endlich Journalisten, kritische und unkritische, die Menge und Alles ist Friede, Freude und Eintracht. Und oben auf der Höhe „beim Bauer", da thront Labatt, der Siegmund, da thront Frau Kupfer, die zänkische Fricka und da thront Waldesdunkel und idyllische Ruhe.

Aber in Aussee drüben, in dem steirischen Markte mit seinen reizenden Seen, da bilden sie sich sehr viel auf ihre aristokratische Abgeschiedenheit und Exclusivität ein und doch geht es sehr hoch bei ihnen her. Drüben am Grundelsee hat sich das Burgtheater angesiedelt. Gabillon rudert den ganzen Tag auf dem Wasser umher und erzählt dabei seine phantastischsten Jagdgeschichten; das Ehepaar Hartmann zieht alle berühmten Passanten zu seiner Tafel und Adolf Sonnenthal drapirt sich malerisch mit seinem Paletot und seinem kühnen Hut. Gewiß, wenn es für Viele höchst interessant sein mag, den Künstler in seinem Schlafrock zu beobachten, der Künstler im steirischen Loden hat auch seine pikanten Momente. Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

XII.

„Ueber ihrer Asche blühe ein Paradies!“ Aehnliche schwungvolle Gedanken leidenschaftlichster Trauer, wie sie Schillers spanischen Königssohn erfüllen, mag jetzt Spaniens junger König nähren, indem er wünscht, daß die Leiche der ihm entrissenen Gattin unter einem Mausoleum einer zu erbauenden Grabkirche schlummere, um welche sich rings ein kunstvoller Park mit seiner grünen Pracht erheben soll. Ich spreche hier noch einmal von jenem erschütternden Todesfall, der in der gesammten civilisirten Welt ein Echo des Schmerzes hervorrief, das noch heute nicht verstummt ist und das vor Allem, wie in jedes edlen Weibes Seele, auch in Ihrem Herzen, verehrte Frau, noch nachklingt! Um so erschütternder — ich darf es hier aussprechen — wirkt das jähe Verscheiden der achtzehnjährigen Herrscherin, als es in eingeweihten Kreisen ein offenes Geheimniß ist, daß mit diesem jungen, blühenden Leben noch ein anderes erblühendes, erst zum Lichte reifen wollendes wieder in Nacht versinken mußte!

Also König Alfons hat beschlossen, eine Kirche zu erbauen, unter welcher die vom Tode ihm Geraubte einst ruhen wird. Zu dieser monumentalen Schöpfung wird, bis sie beendigt, eine Million Realen auf die Civilliste erhoben werden und der Herzog von Montpensier als Vater, die Herzogin von Asturien als Schwägerin werden jährlich eine Summe von 200,000 beisteuern. Ersterer überbrachte nach Paris ein Schreiben des Königs an dessen Mutter, worin sie gebeten ist, sich an dem Bau dadurch zu betheiligen, daß sie ihm die ihr angehörenden Diamanten und Juwelen der Kathedrale von Atocha, wo seine Mercedes im Januar ihm angetraut worden — sie haben einen ungefähren Werth von 15 Millionen Realen (über 3 Millionen Mark) — überlasse. Die Mutter telegraphirte sofort: „Sohn meines Lebens! Du empfindest Deinen Schmerz als katholischer König und Edelmann, und denkst an Mercedes, indem Du Dich zu Gott flüchtest; Du willst diese geliebten Ueberreste zu den Füßen der Jungfrau unter einem prachtvollen Tempel niederlegen. Deine Mutter, mein Sohn, erlaubt Dir nicht allein die Juwelen von Atocha zu verkaufen, sondern sie segnet Dich und schließt sich Deinem Plane an, der eines Königs, eines Christen und eines guten Gatten würdig ist.“ Ich habe immer des Glaubens gelebt, daß es mit zum edelsten Daseinsgenusse gehöre, wie die Biene den Honig aus Blumen, so aus dem Thun und Denken der Menschheit alles Süße, worauf wir stoßen, und um so mehr, um so freudiger, wenn es neben mancherlei Bitternissen sich empfindbar macht, zusammenzutragen. In diesem Sinne recitire ich hier Donna Isabellens Depesche; ich freue mich, in ihr, der soviel zu vergeben, das Mutterherz, wo immer es sich zeigen kann, doch niemals vermißt zu haben.

Ich erwähne gleich an dieser Stelle, indem ich später wohl nicht noch einmal auf die Exkönigin zu sprechen käme, daß die soviel von sich reden machende öffentliche Versteigerung ihrer Diamanten nun ihr Ende in Paris erreicht hat. Das Gesammterträgniß dieser Auction, welcher in den Annalen des Hôtel des ventes ein bleibender Platz gesichert ist, belief sich auf 3,437,006 oder, wenn man den fünfprocentigen Zuschlag, den die Ersteher zu leisten haben, hinzurechnet, auf 3,608,856 Francs 50 Cents. Es war ein funkelndes Meer, ein Sternenhimmel von feuriger Pracht — dieser Juwelenschatz; man merkte, er entstammte dem Lande, das einst die Kleinode Perus und Mexicos als Beute geborgen. Ob Isabella sich so ganz zweifellos als die persönliche Besitzerin all jener Herrlichkeiten legitimiren konnte — wer mag das wissen und im Stande sein nachzuweisen?

Inzwischen geht in Paris die Weltausstellung ihren glänzenden Gang weiter. Die Schooßkinder der öffentlichen Gunst waren nach den Geigern und Cymbalschlägern der ungarischen Pußten Sänger aus dem scandinavischen Norden, nach den Zigeunern die schwedischen und norwegischen Studenten von Upsala und Christiania. Freilich machen dieselben nicht den keckgenialischen, burschikoschevaleresken Eindruck der hispanischen Estudiantina vom vergangenen Winter; dafür aber einen viel durchgebildeter künstlerischen, solid musikalischen, ästhetisch gediegenen. Einen zweiten Höhepunct wird das Pariser Völkerfest erst im September wieder erklimmen, wenn zu der für diesen Monat bevorstehenden Reprise der nationalen

Feier vom 30. Juni König Humbert und Königin Margarethe von Italien eintreffen. Ich stelle mir schon jetzt vor, wie das galante, verliebte Paris seinen Kopf über die Herrliche und Liebliche in Einer Person verlieren, wie es ihr zujubeln und ihr den „Hof" machen wird, trotz alles „Staats"-Republikanismus und allen Fehlens eines „Hofes"! Zum Capitel „Reisegekrönter Häupter nach der Weltausstellung" kann ich Ihnen übrigens einen Scherz erzählen. Der „König von Portugal" besuchte die französische Hauptstadt; nämlich nicht der regierende König Luiz, sondern dessen Vater König Ferdinand. Vom Vorhandensein dieser zwei verschiedenen Persönlichkeiten scheint jener Berichterstatter nun keine Ahnung gehabt zu haben, welcher die vermeintliche „Königin" neben seinem „König" sehr naiv also schilderte: „Eine stattliche Dame mit Embonpoint und unverkennbar Bourbonischem Gesichtsschnitt und Zügen." Natürlich, daß ich Sie da schon lachen höre, meine Gnädige! Also unsere unverfälschte Landsmännin, die gute Deutsche mit dem gut deutschen Namen Elise Hensler, die freilich den fremdländischen Titel einer Gräfin von Edla trägt, seitdem der damals dreiundfünfzigjährige Dom Ferdinand 1869 mit ihr vor den Altar getreten, ist kenntlich an ihrem „Bourbonischen" Typus!

Ob Dame Eugenie, die neue „Reine Hortense", jetzt nicht mehr als je, an Paris zurück denkt und an das Jahr 1867, wo es ihr als einer Herrscherin der Welt, der Schönheit und der Mode vergönnt gewesen, die „Ausstellungs-Honneurs" zu machen, während sie nun, als die historische „Witwe" und Mutter des „Kindes von Frankreich", das ohne dies schöne Frankreich ist, im Exile weilt, im deutschen Ems über jenen Denkstein schreitet, welcher das Anfang vom Ende des „second empire" bezeichnet und bei den Kapuzinern in Wien am Sarge des Herzogs von Reichsstadt betet, aber am Sarge des Kaisers Maximilian von Mexico — weint!? Welches Motiv zu einem Geschichtsbild, das eine der ergreifendsten Tragödien des Wandels und der Hinfälligkeit alles Irdischen illustrirt! Wo ist der moderne Maler, der sich würdig erweist, die packende Scene auf der Leinwand festzuhalten? Ja, wenn Delaroche noch lebte — er hatte auf seiner Palette Farben für diese Marie-Antoinetten, diese gestürzten Erdengötter, diese Eugenien!

Von Bad Ems ist der Ideenweg hier doppelt nahe nach Teplitz, dem „Bade der Krieger", wie es bezeichnend genannt worden, wo jetzt „der erste der lebenden Krieger" seine Wunden wäscht — Wunden, die er nicht in der Schlacht, wo er so häufig sich dem Feinde exponirte, sondern in den Straßen seiner Hauptstadt, von der Hand eines Meuchelmörders davongetragen! Indessen — der Himmel hat ihn geschützt und schützt ihn heute noch, den Edlen, von welchem in jüngster Zeit vielleicht keine treffendere Schilderung entworfen worden, als die war, die Fürst Bismarck seinem amerikanischen Gaste, dem kürzlich durch Berlin gereisten vormaligen Präsidenten Grant, entwarf: „In vieler Beziehung, so sprach unser Reichskanzler, ähnelt der Kaiser seinem Vorfahr Friedrich Wilhelm I., mit dem er die Einfachheit der Gewohnheiten, die Liebe für Häuslichkeit, die Sorge für das Volkswohl und viele der fast republikanischen Eigenschaften des Charakters theilt. Den liebenswürdigen Gesinnungen entsprechen die denkbar gewinnendsten Manieren." Das war keine Höflingssprache; so schilderte ein Mann den Mann einem Manne, die alle Drei erhaben über Schmeichelei sind, und deshalb verargten Sie mir es gewiß nicht, daß ich das denkwürdige Citat meinem Monatsbericht einfügte.

In den Bädern ruhen sich nun auch die meisten Derer aus, die zusammen im Berliner Congreß tagten, in erster Reihe Fürst Bismarck selbst, der nun schon zum fünften Mal in der Jahre Flucht wieder zu der stillen Klause der Kissinger sogenannten „Oberen Saline" zurückkehrte, wo es seinem geistigen und seinem körperlichen Menschen offenbar so wohlbehagt. Die beneidenswerth Gesunden, wie Beaconsfield und Andrassy z. B., brauchen freilich kein Bad. Ersterer „edle Lord" hat sich sofort in den parlamentarischen Strudel und in grimmes Wortgefecht mit seinem alten Gegner Gladstone gestürzt. Nebstbei verzichtete er zwar nicht auf den höchsten Ruhm des loyalen Engländers, das Strumpfband — oder wie es der derbe Teutone nun einmal nennt, das Hosenband — der schönen Gräfin Salisbury, wogegen er, trotzdem ihm das semitische Blut zugestandenermaßen für das edelste der Welt gilt, dennoch sich bedachte, eine Aera jüdischer Herzöge Großbritanniens heraufzuführen, indem er als Erster derselben sich etwa zum „Duke of Cyprus" hätte erheben lassen. Dies ihm zu verweigern, wäre Königin Victoria auf keinen Fall gewillt gewesen, während das dort und hier sogar aufgetauchte Märchen, sie plane ein Ehebündniß mit ihrem Premier, der sich zum „Premier" auch ihres noch einmal empfindenden Herzens gemacht, in der That wohl als eine der unge-

heuerlichsten Phantasien zu bezeichnen sein dürfte, die jemals im Reich der Enten plötzlich an die Oberfläche geschwommen!

Apropos England und Cypern. Es ist der materiellen Welt von heute ganz recht: das Heiligthum von Paphos, „Aphroditens Eiland" und später die Staffel, auf welcher der aphrodisischen Katharina Cornaro Herrscher- und Schönheits-Thron sich erhob, als „Provision" für das handeltreibende Volk, als „Courtage" für die Nation der Krämer und Pfeffersäcke, unter „britischem Schutz" zu sehen, wie euphemistisch die Diplomatensprache sich ausdrückt! Dennoch — wie schade! nun werden die Engländer uns den cyprischen Blumenkohl wegessen und den Muskateller forttrinken, jenen berühmten Wein, der in unsrer Poesie lebt, der einen Schiller zu seines Fieskos verzückter Apostrophe begeisterte: „Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen!"

Dreimal rasch hintereinander wiederholte sich im Schlosse zu Windsor die feierlich graziöse Ceremonie der Aufnahme eines neuen Ritters des hohen „Order of the Garter." Nach Lord Beaconsfield kam Marquis Salisbury an die Reihe — ein Nachkomme also der Dame, welcher vor fünfhundert Jahren jenes pikante Malheur begegnete, dem Eduard III., der königliche Verehrer ihrer Reize, ein ewiges Gedächtniß stiftete! — und nach dem Marquis hinwiederum Georgs V. Sohn und „Erbe" — Sie gestatten mir diese Anführungszeichen — der Herzog von Cumberland. Woraus zu entnehmen, daß neben Beaconsfield und Salisbury sich also wohl auch genannter Prinz sehr verdient um das britische Reich gemacht hat. Was meinen Sie?

Wie Lord Beaconsfield nicht Herzog von Cypern, so ist auch Graf Andrassy, bisher wenigstens, nicht Fürst geworden — nun, was nicht ist, kann allerdings noch werden, und dann hätte sein Schwiegersohn in spe, der auch ein „Fürst" in spe, doch immerhin gesellschaftlich nichts voraus vor ihm. College Figaro hat Ihnen, meine Gnädige, voriges Mal den Namen des betreffenden jungen Cavaliers genannt — ich erlaube mir hier aber, Sie zu erinnern, daß ich vor einigen Monaten Ihnen von einem fürstlichen Weltumsegler erzählte, der nach zweijähriger Fahrt um die Erde wohlbehalten nach Wien zurückgekehrt sei. Nun, dieser interessante junge Reisende — es war eben kein Anderer, als der Prinz Alfred Montenuovo — hat sich jetzt Allen nur noch interessanter gemacht, indem es ihm glücken will, in den Hafen einer Ehe einzulaufen, zu der ihm wohl von Herzen gratulirt werden darf. Comtesse Ilona, die im verflossenen Mai 19 Sommer Alte, galt als eine Gefeierte und vielumworbene Schönheit hocharistokratischer und höfischer Cirkel, und wenn man mit ihrem Besitz sich zugleich einen Mann, wie Graf Andrassy, als Schwiegerpapa gewinnt, so ist das sicher ein Appendix, gegen welchen kaum der Zehnte von uns (Männern) etwas einzuwenden haben dürfte.

Da bin ich denn beim Kapitel „Verlobungen", das auch im zu Ende gegangenen Monat wieder um einige sehr fesselnde und pikante Seiten reicher geworden ist. Von Interesse schon scheint es, wenn die Witwe Robert Hellers, vor zehn Jahren Hamburger Geschmacks-Dictators in allen theatralibus, die ein geborenes Fräulein Ida v. Destinon gewesen ist, nach diesem nicht unbeträchtlich langen Witwenstand ein zweites Mal zur Ehe schreitet, mit einem Landwehrofficier Paul Frey. Hätte sodann Jemand gedacht, daß unser „Schopenhauer in höherer Potenz", der Pessimistenhäuptling und Weltschmerz-Philosoph Eduard v. Hartmann, sich jemals zu einer Brautwahl werde entschließen können? Schopenhauer lebte sein System; er hatte à la Handel „keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht." Wogegen die Hartmannsche „Philosophie des Unbewußten" ihren Entdecker und Gründer nicht verhindert hat, der Liebenswürdigkeit und Anmuth einer jungen Norddeutschen und Republikanerin, mit Namen Alma Lorenz, so „bewußt" zu werden, daß er aus Bad Driburg, wo er sie im Hause ihres Großvaters, des dortigen Badearztes Geheimen Medicinalraths Dr. Brück, kennen gelernt, schleunigst nach Bremen zu ihren Eltern fuhr, um sie warb und dann die Verlobungskarten in die Welt sandte, die passend vielleicht das Motto getragen hätten: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens gold'ner Baum!"

Ferner: es ist von Freund Figaro sowohl, als von mir, früher schon berichtet worden, Antonie Link, bisher die unnahbare „Feste" unter den Operettensängerinnen und Soubretten Wiens, wolle capituliren und einem Mitglied des dortigen diplomatischen Corps den Schlüssel zu ihrem Herzen ausliefern. Vielleicht interessirt es Sie, wer der Glückliche ist; es ist der Attaché der italienischen Botschaft, Marchese Cappelli, dessen Familie unter der Bedingung in die Verbindung willigt,

daß die schöne Jüdin eine gut katholische Christin werde *). Zwar kam in das Haus mittlerweile Trauer durch den Tod eines Bruders des Attaché, indessen „Aufgeschoben" ist hier nicht „aufgehoben". Wird es nun von dem betreffenden Paare die Braut sein, die „in die Aristokratie hineinheirathet", so umgekehrt der Bräutigam bei einer anderen Künstlerehe, die in Aussicht steht: die Verlobte Franz Dieners, des notablen Helden- und lyrischen Tenors, Fräulein Sarah v. Schönberg, gehört einem der ältesten und bedeutendsten sächsischen Adelsgeschlechter an, das reich an berühmt gewordenen Sprossen und sehr ansehnlichem Grundbesitz ist. Speciell zu Pfaffroda, dem Stammsitz der künftigen Frau Diener, sitzt es bereits seit 1351.

Das merkwürdigste Paar von vielen — wenn man es erst nur wirklich vor sich sähe — möchte aber das folgende sein. Es ist nicht zu verkennen: die Welt will durchaus nicht, daß Wilhelm III., der über sechzig Jahre alte König der Niederlande, Witwer bleibt; nur hat sie mit der Vermuthung, die 1830 geborene schwedische Prinzeß Eugenie werde ihm als neue „Königin" genehm sein, kein Glück gehabt. Darin sind wir Männer freilich komisch: sollen wir durchaus wieder heirathen, so muß man uns wenigstens eine Junge vorschlagen, sind wir auch schon Alte! Und sie hat sich gefunden — für Alle, die den Gothaischen Hofkalender auswendig kennen, lag die Partie nahe genug! Des Königs Schwestertochter, Weimars jüngste Prinzessin, die am 28. Februar 1854 geborene Herzogin Elisabeth zu Sachsen, eine Nichte auch von Kaiserin Augusta. Im fünfundzwanzigsten Jahre steht jetzt also die Dame und sie steht sonach, wie die Welt nun einmal spitzfindig rechnet, der Sechzig des präsumtiven Freiers nicht blos um die sieben Jahre näher, die thatsächlich zwischen der Achtzehn z. B. und jener Zahl gelegen sind. Enfin — König Wilhelm III. und Prinzessin Elisabeth werden Beide der Vermälung des Prinzen Heinrich der Niederlande in Potsdam Ende August beiwohnen, und bald darauf würde es sich ja zeigen, ob die prinzliche Nichte in der That vom Schicksal ausersehen ist, ihre eigene königliche Tante zu werden.

Hier habe ich jetzt von den Hymenäen zu reden, deren Feier nicht erst vor sich gehen soll, sondern bereits statt hatte. Ein Neffe sowohl, als ein Großneffe Kaiser Wilhelms „führten die Braut heim" — thatsächlich und sprüchwörtlich genommen, denn Beide „hatten das Glück", ein gar reizendes Weibchen heimzuführen: Graf Wilhelm Hohenau (des verstorbenen preußischen Prinz Albrechts Sohn) die zierliche Lory Saurma, Freiin von der Jeltsch, und Herzog Eugen Leuchtenberg (zweiter Sohn der verstorbenen russischen Großfürstin Marie) das pikante Fräulein Skobelew, die Schwester des im jüngsten Türkenkrieg so heldenhaft bewährten Generals. Herzog Eugen schritt mit derselben zu seiner zweiten Ehe; er war seit März 1870 der Witwer von Daria v. Opotschinin, die ihm nur fünfzehn Monate angehören sollte, nachdem er sie sich muthig und selbst des Czaren, seines Oheims, Ungnade nicht fürchtend, erstritten hatte. Denn Anfangs war Kaiser Alexander gegen diese Verbindung; auf die Länge indeß konnte er dem Sohne seiner Lieblingsschwester nicht zürnen und machte dessen junge Gemalin — auf die Herkunft des Hauses Leuchtenberg von Josephine, dem „Engel Napoleons", hindeutend — zur Gräfin Beauharnais, welchen Rang und Titel er nun huldvoll auch der neuen Frau seines Neffen verliehen hat. Von noch einer hocharistokratischen Vermälung, die verschiedene der vornehmsten Familien Deutschlands verwandtschaftlich berührt, die aber im fernen Ausland stattgefunden hat, bleibt zu berichten: auf Schloß Hintschesty in Bessarabien vollzog sich unter großem Gepränge die Hochzeitsfeierlichkeit zwischen Prinzeß Olga, Tochter des Fürsten Ivan Manoukbey und der verstorbenen Prinzessin Helene Delanow, und dem Grafen Bonifacius von Hatzfeldt-Trachenberg, jüngstem Sohne des verstorbenen preußischen Gesandten in Paris, Grafen Max Hatzfeldt, und seiner Gattin, der Tochter des französischen Marschalls Castellane, wieder verheiratheter Herzogin von Sagan und Valençay.

Die fürstliche Familie Hatzfeldt hat im verflossenen Monat verschiedentlich von sich reden gemacht, z. B. auch insofern, als Graf Paul Hatzfeldt — er und Graf Bonifacius sind Vettern — von seinem bisherigen Posten als unser Gesandter in Madrid abberufen worden und zum Botschafter in Constantinopel (an Prinz Heinrichs VII. zu Reuß Stelle) avancirt ist.

---

*) Hier ist unser Passepartout im Bann einer, wie es scheint in Wien geborenen Sage. Antonie Link, dem Herausgeber des „Salon" noch persönlich bekannt, ehe sie zur Bühne ging, ist die Tochter eines echt christlichen Beamten in Königsberg. Jedenfalls scheint uns diese orientalische Frage für Wien gelöst. Die Redaction.

Auch in einer sehr trüben und peinlichen Affaire, deren tragischen Abschluß der Juli brachte, kehrt der Name Hatzfeldt wieder. Vor zwei und einhalb Jahren war es, daß ein Secretär der russischen Botschaft, Herr v. Benkendorff, seine ihm eben angetraute blutjunge Frau nach Berlin brachte, welcher es in überraschender Weise gelang, sich geradezu zum „Stern" der Saison 76/77 zu machen. Das Paar wohnte und lebte fürstlich; zwar wußte man, daß in den Adern dieser weniger schönen, als außerordentlich pikanten kleinen Dame durchaus kein bevorzugtes Blut rolle, indessen der Gatte hatte ihre Herkunft geadelt und sie, so hieß es, seinen Adel mit zwar sehr gewöhnlich bürgerlich verdienten, doch reellen Gold überzogen. Ganze siebzehn Jahr war sie alt und 17 Millionen sollte sie als Mitgift empfangen haben. Ungemeines Aufsehn machte ihre Erscheinung, wo immer sie sich zeigte; sie war die Erste in den Berliner vornehmen Cirkeln, welche der „Zeile von Locken auf der Stirn", jener Haarfrisur, die nach Vischer, der es doch gewiß wissen muß, „so halb träumerisch, halb wild, eben gar so nett bubig ausschaut" daselbst das Daseinsrecht verschaffte, und wenn — nach einem bekannten Scherzworte — ihre Roben zwar nicht unten zu zeitig aufhörten, so fingen sie oben doch stets so spät an, daß es ein — nun, daß es eine Lust war! Etwas reizend Waghalsiges in allen ihren Allüren hatte die kleine Frau; es war Hautgout dabei, das ist keine Frage, sie stand immer auf der denkbar schmalsten Grenzscheide zwischen vrai-monde und demi-monde. Aber o weh: Glück und Glas, wie leicht bricht das! Es muß mit der Mitgift doch nicht so ganz geheuer gewesen sein, oder war die Verschwendung so arg, daß sie selbst mit solcher Summe schnell abwirthschaftete — kurz, eines Morgens hieß es, Herr v. B. habe die diplomatische Carrière quittirt und Berlin „wegen finanzieller Calamitäten" verlassen; er ging als Delegirter des russischen rothen Kreuzes nach dem Kriegsschauplatz. Seine Gemalin hatte nicht das „Talent" dazu, ihn etwa als barmherzige Schwester zu begleiten; vielmehr reiste sie allein nach Paris ab. Allein? Nun, Einige freilich behaupten, daß es an einem Reisemarschall nicht gefehlt habe, und hierbei eben wird jener Familienname wiederum genannt . . . Seitdem waren etwa zehn Monate verflossen, als noch in den letzten Julitagen die Sensationsnachricht sich verbreitete: Frau v. B. hat sich, keine zwanzig Jahre alt, im Bade Boulogne-sur-mer erschossen! Es mußte so kommen — seitdem sie überhaupt sich gesellschaftlich auf schiefe Ebene gestellt, mußte ihr Herabgleiten in die Tiefe, von wo kein Erheben, ja nur eine Frage der Zeit sein. Die Leiche der jugendlichen Selbstmörderin und „schönen Sünderin" hat Berlin passirt, die Stätte ihrer Triumphe im Leben. Rien ne va plus — sie ist die Erste nicht! Mag sein, dennoch macht die bezügliche Persönlichkeit das Ereigniß packender, als es an sich sein mag. Sie war eine Russin und hat es mit dem selbstgewählten, kurz entschlossen ausgeführten Tod bekräftigt. Das ist das Unheimliche an diesen Russinnen — sie sind von Haus aus, scheint es, schon über Alles, wovor andere ihrer Geschlechtsgenossinnen noch stillhalten und sich besinnen, hinüber! Das nihilistische Gift mag doch erschreckend tief schon in die ganze Nationalität gefressen sein!

Fast gleichzeitig geschah es, daß Graf Theodor Radetzky, der einzige (1813 geborene) Sohn des berühmten Feldherrn, in Görz als Selbstmörder endete. — Hier ist das Motiv dunkel, vielleicht war Krankheit, Hypochondrie der Anlaß. Auf zwei Augen noch steht nun im Mannesstamm, und auf vier Augen im Ganzen das alte Geschlecht der böhmischen „Radetzky's v. Radetz". Des Vaters Gattin war eine geborene Gräfin Strassoldo; Graf Theodors Gattin lebt noch, Josephine Schafarzik (Saffarzik), und es war dieselbe, als sie 1850 in Padua Gräfin Radetzky wurde, die Witwe eines k. k. Regimentsarztes, Dr. med. Singer mit Namen. Die Verbindung hat damals zu außerordentlich vielen Gesprächen und Urtheilen Grund gegeben.

Ich muß noch einige Todte des Juli erwähnen: Prinzessin Johanne Schönaich-Carolath, geb. Prinzeß Reuß-Schleiz-Köstritz, Schwester unseres neuen Botschafters bei der hohen Pforte und der Großherzogin Auguste, der verstorbenen ersten Gemalin des Großherzogs von Schwerin; Pastor Knak, langjähriger Prediger der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde in Berlin, ein Original, wie ja diese Herrnhuter Glaubens-Oase in der Berliner Aufklärungswüste selbst auch eine sehr originelle Erscheinung bleibt, der kindlich fromme Mann, der fast mit einem Anflug vom Muth des Märtyrers den Fluch der Lächerlichkeit auf sich nahm, als er öffentlich erklärte: die Erde steht für mich fest, weil es die Bibel lehrt! Dagegen in Wien „Vater Rocki", Professor v. Rokitansky, der die Leuchte der Wissenschaft in pfadfindender, bahnbrechender Weise angesteckt, einer der Häuptlinge der

„neuen Medicin", der Schöpfer der pathologischen Anatomie, wodurch er ein Wohlthäter der gesammten Menschheit geworden! Ferner in Italien der Poet und Patriot Aleardo Aleardi und Cardinal Franchi, des neuen Papstes neuer Staatssecretär, der von einer Indigestion, oder einem Sumpffieber, gerade im Moment, da er die Kissinger Pourparlers zu Stande gebracht, dem Leben entrissen wurde. — Welche Schattirungen und Nuancen der Species Mensch, welche Gegensätze nur in diesem Bierblatt! Daß sofort sich das Geschwätz breit machen würde, Franchi sei keines natürlichen Todes gestorben, da er freilich den Intransigenten des Vaticans „sehr gelegen" gestorben, war nur natürlich.

Es ist Alles schon dagewesen — jedoch, mißverstehen Sie mich nicht, ich ziele mit Akiba's Spruch nicht rückwärts, sondern vorwärts, indem ich frage: von einem leichenschänderischen Bischof haben Sie gewiß noch nicht gehört? Sie holen das nun leider hierdurch nach: es hat wirklich auch einen solchen jetzt gegeben, in Pera, wo er überführt wurde, die Leiche einer in reichen Gewändern und mit kostbarem Geschmeide beerdigten jungen Griechin in ihrer Gruft entkleidet und beraubt zu haben. Br! das ist zum Schaudern, und damit sollte ich billig die Feinheit Ihrer Lilienhaut verschonen — also schnell andere Bilder: was sagen Sie zu der deutschen Baronin, die den französischen Communards Geld zur Begründung von Zeitungen giebt? was sagen Sie zu dem Duell mit blutigem Ausgang zwischen dem bekannten Kunstschriftsteller Max Schaßler („Dioskuren-Schaßler") und einem Premierlieutenant a. D. te Peerdt, wobei die „Hexe Politik" die Eris gewesen, welche den Apfel warf — was sagen Sie zu Director Piloty? Doch nein, ich weiß, was Sie zu dem sagen: „si tacuisses, philosophus mansisses."

Nachdem ich Ihnen noch den Juli als Monat der Unglücksfälle zu Wagen (Graf Hugo Henckel v. Donnersmark, Graf Emanuel Andrassy, Bruder des Ministers, ja, auch Fürstin und Comtesse Bismarck, sowie die Kronprinzlichen Herrschaften in Homburg) und ebenso als einen Monat der Ehescheidungen (Ludmilla Assing, Zelia Trebelli, Frau Catulle Mendès, Tochter Theophile Gauthiers, u. A. m.) denuncirt habe, schließe ich mit einem Quodlibet von Nachrichten und Neuigkeiten: in Frankreich, welches bekanntlich in der Population zurückgeht, schlug man vor, den unbeweibt Bleibenden das Wahlrecht, das politische Stimmrecht zu entziehen; in England agitirt man für Einführung der hübschen, sinnigen französischen Sitte der „Rosières"; in Rußland will man den Gregorianischen Kalender abschaffen; auch den chinesischen Modedamen machen die chinesischen Herren das Leben schwer, indem sie, wie wir etwa gegen die Schleppe, so gegen die „kleinen Füße", d. h. in „ländlich schändlicher" Verkrüppelung, eifern. Mit dem „Gregorianischen Kalender" hat es allerdings sein Uebles; lassen Sie sich erzählen: Prinz Alfred von England, der Erstling des Herzogs v. Edinburgh und der Czarentochter Großfürstin Marie, die sich am 23. Januar 1874 in Petersburg vermälten, wagte seinen Gang ins Leben am 15. October desselben Jahres in Windsor. Der arme Kleine hat aber in den Unterschied von altem und neuem Kalenderstil sich nicht gleich finden gekonnt und — Sie werden einräumen — es ist immer besser, wenn künftig ein solcher Anlaß zu Irrthümern gar nicht existirt. Zuletzt noch theile ich Ihnen mit, daß in Folge des „Aufrufs an Deutschlands Frauen und Jungfrauen" schon eine Menge Proben von Haar, sowohl in Länge, als schöner Färbung, zum „Friseur-Congreß" nach Frankfurt a M. gesandt sind. Die Aussicht, als Siegerin hervorzugehen, hat bisher eine Frau Axhausen in Landsberg a. W. 150 Centimeter Haarlänge. Sind Sie so wenig neidisch und so wenig eitel, meine Gnädige? Ein kleiner Schnitt mit Ihrer Scheere — und der Sieg ist Ihnen! Ich bitte um das goldene Vließ!

Es wird unter „eingeschrieben" und mit Werthangabe prompt an den Turnierort besorgt werden von

Ihrem Passepartout.

Salonpost.

M. G. Schm. in Berlin. Ihr Pegasus ist noch nicht beschlagen und stolpert zu lei über metrische Härten. Gluth der Empfindung und lebhaftes Colorit ist Ihrer Ly nicht abzusprechen. Am besten hat uns „Melpomene“ gefallen.

C. v. Br. Das ist ein altes Uebel. Abraham a Sancta Clara sagte: Weil d Mann des Weibes Haupt, laut der Bibel ist, daher kommt es, daß die armen Weib an keiner Krankheit so häufig leiden, als an Hauptweh.

Abonnent S. in Lichterfelde. Die Thatsache ist nicht zu leugnen und wird auc in Sportkreisen nicht vertuscht. Es handelt sich darum, daß einer der berühmteste Jockeys, Little, bei den letzten Hamburger Rennen sich — was natürlich streng ver pönt ist — mit einem Gegner wegen des Preises geeinigt und sich in Folge desse hatte in dem Rennen schlagen lassen. Little ist in Folge dessen durch Beschluß de betreffenden Clubs von allen Rennfeldern in Deutschland für immer ausgeschlossen worden. Vom Vorstande des Berliner Unionsclubs ist die Untersuchung sofort eröffnet worden, die sich übrigens auch auf Träger sehr distinguirter Namen erstreckt.

L. W. in Halle. Das Gedicht von Bayard Taylor ist den „Liedern zu Schutz und Trutz“ (Verlag von Franz Lipperheide in Berlin) entnommen.

Aline E. in A. Die Redensart à quatre épingles hat folgenden Ursprung: Während der französischen Revolution war ein junger Edelmann zu harter Kerkerhaft verurtheilt worden. Fern von seiner jungen Gemalin, abgeschlossen von der Welt und allen Zerstreuungen, da Bücher und Arbeiten nicht gestattet waren, verfiel er auf ein Mittel, sich die Zeit zu verkürzen, wie es eben nur gänzliche Einsamkeit und entsetzliche Langeweile an die Hand geben kann. Jeden Morgen verstreute er vier Stecknadeln nach den vier Richtungen seiner dunkeln Zelle, um sie dann mit vieler Mühe wieder zu suchen. Diese Beschäftigung trieb er Tag für Tag, bis ihm endlich die Stunde der Befreiung schlug. Die vier Stecknadeln nahm er zur Erinnerung an die traurigste Zeit seines Lebens mit sich, und seine Gemalin ließ dieselben nachher in eine Broche fassen, welche sie bei allen festlichen Gelegenheiten als ihren auserlesensten Schmuck zu tragen pflegte.

Mallinkrodt in Zabern. Wir haben Ihre Replik dem Verfasser übersendet. Zum Abdruck ist sie nicht geeignet.

Unsern übersetzungsgewandten Lesern und Leserinnen stellen wir eine kleine Versionsaufgabe, die zugleich eine Appellation an das poetische Formtalent unserer musophilen Freunde ist. Wir bitten dieselben nachfolgende graziöse Strophen Victor Hugos, die bekanntlich von Madame de Rothschild ansprechend componirt und von Adelina Patti oft gesungen sind, in unser „geliebtes Deutsch“ metrisch zu übertragen und der Redaction des Salon diese Uebertragungen zuzusenden. Die besten Uebertragungen der Hugo'schen Verse werden wir im „Salon“ veröffentlichen, wenn es gewünscht wird, mit Angabe der Namen. Dieses poetische Turnier, das wir öfter erneuern werden, soll uns unsern festen Glauben bestätigen, daß im Kreise der sogenannten Dilettanten oft mehr poetischer Formsinn und Grazie des Empfindungsausdrucks zu finden ist, als bei manchen Dichtern von Profession.

Das Gedicht Victor Hugo's lautet:

Si vous n'avez rien à me dire
Pourquoi venir au près de moi?
Pourquoi me faire le sourire
Qui tournerait la tête au roi?

Si vous n'avez rien à m'apprendre
Pourquoi me pressez vous la main
Sur le rève angélique et tendre
Auquel vous songez en ehemin?

Si vous voulez que je m'en aitte
Pourquoi passez vous par ici?
Lorsque je vous vois je tressaille
L'est ma joie et c'est mon souci.

Neueste Moden.

Nr. 1. Kinderblouse.

Das Vordertheil dieser für ein kleines Mädchen von fünf Jahren und darüber sich eignenden Blouse aus rosa Percal ist vertical gefältelt. Die Zwischenräume der vier Faltengruppen sind mit englischer Stickerei ausgefüllt und von einem Feston umgeben. An der untern Partie ein einfacher Volant. Der sehr weite Halsausschnitt ist mit einem gestickten Einsatz und einem über den obern Rand reichenden Feston garnirt

Nr. 2. Römische Coiffüre.

Das Haar an den Schläfen und am Nacken ist von der Wurzel aus in die

Nr. 1. Kinder-Blouse.

Höhe gerafft; dasjenige am Nacken mehr gebauscht. Kleine Frisuren auf der Stirn und frisirter Puff auf dem Oberhaupte; auf der Rückseite des Kopfes einige Cequen, umgeben von einer gebauschten Windung. Vor dieser Windung ist ein Diadem von Gold und Jet angebracht. Ueber dies schmale Diadem ein breiteres ebenfalls von Gold und Jet. Dasselbe wird in die Coiffüre eingelegt und wird durch ein auf der Rückseite zu bindendes Band festgehalten.

Nr. 3. Griechische Coiffüre.

Auf der Stirn kleiner wellenförmig frisirter Puff; das Schläfenhaar gerade

in die Höhe gekämmt und wellenförmig gerafft; das Nackenhaar ebenfalls zuerst gerade und dann in mehreren Abtheilungen sehr locker gerafft; das Oberhaupt von einem aus frisirten Ringeln bestehenden Puff bedeckt; in die obere Frisur ein Diadem von Goldspitze gelegt; an der linken Seite eine Aigrette und ein Blätter büschel von Goldstoff; über der Stirn ein kleineres Diadem, welches sich an den hinteren Seiten mit dem obern Diadem verbindet.

Nr. 4. Empfangs-Toilette.

Die ziemlich lange Schleppe der Prinzeßrobe von Phantasiestoff ist an den Ecken rechtwinkelig geschnitten. Unter der vorn bis zu 25 Centimeter unterhalb der

Nr. 2. Römische Coiffüre.

Büste als Schooß verlängerten Taille vom Stoff geht eine unten eckig geschnittene Untertaille herab, welche sich an jeder Seite zu einem langen geraden Streifen verlängert. An der zweiten Seitennaht des Streifens ist die Schleppe angeheftet. Dieser Streifen umschließt zugleich eine vertical gefältelte Schürze, deren Mitte längs herab mit einem gekräuselten Failleplastron besetzt ist. Am untern Schooß eine Tasche mit drei Knöpfen. Um den Stehkragen ein großer Kragen von russischer Guipürespitze. Runder Aermel, unten in einen schmalen Plissévolant endigend.

Nr. 5. Reise-Costüm.

Rock von silbergrauer Mousse, unten in große, weite Spitzen geschnitten; zwischen jeder der Spitzen eine heraufgehende Spitze von grauer Faille; auf der Rück-

seite ein auf dem untern Rock drapirtes viereckiges glattes Blatt. Langer Paletot von Mousse mit doppeltem Besatz von Faillelitze auf den Nähten; in der Mitte zum Zuknöpfen und zu jeder Seite von der Taille abwärts eine blinde Knopfreihe; große Revers mit langen, auf der Schulter befestigten Spitzen; auf der Rückseite an der untern Partie des Paletots Hohlfalten; Aermel mit geknöpften Revers.

Nr. 6 und 8. Körbchen in Füllhornform mit Dessin.

Unter dieser Nummer geben wir das Modell eines recht netten und originellen

Nr. 3. Griechische Coiffüre.

Behälters für allerhand kleine Gegenstände, wie sie Damen in ihrem Arbeitszimmer stets gern zur Hand haben mögen. Wie ersichtlich, hat das Körbchen die Form eines Füllhorns, das in einem Henkelgestell von schwarzlackirtem, spanischen Rohr angebracht ist. Der Körper des Behälters besteht aus feinem Strohgeflecht und dünnen, rosa gefärbten Weidenruthen, welche in der Form eines Füllhorns gebogen sind und dem Geflecht den Halt geben. Die Randöffnung ist mit einem Lambrequin von blauem Tuch (s. Dessin Nr. 8) garnirt, dessen runde Zacken mit einem schmalen Streifen hellblauer mit braunen Seidenstichen durchsteppter Wolle umrandet sind. Zwischen jede Zacke des Lambrequins wird eine kleine Quaste von gekämmter Wolle in abwechselnd blauen, rosa und écrufarbenen Nüancen befestigt.

Nr. 7. Gehäkelte Spitze.

Diese Spitze besteht durchgängig aus einfachen Maschen und Stäbchen und bietet keinerlei Schwierigkeiten.

Nr 4. Empfangs-Toilette.

Nr. 9 bis 13. Kinder-Toiletten.

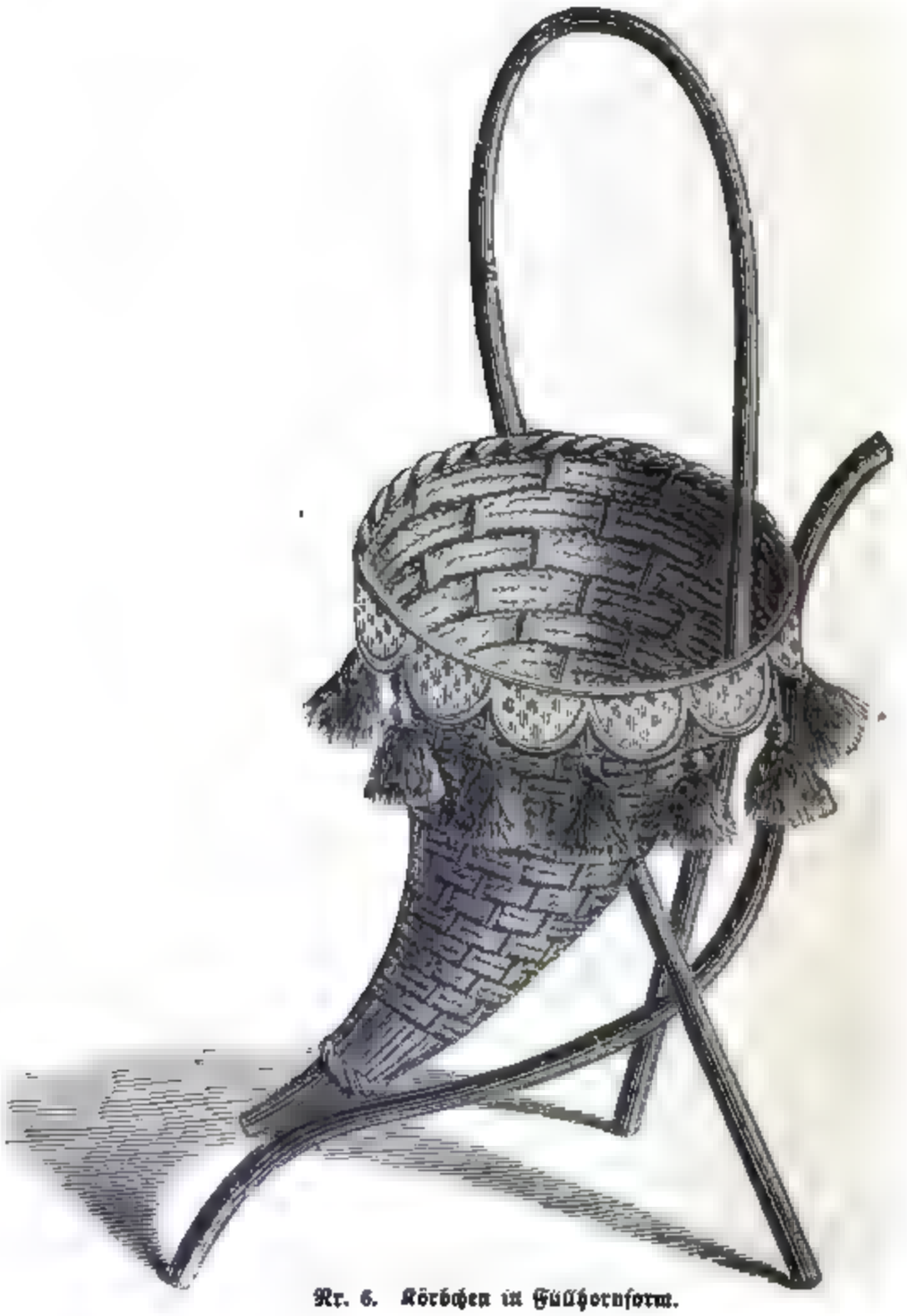
Nr. 9 und 11. Costüm von dunkelbraunem Wollenstoff mit oliven- und rosafarbener Faille in Rück- und Vorderansicht für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. Der Rücken der Prinzeßrobe zeigt, mit Ausnahme der Knopfnaht, acht Nähte; jede

derſelben iſt am untern Ende mit einer langen fächerförmigen Falte von roſa Faille garnirt. Die untere Partie des Rückentheils hängt nicht mit dem Vordertheil zuſammen, ſondern fällt auf einen falſchen Rock, welcher mit den Seitennähten des Vordertheils verbunden iſt. Sämmtliche Ränder ſind mit einem ſchmalen oliven-

Nr. 5. Reiſe-Coſtüm.

grünen Failleſtreifen umrandet und mit roſafarbener Litze eingefaßt. Ziemlich unten auf der Vorderſeite eine Stoffſchärpe, deren oberer Rand languettirt iſt; die Zacken haben, wie die übrige Garnirung, die gleiche Einfaſſung mit roſa Litze; olivenfarbene Bandbouillonnés bilden eine recht hübſche Verbindung der Zacken, ſo daß die Languettenreihe der Schärpe ſich vortheilhaft vom Vordertheil der Robe abhebt.

Eine vom Rückenplissé ausgehende breite Faillegarnirung giebt der Seite des Rockes einen geschmackvollen Abschluß. Der Zeichner hat uns bei diesem Costüm bezüglich der Deutlichkeit der zuletzt beschriebenen Einzelheiten etwas im Stich gelassen. Stoffschärpe am Fuße der Vorderseite mit Zacken ꝛc. hätten deutlicher gezeichnet werden sollen. Doppelter zurückgeschlagener Kragen von olivengrüner Faille. Gefältelte Halskrause. Die Toque der Rückansicht-Figur ist von schwarzem Stroh mit Einfaß von grünem Atlas und einer Umwindung von schwarzen Federn; an



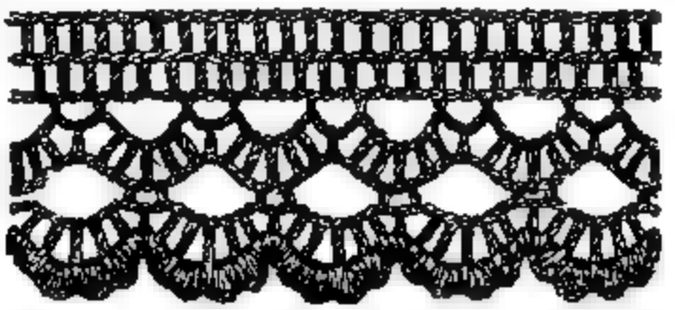
Nr. 6. Körbchen in Füllhornform.

der rechten Seite ein weißer von einer harmonirenden Schnalle gehaltener Flügel. Der Hut der Abb. 11 mit breitem, vorn und auf der Rückseite herabgebogenem etwas breitem, an den Seiten emporgebogenem Rande (von schwarzem Stroh) ist um die Calotte mit einer Umwindung von grünem Moiré- und Atlasband und daraus gebildeter Schleife garnirt; von der linken Seite fällt eine weiße Amazonenfeder nach hinten herab.

Nr. 10 u. 12. Langer Paletot (Kutscherüberrock) von Tuch in irgend einer

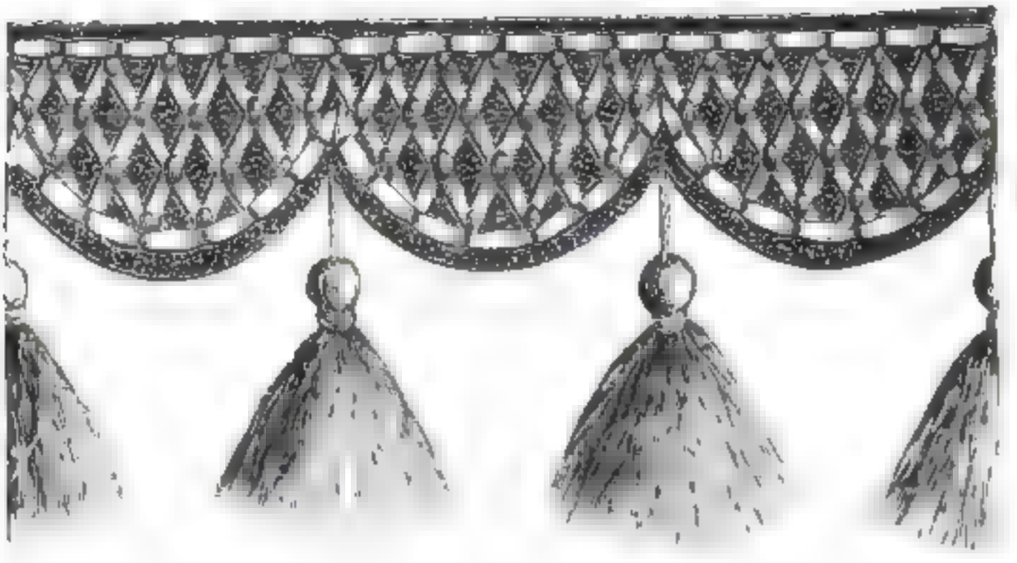
hellfarbenen Nüance, für Mädchen oder auch für Knaben von sieben bis neun Jahren (Vorder- und Rückansicht). Die die Rückansicht darstellende Figur zeigt auf der Mitte des Rückens eine geschweifte Naht und zwei unter den Armen herablaufende Nähte. Die geraden Vordertheile werden mittels vier mit der Stoffarbe übereinstimmenden Holzknöpfen geknöpft. Um die Rückseite des Halses drei übereinandergelegte Kragen und über der Brust Shawlrevers. Am unteren Theil des Aermels statt eines Aufschlags drei gesteppte Stoffschrägstreifen. Die Tasche ist aus drei übereinandergesetzten Patten, von denen die beiden oberen in der Mitte je mit einem Knopfe zusammengesetzt sind. Alle Ränder des Kleidungsstückes sind mit einer äußerst feinen Steppung garnirt.

Nr. 13. Costüm von beigefarbenem Cashmir für Mädchen von vier Jahren.



Nr 7. Gehäkelte Spitze.

Englische, vorn ganz gerade Robe mit kugelförmigen assortirten Knöpfen an der vorderen Schlußseite. Die ziemlich unten an der linken Seite angesetzte Tasche ist mit kleinen Faillerüllchen eingefaßt; die nämliche Garnirung findet sich an den Aermelaufschlägen wieder; die weitere Garnirung derselben besteht in Knöpfen und blinden Knopflöchern. Das Ende des Rückentheils endigt in einen Plissévolant, über welchen zwei übereinandergestellte Patten gesetzt sind.



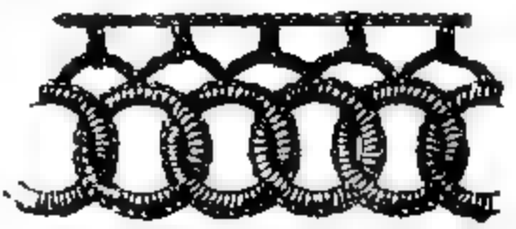
Nr 8 Dessin zu Nr. 6.

Nr. 14. Frivolitäten mit verschlungenen Ringen.

Eine solche höchst solide Spitze ist aus einer Reihe geschmackvoll in einander verschlungener Ringe zusammengesetzt; nur gehört ein wenig Geschicklichkeit dazu, um die Bollen regelmäßig zu bilden; die Verbindung der Ringe mit einander erfolgt an den Kreuzungspuncten. Die Arbeit läßt sich bis ins Unendliche fortführen und erzeugt ein gelungenes Ensemble. Zuerst werden 30 Doppelschleifen gemacht, der Faden durch die Maschenreihe gezogen und der Ring geschlossen, indem die Nadel unter dem Faden hinweggeführt und dieser darüber geschlagen und in der Weise zusammengezogen wird, daß sich eine Schlinge bildet, welche auf der Nadel bleibt. Der Faden muß sich im Innern des Ringes befinden, indem immer in den Kreis gestochen wird. Es werden 6 Luftmaschen gehäkelt und der fertige Ring

Neueste Moden.
1528
9
10
11
12
13

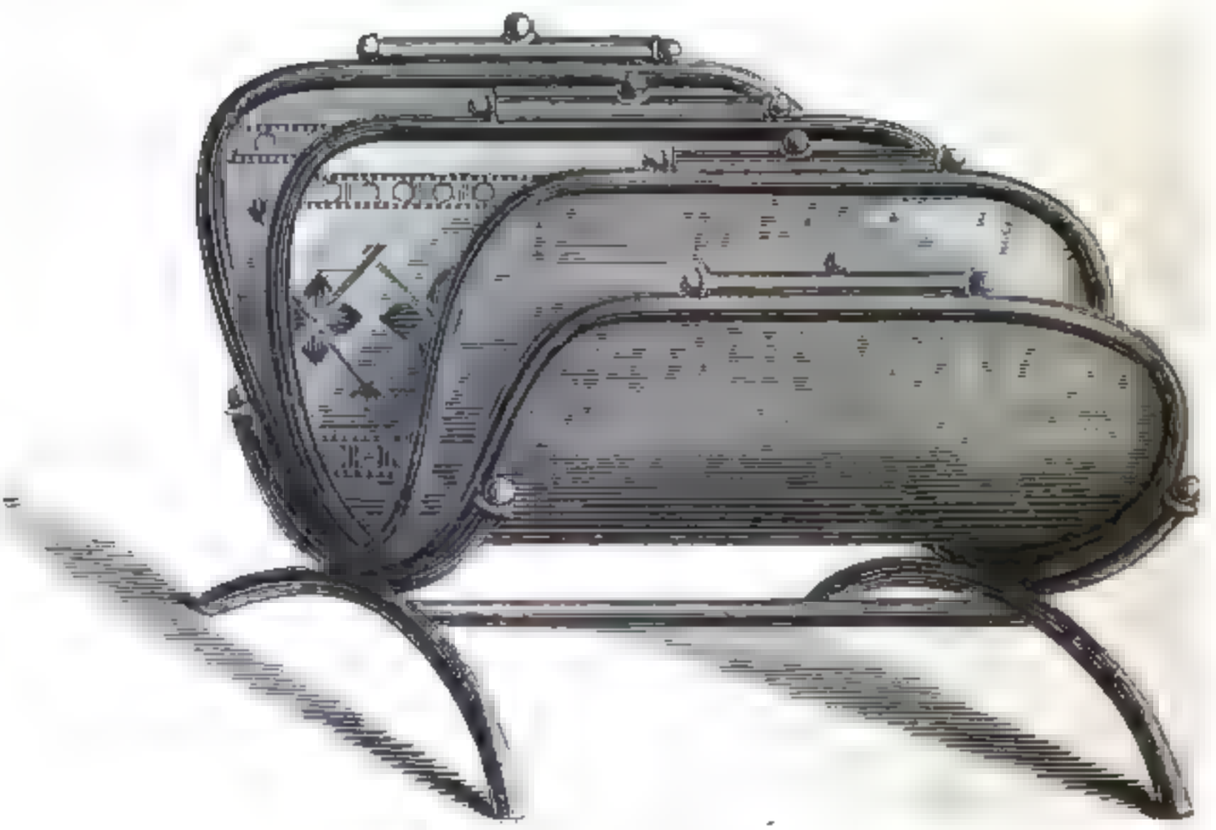
wird auf die Nadel geschoben, so daß er sich hinter der Reihenmasche befindet, dann folgen drei Doppelschleifen. Der Faden wird in alle Maschen gezogen. Die Schleifenreihe bis zur Hälfte ihrer Länge in den vorhergehenden Ring gezogen und dieser geschlossen, indem die Nadel unter den Faden gezogen wird, dann wird der Faden über die Nadel geschlagen und zu einer Schlinge zusammengezogen, welche auf der Nadel bleibt. Die folgende, den Fuß der Spitze bildende Reihe besteht einfach aus Stäbchen, welche in die Mitte der 6 Luftm. der vorhergehenden Reihe gehäkelt werden und mit 4 Ketten- oder Luftm. für den Zwischenraum abwechseln.



Nr 14. Frivolitäten mit verschlungenen Ringen.

Nr. 15. Brief- und Notizenhalter

Dieses neue Modell eines Brief und Notizenhalters ist auf einem kleinen Gestell von schwarzlackirtem Bambus mit weißen Knöpfen an den Enden befestigt. Für die Verzierung der beiden Abtheilungen sind zwei Streifen von brasilianischem Canevas im Tapisseriehalbstich nach einem sich hierzu eignenden Dessin in feiner Seide zu besticken. Der Canevas wird dann m. kirschrothem Atlas besteckt. Um diesem kleinen, für ein Bureau höchst bequemen Gegenstand noch eine weitere Zierde zu



Nr. 15. Brief- und Notizenhalter

geben, kann man zu jeder Seite des Gestells eine mit der übrigen Garnirung harmonirende Quaste anbringen.

Nr. 16. Gehäkelte Frivolitäten.

Diese Spitze ist sehr einfach und läßt sich schnell ausführen. Es werden 21 Doppelschleifen gemacht, aus denen ein Ring gebildet wird, 5 Luftmaschen; hierauf eine aus 8 Schleifen zusammengesetzte Muschel, welche zu einem großen Ring

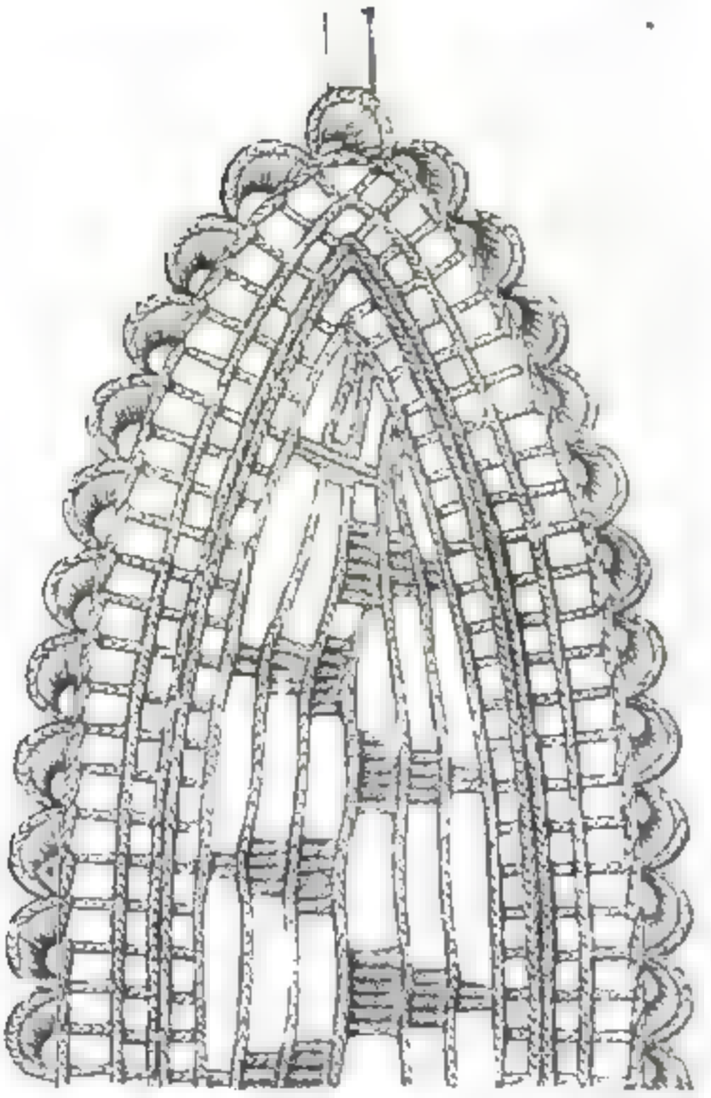
geschlossen wird, wobei der Faden zugleich durch alle 8 Stiche gezogen wird. Ein Kettchen, um die Muschel gut zusammenzuziehen, 5 Lm., 1 zweiter Ring von 21 Doppelschleifen. Der folgende Ring wird jedesmal an den vorhergehenden befestigt, nachdem die fünfte Doppelschleife gemacht ist. Um den Fuß zu bilden, ist

Nr. 16. Gehäkelte Frivolitäten.

es nur nöthig, einen einfachen Stich in denjenigen Stich zu machen, welcher die Muschel schließt und 6 Lm. Zwischenraum zu häkeln.

Nr. 17. Gehäkelter Vorhangshalter.

Diese Arbeit wird in Baumwollengarn mit einer ziemlich starken Häkelnadel und einer assortirten stählernen Häkelnadel ausgeführt. Die Länge ist zu 50 und die größte Breite in der Mitte zu 7 Centimeter angenommen. Das gefällige Dessin



Nr 17. Gehäkelter Vorhangshalter.

ist im Ganzen sehr einfach und bedarf auch keiner eingehendern Erklärung, da von jeder einigermaßen gewandten Häklerin das Verfahren des Abnehmens zu beiden Seiten vorauszusetzen ist. Die an den beiden Enden befestigte Schlinge, welche um den Stift der Rosette geschlungen wird, ist aus festem Zwirn zu häkeln.

Nr. 19 Prinzeßrobe

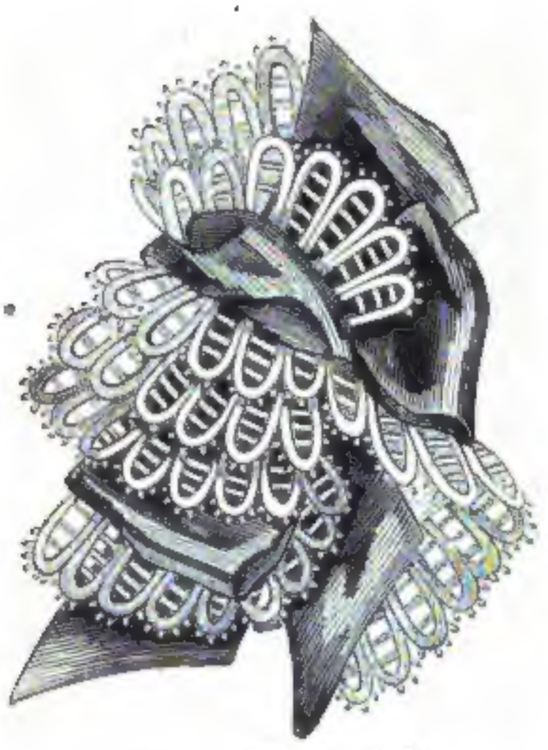
Nr. 19. Empfangs-Toilette.

Nr. 18. Empfangs-Toilette.

Prinzeßrobe von hellgrauer Popeline, mit einem mit Spitze eingefaßten Plastron in einer etwas dunkleren Nüance. Das Vordertheil der Robe ist von einer breiten, elegant gefältelten Schärpe von assortirter Faille umschlossen, unter welcher sich das

Nr. 20. Zündhölzchenbehälter.

Plastron verliert. Der unterhalb der Schärpe herabgehende Theil (von Faille) ist in horizontale Falten gelegt, über welche verticale, etwas schräggestellte Spitzenstreifen angebracht sind. Am untern Rand des Rockes herum ein Popelinepliſſé.

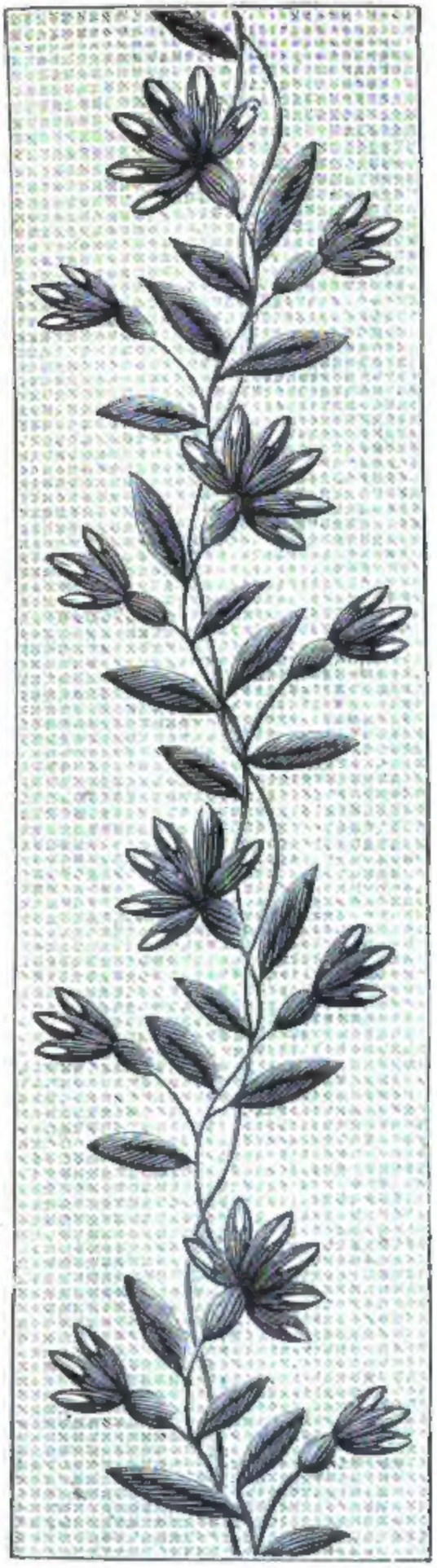


Nr. 21. Cravattenschleife.

Nr. 22. Halsschleife.

Auf der Rückseite ist die Schleppe leicht drapirt. Enge Aermel mit Failleaufschlägen und einer Spitzenbordüre; am äußersten Ende ein kleines Pliſſé. Das herzförmig ausgeschnittene Plastron umgiebt den Hals und über dasselbe legt sich ein kleiner Kragen. Halskrause und Manschette von Spitze. Reißstrohhut mit Perlenverzierung, oben eine gekräuſte Feder, auf der Rückseite herabfallende Bandschluppen.

Nr. 19 Prinzeßrobe.



Nr. 23. Dessin zu Nr. 20.

Das Vordertheil dieser Prinzeßrobe von indischem Caschmir ist der ganzen Länge nach mit einem von geschmackvoll arrangirten Galons bedeckten Plastron garnirt; dieselbe Garnitur wiederholt sich auch auf Kragen und Schleppe. Eine schöne Passementerieapplication rafft und hält die Robe auf der Rückseite. Die durch die Raffung entstehende leere Stelle an der Seite ist durch kleine assortirte Faillevolants ausgefüllt. Enge Aermel, deren Aufschläge mit Galons bedeckt sind und am Handgelenk kleine Faillepliss. Battistkragen und Battistmanschetten mit Hohlsaumnaht. Strohhut mit einer schönen Feder und Bandschleife.

Nr. 20 und 23. Zündhölzchenbehälter mit Dessin.

Der obere und untere Holzrand des Behälters ist mit schwarzem Atlas überzogen; der innere Körper ist aus einem Cylinder von Carton gebildet und das Ganze ruht auf kleinen Füßen von vergoldeter Bronze. Das Innere ist mit metallischem Papier ausgelegt und das Aeußere zwischen den Atlasrändern mit einem gestickten Streifen überzogen. Das Dessin dieses Streifens ist in Nr. 21 in wirklicher Größe gegeben. Es bildet eine einfache Guirlande im Hochstich in Seide. Die blauen Blumen sind durch einen Stich in Weiß gehoben; das Blattwerk ist resedagrün und die Stengel braun. Der gestickte Streifen wird oben und unten vom schwarzen Rande durch eine blaue Schnur markirt.

Nr. 21. Cravattenschleife.

Dieselbe ist aus breitem lila Band und in Muscheln geformter Guipüre zusammengesetzt. Die Anordnung ergiebt sich aus der Abbildung.

Nr. 22. Halsschleife

von Musselin mit Hohlsäumen. Der obere Theil bildet einen Kragen, welcher auf ein hübsches Muschelpliss fällt.

Nr. 24. Läzchen für ein kleines Kind.

Dasselbe besteht aus Percal und bildet auf der Rückseite einen abgerundeten Kragen und ein fein gefälteltes Plastron an der Vorderseite. Das Plastron sowie die vorn bis unten herabgehenden Achselbänder sind mit Percalknöpfen besetzt. Sämmtliche Ränder sind mit einem gestickten Feston umgeben.